Baltische Monatsschrift

Digitized by Google

0902
142
v.57-58

Library of

Princeton University

Digitized by Google

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Fr. Bienemann jun.

57. Band. — Jahrgang 46.

Heft 1.

Januar 1904.

Riga.

chen Monatsschrift.

ße Nr. 27.

Digitized by Google

Baltische Monatsschrift.

Erscheint monatlich in Heften von 5—6 Bogen; einmal jährlich zwei Hefte zusammen als Doppelheft.

Abonnements werden von allen deutschen Buchhandlungen entgegengenommen, sowie von der Expedition der „Baltischen Monatsschrift" in Riga.

Abonnementspreis: 8 Rbl. jährlich, direkt unter Kreuzband **9 Rbl.** (ins Ausland **20 M.**) pränumerando.

Insertionspreis: Die einmal gespaltene Petit-Zeile — 15 Kop. 1/1 Seite — 12 Rbl.; 1/2 Seite — 7 Rbl.; 1/4 Seite — 4 Rbl. Bei ganzen und halben Seiten im Abonnement auf 1/1 oder 1/2 Jahr entsprechende Ermäßigung.

Briefe und Beiträge sowie alle zur Besprechung in dieser Zeitschrift bestimmten Verlagswerke sind **an den Herausgeber der Baltischen Monatsschrift,** Riga, Nikolaistr. 27 zu richten.

Eine Besprechung unverlangt eingesandter Bücher kann nur nach Raum und Gelegenheit erfolgen.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Etwas über Dorpats Vergangenheit und Zukunft. Von **Arnold Hasselblatt** 1

Heinrich Reinhold v. Anrep. Ein Lebensbild von Professor Dr. **R. v. Stackelberg** 19

Herders Wirken und Wachsen in Riga. Vortrag von Oberlehrer **K. Walter** 28

Heimat. Gedicht von **Helene v. Engelhardt** 49

Necrologium balticum 1903 53

Kulturgeschichtliche Miszellen: Ein schwedischer Küchenzettel von 1696. — Etwas vom „Rosenhof" zu Riga. 61

Von unseren Theatern. Über das Rigasche Stadttheater im ersten Drittel der Saison 1903/4 70

Literarische Rundschau:

Auch ein Wiedererstandener. Von **K. Stavenhagen** . . 85

Karl Worms' „Erbkinder". Von Oberlehrer **R. Girgensohn.** 88

Neuerschienene Bücher 93

Zur Schärfung des Sprachgefühls 94

* * *

Baltische Chronik vom 1.—25. Sept. 1903.

Nachdruck verboten.

Verantwortlicher Herausgeber und Redakteur Dr. Fr. Bienemann.

Дозволено цензурою. — Рига, 17 Января 1904.
Druckerei der „Baltischen Monatsschrift", Riga.

Digitized by Google

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Friedrich Bienemann.

Sechsundvierzigster Jahrgang.

LVII. Band.

Riga 1904.
Verlag der Baltischen Monatsschrift.
Nikolaistraße Nr. 27.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Band LVII.

	Seite
Etwas über Dorpats Vergangenheit und Zukunft. Von **Arnold Hasselblatt**	1
Heinrich Reinhold v. Anrep. Ein Lebensbild von Professor Dr. **R. v. Stackelberg**	19
Herders Wirken und Wachsen in Riga. Vortrag von Oberlehrer **K. Walter**	28
Necrologium balticum 1903	53
Auch ein Wiedererstandener. Von **K. Stavenhagen**	85
Karl Worms' „Erdkinder". Von Oberlehrer **K. Girgensohn**	88
Kunstfreude und Kunstpflichten. Von M. **E. v. Schrenck**	97
Allerlei aus Schule und Haus. Pädagogische Betrachtungen. Von Oberlehrer **Leon Goertz**	123
Über die gegenwärtige estnische Presse. Von Pastor **Gustav Haller**-St. Martens	140
Das Aussterben der höheren Gesellschaftsklassen. Von **Eberh. Kraus**	168
Wozu nützt der Aberglaube? Von **G. v. Glasenapp**	177
Ein Wort über den Wert der klassischen Bildung. Von **Hermann Adolphi**	207
Arbeit an der Weltanschauung. Von **B. v. S.**	224
Gibt es eine jüdische Rasse? Von **Eberhard Kraus**	235
Briefwechsel zwischen Elisa v. d. Recke und Woldemar von Ditmar. Herausgegeben von Prof. Dr. **L. v. Schroeder**	249
Goethe — pathologisch. Von Pastor emer. **Emil Rathlef**	276
Die Religionsverbrechen nach dem neuen Strafgesetz. Von **Rud. v. Freymann**	313
Die moderne Irrenpflege und die livl. Heil- und Pflegeanstalt Stadeln. Von Dr. **Albert Behr**	339
Aus den Erinnerungen eines russischen Geistlichen an Livland. 1848—1867. I.	361
Caesar Flaischlen. Von **R. v. Engelhardt**	384
Schiller und die neue Generation. Von **K. Girgensohn**	391
Welche Moral verlangt die Predigt Jesu? Von **Gregor von Glasenapp**	401
Über unser landwirtschaftliches Ausstellungswesen. Von **v. P.**	427
Kleiststudien. Von **K. Stavenhagen**	460
Kunstformen der Natur. Von **F. S.**	463

(RECAP)

640977

Digitized by Google

Seite

Kulturgeschichtliche Miszellen:

Ein schwedischer Küchenzettel von 1696 61
Etwas vom „Rosenhof" zu Riga 67
Livländische Schlösser und Güter Ao. 1624 163
Aus dem Leben eines Arztes im 17. Jahrhundert 215
Ulrich Herbers', weil. Bürgermeisters zu Narva, Lebensmaximen . 371
Der Zustand der Kirchen in Livland 1630 452

Von unseren Theatern. Über das Rigasche Stadttheater in der Saison 1903/4 . . . . 70. 296

Gedichte:

Heimat. Gedicht von **Helene v. Engelhardt** 49
Auf Wereschtschagins Tod. Sonett. Von **Gotthard Freytag-Loringhoven** 370
Sage von der Entstehung der Neuseeländischen Vulkane. Von **Helene v. Engelhardt** 444

Bücheranzeigen:

Rinn u. Jüngst, Kirchengeschichtliches Lesebuch. — H. Seidel, Gedichte. — Anders, Skizzen aus unsrem heutigen Volksleben. — Haarhaus, Der Marquis von Marigny 174
Dalton, St. Petersburger Federzeichnungen. — Bürkner, Herder. — Speck, Zwei Seelen 245
Luiga, Die Fürsorge für Geisteskranke im baltischen Gebiet (russisch). — K. von Freymann, Pupa und anderes. — Gildemeister, Essais 465

Neuerschienene Bücher 93. 176. 248. 311. 399. 470

Zur Schärfung des Sprachgefühls 94. 400

*

Rassentheoretiker und Anthropologen. Eine Entgegnung von **H. Driesmans** (Berlin) 241
Rassentheoretiker und Anthropologen. Eine Erwiderung von **Eberhard Kraus** 309

*

Preisausschreiben der „Balt. Monatsschrift" 472

* *
*

Beilage: Baltische Chronik vom 1. Sept. 1903 bis zum 28. Febr. 1904.

Digitized by Google

Etwas über Dorpats Vergangenheit und Zukunft.

Von
Arnold Hasselblatt.

Wenn in den nachstehenden Ausführungen nicht nur von der Vergangenheit, sondern auch von der Zukunft unsrer Stadt die Rede sein wird, so soll damit nicht das Gebiet des Wahrsagens betreten werden. Wir wissen nicht, ob wir selbst noch das Licht des kommenden Tages schauen werden; da wäre es vermessen, voraussagen zu wollen, wie sich der komplizierte Organismus eines städtischen Gemeinwesens nach 50 oder 100 Jahren entwickelt haben wird. Und doch gilt für einen Toren, wer sich von den Ereignissen überraschen läßt, wer in das Kommende und in die kommende Zeit garnicht vorauszuschauen weiß.

Aber wo steckt der Spiegel, der uns die Zukunft zeigt, und wo sind die Mittel, die uns eine vorausschauende Vorstellung von der zukünftigen Entwicklung etwa einer Stadt gewinnen lassen? Wir sind auf diesem Gebiet in der Tat recht arm an Hilfsmitteln und Systemen; denn wir sind, was die Ergründung der Zukunft anlangt, abgesehen von der freien Kombination, lediglich angewiesen auf Analogieschlüsse — teils von der uns vor Augen liegenden Entwicklung vorgeschrittenerer Städte, teils von den Tatsachen der Vergangenheit aus, oder genauer ausgedrückt: wir sind vor allem angewiesen auf die Fortführung der richtunggebenden Linien aus den Tatsachen der Vergangenheit über die Gegenwart hinweg in die Zukunft hinaus. Mit solchen Analogieschlüssen lassen sich freilich keine zwingenden Beweise erbringen; doch aber bietet das Studium der vergangenen Geschehnisse, sofern das Wesen aller Entwicklung in der Stetigkeit beruht, ein wirkliches Material, das, wenn es auch keine feste Vorausberechnung gestattet,

Digitized by Google

so doch die Möglichkeiten der zukünftigen Entwicklung zeigt und uns darauf hinleitet, was wir unter den gegebenen Möglichkeiten als annähernde Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen.

Man hat sich dabei immer vorzuhalten, daß jedes unvorhergesehene tiefer einschneidende Ereignis auch die umsichtigste Wahrscheinlichkeitsberechnung über den Haufen stürzen kann. Für den gegebenen Fall, das ist für die Zukunft der Stadt Dorpat, darf jedoch konstatiert werden, daß die Chancen für den Eintritt umwälzender Katastrophen sehr geringe, jedenfalls viel geringere sind, als in früheren Zeiten. Der Eintritt irgend welcher elementarer Katastrophen, wie sie andre Ortschaften verwüsten — Erdbeben, Hochwasser, Springflut, Bergrutsch 2c. — sind für unsre Stadt so gut wie ausgeschlossen (das Frühjahrs-Hochwasser des Embach wird über den Rang einer empfindlichen vorübergehenden Kalamität wohl kaum hinausgehen). Sehr verringert haben sich die Gefahren einer Entvölkerung durch Seuchen (Pest, Cholera, Pocken), wie man sie auf der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert erlebte. Eine Brandkatastrophe im Stile jener verheerenden Brände von 1755 und 1775 ist kaum denkbar, wobei überdies jedes Brandunglück durch die jetzt bestehende Versicherung des Eigentums wirtschaftlich sehr gemildert wird. Endlich sind so kolossale Verwüstungen, wie sie Dorpat bei der Eroberung durch Iwan Grosnyj, dann durch die Polen, vor allem aber in den Jahren 1704—1708 zu überstehen hatte, von zukünftigen Kriegen kaum zu befürchten, da einerseits die Stadt nicht mehr Festung ist, anderseits die Kriegführung doch eine so weit humanere geworden ist, daß die Losung: „Alles zerstören!“ wohl von keiner kriegführenden Partei mehr als der Kriegswissenschaft höchste Weisheit, namentlich nicht auf eine offene Stadt, zur Anwendung kommen dürfte.

Somit gibt es für unsre Stadt betreffs der Wahrscheinlichkeit einer relativ kontinuierlichen, gesetzmäßigen Entwicklung gegenwärtig bessere Chancen, als in früheren Jahrhunderten, und bessere, als für manche andre Städte. Es kann also mit größerer relativer Sicherheit als ehedem der Versuch unternommen werden, in die Zukunft unsrer Stadt auszuschauen. — Dieser Versuch gilt lediglich der zukünftigen Bevölkerungsbewegung der Stadt.

* * *

Digitized by Google

Der Nordische Krieg hatte die Stadt Dorpat so gut wie vernichtet. Nachdem im Mai 1707 die Hälfte der Dorpater Handwerker mit ihren Familien, vier Edelleute, einige Kaufleute 2c. „zur Hebung des Moskauer Handwerks" nach Moskau und im Februar 1708 der ganze Rest der Bürgerschaft, insgesamt über 800 Personen, in die Gefangenschaft verschleppt worden, wurde im Juli 1708 das Werk der Verwüstung Dorpats vollendet: am 12. Juli 1708 wurde die Stadt nebst den Vorstädten von den abziehenden russischen Truppen an allen Ecken und Enden angezündet und am 17. Juli war die Aufgabe, die Stadt so zu zerstören, daß sie den Schweden unter keinen Umständen wieder einen Stützpunkt zu bieten vermöge, mit Eifer und Erfolg gelöst: von allen Häusern der Stadt — berichtet ein Ringenscher Bauer[1] — ist nur eine alte Badestube „behalten geblieben"; alles andre liegt in Asche und ist ruiniert. — Eine Stadt Dorpat existierte nicht mehr; sie mußte — und damit wird erst nach etwa einem Jahrzehnt begonnen — erst wieder gegründet werden.

Sehen wir zu, in welchem Tempo sich das Wachstum der von den Toten wiedererstandenen Stadt Dorpat vollzogen hat. — Die erste bestimmte Angabe über die Einwohnerzahl des Dorpat des 18. Jahrhunderts entfällt auf das Jahr 1774, wo der sehr zuverlässige Pastor Hupel die Einwohnerzahl mit „ca. 3300" notiert. Das war ein Jahr vor dem „großen Brande": nachdem Dorpat schon am 16. Mai 1755 68 Häuser durch einen Brand verloren, äscherte die große Feuersbrunst vom 25. Juni 1775 nicht weniger als 290 der „besten" Häuser ein, während nur 159, „darunter viele Bauernhäuser", stehen blieben; die eigentliche Altstadt lag wieder in Schutt und Trümmern. — Eine detailliertere Übersicht über den Bestand der Einwohner Dorpats liefert für den 31. Dezember 1783 ein im Ratsarchiv befindliches „Summarisches Verzeichnis aller und jeder Einwohner in der Stadt Dorpat"[2]. Danach setzte sich zum Jahre 1784 Dorpats Einwohnerschaft zusammen aus: 1773 Bürgern und Personen bürgerlichen Standes, darunter 977 männlichen und 796 weiblichen Geschlechts; 35 Personen geistlichen Standes, darunter 17 männlichen und 18 weib-

[1]) Bienemann, Die Katastrophe der Stadt Dorpat, S. 171.

[2]) Aus dem Ratsarchiv dem Verf. freundlichst mitgeteilt von Hrn. Arnold Walter.

lichen Geschlechts; 238 russischen Einwohnern, darunter 109 männlichen und 129 weiblichen Geschlechts; endlich 1911 „undeutschen Vorstädtern und Erbleuten“, darunter 874 männlichen und 1037 weiblichen Geschlechts — in Summa 3957 Seelen.

Der Beginn des 19. Jahrhunderts legt den Keim zu einem ungeahnten Aufschwunge Dorpats: die Wiederbegründung der Universität und die Aufhebung der Leibeigenschaft und die aus ihr hervorgegangene Freizügigkeit der bäuerlichen Bevölkerung haben mächtig zur Vermehrung der Einwohnerschaft der Stadt beigetragen; das erstere Ereignis verlieh Dorpat unter den Städten unsrer Provinzen seine besondere Bedeutung für die Heimat und fürs ganze Reich. — Aus den Jahren der Neubegründung unsrer Universität, 1802, wird (in der zum 25jährigen Jubiläum der Universität herausgegebenen Festschrift) die Bevölkerung der Stadt mit 3534 Einwohnern in 550 Häusern angegeben — entschieden zu niedrig, indem in diese Ziffer die ca. 2000 „undeutschen Vorstädter und Erbleute“ vermutlich nicht einbegriffen sind.

Weiter werden nach den amtlichen (polizeilichen) Erhebungen u. a. angegeben:

für das Jahr 1816 — 7376 Einwohner,
„ „ „ 1821 — 8088 „ darunter:
6688 lutherische, 11 reformierte, 1149 griechisch-orthodoxe und 40 katholische;
für das Jahr 1824 — 8499 Einwohner,
„ „ „ 1826 — 8590 „
„ „ „ 1835 — 10,802 „
„ „ „ 1854 — 12,816 „ darunter:
10,509 lutherische, 41 reformierte, 1869 griechisch-orthodoxe und 174 katholische[1].

Bis hierzu sind wir in den Bevölkerungsziffern auf die sog. „Revisionslisten“ angewiesen gewesen; mit dem Jahre 1867 setzt ein neuartiges, auf moderner Grundlage gewonnenes Material ein — dasjenige der Volkszählungen. Es ergaben die Volkszählungen:

vom 3. März 1867 — 21,014 Einwohner,
„ 29. Dezember 1881 — 29,974 „
„ 28. Januar 1897 — 40,664 „ (ohne Militär).

Für das Jahr 1903 ist die Einwohnerzahl mit 45,000 Seelen sicherlich nicht zu hoch veranschlagt.

---

[1]) Inland, Jg. 1855, Sp. 139—140.

Bei allen diesen Daten handelt es sich keineswegs um irrtumsfreie Ermittelungen, sondern um Ziffern, in die sich ausnahmelos mehr oder weniger starke Fehler eingeschlichen haben. Das gilt auch von dem durch die drei Volkszählungen ermittelten Material. Für die relativ zuverlässigsten Ermittelungen dürften anzusehen sein: die Angabe von Hupel fürs Jahr 1774, die des Ratsprotokolls für 1784, die gelegentlich des Universitätsjubiläums für 1826 ermittelte und endlich die Ergebnisse der drei Volkszählungen, welche letzteren freilich keineswegs gleichwertiges Material zu tage gefördert haben. Da brauchen wir — zumal es sich um größere Zeiträume handelt — hier nicht subtile Rechnungen vorzunehmen; wir können in den gröbsten Umrissen die Bevölkerungsbewegung skizzieren.

Unter Abrundung der Zahlen spricht sich das Anwachsen der Bevölkerung der Stadt in folgenden Ziffern aus:

im Jahre	1774	etwa	3300	Einwohner,
" "	1784	"	4000	"
" "	1802	"	5500	"
" "	1816	"	7400	"
" "	1826	"	8600	"
" "	1835	"	10,800	"
" "	1854	"	12,800	"
3. März	1867	"	21,000	"
29. Dez.	1881	"	30,000	"
28. Jan.	1897	"	40,700	"
im Jahre	1903	"	45,000	"

Demnach hätte sich in den nahezu 130 Jahren seit dem J. 1774 die Bevölkerung des damaligen Dorpat mehr als verdreizehnfacht, seit dem J. 1784 mehr als verzwölffacht, seit 1802, also in etwas mehr als 100 Jahren, mehr als verachtfacht, seit 1816 mehr als versechsfacht, seit 1826 mehr als verfünffacht und seit 1835 mehr als vervierfacht; seit 1854, also in bald 50 Jahren, ist die Stadt um das Dreiundeinhalbfache, seit dem März 1867, also in 36 Jahren, um mehr als das Doppelte und seit dem Dezember 1881, oder in rund 21 Jahren, um etwa 50 pCt. gewachsen. — Die in Vorstehendem sich aussprechende starke Bevölkerungszunahme des Dorpat des 19. Jahrh. gehört keineswegs zu den Ausnahmeerscheinungen; so z. B. hat Berlin seine Einwohnerschaft in den letzten 50 Jahren um das Fünffache, und

Wien, trotz keineswegs besonders günstiger äußerer Verhältnisse, um das Dreifache vermehrt, während unsre Stadt, wie erwähnt, im nämlichen Zeitraum um das Dreiundeinhalbfache gewachsen ist.

Wenn wir unter der Voraussetzung des absolut stetigen Weiteranwachsens der Bevölkerung in geometrischer Progression die Linien aus der Vergangenheit in die Zukunft weiter führen, so gelangen wir, je nach dem Ausgangspunkt unsrer Linienführung, zu sehr verschiedenen Resultaten: für die Zeit nach 100 Jahren schwankt die errechnete Ziffer der Bevölkerung unsrer Stadt zwischen ca. 330,000 und ca. 530,000 Einwohnern, d. h. je nach den gewählten rechnerischen Grundlagen müßte die Stadt nach 100 Jahren mindestens auf 325,000 und höchstens auf 530,000 Einwohner angewachsen sein.

Die Stadt würde nach 100 Jahren, also um das Jahr 2000 unsrer Zeitrechnung, zählen, wofern sich die Bevölkerungszunahme vollzieht:

analog dem Zeitraum von	1802—1903	—	ca. 350,000 Einw.
" " " "	1816—1903	—	ca. 480,000 "
" " " "	1826—1903	mehr als	400,000 "
" " " "	1854—1903	—	ca. 530,000 "
" " " "	1867—1900[1]	—	ca. 360,000 "
" " " "	1882[2]—1897	—	ca. 330,000 "

Aus der erheblichen Divergenz der Resultate folgt noch nicht, daß die ganze Methode einer solchen Ableitung als trügerisch und wertlos zu verwerfen ist, sondern zunächst nur, daß sie mit Vorsicht angewandt sein will, daß wir zu untersuchen haben, welche der in Betracht gezogenen Zeitperioden wir behufs Erzielung eines möglichst wahrscheinlichen Resultats zur Richtschnur auszuwählen haben. Und zwar werden wir diejenige Periode zu bevorzugen haben, die am wenigsten Ausnahme-Ereignisse innerhalb der stetigen Entwicklung und sonach am ehesten eine gewissermaßen normale, typische Bevölkerungsbewegung in sich schließt.

Da liegt es auf der Hand, daß wir beispielsweise die Periode von 1854—1903, deren in geometrischer Progression

---

[1]) Wir wählen das Jahr 1900 (bei Annahme einer Bevölkerung von mindestens 42,600 Einw.), weil hier für 33 Jahre gerade eine reichliche Verdoppelung der Bevölkerung zu registrieren ist.

[2]) Die Zählungsperiode vom 29. Dezember 1881 bis zum 28. Januar 1897 verrechnen wir als 15-, nicht als 16-jährige Periode.

fortgeführter Bevölkerungszuwachs für das Jahr 2000 die kaum mögliche Ziffer von ca. 530,000 Einwohnern ergeben würde, nicht als Norm für die zu erwartende zukünftige Entwicklung verwerten dürfen; denn diese auf wirtschaftlich sehr ungünstige Zeiten folgende Periode umfaßt eine so lange Reihe verschiedenartiger, für die Entwicklung der Stadt exzeptionell günstiger Momente (Bauerlandverkauf, die Begründung neuer, eine stark steigende Frequenz der Universität nach sich ziehender Gymnasien, die Erbauung der Tapser wie der Rigaer Bahn ꝛc.), daß eben in dieser Periode die Bevölkerung der Stadt sich über die Norm hinaus vermehren mußte, mithin diese Periode als eine abnorme sich zur Grundlage für Zukunftsberechnungen, die viel zu hoch ausfallen müßten, nicht eignet.

Das beigebrachte Material läßt sich auch noch von andrer Basis zu Analogieschlüssen verwerten, nämlich indem man nicht die respektiven Perioden vom Anfangsjahre an bis zur Jetztzeit, sondern kürzere Perioden mit früherem Abschluß der Berechnung zugrunde legt. Sehen wir uns einige solcher Perioden an.

Der 15-jährige Zeitraum vom 29. Dezember 1881 (rund 30,000 Einw.) bis zum 28. Januar 1897 (rund 40,700 Einw.) ergibt, als Norm angenommen, ein wahrscheinliches Wachstum von 15 zu 15 Jahren um rund 35,3 pCt., d. i. in folgenden Ziffern:

für das Jahr 1912 —	54,930	Einw.,	für das Jahr 1972 —	184,059	Einw.,
„ „ „ 1927 —	74,320	„	„ „ „ 1987 —	249,031	„
„ „ „ 1942 —	100,546	„	„ „ „ 2002 —	337,000	„
„ „ „ 1957 —	136,038	„			

Zu erheblich andern Resultaten gelangen wir unter Verwertung der zwischen den beiden ersten Volkszählungen liegenden, ebenfalls fast 15-jährigen Periode vom März 1867 bis Dezember 1881, wo eine Vermehrung um rund 43 pCt. stattgefunden hat. Unter Zugrundelegung des Bevölkerungszuwachses dieser Periode würde die Bevölkerung der Embachstadt erreichen oder erreicht haben:

für das Jahr 1896 —	42,900	Einw.,	für das Jahr 1956 —	167,790	Einw.,
„ „ „ 1911 —	61,300	„	„ „ „ 1971 —	239,940	„
„ „ „ 1926 —	87,659	„	„ „ „ 1986 —	383,110	„
„ „ „ 1941 —	117,340	„	„ „ „ 2001 —	547,800	„

Diese Zahlen sind — rein rechnerisch genommen — noch etwas zu niedrig gegriffen, weil es sich nicht um volle 15 Jahre handelt, während die zuvor erwähnte Periode einen Monat über 15 Jahre hinaus umfaßte. Aber dennoch mußten die auf den Jahren 1867—82 beruhenden Zahlen sehr viel höher als bei den Jahren 1882—97 ausfallen, weil diese Jahre zu den für die Bevölkerungsbewegung des alten Dorpat allergünstigsten gehörten: sie repräsentieren die Blütezeit der Universität, in sie fällt die Verbindung der Stadt mit dem ersten Schienenwege (1876), ihr kommen die Früchte des durch den Bauerlandverkauf gemehrten Wohlstandes der bäuerlichen Bevölkerung zu gute. In die Periode von 1882—97 fallen die Reorganisation der Universität, Behörden und Schulen und mehrere landwirtschaftlich ungünstige Jahre, während die Fortführung der Bahn nach Riga, die unsre Stadt aus einem Eisenbahn-Endpunkt zu einem Eisenbahn-Durchgangspunkt verwandelte, kaum sehr erheblich zu einer außerordentlichen Bevölkerungszunahme beigetragen haben dürfte. — Beiläufig bemerkt, ließe sich diese vergleichende Vorausberechnung auch in anderm Sinne verwerten; man könnte nämlich an der Divergenz der errechneten Zukunftsbevölkerung der Stadt je nach der einen oder aber der andern Periode die Prosperität der Stadt in der ersteren Periode gegenüber der letzteren illustrieren. Man könnte also etwa sagen: in den Jahren 1867—82 war die Prosperität des damaligen Dorpat im Vergleich zu der nachfolgenden 15-jährigen Periode der Reorganisationen eine relativ dermaßen günstigere, daß die Stadt, wofern sie auch in Zukunft nach Maßgabe der Jahre 1867—82 prosperiert hätte, im J. 2001 zu ganzen 457,800 Einwohnern gelangt sein würde, während sie auf Grund der Bevölkerungsbewegung von 1882—1897 fürs J. 2001 nur auf ca. 325,000 Einwohner sich Hoffnung machen könnte. — Für Zukunftsberechnungen muß jedenfalls die Periode von 1882—97 als die ungleich normalere angesehen werden. Obgleich ungünstiger, als der voraufgegangene 15-jährige Zeitraum, ergibt doch auch sie Ziffern, die mancher kurzer Hand als „unmöglich" verwerfen mag. „Wie soll" — wird man auszurufen sich versucht fühlen — „der alte Musensitz am Embach selbst nach der ungünstigeren Basis im J. 1942, also nach weniger als 40 Jahren, schon 100,000 Einwohner und nach 100 Jahren gar schon 300,000 beherbergen können!"

Daß das Wachstum der Bevölkerung gerade in diesem Tempo sich vollziehen wird, ist allerdings sehr zweifelhaft; aber die Gegenwart würde doch sehr gut daran tun, sich betreffs der Zukunft der Stadt an die Vorstellung heute sehr hoch erscheinender Bevölkerungsziffern zu gewöhnen. Ähnliche Ziffern liegen jedenfalls im Bereich des Möglichen, und in dem Wachstum der Stadt ist seiner Zeit gewiß als „unglaublich“ Erschienenes bereits Tatsache geworden. Wer etwa würde einem Statistiker vom Jahre 1784 getraut haben, wenn dieser damals prophezeit hätte: das Dorpat vom J. 1784 mit seinen 4000 Einwohnern wird nach 100 Jahren das stolze Riga mit seiner damals 28,000 Einwohner, also das Achtfache Dorpats zählenden Bevölkerung erreicht haben! Und nach Ablauf der 100 Jahre hätte dieser prophetische Statistiker mit Genugtuung uns zurufen können: „Seht, die Menschen vor 100 Jahren haben mich damals ob meiner Voraussage ausgelacht, aber schon die am 29. Dez. 1881, also noch vor Ablauf des Jahrhunderts in Dorpat vorgenommene Volkszählung hat nicht nur 28,000, sondern sogar fast volle 30,000 oder genauer 29,974 Einwohner ergeben, das damalige Riga an Einwohnerzahl also nicht nur erreicht, sondern schon vor Ablauf des Jahrhunderts sogar überflügelt.

Dieser hier ins Feld geführte präsumierte prophetische Statistiker würde für seine Voraussage eine ganz brauchbare Unterlage gehabt haben — ein Material, dessen Auswertung auch heute noch unser Interesse erregt. Dieses Material bilden die beiden bereits notierten, als relativ sehr zuverlässig anzusehenden Bevölkerungsangaben vom J. 1774 und 1784 (resp. für den letzten Dez. 1783) für das damalige Dorpat, — erstere von dem sehr gewissenhaften Forscher Hupel herrührend, letztere mit sehr detaillierten Angaben über die Zusammensetzung der Bevölkerung nach Geschlecht und Stand — das „summarische Verzeichnis aller und jeder Einwohner in der Stadt Dorpat“ — aus dem Ratsarchiv stammend. — Hupel gab für 1774 die Einwohnerzahl Dorpats auf „ca. 3300“ an, das „summarische Verzeichnis“ auf 3957 Seelen, welche Zahl wir als aus dem Dezember 1783 stammend, für 1784 auf rund 4000 Seelen abrunden. — Welche Bevölkerungszahlen für Dorpat hätten nun unter Zugrundelegung der Bevölkerungsbewegung im Jahrzehnt 1774—1784 errechnet werden

müssen? Bei 3300 Seelen im J. 1774 und 4000 im J. 1784 hätte die städtische Bevölkerung steigen müssen:

1794	auf	4840	Einw.,
1804	„	5856	„ (faktisch 1802 mit ca. 5500 angegeben)
1814	„	7086	„ („ 1816 „ 7376 „)
1824	„	8574	„ („ 1826 „ ca. 8600 „)
1834	„	10,374	„ („ 1835 „ ca. 10,800 „)
1844	„	12,552	„
1854	„	15,188	„ (faktisch 1854 mit 12,800 angegeben)
1864	„	18,377	„ („ 1867 „ ca. 21,000 „)
1874	„	22,236	„
1884	„	28,931	„ (faktisch 1882 ca. 30,000)
1894	„	35,006	„ („ 1897 ca. 40,700)
1904	„	42,367	„

Wir sehen: jenes Jahrzehnt von 1774—1784 würde eine außerordentlich zutreffende Prognose der zukünftigen Bevölkerungsbewegung für die nächsten 120 Jahre gegeben haben, indem sie meist nur um ein Weniges hinter der in Wirklichkeit eingetretenen oder, sagen wir korrekter, hinter den in Wirklichkeit ermittelten Angaben zurückgeblieben ist. Das Zurückbleiben erklärt sich sehr natürlich daraus, daß das Jahrzehnt von 1774 bis 1784 zu den für das Prosperieren der Stadt ungünstigsten Perioden (1775 „der große Brand") gehört.

Die von dieser Basis abgeleitete Prognose für die Zeit von 1784—1904 hat sich als dermaßen zutreffend erwiesen, daß wir nicht unterlassen möchten, sie nun auch wirklich für die Zukunft fortzuführen. Demnach wäre eine Steigerung der städtischen Bevölkerung zu erwarten:

Für	1914	auf	51,264	Einw.,	Für	1954	auf	109,889	Einw.,
„	1924	„	62,029	„	„	1994	„	235,566	„
„	1934	„	75,055	„	„	2004	„	285,023	„
„	1944	„	90,817	„					

Wie nun sollen wir uns die Zukunft unsrer Stadt tatsächlich vorstellen? Welche der angeführten Zukunftsziffern haben wir als die wahrscheinlichsten, als die der dereinstigen Bevölkerungsziffer mutmaßlich am nächsten kommenden anzusehen? Welche Erwägungen wären als Korrektiv zu dem starren, mechanisch entwickelten Zahlenmaterial behufs Erzielung einer größeren Wahrscheinlichkeit heranzuziehen? — Gehen wir zunächst der letztaufgeworfenen Frage nach.

* * *

Es ist gewiß mit Recht bezweifelt worden, daß das Wachstum speziell der Großstädte in den nämlichen Progressionen wie in den letzten Dezennien sich auch in Zukunft fortpflanzen wird; man hat berechnet, daß andernfalls z. B. Berlin schon im J. 1950 ganze 12 Mill. Einwohner zählen müßte, was als „fast unmöglich" erscheint. „Das Zusammenfluten der Menschen in den großen Mittelpunkten" — so fanden wir in einem vom „Rig. Tagbl."[1] reproduzierten Artikel von B. Molden in den „Preuß. Jahrbüchern" unlängst ausgeführt — „entspricht zwar einer Tendenz, die immer vorhanden war, aber seine außerordentliche Beschleunigung in den letzten hundert und besonders den letzten 50 Jahren ist eine Folge der Erfindungen, die den Verkehr und die Industrie so riesig gefördert und den Zudrang zu den Annehmlichkeiten und zu den Verdienstgelegenheiten der Hauptstädte erleichtert haben. Es ist indeß wahrscheinlich, daß, wie die Dampfkraft die Menschenmassen zusammengetrieben hat, die noch vollkommeneren Hilfsmittel, denen sich ja wohl weitere zugesellen werden, eher dezentralisierend wirken, indem sie die Annehmlichkeiten und Verdienstgelegenheiten wieder gleichmäßiger verteilen. Schon jetzt sucht man neue Fabriksunternehmungen womöglich auf dem Lande anzulegen; wenn man in einer Stunde 200 Kilometer weit fahren kann, wird man sich noch weniger an die Großstädte binden, und ebenso ist das Telephon ein Werkzeug der Dezentralisierung. Auch um sich an Kunstgenüssen zu erfreuen, wird man nicht mehr in einer der Residenzen wohnen müssen, und nicht nur die Provinzialhauptstadt, auch die Mittelstädte zweiter Ordnung und selbst die Kleinstädte werden ihnen Konkurrenz machen, ja, auch das offene Land wird ein immer begehrterer Aufenthaltsort sein. Diese Wandlung wird sich vermutlich in allen Kulturländern vollziehen. . ."

Die zukünftigen Dezentralisationsbestrebungen werden nach dieser Auffassung zunächst die Großstädte treffen; die Mittelstädte kommen aber sicherlich auch einmal daran, selbst wenn die Bildung der sog. „Garten"- oder „Landstädte", für die hier der Kulturingenieur P. Wöldike-Rosenstand plaidiert und für deren Errichtung sich in England bereits ein Verein gebildet hat, sich nicht verwirklichen lassen sollte. Zunächst aber ist für unsre Embachstadt, soweit die Verdienst- und Verkehrsgelegenheiten in Betracht

[1]) „Rig. Tagebl.", Jg. 1903, Nr. 27.

kommen, auf ein weiteres starkes Steigen der Bevölkerung mit einiger Sicherheit zu rechnen. Vor allem ist im Auge zu behalten, daß im werdenden Industriestaat Rußland die Mittelstädte, wie ein Vergleich mit der städtischen Bevölkerungsbewegung in Ländern von entwickelter Kultur zeigt, erst im Beginn der Periode ihrer raschen Bevölkerungszunahme stehen. — Freilich ist in weiterer Zukunft auch für unsre Stadt eine Abschwächung in der Bevölkerungszunahme vorauszusehen. Ein sehr wesentlicher Grund dafür scheint mir in einer ganz andern Richtung, als in der bisher erörterten, zu liegen.

Worauf beruht das Wachstum der Stadtbevölkerung? Es beruht nicht oder doch nur zu sehr geringem Teil auf der natürlichen Vermehrung der Eigenbevölkerung (durch den Überschuß der Geburten über die Todesfälle), sondern fast ausschließlich auf dem Zuzuge der Landbewohner. Würden die Stadtbewohner sich vornehmlich aus dem natürlichen eigenen Wachstum vermehren, so ließen sich die Ziffern der Zukunftsbevölkerung mit großem Anspruch auf Wahrscheinlichkeit in geometrischen Progressionen herausrechnen; tatsächlich ist das aber nicht der Fall, sondern das Wachsen der städtischen Bevölkerung steht in engster Abhängigkeit davon, in wieweit die Umgebung der Stadt abgabefähig in Bezug auf Menschenmaterial ist. Diese Abgabefähigkeit richtet sich nach dem Bedarf der Landwirtschaft an Menschenkräften (die Maschinen haben in den letzten Dezennien gewaltig viel menschliche Kraft im Ackerbaugewerbe ersetzt und damit Menschenmaterial für die Städte freigegeben), vor allem aber nach der natürlichen Bevölkerungszunahme des die Stadt umgebenden flachen Landes. Das ist die eigentliche Quelle, aus der die Städte gespeist werden: versiegt sie, so wird auch das Wachstum der Städte aufhören; fließt sie spärlicher, so wird auch das Wachsen der Einwohnerzahl der Städte in entsprechendem Maße sich verlangsamen. Schon aus dieser Erwägung geht hervor, daß an ein permanentes Wachsen der städtischen Bevölkerung in geometrischer Progression garnicht zu denken ist; denn nirgends in den Kulturländern wächst die landische Bevölkerung oder die des Gesamtstaates in geometrischer Progression, sondern die Zuwachsrate zeigt eine abnehmende Tendenz (trotz abnehmender Sterblichkeitsziffer eine noch stärker fallende Geburtsziffer). Daraus folgt, daß auch das Wachsen der Städte

sich dereinst in zunehmend langsamerem Tempo wird vollziehen müssen, als in unsern Tagen.

Ein zweites bestimmendes Moment für das Anwachsen der städtischen Bevölkerung bildet die Anziehungskraft der betreffenden Stadt auf ihre Umgegend: das Maß dieser Anziehungskraft bestimmt einerseits die Intensität der Aufsaugung der landischen Bevölkerung der nächsten Umgebung, anderseits die Länge der Radien des Anziehungskreises. Das verarmte Dorpat des 18. Jahrh. zog die nähere Umgebung wenig und die weitere fast garnicht an; die aufblühende Universitätsstadt der 70er Jahre aber zog die nähere Umgebung mit starker Kraft an sich und lockte nicht nur Studierende, sondern auch andre Bestandteile ihrer Bevölkerung mitunter aus weiter Ferne heran. — Das zukünftige Wachsen der Bevölkerung unsrer Stadt hängt also erstens von dem Prosperieren der umwohnenden Landbevölkerung und zweitens von der kulturellen und wirtschaftlichen Bedeutung ab, die sich die Stadt in Zukunft wahren wird.

Ganz lehrreich sind die rechnerischen Kombinationen, die sich aus der Bevölkerungszunahme Dorpats im Jahrzehnt von 1774 bis 1784 ergeben. Obwohl nämlich einerseits diese 10jährige Periode, die nach dem großen Brand von 1775 zeitweilig sogar eine Abnahme der Bevölkerung aufgewiesen haben soll und durchaus im Zeichen einer Depression stand, zu den ungünstigsten gehörte und anderseits in die Folgezeit so exzeptionell günstige Ereignisse wie die Gründung der Universität, die Bauerbefreiung, der Bauerlandverkauf, der Bau von Eisenbahnen zc. fielen — zeigt doch die von jener exzeptionell ungünstigen Grundlage in eine exzeptionell günstige Zukunft rechnerisch fortgeführte Linie eine mit der Wirklichkeit fast völlig übereinstimmende oder doch nur sehr wenig hinter dieser zurückbleibende Aufwärtsbewegung (sie ergibt für das J. 1904 42,367 Einwohner, während in Wirklichkeit diese Ziffer wohl schon vor dem Jahre 1900 erreicht war). Es zeigt diese Tatsache, daß wir für die Schätzung der zukünftigen Einwohnerzahl gut daran tun, nur ja nicht günstige Wachstumsverhältnisse zur Grundlage unsrer Vorausberechnung zu nehmen oder anders ausgedrückt: daß wir auf eine durch große Zeitläufte sich fortsetzende Vermehrung der städtischen Bevölkerung in rein geometrischer Progression nicht rechnen dürfen, also korrigierende Abschreibungen

an einer solchen Berechnung vorzunehmen haben. Ein zwingender Grund für solche Abschreibungen liegt, wie ausgeführt worden, schon darin, daß das Material, aus dem die Stadt ihre Mehrbevölkerung aufsaugt, nämlich die Bevölkerung des flachen Landes, sich nicht in dem entsprechenden Maße vermehrt.

Welche Chancen aber bieten sich für den zweiten, die dereinstige Bevölkerungszunahme bedingenden Faktor, für die zukünftige Anziehungskraft unsrer Stadt?

Solche mächtige Hebel zur Vermehrung der städtischen Bevölkerung, wie sie im vorigen Jahrhundert eingesetzt wurden (Universität, Schaffung einer freizügigen Landbevölkerung, Eisenbahnen &c.), haben wir für das nächste Jahrhundert schwerlich zu erhoffen. Auf der andern Seite sind besonders ruinöse Schläge wohl auch kaum zu besorgen — keine Brandkatastrophen in einem Maße, daß sie die Gesamtstadt spürbar beeinflußen, wohl auch keine Kriegskalamitäten, die dauernder den Wohlstand untergrüben. Voraussichtlich wird unsre Stadt Universitätsstadt bleiben — wenigstens ist die seiner Zeit von einzelnen russischen Blättern angedrohte Verlegung der Universität in eine andre Stadt immer unwahrscheinlicher geworden, je mehr Kapital von der Regierung für Universitätszwecke in unsrer Stadt festgelegt worden ist und je mehr die Universität ihren früheren Charakter eingebüßt hat; eine Aufhebung der augenblicklich den Seminar-Zöglingen betreffs der hiesigen Universität eingeräumten Vorzugsstellung würde zwar momentan die Zahl der Studierenden und damit die Gesamtbevölkerung etwas reduzieren, in der Folge aber würde dieser Ausfall vermutlich mit Zinsen durch anderweitigen Zuzug wettgemacht werden. — Bleiben wird ferner unsre Stadt voraussichtlich nach wie vor ein Zentrum der landwirtschaftlichen Interessen Mittel- und Nordlivlands; ja es hat den Anschein, daß die neuerdings in diesem Bereich eingetretene vorwärtsstrebende Bewegung (Landeskultur-Bureau, landw. Kommissionsbureau, Samenbauverband u. dgl. m., wie u. a. auch das rührige Gehaben des estnischen landwirtschaftlichen Vereins) noch keineswegs zum Stillstand gelangt ist. — Das die Stadt mit der weiteren und namentlich mit der näheren Umgebung verbindende Verkehrswesen ist weiterer Ausgestaltung noch sehr fähig und bedürftig; die Anziehungskraft unsrer Stadt könnte u. a. durch Erbauung der projektierten Bahn

nach Wjasma, die den ganzen Werroschen Kreis unsrer Stadt näher angliedern würde, erheblich gesteigert werden und sicherlich wird einmal eine Zeit kommen, wo wir mit Fellin, Heiligensee, Oberpahlen und Tschorna durch eine Sekundärbahn oder anderswie direkt verbunden sein werden. — Am maßgebendsten aber für das Tempo der ferneren Bevölkerungszunahme unsrer Stadt wird sich die Tatsache erweisen, ob die Industrie in stärkerem Maße als bisher hier ihren Einzug halten wird. Jedenfalls könnte ein Aufschwung der Industrie hier sehr wohl eintreten. Die Orte, die an der Kreuzung von Wasserstraßen und Magistralbahnen liegen, sind erfahrungsmäßig dem Aufblühen von Industrie und Gewerbe günstig; etwaige relativ billige Arbeitskräfte, relativ billige Rohmaterialien (z. B. der Torf der Zukunft), niedrigere Bodenpreise u. dgl. m. könnten (was uns, beiläufig bemerkt, keineswegs als ein Vorteil ohne starke Schattenseiten erscheint) sehr wohl die örtliche Unternehmungslust auf industriellem Gebiet beleben und dadurch die schon vorhandene Tendenz einer Zunahme der Bevölkerung selbst über die Norm hinaus verstärken. — Schließlich mag daran erinnert sein, daß äußere Hemmnisse zur Ausweitung des städtischen Weichbildes, — innerhalb dessen noch verhältnismäßig viel Wohnraum vorhanden ist — sich schwerlich allzu lästig werden spürbar machen. Nach Norden und nach Nordwesten hin erschwert die Begrenzung der Stadt durch das unverkäufliche Territorium des Majorats Ratshof allerdings eine weitere Ausdehnung der Stadt, wie auch das Gut Karlowa weiteres Hofesland in fremdes freies Eigentum nicht mehr übergehen lassen darf; das zukünftige erweiterte Dorpat aber liegt sicherlich vor allem auf dem Territorium des großen Gutes Techelfer. In diese gesund gelegene Gegend, wo schon der Bahnhof und das Schlachthaus liegen, drängt augenscheinlich die weitere Entwicklung unsres städtischen Gemeinwesens, während der erste und dritte Stadtteil auf ein ähnlich starkes Anwachsen schwerlich rechnen können. Das Gut Techelfer hat ein, ohne Beeinträchtigung seiner gutswirtschaftlichen Aufgaben zu befriedigendes, starkes geschäftliches Interesse an der Verwertung seines Terrains zu Bauplätzen. Es steht dabei wohl kaum zu besorgen, daß es das natürliche Wachstum der Stadt künstlich hemmen wird, indem es darauf ausgeht, exorbitante Bodenpreise zu erzwingen; ebenso wenig dürfte es zu

Schleuderpreisen massenweise Bauparzellen zum Verkauf bringen und dadurch — was für die Stadt durchaus unerwünscht wäre — eine abnorm rasche, sprungweise Zunahme der städtischen Bevölkerung veranlassen. Unter normalen Verhältnissen wird die Stadt schon nach 50 Jahren mutmaßlich so nahe an Techelfer herangerückt sein, wie jetzt an das Gut Karlowa.

Wie also sollen wir uns auf Grund dieser Erwägungen und der rechnerischen Kombinationen, die sich an die bisherigen Bevölkerungsbewegungen der Stadt knüpfen, die wahrscheinliche Entwicklung der zukünftigen Bevölkerungsverhältnisse unsrer Stadt denken?

Wenn im allgemeinen die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß unsre Embachstadt weder mit stärkeren Rückschlägen noch auch mit einer sprunghaften Steigerung ihrer Bevölkerung, wohl aber mit einer einigermaßen gleichmäßigen weiteren Vermehrung ihrer Einwohnerschaft auf absehbare Zeit zu rechnen hat, so werden wir uns natürlich hüten müssen, unsren Vorstellungen von der zukünftigen Entwicklung der Stadt die sehr günstigen neuesten Ziffern der Bevölkerungsbewegung, etwa die vom J. 1867 ab, als rechnerische Basen unterzulegen, und richtig verfahren, wenn wir hierzu für einen möglichst großen Zeitraum vorliegende Progressionsverhältnisse auswählen. Als längste Progressionslinie bietet sich uns die Bevölkerungsbewegung vom J. 1774 bis zum J. 1897 und somit nehmen wir die aus dieser 123jährigen Periode resultierenden Zuwachsverhältnisse als Grundlage für den mutmaßlichen Zuwachs der Bevölkerung im 20. Jahrhundert.

Der Zuwachs der Bevölkerung beträgt für den Zeitraum von 1774—1897 im Durchschnitt jährlich 2,063 pCt.; nach diesem prozentualen Zuwachs würde die Stadt, deren Einwohnerzahl in der Volkszählung vom 28. Januar 1897 auf 40,664 Seelen bestimmt wurde, zählen:

im Jahre	1900	—	43,233	Einw.,	im Jahre	1950	—	120,030	Einw.
„ „	1910	—	53,029	„	„ „	1960	—	147,220	„
„ „	1920	—	65,044	„	„ „	1970	—	180,480	„
„ „	1930	—	79,858	„	„ „	1980	—	221,509	„
„ „	1940	—	97,782	„	„ „	1990	—	271,690	„
(„ „	1941	—	100,000	„)	„ „	2000	—	333,250	„

Die der vorstehenden Berechnung zu Grunde gelegte Zuwachsrate dürfte auf die weiter oben entwickelte Erwägung hin, daß sich in der Regel eine Stadt nach Maßgabe der natürlichen Bevölkerungszunahme der umwohnenden Landbevölkerung vermehren wird, diese natürliche Bevölkerungszunahme aber eine allmählich sinkende Tendenz aufweist, mit der Zeit eine Verkürzung erfahren, und zwar mindestens entsprechend dem Sinken des Prozentsatzes der natürlichen Zunahme der Gesamtbevölkerung. Über die Bewegung dieses letzteren Prozentsatzes liegen aber für unsre Verhältnisse genügend sichere Daten kaum vor; man könnte daher mit genau normierten Abzügen, wie etwa mit Verkürzung der jährlichen Zuwachsrate von Jahr zu Jahr um einen angenommenen bestimmten Prozentsatz, nur hazardieren.

Zweifellos erscheint, daß die vorstehende Tabelle Zahlen aufweist, die in Wirklichkeit in dieser Höhe nicht werden erreicht werden, wahrscheinlich aber ist, daß wir uns auf Bevölkerungsziffern gefaßt zu machen haben, die der bisherigen Zunahme einigermaßen nahekommen.

Nach unsrer Tabelle tritt etwa nach 33½ Jahren eine Verdoppelung der Bevölkerung ein. Nehmen wir nun beispielsweise an, daß für die nächsten Jahrzehnte nicht nach 33½, sondern erst nach 37 Jahren, für die dann folgende weitere Zeit aber auch nicht nach 37, sondern erst nach 41 Jahren und noch weiterhin erst nach 46 Jahren eine Verdoppelung der Bevölkerung eintritt, so würde, ungeachtet dieser sehr starken Reduzierung der Zuwachsrate, unsre Stadt gleichwohl schon im J. 1934 auf rund 81,300, im J. 1975 aber auf rund 162,600 und im J. 2000 auf erheblich mehr als 200,000 Einwohner gestiegen sein.

Das zahlenmäßige Fazit unsrer Untersuchung ließe sich wohl in den Satz zusammenfassen: unsre Stadt müßte einer exzeptionell ungünstigen Entwicklung entgegengehen oder aber von besonderen, katastrophenähnlichen Ereignissen heimgesucht werden, wofern sie im J. 1950 nicht mindestens 100,000 und im J. 2000 nicht mindestens 200,000 Einwohner zählen sollte.

Daß diese Wahrscheinlichkeitserkenntnis auch sehr praktische Bedeutung beanspruchen darf, liegt auf der Hand. So wird speziell unsre städtische Verwaltung mit einer solchen Zukunft rechnen müssen; sie wird verpflichtet sein, bei allen Wohlfahrts-

anlagen — Gasanstalt und Elektrizitätswerken, Schlachthaus und Wasserleitung, Bebauungsplan (hier speziell in Bezug auf die Bebauung der Techelferschen Felder), Straßenbahnen rc. — mit einer starken Vermehrung der städtischen Bevölkerung und dem entsprechenden Bedürfnissen zu rechnen. Die Erkenntnis, daß nicht ganz Wenige der heute unsre Schulbänke Drückenden schon ein Dorpat mit 100,000 Einwohnern und deren Großkinder ein solches von 200,000 Einwohnern erleben werden, mag unsrer Stadtverwaltung den Mut zu weiter ausgreifenden Plänen stärken; die Zukunft wird ihr nicht nur Recht geben, sondern ihr auch die Mittel zur Durchsetzung des unter Berücksichtigung der Zukunftsbedürfnisse der Stadt Geplanten zuführen.

Heinrich Reinhold von Anrep.

Ein Lebensbild
von
R. von Stackelberg.

Das Jahr 1804 bildet einen wichtigen Markstein in der neueren Agrargeschichte Livlands. War doch damals jene Bauerverordnung zu stande gekommen, durch welche die bisherige Leibeigenschaft unsres Landvolkes in Erbuntertänigkeit verwandelt wurde, womit die Grundlage zu weiteren Reformen — soweit es sich wenigstens um das flache Land handelt — für eine gedeihliche Entwicklung gelegt war.

Im Folgenden soll nun — als ein kleiner Beitrag zur hundertjährigen Wiederkehr jenes Ereignisses — der Versuch gemacht werden, den Lesern der „Baltischen Monatsschrift" einiges aus dem vielbewegten Leben eines Mannes vor Augen zu führen, der als Vertreter der livländischen Ritterschaft an den Arbeiten teilgenommen hat, die dem Erscheinen jener Bauerverordnung von 1804 vorhergingen.

Heinrich Reinhold v. Anrep — ist nach Ausweis des Kirchenbuches von Helmet am 2. September 1760 geboren und am 21. Sept. desselben Jahres getauft worden[1]. Sein Vater, der preußische Kapitän und livländische Landrat Karl Gustav v. Anrep, besaß die Güter Lauenhof, Assikas mit Adscher, sowie auch Kerstenshof, sämtlich im Kirchspiel Helmet, Fellinschen Kreises belegen, wo die Anreps schon seit Jahrhunderten saßen und noch heutzutage besitzlich sind. Außerdem besaß Karl Gustav v. Anrep, der mit einer v. Igelström vermählt war, noch das Gut Arras im Kirchspiel Rujen, im nördlichen Teil des Wolmarschen Kreises.

[1]) Nach einer freundlichen Mitteilung von Herrn Baron Hermann Bruiningk.

Reinhold v. Anrep ist, wie so viele seiner Landsleute, schon in jungen Jahren in russische Militärdienste getreten und ist wohl mit jenem Anrep identisch, der als früherer Kammerpage im Jahre 1779 Zutritt bei Hofe hatte[1]. Die ersten Sprossen der militärischen Stufenleiter hat er rasch erstiegen, denn am 1. Januar 1784 trat der noch nicht 24jährige als Oberstleutnant in das damalige Pskowsche Karabinierregiment (jetzt Dragonerregiment), das in den J. 1778—1786 mit kurzen Unterbrechungen in Fellin stand[2]. Der Abmarsch des Regiments in das Innere Rußlands, in den Rostowschen Kreis des heutigen Gouvernements Jaroslaw sowie später nach Murom im Gouvernement Wladimir, entriß auch Anrep dem Stillleben im livländischen Städtchen, dessen Lage in der Nachbarschaft des Kirchspiels Helmet dem jungen Offizier die Möglichkeit zu häufigem Wiedersehen mit den Seinen bot. Doch sollte auch der Aufenthalt im nördlichen Rußland nicht lange währen.

König Gustav III. von Schweden hatte die Gelegenheit benutzt, da Rußland sich im Kriege mit der Türkei befand, unsrer Regierung den Krieg zu erklären. So rückte denn auch das Pskowsche Regiment im J. 1788 aus seinen Standquartieren, um zunächst nach Jamburg, dann nach Petersburg zu ziehn. Erst im Frühling 1789 wurde das Regiment auf den Kriegsschauplatz beordert und dort der Avantgarde unter General Denissow zugeteilt. Beim Dorfe Kyro, nicht weit von St. Michel, kam es am 29. Mai 1789 zum Kampfe. Die finnischen Truppen, ein Teil der Savolaksier Brigade, leisteten den ungestümen Angriffen der russischen Übermacht hartnäckigen Widerstand. Während des Gefechtes ritt Anrep an der Spitze der Pskowschen Dragoner, deren Kommandeur, Oberst Mamonow, er an diesem Tage vertreten mußte, eine Attake gegen den Feind, der schließlich in Unordnung retirieren mußte[3]. Für diese Waffentat erhielt Heinrich Reinhold den St. Georgsorden 4. Klasse.

---

1) Vgl. A. Tobien, die Agrargesetzgebung Livlands im 19. Jahrhundert, Bd. I, S. 205, Anm. 4. — Archiv des Fürsten Woronzow (russ.), Bd. 26, S. 257.

2) Vgl. Fürst S. P. Urussow, Gesch. des 4. Leibdragoner-Regiments (russ.), S. 248, Anhang S. 126.

3) Urussow l. c. Zum Gefecht bei Kyro vgl. Schybergson, Gesch. Finnlands, dtsch. von Arnheim S. 427.

In den Friedensjahren, die auf den finnländischen Feldzug folgten, fehlen uns Nachrichten über Anrep. Erst während des polnischen Krieges, welcher dem Untergang der Selbständigkeit Polens vorherging, finden wir Heinrich Reinhold, der mittlerweile Oberst geworden war, zu Lomsha in Polen. Hier trat er mit Hermann v. Boyen, dem späteren preußischen Feldmarschall und damaligen Adjutanten des Generals v. Wildau, in Unterhandlungen, die zur Verbindung der russischen und preußischen Truppen in Polen führten[1]. Während dieses Feldzuges erwarb Anrep die hohe kriegerische Auszeichnung des St. Georgsordens 3. Kl., die ihm am 1. Januar 1795 verliehen ward[2].

Bald jedoch traten Verhältnisse ein, die Anreps militärischer Laufbahn vorläufig ein Ende machten. Der Tod des Vaters und die Verwaltung der ihm zugefallenen Güter Kerstenshof und Murrikas sowie Arras — letzteres seit dem 15. Febr. 1797 — riefen ihn in die livländische Heimat zurück. Er nahm als Brigadier seinen Abschied. Heinrich Reinholds treffliche Eigenschaften, die auch an höchster Stelle sowie in der russischen Armee ungeteilte Anerkennung fanden, erwarben ihm schnell das Vertrauen der Standesgenossen. Am 29. April 1798 erwählte ihn der livländische Landtag zum Landrat[3]. So hatte denn Anrep in der Heimat festen Fuß gefaßt und Alles ließ darauf schließen, daß die Tätigkeit als Landrat in den Tagen der beginnenden Bauerbefreiung wie auch als Besitzer schöner, von den Vätern ererbter Güter in einem gesegneten Teile Livlands den in voller Manneskraft stehenden dauernd an die Heimat fesseln würde. Durch die Pfändung des Kerstenshof benachbarten Gutes Willust im Kirchspiel Paistel im J. 1799 sowie des Gutes Puderküll im Rujenschen Kirchspiel (1801) vergrößerte er bedeutend den Umfang seines Wirtschaftsgebietes. Auch seine Wahl zum Kurator des livländischen adligen Fräuleinstiftes am 13. Juli 1800 wird manche Arbeit gebracht haben, da unter Anreps Kuratorium (1800 bis

---

[1]) Hermann v. Boyen, Denkwürdigkeiten S. 71 (Stuttg. 1893).

[2]) Stepanow u. Grigorowitsch, Zur Erinnerung an das 100jähr. Jubiläum des milit. St. Georg-Ordens (russ.), Nr. 119.

[3]) Laut Landtagsrezeß von 1798, nach freundlicher Mitteilung von H. Hermann Baron Bruiningk.

1804) die Überführung des Fräuleinstiftes von Dorpat nach Fellin stattfand [1].

Besonders bedeutsam für Livland ist Anreps Tätigkeit als Landrat aber dadurch geworden, daß Kaiser Alexander I. ihn sowohl wie den Landrat Gustav v. Buddenbrock unter den vier von der livländischen Ritterschaft vorgeschlagenen Kandidaten zu ritterschaftlichen Vertretern im Komitee „zur Untersuchung der livländischen Angelegenheiten“ ernannte, das im J. 1803 zu Petersburg niedergesetzt war. Die Aufgabe dieses Komitees war eben die Ausarbeitung einer allgemeinen bäuerlichen Verfassung für Livland, die in der Bauerverordnung von 1804 ihren vorläufigen Abschluß fand [2]. Wir glauben mit der Vermutung nicht fehlzugehn, daß gerade der Aufenthalt Anreps in Petersburg während der Komiteesitzungen entscheidend für dessen Wiedereintritt in die Armee gewesen ist. Ein gewisser Zug in die Weite, der auch seinen Nachkommen eigen gewesen ist, mag ihm im Blute gelegen haben; hierzu kamen die Erinnerungen an seine mit so glänzenden Aussichten begonnene, früh unterbrochene Kriegerlaufbahn, sowie der militärische Sinn, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts ein Gemeingut des baltischen Adels war. Nennt doch Manstein in seinen Memoiren die Ostseeprovinzen „une pépinière d'excellents officiers“ [3]. Daß man aber auch an maßgebender Stelle Anreps Eintritt in den Militärdienst begünstigte, geht allein schon aus dem Kommando hervor, das er erhielt. Er ist nämlich im J. 1804 als Generalmajor zum Befehlshaber der russischen Truppen auf den Jonischen Inseln, die damals im Schutzverhältnis zu Rußland standen, ernannt worden. Über Anreps Leben und Tätigkeit auf den Jonischen Inseln haben wir durch die Briefe des russischen politischen Agenten W. F. Bogoljubow, der dem Fürsten Alexander Borissowitsch Kurakin, damaligem Gesandten in Wien, Bericht zu erstatten hatte, einige Nachrichten [4]. Außerdem liegt uns eine

---

1) Vgl. Jahresber. der Felliner literar. Gesellsch. f. die J. 1900 u. 1901 S. 108, 109.

2) Vgl. Tobien l. c. S. 151. Den Delegationsbericht der Landräte Anrep und Buddenbrock v. 4. Juni 1804 erwähnt Tobien S. 206, Anm. 2.

3) Vgl. Th. v. Bernhardi, Jugenderinnerungen S. 110.

4) Abgedruckt im „Russ. Archiv“ (russ.), Jahrg. 33, v. J. 1893, Buch 3, S. 293 ff.

Anzahl Schreiben[1] geschäftlichen Inhalts aus jener Zeit vor, die ein helles Licht auf die vielseitige und aufreibende Tätigkeit werfen, die dem russischen Befehlshaber in jenem Lande zufiel. Vor allen Dingen lag Anrep natürlich die Sorge um Offiziere und Mannschaften seiner über das Gebiet der „Sieben Inseln" dislozierten Regimenter am Herzen. Es werden speziell genannt das Kürinische und Witepskische Musketierregiment, das 13. Jägerregiment und 6. Artillerieregiment. Hierzu kam noch die Legion der Jäger zu Fuß, ein auf Anreps Anregung aus Eingeborenen gebildetes Korps von 1000 Mann, das unter dem Kommando des damaligen Flügeladjutanten v. Benckendorff, des späteren Chefs der Dritten Abteilung unter Kaiser Nikolai I., stand. Ein Bericht Benckendorffs an Anrep — dd. Korfu d. 9. Febr. 1805 — hat sich unter des letzteren Papieren erhalten und enthält die Klage eines Soldaten der Legion über Gewalttaten von Bewohnern der Insel Leukas. Es liegt auf der Hand, daß die Stellung des russischen Kommandeurs, der auf der Insel Korfu seinen Sitz hatte und in dessen Händen die faktische Macht lag, zu manchen Zusammenstößen mit der Regierung der Jonischen Republik sowie mit Privatpersonen führen mußte. Besonders die Verhältnisse in den Militärhospitälern der Inseln wie die Lieferung von Arzneien für die kranken Soldaten, deren Zahl nach Anreps eigenem, leider nur unvollständig erhaltenem Bericht zu Zeiten auf 6—700 Mann anwuchs, gaben zu mancherlei Klagen Anlaß; so mußten auch die im September 1805 eingereichten Rechnungen über verabfolgte Medikamente vom russischen Oberkommando beanstandet werden. Eine Kollision zwischen Anrep und B. Tosetti, „Kommissär der republikanischen Streitmacht" in der „Commission extraordinaire sur la propretè de la ville" — es handelt sich hier wohl besonders um hygienische Verhältnisse, die auch im europäischen Orient stets sehr im Argen lagen — gab sogar Anlaß zu einer in scharfen Ausdrücken gehaltenen Note des Grafen Mocenigo, des russischen chargé d'affaires bei der Jonischen Republik, an den Grafen Capodistrias, der damals Staatssekretär des Freistaats war. Bei Anrep lief ferner —

[1]) Im Besitze des Herrn Privatdozenten Dr. med. Baron Roger Budberg zu Dorpat; sie sind uns vom Besitzer freundlichst zur Benutzung überlassen worden. Die Schreiben sind in russischer, französischer, italienischer und neugriechischer Sprache verfaßt.

dd. 24. Mai 1805 — die Klage eines gewissen Kirko, Befehlshaber der Albanesen im Dienste der Republik, gegen letztere wegen Vorenthaltung des ihm zukommenden Gehaltes ein. Dann bittet Christophoros Parewo, der seiner Aussage gemäß während des Kampfes der Sulioten gegen Ali Pascha von Janina Lehrer in Parga war, um den Schutz des russischen Generals. Man beschuldige ihn das Gerücht ausgesprengt zu haben, daß der russische Admiral Uschakow von Ali Pascha Geschenke empfangen habe. Nicht er sei der Urheber dieses Gerüchtes, sondern Ali Paschas Sekretär, Nikolai, habe bei seiner Rückkehr von einer gescheiterten Mission bei dem russischen Admiral diese Nachricht öffentlich in Parga verbreitet. Die übrigen uns zugänglichen Schriftstücke, welche die Tätigkeit Heinrich Reinholds auf den Jonischen Inseln betreffen, beziehen sich auf die laufenden Geschäfte, wie Maßregeln der Quarantäne, Berichte eines Albanesenchefs Husein Reala Bey vom Juli und Oktober 1805 — in italienischer Sprache, aber mit beigedrücktem türkischem Siegel — über Beobachtungen vorbeisegelnder Schiffe, dann noch auf verschiedene Rechnungen und Korrespondenzen mit einheimischen Behörden.

Diese vielseitige, aber ungewohnte und aufreibende Tätigkeit in fremdem Lande unter schwierigen Verhältnissen, denn die Regierung der Inseln suchte der russischen Militärverwaltung gegenüber ängstlich ihre Selbständigkeit zu wahren, hatte zur Folge, daß Anreps Gesundheit ernstlich zu leiden begann. Nach den Angaben Bogoljubows[1] war Heinrich Reinhold im Februar 1805 krank und hegte den Wunsch, nach Rußland zurückzukehren. Hierbei gibt Bogoljubow ausdrücklich den vielfachen Verdruß und die Unruhe, die Anreps Stellung mit sich brachte, als direkte Ursache an. Ärztliche Behandlung war zur Stelle, konnte aber keine Hilfe bringen. So wandte sich denn Anrep nach Petersburg mit dem Gesuch, ihm Urlaub zu gewähren, es sei denn, daß die politischen Verhältnisse dringend seine Anwesenheit auf den Jonischen Inseln erforderten. Hierzu kam noch die Sehnsucht nach der Heimat, nach Weib und Kind. Denn Anrep war mit Karoline, geb. v. Anrep (aus der estländischen Linie), vermählt und Vater mehrerer Kinder. Er machte geltend, daß Nachrichten aus Riga zufolge seine Privatangelegenheiten dringend

---

[1]) a. a. O. S. 235—236.

seine Rückkehr nach Livland erforderten, da diese während seiner Abwesenheit in eine mißliche Lage geraten wären. Hierzu bemerkt jedoch Bogoljubow, der Heinrich Reinhold persönlich zugetan war, daß im Falle des Abganges von „Roman Karlowitsch" — so wurde Anrep russisch genannt — „alle wichtigen Beziehungen, die bis hierzu zwischen unserem Hofe und Korfu bestanden haben, ein Ende nehmen werden." Auch bittet Bogoljubow darum, im Falle daß Anrep von den Inseln abberufen werden sollte, ihn selbst seiner dortigen Stellung zu entheben. Beim Admiral Tatischtschew möchte er nur als offiziell beglaubigter politischer Agent angestellt werden, „wenn die Verhältnisse es nun einmal mit sich bringen, daß ich nicht bei Roman Karlowitsch bleiben kann."

Unterdessen war aber von den verbündeten Mächten Rußland, England und Sizilien eine Landung in Süditalien beschlossen worden, um die Wiedereinsetzung der vom italienischen Festlande vertriebenen bourbonischen Dynastie auf dem Thron von Neapel herbeizuführen. Im September 1805 langten aus dem schwarzen Meere die ersten, aus zwei Regimentern bestehenden Verstärkungen für das russische Kontingent auf den Jonischen Inseln an. Diese Truppen bildeten einen Teil des 12,000 Mann starken russischen Korps, das aus Südrußland nach den Jonischen Inseln transportiert wurde und dazu bestimmt war, unter Anreps Kommando nach Italien überzusetzen.

Am 8./20. Nov. 1805 langten die Truppen in Neapel an, wo der alte General Boris Petrowitsch de Lascy, der bisher verabschiedet in der Nähe von Grodno gelebt hatte, den Oberbefehl über die aus Engländern, Neapolitanern und Russen bestehenden verbündeten Truppen übernahm. Nach Bogoljubows Angabe war Lascy als alter Freund und Dienstkamerad Anreps sehr erfreut darüber, „daß er bei seinem Alter und leidenden Gesundheitszustand einen so geschickten General, wie Roman Karlowitsch, an seiner Seite hätte."

Der Feldzug in Italien hatte kaum begonnen, als der unglückliche Ausgang der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz den Operationen der Verbündeten ein jähes Ende bereitete. So finden wir denn Anrep im Mai 1806 schon in Petersburg; doch hieß es im September desselben Jahres, er werde wiederum das Kommando auf den Jonischen Inseln übernehmen. Von Petersburg aus hat

sich dann noch Bogoljubow[1] in einem Briefe vom 28. April 1806 an den Fürsten Kurakin in Wien für einen Neffen Anreps, Timoleon v. Bock, den späteren langjährigen Gefangenen von Schlüsselburg, mit der Bitte verwendet, der Fürst möge dem Neffen aus Achtung für den Oheim einen freundlichen Empfang bereiten.

Mittlerweile war die russische Armee für den Krieg gegen Napoleon I. mobilisiert worden, Anrep erhielt als Generalleutnant das Kommando über die 14. Division, die aus sechs Regimentern Fußvolk, drei Regimentern Reiterei sowie vier Batterien bestand und zum Korps des Generals Burhövden gehörte[2]. Am 12. Nov. 1806 stand Anrep mit seiner Division zwischen den Flüssen Narew und Bug, bei Popowo. Hier erhielt er von dem alten Feldmarschall Kamenski, der damals den Oberbefehl über die russischen Streitkräfte führte, den Befehl, mit General Essen, dem Kommandeur der vierten Division, die Waldungen zu besetzen, die sich unterhalb und gegenüber den Brücken von Pultusk befanden. In einem Anfall von Geistesstörung hatte Kamenski Bennigsen befohlen, nach Rußland zurückzugehn, wobei Anrep und Essen ihm den Rücken decken sollten. Kamenski selbst verließ unterdessen eigenmächtig die Armee und übergab das Kommando an Bennigsen. Letzterer beschloß nun, den Franzosen bei Pultusk Stand zu halten, wußte aber nicht, daß Kamenski noch in der Nacht, ohne ihn davon vorher in Kenntnis zu setzen, Anrep und Essen befohlen hatte, statt nach Pultusk zu marschieren, nach Ostrolenka zu retirieren. Auf dem Marsche dorthin erhielten diese beiden Generale von Burhövden den Befehl, auf dem rechten Ufer des Narew zu ihm zu stoßen. Das war aber nicht mehr ausführbar, weil Bennigsen, der mit Burhövden wegen der Rivalität um den Oberbefehl verfeindet war, die Brücke bei Ostrolenka hatte verbrennen lassen. So blieben denn Anrep und Essen mit Bennigsens Korps vereinigt und als der Oberbefehl seit Anfang Januar 1807 endgültig in Bennigsens Hände übergegangen war, begann der Vormarsch der russischen Armee nach Ostpreußen. Am 13. Januar 1807 erreichte

1) Vgl. S. 243, 246, 262.

2) Die folgenden Daten sind dem Werke Michailowski-Danilewskis entnommen: Beschreib. des Krieges Kfr. Alexander I. mit Napoleon in d. J. 1806 u. 1807 (russ.). Pbg. 1846 S. 70, 92 ff. 131, 151.

die Vorhut unter General Markow Mohrungen. Hinter Markow her zog Anrep mit einigen Regimentern Reiterei. Beim Dorfe Georgenthal stieß Markow auf das französische Korps von Bernadotte, der von Elbing herangerückt war und Mohrungen besetzt hatte. Von Bernadotte mit Übermacht in Rücken und Flanke angegriffen, mußte Markow, um einer Umzingelung zu entgehn, den Rückzug antreten. In diesem kritischen Momente erschien Anrep, der von Markow über die Sachlage unterrichtet war, auf dem Schlachtfelde. Er hatte seinen Reitern befohlen, den Marsch zu beschleunigen und war, nur von einem Adjutanten begleitet, vorausgeeilt. Markow ritt Anrep entgegen und fragte nach dessen Befehlen[1]. „Warten Sie," erwiederte Anrep, „ich will Umschau halten." Das waren die letzten Worte des Helden. Er sprengte voraus zu den Tirailleuren und fiel sofort, von einer Kugel in den Kopf getroffen. Ein unersetzlicher Verlust; Kaiser Alexander und die russische Armee sahen in Anrep den künftigen Oberfeldherrn und schätzten in ihm die edelsten Eigenschaften der Seele. — Auf der Straße zwischen Heilsberg und Launau ist dann Anrep zusammen mit den anderen gefallenen russischen Generalen, Koshin, Warneck und Sedmoradzki, bestattet worden. Auf der Stelle des Schlachtfeldes, wo Anrep sein Leben beschloß, hat ein preußischer Gutsbesitzer[2] ihm ein Denkmal, einen ruhenden Löwen, errichten lassen. Eine Nachbildung dieses Denkmals befindet sich auf dem Familienbegräbnis zu Kerstenshof.

---

[1]) Wir folgen hier wörtlich der Darstellung Michailowski-Danilewskis, die auf den Angaben eines Augenzeugen, des Obersten Loschkarew, damaligen Kommandeurs des Pskowschen Regiments, beruht.

[2]) „Söhnke" oder „Senke". Im Russ. Archiv (russ.) 1893, Jahrg. 31, Buch 2, S. 510.

Herders Wirken und Wachsen in Riga.

Ein Vortrag*
von
Oberlehrer **Karl Walter.**

Am 5. Dezember 1803 schied aus dem Leben der Präses des Großherzoglich-Weimarischen Oberkonsistoriums, Generalsuperintendent und Hofprediger Johann Gottfried v. Herder, und drei Tage darauf wurde er unter dem Geläute aller Glocken Weimars in der Stadtkirche beigesetzt. Das Trauergeläute der Weimarer Glocken tönte aber über die Grenzen des Großherzogtums hinaus: er verkündigte ganz Deutschland den Tod eines seiner Geistesheroen, des ersten, der den Kreis der Weimarer Großen verlassen, und dem 1805 Schiller folgen sollte, 1813 Wieland, und endlich 1832 als letzter der größte von ihnen, Goethe. Und wie hätte nicht auch über das engere Deutschland hinaus, wie hätte nicht überall, wo Deutsche wohnen, ja überall, wo der Name „Herder" gehört worden, jener Totenglocken Hall vernommen werden sollen? Hatte doch die bis dahin nimmer feiernde Lippe und die nimmer rastende Hand für die ganze Menschheit gesprochen und geschrieben, der damals einschlummerde Geist für die ganze Menschheit gedacht, das damals ersterbende Herz für die ganze Menschheit geschlagen!

Und jetzt, nach 100 Jahren, wo ganz Deutschland, wo auch das ganze Nichtdeutschland, soweit es einsichtsvoll ist, Johann Gottfried Herders dankbar gedenkt, jetzt steht auch Riga mit solch dankbarem Rückblick nicht zurück. Im Theater und in Vereinen, in Zeitschriften und in Tagesblättern wird Herders ehrend gedacht. Denn er war unser. —

*) Gehalten am 6. Dez. 1903 auf der Jahresversammlung der Gesellschaft für Geschichte der Ostseeprovinzen im Dommuseum zu Riga.

Mehr aber, verehrte Anwesende, als einen kurzen Rückblick auf jene Zeit und des Mannes Zeichnung in großen, allgemeinen Zügen, gestützt auf bekannte Daten, dürfen Sie von mir nicht verlangen. Ich bin nicht Historiker und nicht im Quellenstudium geübt. Überdies hat Herder in Haym einen Biographen gefunden, der in musterhafter Weise wohl so gut wie alles vorhandene Material gesichtet, gewissenhaft durcharbeitet und dem Leser geschmackvoll dargeboten hat. — Jedoch, auch wenn ich imstande wäre, Ihnen neue Daten einer Detailforschung vorzulegen, so täte ich das nicht am heutigen Gedenktage, am Tage der Erinnerung an einen Mann, der jedem Detail, allem Kleinen und Einzelnen so abhold war, der in allen Dingen so auf das Ganze, auf das Wesen drang.

Ist es denn aber überhaupt möglich, das Bild eines Mannes zu malen, der vierzig höchst bedeutungsvolle Jahre hindurch an der geistigen Entwicklung seiner Nation mit regestem Eifer selbst mitbestimmend teilgenommen und in dem rasch wechselnden Fortschritt sein Antlitz, so scheint es, wesentlich geändert?

Wer den zwanzigjährigen stürmenden und drängenden Kollaborator an der Rigaschen Domschule und Adjunktus an der Jesus- und Gertrudkirche in sein patriotisches Erinnerungsalbum einfügen will, wird gewiß nicht zufrieden sein, wenn ihm vom Händler das Bild des konservativen, an Goethes Arbeit nüttelnden Hofpredigers angeboten wird. Es handelt sich heute darum, welchen Herder Sie zu sehen wünschen, welchen Herder ich Ihnen zeichnen soll, um Ihren Wunsch zu erfüllen, Ihre Erwartungen nicht zu täuschen. Nun, ich glaube, daß ein Hörerkreis von Balten, unter denen Rigenser die Mehrzahl bilden dürften, wenn er der Einladung der „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands" gefolgt ist, „Herder in Riga" zu sehen wünscht. Aber auch wenn wir von solchem Lokalinteresse ganz absehen, meine ich, ist die Zeit, die Herder in Riga verbracht, am geeignetsten, uns den ganzen Mann vorzuführen, geeignet sowohl seine Tätigkeit am Ort auf ihre Voraussetzungen zurückzuführen, als auch die Voraussetzungen für spätere Leistungen sowie für die Änderung seines Gehabens in der Folgezeit zu finden.

In den Protokollen des Rigaschen Rates, des Magistratus Civitatis Rigensis heißt es am 13. Oktober 1764:

„Herr Gerichtsvogt Schwartz referierte als Scholarcha der lateinischen Schule: wesgestalt der Rektor Lindner zwey Subjekte zur Kollaborator=Stelle bey der Schule nunmehr vorgeschlagen habe, von welchen der eine Schröder heiße und in Dantzig conditionierte, dabey aber als alter Pädagog etwas langweilig zu sein scheinen sollte, der andre heiße Herder, wäre in Königsberg und ein junger Mann, der schon 3 Jahre lang im Collegio Fredericiano, als in einer Schule, wo schon etwas gelernt werden könnte und von Lehrern erfordert würden, in der Mathematik, französisch und andern Sachen dociert hätte. Der Rektor hätte die von diesem Herder verlangte Specimina, wovon eines deutsch, das andre lateinisch wäre, Ihm, Herrn Referenten, zugestellt, welche seine Geschicklichkeit und besonders gute Einsichten, Stil und Geschmack entdecken. Sonsten gäbe ihm auch der Rektor das Zeugnis, daß Er anderweitig, in denen neuen schönen Wissenschaften, Stärke und Geschmack verrathe, in der Historie und Geographie, wie auch in der frantzösischen Sprache und der Mathematik bewandert und endlich an seiner Treue und Arbeitsamkeit nicht zu zweiffeln wäre, wonächst Er sich wegen des Standhaltens dergestalt ausgelassen, daß er eine Abneigung gegen alle Veränderung trüge, und, da Er dort in seinem Lande nichts von besonderer Anziehungs-Krafft verließe, glaubte, daß ihn Riga lange vesthalten könnte. Er, der Rektor, wäre also der Meynung, daß man mit diesem Manne nicht übel fahren, die offene Stelle, durch ihn gut besetzt seyn würde, und man Ihn, bey seinem Hierseyn, zu näheren Engagements verpflichten könnte. Er habe also gebehten, falls Ein Wohl=Edler Rath dieses vorgeschlagene Subjectum anständig fände, deßen Überkunft zu befördern, und Ihm, zur Reise 25 Rthlr. Alb. übermachen zu laßen. Er, Herr Referent, wollte dieses E. Wohl=Edlen Rathe unterlegt und dessen weitere Verfügung hierin erwartet haben.

Es ward nunmehro der von dem Rectore Lindner in Vorschlag gebrachte Herder, auf deßen gutes Zeugnis zum Kollaboratore bey der lateinischen Schule mit dem festgesetzten Gehalte von 200 Rthlr. Alb. ernannt, und nicht allein Einem löbl. Stadts=Cassa=Collegio commitirt, Ihm die zur Herreise erforderlichen 25 Rthlr. Alb. zu übermachen, sondern auch der Cancelley aufgegeben, an besagten Herder die Vocation in forma consueta abzulassen.“

Am 16. Oktober wurde die Vokation, wie beschlossen, abgelassen; am 3. November die zusagende Antwort Herders verlesen und verschrieben; am 1. Dezember beschlossen, den inzwischen eingetroffenen Kandidaten Herder zu examinieren und ihn durch den Scholarcha, Herrn Gerichtsvogt Schwartz, in der Domschule privatim zu introducieren.

Am 7. Dezember 1764 erfolgte diese Introduktion als Kollaborator an der Domschule. Morgen also werden es 139 Jahre, daß Herders offizielle Tätigkeit in Riga begann.

Was hatte Herder bisher geleistet, und was sollte er in Riga leisten?

Wenn der Rat der Stadt Riga auf Empfehlung des Domschul-Rektors Lindner einen Lehrer aus Deutschland beruft, so beweist das zuvörderst natürlich das Vertrauen, welches die Leitung der Stadt zu dem Leiter ihrer Schule hat. Aber wenn dieser gewissenhafte Leiter einen zwanzigjährigen Jüngling dem ihm vertrauenden Rat empfiehlt, so beweist das die Tüchtigkeit des Empfohlenen. In dem verlesenen Ratsprotokoll heißt es, daß Herder bereits 3 Jahre (es waren faktisch etwa 2½ Jahre), am Collegio Fredericiano, einer Schule, in welcher vom Lehrer schon etwas gelernt werden könne, unterrichtet hatte, und zwar erfolgreich unterrichtet. Die genannte Anstalt beschäftigte nämlich Studierende der Universität als Lehrer. Und es war Herder gelungen, gleich nach seiner Immatrikulation an ihr Anstellung zu finden. — Königsberg war also für den hochstrebenden Jüngling die erste selbständig erstiegene Sprosse an der aufwärtsführenden Leiter zum Weltruhm.

Im kleinen ostpreußischen Städtchen Mohrungen als Sohn des dortigen Küsters am 24. August 1744 geboren, im Vaterhause sowohl, als auch im Hause des Predigers Trescho, dem er als Handlanger und Abschreiber diente, in äußerster Enge und Dürftigkeit aufgewachsen, schien Herders Zukunft besiegelt: als Mohrunger, vielleicht als des Vaters Nachfolger, sein Leben zu verbringen. Aber — und das ist für Herders Wachsen bezeichnend — die Enge zwingt ihn hinaus in die Weite. Auch um das enge und kleine Mohrungen dehnte sich Wald, Wiese, Feld und See, und die Wanderungen in der großen, weiten, immer herrlichen Natur wirkten das unwiderstehliche Sehnen aus der Enge fort in die

Weite. Und Pastor Treschos Bibliothek wies ihm in der engen Schreibstube, was auf geistigem Gebiet in der weiten Welt geschah, und wirkte das unwiderstehliche Sehnen, geistig mitzutun in der weiten Welt. Diese Sehnsucht, seine enge Vaterstadt zu verlassen, wurde, wie durch ein Wunder, gestillt. Der Arzt eines zeitweilig in Mohrungen garnisonierenden russischen Regimentes, — er soll Schwarzerloh geheißen haben, — nahm ihn nach Königsberg mit, um ihm später eventuell in Petersburg freies Studium der Medizin auszuwirken. Herder eignete sich jedoch nicht für die vorgeschlagene Laufbahn, denn bei dei ersten Operation, der er in Königsberg beiwohnte, fiel er in Ohnmacht. Und nun war er, da er sich von seinem Wohltäter trennen mußte, als mittelloser Kleinstädter allein in der großen Stadt. Was nun? Es ist zu bewundern, wie schnell der 18jährige Jüngling seine Maßnahmen traf. Kurz entschlossen — denn aus der Weite in die Enge wieder zurück war für Herder ausgeschlossen — meldete er sich beim Dekan der theologischen Fakultät zur Aufnahme in die Universität. Nach glänzend abgelegtem Examen wurde er am 10. August 1762 immatrikuliert. Sein unholder Rektor Grimm in Mohrungen war also doch ein tüchtiger Lehrer gewesen.

Ob Herder mit seiner Energie nicht durch wiederholte Versuche die Blut- und Messerscheu hätte überwinden und einmal noch einen Doktor der Medizin in Petersburg hätte vorstellen können, ist ja die Frage. Aber daß er sofort diesen Weg aufgab, trotz der Ungewißheit seiner Zukunft, wird doch wohl schon der Zug des Genies gewesen sein, der den genialen Menschen widerspruchslos auf den Platz zwingt, auf den er gehört. —

Daß er Theologie wählte, ist ja sonst wohl aus seiner Jugendzeit zu erklären: er war Sohn eines Küsters; des Küsters Ideal ist, daß sein Sohn Pfarrer werde; und die Wünsche des Vaters teilen sich dem Sohne mit. — In Königsberg nun gelang es ihm, sich, wenn auch zuerst kärglich, durchzuschlagen. Das Kollegium Fredericianum bot ihm für seine Lehrtätigkeit Quartier und die Gelegenheit, als Mentor wohlhabender Schüler sich nebenbei etwas zu verdienen.

Nächst seinem guten Examen aber wird ihn bei den Königsberger Literaten empfohlen haben der Buchhändler Kanter. Dieser war nämlich Verleger der Pfarrers Trescho in Mohrungen, und den

Manuskripten seines Prinzipals hatte Herder nicht lange vor seinem Erscheinen in Königsberg ein eigenes anonymes Gedicht beigefügt, den „Gesang an den Cyrus", das Kanter sofort hatte drucken lassen. — Es ist dieses das erste veröffentlichte Gedicht Herders. Und gleich ein sehr charakteristisches Gedicht, sowohl für Herder selbst, wie auch für die Zeit, in der er lebte. Die Heimlichkeit, das Versteckspielen mit der Autorschaft ist für Herder noch in seiner Rigaer Zeit bezeichnend, eine Neigung, die ihm arge Unannehmlichkeiten und wohlverdiente Gewissensbisse einbrachte. — Und dann: die in überschwänglichem Klopstockschem Stil geschriebene Ode preist den Zaren Peter III., der mit Friedrich dem Großen Frieden schloß und das eroberte und besetzte Preußen wieder zurückgab: die Menschlichkeit, die der Fremde bezeugt, begeistert Herder mehr, als die Tapferkeit und Unbeugsamkeit des eigenen Königs. Sonderbare Zeit! zumal uns Jetztlebenden sonderbar, die allenthalben Zeugen sein können eines wüsten Nationalismus, der alles Fremde hämisch herabreißt: der preußische König, der den Ruhm des preußischen Namens in alle Lande trägt, schreibt — französisch; und der preußische Literat, der den Grund zur poetischen Größe Deutschlands legt, richtet sein erstes Gedicht — an den russischen Zaren! —

Kanter aber hatte aus Herders Versen mit scharfem Verlegerblick im Verfasser den später so überaus beliebten Publizisten erkannt. Und was die Protektion eines Buchhändlers in jenen Zeiten bedeutete, kann man aus der Tatsache entnehmen, daß der Buchladen der Sammelplatz aller war, die sich für die Literatur interessierten. In Kanters Laden verbrachte alles, was auf Bildung Anspruch machte, die meiste freie Zeit mit Diskutieren der neuesten Erscheinungen auf dem Büchermarkt. Wir staunen über das leidenschaftliche Interesse, das jeder neuen Schrift in jenen Tagen entgegengebracht wurde: fast die ganze Korrespondenz Herders aus seiner Rigaer Zeit wird eingenommen von Anfragen nach Büchern, Anzeigen und Besprechungen von Büchern.

Wenn nun die Universität, die 1544 gegründete Albertina, den künftigen Prediger vorbereitete, das Kollegium Fridericianum, eine mit Pensionat verbundene Lateinschule, den künftigen Pädagogen, so bildete der durch Kanters Buchladen vermittelte Verkehr mit den Königsberger Gelehrten den künftigen Dichter und Kritiker

aus. Unter den Bekanntschaften aus der Gelehrtenwelt waren aber die wichtigsten Kant und besonders Hamann. Des letzteren auf umfassendster Belesenheit beruhende tiefe, aber ungeordnete Einsichten sollten später durch Herder der Welt vermittelt werden.

Universität, Schule und deutsche Literatur sind aber auch die Bindeglieder zwischen Königsberg und Riga. In kultureller Hinsicht waren das seit 1710 unter russischem Szepter stehende Riga und das Fridericianische Königsberg Städte desselben Landes. Gerade Königsberg stand unter den Städten Deutschlands damals den baltischen Landen besonders nah. Hatten wir doch, wenn wir von der zeitweilig bestehenden schwedischen Universität in Dorpat absehen, vor 1802 überhaupt keine Hochschule im Lande, trotz starken Bedürfnisses nach studierten Leuten. Prediger, Lehrer, Juristen, Ärzte mußten sich auf Universitäten Deutschlands ausbilden. Und unter diesen nimmt, weil es die nächste ist, Königsberg eine hervorragende Stelle ein: haben doch auf der Albertina in den 256 Jahren, von 1544—1800, nicht weniger als 1768 Balten studiert; und hat doch Herzog Albrecht bei der Gründung der Königsberger Hochschule speziell die an Preußen grenzenden Ostseegebiete, auch Liv- und Kurland, im Auge gehabt. Im 17. und 18. Jahrh. darf Königsberg, wenigstens für Kurland, geradezu die Landesuniversität genannt werden. — Aber auch das Kollegium Fridericianum wurde nicht selten von Balten als Vorbereitung für die Universität besucht. Ja, gerade in den Jahren, in denen der Studiosus Herder als Lehrer am Kollegium wirkte, und den nächstfolgenden hat diese Anstalt verhältnismäßig viele Balten als Abiturienten der Albertina abgetreten. Mancher unsrer Landsleute hat neben Herder im Kolleg des Dozenten Magisters Kant gesessen, mancher als Schüler den anregenden Worten des Studenten Herder gelauscht.

Nun, aus Königsberg, dieser Rüstkammer deutsch-baltischen Geistes, holte sich der Domschulrektor Lindner, selbst ein Absolvent der Albertina, seinen Kollaborator Johann Gottfried Herder.

Was war dieses Mitarbeiters Aufgabe in Riga?

Hier bestanden damals zwei höhere Schulen. Die eine war das zwischen Universität und Gymnasium stehende Lyzeum, an das noch auf unscheinbarem Hause neben der Jakobikirche eine Tafel erinnert; die andre war die Domschule, auch Kathedral- oder

lateinische Schule genannt, die im Domsgange untergebracht war, und aus der sich unser Stadtgymnasium entwickelt hat. An dieser Domschule war 1758 das Amt eines Kollaborators gegründet worden, das im ganzen 6 mal besetzt worden ist. Der erste Vertreter war der unbedeutende Bruder von Herders bedeutendem Lehrer und Freunde Hamann. Herder selbst war in der Reihe der dritte Kollaborator. Er hatte als solcher, wie der Amtsname sagt, vor allen Dingen für die am Unterricht behinderten Kollegen zu vikarieren. Dann aber lag ihm auch ob, zu unterrichten in Fächern, die im humanistischen Gymnasium bisher entweder gar nicht gelehrt worden waren oder ganz ungenügend erteilt: Naturgeschichte, spezielle Ländergeschichte, Mathematik, französische Sprache und [deutscher] Stil. Man nannte sie insgemein reale Fächer, Fächer, welche direkter fürs praktische Berufs- und Gesellschaftsleben vorbilden sollten, direkter, als das Gymnasium das besorgt hatte. Uns, die wir an das Fachlehrertum gewöhnt sind, fällt die Mannigfaltigkeit der Disziplinen auf, in denen Herder tätig gewesen. Es herrschte aber damals an der Rigaer Domschule, wie allenthalben, das System der Klassenlehrer: der Rektor hatte die oberste Klasse, der Konrektor die zweite usw. Der gebildete Mensch war eo ipso berechtigt, den Knaben und Jüngling in allem, was zur Bildung gehörte, zu unterrichten; Fachpädagogen kannte erst die Universitas.

Daß Herders Tätigkeit als Lehrer hohe Anerkennung gefunden, dafür haben wir reichliche Zeugnisse: seine Berufung nach Riga spricht dafür, seine von ihm abschlägig beantwortete Berufung zum Inspektor der Petri-Kirchenschule in Petersburg, seine Privatstunden, die er jungen Mädchen der gebildetsten Häuser Rigas erteilte, sowie der Wunsch gebildeter Männer, wie z. B. seines Freundes Hartknoch, des ersten Rigaschen Buchhändlers, seine Kinder nur von Herder erziehen zu lassen. Wodurch aber erzielte er diese Anerkennung, diese so vielfach bezeugten Erfolge? Dazu müssen wir uns die Erklärung aus Herders eigenen Urteilen über das Lehren holen. Und da dürfte wohl das instruktivste Zeugnis seine Schulrede sein, die er ein halbes Jahr nach seiner privaten Einführung in die Domschule bei seiner offiziellen Introduktion hielt, und die das Thema behandelte, „wie fern auch in der Schule die Grazie herrschen müsse.“ In dieser

Rede geht er vom Gegenteil des Ideallehrers, dem Schulpedanten, dem Handwerkslehrer, dem, wie wir sagen würden, Programmreiter aus, um diesem den — wie er es nennt — „Lehrer der Grazie" gegenüberzustellen. Dieser werde, wie Haym darüber treffend referiert, nie durch Zwang und Strafen, ebensowenig durch Vorstellung künftigen Nutzens die Jugend für die Wissenschaften zu gewinnen suchen, sondern einzig und allein durch den Reiz, der das Leitband sei, das die Jugend fessele. Es gelte, Wissenschaft und Tugend dem Knaben angenehm zu machen. Darum solle des Lehrers Persönlichkeit Grazie besitzen, die Zutrauen einflößt: der Lehrer solle dem Schüler eine angenehme Persönlichkeit sein. Nur dem liebenswürdigen Lehrer werde der Schüler sich überlassen. Solch ein Lehrer, um mit Herders eigenen Worten zu sprechen, „wandelt mit heiterer Stirn unter Freunden, die ihre ganze Seele ihm geben; er wird mit ihnen Jüngling und trägt ihnen die Wissenschaften vor, wie er sie als Jüngling hören wollte; er wird ihr Mitschüler, arbeitet vor und muntert mit seinem Feuer auf, wie eine Kohle die andre anglüht." — Goldene Worte! Ein gottbegnadeter Lehrer, dem solche Gabe von der Natur verliehen worden, und den äußere Verhältnisse in der Betätigung solcher Gabe nicht hindern! Die zitierten Worte Herders sagen aber vor allem, daß er nicht bloß durch den Lehrstoff wirkte, sondern durch seine ganze Person, daß er mit allem, was er bot und was er war, an die Sache ging. Und dann wird, wie schon das Zusammenwirken von Lehrstoff und Persönlichkeit auf das Streben hinweist, als Lehrer ein Ganzes zu sein, auch der Unterricht, wo das Fach solches zuläßt, mehr das Ganze, das Wesen der Sache betont haben. So wissen wir z. B., daß er in der Horazstunde die zu traktierende Ode, ohne sich auf Texterklärung einzulassen, immer und immer wieder lesen ließ, bis der von ihm gewünschte Eindruck des ganzen Gedichtes erzielt war. Die hinzugefügten Erklärungen — so dürfen wir wohl weiter schließen — werden sich dann auch mehr auf die poetische Idee des Gedichtes bezogen haben, als auf die Grammatik. — Zu derartiger Behandlung des Lehrstoffes aber war allerdings seine Stellung als Kollaborator besonders geeignet, da er meist neu eingeführte Disziplinen zu lehren hatte, deren Betreibung noch nicht durch ein schematisches Programm verdorben war, und ferner, da er, was wenigstens

wahrscheinlich ist, als Vikariatslehrer, um dem versäumenden Ordinarius nicht ins Handwerk zu pfuschen, wohl Fachgegenstände, diese aber außerhalb des Lehrganges traktiert haben wird. — Aus den vorliegenden Zeugnissen über Herders Lehrtätigkeit dürfen wir jedenfalls schließen, daß er nicht nur anregender Lehrer, sondern auch durch sein persönliches Vorbild bildender Erzieher gewesen ist.

Auch über Einrichtung der Schule kennen wir Herders Ansichten aus seiner Rigaer Zeit. In seinem Aufsatz „Ideal einer Schule", den er nach seiner Abreise aus Riga 1769 niederschrieb, entwickelt er sie. Er schildert, wie er selbst sagt, das Ideal einer Schule, und es ist, wenigstens für unsre Zeit, geradezu fraglich, ob das Geschilderte ein zu erstrebendes Ideal wäre. Auf einen Gesichtspunkt darin möchte ich aber doch hinweisen. Herder gilt bekanntlich in gewissem Sinne als Vater der Realschulen, weil er von der Schule, in Berücksichtigung der realen Verhältnisse, mehr Anpassung ans reale Leben verlangte, als die humanistischen Gymnasien leisteten. Dazu gehörte ihm aber vor allem Pflege der Muttersprache, des Deutschen, intensivere Pflege, als die Lateinschulen ihr angedeihen ließen. Daher spricht Herder, dem man gewiß nicht den Vorwurf nationaler Engherzigkeit machen darf, und von dem der Satz stammt, „der Schüler soll für alle Welt erzogen werden", doch gerade auch folgenden Satz aus: „Daß die Schule so viel möglich National- als Provinzialfarbe bekomme, versteht sich." Es äußert sich in diesem Satz die unbefangene, von Vorurteilen freie und einsichtsvolle, also wahrhaft reale Denkweise, die wir an Herder überall so bewundern, hier also, daß nur natürliche Entwicklung des Einzelnen dem Ganzen Vorteil bringen kann, und daß, wo diese natürliche Entwicklung gestört wird, die auf dem Grunde der eigenen Familie, der eigenen Nation, Sprache, Religion und Volksanschauung beruht, das Ganze, also Staat und schließlich Menschheit davon Schaden leidet.

Bei allen Erfolgen als Lehrer und Erzieher genügte ihm jedoch diese Tätigkeit nicht, genügten ihm Schüler und Schulkollegen nicht. Er ließ sich nicht von diesem Kreise fesseln: der Kreis war ihm zu eng, und die Enge zwang ihn in die Weite. Ein andres Katheder verhieß einen weiteren Wirkungskreis: die Kanzel. — Nicht nur Schülern und Schülerinnen, sondern außerdem auch Männern und Frauen der Kirchengemeinde wollte er Lehrer und

Erzieher sein. Schon bald nach Beginn seiner Lehrtätigkei an der Domschule hielt Herder, nachdem er beim Ministerio, d. h. dem Stadtkonsistorium, das erforderliche Examen bestanden, am 15. März 1765, Dienstag nach Lätare, im Dom seine Antrittsrede, die ihn zum Predigen berechtigte. Das Thema war „die Unschuld Jesu Christi." Während nun aber diese Predigt Herder nur die Berechtigung verlieh, gelegentlich zur Aushilfe die Kanzel zu betreten, so wurde er im April 1767 zum Pastor-Adjunktus an den beiden vorstädtischen Kirchen erwählt, der Jesuskirche, die, wenn auch in andrer Gestalt, noch jetzt an der gleichen Stelle steht, und der Gertrudkirche, die damals ihren Platz an der Ecke der Alexander- und Mühlenstraße hatte. Es ist diese Wahl ein Beweis dafür, daß Herders Tätigkeit als Lehrer und Prediger in den maßgebenden Kreisen Rigas hohe Anerkennung gefunden hatte. Denn sie erfolgte, um ihn an Riga zu fesseln, als er von der lutherischen Gemeinde Petersburgs zum Inspektor der zur dortigen St. Peterskirche gehörigen lutherischen Schule mit einem angebotenen jährlichen Gehalt von 700 Rubeln vociert worden. Auf Herders Erklärung hin, die der damalige Gerichtsvogt Berens im Rat abgab, daß Herder „einen viel größeren Trieb bei sich empfände, allhier seine Lebenszeit zuzubringen und hier sein Glück befestiget zu sehen, als an irgend einem andren Orte", teilte der Rat die Adjunktur an Jesus- und Gertrudkirche von der Bickernschen Pfarre ab und übergab sie Herder als besonderes Amt, neben welchem dieser die Kollaboratorstelle an der Domschule beibehielt, jedoch ohne die lästigen Vikariate. — Am 13. Juni 1767 wurde Herder vom Ministerio über die von ihm eingereichte Arbeit „Der heilige Geist als Urheber des Heiles der Menschheit" examiniert, am 10. Juli ordiniert, am 15. Juli in der Jesuskirche introduziert.

Wie im Lehramt, so war Herder auch im Predigtamt: mit seiner ganzen Persönlichkeit trat er an die Aufgabe der Predigt heran, und einen ganzen, vollen, die ganze Persönlichkeit seiner Hörer packenden Eindruck wollte er durch die Predigt erzielen. Zeugnisse dafür haben wir reichlich, wenngleich er damals seine Predigten nicht veröffentlichen ließ, weil er eben der Ansicht war, daß die Predigt, ebenso wie die Lehrstunde, vor allem mit durch die Persönlichkeit des Redenden wirken müsse, somit nicht zum Lesen da sei. Abgesehen von später veröffentlichten Predigten wissen

wir aus Aufsätzen über das Predigen, über die Bibel u. s. w., wie er als Prediger gewesen, und aus seiner warmen Abschiedsrede, was er seiner Gemeinde hat sein wollen, daß sein Ziel gewesen, mit dem Worte Gottes „menschliche Seelen glücklich zu machen". In seinem schönen Aufsatz „der Redner Gottes" entwickelt er sein Programm für das Predigen. „Durch Religion verklärte Sittlichkeit, in anschaulicher Lebendigkeit, in warmer Herzlichkeit, frei von rhetorischer Manier und von dogmatischer Engherzigkeit aufs Schlichteste vorgetragen: das war es, was er von dem wahren Prediger forderte, was er schon damals in der vollen Frische jugendlicher Beredsamkeit in stets wohlbesetzter Kirche im höchsten Maße leistete, und was ihn bis zu seinem Lebensende zum größten Kanzelredner seiner Zeit machte." Wenn Herder sich für seine Rigaer Periode selbst einen „Libertin" nennt — wir würden Rationalist sagen —, so würde man nach genanntem Programm vielleicht wohl sich einen sogenannten Rationalisten konstruieren können. Aber da wir wissen, daß der Redner, um als ganze Persönlichkeit auf die Persönlichkeit seiner Hörer zu wirken, sorgfältig sich übte, damit er die Schlichtheit und Wärme sich aneignete, die er vom Redner Gottes verlangt; da wir wissen, daß er nach der Predigt am liebsten allein war und die Rührung, die er in der Gemeinde zur Beförderung des Guten zu wirken sich bestrebt, auf sich selbst zurückwirken ließ, indem er noch weiter im Ideengange seiner Predigt verweilte; da wir wissen, daß er nicht nur Lehre über das Gute bieten wollte durch Erklärung des Gotteswortes, sondern werben wollte fürs Gute durch Packen des inneren Menschen, „menschliche Seelen glücklich machen:" da werden wir doch wieder zweifelhaft, ob wir ihm den Namen „Rationalist" beilegen dürfen, denn alles das klingt mehr nach warmer Psyche, als nach kalter Ratio. Solche Rationalisten jedenfalls können wir uns auch als Gegner des Rationalismus gefallen lassen.

Wie Herders in Königsberg und Riga ausgebildete pädagogische Talente ihn aufs beste vorbereiteten zur obersten Leitung des Weimarer Schulwesens, so machte ihn die kirchliche Tätigkeit in Riga fähig zu seinen hervorragenden Leistungen als Kanzelredner in Deutschland, so daß selbst der zwar nicht kirchliche, aber fürs Rednerische so hochbegabte Schiller Herders Predigten für die besten erklärte, die er gehört. — Und auch als Beichtiger und

Berater hat Herder schon in Riga gewirkt, so daß er schon als junger Mann leisten konnte, was er später in Bückeburg und Weimar in hohen Kreisen reichlich üben mußte und erfolgreich geübt hat.

Aber trotz aller Erfolge als Prediger genügte ihm die Tätigkeit eines solchen nicht. Er ließ sich nicht in den Kreis der Gemeinde und der Amtsbrüder bannen. Er verlangte nach noch umfassenderem Wirkungskreise. Seine Gemeinde mußte noch größer sein. Die Enge zwang ihn in die Weite: auch die Gesellschaft, die nicht in die Kirche ging, sollte ihn hören, ja noch weiter, sein ganzes Volk sollte ihn hören und durch sein Volk die Menschheit. Und in diesem Streben griff er bestimmend und entscheidend in die Entwicklung der deutschen Literatur ein.

Im Anzeigen von Büchern hatte er schon in Königsberg sich geübt. In den „Königsbergschen Gelehrten und Politischen Zeitungen" war neben Gedichten seine erste Rezension erschienen, die „als erste kritische Leistung sofort den einsichtigen, feinfühlenden, in die Seele blickenden Beurteiler — den geborenen Ästhetiker und Literaturhistoriker" ankündigte. In Riga, wo ihm bald das Amt eines Gehilfen des Stadtbibliothekars Agelutḣ übertragen wurde, begann er seine schriftstellerische Tätigkeit in den „Gelehrten Beiträgen", einem Beiblatt zu den auf Veranlassung des Rates seit 1761 wöchentlich erscheinenden Intelligenzblatt unter dem Titel „Rigische Anzeigen von allerhand dem gemeinen Wesen nötigen und nützlichen Sachen". —

Aber sehr bald hören wir Herders Stimme von Riga aus nach Deutschland hinüberrufen und die im Herbst 1766 erscheinenden beiden ersten Bändchen seiner „Fragmente über die neuere deutsche Literatur" erregen gleich in der Gelehrtenwelt ein ungeheures und berechtigtes Aufsehen, so daß die Blicke aus allen Bildungszentren Deutschlands auf Riga gerichtet waren. Und denselben Erfolg hatten die Fortsetzung der Fragmente und die gleichfalls noch aus Riga datierten und hier herausgegebenen „Kritischen Wälder".

Auf den Inhalt dieser Kritiken über Sprache und Literatur näher einzugehen, gestattet uns die Zeit nicht. Es sprechen sich in denselben, teils angedeutet, teils schon ausgeführt, alle die Ideen aus, die Herder im Verkehr mit Hamann sich angeeignet, die er in Riga erweitert, und die jene kurze Periode in der deutschen

Literaturgeschichte begründeten, die wir die Sturm- und Drangperiode zu nennen gewohnt sind. Die Betonung des Genius, des Göttlichen, das der Mensch in sich trägt, und das volle Freiheit von allen Regeln und Gesetzen beanspruchen dürfe, das nur seinen eigenen Weisungen folgen solle, also nicht nachahmen, sondern original sein solle, original, wie die Natur, die sonst allein noch Offenbarungen des göttlichen Geistes atme. Diese den Sturm und Drang charakterisierenden Anschauungen werden durch die Rigaer kritischen Schriften Herders lebendig und populär gemacht. Und in welchem Ton sind diese Fragmente und Wälder geschrieben! Nichts von dem vorsichtigen Prüfen und Abwägen der Lessingschen Kritik, obgleich durch diese Herders Kritik fast immer veranlaßt worden, sondern ein fortreißender Schwung, der es kaum gestattet, dem Gesagten nachzudenken. Während Lessing stets verstandesmäßig schlagend beweist und so überzeugt, ist Herders Methode vielmehr Überredung, Überredung mit allen Mitteln siegender Beredsamkeit, der nicht nur der Verstand, sondern auch Gefühl und Phantasie ihre Dienste leihen. Wodurch Herder uns aber besonders willig macht, ihm zu folgen, ist das feine Gefühl, mit dem er das Wesen des besprochenen Gegenstandes ahnt, diese Gabe, die sich so glänzend bestätigt in seinen später erschienenen Reproduktionen, den „Stimmen der Völker in Liedern" und den „Cidromanzen". Daß seine Urteile nachgeprüft und korrigiert werden müssen, das teilt er mit allen Gefühls- und Phantasiekritikern, die alle subjektiv sind. Es ist aber eben, wie in Lehre und Predigt, auch in der kritischen Arbeit Herders das ihn Charakterisierende, daß er mit seiner ganzen Persönlichkeit seine Sache angreift und durchführt.

Wenn wir somit gesehen, daß Herder, sei es auf dem Katheder, sei es auf der Kanzel, sei es am Schreibtisch, nicht einseitig diese oder jene seiner Gaben sich betätigen ließ, sondern mit allem, was er hatte, und allem, was er war, zu wirken suchte; und wenn wir ferner gesehen, daß er einen nie zu befriedigenden Trieb in sich brennen fühlte, auf immer weitere Kreise der Gesellschaft zu wirken: dann müssen wir auf eine Seite seines Werdens noch einen Blick werfen: die Ausbildung seiner Persönlichkeit zum Wirken auf die Gesellschaft, also seine gesellschaftliche Bildung. — Und dies ist das Gebiet, auf dem ihm Riga besonders viel geboten, was Herder stets dankbar anerkannt hat.

Sehen wir von den engen Mohrunger Verhältnissen ganz ab, so konnte ihn das Königsberger Leben gesellschaftlich nicht fördern: der Umgang mit gleichstrebenden, ihm geistig meist nicht ebenbürtigen Studenten konnte ihm in dieser Hinsicht nichts bieten; ebenso wenig, so viel er ihn auch wissenschaftlich weiter brachte, der Verkehr mit gelehrten Sonderlingen, wie Kant und Hamann; in den Familien, in die er dort eingeführt sein mochte, ist wohl auch kaum feiner Umgangston anzutreffen gewesen; und politisches Leben, das für Herder zugänglich gewesen wäre, gab's in Deutschland nirgends.

Anders waren die Verhältnisse, die Herder in Riga vorfand.

Livland hatte vor 50 Jahren den Abschluß jahrhundertelanger politischer Wirren und verheerender Kriege erlebt und begann unter russischem Scepter aufzublühen: die wichtigsten Güter, die lutherische Landeskirche, die deutsche Landessprache, landische und städtische Selbstverwaltung, waren von der neuen Regierung zugestanden und für die Zukunft zugesichert. Unter dem Fittich dieser Sicherheit verharschten die Wunden der traurigen Vergangenheit schneller: Landwirtschaft, Handel und Gewerbe hatten sich erholt und blühten auf, und „von der Freiheit gesäugt, wuchsen die Künste der Lust", d. h. Teilnahme an den geistigen Bewegungen Deutschlands war in den leitenden Kreisen von Stadt und Land erwacht. Kurz, Riga war ein Boden, auf dem Persönlichkeiten erstehen und sich günstig auswachsen konnten.

In die leitenden Kreise Rigas Eintritt zu gewinnen, war Herder sofort vergönnt. Durch seinen Lehrer und Freund Hamann, der in Riga von früher her wohlbekannt war, an die weitverzweigte Familie Berens gut empfohlen, standen Herder bald die Häuser der angeseheneren Rigaer Familien offen: alle die Berens, dann Schwartz, Zuckerbecker, Heydevogel, Grave usw. — Der selbsttätige Bürgersinn der wohlsituierten Handelsstadt, die sich selbst verwaltete und regierte, flößte ihm Bewunderung ein. Der Umgangston der wohlhabenden Patrizier Rigas sowie einiger ihm vertrauter livländischer Edelleute, die den an solchen Ton nicht gewöhnten armen Königsberger Studenten und Mohrunger Küsterssohn als gebildeten Menschen wie Ihresgleichen behandelten, ja verwöhnten, mußte ihm natürlich sehr zusagen. — In diesen Häusern bildete sich Herder in gesellschaftlicher Beziehung aus, ja vollzog sich seine Erziehung zum

geradezu glänzenden Gesellschafter, als welcher er sich später in allen, auch höchsten Kreisen so allgemein empfahl. Herder besaß aber auch die Gabe, solch liebenswürdiges Entgegenkommen zu veranlassen und reichlich zu vergelten: er bot in diesen Häusern die Anregung, die von regsamen und bildungsbedürftigen Geistern, wenn sie im Berufe angestrengt tätig gewesen, in der Mußezeit so ersehnt wird. — Die glücklichsten Stunden seines Lebens hat er nach seinem eigenen Zeugnis in diesen Zirkeln Rigas verlebt, zu denen sich noch das Haus seines preußischen Landsmannes und Freundes, des Buchhändlers Hartknoch, gesellte. — In den Sommermonaten fanden mit erhöhter Freude die geselligen Zusammenkünfte dieser Kreise außerhalb der Stadt, auf den Sommersitzen der betreffenden Familien, den sogenannten Höfchen, statt, die in weitem Kranz die Stadt umgaben und noch jetzt umgeben. Viele von diesen Höfchen, wie gerade die von Herder am öftesten besuchten, den Famlien Berens gehörigen, das jetzige Schwarzenhof und das daneben gelegene, damals Schoongezicht genannte sowie das Zuckerbeckersche „Huys ut dem Bosch“, sind schon lange in das Stadtgebiet hereingezogen. Einer von diesen ländlichen Erholungsorten ist von Herder in einem Lobgedicht verherrlicht worden; es ist das damals dem Herrn Heydevogel gehörende Gütchen Gravenheide am Jägelsee. In überschwänglichen Versen preist Herder darin die friedlich schlichte ländliche Natur Livlands und die behagliche Geselligkeit im befreundeten Rigenserhause.

Ja, Herder war glücklich in Riga; er hat, wie er selbst sagt, seine glücklichsten Jahre in Riga verbracht. Er war rigascher, livländischer, russischer Patriot. Man lese nur seine begeisterten Verse „zur Feier der Beziehung des neuen Gerichtshauses zu Riga“ und die „auf Katharinas Thronbesteigung.“

Und doch ging er fort. Warum?

Bei seiner Berufung nach Riga hatte er erklärt, er würde lange bleiben. Bei seiner Berufung nach Petersburg motiviert er seine Ablehnung gar damit, daß er bis ans Lebensende in Riga zu bleiben gedenke. Und nun, im Frühlinge 1769, reicht er plötzlich seine Entlassung ein und geht trotz aller Versuche, ihn zu halten. Am energischsten wird wohl Joh. Christoph Berens, das geistige Oberhaupt der wissenschaftlich angeregten Rigenser, auf seinen jungen Freund eingeredet haben, derselbe Berens, der alle, die er

im Verdacht hatte, Herder hinausdrängen zu wollen, entrüstet mit den Ehrennamen „Lumpenhunde, Flegels und Esels“ bedachte. Praktischer, als durch solche Unmutsäußerungen, suchte der Regierungsrat, Herr v. Campenhausen, auf Herder einzuwirken. Er sicherte ihm die Stelle als Rektor des Lyzeums zu, sobald der schon sehr alte Rektor Loder abgetreten, und eröffnete ihm die Aussicht auf die Predigerstelle an der Jakobikirche. Herder nimmt die Berufung an, denn — durch sie eröffnet sich ihm, der kein bestimmtes Ziel vor Augen hat, sondern nur den Drang im Busen: aus der Enge in die Weite! ein größeres Gebiet der Wirksamkeit — aber er geht.

Man hat für Herders Weggang aus Riga verschiedene Gründe angeführt. Man hat die Gegnerschaft der Pastore Rigas gegen den Neuerer als Grund genannt, die ihren stärksten Ausdruck fand in dem Konflikt mit seinem Prinzipal, Pastor Bärnhoff. Man hat die Unannehmlichkeiten als Veranlassung bezeichnet, in die er durch Verheimlichung seiner Autorschaft bei den „Kritischen Wäldern“ geraten war, diese Verheimlichung, die die Intriguen des berüchtigten Reklamemachers, des Professors Kloß in Halle, zur Folge hatte. Das mag ja alles mit dazu beigetragen haben ,wie auch die Tatsache, daß der in den gebildetsten und einflußreichsten Kreisen der Stadt so beliebte und verwöhnte Herder sich immer noch in der untergeordneten Stellung eines Kollaborators und Hilfspredigers sah.

Der eigentliche Beweggrund muß ein andrer gewesen sein. Er war Herder selbst nicht klar. Es war der Drang aus der Enge in die Weite, der Drang, auf noch größere Kreise zu wirken. Aber das hätte ihm ja später Riga geboten. Er schreibt auch auf der Reise, die er zu Schiff antrat, sein Tagebuch „Journal meiner Reise im J. 1769“ und den Aufsatz „Ideal einer Schule“ noch ganz in dem Gedanken, nach Riga zurückzukehren. Er beschließt sein Tagebuch mit den Worten: „Wie groß, wenn ich aus Riga eine glückliche Stadt mache!“ und sein „Ideal einer Schule“ mit den Worten: „. . . Lebendige Welt, Umgang mit Großen, Überredung des Generalgouverneurs, lebendiger Vortrag an die Campenhausen — Gnade der Kaiserin, Neid und Liebe der Stadt! O Zweck, großer Zweck, nimm all meine Kraft, Eifer, Begierden! Ich gehe durch die Welt, was hab ich in ihr, wenn ich mich nicht unsterblich mache!“ — Und doch ging er. Am 24. Mai 1769

verließ er auf einem Behrensschen Schiffe Riga, um nie mehr zurückzukehren. —

Unsterblich aber sollte er sich machen, gerade durch diesen seiner ganzen Umgebung unverständlichen Aufbruch aus Riga. Dieser Aufbruch war der Zug des Genies, der den genialen Menschen widerspruchslos auf den Platz zwingt, auf den er gehört. Herder ging, wie er meinte, mit dem idealen Zweck, in Westeuropa neue pädagogische Einsichten zu sammeln, die ihn befähigen sollten, durch das Rigasche Lyzeum auf Riga und Livland und durch Livland gar auf ganz Rußland zivilisatorischen Einfluß zu gewinnen. Wir — lächeln darüber. — Aber wir lächeln nicht, wenn wir sehen, wie der Himmel solch ideales Streben belohnt: Gott bewahrte Herder wohl in erster Reihe vor einer Enttäuschung, — er erfüllte ihm aber sein Sehnen über alle Hoffnung hinaus, so herrlich, daß Herder es zeitlebens selbst nicht einmal erkannt hat: nicht Riga und Livland zu beeinflussen wurde ihm vergönnt, sondern, was er ahnungsschauernd sich ersehnt, die ganze Menschheit wurde seine Einflußsphäre: er wurde der Lehrer Goethes. — Wie eigen: Lessing, den Goethe doch auch als Lehrer nötig hatte, war immer in Deutschland, ja einmal gar mit Goethe zu gleicher Zeit am gleichen Ort, und ist doch nie mit seinem Schüler zusammengetroffen; seine Schriften waren so unzweideutig, daß der Leser die Person des Verfassers entbehren konnte. Herder wirkte ganz nur als Persönlichkeit, und er mußte aus dem fernen Riga aufbrechen — er wußte selbst nicht, warum, — weil Johann Wolfgang Goethe gerade zu der Zeit gerade diesen Lehrer brauchte.

Sieben Monate fast lauschte Goethe in Straßburg mit gespanntestem Interesse dem Ergusse der Ideenfülle, die Herder in Riga gewonnen, und der dankbare Schüler bezeichnet noch spät in „Wahrheit und Dichtung“ jene Straßburger Tage als ahnungsvolle und glückliche und die Bekanntschaft mit Herder als das bedeutendste Ereignis derselben.

Die Bewegung, die auf Herders aus Riga datierende schriftstellerische Erfolge und besonders auf die Lehrzeit Goethes bei ihm zurückgeführt wird, heißt in der Literaturgeschichte „Sturm und Drang“. Und der Name ist fraglos sehr treffend. Nur eine Revolution kann ich in dieser Bewegung nicht sehen, obgleich Goethe selbst sie so genannt hat und alle Literaturgeschichtsschreiber ihm

das nachsprechen. Wie soll Herder, der, wie wenige, das Verständnis für naturgemäße, organische Entwicklung besaß, ein Revolutionär sein? Und was ist denn das Resultat seiner Revolution? Er hat durch seine sogenannte literärische Revolution Goethe zum Dichterkönig auszugestalten wesentlich geholfen. Ein wirklicher Pädagog ist aber niemals Revolutionär. Kurfürsten sind Lessing und Herder, die ganz legaliter den König Goethe küren, indem sie ihn bilden.

Der Sturm und Drang ist nur der Reformation Luthers, die auch von manchem fälschlich eine Revolution genannt worden ist, zu vergleichen. Beide bezeichnen Höhepunkte in der kulturellen Entwicklung des deutschen Volkes, beide einen mächtigen Erfolg angestrengtesten Suchens.

Die ganze ernstere Literatur des Mittelalters atmet das gemütstiefe Ringen, sich das Christentum zu eigen zu machen, das dem Volke von der Kirche in unbefriedigender Weise vermittelt wurde. Man denke z. B. an die schmerzvolle Klage Walthers von der Vogelweide:

Ja, das kann nimmer leider sein,
Daß reicher Hab und Ehr der Welt
Sich unsers Herrgotts Huld gesellt.
Daß je sie in ein Herze kommen,
Ist ihnen Weg und Steg genommen.

Man denke an den großartigen Versuch Wolframs von Eschenbach im Parzival, Himmel und Erde zu versöhnen. Man denke an die Satyre Sebastian Brandts, der, noch kurz vor Luther fest auf dem Boden der alten Kirche stehend, doch im Grunde tief unbefriedigt war. — Martin Luther ist mir die Verkörperung der gewaltigen Tatsache, daß das deutsche Volk in seinen führenden Geistern das Wesen des Christentums, des besten, was der Menschheit vom Himmel geschenkt worden, erfaßt hatte, nach jahrhundertlangem Ringen erfaßt hatte. Und es will nichts dagegen sagen, daß ein großer Teil des deutschen Volkes noch immer, treu an früheren Überlieferungen hängend, fremder Beeinflussung unterliegt. Wohl aber ist der Rücktritt eines Lutheraners zur alten Kirche die undeutscheste Tat, die gedacht werden kann, denn sie verleugnet die gewaltigste Errungenschaft der deutschen Volksseele.

Und der Sturm und Drang, zu dem Herder von Riga aus den Anstoß gab? Was ist er anders, als Verkörperung der

gewaltigen Tatsache, daß das deutsche Volk in seinen führenden Geistern das Wesen dichterischer Schönheit nach der nationalen Seite hin erfaßt hatte, nach jahrhundertelangem Ringen erfaßt hatte. Nachdem der Humanismus dazu geholfen hatte, die Kirchenreformation einigermaßen zu sichern, begann in Deutschland das Bestreben, Verständnis für die lateinische und dann auch die griechische Dichtung zu gewinnen. Man ließ sich unterweisen durch die Holländer von den Franzosen, durch diese von den Italienern und ahmte lange Zeit diese Nachahmer der Alten nach. Man rückte ja wohl allmählich den Alten selbst näher, und zu Herders Zeit sang schon alles im deutschen Dichterwald leichte griechische, anakreontische Liedchen nach. Aber es war das doch alles noch Nachahmung ohne rechtes Herzensbedürfnis. — Herders Tat ist nun, fein zu fühlen und überzeugend auszusprechen, worin die damals unübertroffene Schönheit der griechischen Poesie besteht, die von der deutschen Jahrhunderte lang mühsam nachgestammelt worden: es ist die reine Menschlichkeit, die sich ausspricht in der reinen Volkstümlichkeit, Humanität in der Nationalität, oder Allgemeinheit in der Originalität. Nur dadurch, daß Homer sich so ganz national gab, wurde er fähig, so human zu reden, und ein so internationales Vorbild in der Kunst abzugeben. Hier fallen die Begriffe „national", „original" und „natürlich" zusammen, und deshalb auch bei Herder und seinen Schülern infolge der Erkenntnis des Wesens griechischer Dichtung die gleiche Begeisterung für Homer, die Bibel, Shakespeare, Ossian, das Volkslied. Und eben deshalb auch bei ihnen das Feldgeschrei: schreib, wie du's selbst schaust, fühlst und denkst. — Daß die Stürmer und Dränger sich revolutionär gebärdeten, wer will's ihnen verdenken? Wer verdenkt's dem Bergsteiger, wenn er nach Überwindung von Felswänden und Zacken und Eisfeldern in Nebel und Zwielicht und Nacht endlich im Angesicht des sonnenumstrahlten Gipfels den stützenden Bergstock fortwirft und hutschwenkend und jauchzend die letzte Wegstrecke stürmt?

Herder aber war es, der die Erkenntnis zuerst siegesgewiß aussprach, daß Schönheit der Dichtung nur fußen könne auf der Eigenart der dichtenden Persönlichkeit, sei diese nun ein Volk oder ein Mensch, und Goethe war es, der diese Erkenntnis in die weltbeeinflussende Tat umsetzte.

Herder selbst hat zu der Erkenntnis dessen nicht kommen können, daß er durch sein Wirken auf ganz Deutschland, ja auf die ganze Menschheit Einfluß geübt. Und dadurch ist wohl seine spätere Verbitterung und allmähliche Vereinsamung in Weimar zu erklären. Die übermächtige Fülle von Ideen, die er in Riga gesammelt, und die der Gestaltung harrten, störte ihn, zu erkennen, daß er durch seinen persönlichen Umgang mit Goethe diese Ideen schon abgesetzt hatte, und zu wirksamerem Erfolge, als durch schriftliche Niederlegung. Der gelehrige Schüler hatte mit lebhaftem Geiste das alles begierig schon aufgenommen und zum Teil schon verwertet, was der Lehrer später in der „Urkunde des ältesten Menschengeschlechts“, dem „Geist der hebräischen Poesie“, in den „Beiträgen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit“, den „Briefen zur Beförderung der Humanität“ usw. schriftlich fixierte.

Damit soll nicht gesagt sein, daß diese genannten Schriften und andre von Herder bedeutungslos sind. Sie haben auf die weitesten Kreise gewirkt, namentlich die Wissenschaften der Theologie und der Geschichte stark beeinflußt; die Volksliedersammlung hat auf die deutsche Liederdichtung erfrischend gewirkt usw. — Herder wird auch über Goethe und Schiller hinaus bei vielen deutschen Dichtern, klassischen, romantischen, modernen, als Anreger gespürt.

Daß Herder seine Verdienste im vollen Umfange nicht erkannt hat, schmälert jedoch ihren Wert nicht in *unsern* Augen. Und jetzt weiß auch er, was er erreicht, und aus seligen Höhen herab fällt sein Blick auch auf Riga, das ihm geholfen, solche Erfolge zu erzielen.

Wir aber, die wir es schon hier wissen, wie Herder gewirkt hat, und wie er gewachsen ist, wollen uns aus dieser Erkenntnis entnehmen, was er uns noch jetzt sein kann und soll.

Liebe Heimatgenossen! das Beste, was wir an Herder haben, sei uns gut genug:

Wir sollen uns nicht scheuen vor hohen Zielen — sie können nicht zu hoch sein!

Und wir sollen uns vom Wählen solcher Ziele nicht abhalten lassen durch Zwang und Druck äußerer Verhältnisse — die Zielsetzung ist unser Eigenstes und Freistes.

—

Und wir sollen uns beim Verfolgen solcher Ziele nicht irre machen lassen durch das verächtliche Reden weise prophezeiender Untätigkeit, es lohne sich nicht, weil nichts daraus werden könne. — Es lohnt sich wohl, und es wird stets was Gutes draus, wenn ein tätiger Mensch mit guter Absicht was unternimmt; denn der Himmel selbst lohnt dafür — anders, als wir es uns erhofften, aber er lohnt sicher, und er lohnt herrlich, über all unser Erwarten hinaus.

Das lehre uns Johann Gottfried Herder!

Heimat.

Von

Helene von Engelhardt.

Großonkel war gar ein kurioser Gesell:
Es blitzten die blaugrauen Augen so hell,
So wunderlich scharf unter buschigen Brauen,
Als wollt' er die innerste Seele durchschauen; —
Dem machte schon keiner ein X für ein U,
So raunten die Buben verschüchtert sich zu.

Die Tage verbrachte er, Stunde um Stunde,
Bei Büchern und Karten und Vaterlandskunde.
Und Heinrich von Lettland studiert' er vor allen. —
Zuweilen, wenn abends der Tau schon gefallen,
Und der West verglommen, in Purpur getaucht,
Auf die breite Terasse, von Duft umhaucht,
Trat der Alte heraus mit wuchtigem Schritt;
Und feurig begeistert begann er zu reden
Von alten Geschlechtern, von Kämpfen und Fehden,
Von sieghaftem Wagnis und Todesritt . . .
Von heiligen Hainen bei Kuren und Liven . . .
Vom Opferaltar, und vom letzten der Kriwen . . .
Und Szenen, die sterbend die Vorzeit gesehn —
Ihm schienen sie leuchtend vorüberzugehn.

Dann stand er, den Arm gravitätisch erhoben,
Und strich den gewaltigen Bart sich nach oben,
Es arbeitet zuckend im alten Gesicht —
Ob Zorn oder Rührung, wir wußten es nicht,
Und im Auge lodert ein Feuer empor —
Da wurde uns Jungen ganz bange davor!

Einst saßen wir draußen im Abendschein,
Leichtlebige, plaudernde Jugend allein,
Und schwärmten von Reisen und fernen Gestaden;
In eigener Tonart pries jeder dabei,
Wie schön und romantisch das Ausland sei,
Und die Forschung auf dunkel verschollenen Pfaden.
Ha! Schlösser und Burgen und Klosterruinen . . .
Begrabene Urnen . . . verschollene Schriften . . .
Ob Trojas Gefilde . . . ob griechische Triften . . .
Da könne der Geist doch der Wissenschaft dienen!
Hinaus denn, hinaus in die winkenden Lande,
Sobald wir die Schwingen zu regen im stande; —
Wohin wir auch zögen: man kam überein,
Es müsse ein Boden für Forscher sein.

Wir hatten's im Eifer nicht wahrgenommen,
Wie Großonkel auf die Terasse gekommen . . .
Jetzt plötzlich, mit zuckendem Angesicht,
Im Abendschimmer, der rosig verblichen,
Da stand er, den Bart in die Höhe gestrichen,
Es brach aus den Augen ein dräuendes Licht:

„Kreuzdonner, da müßte ein Heiliger fluchen!
Was habt Ihr das alles da draußen zu suchen?
Wo Griechen begraben! Trojaner verwesen! . . .
Habt Ihr auch schon Heinrich den Letten gelesen?
Habt Ihr schon der Heimat Ruinen besucht,
Die Burgen und Klöster, die jener gebucht?
Ein Boden für Forscher! — da möcht' ich doch wissen,
Wenn Ihr so gewaltig des Forschens beflissen,
Ob einer von Euch schon ergründet hat,
Wo Apule, die uralte Kurenstadt,
Vor Zeiten gestanden?! — Romantisch und groß!
Und bietet das alles die Fremde Euch bloß?
Die Steine der Heimat — die Trümmer, die ragen, —
Die Gräber, die haben Euch nichts zu sagen? — —

Ein Boden für Forscher! . . . Milchbärtige Laffen! . . .
Verstehen nach allem nur draußen zu gaffen! . . .
Ich bin wohl mein Lebtag nicht draußen gewesen,
Aber Heinrich den Letten, den hab' ich gelesen!"

Dann machte er Kehrt, — bautz! schloß sich die Tür . . .
Großonkel trat heute nicht wieder herfür. —

* * *

Fern liegen die Tage, von Duft umsäumt,
Da wir schwärmend auf der Terasse geträumt. —
Es nahten die Jahre uns balde genug,
Wo die Schwingen sich regten zu kräftigem Flug,
Und so zog denn der Kreis, der einst fröhlich gesellt,
Nach allen vier Winden hinaus in die Welt.

Mir hatte gar lockend vor manchem Genossen
Das blühende Leben die Tore erschlossen;
In die Ferne zog mich ein wechselnd Geschick:
Manch blühendes Eiland der Südsee grüßte, —
Und tropische Waldung, — und schweigende Wüste, —
Es dehnt sich die Welt vor dem staunenden Blick!
Wie im Ringen und Kämpfen die Kraft gedieh,
Verrannen die Jahre man wußte nicht wie;
So war mir, eh ich's gedacht und gewollt,
Ein flüchtig Jahrzehnt vorübergerollt. —

Spätsommer! . . . ein warmer, durchsonnter Tag
Über Stoppelfeldern und Saaten lag,
Als ich endlich, nach manchem verwegenen Pfad,
Aufs neue die alte Terasse betrat.
Großonkel, ein Siebziger, rüstig wie je,
Blickt mit mir hinaus über Fluren und See,
Bis wo mächtige Wälder sich dunkel entfalten . . .
So klar der Äther in lichtblauer Pracht!
Zu duftigen Wölkchen nur kräuselt sich sacht
Zuweilen der Rauch aus der Pfeife des Alten. —

Daheim, daheim! . . . und so wunderlich,
Wie aus Kindertagen umweht es mich!
Ein vergessener Zauber, gar traut und mild,
Umflutet das stille, das nordische Bild:
Auf Feldern und Wiesen und grauem Gestein
Liegt voll der herbstliche Sonnenschein;
Um die alte Terasse Resedahauch,
Und glitzernde Fäden um Baum und Strauch;
Der See wie ein Spiegel, so klar, so glatt,
Und alles rings leuchtend und farbensatt!

Wie seltsam das Bild mich heute ergreift,
Nun die Blicke geschärft und der Geist gereift!

Erglänzten so hell einst die herbstlichen Fluren,
Als kämpfend vor Zeiten Semgallen und Kuren
In Schlachtordnung stellten ihr reisiges Heer?
Wo jeder — kunstlos zusammengeschlagen —
Als Schild eine hölzerne Tafel getragen,
Gestützt auf die Keule, die wuchtige Wehr;
Und wie dann die herbstliche Sonne so rein
Auf die blitzenden Tafeln herniederschien, —
Wohl mußte vom schimmernden Widerschein
Über Wasser und Felder ein Leuchten ziehn!*

*) Chronik Heinrichs von Lettl.

O du Heimatscholle, von Wäldern umrauscht,
Wie hast du so tosenden Kämpfen gelauscht,
Seit dem ersten Kirchlein, dem ersten Dom!
Wie hast du so mächtige Wandlung geschaut,
Seit die erste Burg deiner Gaue erbaut,
Burg Uexküll am rauschenden Dünastrom! . . .

Daheim, daheim! im herbstlichen Licht,
Da faßt es mich an mit gewaltiger Macht,
Wie wenn die Vergangenheit, schauernd erwacht,
Mir tönenden Mundes zum Herzen spricht.

Und als würden plötzlich mir Worte gegeben
Für der glühenden Seele tiefinnerstes Leben,
So löste mir feurig in jener Stund'
Ein Redestrom den entsiegelten Mund.

Still lauschte Großonkel mir, regungslos,
Nur die Augen flammten so hell und groß,
Die Augen, die flammend an meinen gehangen . . .
Die Pfeife war lange schon ausgegangen.

Was ich alles gesprochen, ich weiß es nicht mehr,
Doch plötzlich fuhr wie ein Hammer so schwer
Großonkels Faust auf den Gartentisch! . . .
In den Zügen spielt ein seltsam Gemisch
Von Triumph, mit tiefster Bewegung gepaart —
Jäh streicht er nach oben den wallenden Bart:

„Gottlob! . . . Gottlob! . . . So schlägt es doch echt! . . .
So lebt es doch weiter im jungen Geschlecht,
Das glühende Herz für der Heimat Revier!" . . .

Auf springt er und schreitet mit wuchtigem Gang,
Von Gefühl übermannt, die Terasse entlang,
Dann hält er mit flammenden Blicken vor mir:

„Gottlob! . . . ich neige in Frieden mein Haupt . . .
(Er preßt meine Hand wie in Eisen geschraubt!)
„Und solltet ihr morgen zur Ruhe mich betten" . . .
Es schwimmen die Augen . . . es zuckt das Gesicht . . .
„Bei Gott!" — und die Stimme des Alten bricht:
„Bei Gott! so vermach ich dir Heinrich den Letten!"

Necrologium balticum
1903*.

Alwer, Andreas, Dr. med. Walkscher Kreisarzt. † 11. Jan., verunglückte auf einer Krankenfahrt bei Smilten.

v. Bahder, Erwin Alex., Direktor der Ackerbauschule in Alt-Sahten in Kurl. † 18. Febr. in Alt-Sahten.

Beck, William, dim. Kommerz- und Polizei-Bürgermeister von Narva. (4476). 80 J. † 10. Febr. in Narva.

Becker, Eduard, Rentmeister. 68 J. † 27. Sept. in Libau.

Berg, Eugen, Dr. med. StR. Früher Marinearzt (7006). 64 J. † 26. Jan. in Petersburg.

v. Berg, Robert, ehem. Ratsherr in Dorpat (11,235). 41 J. † 24. Juli in Schloß Neuhausen.

Bergengrün, Karl Immanuel, Cand. jur., vereid. Rechtsanwalt, Archivar der großen Gilde (8728). 52 J. † 2. Okt. in Riga.

v. Bergmann, Gustav, Oberlehrer der deutschen Sprache am 1. Gymnasium in Kiew (7450). 62 J. † 17. Febr. in Kiew.

Berlin, Friedr., ehem. Oberkontrolleur des Rigaschen Ökonomieamts. † 9. Febr. in Riga.

Bernewitz, Friedr. Ewald Eman., Pastor zu Nurmhusen in Kurland (8372). 55 J. † 1. Sept. in Nurmhusen.

Bernhardt, Johann, ehem. Pastor zu Dickeln, dann zu Lobdiger in Livland (7404). † 4. Juni in Dueshorn (Hannover).

Bernhoff, Woldemar, weil. Oberlandgerichtsadvokat in Reval (7956). 56 J. † 26. Juli in Hapsal.

Berting, Alex. Julius, Wirkl. StR., weil. Direktor des Revaler Gymnasiums (5625). 71 J. † 27. Dez. in Reval.

Beyse, Theodor, vereid. Rechtsanwalt Cand. jur. (9094). 48 J. † 6 Juni in Riga.

---

*) Zusammengestellt unter Benutzung der „Balt. Totenschau" des „Rigaer Tageblatts" 1903 Nr. 294 vom 31. Dezember. — Die in ( ) hinzugefügte Zahl bezeichnet die betr. Nummer im Album academicum.

Bienemann, Friedrich D., Prof. an der Universität Freiburg i. B., ehem. Oberlehrer der Gesch. an der Domschule in Reval und Redakteur der „Balt. Monatsschr." (6706). 64 J. † 7. (20.) Sept. in Straßburg.

v. Bienenstamm, Paul Bienemann. † 27. Juli in Dorgi (Gouv. Kowno).

Bindemann, Karl, Arrendator von Schloß Lemsal. † 19. Sept.

Bittenbinder, Ludwig, Besitzer des Rittergutes Kohlhausen (Ksp. Lösern, Livl.). 92 J. † 9. März in Kohlhausen.

Bloßfeldt, Karl, Ritterschaftslandmesser. 68 J. † 9. Febr. in Dorpat.

v. Bock, Woldemar, ehem. Vizepräses des livl. Hofgerichts (3360). 86 J. † 19. Jan. (1. Febr.) in Bamberg.

v. Bock-Kersel, Heinrich, W. StR. Kammerherr, weil. livl. Landmarschall und Landrat (3671). 84 J. † 25. Febr. in Riga.

Bolschwing, Robert Baron, dim. Oberhauptmann. 65 J. † 8. Mai in Riga.

v. Brackel, Hermann, Cand. oec. pol. (8953). 52 J. † 24. Okt. in Riga.

Brenner, Emil Ernst Herm., Architekt. 48 J. † 29. Juni in Reval.

v. d. Brüggen, Ernst, Cand. jur., Gutsbesitzer (Degaizen, Gouv. Kowno) und Schriftsteller, ehem. auch Redakteur der „Balt. Monatsschr." (7237). 63 J. † 5. Dez. in Riga.

v. Bruiningk, Heinr. Frhr., dim. Generalmajor (5574). 72 J. † 31. Dez. in Warschau.

v. Bunge, Oskar Ralf, Dr. med. (13,475). 37 J. † 11. Juli in Wladiwostok.

Büschke, Wilhelm, Oberstleutnant a. D. † 29. Dez. in Dubbeln.

Busch, Woldemar, Pastor zu Bauske (5722). 72 J. † 5. März in Riga.

Büttner, Karl, Dr. med., prakt. Arzt in Libau (5744). 71 J. † 25. August.

Cohn, Leopold, Gefängnisarzt in Mitau (5341). 78 J. † 24. Dez.

Cruse, Wilhelm, Dr. med. Arzt zu Bauske, dann zu Mitau (9772). 47 J. † 22. Jan. in Mitau.

v. Czudnochowski, Leop. Biegon, ehem. livl. Hofgerichtsadvokat (7989). 58 J. † 23. Juni in Riga.

v. Daniloff, Woldemar, Erbherr von Brinkenhof. 71 J. † 18. Jan. in Wenden.

Delwig, Alexander Baron. 75 J. † 30. Nov. in Wenden.

Demin, Nikolai, dim. Stadthaupt von Baltischport und Direktor der Seemannsschule (7520). 61 J. † 17. Aug. in Baltischport.

Deppen, Franz Wilh., akad. Künstler. 54 J. † 3. Sept. in Reval.

Dieckhoff, Eduard, Konsul der Niederlande (11,870). 39 J. † 3. März in Narva.
Differt, Eduard Nik., Arrendator. † 8. Juni zu Kautel (Estl.).
Drachenhauer, Christoph Matthias, ehem. Rendant der Riga-Dünab. Eisenbahngesellschaft. 63 J. † 23. April in Riga.
v. Eggert, Wilhelm, Mag. pharm. W. StR., ehem. Verwalter des pharm. Depots des Kriegsminist. (5110). 81 J. † 23. Okt. in Petersburg.
Enmann, Alexander, Dr. hist., Oberlehrer an der Reform. Schule in Petersburg und Bibliothekar bei der ksrl. Akad. d. Wissensch. (9494). 46 J. † 1. Juli in Petersburg.
v. Ertzdorff, Heinrich, Kronsförster. † 18. Okt. in Mitau.
Feldmann, Friedr. Gottfried, Revalscher Stadtveterinär. † 23. Dez. in Rappel.
Feyerabend, Rudolf, Glied des Libauschen Waisengerichts (11,628). 44 J. † 31. Okt. in Libau.
Freiberg, Johann, Pastor in Tobolsk (13,437). 37 J. † 14. Nov. in Tobolsk.
Gebauer, Woldemar, Sekretär der Revalschen Grundbuch-Abteilung, ehem. Obersekretär des Revalschen Rats (8887). 54 J. † 1. August in Reval.
v. Gernet, Julius. 74 J. † 21. Juni in Reval.
Girgensohn, Frl. Maria, weil. Inspektrice an der Muyschelschen Töchterschule und Begründerin des Gouvernantenheims „Julienstift" in Dorpat. † 27 Sept.
Grahe, Heinrich, Provisor bei der pharmaz. Handelsgesellschaft in Petersburg (9063). 59 J. † 5. Januar.
Grosse, Julius, Pastor. 32 J. † 20. Dez. in Schaulen.
Grimm, Julius Otto, Dr. phil., Musikdirektor und Prof. an der kgl. Akademie in Münster (4605). 75 J. † 24. Nov. in Münster.
Grimm, J. Eugen L., niederländ. Konsul, Chef der Firma Helmsing und Grimm. † 2. Juni in Riga.
v. Grosschopff, Michael Friedr., StR. Ingenieur. † 27. Juni in Lubbert-Renzen (Livland).
Grotthuß. Rudolf Baron, ehem. Beamter des Kreditvereins in Mitau (4940). 75 J. † 4. Febr. in Mitau.
Guleke, Heinrich, Dr. med., prakt. Arzt in Windau (12,315). 37 J. † 16. Mai in Riga.
v. Gutzeit, Alexander. † 10. (23.) Mai in Königsberg.
Haag, Karl, Taubstummen- und Schullehrer. 69 J. † im Sept. in Dorpat.
Haffelberg, Christoph. Buchbindermeister, seit 1885 Ältermann des Buchbinderamts, seit 1895 Ältester der St. Johannisgilde zu Riga. 54 J. † 30. Dez.
Hahn-Bersteln, Eduard Baron. † 21. Juni in Bersteln (Kurl.).

Hansen, Eugen, Abteilungschef des Petersb. Bureaus für internat. Eisenbahn-Angelegenheiten (8397). 55 J. † 4. Juli in Pernau.

Harmsen, Alexander, Lehrer an der Libauer Navigationsschule. 54 J. † 22. Febr. in Libau.

Hasselblatt, Karl, Propst von Ost-Harrien, Pastor zu Jörden in Estland (9117). 49 J. † 22. März.

Helwich, August, Oberlehrer (4861). 76 J. † 3. Juli in Dorpat.

v. Henko, Albert, Dr. med., ehem. Kirchspielsarzt in Engelhardtshof in Livland (8776). 53 J. † 26. März in Riga.

Henning, Nikolai, Dr. med. StR. † 26. März in Riga.

Heß, John Hugo, Ältermann des Fleischeramts. 55 J. † 23. Nov. in Riga.

v. Hoffmann, Julius. 80 J. † 10. Febr. in Feldhof bei Goldingen.

v. Hofmann, Adolf, ehem. Sekretär der Dorp. Kreiswehrpflichts-Kommission (7683). 62 J. † 10. Jan. in Dorpat.

Hunnius, Frommhold, Propst in Allentaken, Pastor zu Maholm in Estland (6432). 67 J. † 10. Juni in Maholm.

Jäkel, Julius, Musikdirektor. 82 J. † 23. Juni in Reval.

Jansen, Karl Ferd., Ältester der Gr. Gilde. † 5. Sept. in Riga.

Josephy, Viktor, dim. Landgerichtssekr. (6490). 67 J. † 6. Febr. in Riga.

Katterfeld, Traugott, Ingenieur. † 21. März in Thabor bei Mitau.

Keilmann, Philipp, Dr. med. StR., prakt. Arzt in Riga (5381). 74 J. † 18 April.

Keuchel, Richard, Oberlehrer der deutschen Sprache an der Realschule in Kiew (8480). 57 J. † 9. August in Kiew.

Keyserling, Hugo Graf, Hofmeister, Landesbevollmächtigter von Kurland (5787). 69 J. † 15. März in Mitau.

Kieseritzky, Gangolf, Mag. phil., Oberkonservator an der ksrl. Eremitage (8344). 56 J. † 28. Dez. in Petersburg.

v. Klot, Alfred, vereid. Rechtsanwalt (10,079). 46 J. † 8. Jan. in Dorpat.

v. Klot, Nikolai, auf Immofer (Livl.), ehem. Vizepräses der livl. ökonom. Sozietät (4934). † 11. Jan. zu Immofer.

v. Klot, Reinhold, Fideikommißbesitzer von Puickeln (Livland). † 31. Okt.

v. Klugen, Otto. † 22. Okt. in Lodensee (Estland).

v. Knorring-Camby, Konstantin. 82 J. † 4. Juni in Dorpat.

Knüpffer, Wilhelm, Dr. med. (12,314). 39 J. † 3. Oktober in Reval.

Körber, Eduard, Oberlehrer an der Petrischule in Petersburg (8291). 54 J. † im Okt. in Dorpat.

Krause, Woldemar Renatus, dim. Stadtrat. 74 J. † 21. März in Arensburg.

Krause, Richard Timotheus, Pastor zu Wonsees in Bayern, früher zu Dondangen in Kurl. (9430). 52 J. † 10. (23.) Juni.
Krause, Robert, Sekretär der Rigaschen Sanitäts- und Archivar der statistischen Kommission (7851). 59 J. † 21. Juli in Riga.
Krebs, Friedr. Karl, Fleischermstr., Ältester der St. Canuti-Gilde. 59 J. † 27. August in Reval.
Krüger, Karl Friedr., Buchhändler. 53 J. † 30. März in Dorpat.
Lange, Friedr. Woldemar, dim. Ratsherr. 81 J. † 4. Dez. in Riga.
Lichtenstein, Karl, Generalbevollmächtigter der v. Wulff-Ronneburg'schen Güter. † 6. Febr. in Wenden.
Lieven, Gustav Baron, Konservator an der ksrl. Eremitage (9618). 50 J. † 9. Okt. in Petersburg.
v. Lilienfeld-Toal, Paul, Senateur Geheimrat, ehem. Gouverneur von Kurland. 73 J. † 11. Jan. in Petersburg.
v. Lilienfeld, Eduard, Erbherr zu Neu-Oberpahlen (4711). 77 J. † 18. Juli.
Lindwart, Woldemar, Cand. oec. pol., ehem. Beamter der Riga-Dünab. Eisenbahn. 62 J. † 29. August in Riga.
v. Liphart, Friedrich, Erbherr auf Rojel (Livl.). 83 J. † 26. April (9. Mai) in Monte Carlo.
Lösewitz, Wilhelm, Dr. med. (12,811). 37 J. † 13. (26.) Nov. in Davos.
Löwenstern, Arnold, Dr. med., prakt. Arzt in Moskau (7055). 63 J. † 30. Juni in Moskau.
Luther, Carlos, Ingenieur in Reval. 43 J. † 10. (23.) Juni in Berlin.
v. Manteuffel, Hans Frhr. Zoege. 47 J. † 1. Jan. in Moskau.
Matson, Christian, Schneidermstr., Ältester und Wortführender der Domgilde. 51 J. † 7. Febr. in Reval.
Meder, Hermann, Inspektor. 65 J. † 30. März in Goldingen.
Mengden, Alexander Baron, Cand. cam., ehem. russ. Ministerresident in Dresden (3619). 84 J. † 9. Nov. in Dresden.
Michelson, Nikolai, Oberstleutn., Gehilfe des Direktors des Lotsenwesens der Ostsee. † 22. Nov. in Reval.
v. Moeller, Alexander, Stadthaupt von Werro. 72 J. † 26. Juni in Werro.
Nolcken, Ludwig Baron, ehem. Notar des Oeselschen Ordnungsgerichts und dim. Kreischefsgehilfe. † 30. April in Arensburg.
Osse, Ernst, ehem. Beamter der Gouv.-Regierung, auch stellvertr. Stadthaupt in Astrachan, Begründer der Zellulosefabrik in Reval (8334). 56 J. † 16. Jan. in Petersburg.
v. d. Osten-Sacken, Nicolas Frhr. † 18. Sept. in Mitau.
Ostwald, Wilhelm, Ältester der St. Johannisgilde. 79 J. † 30. Mai in Riga.

Pagenkopff, Karl Otto, Förster. 83 J. † 6. Nov. in Werro.
v. d. Pahlen, Peter, Ingenieur, Generalmajor. † 21. August in Riga.
Pohrt, Karl Fr. Alex., ehem. Rendant der Riga-Dünab. Eisenbahn-Gesellschaft. 63 J. † 1. Jan. in Riga.
v. Poppen, Wilhelm, Generalmajor des Geniekorps. 90 J. † 26. Juli in Parjental (Estland).
Pychlau, Friedr. August, Cand. jur., ehem. Dirigierender der Pleskauschen Akziseverwaltung (3815). 87 J. † 13. Dez. in Riga.
Rasewsky, Albert, Rechtsanwalt (7748). 56 J. † 21. Febr. in Dünaburg.
Rathfelder, Johann, Arrendator von Klein-Jungfernhof (Livland). 72 J. † 16. Juli.
Reichwald, Alfred, Pastor zu Zelmeneeken in Kurland (5442). 73 J. † 20. Nov.
v. Rein, Gottlieb, Konteradmiral a. D. 69 J. † 29. Dez. in Reval.
v. d. Recke, Louis Matthias Frhr., Majoratsherr auf Schlockenbeck. 82 J. † 16. Okt. in Durben (Kurl.).
v. Rennenkampff, Karl Otto. 75 J. † 22. April in Sastama (Estland).
Reyher, Gustav, Dr. med. StR., ehem. Dozent für klin. Medizin an der Universität Dorpat (5798). 72 J. † 30. Okt. (12. Nov.) in Miltenberg a. M.
Rohde-Ebeling, Hermann, ehem. Charakterdarsteller am Rigaer Stadttheater und Direktor des Rig. Lettischen Theaters, als Oberregisseur am Luisentheater in Berlin. 50 J. † 17. (30.). Jan.
Rose, Joh. Joseph, ehem. Ankerneeken-Ältermann. 83 J. † 31. Jan. in Riga.
Rosen, Arved Baron, Direktor des Revaler Vereins der Brennereibesitzer Rosen u. Ko. (8447). 53 J. † 8. Aug. in Reval.
Rosenberg, Bernhard, Dr. med., Arzt zu Szagarren (11,382). 42 J. † 24. Jan. in Riga.
Roßner, Alexander, Apotheker, Inhaber der Landapotheke in Kockora in Livland (10,186). 46 J. † 27. Aug. in Petersburg.
Sachsendahl, Johannes, Dr. med., Direktor der Anstalt für Alkoholiker in Pitkäjärvi (9266). 52 J. † 18. Febr.
v. Samson-Himmelstjerna, Hermann. † 12. Juli in Petersburg.
Scheffers, Wilhelm, Buchdruckereibesitzer und Herausgeber des „Rigaer Tageblatts". 61 J. † 7. April in Riga.
Schmidt, Karl Jul. Emanuel, Besitzer von Neu-Werpel (Estland). 52 J. † 13. Okt. in Neu-Werpel.
Schneider, Woldemar, ehem. Inspektor an der Dorpater Stadttöchterschule (8342). 56 J. † 17. Nov. in Dorpat.

Schoeler, Ewald Heinr., Apotheker, dim. Bürgermeister (3361). 91 J. † 6. Jan. in Fellin.

v. Schroeder, Theodor, Dr. med., Direktor der St. Petersburger Augenheilanstalt (8839). 50 J. † 18. Nov. in Petersburg.

Schwartz, Joh. Georg, Propst, Pastor zu Pölwe in Livl. (6932). 64 J. † 21. Febr. in Pastorat Pölwe.

Schwartz, Alex. Ferd., Geschäftsführer der 1. Gesellsch. gegenseit. Kredits in Riga. 71 J. † 2. August.

v. Seeler, Nikolaus, vereid. Rechtsanwalt (10,707). 42 J. † 25. Jan. in Riga.

v. Seck, Viktor, Erbherr auf Schödern in Kurl. (10,081). 47 J. † 7. Nov. in Schödern.

Siebert, Vincent, Dr. med. Geheimrat, ehem. Oberarzt des Marinehospitals in Wladiwostok und Sewastopol (6767). 68 J. † 19. Mai in Balaklawa.

Stackelberg, Olaf Baron, Vizeadmiral, Erbherr auf Merhof. 84 J. † 12. Febr.

Stackelberg, Alexander Baron, Gutsbesitzer (6268). 66 J. † 3. April auf seinem Gute Lilienbach (Estland).

v. Stryk-Gr. Köppo, Alexander (6975). 63 J. † 20. Mai in Dresden.

v. Stryk-Morsel, Guido. 62 J. † 27. Juli in Morsel (Livl.).

v. Stryk, Leonhard, Cand. jur., ehem. Sekretär der estn. Distrikts-direktion der livl. Güter-Kreditsozietät (6031). 68 J. † 15. (28.) Nov. in Muskau (Ober-Lausitz).

Svenson, Harald, prakt. Arzt (14,061). 33 J. † 20 April in Riga.

Thiessen, Theodor, Mag. pharm., ehem. Expert für Chemikalien am Rigaer Zollamt (6092). 75 J. † 6. Nov. zu Brandenburg.

Tiling, Arnold, Direktor der Papierfabrik in Ligat (Livland). 59 J. † 24. Febr. zu Wehrawald in Baden.

Thomson, Leonhard, Dr. med., prakt. Arzt in Reval (10,246). 46 J. † 17. April.

Thonagel, Eduard Wilh., Sekretärsgehilfe und Archivar des Rig. Hypothekenvereins (7481). 63 J. † 14. Mai in Riga.

Toewe, Wilhelm, Notarius publ. (8326). 55 J. † 27. August in Riga.

Trampedach, Friedrich, Magd. jur. (13,444). 35 J. † 16. Febr. in Petersburg.

v. Transehe-Roseneck, Erbherr auf Selsau. † 10. (23.) Nov. in Turin.

Treyer, Rudolf, W. StR., Chef des Komitees der auswärt. Zensur in Riga (7399). 61 J. † 8. Mai in Riga.

Undritz, Ernst, Cand. cam., ält. Techniker der Akzisenverwaltung in Estland (5974). 72 J. † 1. Dez. in Reval.

v. Vegesack-Kegeln, Alexander, Gutsbesitzer, ehem. Assessor des Rigaschen Landgerichts und Hofgerichts-Advokat (6200). 70 J. † 9. Nov. in Kegeln.

v. Vorkampff-Laue, Emil, StR. Forstmeister a. D. † 1. Juni in Riga.

Wachter, Gottfr. Ad., ehem. Beamter der Riga-Dünab. Eisenbahn. 78 J. † 22. Juli in Riga.

Waeber, Joh. Heinrich, Kronsforstmeister im Wenden-Walkschen Kreise. 59 J. † 24. Dez. in Wenden.

Wagner, Arthur, Dr. med. StR. (7539). 61 J. † 26. Okt. in Petersburg.

v. Wahl, Alex., Bildhauer. 72 J. † 19. Nov. (2. Dez.) in München.

Waldmann, Franz, Dr. phil., ehem. Direktor des livl. Landesgymnasiums zu Fellin. † 1. (14.) Mai in Schaffhausen.

Wendt, Herm. Gottlieb, Pastor, Stadtvikar in Libau (6028). 69 J. † 25. August in Libau.

v. Wilken, Hermann, Vizegouverneur von Transbaikalien, ehem. Polizeimeister von Libau (7691). 60 J. † 31. Juli in Tschita.

Wolf, Theodor, Mag. phil. 83 J. † 18. Mai in Alt-Kalzenau.

Wolfram, William, Dr. med., prakt. Arzt in Riga (11,170). 43 J. † 17. Dezember.

Kulturgeschichtliche Miszellen.

Ein Küchenzettel von Ao. 1696.

Vor uns liegt, lang und schmal und mit vergilbten, aber sauberen Schriftzügen, ein dünnes Heftchen, das zu den Beständen des sog. Schwedischen Archivs in Riga gehört. Obenan steht die Überschrift: „Kiök-Sedel uthi Riga. Den 20. September 1696.“ Ein Küchenzettel also, ein Wochenmenu, bestimmt, wie einige Angaben darin es zweifellos machen, für die Küche des damaligen Generalgouverneurs von Livland, des Grafen Erik Dahlberg. — Auch solch ein Dokument hat seinen kulturhistorischen Wert: es gewährt uns Einblick in ein Gebiet des alltäglichen Lebens vergangener Zeiten, über das wir nicht eben oft im Einzelnen etwas erfahren. Wir sehen, was täglich während einer ganzen Woche, mit Ausnahme des Sonntags, zu den Mahlzeiten des schwedischen Generalgouverneurs im Schlosse zu Riga auf den Tisch kam, was die einzelnen Speisen kosteten, welche Zutaten dazu erforderlich waren u. dgl. m. Auch einige Speisennamen finden wir hier, die noch heute bekannt und im Gebrauch sind: Eierbubbert, Verlorene Eier, Boeuf à la mode; vielleicht wird auch die Bezeichnung „Apfelmönche“ noch hie und da angewandt. — Dies Wochenmenu stammt aus dem Herbst, und es ist ja natürlich von vornherein anzunehmen, daß der Küchenzettel, wenn er nicht etwa wöchentlich angefertigt wurde, in kürzeren Zwischenräumen, je nach dem, was im Wechsel der Jahreszeit auf dem Markte zu haben war, erneuert wurde. Mit großer Sorgfalt werden jedesmal die Preise selbst für die einzelnen Zutaten (in Ferdingen) spezifiziert vermerkt; manches war auch in der wohlversehenen Vorratskammer des Schlosses vorhanden, dann fehlt die Kostenangabe auf unsrem Zettel.

Man speiste recht reichlich damals, einfach zwar im Ganzen, aber doch mit vollem Verständnis für „delikate“ und „galante“

und zugleich hübsch garnierte und servierte Gerichte. Es ist die schwedische Küche, mit der wir es hier zu tun haben; auch heute noch legen ja die Schweden Gewicht auf eine gute Küche und eine wohlbesetzte Tafel. — Auffallend, im Vergleich zu dem heutigen Geschmack, ist die große Rolle, die scharfe Gewürze bei der Zubereitung der Speisen spielten, namentlich Muskatblüte und Ingwer. Diese Gewürze kamen früher in ausgedehntem Maße auch in der livländischen Küche zur Anwendung. Aber ob das etwa mit auf den Einfluß der schwedischen Küche zurückzuführen ist, erscheint doch fraglich. Denn der häufige Gebrauch jener Gewürze war eben nicht ein charakteristisches Merkmal speziell der schwedischen Kochkunst, wie etwa heutzutage bei vielen Speisen der Zucker, sondern allerorts, auch in Deutschland, wurde damals alles viel schärfer gewürzt. Immerhin wird sich jedoch ein Einfluß der schwedischen Küche auf die livländische nicht wohl in Abrede stellen lassen. Untersucht worden ist diese kulturgeschichtlich nicht uninteressante Frage unsres Wissens bisher noch nicht. Hier sei nur z. B. darauf hingewiesen, daß man in Livland noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kein eigenes Kochbuch besaß und statt dessen das schwedische Kochbuch der Christina Warg benutzte. Dieses wiederum ist nicht ohne Einfluß auf das erste „Livländische Koch- und Wirtschaftsbuch“ geblieben, das 1815 bei Deubner in Riga erschien. Wir haben nur die 5. Auflage von 1828 in der Hand gehabt; aber auch hier läßt sich die merkwürdige Beobachtung machen, daß auch damals noch, zu Anfang des 19. Jahrhunderts, in der livländischen Küche auffallend häufig Muskatblüte und Ingwer rc. angewandt wurden, während heute diese Gewürze doch nur noch eine kleine Rolle spielen. So finden wir beispielsweise hier ebenso wie schon 1696 bei den „Verlorenen Eiern“ das Muskatgewürz, und so auch bei sehr vielen andern Gerichten. Es ist garnicht so uninteressant, in so einem alten Kochbuch zu blättern und Vergleiche zu ziehen. Wie hat sich doch der Geschmack im Laufe von hundert Jahren geändert.

Wir lassen nun den Text unsres alten kulinarischen Dokumentes selbst in deutscher Übersetzung folgen. Die Angaben über die Preise der einzelnen Zutaten geben wir natürlich in etwas verkürzter Form wieder.

Küchenzettel in Riga. Den 20. Sept. 1696.

Montag.

1. Lachsbrei. Zutaten: Lachs (im Hause vorrätig), 3 Stof Milch, 1 Quartier Grütze, Ingwer und Pfeffer. — 6 Ferd.
2. Prünellentorte. Zutaten: 1 1/2 Schalpf. Prünellen, 3 Schalpf. Mehl, 1/4 Stof Wein, 1/4 Schalpf. Zucker. — 46 Ferd.

3. Stockfisch. Zutaten: Ingwer, Pfeffer, Muskatblüte. — 4 Ferd.
4. Lammspastete. Zutaten: 1/4 Lamm (12 Ferd.), 5 Schalpf. Mehl, Muskatblüte, Artischocken, Saucischen, Pfeffer, Ingwer, Kardamom. — 40 Ferd.
5. Frische Rinderbrust. Zutaten: Petersilie, Senf. — 18 Ferd.
6. Ein Milchgericht. Zutaten: Reismehl, Rosenwasser, Zucker, Kanel. — 14 Ferd.
7. Frische Fische. Zutaten: Muskatblüte, Pfeffer, Ingwer, Petersilie. — 18 Ferd.
8. Hühnerfrikassee. Zutaten: 3 Hühner (12 Ferd.), Muskatblüte, Pfeffer, Ingwer, Lauch, Petersilie, Eier. — 18 Ferd.
9. Lamms- oder Schaftsbraten. Zutaten: Pfeffer, Ingwer, Lauch, Petersilie, Essig. — 17 Ferd.
10. Allerlei Salat. — 12 Ferd.

Gesamtkosten: 2 Rtl. 61 Ferd.

Dienstag.

1. Potage von Kalb. Zutaten: 1/4 Kalb (16 Ferd.), 4 Eier, Muskatblüte, Korinthen, Pfeffer, Ingwer. — 23 Ferd.
2. Erbsen mit Rauchfleisch. Zutaten: Petersilie. — 17 Ferd.
3. Frischer Hecht mit polnischer Brühe. Zutaten: Fisch (12 Ferd.), Muskatblüte, Kardamom, Pfeffer, Ingwer, Pfefferkuchen, Safran, Zucker. — 26 Ferd.
   NB. Bekommt man keinen Hecht, so wird Boeuf à la mode gereicht.
4. „Eierbubbert" oder ein andres „galantes" Eiergericht. Zutaten: Eier (4 Ferd.), 1 Stof Milch, Rosenwasser, Kanel, Zucker. — 11 Ferd.
5. Kabeljau (im Hause vorrätig). Zutaten: Eier, Petersilie. — 2 Ferd.
6. Geräucherter Schinken (im Hause vorrätig). Dazu: Senf. — 1 Ferd.
7. Schafsbrust in Salzwasser. Zutaten: das Fleisch (12 Ferd.), Dill, Weinessig, Ingwer. — 15 Ferd.
8. Gedörrter Hecht mit Rüben (im Hause vorrätig). Zutaten: Pfeffer, Ingwer. — 1 Ferd.
9. „Verlorene Eier" mit Korinthen oder eine andre Eierspeise. Zutaten: 12 Eier (6 Ferd.), Essig, Muskatblüte, Korinthen, Zucker. — 11 Ferd.
10. Kalkunenbraten oder Wild. — 40 Ferd.
11. Allerlei Salat mit Zubehör. — 12 Ferd.

Gesamtkosten: 2 Rtl. 27 Ferd.

Mittwoch.

1. Rindfleischsuppe mit Perlgraupen oder Limonen. Zutaten: Fleisch (12 Ferd.), 1/2 Pf. Graupen. — 15 Ferd.

2. Lachs (im Hause vorrätig). Zutaten: Lauch, Essig. — 5 Ferd.
3. Frische Fische (12 Ferd.). Dazu: Petersilie. — 13 Ferd.
4. Preßsülze, mit allem Zubehör. — 16 Ferd.
5. Gekochter Hering mit Brot. Zutaten: 14 Heringe (14 Ferd.), Brot. — 15 Ferd.
6. Lammsfrikassee. Zutaten: ein Lammsvorderviertel (8 Ferd.), 4 Eier (2 Ferd.), Muskatblüte, Petersilie, Pfeffer, Ingwer, Weinessig. — 15 Ferd.
7. Gedörrte Äpfel, Birnen oder andre Früchte. Mit Zucker und Kanel. — 14 Ferd.
8. Türkische Bohnen. Dazu: Muskatblüte, Pfeffer, Ingwer. — 9 Ferd.
9. Frische Fische. Dazu: Senf. — 14 Ferd.
10. Gänsebraten. (2 Gänse 24 Ferd.) Mit Füllnis. — 25 Ferd. (oder mit Äpfeln, Reibbrot, Zwetschen, Rosinen u. Korinthen:)
11. Allerlei Salat. — 12 Ferd.

Gesamtkosten: 2 Rtl. 21 Ferd.

Donnerstag.

1. Potage von Kalkun. Zutaten: 2 Kalkunen (44 Ferd.), 4 Eier, Saucischen, Muskatblüte, Kardamom, Ingwer, Pfeffer. — 56 Ferd.
2. Weißkohl. Dazu Saucischen, etwas Rindfleisch und Speck. — 17 Ferd.
3. Kleine Pasteten. Zutaten: 2 Ochsenzungen, Mehl, Korinthen, Muskatblüte, Essig. — 17 Ferd.
4. Gesalzener Lachsrücken (im Hause vorrätig). Zutaten: Korinthen, Muskatblüte, Essig, Zucker, Pfeffer, Ingwer, Petersilie. — 9 Ferd.
5. Frische Fische, mit Petersilie und Muskatblüte. — 15 Ferd.
6. Backwerk, Rührei oder eine andre Eierspeise. Dazu: Muskatblüte und Zucker. — 14 Ferd.
7. Braten. Dazu: Pfeffer, Ingwer, Limone, Essig für 4 Ferd.
8. Kleine Dorsche mit Rüben (im Hause vorrätig). Dazu: Pfeffer, Ingwer und Petersilie für 2 Ferd.
9. „Apfelmönche“. Zutaten: Äpfel, Mehl, Kanel, Milch. — 10 Ferd.
10. Getrocknete Kirschen oder andre Früchte, mit Zucker und Kanel. — 10 Ferd.
11. Kalbsbraten. — 40 Ferd.
12. Allerlei Salat. — 12 Ferd.

Gesamtkosten: 3 Rtl. 8 Ferd.

Freitag.

1. Fisch-Potage. Zutaten: 4 Hechte (24 Ferd.), Korinthen, Muskatblüte. — 30 Ferd.
2. Gebratener Fisch. Zutaten: Korinthen, Limone, Kapern, Zucker, Essig. — 31 Ferd.

3. Stockfisch (im Hause), mit Ingwer und Petersilie. — 3 Ferd.
4. Mandelmilch (aus Mandeln, Milch, Zucker und Kanel). — 19 Ferd.
5. Braten. Zubehör für 3 Ferd.
6. Geräucherte Strömlinge. — 5 Ferd.
7. Frischer Brachs. Dazu: Pfeffer, Weinessig, Petersilie. — 23 Ferd.
8. Apfelmus, mit Zucker und Kanel. — 14 Ferd.
9. Kalbsfrikassee. Zutaten: 4 Eier, Muskatblüte, Pfeffer, Ingwer, Lauch, Petersilie. — 16 Ferd.
10. Kleines Gebäck. — 8 Ferd.
11. Hühner- oder Wildbraten. — 14 Ferd.
12. Salat. — 12 Ferd.

Gesamtkosten: 2 Rtl. 46 Ferd.

Sonnabend.

1. Potage von Lamm oder Huhn. Zutaten: 4 Eier, Muskatblüte, Korinthen, Pfeffer, Ingwer. — 23 Ferd.
2. Salzfleisch (im Hause), mit Senf für 1 Ferd.
3. Frische Fische, mit Petersilie. — 17 Ferd.
4. Strömlinge mit Rüben (im Hause), dazu Pfeffer und Ingwer für 1 Ferd.
5. „Eiersterne" oder andres Backwerk. Zutaten: 2 Stof Milch, Eier, Zucker und Kanel. — 14 Ferd.
6. Schaffleisch vom Grill, mit Lauch. — 21 Ferd.
7. Hühnerfrikassee. Zutaten: Muskatblüte, Pfeffer, Ingwer, Lauch, Petersilie, Eier. — 22 Ferd.
8. Braten.
9. Gebratene Heringe (14 Stück) mit Senf. — 15 Ferd.
10. Gedämpfte Birnen, oder andre Früchte. — 12 Ferd.
11. Rinderbraten. — 16 Ferd.
12. Salat. — 12 Ferd.

Gesamtkosten: 2 Rtl. 22 Ferd.

Die Kosten für die ganze Woche ohne den Sonntag betrugen also 15 Rtl. 53 Ferd. (1 Rtl. = 66 Ferd. = 2 Tl. Silb. = ca. 1 Rbl. 50 Kop.) Bei besonderen Gelegenheiten, wenn etwa vornehmer Besuch zu Tische geladen war, sollten nun zum gewöhnlichen Menu noch einige Gerichte hinzugefügt werden, und zwar:

Montag.

1. Frische Ochsenzunge. Zutaten: Essig, Kapern, Korinthen, 2 Limonen, Pfeffer, Ingwer, Zucker, Muskatblüte, Mandeln. — 34 Ferd.
2. Boeuf à la mode. Zutaten: Essig, Limonen, Pfeffer, Ingwer, Lorbeerblätter, Muskatblüte, Pfefferkuchen, frischer Speck zum Spicken. — 26 Ferd.

Dienstag.

1. Mandeltorte. Zutaten: 2 Pf. Mandeln, Weizenmehl, ½ Pf. Zucker, Eier für 10 Ferd., Rosenwasser. — 46 Ferd. Oder statt dessen Äpfel- oder Zwetschen- und Kirschentorte.
2. Geräuchertes Schaffleisch, mit oder ohne Rüben. Dazu Senf und dgl. für 2 Ferd.

Mittwoch.

1. Kalbsragout. Zutaten: ½ Kalb (12 Ferd.), je ¼ Pf. Kapern, Korinthen, Mandeln, 1 Limone. — 27 Ferd.
2. Neunaugen, geräucherter Lachs, rigische Speckbutten oder dgl. — 16 Ferd.

Donnerstag.

Frische Rinderbrust, mit Petersilie. — 17 Ferd.

Freitag.

Englischer Pudding. Zutaten: je ½ Pf. Rosinen, Korinthen, Zukkade, Rindermark, Nierenfett, Kardamom, Milch, Saffran. — 32 Ferd.

„Hierbei", heißt es sodann in unsrem Küchenzettel wörtlich, „soll wohl acht darauf gegeben werden, daß die Speisen am Rande mit allerlei Backwerk, kleinen Austern, Pasteten u. dgl. hübsch garniert, und daß zu den Pasteten, Frikassees, Ragouts und Potagen Kastanien, Reizker, Champignons, Krebse, Ochsenmaul u. dgl. getan werden, die einen guten und delikaten Geschmack geben. — Und obgleich bei jeder Mahlzeit unter anderm auch Käse und Butter in zwei kleinen Schalen gegeben wird, so ist doch darauf acht zu geben, daß wenn mehr als gewöhnlich Fremde bei Tische sind, noch bei der letzten Anrichtung auf zwei Tellern oder kleinen Schalen Kransbeeren, Hagebutten oder Kirschen oder gedämpfte Äpfel, Birnen u. dgl. aufgetragen werden."

Für das Gesinde des Grafen Dahlberg, das aus 18 Personen bestand, wurde, abgesehen davon, was von der gräflichen Tafel übrigblieb, auch noch besondere Küche geführt, deren Kosten für die ganze Woche 1 Rtl. 4 Ferd. betrugen. Auf dem Gesindetisch gab es nun nach unsrem Küchenzettel:

Montags: Grütze, Milch, 12 Heringe.
Dienstags: Erbsen, Rauchfleisch oder Speck, Laugenfisch.
Mittwochs: Dorsch, Hafergrütze.
Donnerstags: Kohl, 12 Pf. frisches Rindfleisch.
Freitags: Buchweizengrütze, Milch, Strömlinge.
Sonnabends: Heringe, 2 Kannen Roggenmehl (zu Suppe oder Brei?).
Sonntags: Kohl, frisches Rindfleisch, Rauchfleisch oder Speck.

Dazu erhielt jede Person täglich 1 Stof Schwachbier, was 63 Kannen wöchentlich ausmachte oder rund 1 Faß (= 64 Kannen).

FB.

Etwas vom „Rosenhof“ zu Riga.

Mitten in der alten Metropole Livlands, da wo heute die Gr. Pferde- in die Scheunenstraße mündet, lag einst mit Mauern umgeben und mit Gebäuden besetzt ein Grundstück, das dem Geschlechte derer von Rosen gehörte und daher auch seinen Namen hatte: „der Rosenhof“. Wohl schon 1315 hatte der Ritter Woldemar v. Rosen diesen Platz teils vom Ratsherrn Konrad von Morum, teils von der Witwe des Bürgers Meynard gekauft und sich hernach (1336) für dieses sein erbliches Eigentum vom Rate für alle Zeiten Freiheit von sämtlichen Steuern, von jedem städtischen Ungeld und Wachdienst, wie sie die übrigen Bürger leisten mußten, erwirkt (Livl. Urkb. III, 175; 2. Nachtr. S. 66). Gleich bei der Eintragung ins Grundbuch war auch die Bestimmung verzeichnet worden, daß der Hof, außer an Rosensche Erben, an keinen andern als an die Stadt verkauft werden dürfe, was etwa hundert Jahre später, 1424, von Kersten und Woldemar v. Rosen nochmals verschrieben wurde.

Bis ins 17. Jahrhundert blieb der „Rosenhof“ im Besitz der Familie, teils einzelner ihrer Glieder, teils mehrerer gleichzeitig; eine ganze Reihe von Urkunden, die sich in einem Konvolute des Rigaschen Ratsarchivs vereinigt finden, gibt uns darüber Auskunft. Dann ging er stückweise den Rosens verloren und kam nach und nach in andre Hände. Auf Befehl des polnischen Administrators Karl Chodkiewicz wurden zuerst 1604 drei zum Hofe gehörige Wohnungen dem Rittmeister Heinrich Namel angewiesen, der sie zwei Jahre später wiederum zwei rigaschen Bürgern abtrat. Ein andrer Teil wurde darauf 1617 von Fabian v. Rosen dem kurländischen Ritterschaftshauptmann Otto v. Grotthuß verkauft und von diesem dem Ratsherrn Thomas Ramm. Die Mauern des Rosenhofes waren damals schon so baufällig, daß sie 1620 auf die Beschwerde der Nachbarn niedergerissen werden mußten. Gleich darnach endlich kaufte der rigasche Rat von Georg v. Mengden als Bevollmächtigtem Fabians v. Rosen den ganzen Rest des Rosenhofes (s. auch Rig. Stadtbl. 1870 S. 197).

Diese Entfremdung des alten Rosenschen Besitztums wurde damals nun von einem Teil der Familienglieder schmerzlich genug empfunden, ohne daß sie jedoch viel dagegen zu tun vermochten; sie waren zu arm geworden in den ungeheuren Wirren und Nöten, die seit dem J. 1600 das Land zerwühlt und sämtliche Besitzverhältnisse in eine schier heillose Verwirrung gebracht hatten, zu arm, als daß sie ein etwaiges Vorkaufsrecht hätten geltend machen und so den Rosenhof dem Geschlechte erhalten können. Dieser Verlust war eben auch nur eine Folge der allgemeinen Zerrüttung des ganzen Landes. Aber sie besaßen doch wenigstens

die bewußte Wertschätzung uralten Familienbesitzes, jenen gesunden Stolz, der sich dagegen sträubt, ein Besitztum, mit dem des alten Namens Traditionen so eng verknüpft waren, in fremde Hände übergehn zu sehen. Wir haben den Beleg dafür: es wurde wenigstens ein Protest versucht, wenn auch ohne genügende rechtliche Handhabe und daher auch ohne Erfolg.

In den Protokollen des kgl. schwedischen Kommissorialgerichts (Bibl. der Ges. f. Gesch. u. Alt.) hat sich ein Schriftstück aus dem J. 1622 erhalten, in dem Otto v. Rosen gegen den Verkauf des Rosenhofes feierlich, oder, wie er sagt, „aufs zierlichste" Verwahrung einlegt. Es ist an den damals in Riga weilenden Reichskanzler Axel Oxenstierna gerichtet und wurde am 11. Oktober überreicht und protokolliert. Der Verfasser hatte einst Lubar besessen, jedoch als schwedischer Parteigänger das Gut schon vor zwanzig Jahren verloren; und noch mehrere Jahre sollte er sich gedulden müssen, ehe er endlich wieder durch das schwedische Gericht, das die verworrenen Besitzverhältnisse in Livland zu regeln hatte, in seinen Rechten restituiert wurde. Das Schriftstück, das er eigenhändig niedergeschrieben, enthält nun auch namentlich eine Nachricht, die für die ältere Geschichte des Rosenhofes von nicht geringem Interesse ist: er habe in alten Zeiten das Asylrecht gehabt, wer ihn erreichte, sei in gewissen Fällen vor Verhaftung sicher gewesen. Das war augenscheinlich eine damals noch lebendige Familientradition; meines Wissens haben wir sonst darüber keine weiteren Nachrichten und können daher einstweilen auch schwer entscheiden, wie weit diese Überlieferung tatsächlich begründet war. Immerhin ist sie auch kulturgeschichtlich interessant genug, um unsre „Klage oder Protestation" hier wortgetreu — und es wird vielleicht gestattet sein, hier ausnahmsweise auch die alte Schreibweise beizubehalten — folgen zu lassen. Sie lautet:

Wolgeborner gnediger Her! Ihn aballer vnttertheniglieidt khan ich Ehur Genaden khlagent nicht vorhaltten, das mihr gelaubwertig berichtet, das Georgen von Mengden neuest seinem schwigersohn Fabyan von Rosen von Klen Rop dem burgemeister Thomas Ram oder Einem Radt von Riga das haus Rosenhoff geheissen, welches von ahlters her dem gandtzen nhamen von Rosen zugehorich geuesen bis auff disse zeidt, welches auch von ahnfange die freiheit gehabet, das wehr auch zu unfal gekommen auf Rosenhoff hat kommen kunnen, frei sicher geleitt hat haben kunnen, dar nach di sach geschaffen, welchen hoff oder freiheit die von Rosen gehabet vor edtzliche hundert jaren, wil auch wol gelouben so lang wie die stadt Riga gestanden, wirdt auch noch auff dissen h[e]uttigen dach von deudtschen vnd pauren, auch den klenen kindern auf der gassen Rosenhoff geheissen, auch ist der briff, den Georgen von Mengden den burgemeister Thomas Ram geliuerdt, dem weilandt Woldamir von Rosen gegeuen, der auch mein vbereltervatter geuesen, und hat sein lebtage, solange Lifflandt vnder die deutschen gekommen, keinem Mengden gehoredt, vil weiniger ein ahnder geschlecht

jenich ahnsprack ahn Rosenhoff gehabet. Weilen ich aber ihn disser meinder grossen vhngelegenheidt halben midt den heren burgemeister Ram oder Ein Radt von Riga disse meine nodtwendige khlage oder protestation von wegen meinder ahrmut auch ahllerhandt des ehrbarmlichen zustandes disses ahrmen hochgeplageden Lifflandes zur endtschafft meiner khlag oder protestation nicht genochsam vorfolg oder meines rechten auszuuben kein gelegenheit haben kan, mus ich ehs godt vnd der gelegen zeidt heimstellen, ihn hoffnung, das hundert jar vnrecht kein stunde recht sein kan. Wil der wegen von wegen m[e]inder vnd meine ahrme kinder vnd dem sembtlichen nhamen von Rosen nicht ahllen von wegen des der von Rosen houes, sundern auch von wegen der von Rosen ihr begrebnus ihn der domeskirchen zum zirligsten protestiret vnd bewaredt wissen. Bitte derwegen Ehuren Wolgeboren Genaden ihn ahller vnttertheniсheit von wegen vnd ihn nhamen Ihr kon. May., meines ahllergnedigsten konings vnd herren, disse meine nodtwendige protestation ihn dem kunninckliсhen protokol zu vorzeighen zu lassen vnd mihr ihn vnd von wegen des sembtlichen nhamen der von Rosen ein schrifftlich auszug der protestation aus dem protocol gnedigest midttheilen, sulches wirdt der Hogster Godt ahn Ehuren Wolgeboren Gnaden reichlich vorgelden, ich vnd die meinigen sein ehs ahn den hogsten godt midt vhnserm gebet zu ehrbitten geflissen, dar nheuest midt vnserm gehorsamen dienst zu jeder zeidt willich vnd bereidt. Dat. Riga den 9. October Anno 1622.

E. W. G.

vnttertheniger

Otto von Rosen.

So weit unser Dokument. Wie schon erwähnt, Erfolg hatte es nicht und konnte es auch wohl nicht haben. Der Rosenhof gelangte in den Besitz der Stadt. Aber noch lange erhielt sich der alte Name; noch 1667 finden wir ihn im Protokoll des Kämmereigerichts. Erst später muß er ganz allmählich außer Gebrauch gekommen und endlich vergessen sein.

FB.

Von unseren Theatern.

Über das Rigasche Stadttheater im ersten Drittel der Saison 1903/4.

Einst gab es eine Zeit, in der das Rigasche Stadttheater für eins der besten deutschen Theater galt. Diese Glanzepoche ist freilich längst dahin; so bedeutend ist seine Position heute nicht mehr. Aber das ist ja ganz natürlich und kann ja auch garnicht anders sein. Dennoch hat es seine Bedeutung behalten, für uns, wie das Revalsche Theater für Estland, hat eine Aufgabe zu lösen, eine große, eine wichtige, eine würdige Aufgabe. Es soll mehr sein als ein bloßes „Vergnügungslokal", wo nach der Meinung einer gewissen Gattung Theaterbesucher mit geringerem Fassungsvermögen nicht genug Stücke etwa von der Marke des „Weißen Rössels" oder gar der „Lutti" und leichte Operetten gegeben werden können. Es soll mehr sein. Es hat die Aufgabe, uns deutsche Kulturwerte auf literarisch-künstlerischem Gebiet zu vermitteln. Ist das so, und kein Verständiger wird das leugnen, dann ist das Beste für unsre Bühne gerade gut genug.

Freilich, es können ja nicht lauter Meisterwerke aufgeführt werden, wie das schon Lessing ehrlicherweise betont hat, „weil daran Mangel sei", und eben dies ist bei unsrer heutigen dramatischen Produktion, die sich in einem tastenden Übergangsstadium befindet, sicherlich ganz besonders fühlbar. Dazu kommt bei uns noch ein andres Moment, das schwer in die Wagschale fällt, und alle Berücksichtigung heischt, sollen die Leistungen des Theaters billig und gerecht beurteilt werden. Das ist seine pekuniäre Lage, durch die es nicht nur auf die Zuzahlungen der „Garanten" angewiesen, sondern geradezu genötigt ist, häufiger, als unter normalen Verhältnissen zu billigen wäre, lediglich auf Kassenerfolge zu sehen, ohne Rücksicht auf den literarischen und künstlerischen

Wert des zu diesem Zwecke eben für jenen Teil des Publikums aufgeführten Stückes, der im Theater nichts weiter als ein Vergnügungslokal sieht, und dem es ziemlich einerlei ist, ob auf der städtischen Bühne „Der blinde Passagier", oder auf dem Griesenberg „Frau Luna" in Szene geht. Dieses pekuniäre Moment, das einer zielbewußten Leitung unsrer Bühne nach rein künstlerischen Gesichtspunkten sicherlich bedeutende Schwierigkeiten bereiten muß, wird also jede urteilende Bewertung wohl im Auge behalten müssen. Nur ob es etwan überwuchert und so das Niveau der Bühne ungünstig beeinflußt, wäre hier die Frage. —

Um also einige allgemeine Gesichtspunkte zu markieren, sozusagen eine Art Pegel für das Niveau unsrer Bühne aufzustellen: Soll sie ihrer Aufgabe entsprechen, so muß das Drama vor der Oper berücksichtigt werden, und wieder die große deutsche Oper, besonders Wagner, — den ja auch noch besondere Traditionen mit unsrem Theater verbinden; war dieses doch z. B. das zweite deutsche Theater, das (Mai 1843) seinen „Fliegenden Holländer" aufführte, wurde doch in Riga die Partitur zum „Rienzi" vollendet — ferner Mozart, Weber, Gluck 2c. vor der Operette und den andern Opern. Beim Drama muß in erster Reihe herangezogen werden, was wirklicher, sicherer deutscher Kulturwert ist. Dazu gehören unsre Klassiker, Schiller in allererster Reihe, Goethe, Lessing, Grillparzer, Hebbel, Kleist, Ludwig 2c. Die „Modernen" kommen viel weniger in Frage, und bei der Auswahl wäre hier selbständig zu verfahren, nicht etwa nach dem Küchenzettel der Berliner Literaturmacher, gegen deren Tyrannis sich allenthalben eine gesunde und erstarkende Opposition zu regen beginnt. Nur was wirklich einigermaßen hervorragt, entweder durch wirkliche Bedeutung oder als besonders charakteristische Zeiterscheinung, wäre hier zu berücksichtigen. In geringem Maße kommen Fremde in Betracht, Franzosen, Russen, mehr schon die Skandinavier, weil sie deutschem Empfinden näher stehen. Eine Ausnahme macht natürlich Shakespeare, der nicht genug berücksichtigt werden kann, denn er gehört den Deutschen ebenso wie den Engländern an. Ibsen ist nur für Feinschmecker eigner Art, immerhin kann er aber auf unsrem Theater einen, wenn auch nur bescheidenen Raum erhalten. Überhaupt sollen alle die Autoren, die bloß niederdrücken und verwirren, ferngehalten werden. Stücke, die Fragen und Probleme aufwerfen und sie zu beantworten suchen, wenn sie vielleicht auch noch keine einwandfreie klare Antwort und Lösung geben, sind ja im Prinzip nicht ganz auszuschließen, selbst

das Pathologische hat insoweit seine Berechtigung, als es klärend auf psychologische Fragen wirkt. Die aber etwa pathologische Zustände schildern, ohne klar erkennen zu lassen, ob es sich um eine Krankheit handelt, die brauchen wir garnicht. So können wir uns z. B. „Stützen der Gesellschaft“, „Nora“, Björnsons „Thora Paßberg“ wohl gefallen lassen; Stücke dagegen wie „Baumeister Solneß“ — weg damit! In Summa: alle die Dichter müssen den Vorzug haben, die fortreißen, begeistern, klären, uns eine größere Welt im Bilde geben. —

Was nun die Verteilung der aufzuführenden Bühnenwerke im Spielplan anlangt, so läßt sich ja hier freilich kein ziffermäßig festgelegtes Programm aufstellen. Im allgemeinen aber wird es sich wohl rechtfertigen lassen, wenn man etwa Folgendes als wünschenswert bezeichnet: Nehmen wir für eine Spielzeit als Durchschnitt rund 270 Vorstellungen an. Davon möge dann ein volles Drittel, also 90, um der Einnahme willen, dem leichteren Genre (Operette, Posse, Schwank rc.) eingeräumt werden; ca. 70 der Oper und 110 dem ernsten Schauspiel, einschließlich der erwähnten neueren Bühnenwerke und des besseren Lustspiels mittlerer Gattung (wie z. B. Doktor Klaus, Hasemanns Töchter u. dgl. es sind). Und dabei: wenigstens zweimal wöchentlich ein gutes Schauspiel, ein dramatisches Bühnenwerk von literarischem Wert — denn darauf kommt es an — diese Forderung darf wohl gestellt werden, sie muß es, soll anders unser Theater seiner eignen besonderen Aufgabe gerecht werden. — —

Die Einstudierung des großen Dramas soll den Intentionen des Dichters entsprechen; daher sind auch alle willkürlichen Auffassungen unbegründeter Neuerungssucht hier zu vermeiden. Die Streichungen sollen vernünftig und maßvoll vorgenommen werden, damit das Bild nicht unvollständig und schief wird. Die Inszenierung braucht keinen unnötigen äußeren Pomp, — denn das S p i e l bleibt immer die H a u p t s a c h e — aber sie soll auch nicht liederlich und dürftig, oder gar durch allzu grobe Anachronismen befremdlich sein. Die Ausstattung des Ballets läßt sich die Theaterleitung mitunter offenbar etwas erkleckliches kosten; das große Drama darf darüber aber nicht zu kurz kommen. Läßt sich aus pekuniären Gründen nicht beides vereinigen, dann wäre es eben besser, man ließe das Ballet fallen. —

* * *

Sehen wir nun zu, was das Theater in dem hier in Betracht kommenden Zeitraum geboten hat. Wir verbinden damit zugleich eine kleine Statistik der Frequenz, die zwar nicht ganz vollständig ist (denn für einige Tage ließen sich die Besuchsziffern nicht mehr beschaffen), die aber in mancher Hinsicht des Interesses nicht entbehrt.

In der Zeit vom 20. August bis 18. November fanden im Ganzen 100 Vorstellungen (darunter einigemal zwei Stücke an einem Abend, die hier besonders gezählt werden) statt. Davon entfielen:

auf das Schauspiel . . .	28
auf das mittlere Lustspiel .	10
auf Schwänke, Possen &c. .	15
auf die Oper	27
auf die Operette	13
auf das Märchenspiel . . .	3
auf das Ballet	4
In Summa:	100 Vorstellungen.

Ein richtiges Bild geben diese Zahlen jedoch erst, wenn Nachstehendes zur Beurteilung mit herangezogen wird. Von den 100 Vorstellungen entfielen 60 auf Wiederholungen, so daß also im Ganzen 40 verschiedene Stücke aufgeführt wurden. Davon entfallen (wir fügen in Klammern hinzu, wie viel Mal jedes Stück aufgeführt wurde):

auf das Schauspiel — 14, und zwar: Othello (2); Kaufmann von Venedig (1); Emilia Galotti (1); Minna von Barnhelm (1); Faust I. (1); Maria Stuart (1); Gastfreund und Argonauten (3); Medea (3); Uriel Akosta (2); Sudermanns „Es lebe das Leben" (3); Meyer-Försters „Alt-Heidelberg" (3); L. Fuldas „Zeche" (1); O. Ernsts „Flachsmann als Erzieher" (2); Bloems „Es werde Recht" (4).

auf das mittlere Lustspiel — 4, und zwar: Mosers „Veilchenfresser" (3); L'Arronge's „Doktor Klaus" (3) und „Wohltätige Frauen" (3); Scribe's „Frauenkampf" (1).

auf Schwänke u. dgl. — 3, und zwar: Der blinde Passagier; Liebesmanöver; Der Hochtourist.

auf die Oper — 19, und zwar: Belagerung von Gent (1); Waffenschmid (1); Jüdin (1); Hugenotten (1); Tochter des Regiments (1); Tannhäuser (1); Lustige Weiber (1); Heimchen am Herd (1); Robert der Teufel (2); Amelia (2); Undine (2); Lohengrin (2); Troubadour (2); Carmen (4); Louise (5).

auf die Operette — 2, und zwar: Bettelstudent (4); Rastelbinder (9).

endlich je 1 auf das Märchenspiel „Hänsel und Gretel" (3) und das Ballet „Wiener Walzer" (4).

An Novitäten wurden 6 aufgeführt: Es werde Recht; Louise; Rastelbinder; Hochtourist; Blinde Passagier; Liebesmanöver. Diese Aufzählung macht nun allerdings einen etwas mäßigen Eindruck; aber wir werden nicht vergessen dürfen, daß heutzutage eine glückliche Auswahl gewiß keine ganz leichte Sache ist: man hat eben keinen Überfluß an wertvolleren Stücken.

Zum Vergleich seien einige Daten über das Revaler Interimstheater im gleichen Zeitraum angeführt. Hier fanden 66 Vorstellungen statt; davon entfielen:

auf das Schauspiel . . .	16
auf das mittlere Lustspiel .	9
auf Possen und Schwänke .	19
auf die Operette	22

In diesen 66 Vorstellungen wurden im Ganzen 44 verschiedene Stücke aufgeführt, darunter:

klassische Dramen — 7 (Don Karlos; Braut von Messina; Die Räuber; Kabale und Liebe; Die Ahnfrau; Hero und Leander; Romeo und Julia);

andre Schauspiele — 6 (Heijermanns „Hoffnung auf Segen"; Engels „Über den Wassern" (2) als Novität; Alt-Heidelberg; Gorkis „Nachtasyl" (2) als Nov.; Philippis „Das dunkle Tor" (2) als Nov.; Sudermanns „Glück im Winkel");

mitlere Lustspiele — 9 (Blumenthals „Fee Caprice" (2), Nov.; L'Arronge's „Mein Leopold" und „Hasemanns Töchter"; Wolzogens „Ein unbeschriebenes Blatt", Nov.; Sardou-Najac's „Cyprienne"; Hobitzers „Liselotte", Nov.; Mosers „Der Bibliothekar"; Dreyers „Unter blonden Bestien", Nov.;

außerdem 15 verschiedene Operetten und 7 Schwänke und Possen.

Darunter waren Novitäten: 3 Schauspiele, 4 Lustspiele (vgl. oben), 5 Schwänke u. dgl., 1 Operette („Wiener Blut").

Von besonderem Interesse gestaltet sich nun die Frequenz bei den einzelnen Stücken in unsrem Rigaschen Theater. Dabei ist im Auge zu behalten, daß während der letzten 16 Jahre jede Vorstellung nach dem Bericht des Theaterkomitees im Durchschnitt von rund 624 Personen besucht wurde. Es betrug also die Frequenz in unsrem Zeitraum:

über 1000 Personen bei den Stücken: Othello; — Alt-Heidelberg; — Carmen (2 Mal); Robert der Teufel; Lohengrin; Louise (2 Mal); — Rastelbinder (3 Mal); — Blinde Passagier; Hänsel und Gretel;

über 800 Personen: Uriel Akosta; Medea; Es lebe das Leben; — Veilchenfresser; Doktor Klaus; — Jüdin; Louise; Tannhäuser; Heimchen am Herd; — Rastelbinder (2 Mal); — Blinde Passagier; Hochtourist; Hänsel und Gretel;

über 600 Personen: Medea; Maria Stuart; Es werde Recht; — Doktor Klaus; Wohltätige Frauen; — Amelia; Troubadour; Robert der Teufel; Carmen; — Bettelstudent (2 Mal); Rastelbinder (2 Mal); — Hochtourist (2 Mal);

über 400 Personen: Uriel Akosta; Kaufmann von Venedig; Es werde Recht (2 Mal); Alt-Heidelberg; Flachsmann als Erzieher; Zeche und Frauenkampf;

unter 400 Personen: Flachsmann als Erzieher; Es lebe das Leben; — Blinde Passagier.

Die bei weitem größte Besucherzahl wies, obgleich doch schon früher oft gegeben, „Alt-Heidelberg" auf — 1350, allerdings an einem Sonntag und bei ermäßigten Preisen. Immerhin dürfte das ein Zeichen dafür sein, daß dieses sonst doch keineswegs hervorragende Stück durch seine wehmütig-gemütvolle Stimmung, und wohl nur durch diese, eben doch seines Eindrucks auf die Masse auch der einfacheren Theaterbesucher nicht verfehlt, hier wie anderwärts. Es ist wenigstens keine ungesunde Kost. Die nächstgrößte Frequenz erzielte die Operette „Der Rastelbinder" — 1335 und im ganzen 3 Mal über 1000, davon 2 Mal an einem Sonntag; als sie dann zum 9. und letzten Mal aufgeführt wurde — nur noch 475. — „Der blinde Passagier" wurde 7 Mal gegeben und die Frequenz betrug: 1) 925 2) 575 3) ? 4) ? 5) 425 6) 350 7) 1100, aber an einem Sonntag und bei ermäßigten Preisen. Das Stück hat also doch wenig Glück gemacht. Daß die erste Vorstellung so gut besucht war, ist wohl auf die Reklame zurückzuführen, die unter den Notizen „Aus dem Theaterbureau" in unsern Tagesblättern dafür gemacht wurde. Und leider war dies nicht das einzige Mal, daß in dieser Weise gerade für sehr minderwertige Stücke in die Trompete gestoßen wurde, eine Erscheinung, die gewiß keinen sehr angenehmen Eindruck hinterläßt und schwerlich auf Billigung rechnen darf. — Ziemlich ähnlich erging es dem „Hochtouristen": 1) 625 2) 600 3) 525 4) 550 5) 425 6) 850, aber an einem Sonntag und bei ermäßigten Preisen. — Über den

Besuch des Schauspiels fehlen uns leider, wie gesagt, diesmal die vollständigen Daten, so daß wir nur einzelne Beobachtungen anstellen können. Im „Kaufmann von Venedig“ (Debütantenvorstellung) waren — 550 Personen; Maria Stuart an Schillers Geburtstag — 775, darunter jedoch sehr viel Schuljugend; Othello beim 2. Mal — 1200, Sonntags bei ermäßigten Preisen; Medea — 1) ? 2) 650 3) 875; Uriel Akosta — 1) 575, 2) 925, Sonntag Nachmittag bei ermäßigten Preisen; Es werde Recht — 1) 675 2) 475 3) 450 4) ?; Es lebe das Leben — 1) ? 2) 325 3) 925, aber Sonntag nachmittags bei ermäßigten Preisen. — Allerdings hat also ein „Rastelbinder“ die große Masse stark angezogen, aber im Vergleich etwa mit dem Besuch des „Blinden Passagiers“ wird man erfreulicher Weise eben doch nicht sagen können, daß das gute Schauspiel bei uns gar keine Anziehungskraft mehr ausüben könne, das Theater also bei stärkerer Berücksichtigung dieser Gattung etwa zu viel riskiere. Und warum soll denn nicht auch für die guten Bühnenwerke in gewandter Weise eine Art Propaganda gemacht werden, wie das bei andern doch geschieht. Die Frage darf jedenfalls aufgeworfen werden.

Zu ermäßigten Preisen wurden folgende 10 Stücke gegeben, wobei wir die Frequenzziffer wiederum hinzufügen: Flachsmann als Erzieher (450); Alt Heidelberg (1350); Othello (1200); Veilchenfresser (825); Doktor Klaus (850); Blinde Passagier (1100); Hochtourist (850); Es lebe das Leben (925); Wohltätige Frauen (775); Uriel Akosta (925). Es zeigt sich also auch hier, daß die Frequenz bei den besseren Bühnenwerken durchaus nicht hinter der bei den sog. Zugstücken zurückbleibt. Überblickt man nun, was für Stücke zu ermäßigten Preisen geboten wurden, so scheint doch das leichtere Genre zu überwiegen und also die Auswahl mehr mit Rücksicht auf den Kassenerfolg getroffen zu sein. In Reval wurden zu gleicher Zeit 7 Stücke zu ermäßigten Preisen gegeben: Don Karlos, Braut von Messina, Räuber, Kabale und Liebe, Romeo und Julia, Ahnfrau, Hero und Leander. Wie man sieht, sind hier augenscheinlich andre Motive für die Preisermäßigung in Betracht gekommen, und es fragt sich, ob sie nicht vom Gesichtspunkt der künstlerischen Aufgabe des Theaters aus die größere innere Berechtigung für sich haben. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß nur klassische Stücke zu ermäßigten Preisen aufgeführt werden sollten. Wohl aber darf man sagen, daß hierbei nicht so flaches und gehaltloses Zeug wie der „Blinde Passagier“ oder der „Hochtourist“, sondern in erster Reihe das Schauspiel

überhaupt, das wirklich wertvolle ernstere Schauspiel in Betracht kommen sollte, will das Theater sich seiner größeren künstlerischen Aufgabe bewußt bleiben.

Vergleichen wir nun schließlich den wirklichen Tatbestand mit dem, was wir eingangs im allgemeinen als wünschenswert hinstellten, so ergibt sich für das Theater bisher im Ganzen kein ungünstiges Resultat: beides scheint in der Tat so ziemlich mit einander zu stimmen. Nur dem größeren Schauspiel müßte noch mehr Aufmerksamkeit zugewandt werden. Unsre Ausführungen bezogen sich auf das erste Drittel der Spielsaison, können also nicht abschließend sein. Der Gesamtüberblick wird sich natürlich erst gewinnen lassen, wenn wir an ihrem Schlusse stehen, und bis dahin könnten Wunsch und Tatbestand vielleicht wirklich zu voller Übereinstimmung gelangen.

x. x.

* * *

Wenden wir uns nun nach der „Materie“ der „Form“ zu, nach dem „Was“ der Darbietungen dem „Wie“ der Darstellung. Natürlich dürfen wir bei der Beurteilung der darstellenden Leistungen unsres Theaters nicht etwa Bühnen ersten Ranges zum Vergleiche heranziehen; der Maßstab, der allein hier angelegt werden darf, ist der besseren Bühne mittleren Ranges zu entnehmen. Wir haben auch hier nur das Schauspiel, einschließlich des Lustspiels mittlerer Gattung, im Auge.

Zunächst ein Wort über die Neubesetzung einiger Fächer in dieser Saison. An Frl. Zelia Normanns Stelle ist Frl. Helene Herter getreten und wir können diese Besetzung offen und ehrlich als eine durchaus gelungene bezeichnen. Ein stark und entschieden ausgeprägtes Temperament, eine sichere, deutliche Diktion, ein feines Spiel, das immer den Eindruck verständnisvoller Nachempfindung macht, verbindet sich in ihr mit einer angenehmen äußeren Erscheinung. Nur könnte sich ihre Stimme vielleicht allmählich modulationsreicher gestalten. Besonders befähigt erscheint die Künstlerin zur Wiedergabe der großen klassischen Frauencharaktere; aber auch in Salonrollen kamen ihre Fähigkeiten sehr wohl zur Geltung. Es ist ohne Zweifel ein bedeutendes Talent, dem freie Bahn zur Weiterentwicklung und vollen Entfaltung aufrichtig zu wünschen ist.

Die zweite vakante Rolle von Wichtigkeit, die des ersten Liebhabers und Helden, wurde durch H. Theo Becker besetzt.

Äußerlich: eine große schlanke Gestalt, mit voller sonorer Stimme. Und man merkt ihm das Bestreben an, das Wesentliche und Wahre seiner Rollen zur Darstellung zu bringen. Einstweilen aber reicht seine Routine noch nicht immer aus; seine Bewegungen sind oft zu eckig, seine Haltung zu unsicher. Besonders will es ihm noch nicht gelingen, das Heldenhaft-Männliche in seinen Gestalten zu verkörpern. Sein Hauptfehler ist aber einstweilen seine Jugend, und der — korrigiert sich ja von selber.

Von dem neuen Charakterdarsteller H. Herbert Leßmann gilt leider das nämliche. Überraschend wirkt mitunter seine vorzügliche Sprechweise, bei der jedes einzelne Wort klar und deutlich zu hören ist. Auch seine Rollenauffassung zeugt von entschiedenem Talent. Aber die abgeklärte Ruhe, die Reife, unerläßlich gerade für den Charakterdarsteller, die fehlt ihm noch. Und dieser Mangel macht sich oft fühlbar, wirken doch gerade in diesem Fach allzuflinke Bewegungen und eine gar zu jugendliche Stimme meist störend.

Auch in beiden Rollen für das naive Fach fanden Neubesetzungen statt. Aber die eine der beiden neuen Darstellerinnen, Frl. Ellen Roland, ist für jugendlich flinke und feinere naive Rollen wenig geeignet, die andre, Frl. Grete Schulte, verfügt weder über gewinnende Formen noch über ein auch nur relativ gutes Spiel.

Zu den Darstellungen übergehend, betrachten wir zuerst die ernsteren Stücke: Uriel Akosta, Othello, Emilia Galotti, Das goldene Vließ, Faust I, Maria Stuart.

In Uriel Akosta zeigte H. Beckers Spiel in der Titelrolle viel Unfreies; es gelang ihm nicht, den Idealisten in Uriel in richtiger Darstellung wiederzugeben, und ebenso die Übergänge in der wechselnden Stimmung des Helden. Den Othello gestaltete er zu schwermütig, während er gleichzeitig die leidige Angewohnheit verriet, vor längeren Partien immer erst gewissermaßen einen Anlauf zu nehmen und sich in Positur zu stellen. — H. Leßmann gab den Ben Akiba mit viel Geschick, in seinem Jago verkörperte er aber zu wenig das Teuflische dieses Charakters, — er war zu chevaleresk. — Fr. Ermarth als Desdemona war vortrefflich, ihre hingebende Weiblichkeit, die Weichheit ihrer Ausdrucksweise war ergreifend und rührend. — Frl. Herter wirkte als Judith durchaus sympathisch und zeigte auch als Emilia hinreichende Kraft. — Im Allgemeinen befriedigte die Vorführung des Othello doch mehr als die des Uriel Akosta.

In Lessings **Emilia Galotti** wurde die Titelrolle durch Fr. Ermarth ausgezeichnet dargestellt; mit feinem Verständnis brachte sie den Zwiespalt dieser Seele zum Ausdruck, das immer heller in ihr tagende Bewußtsein, einer Macht verfallen zu sein, der ihr Wille unterliegen muß. — Auch H. Oeser als Prinz löste seine Aufgabe gut, und H. Rückert gab den Odoardo, den „alten Degen, stolz und rauh, sonst bider und gut", richtig wieder. H. Leßmanns heuchlerischer Kammerherr Marinelli dagegen traf nicht ganz den rechten Ton, und H. Beckers Graf Appiani war zu steif und eckig. Aus der kleinen Rolle des Banditen Angelo wußte H. Klein recht viel zu machen. Eine ganz hervorragende Leistung war Frl. Herters Gräfin Orsina: voller Temperament und Eleganz, fesselnd, überlegen. — Im Allgemeinen war die Aufführung der Emilia Galotti eine recht gut gelungene.

Die künstlerische Großtat des Theaters in unsrem Zeitraum bildet die Aufführung von Grillparzers „Goldenem Vließ", und die Darstellung dieser Trilogie muß eine treffliche genannt werden. Das Hauptverdienst gebührt dabei Frl. Herter als Medea. Ohne eine solche Vertreterin dieser Rolle hätte das Stück nicht gegeben werden können. Die Anforderungen, die an die Medea gestellt werden, sind ja groß, und haben sogar dazu geführt, daß diese Rolle auf einigen deutschen Bühnen von verschiedenen Schauspielerinnen gegeben wurde. Aber auch wer Klara Ziegler als Medea gesehen, empfing hier den Eindruck einer wirklich künstlerischen Leistung. Wenn Frl. Herter bei der eindringenden Auffassung und Erfassung ihrer grandios-tragischen Rolle überhaupt ein Einwand gemacht werden kann, so ist es vielleicht der, daß sie die Medea schon gleich am Anfang der Trilogie, bevor noch von einer Schuld die Rede sein kann, inmitten ihrer Gespielinnen wohl etwas allzu finster und ernst, etwas zu wenig jugendlich gestaltete und daß einzelne ihrer Gestikulationen plastisch hätten schöner sein können. Je mehr die Handlung aber fortschritt, je mehr das Dämonische in Medeas Charakter zutage trat, desto mehr entwickelte sich auch Frl. Herters darstellerische Kraft und man konnte merken, daß das Publikum dieser Leistung Verständnis entgegenbrachte: es ließ sich willig fortreißen. — H. Oeser als Jason war ein würdiger Partner. Seine gerade in Versen besonders schöne Sprechweise, sein frisches Auftreten befähigten ihn besonders zu seiner Rolle im Gastfreund und in den Argonauten; später schien ihm die Rolle des kläglichen Verräters am eigenen von ihm verführten Weibe nicht mehr ganz so gut zu liegen. H. Becker war

wirklich gut als Phrynus, als Vertreter sonnigen Griechentums inmitten habgieriger Barbarenhorden, etwas weniger dagegen als Milo in den Argonauten. H. Rückert gab den arglistigen König von Kolchis mit viel Geschick, während er als König Kreon vielleicht zu wenig majestätisch war. Fr. Ermarth als Kreusa spielte die glückliche und beglückende Tochter des heiteren Griechenlands vortrefflich, wogegen Fr. Römer mit ihrem einer früheren schauspielerischen Schule angehörenden Pathos zuweilen doch recht stark abstach. H. Leßmann als Herold der Amphyktionen trug seine Bannverkündigung zu eintönig, daher also dramatisch wenig wirksam vor.

In Anlaß eines Gastspiels des H. Ludw. Stiehl, der inzwischen an H. Leßmanns Stelle für die nächste Saison engagiert ist, wurde Goethes Faust I. Teil geboten. H. Stiehl gab den Mephisto. Sehr befriedigend. Dagegen war H. Becker der Faust-Rolle noch nicht gewachsen. Der Kontrast trat besonders im Zusammenspiel mit Mephisto recht deutlich hervor. Fr. Ermarths Gretchengestalt war bis auf die Kerkerszene, wo sie zu wenig Maß hielt — ihre Bewegungen in der Verzweiflung waren doch etwas zu heftig — eine sehr gelungene. Frl. Kannée als Martha Schwertlein war hinreichend wirkungsvoll und drastisch, auch H. Stegemann als Wagner, H. Saar als Schüler recht befriedigend. — So kann man sagen: war die Faust-Aufführung in ihrem Gesamteindruck auch keine ganz einwandfreie und so mancher Zuschauer sicherlich geneigt, einen von bedeutenderen Aufführungen des Faust hergenommenen Maßstab anzulegen — der Theaterleitung muß doch alle Anerkennung gezollt werden, daß sie dies Werk wieder einmal in Szene gesetzt hat.

Zur Feier von Schillers Geburtstag wurde am 28. Oktober (10. November) Maria Stuart gegeben. Viel Jugend war im Zuschauerraum vertreten, und für jeden Theaterfreund war es ein erhebender Anblick, wie hier in den empfänglichsten Stoff, in dankbare Kinderseelen gesäet wurde herrlichste Ewigkeitssaat, Liebe zur göttlichen Kunst. Man muß es gesehen haben, wie diese Kinder mitlebten, miterlebten das Geschick der unglücklichen Königin, wie so manchem kleinen Mädchen die hellen Tränen über die Wangen liefen, als Maria sich zu ihrem letzten Gange anschickte. Noch üben sie eben doch immer ihre unvergängliche Gewalt aus, unsre großen Dichter, auf jedes reine und empfängliche Gemüt! — Frl. Herter als Maria verstand es aber auch, die Geister zu packen, ihrem Temperament gemäß besonders da, wo sie Burleigh und ihrer glücklichen Nebenbuhlerin Elisabeth entgegentritt. Nur in

den zarteren lyrischen Momenten ihrer Rolle klang ihre Stimme etwas hart. Elisabeth wurde durch Fr. Römer leider nicht gut dargestellt; sie verstand es nicht, die Majestät, die sich in der Königin verkörpert, zu lebendigem Ausdruck zu bringen. H. Becker als Graf Leicester war zu wenig eleganter Kavalier, er, der um die Gunst zweier Königinnen buhlen durfte. H. Leßmann gab den Burleigh zu wenig überlegen. H. Oesers Mortimer war befriedigend; H. Stegemann als Davison erschien aber gar zu hilflos, von einem Staatssekretär hätte man doch immerhin mehr Fassung erwarten dürfen. —

Gehen wir nun zu den andern dramatischen Werken über: Kaufmann von Venedig, Minna von Barnhelm, Es lebe das Leben, Es werde Recht, Alt-Heidelberg, Die Zeche, Flachsmann als Erzieher.

Im Kaufmann von Venedig spielte H. Stiehl (als Gast, vgl. oben) den Shylok anfangs mit zu großem Feuer, so daß später eine Steigerung nicht mehr möglich war. Allmählich aber wurde er ruhiger und zum Schluß in der Gerichtsszene war sein Spiel meisterhaft. Die Damen im Stück waren sehr gut vertreten: Fr. Ermarth als Jessika ebenso reizend wie Frl. Herter als Portia. H. Rückert gab den Kaufmann Antonio in würdiger Ruhe. Im Allgemeinen konnte man mit der Aufführung zufrieden sein.

In Lessings ewig neuem Lustspiel Minna von Barnhelm gab Fr. Ermarth die Titelrolle in wirklich herzerfrischender Weise; schade nur daß Frl. Roland kein ebenso niedliches Kammerkätzchen war, denn gerade das zierlich-bewegliche, schalkhafte Moment im Charakter der Franziska brachte sie nicht genügend zum Ausdruck. H. Becker gab die äußerliche militärische Seite des Majors v. Tellheim recht gut wieder; sein Spiel zeigte eine richtige und gründliche Auffassung. Nur fehlte ihm das Heldenhafte, das doch vom Wesen des Majors unzertrennlich ist. H. W. Klein spielte den Just in trefflich drastischer Art, H. Rückert den braven Werner mit viel Humor; auch der Riccaut de la Marlinière des H. Leßmann war recht gut.

In „Es lebe das Leben“ von Sudermann gab Frl. Herter die Gräfin Beate. Sie verstand ihre schwierige Rolle und brachte die schuldbeladene und dennoch mit sich selbst zufriedene Frau unsrem menschlichen Empfinden näher. H. Becker als Richard Völckerling ließ aber leider die Eigenschaften nicht prägnant hervortreten, um derentwillen eine Gräfin Beate ihm alles opfert; er machte rein gesellschaftlich einen viel zu unbeholfenen Eindruck.

Trefflich gezeichnet in Maske und Spiel war Meixner durch H. W. Klein. H. Rückert als Graf Michael war recht sympatisch und auch die HH. Oeser und Harprecht spielten befriedigend. So war also im Ganzen diese Aufführung recht gelungen.

Walter Bloems „Es werde Recht", eine Novität, wurde zum ersten Mal vor mäßig besetztem Hause gegeben und auch in der Folge schwach besucht. Das Stück ist dem Stoffe nach — Konflikt in der Berufstätigkeit eines Rechtsanwalts — dem modernen Leben entlehnt, löst aber die Frage in einer moralisch deprimierenden und daher äußerst angreifbaren Art und gehört also zu den Stücken, die eingangs schon als Fragenaufwerfer, aber schlechte Fragenlöser angemerkt wurden: nicht prinzipiell zu verwerfen, aber man könnte ihrer auch entraten. Doch immerhin: das Technische der Handlung ist rasch fortschreitend und fesselt den Zuschauer. Dabei wurde wirklich gut gespielt. H. Oeser gab den jungen Rechtsanwalt Gebhardt ausgezeichnet und H. Rückert dem Kommerzienrat Giesebrecht die richtige Färbung. Auch die übrigen Mitwirkenden, um auch dessen ausdrücklich zu erwähnen, boten tüchtige Leistungen.

Meyer-Försters „Alt-Heidelberg", das ja nunmehr seinen Siegeszug auch in Amerika gehalten hat — ein Erfolg, der massenpsychologisch für die modernen Problemspintisierer immerhin recht merkwürdig sein muß — wurde auch in dieser Saison wieder gegeben. H. Oeser gab den Erbprinzen Karl Heinrich gut und mit der angemessenen Reserve, Frl. Roland die heitere Wirtstochter in ungekünstelter Natürlichkeit. Das Stück wurde recht gut gespielt und erzielte — vgl. oben — doch immer noch großen Applaus.

L. Fuldas „Die Zeche" scheint nur gegeben worden zu sein um H. Stiehl (als Gast) die Möglichkeit zu geben, seine feine Charakterisierungsgabe auch im modernen Stück zu beweisen. Diese Aufgabe löste er nun auch in erfreulicher Weise.

O. Ernsts „Flachsmann als Erzieher" kann bekanntlich nur durch äußerst gelungene Darstellung der Hauptrollen gehalten werden; der innere Wert ist ein geringer, der äußere Aufbau, besonders der Schluß, ungeschickt. H. Leßmann gab den Betrüger Flachsmann mit der niedrigen Gesinnung nicht ganz gewandt, auch Frl. Roland machte aus der Rolle der Gisa Holm zu wenig, während H. Oeser den Idealisten Flemming mit warmer Begeisterung spielte. —

Und nun die mittleren Lustspiele. — Zwei unsrer Schauspieler zeichnen sich durch besondere Vielseitigkeit aus: Rückert

und Harprecht. Von H. Rückert könnte man wohl sagen, daß er noch nie eine Rolle verdorben hat — hoffentlich bleibt er dem Theater noch lange erhalten; H. Harprecht ist ein Liebling unsres Theaterpublikums, und obwohl sein eigentlichstes Gebiet bloß die Operette ist, so verdient sein Spiel auch in andren, ihm ferner liegenden Rollen volle Anerkennung. Das gilt auch von seiner Darstellung im „Veilchenfresser“: der flotte Leutnant hatte gerade den richtigen „Schneid“. H. Rückert traf die charakteristischen Züge des Obersten vortrefflich und H. Saar einen guten Humor: man konnte herzlich lachen. Durchaus vornehm, auch äußerlich geschmackvoll, gab Frl. Herter die junge Witwe von Wildenheim; Frl. Roland aber konnte sich nicht in die naive Rolle der Valeska v. Rembach finden.

Im „Doktor Klaus“ gab H. Rückert die Titelrolle recht sympathisch und hielt auch im Poltern richtig Maß. H. Fender's Kutscher Lubowski wirkte recht drastisch auch auf den, der den alten Markwordt in dieser seiner Glanzrolle gesehen hatte. Frl. Herters Julie war sehr anziehend; Frl. Schulte jedoch, die hier in der Rolle der Tochter des Dr. Klaus zum ersten Mal wirklich zeigen sollte, was sie kann, machte Fiasko.

L'Arronge's „Wohltätige Frauen“ wurde in der Tat gut gegeben. Insbesondere H. Fender als Huber brachte die Zuschauer immer wieder aufs neue zum Lachen, und vorzüglich war H. Klein als Lederhändler Möpsel, und bewies, ganz ebenso wie Frl. Kannée als Generalin Weislingen, was aus einer unbedeutenden Rolle durch gutes Spiel gemacht werden kann, während die Frau Möpsel durch Frl. Roland nicht sehr gut vertreten wurde; wie fast immer war auch hier ihre Sprache sehr schwer verständlich.

In Scribe's „Frauenkampf“ hatte neben H. Stiehl als Debütanten auch Frl. Herter Gelegenheit, ihr hervorragendes Talent als Gräfin d'Autrevalle zu dokumentieren. Neben ihr verfiel Frl. Schulte als Leonie vollständig; einer solchen Gegnerin war sie in keiner Hinsicht gewachsen. H. Oeser war seiner Rolle gemäß — feurig und flott; H. Saar aber hätte dem Kammerherrn einen weniger komischen Anstrich geben müssen.

Zum Schluß seien in Kürze noch die drei, recht mäßigen „Novitäten“ erwähnt: „Der Hochtourist“, ein Schwank, den man als solchen allenfalls noch gelten lassen könnte, und in dem die widrigen Schicksale eines Pseudoalpinisten ganz humorvoll und flott zur Darstellung gebracht werden; „Der blinde Passagier“,

in dem sogar die besten Schauspieler wenig ausrichten konnten, — was aber nicht an ihnen, sondern an der Witzlosigkeit des Stückes lag; und „Liebesmanöver“, ein heiteres Soldatenstückchen nach berühmten Mustern, in dem auch das recht gute Spiel der Hauptpersonen über den geringfügigen Gehalt des Stückes nicht hinwegtäuschen konnte. —

Wie die Vertreter der einzelnen schauspielerischen Fächer sich entwickeln oder ob sie sich gleich bleiben — das werden wir ja erst am Schlusse der Saison sehen können.

z.

Literarische Rundschau.

Auch ein Wiedererstandener.

Das Epos sowohl wie das Drama haben die Aufgabe, den bewußt handelnden Menschen darzustellen. Beider Dichtungsgattungen punctum saliens bleibt immer, zu veranschaulichen, wie aus den auf dunklem Grunde schlummernden Seelenkräften der Wille erwächst, wie er zum Entschluß reift und der Entschluß zur Tat wird, endlich, welche Konsequenzen die Tat zeitigt. Der Unterschied zwischen Epos und Drama scheint zunächst nur in der Technik begründet. Der Epiker hat unbegrenzte Zeit, dem Dramatiker stehen höchstens 3—4 Stunden zur Verfügung. Darnach müssen sich beide einrichten. Der eine sucht sein Heil in der Breite, der andre in der konzentrierten Wirkung. Der Epiker arbeitet sein Bild bis ins kleinste hinein genau aus, aber immer so, daß das Einzelne, sich dem Ganzen angliedernd, dieses in seiner endlichen Gesamtwirkung zu verstärken sucht, der Dramatiker wirkt durch die Kühnheit weniger Pinselstriche. Beide charakterisieren, aber der eine en détail, der andre en bloc. Beide sind monumental in ihrer Wirkung, aber der eine hat eine breitbasige, langsam sich verjüngende Pyramide aufgeführt, der andre einen schlanken und schnell zur Spitze strebenden Obelisk.

Aber außer diesem rein technischen ist doch noch ein andrer Unterschied zu konstatieren. Der epische Mensch fühlt und handelt, der dramatische fühlt, reflektiert und handelt. Tragik findet sich im Leben des epischen Menschen ebenso wie in dem des dramatischen, der epische Mensch empfindet aber die Tragik als Tragik garnicht oder doch nur ganz leise, während der dramatische sich ihrer voll bewußt wird. Der dramatische Mensch ist Kulturmensch, der epische steht erst an den Toren der Kultur. Das Epos bedeutet Morgenröte der Kultur, das Drama ihre Mittagshöhe. Allerdings gilt das alles für das Epos nur so weit es Volksepos ist; kehrt es als versifizierter oder Prosa-Roman in einer Epoche hoher oder gar alter Kultur wieder, so ist zwischen ihm und dem Drama ein andrer Unterschied als der, der auf der Verschiedenheit der Technik beruht, überhaupt nicht zu erkennen.

Der epische Mensch empfindet die Tragik als Tragik garnicht oder nur ganz leise. Der Achilleus des Homer klagt wohl zuweilen über sein Schicksal, in der Jugendblüte den Weg zum Hades wandeln zu müssen, aber es kommt ihm nicht in den Sinn, sich dagegen aufzubäumen und die Götter der Ungerechtigkeit zu zeihen. Anders der Prometheus des Äschylos und der rasende Aias des Sophokles. Erst hier haben wir die Dissonanz, die im Gegensatz zum Epos allem Drama eigen ist. Prometheus und Aias wüten gegen die Gottheit, und Zuschauer und Leser sind nur zu geneigt, ihr Aufbegehren zu billigen, weil sie ihnen in dem Gefühl erlittenen Unrechts beipflichten. Der Dichter aber hat die Aufgabe, sofern er ein Kunstwerk bieten will, die Dissonanz zu lösen. Und das wird er tun, je nachdem seine Weltanschauung ist. Äschylos und Sophokles waren wahrhaft fromme Menschen. Sie glaubten fest an die Gerechtigkeit und Güte der Gottheit, und deshalb hatten sie immer wieder nur eine Lösung, nämlich die, zu veranschaulichen, daß der Mensch, so gewaltig er ist, doch am letzten Ende als ein gebrechliches Wesen erscheint, das sich gar leicht in Schuld verstrickt und durch sie zu Fall kommt; die Götter aber wenden alles zum besten. Das und das allein lehrt jede Tragödie des Äschylos und Sophokles entsprechend dem Glauben, der Weltanschauung dieser Heiden. Und das griechische Volk, solange es gesund war, teilte diesen Glauben, und deshalb lauschte es atemlos den Worten von der Szene und jubelte seinen Dichtern zu, wenn mit dem Schluß des Stückes die Lösung jedem verständlich gegeben war. So waren die großen griechischen Dichter in der Tat echte Volksdichter, sie dichteten aus der Weltanschauung des Volkes heraus. Dasselbe trifft in vollem Umfang auf Shakespeare und auch auf Schiller zu. Denn beide lösen ihre Probleme auf dem Boden gesund protestantischer Weltanschauung, Shakespeare mehr naiv und daher bei größter Tiefe doch volkstümlicher, Schiller, beeinflußt durch Kantische Philosophie, spekulativer und deshalb sich ausschließlicher an die „Gebildeten" wendend. Anders wurde es bei den Griechen, als die Skepsis das Terrain gewann. Da wurde ihr Liebling Euripides, der Dichter der Skepsis. Skepsis ist aber keine Weltanschauung, und daher kann Euripides nur Fragen stellen, aber keine Antworten geben.

Ist das nicht just so wie heute? Sind die Dramen unsrer Modernen und Modernsten — soweit sie überhaupt irgend noch ernst zu nehmen sind — mehr als große Fragezeichen? Anfangs interessierten diese??, dann ließ man sie sich eine Zeitlang, wenn auch mürrisch und gähnend, gefallen, allgemach scheint aber der Geduldsfaden dem Reißen nahe gekommen zu sein. Und da schaut man denn rückwärts, ob da nicht Andres, Besseres zu finden ist. So wurde um die Mitte der 90er Jahre des verflossenen Jahrhunderts

Hebbel wieder entdeckt, über den man, als man auf der Höhe der „Moderne“ stand, gänzlich und für alle Zeit hinweg zu sein wähnte. Man holte seine Dramen hervor und führte sie auf, sogar in Berlin, und in Berlin mit besonderem Eifer und besonderer Sorgfalt, und siehe da, er fand Anklang, wenigstens bei dem besseren Publikum. Und dann machten sich auch die nachtrottenden Literaturhistoriker über den Wiedererstandenen her und kriegten heraus, daß bei ihm, dem Einheimischen, vieles von dem, was man Ibsen, dem einzigartigen Fremden nicht müde geworden war nachzurühmen, ja längst schon und häufig in weit vollendeterer Weise vorhanden war. Und da begann dann das Preisen, man stellte ihn als Dramatiker über Schiller und nannte ihn den größten deutschen Dichter nach Goethe.

Das sind nun wieder arge Übertreibungen. Hebbel wird Schiller trotz aller Literaturprofessoren niemals verdrängen oder auch nur in den Schatten stellen, solange das deutsche Volk in seiner Masse gesund bleibt. Denn der Boden von Hebbels künstlerischem Schaffen ist Schopenhauerischer Pessimismus, eine Weltanschauung, deren Wesen schrillste Dissonanz ist. Durch Dissonanz läßt sich aber Dissonanz niemals lösen. Erfreulich aber ist diese Rückkehr zu Hebbel immerhin, denn sie bedeutet die Rückkehr zum Drama großen Stils. Gar zu lange kann es nun auch nicht mehr währen, bis man zu der Ansicht durchdringt, daß, so verschiedenartig die künstlerischen und speziell tragischen Probleme im Wandel der Zeiten sich gestalten, die Lösungen im letzten Grunde immer dieselben bleiben müssen. Das Wort: man könne und müsse in der Auffassung des Tragischen über Shakespeare hinausgehen — es stammt von Hebbel selbst — erweist sich bei genauerer Prüfung als eine Täuschung. „Es wäre lächerlich — sagt Kante — ein größerer Epiker sein zu wollen als Homer, oder ein größerer Tragiker als Sophokles.“

Das neu erwachte Interesse für Hebbel hat die Herausgabe seiner Tagebücher und Briefe veranlaßt, deren Kenntnis das Verständnis des großen Dichters wesentlich gefördert hat. Außerdem sind seine Werke in letzter Zeit in ihrer Gesamtheit — vor einigen Monaten erschien der 12. (Schluß-) Band der von R. M. Werner besorgten großen historisch-kritischen Ausgabe seiner „Sämtlichen Werke“ — und in guter Auswahl immer wieder neu aufgelegt worden. Uns liegen die ersten vier Bände der in der renommierten „Cottaschen Bibliothek der Weltliteratur“ (Stuttg. J. G. Cotta Nachf.) erscheinenden Auswahl vor. Die Ausgabe ist von Richard Specht besorgt. Der erste Band enthält eine treffliche biographische Einleitung, Hebbels lyrische Gedichte und das idyllische Epos „Mutter und Kind“, der zweite die Dramen „Judith“, „Genoveva“, „Maria Magdalena“, der dritte „Herodes und Mariamne“,

„Michel Angelo“, Agnes Bernauer“, „Gyges und sein Ring“, der vierte „Die Nibelungen“ und die beiden Akte der unvollendeten Tragödie „Moloch“. Jeder einzelnen Abteilung geht ein gut orientierendes und dem Leser das Verständnis erleichterndes Vorwort voraus. Der Druck ist sehr sorgfältig, das Papier vortrefflich, die Ausstattung einfach, aber hübsch und würdig, dabei der Preis ein äußerst geringer: jeder Band kostet bloß 1 Mark.

K. Stavenhagen.

Karl Worms' „Erdkinder“.

Erdkinder... Dieses Wort erinnert uns an jene griechischen Sagen von den erdentsprossenen Männern, in denen das Selbstgefühl der Autochthonen gegenüber den Eingewanderten seinen Ausdruck fand und zugleich das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das den Menschen an die Heimatscholle bindet. In letzterem Sinne gibt es wohl auch in dem Romane, dem es zum Titel dient*, den alle Akkorde durchziehenden Grundton an: mit einer sagendurchwobenen Erinnerung an die Kämpfe zwischen lettischen Eingesessenen und deutschen Einwanderern beginnt er und schließt mit dem Ausblick auf gemeinsame Arbeit der stammverschiedenen Landeskinder am Heimatboden. Daß es die Liebe zur baltischen Heimat ist, die hier aus dem Werke eines Landsmannes ergreifend spricht, muß ihm von vornherein unsre Sympathie gewinnen; aber auch über diesen Affektionswert hinaus verdient es als Dichtung von starker Eigenart unsre Teilnahme.

Wer, wie Schreiber dieser Zeilen, nicht Gewohnheitsleser, sondern nur Gelegenheitsleser moderner Belletristik ist, dem möge es verziehen werden, wenn er darauf verzichtet, dem Buche Worms' seinen Platz in irgend einem Kapitel der neuesten Literaturgeschichte anzuweisen. Nur darüber, wie sich die Persönlichkeit des Dichters eben in diesem Werke darstellt, mögen einige Betrachtungen folgen.

Daß unter unsern drei Heimatprovinzen gerade Kurland bedeutende Erzählertalente hervorgebracht, ist gewiß kein Zufall. Die geschichtliche Entwicklung des Landes hat hier eine eigenartige Gestaltung der sozialen und gesellschaftlichen Verhältnisse geschaffen, die es von den Nachbarländern merklich unterscheidet. Es hat sich hier eine größere Selbständigkeit in kleineren Kreisen erhalten,

*) Karl Worms, Erdkinder. Roman. Stuttg. 1903. J. G. Cotta Nachf. 388 S. Preis M. 3,50; geb. 4,50.

eine schärfere Ausprägung der Individualitäten und eine naivere Freude an der Betätigung der Lebenskraft und Lebenslust. Hier konnte darum auch die patriarchalische Kunst des Erzählens reichen Stoff und liebevolle Pflege finden, und hier hat sie zuerst, zur Höhe künstlerischen Schaffens erhoben, in Romanen das Leben der Heimat in Bildern zusammengefaßt. Damit sind freilich im Raume eines Satzes weit auseinanderliegende Glieder einer langen Entwicklungsreihe nebeneinander gestellt; wenn wir in älteren Jahrbüchern der Poetik wohl noch lesen konnten, daß der Roman, der moderne Stellvertreter des Epos, von diesem seinem Erblasser die behagliche Breite, die Freude an der Schilderung, am zuströmenden Stoffe übernommen habe, wie wenig gilt das vom modernen Roman mit seiner drängenden Hast, seiner zergliedernden Schärfe! Und dennoch führen ununterbrochene Fäden von einem zum andern, und es gibt noch heute keinen wirklichen Dichter, in dem nicht ein Hauch von der Naivität des homerischen Epos fortlebte. „Naiv muß jedes wahre Genie sein, oder es ist keines. Seine Naivität allein macht es zum Genie", sagt Schiller in seiner Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung", und diese Naivität der künstlerischen Begabung will er auch den Dichtern gewahrt wissen, die er als Vertreter der „sentimentalischen" Kunst den naiven Alten gegenüberstellt. Es sind eben zwei entgegengesetzte, aber nicht einander ausschließende Empfindungsweisen, die er mit jenen Namen bezeichnet hat, und so können wir ihnen denn auch im modernen Roman, freilich in sehr ungleicher Stärke, begegnen, und so auch bei den beiden Schilderern Kurlands, Pantenius und Worms, bei denen aber die Mischung der beiden Elemente eine sehr verschiedene ist und die sich eben darum — wie es scheint — in glücklicher Weise ergänzen. Pantenius' Vorzug liegt auf der Seite der naiven Begabung: er faßt das Beobachtete reiner auf und weiß es anschaulicher zu gestalten. Schiller nennt die naive Kunst die Kunst der Begrenzung, und so scheint uns auch Pantenius da am glücklichsten, wo er sich eine bestimmt begrenzte, in Handlung und Idee einheitliche Aufgabe gestellt hat, wie etwa in der Novelle „Um ein Ei". Worms' Kunst dagegen ist durchaus von der Empfindung getränkt, die Schiller als die „sentimentalische" bezeichnet, von jenem Gefühl des Zwiespalts zwischen Wirklichkeit und Ideal, das der neuen Kunst ihre Eigenart gibt. Seine Dichtungen haben nicht die unbefangene Lebenswahrheit, die Pantenius eigen ist; sie sind aber aus einer tieferen und geistvolleren Lebensauffassung hervorgegangen, aus einem feineren Mitgefühl für die Leidenschaften und Kämpfe des Herzens und die aus ihnen erwachsenden sittlichen Konflikte, und sie führen uns tiefer hinein in die Probleme, die auf das Ewige hinweisen, das sich in allem Vergänglichen „fortregt".

Im Mittelpunkte des jüngsten Romans von Worms steht der Halbbürtige Christian Beekmann und neben ihm sein Vater, Graf Vahlen, und die Gräfin Vahlen, alle drei edel angelegte Naturen, die von sich und vom Leben das höchste glauben fordern zu dürfen, aber durch Schuld und Schicksal aus der Bahn gedrängt, die sie zu harmonischer Ausbildung, zu persönlichem Glück führen konnte. Christian ist durch seine Geburt in einen Konflikt gestellt, der für ihn, bei seiner Persönlichkeit, ein unlösbarer bleiben muß: voll hochgespannten Selbstgefühls, ehrgeizig, nach großen Aufgaben strebend und mit reizbarer Empfindlichkeit auf Wahrung seiner Ehre bedacht, steht er zwischen zwei Volksstämmen, zwei Klassen, deren keiner er sich ganz anschließen darf. Die schönsten Jahre hat er unter Deutschen verlebt, seine geistige Eigenart verdankt er zum besten Teile der deutschen Bildung, die Stimme des Blutes und Geistesverwandtschaft ziehen ihn zum stolzen, hochsinnigen Vater; und doch fühlt er sich an die im Elend verblödete Mutter und ihr Volk gebunden, er fühlt sich gerade dadurch, daß der Graf ihm seine Herkunft offenbart und ihn zu sich zu ziehen sucht, zu jenen zurückgetrieben und muß sich doch auch hier als ein Fremder fühlen. Die Mutter hält ihn für einen von der deutschen Gesellschaft Ausgestoßenen und gefährdet in ihrem abergläubischen Mißtrauen durch Hetzereien und Wühlereien die Lebensarbeit des Sohnes; die lettischen Volksgenossen ächten ihn als einen Abtrünnigen, weil er zur Versöhnung mit den Deutschen mahnt und mit nationalistischen Hetzen, die seine Pläne kreuzen, gelegentlich kurzen Prozeß macht. Diese Kämpfe, die ihn völliger Vereinsamung nahe führen, enden in einer Aussöhnung mit dem Vater und der Mutter sowohl als mit den Freunden der Jugendtage; führt sie aber zu einer reinen, inneren Versöhnung mit seinem Schicksal? Der Dichter entläßt uns mit einem Aufblick auf die Freude, die ihm aus seiner segensreichen Arbeit quillt, eine Freude, die aber doch melancholischer Resignation nahe verwandt ist.

Mit dieser Haupthandlung ist eine andre Leidensgeschichte verflochten, die der Gräfin Vahlen, die Graf Voland Vahlen nur gewonnen hat, um sie wieder von sich zu stoßen und ihr Lebensglück zu zerstören. Diese Ereignisse gehören der Vorgeschichte unsres Romans an; in diesem selbst erfahren wir von ihnen hauptsächlich durch die Erzählungen andrer, weniges nur aus dem Munde der Beteiligten, und manches muß halb erraten bleiben. So erscheint das Verhältnis zwischen den Gatten als ein abgeschlossenes; wir lernen sie als Entsagende kennen, beide hat das Gefühl der Unbefriedigung in der Welt umgetrieben, um sie dann am letzten Ende in der Arbeit für andre nicht Glück, aber Ruhe finden zu lassen.

Diesen drei in so eigener Weise Verbundenen und Getrennten steht nun eine ganze Reihe Befriedigter gegenüber, die Glück und Freude unbefangen genießen, wie sie ihnen eben das Leben bietet. Auch von ihnen haben einige einen bedeutenden Anteil an der Handlung des Romans, so die Baronin Mengen mit ihrer unermüdlich fürsorgenden Liebe, und Ilse Golder, Christian Beekmanns Verlobte. Doch stehen sie alle den tragischen Konflikten, die ihn durchziehen, mit einer gewissen sympathischen Objektivität gegenüber, selbst Ilse in ihren Briefen, die sie so bald nach der Lösung ihrer Verlobung in die Heimat schreibt. All' diese Charaktere stehen dem Herzen des Dichters nahe, vielleicht nicht weniger als die tragischen Helden des Romans; ist doch gerade die Sehnsucht nach einem in sich befriedigten Dasein die Seele der in Schillers Sinne „sentimentalischen" Kunst. Wenn sie sich diese Sehnsucht erfüllt denkt, so entspringt dieser Vorstellung die idyllische Gemütsstimmung, und diese spiegelt sich in der Tat dort wieder, wo jene genannten Personen und neben ihnen Baron Westen, der Pastor Trentovius, das liebende Paar aus der Gesindestube, Gustchen Eichmann und Karl Siedel in den Vordergrund treten. Es findet sich hier im einzelnen viel glücklich Beobachtetes, aus dem Leben Gegriffenes, manch treffender humoristischer Zug; aber auch die Gefahren verleugnen sich nicht, denen gerade die idyllische Kunst ausgesetzt sein muß, deshalb ausgesetzt sein muß, weil sie auf einer Fiktion beruht, an die der Künstler nicht wirklich glauben kann, weil sie ein Übergreifen der sentimentalischen Kunst in das Gebiet der naiven, der Kunst der Unendlichkeit in die Kunst der Begrenzung darstellt. Das Gelingen wird hier immer von dem Maße abhängig sein, in dem der Begabung des Künstlers Naivität innewohnt, und darum bewegt sich Worms hier auf einem für ihn ungünstigen Terrain. Wir gewinnen oft den Eindruck einer gefälligen Mosaikarbeit, eines Arrangements zu gewissen Zwecken, und namentlich, wo die kurischem Boden entsprossene Form des Humors zur Darstellung gelangt, stört eine gewisse Absichtlichkeit der Geberde.

Auf seinem eigensten Gebiete dürfen wir Worms da erwarten, wo die sentimentalische Kunst sich am unmittelbarsten ausspricht, im Satyrischen oder im Elegischen, in der Schilderung der Wirklichkeit mit ihren Mängeln oder in der Darstellung jener Gefühle und Stimmungen, in denen sich die unstillbare Sehnsucht nach einer unerreichbaren Vollkommenheit, nach einem stets entschwindenden Frieden ausspricht. Satyrische Stimmung tritt jedoch in unsrem Roman nur gelegentlich hervor; sie hätte reicheren Stoff gefunden bei einer breiteren Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse, der nationalen Gegensätze. Das konnte indessen kaum im Plane des Verfassers liegen; die Persönlichkeit, die Lebenslage seiner Helden sind zu eigenartige, als daß man in ihm den Vor-

kämpfer oder typischen Vertreter irgend einer besonderen Partei oder Genossenschaft unsrer Heimat sehen könnte. So spiegelt sich denn hier auch das öffentliche Leben weniger in Einblicken in die Gegenwart, als vielmehr in Ausblicken in eine Zukunft, die der Sphäre des Ideals angehört.

Elegisch ist die Grundstimmung unsrer Dichtung; daß sie es sein muß, ergibt sich schon aus dem, was über ihre drei Hauptpersonen gesagt wurde, über ihre Schicksale und Charaktere. Von zweien wenigstens, Christian und dem Grafen, kann wohl gesagt werden, daß ihr Schicksal weniger durch äußere Umstände bedingt ist, daß es vielmehr wesentlich in ihnen selbst liegt. Es liegt in ihrer Natur, sich am Erreichten und Erreichbaren nicht genügen zu lassen. Vortrefflich aber ist es hier dem Dichter gelungen, Außenleben und Innenleben, Schicksalsführung und Selbstbestimmung in einander zu verflechten. Eine sicher geführte Handlung, dramatisch abgeschlossen und Glied um Glied fest in einander greifend, durchweben Seelenschilderungen von erschütternder Kraft und Tiefe, von weicher, schwermütiger Stimmung. Und ein Gegenbild finden diese in meisterhaften Naturschilderungen, die wie aus der Stimmung des Romans herausgewachsen scheinen. Die ersten Kapitel spielen im Harz, der landschaftliche Hintergrund bot hier dem Dichter einen reichen und dankbaren Stoff; aber sein Eigenstes gibt Worms doch, wo er uns auf heimatlichen Boden führt, in die Purwe, das düstre Heidemoor, das Christian Beekmann durch seine Kulturarbeit dem Untergange weiht und an deren schwermütiger Einsamkeit doch sein Herz hängt.

Wir haben oft von dem sentimentalischen Charakter gesprochen, der Worms' Dichtung eigen ist. Der Vorzug und die Begrenzung der sentimentalischen Kunst beruht darin, daß ihre Aufgabe ein Unendliches, vollkommen nie zu Lösendes ist; und in je reinerer Form, in je höherem Maße ein Werk den Charakter dieser Kunst trägt, um so unmittelbarer muß aus ihm dieses Streben nach einem Unendlichen zu uns sprechen, mit um so sichererer Wirkung muß es uns über uns erheben und zugleich zur Einkehr in uns laden. Auch die „Erdkinder" vermögen, da, wo die Kraft des Dichters sich am höchsten erhebt, diese Wirkung auszuüben, wie sie aus den Worten zu uns spricht, mit denen Worms eins seiner schönsten Kapitel schließt: „Über ihnen stand die großartige Ruhe einer festen, unerschütterten Weltenordnung, über ihnen funkelten die Sterne. — Es kam da etwas aus der Höhe, aus der Stille auf sie zu. — Und da sprachen sie nicht mehr."

K. Girgensohn.

Neuerschienene Bücher.

Fischer, A., Das deutsche evang. Kirchenlied des 17. Jahrh. 4. u. 5. Heft. Gütersloh. Je M. 2.

Jedliczka, D. Joh. (Bibliothekar), Der angebl. Turmbau zu Babel, die Erlebnisse der Familie Abrahams und die Beschneidung. 373 S. Wien 1903. (Lpz. H. Seemann Nachf. in Komm.) M. 4.

Pahncke, Prof. K. H., Idealisten und Idealismus des Christentums. Allerlei aus vergangenen Tagen f. d. Zeit von heute. Tübingen. 195 S. M. 2,80.

Schaeder, Prof. D. E., Über das Wesen des Christentums und seine modernen Darstellungen. Zwei Vorträge. Gütersloh. 78 S. M. 1.

Schmidt, Prof. D. P. W., Die Geschichte Jesu. 2 Bde. (179 u. 423 S.) Tübingen. M. 10.

Walter, Reinhold, Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkst. Ein Pastorenleben in St. Petersburg. Lpz. 1904. A. Deichert. 366 S. M. 4,50.

Hauck, Prof. Dr. A., Kirchengesch. Deutschlands. IV. Teil, 2. Hälfte (S. 417—1016). Lpz. M. 10,50.

Girgensohn, Priv.-Doz. Mag. Karl, Die moderne histor. Denkweise und die christl. Theologie. Lpz. 61 S. M. 1.

Beiträge zur Psychologie der Aussage. Mit bes. Berücksicht. von Problemen der Rechtspflege, Pädagogik, Psychiatrie u. Geschichtsforschung. Hrsg. von L. W. Stern. Lpz. 127 S. M. 4.

Bastian, Ad., Die Lehre vom Denken. Z. Ergänz. der naturwiss. Psychologie für Überleitung auf die Geisteswissenschaften. II. 192 S. Brln. 1903. M. 5.

Witt, Dr. O. N., Narthekion. Nachdenkliche Betrachtungen e. Naturforschers. N. F. 262 S. Brln. M. 4,40.

Banner, Dr. M., Wie helfe ich meinem Schulkinde? 1.—4. Aufl. 115 S. Bielefeld. M. 2.

Muschner-Niedenführ, G., Cäsar Flaischlen. Beitr. z. e. Gesch. der neueren Literatur. 188 S. mit Bild. Brln. M. 3.

Brüssau, O., Ernst Schrill (Samuel Keller). Eine belletrist. Studie. 62 S. Hagen. M. 0,50.

Bauer, M., Der deutsche Durst. Methyologische Skizzen a. d. deutschen Kulturgeschichte. 409 S. Lpz. M. 4.

Gardiner, Dr. S. Rawson, Oliver Cromwell. A. d. Engl. v. E. Kirchner. 228 S. (= Hist. Bibliothek. Hrsg. v. d. Red. der hist. Zeitschr. Bd. 17.) München. M. 5,50.

Kremnitz, Mite, Carmen Sylva. E. Biographie. 322 S. Lpz. M. 6,50.

[Yorck v. Wartenburg, Oberst Graf], Weltgeschichte in Umrissen. Federzeichnungen e. Deutschen, e. Rückblick am Schlusse des 19. Jahrh. 8. Aufl. Mit e. Bildn. des Verf. 525 S. Brln. M. 9.

Kämmel, Otto, Der Werdegang des deutschen Volkes. Histor. Richtlinien für gebildete Leser. I: Urzeit u. Mittelalter. 2. durchges. u. verbess. Aufl. 404 S. Lpz. Grunow. M. 2,50.

Much, Dr. M., Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtl. Forsch. 2. m. Berücks. der neueren Forsch. verm. Aufl. 421 S. Brln. M. 8.

Ribbe, Karl, Zwei Jahre unter den Kanibalen der Salomo-Inseln. Reiseerlebnisse und Schilderungen. 352 S. m. zahlr. Abbild., Taf., Beil. und Karten. Dresden. M. 12.

Strasburger, Prof. Ed., Streifzüge an der Riviera. 2. Aufl. 481 S. mit 87 farb. Abbild. Jena. M. 10.

Widmann, J. V., Calabrien-Apulien u. Streifereien an den oberital. Seen. 272 S. Frauenfeld. M. 3,60.

Volkmann, L., Die Erziehung zum Sehen. Ein Vortrag. 3. Aufl. 48 S. Lpz. M. 0,75.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

[Die Inversion nach „und"] ist in der „Balt. Monatsschr." bereits gelegentlich getadelt worden, und wir würden über diesen Punkt schweigen, wenn nicht ein besonders eklatantes und lehrreiches Beispiel vorläge. — Der neugegründete Sportverein „Kaiserwald", mit dessen Bestrebungen wir übrigens aufs lebhafteste sympathisieren, hat ein Programm herausgegeben, durch dessen einzelne Abschnitte, obgleich sie ganz verschieden gezeichnet sind, sich wie ein roter Faden jene fürchterliche Inversion nach und zieht. S. 4: „Das Dünenterrain des Ufers bietet . . . stets neue wechselvolle Reize und will eine Gartenbau-Sektion die Verschönerung" usw. S. 5: „In Nachstehendem sei es nunmehr versucht, ein Bild zu entrollen . . . und läßt sich zum Schluß nur der Wunsch verlautbaren" usw. S. 9: „Dem Radsport ist heute ja längst seine berechtigte Stellung im Sportleben voll zuerkannt worden und soll es daher nicht weiter Zweck dieser Zeilen sein" &c. S. 16: „Der Stintsee . . . bietet dem Segler ein hübsches Endziel für eine Tour aus der Stadt und läßt sich hoffen, daß &c." S. 13: „Das muntere Leben und Treiben auf den Sportplätzen . . . werden hierbei gewiß nicht zum wenigsten mitspielen und können wir nur die Hoffnung aussprechen, daß &c." Man vergleiche weiter S. 14, 15, 18. Das Heft wimmelt also von Wendungen dieser Art. Da sie aber nicht bloß unschön, sondern einfach falsch sind, dem gesunden Sprachgefühl und den Sprachregeln in gleicher Weise strikt zuwiderlaufend, so ist es wohl endlich an der Zeit, daß sie ein für allemal aus unsrer Schrift verbannt werden.

Doch weshalb ist die Inversion nach und direkt falsch? Ich lasse den trefflichen Wustmann (Allerhand Sprachdummheiten S. 291) eine kurze Erklärung darüber geben: „Als Inversion (Umkehrung, Umstellung) bezeichnet man es in der deutschen Grammatik, wenn in Hauptsätzen das Prädikat vor das Subjekt gestellt wird. Mit Inversion werden alle direkten Fragesätze gebildet. Aber auch Aussagesätze müssen die Inversion haben, sobald sie mit dem Objekt, mit einem Adverbium oder einer adverbiellen Bestimmung anfangen; es heißt: den Vater haben wir, gestern haben wir, schon oft haben wir usw. Dagegen ist die Inversion völlig ausgeschlossen hinter Bindewörtern; es heißt: aber wir haben, sondern wir haben, denn wir haben. Nur hinter und, das doch unzweifelhaft ein Bindewort ist, halten es viele nicht bloß für möglich, sondern sogar für eine besondere Schönheit, die Inversion anzubringen und zu schreiben: und haben wir." Dagegen wendet sich Wustmann.

Das bloße Bindewort kann in den Aussagesätzen unmöglich Inversion bewirken. Wenn Partikeln wie deshalb, daher, dennoch u. a. die Inversion bewirken (deshalb haben wir), so zeigen sie eben damit deutlich ihren Charakter

Digitized by Google

als Adverbien an. Das Bindewort als solches bewirkt die Inversion niemals. Wer die Inversion nach und anwendet, müßte konsequenter Weise auch zur Inversion nach aber, allein, sondern, denn fortschreiten. Und man scheint auf dem besten Wege zu sein, diese folgerichtige Konsequenz zu ziehen, allem Sprachgebrauch zum Hohn! Wir lesen nämlich auf S. 22 des Programms unsres Sportvereins: „Unter den Sportzweigen . . . ist mit Recht auch dem Schneeschuh- und Rennwolflaufen ein Platz angewiesen worden; denn wird doch allseitig die unvergleichliche Wirkung der . . . Winterluft für die Kräftigung der Lunge gerühmt.“ Man führe zur Verteidigung dieser Konstruktion auch nicht an, daß hier die Partikel „doch“ die Inversion und das Ausfallen des grammatischen Subjekts „es“ ermöglicht. Das ist nicht der Fall, denn der Satz wird regiert durch das Bindewort denn, danach muß er gebildet werden ohne Inversion: denn die unvergleichliche Wirkung der Winterluft wird doch allseitig rc. Oder es muß das grammatische Subjekt eintreten: denn es wird doch allseitig rc. Wird das nicht beachtet, so drohen uns mit dem Recht der Konsequenz alle möglichen Inversionen nach Bindewörtern, etwa so: Ich wollte ausgehen, aber verhinderten Geschäfte mich daran. Er kann nicht reisen, denn ist er krank, usw. — Deutsch freilich wäre das nicht mehr!

Doch wer entscheidet solche Fragen — könnte jemand einwerfen. Etwa ein paar verbissene pedantische Grammatiker? Und solchen Theoretikern sollten sich die Männer der Praxis fügen? Nein, gewiß nicht. Nicht einzelne Grammatiker entscheiden, sondern der lebendige Sprachgebrauch der Gesamtheit, der von dem Theoretiker nur beobachtet und in Regeln gefaßt wird. Dieser Sprachgebrauch aber hat längst gegen die Inversion nach „und“ entschieden. Daraus könnte doch jedermann erkennen, wie es sich hier nicht um eine natürliche Veränderung und Entwicklung, sondern um eine künstliche und ganz und gar unberechtigte Verdrehung und Verfälschung der Sprache handelt. Keinem Menschen fällt es ein, diese Konstruktion beim Sprechen anzuwenden. Da reden alle ganz vernünftig und richtig, auch die, denen beim Schreiben alle Augenblick jene Wörterverstellung nach und aus der Feder fließt. Wer gut schreiben will, der achte auf das gesprochene Wort und lerne davon. Gute Redner schreiben auch einen guten Stil. Die Umgangssprache ist das erste, die Schriftsprache das Abgeleitete. Das hat der gewaltigste deutsche Sprachkünstler, Luther, wohl gefühlt, als er den ausgezeichneten Rat gab, beim Dolmetschen „dem gemeinen Mann auf das Maul zu sehen.“

E. v. S.

[Kleine Streifzüge ins Zeitungsdeutsch.]

Die Platte (aus dem Morgensternschen Garten) war aus Tschugun mit vergoldeten Buchstaben. (Nordlivl. Ztg., Rig. Tagebl., Rev. Beob. — Andre Blätter hielten es für selbstverständlich, daß man dafür „aus Gußeisen“ sage.)

— Fesselnd geschrieben und fließend zu lesen, weiß der Autor den schweren Stoff leicht zu behandeln. (Buchhändl. Anzeige in der Düna-Ztg. — Es heißt ja zwar ganz richtig: dieser Schriftsteller ist schwer zu lesen; der Sprachgebrauch versteht darunter dann die Werke des Schriftstellers. Hier aber ist durch das Prädikat „weiß leicht zu behandeln“ der „Autor“ deutlich als Lebewesen bezeichnet und ein solches ist allenfalls einmal tätowiert, aber doch niemals — „geschrieben“. . .)

— Bart und Dick waren des Mordes geständig und sagten aus, mit einem Wageneisen dem Wirten auf den Kopf geschlagen zu haben. (Nordlivl. Ztg.)

— Auf ein Gedenkblatt, „das in der Nr. 32 der Rig. Stadtbll. aus der Feder des einzigen seiner noch lebenden Söhne erschienen ist, lenken wir die Aufmerksamkeit unsrer Leser." (Düna-Ztg. — Das ist außerordentlich rätselhaft: mehrere Söhne und doch nur ein einziger!?)

Anmerkung. Nach dem Vorgang der „Baltischen Monatsschrift" hat nun auch die „Düna-Zeitung" eine Rubrik „Zur Schärfung des Sprachgefühls" in ihrem Feuilleton eingeführt. Auch die „Rigasche Rundschau" bekundet ihr lebhaftes Interesse dafür: sie brachte vor kurzem einen eindringlichen Artikel „Zum Schutze der deutschen Sprache". Es erfreut, zu sehen, daß unsre Anregung auf fruchtbaren Boden gefallen ist, und somit könnten wir füglich unsre Sprach-Rubrik einstellen, hätte unsrer Überzeugung nach nicht jedermann die Pflicht, in dieser ernsten Frage an seinem Teile mitzuarbeiten, immer und unermüdlich, wo und wie es eben jeder kann. Und der „Schutz" unsrer Muttersprache kann wirksam nur gehandhabt werden, wenn immmer und immer wieder diese Dinge berührt werden, überall und bei jeder Gelegenheit und von jedem, der dafür Herz und Verständnis hat. Denn Ideal und Wirklichkeit, Prinzip und Ausführung, treffliche Grundsätze unter und ihre Handhabung über dem Strich sind in der Hast des Tages oft eben doch verschiedene Dinge. Daher ist es immer gut, wenn hin und wieder die Temperatur unsres sprachlichen Feingefühls „gradiert" wird.

Die Red.

Baltische
Monatsschrift.

Herausgegeben
von
Fr. Bienemann jun.

---

57. Band. — Jahrgang 46.

Heft 2.

Februar 1904.

Riga.
Verlag der Baltischen Monatsschrift.
Nikolaistraße Nr. 27.

Baltische Monatsschrift.

Erscheint monatlich in Heften von 5—6 Bogen; einmal jährlich zwei Hefte zusammen als Doppelheft.

Abonnements werden von allen deutschen Buchhandlungen entgegengenommen, sowie von der Expedition der „Baltischen Monatsschrift" in Riga.

Abonnementspreis: 8 Rbl. jährlich, direkt unter Kreuzband **9 Rbl.** (ins Ausland **20 M.**) pränumerando.

Insertionspreis: Die einmal gespaltene Petit-Zeile — 15 Kop. 1/1 Seite — 12 Rbl.; 1/2 Seite — 7 Rbl.; 1/4 Seite — 4 Rbl. Bei ganzen und halben Seiten im Abonnement auf 1/1 oder 1/2 Jahr entsprechende Ermäßigung.

Briefe und Beiträge sowie alle zur Besprechung in dieser Zeitschrift bestimmten Verlagswerke sind **an den Herausgeber der Baltischen Monatsschrift,** Riga, Nikolaistr. 27 zu richten.

Eine Besprechung unverlangt eingesandter Bücher kann nur nach Raum und Gelegenheit erfolgen.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Kunstfreude und Kunstpflichten. Von M. **E. v. Schrenck** . . 97

Allerlei aus Schule und Haus. Pädagogische Betrachtungen. Von Oberlehrer **Leon Goertz** 123

Über die gegenwärtige estnische Presse. Von Pastor **Gustav Haller**-St. Martens 140

Kulturgeschichtliche Miszellen: Livländische Schlösser und Güter Ao. 1624. 163

Literarische Rundschau:

Das Aussterben der höheren Gesellschaftsklassen. Von **Eberh. Kraus** 168

Anzeigen: (Rinn u. Jüngst, Kirchengeschichtl. Lesebuch. — H. Seidel, Gedichte; Anders, Skizzen aus unsrem heutigen Volksleben; Haarhaus, Der Marquis von Marigny.) 174

Neuerschienene Bücher 176

* * *

Baltische Chronik vom 27. Sept. bis zum 2. Oktober 1903 (der Marienburger Prozeß).

Nachdruck verboten.

Verantwortlicher Herausgeber und Redakteur Dr. Fr. Bienemann.

Дозволено цензурою. — Рига, 19 Февраля 1904.

Druckerei der „Baltischen Monatsschrift", Riga.

Kunstfreude und Kunstpflichten.

Vortrag, gehalten zu Riga im November 1903
von
M. **Erich von Schrenck.**

Hochgeehrte Versammlung! Es soll die Aufgabe dieser Stunde sein, uns darüber zu klären, was die Kunst uns bringt an Freuden und an Pflichten. Das ist ein weitschichtiges Thema, denn die gesamte Bedeutung der Kunst für unser Leben in Gaben und Aufgaben könnte zur Sprache kommen, und nahe liegt die Gefahr, daß wir uns dabei in theoretische Erörterungen ästhetischer Art verlieren. Aber fürchten Sie das nur nicht, h. A. Ich bin zu sehr davon durchdrungen, daß die Kunst eine Angelegenheit des praktischen Lebens ist, und daß jeder, dem sie am Herzen liegt, nicht in begrifflichen theoretischen Erörterungen stecken bleiben darf, sondern ganz direkt die Bedeutung der Kunst ins Licht setzen, ja mit praktischen Vorschlägen hervortreten muß.

Deshalb wollen wir uns auch nicht mit einer Begriffsbestimmung abquälen, und statt mit der schwierigen Frage, an der sich viele kluge Köpfe zerarbeitet haben: Was ist die Kunst? wollen wir mit der einfacheren, aber für uns so sehr viel wichtigeren Frage einsetzen: Was ist uns die Kunst? Welche Rolle spielt die Kunst im Leben eines unsrer Durchschnittsgebildeten? Eine Antwort hierauf wird uns am besten Rechenschaft darüber geben, ob wir schon selber lebhafte Kunstfreude verspürt, und ob uns die Möglichkeit von Kunstpflichten überhaupt in den Sinn gekommen ist.

Was ist uns die Kunst? Welche Rolle spielt sie in unsrem Leben? Wir können hierauf nicht anders antworten als: Meist keine große. Bei den meisten unsrer Gebildeten erhält sie ein

ganz kleines Nebenplätzchen angewiesen, ja für viele existiert sie so gut wie gar nicht. Um uns davon zu überzeugen, brauchen wir nur an die verschiedenen Kunstgebiete zu denken.

Verhältnismäßig am besten steht es vielleicht noch mit der Musik. Künstlerkonzerte, Opern, Gesangvereine, Gesangfeste, Gartenkonzerte spielen im Leben nicht weniger unsrer Gebildeten eine Rolle. Sie würden das Fortfallen solcher Kunstfreuden schwer empfinden. Noch mehr aber spricht für die Bedeutung, die die Musik in unsrer Mitte gewonnen, die Einführung der Musik in das Leben des Hauses. Ich weiß wohl, wie viele Unfähige und Unmusikalische Hausgenossen und Nachbarn mit ihren unvollkommenen musikalischen Übungen zur Verzweiflung bringen. Nicht mit Unrecht ist dies eines der stehenden Themata unsrer Witzblätter geworden. Es hat aber doch eine große Bedeutung, daß fast in jeder gebildeten Familie die Musik praktisch ausgeübt wird und daß sie — wenigstens in sehr vielen Fällen — für das Leben des Hauses etwas wird. Es ist vielleicht nicht wenigen so gegangen wie mir, daß die größte Begeisterung für Musik, das stärkste Einleben und Einlieben in musikalische Eigenart durch häusliche Pflege der Musik gewonnen worden ist. Gewiß ist es Dilettantismus, was hier getrieben wird, und der Dilettantismus ist im günstigsten Falle nur Vorstufe für die eigentliche Kunstpflege. Aber schon das ist viel wert, daß dieser musikalische Dilettantismus uns in die Vorhallen der heiligen Kunst führt. Und deshalb gerade hat die Pflege häuslicher Musik eine so große Bedeutung, weil sie eine Bereicherung des täglichen Lebens bringt. Sie ist Werktagskunst gegenüber der eleganteren, aber oft weniger wirkungsvollen Sonntagskunst. Sie ist nicht nur Schmuck, sondern auch Band des Familienlebens. Und sie kann bisweilen, weil sie sich den Bedürfnissen des einzelnen mehr anzuschmiegen vermag, eine wichtigere Rolle in seinem Seelenleben spielen. Überblicken wir das gesamte Gebiet musikalischer Wirkungen und vergessen wir nicht, daß jedes unsrer Feste, ja der sonntägliche Kirchenbesuch von der Musik begleitet und verschönt wird, so werden wir zugestehen, daß unter den Künsten diese verhältnismäßig noch am meisten gepflegt wird.

Viel schlimmer aber steht es mit der bildenden und der dichtenden Kunst. Man könnte schwanken, in welcher wir mehr

leben. Für die Poesie aber spricht einstweilen noch Tradition und Erziehung. Wie wenig freilich haben beide bewirkt. Es ist eine alte Klage, daß die Schule das nicht erreicht, was sie erreichen soll, nämlich Liebe einpflanzen zu den Dichtungen, die in ihr getrieben werden. Was hier geschehen soll, ist eine Frage, der wir uns erst später zuwenden. Wir konstatieren zunächst nur die Tatsachen. Die Schule vermittelt hauptsächlich die Kenntnis der großen Dichtungen aus der deutschen Klassik. Gewiß auch diese bloße Kenntnis hat entschieden einen bildenden Wert. Aber ist unsre Jugend imstande, die großen Kunstwerke zu fassen? Sollte die Schule nicht vielmehr nur den Grund legen, auf dem jeder Gebildete selber weiterbauen sollte in wiederholter Lektüre jener großen Dichtungen? Und wie viele tun das? Der Name Schiller z. B. bedeutet für die meisten nichts andres als Schulerinnerungen, und nicht einmal erfreuliche. Sehr charakteristisch ist mir der Ausspruch einer feingebildeten Dame erschienen, die bei dem Bericht von einem Schülerleseabend, wo die „Jungfrau von Orleans" gelesen werden sollte, in den Ruf ausbrach: „Nun, Gott sei Dank, daß man darüber hinaus ist." So hätten Unzählige gerufen, die doch in Wahrheit nicht nur nicht über die „Jungfrau von Orleans" hinaus, sondern nicht einmal bis zu ihr hinangekommen waren. Kurz, wir kommen in der Regel nicht in unsre Klassiker wirklich mit Kopf und Herz hinein, so hinein, daß wir in ihnen bleiben. Das scheint bei den Deutschen schon zu Goethes Lebzeiten so gewesen zu sein, und lehrreich ist ein Vergleich, den Goethe zwischen Deutschen und Franzosen zieht. „Der gebildete Pariser — sagt er — sieht die klassischen Stücke seiner großen Dichter so oft, daß er sie auswendig weiß und für die Betonung einer jeden Silbe ein geübtes Ohr hat. Hier in Weimar hat man mir wohl die Ehre erzeigt, meine „Iphigenie" und meinen „Tasso" zu geben, allein wie oft? Kaum alle drei bis vier Jahre einmal." Und steht es bei uns nicht noch ungünstiger in dieser Beziehung?

Aber nicht nur unsre Klassiker werden von den erwachsenen Gebildeten wenig getrieben. Auch die bedeutenden nachklassischen Dichtungen sind unsren Gebildeten oft unbekannt. Wer sucht die Brücke zwischen Klassik und Moderne in den hervorragenden Schriftstellern aus der Mitte des 19. Jahrhunderts? Sind diese nicht, obgleich sie an poetischem Wert ihre Nachfolger weit übertreffen,

doch durch eben diese Nachfolger ganz in den Hintergrund gedrängt worden? Wie klein ist die Zahl derjenigen Leser, die überhaupt mehr als bloße Unterhaltung in der Lektüre suchen! Man geht im Stofflichen auf. Die Lektüre soll Zerstreuung bieten, und der Sensationsroman genügt vielen. Oder die Mode diktiert die Auswahl, und es ist noch ein Glück, wenn durch eine Frenssenmode ein wenn auch überschätzter, so doch gehaltvoller „Jörn Uhl" den Büchermarkt beherrscht.

Wir werden unter diesen Umständen nicht sagen dürfen, daß die Dichtkunst eine hervorragende Stellung in unsrem Leben einnimmt. Unsre Lektüre ist nicht danach. Dazu kommt, daß in dieser zu einseitig der Roman gepflegt wird. Wer treibt Lyrik? Die lyrischen Gedichte könnten, sofern sie nicht gesungen werden, d. h. als Musik wirken, aus dem Leben fast aller Erwachsenen in unsrer Mitte einfach gestrichen werden, ohne daß eine Lücke nachbliebe. Etwas besser steht es ja mit dem Drama. Wenigstens das neuere Drama wird gelesen und gelegentlich werden Theateraufführungen besucht. Aber das Theater ist schon aus materiellen Gründen leider nur für einen Bruchteil unsrer Gesellschaft wirksam, und dieser Teil sucht da mehr Zerstreuung und Unterhaltung als wahren Kunstgenuß.

Trotz all dieser ungünstigen Umstände dürfte doch die Rolle, die die Poesie in unsrem Leben spielt, größer sein als die Wirkung, die den bildenden Künsten verbleibt. Traditionell hat die Erziehung uns für die Lektüre der schönen Literatur vorbereitet, aber für das Verständnis der bildenden Künste hat sie auch vorbereitend nur das Allerdürftigste getan. In den Realschulen fällt ja freilich auf das Zeichnen Gewicht. In den Gymnasien steht diese Disziplin ganz im Winkel, und daß wir in der Betrachtung von Bildwerken und Gemälden überhaupt nicht unterwiesen worden sind, ist bekannt. Es ist daher verständlich, daß meist die erste Vorbedingung für die Freude an der bildenden Kunst fehlt, nämlich das Vermögen zu sehen. Daher die Gedankenlosigkeit beim Besuch schöner Kirchen und sonstiger Gebäude, die Gleichgültigkeit gegen Schönes um uns. Es wäre nicht ohne Interesse, den Versuch anzustellen, wie viele Leute aus dem Kreise unsrer Bekannten aufmerksam geworden auf schöne gotische Häuser in Riga, oder auf Renaissancebauten oder endlich — was doch am leichtesten wäre — auf hübsche moderne

Gebäude. Die wenigsten unter uns sind gewöhnt, die Bauten und Gegenstände, die uns täglich umgeben, überhaupt daraufhin zu betrachten, ob sie stilvoll oder stillos, ja auch nur ob sie schön oder häßlich sind.

Dazu kommt Mangel an Gelegenheit, schöne Werke der bildenden Künste überhaupt zu sehen. Skulptur fällt ganz fort bei uns Riga. Wir haben kein einziges schönes größeres Denkmal, an dem sich der Sinn der Jugend für einen derartigen Straßenschmuck entwickeln könnte. Wir bekommen in Riga keine schönen Bildwerke zu sehen, nicht einmal in Gyps. Und was uns an Werken der Malerei zugeführt wird, sind doch auch meist kleinere und weniger hervorragende Werke. Es fehlt uns eine ständige Galerie, in der unsre Jugend mit großen Werken der ersten Künstler -- sei es in Originalen, sei es in guten Kopien — bekannt gemacht werden kann. Manches beginnt hier sich zu entwickeln, aber noch müssen viele Jahre hingehen, ehe die Früchte der Arbeit auf diesem Gebiete weitere Kreise laben werden. Und so werden wir im ganzen sagen müssen, daß gerade die Freude an der bildenden Kunst noch sehr wenig in unser Leben, wenigstens in unser Werktagsleben gedrungen ist. Vielleicht eines der deutlichsten Symptome dafür ist die Gleichgültigkeit, mit der wir die Wände unsrer Stuben dem Schmucke des Zufalls preisgeben. Man wende einmal seine Aufmerksamkeit darauf, wie viel an Kunst, an solcher Kunst, die zu unsrem eigenen Herzen spricht, in unsrem Zimmerschmuck sich findet, und man wird über das geringe Ergebnis erstaunen. Der Hauptraum wird durch Photographien von Verwandten und Bekannten eingenommen, das Übrige besetzt der Zufall, der uns leider nicht selten geschmacklose Geschenke in die Hände spielt, mit denen wir uns dann pflichtschuldigst auf Jahre und Jahrzehnte umgeben. Wie selten ist es, daß jemand Lieblingsmaler hat, von dessen Schöpfungen er immer mehr und mehr — sei es auch nur in guten Reproduktionen — in seine Nähe bringt, im richtigen Gefühl, daß von diesen stillen Zeugen seines täglichen Lebens und Arbeitens eine leise und erquickende Sprache zu seiner Seele geführt werden wird!

Und so halten es viele für selbstverständlich, daß die Freude an der bildenden Kunst bloß im Besuch von Museen und Galerien ihre Stelle habe. Die Kunst, die uns umgeben will im täglichen

Leben wie eine Freundin, findet keine Stätte im Hause. Man zieht sich etwa am Sonntag einen feierlichen Rock an, um Kunst zu sehen. Ja viele denken nur auf Reisen an Kunstbeschäftigung. So wird die Kunst sogar aus der Heimat verbannt und vollständig zum Fremdling gemacht. Das ist Feiertagskunst. Und weshalb können wir diese Feiertagskunst nicht so hoch stellen wie die bescheidene Werktagskunst? Weil sie in ihren Wirkungen nicht so tief geht. Wie bei Unzähligen die Wirkung oder besser die Wirkungslosigkeit des Museenbesuches ist, ist bekannt. An die verständnislosen und unaufmerksamen Gesichter der Reisenden in den herrlichen Galerien von Rom, Florenz, München, Wien, Berlin usw. braucht nur erinnert zu werden. Man betrachtet das Publikum oder kopierende Künstler oder schielt schon mit halbem Auge in den anstoßenden Saal hinüber. Wie wenig wahre Freude malt sich auf den Gesichtern der Beschauer! Daß aber bei der außerordentlichen Unternehmung, gleichsam am Sonntage, die Kunst nicht wirkt, hat keine andre Ursache als die, daß man ihr am Werktage kein Plätzchen eingeräumt. Denn die Kunst ist eine anspruchsvolle Freundin. Wer sie nicht als Hausgenossin haben will, zu dem kommt sie nicht einmal als Gast, und wer nicht wenigstens die Neigung hat, täglich mit ihr umzugehen, zu dessen Umgang ist sie überhaupt zu vornehm.

Man mißverstehe diese Darlegungen nicht. Ich weiß wohl, daß man ein Gegenbild zu ihnen entwerfen und auf nicht wenige Erscheinungen und Bestrebungen hinweisen könnte, die da zeigen, daß man auch in unsrer Mitte Zeit, Mühe, Mittel daran gewandt hat, um Kunstverständnis zu fördern und Kunstgenüsse zu bieten. Und nur weil das geschehen, empfinden wir, wie viel es hier noch zu tun gibt. Und deshalb kann ich auf Ihre Zustimmung rechnen, wenn ich nun auf Grund des Dargelegten wiederhole: Noch ist uns die Kunst zu wenig, noch ist sie zu wenig in unser Werktagsleben, in unsre tägliche Umgebung eingeführt, noch ist sie uns zu wenig eine Quelle wahrer Freude und Herzenserhebung geworden.

Hier könnte nun der Einwand gemacht werden, daß unsre ganze Darlegung doch auf einer Überschätzung der Kunst beruhe. Das menschliche Leben bringe so viele und große Aufgaben, die wir nur ganz unvollständig zu lösen imstande wären, unsre Zeit wäre so vollauf in Anspruch genommen, daß eine Einführung der

Kunst zumal in unser Werktagsleben nur in beschränktestem Maße stattfinden könne. Auch würde dadurch wichtigeren Dingen Zeit und Kraft entzogen.

Man könnte versucht sein, hierauf mit dem Hinweise auf die ethischen und religiösen Wirkungen der Kunst zu antworten. Wie Schiller sagt: „Nur durch das Morgentor des Schönen drangst du in der Erkenntnis Land“, so nähere man sich auch durch Wirkungen der Kunst dem Guten, ja Gott selber. Es könnte zum Beweise dafür auf die sittlichen Wirkungen hingewiesen werden, die von den besten Dichtungen ausgegangen, auf die religiöse Erhebung, welche die Musik, ja auch die bildenden Künste erzeugten: Stimmungen der Andacht bei Bachscher Musik, oder in gotischen Domen, oder vor Raffaels Madonnen! Aber vergessen wir nicht: die Kunst kann freilich religiös erhebend und sittlich bessernd wirken, sie braucht es aber durchaus nicht. Sehen wir ganz ab von den Wirkungen einer unsittlichen und heruntergekommenen Kunst, denken wir nur an die edle und reine. Auch diese hat vielleicht in der Mehrzahl der Fälle in religiöser und sittlicher Beziehung nur untergeordnete, ja oft gar keine Wirkungen. Wie viele Menschen leben ganz der Kunst und scheinen durch die Ausschließlichkeit dieses Interesses gerade dem religiösen Leben und der sittlichen Betätigung zu entfremden. Nicht mit Unrecht ist darauf hingewiesen worden, daß man unter den größten Künstlern vergeblich die sittlichsten und frömmsten Menschen suchen wird. Und auch das sollten wir bedenken, daß uns selber, wenn wir uns einem Kunstgenuß hingeben wollen, der Gedanke an eine sittliche Besserung oder religiöse Erbauung völlig fern liegt.

Gewiß, die Kunst kann direkt in den Dienst der Religion gestellt werden, wie das z. B. im Kultus geschieht, und auch die sittliche Erziehung wird auf das Mittel der künstlerischen Einbildung und Vorstellung nie verzichten. Aber nie und nimmer darf daraus gefolgert werden, daß die Wirkungen der Kunst darin aufgehn sollten, in religiöser oder moralischer Beziehung zu fördern. Das hieße die Kunst zur Magd degradieren, das hieße verkennen, daß das Schöne ein selbständiges Gebiet neben dem des Wahren und Guten ist.

Wer von der großen Bedeutung der Kunst reden will, der tue also nicht bloß dar, daß von hier aus andre Lebensgebiete

Nahrung empfangen können, sondern er zeige die hohe Stellung, die der Kunst als solcher zukomme, als der Schöpferin und Darstellerin des Schönen. Und wenn nun die Frage gestellt wird, woran wir die Höhe und Vornehmheit dieser Stellung erkennen, so lautet die Antwort zunächst ganz einfach: An der Freude, die die Kunst bereitet. „Alle Kunst — sagt Schiller — ist der Freude gewidmet, und es gibt keine höhere und keine ernsthaftere Aufgabe, als die, Menschen zu erfreuen.“ Freilich, es sind mancherlei Freuden, und nicht wenige, die noch so intensiv sind, können ihren unedlen Charakter nicht verleugnen. Niemand wird so gedankenlos sein, aus der Lust, die eine Tätigkeit erregt, schon auf ihre Berechtigung oder gar ihren Wert zu schließen. Anders aber steht es, wo in der Freude selber die Gewähr ihres Wertes liegt. Es gibt eine edle, beglückende und erhebende Freude, die Seele erweiternd, das Leben vertiefend, nachhaltig in ihren Wirkungen. Solcher Art ist wahre Kunstfreude. Wer sie erlebt, der erfährt in ihr auch die volle Berechtigung unsres Triebes nach Schönheit. Ja, der Trieb nach dem Schönen und damit auch der Kunsttrieb ist ein ähnlich elementarer wie der Trieb nach dem Guten und Wahren. Dem, der ihn selber nicht verspürt, läßt sich nicht mit Gründen beweisen, daß er von Gott gesetzt und Gott gefällig ist, aber wir empfinden ihn als solchen. Wir empfinden die seelische Erhebung, die der Mensch erfährt in wahrer Kunstfreude.

Es hat etwas Erquickendes, an einem Künstler und Kunstfreunde wie Goethe zu schauen, welche Freuden die Kunst hervorzurufen imstande ist. Denken wir an seine Erfahrungen an Shakespeare und Homer, an Phidias, Erwin von Steinbach oder Raffael. Ein Strom von Gesundheit ergießt sich von hier aus immer aufs neue über ihn. „Trifft man wieder einmal auf eine Arbeit von Raffael, so ist man gleich vollkommen geheilt und froh.“ Und ebenfalls auf Raffael bezieht sich das Wort: „Bekennen wir, daß ein solches Studium uns zu den schönsten Freuden eines langen Lebens gedient hat.“ Auch der alternde Goethe hat kein besseres Heilmittel gegen das Schwach- und Krankwerden der Seele gewußt, als die Kunst der Großen.

„Sprich, wie du dich immer und immer erneust?“ —
Kannst's auch, wenn du immer am Großen dich freust.
Das Große bleibt frisch, erwärmend, belebend,
Im Kleinlichen fröstelt der Kleinliche bebend.

Und worin liegt das Heilende der Kunst? In dem gewaltigen Ruck, mit dem sie die Seele aus dem Unbedeutenden heraushebt in das Reich des Schönen und Charakteristischen hinein, mit dem sie etwas Großes auch in das kleinste Leben bringt.

Denn das ist der Kunst Bestreben,
Jeden aus sich selbst zu heben,
Ihn dem Boden zu entführen;
Link und Recht muß er verlieren
Ohne zauderndes Entsagen;

Aufwärts fühlt er sich getragen!
Und in diesen höhern Sphären
Kann das Ohr viel feiner hören,
Kann das Auge weiter tragen,
Können Herzen freier schlagen.

Hier finden wir bei dem Empfänglichen eine Freude, die die Brust schwellt, die Seele erweitert und sie mit einem herrlichen, beseligenden Dankesgefühl erfüllt. Diese Bewegung der Seele durch das Schöne, sie ist es, die auch bessernd und veredelnd auf die Seele wirkt. Das menschliche Herz ist auf Freude angelegt. Sein Leben verdorrt ohne Freude, und es gibt weniges, was so emporhebend auf den Menschen wirken kann, wie Freude machen und Freude empfinden. Vergessen wir nicht, daß mit dieser wahren und edlen Freude, die durch das Schöne entsteht, eine Reihe der edelsten menschlichen Empfindungen erzeugt werden: Bewunderung, Andacht, Dankbarkeit, Vertrauen, Wohlwollen. Ja, „es gibt keine höhere und keine ernsthaftere Aufgabe als die, Freude zu bereiten."

Diesem herrlichen und erhebenden Bilde steht freilich ein andres gegenüber, nämlich das des unempfänglichen Menschen, der die Kunstwerke lediglich als Objekte der Kritik ansieht oder — und das ist der weit häufigere Fall — der verständnis- und teilnahmlos an ihnen vorübergeht. Was will es sagen, wenn ein Goethe so auserlesene Freuden durch die Kunst gewonnen hat? Wenn er, der geniale Künstler, sich durch die Schöpfungen der Kunst im Innersten ergriffen und gefördert fühlte, so folgt daraus doch noch nicht, daß die Kunst in weiten, ja weitesten Kreisen so zu wirken imstande sei. Bleibt die Kunst nicht auf enge Kreise beschränkt? Und wenn das, lohnt es sich, an sie so viel Mühe zu wenden?

Auf diesen Einwand sei zunächst mit einer Erfahrung Goethes selber geantwortet. Als dieser die herrlichen Kunstfreuden in Italien genoß, da wiesen sie ihn immer wieder hin auf die Aufgaben der Kunst, die seiner in der Heimat harrten. Die großartigen Freuden,

die er erlebt, nun fruchtbar zu machen in seinem heimatlichen Kreise, das war sein Begehren. Der Gedanke eines einsamen Kunstgenusses hat für Goethe etwas Unerträgliches. Der Kunstfreund und der Künstler in ihm — beide streben nach Mitteilung. Wie Tasso die Welt in seinen Freunden sieht, so dichtet auch Goethe für seine Freunde. Das weitere Publikum zeigt sich seiner Dichtung gegenüber oft so verständnislos, daß Goethe sich freilich zu Zeiten ganz von ihm abschließt und auf weitgezogene Wirkungen verzichtet. Aber doch läßt sich Goethe auch durch solche Erfahrungen nicht dazu verleiten, die Kunst etwa nur einem kleinen Kreise Auserlesener für zugänglich zu halten. Er führte in Gemeinschaft mit Schiller gewaltige Kämpfe, um einem edlen Geschmacke in weiten Kreisen seines Volkes Bahn zu bereiten. Er freute sich an den volkstümlichen Wirkungen der Schillerschen Dramen. Er kümmerte sich viele Jahre mit der größten Selbstverleugnung um die Leitung des Weimarer Theaters, in dem ein immer größerer Kreis für die Kunst erzogen werden sollte. Denn in einer guten Bühne sah er gerade eine soziale Aufgabe, ebenso wie er von guten Gemälden urteilte: „Die Werke der Kunst gehören nicht einzelnen, sie gehören der gebildeten Menschheit an.“ Diese beständige Arbeit an der künstlerischen Erziehung des Publikums im Verein mit seinem idealen Freunde, sie wird ihm auch eine günstigere Beurteilung der Empfänglichkeit weiterer Kreise vermittelt haben, als er sie anfangs nach der italienischen Reise gehabt. „Man muß gegen die Menge billig sein. Sie bildet sich doch auch nach und nach und wird für manches empfänglich, was sonst gar weit von ihr abstand.“ So schreibt Goethe im J. 1807. Solche Arbeiten und solche Erfahrungen Goethes gilt es wohl beachten. Sie zeigen uns, wie weit sich erlesene Geister die Aufgaben und den Wirkungskreis der Kunst vorgestellt haben. Sie werden uns ermutigen, wenn es nun gilt, die Frage zu beantworten, ob nicht die genossenen Kunstfreuden zu erfüllende Kunstpflichten nach sich ziehen.

* *
*

Doch weshalb überhaupt von Kunstpflichten reden? Die Kunst kommt doch als Gabe, sie bringt Freude, was hat sie mit dem ernsten Gebiet der Pflichten und Forderungen zu tun? Zeigt

sich das nicht auch darin, daß das Wort Kunstgenuß die übliche Zusammensetzung mit dem Worte Kunst bringt, während das Wort Kunstpflicht eine neue, ungeläufige und zunächst unklare Prägung bedeutet?

Hierauf ist mit der Erinnerung an ein allgemeines Gesetz zu antworten. Jede Gabe bringt eine Aufgabe, und zwar je größer sie ist, eine um so schwerere Aufgabe. Wir brauchen nur an die Güter der Herrschaft, der Bildung, des Reichtums zu denken, um uns der Verantwortlichkeit zu erinnern, die damit verbunden ist. Und denken wir an jene Gabe, die bei ihrer Erscheinung vorzüglich als Freude angesehen werden wollte, an das Christentum, so wird unsre Anschauung bestätigt. Jesus trat auf mit der „frohen Botschaft", wie er sie nannte, mit dem Evangelium. Und wie große Aufgaben, ja harte Forderungen hatte diese Botschaft im Gefolge! Die Kunst nun hat Goethe ein weltliches Evangelium genannt, denn er sagt, „die wahre Poesie kündet sich dadurch an, daß sie als ein weltliches Evangelium durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken." Und dieses weltliche Evangelium sollte nicht gerade wegen der Lust, die es schenkt, ernste Pflichten mit sich bringen?

Wer aus einer klaren und reichen Freudenquelle getrunken hat, der fühlt das Bedürfnis, Durstigen von diesem Wasser zu bringen. Wenn es wahr ist, daß die wahre Kunstfreude den ganzen Menschen hebt, daß sie Empfindungen auslöst, die zu unsern besten gehören, dann müssen wir eben für solche Freude mehr tun, als faktisch in unsrer Mitte geschieht. Um aber andern etwas zu sein, muß man selber etwas sein und haben. Gerade wer die Freude an Kunst schon erfahren, wird empfinden, daß er zunächst für sein eigenes Kunstverständnis mehr tun muß. Wie sonst muß auch hier jeder bei sich anfangen. So gilt es zunächst dafür zu sorgen, daß wir selber von Schönem umgeben sind. Es gibt Augenblicke, in denen wir es wie eine Nötigung, wie eine Pflicht empfinden, so zu tun. Ich erinnere mich, wie ich einmal bei der Durchsicht meiner italienischen Photographien auf eine besonders schöne stieß und dabei das Gefühl hatte, ich könne es geradezu nicht länger verantworten, daß so ein Bild in der Mappe modere, statt mein Zimmer zu schmücken. Das sind freilich die einfacheren

Fälle, wo wir die Reproduktionen solcher Kunstwerke, die schon einmal auf uns gewirkt haben, in unsre Umgebung ziehen. Wie viel wert ist es doch, Lieblingskünstler zu haben, Dichtungen, die ein Stück inneres Leben für uns ausmachen, das nicht veraltet, Bilder, die eine starke Stimmung in unsrem Arbeitszimmer verbreiten, die uns immer wieder etwas zu erzählen haben.

Aber zu diesen alten Lieblingen gilt es neues Terrain gewinnen. Das geht nicht ohne Vertiefung des Kunstverständnisses, und dazu wieder ist Zeit und Arbeit erforderlich. Und dieses ist der Punkt, wo die Mehrzahl zu streifen beginnt. Es ist ja auch wahr, daß unsre Männerwelt in der Regel nicht die Zeit hat, Kunststudien zu machen oder überhaupt nur eine längere Vorbereitung für einen bevorstehenden Kunstgenuß zu unternehmen. Und so werden wir Männer vielleicht oft die intensivere Kunstbeschäftigung, die tüchtigere Vorbereitung auf einen Kunstgenuß den Frauen überlassen müssen. Aber darüber sollten auch wir uns klar sein, daß es ohne Anstrengung nicht aufwärts geht zu den höheren Kunstfreuden. Kunstgenuß ist nicht Unterhaltung. Das werden wir berücksichtigen müssen sowohl bei der Auswahl unsrer Musik, als des Theaters, als der Lektüre, als der Bilderausstellungen. Man wende auch nicht dagegen ein, daß bei dieser Auffassung die Kunst noch mehr aus dem Leben der Männer gestrichen werden müsse, denn sie könnten nicht nach einem arbeitsreichen Tage sich am Abend der anstrengenden Kunst hingeben. Dieser Einwand trifft nicht zu, da die Art der Anstrengung beim Kunstgenuß eine so andre ist als bei der Arbeit, daß in dem Wechsel der Anspannung dennoch Erholung liegt. Es ist ein sehr erfreulicher Anblick, wenn man zur Aufführung eines klassischen Stückes in das Theater tritt und dort manche von den beschäftigtsten und verdientesten Bürgern unsrer Stadt erblickt. Diese Männer brauchen doch erst recht Erholung, und sie finden sie bei solcher Gelegenheit. Durchaus nicht nur im leichten Unterhaltungsstück, sondern gerade auch im ernsten klassischen Stück, das an Geist und Gemüt des Zuschauers die Forderung der Anspannung stellt. Darin zeigt sich die Würde und der Ernst der Kunst, daß sie solche Ansprüche macht.

Das ist freilich wahr, daß uns Erwachsenen manche Arbeit zu einem rechten Kunstverständnis und manche Vorbereitung auf

einen Kunstgenuß nicht mehr möglich ist. Es fehlt an Zeit, an Elastizität und Aufnahmefähigkeit. Wer nicht in der Jugend zeichnen oder Bilder zu betrachten oder sein Gehör zu üben gelernt hat, wird das in späteren Jahren schwer nachholen. Es ist demnach klar, daß die allerwesentlichste Vorbedingung zu einer Vertiefung der künstlerischen Bildung in unsrer Mitte bei der Jugend einsetzen muß. Jugendbildung in ästhetischer Beziehung, das wird unsre vornehmste Kunstpflicht sein.

Hier wird nun gleich die Frage entstehn, welche Jugend zu bilden sei. Denken wir nur an die Kinder der besitzenden Klassen, so beschränken wir damit die Freude an der Kunst doch auf einen engen Kreis. Wenn aber die Kunstfreude, wie wir gesehen, wirklichen Wert hat, dann darf sie nicht für einige wenige reserviert bleiben, dann gilt es auch ins Volk Kunst zu bringen. Es ist interessant, daß im Westen wie im Osten die Erkenntnis einer solchen Pflicht sich herausgebildet hat. In Deutschland ist im letzten Jahrfünft die Parole „Kunst und Volk" ausgegeben worden. Und andrerseits hat ein Mann wie Tolstoi die soziale Seite der Kunstfrage stark betont. „Die Kunst muß volkstümlich sein — ruft er aus — oder sie hat kein Recht zu existieren; sie muß dann aufhören, als Spielzeug für Taugenichtse und blasierte Lebemänner zu dienen; sie muß allgemein menschlichen Interessen sich widmen. . . . Ich verlange keineswegs, daß die Kunst die Rolle eines moralisierenden Faktors spiele. Das Wesentliche besteht darin, daß sie das Volk interessiere." Ja, er geht in der Hervorhebung des sozialen Momentes so weit, daß er zu der paradoxen Behauptung kommt: „Ein Kunstwerk ist schön entsprechend der Zahl von Menschen, die sich für dasselbe interessieren." Wir wollen hier nun nicht untersuchen, wie weit solche Behauptungen über das Ziel hinaus schießen, sondern eine fruchtbarere Aufgabe in Angriff nehmen und uns einen Überblick verschaffen darüber, was auf dem Gebiete der Jugendbildung und der Volksbildung in ästhetischer Beziehung bereits geschehen ist. Hier sind in Deutschland auf beiden Gebieten wesentliche Erweiterungen und Verbesserungen vorgenommen worden. Ich beschränke mich darauf, nur einige Notizen darüber zu geben, da uns vor allem noch die Frage beschäftigen soll, was denn unter unseren Verhältnissen auf den genannten Gebieten ausführbar sein dürfte.

In mehreren Vereinen sind diejenigen zusammengetreten, die in der angedeuteten Richtung arbeiten wollen. Ich nenne die Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg, den Verein für künstlerische Erziehung der Jugend, den Dürerbund und die Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen.

Wenden wir uns zuerst der Musik zu. Um Jugend und Volk an gute Musik zu gewöhnen, hat die oben genannte Zentralstelle (und zwar schon seit 8 Jahren) volkstümliche Konzerte veranstaltet, zu denen nur Arbeiter Billete erhalten, die Lehrervereinigung aber hat Konzerte für Volksschulkinder ins Werk gesetzt. In beiden Veranstaltungen ist es darauf abgesehen gewesen, klassische Musik zu bieten. Bachs Matthäuspassion ist vor 12,000 Berliner Arbeitern aufgeführt worden, Händels Messias vor 6000, und in ähnlicher Weise eine Reihe von andern Oratorien. Der Eindruck ist stets ein großer gewesen, wie der Zudrang bewiesen und die musterhafte Stille, die jedes Mal bis zu 1 1/2 Stunden vor Beginn der Aufführung unter der mehrtausendköpfigen Zuhörerschaft geherrscht hat. Einen gleich guten Erfolg haben die Volksschülerkonzerte gehabt. Hier war die Aufgabe noch schwieriger, aber andrerseits auch die Möglichkeit einer Vorbereitung des musikalischen Verständnisses durch die Schule gegeben. Selbstverständlich werden alle solche Veranstaltungen für Schüler Hand in Hand gehen müssen mit einer besonders sorgfältigen Pflege des Gesangunterrichts, wenn sie ihr Ziel erreichen sollen. Auch die Unterhaltungsabende, die an höheren Schulen arrangiert worden sind, können hier erwähnt werden. Sie haben natürlich stets auch musikalische Darbietungen gebracht.

Zugleich haben sie der poetischen Bildung der Jugend gedient. Die Einführung der Jugend in die große Poesie ist ja wesentlich die Sache der Schule. Von der Unterrichtsmethode hängt hier fast alles ab, und wie an derselben in Deutschland gearbeitet wird, kann an dieser Stelle nicht erörtert werden. Klar ist aber, daß noch eine Reihe von andren Mitteln angewandt werden kann, die Jugend und das Volk in unsre große Dichtung einzuführen. Auch mit ihnen hat man in Deutschland seit mehreren Jahren energisch begonnen. Da sind denn besonders die Aufführungen klassischer Stücke für die Schuljugend zu nennen. Im J. 1897

hat Hamburg den Anfang mit ihnen gemacht. Der Eintritt, der in solchen Fällen natürlich nur Schülern gestattet ist, ist nicht frei, sondern mit 25 Pf. zu bezahlen. Für die ärmeren Kinder war eine Stiftung zur Deckung dieses Preises gemacht. „So eigenartig die Schauspieler zunächst von dem ungewohnten Publikum berührt gewesen sein mögen, die atemlose Stille, die gespannte Aufmerksamkeit und nach dem Szenenschluß der tosende aufrichtige Beifall hat sie mit bewunderungswürdiger Begeisterung spielen lassen.“ Ähnliche Schüleraufführungen sind ferner in Berlin, Bremen, Breslau, Dresden, Elbing, Flensburg, Frankfurt a. M., Harburg, Husum, Leipzig, Liegnitz und Magdeburg zustande gekommen. Über den bildenden Wert dieser Einrichtung braucht man nicht viel Worte zu machen. Hier kann eine Grundlage für das Verständnis guter Schauspiele gelegt werden, die für das ganze spätere Leben Bedeutung hat. Wenn man aus unsrer Mitte von Studenten hört, die in einer Saison achtmal „Das süße Mädel“ hören, aber das gehaltvolle Schauspiel stets auslassen, so sieht man sich vor die Frage gestellt, ob hier nicht die Erziehung etwas versäumt hat, nämlich frühzeitig den Sinn für das klassische Schauspiel zu entwickeln.

Eine andre Arbeit zur Verbreitung der großen Dichtung unter dem deutschen Volk richtet sich darauf, billige Ausgaben der besten deutschen Dichter zu schaffen. Daß die Verlagshandlungen von Reclam, Meyer und Hendel auf diesem Gebiete bereits Großes geleistet haben, muß mit Dank anerkannt werden. Der Name Reclam bedeutet da in der Tat schon viel für die ästhetische Bildung. Kein Schülerleseabend kommt zustande ohne Reclam. Neuerdings nun haben sich die „Deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften“ um die Herausgabe auch solcher hervorragenden Dichtungen bemüht, die bisher nur für einen hohen Preis zu haben waren. Schriften von Liliencron, Storm, Rosegger kann man zu erstaunlich billigen Preisen erwerben. Doch ist die Arbeit hier noch in den Anfängen. Auch Jakobowskis „Neue Lieder fürs Volk“ sowie die Wiesbadener Volksbücher sind zu nennen. Die letzteren bringen zu dem fabelhaften Preise von 10—20 Pf. in gelungener Ausgabe ausgezeichnete Novellen und Erzählungen der deutschen Literatur. Ferner sind die Volksbibliotheken und Lesehallen in diesem Zusammenhang zu erwähnen.

Am wenigsten hat man in früherer Zeit wohl für das Verständnis der bildenden Künste getan. Heute stehen diese gerade im Mittelpunkt. Man dringt in Deutschland darauf, daß das Kind von Anfang an in eine Umgebung versetzt werde, die den Sinn für Schönheit entwickeln könne. Wie anders ist der Wandschmuck für die Kinderstube geworden, wie künstlerisch das Bilderbuch. Dazu kommt die Aufmerksamkeit, die man dem Klassenschmuck in der Schule zugewandt hat. Der Öldruck soll vertrieben werden. Treffliche und zugleich wohlfeile Darbietungen treten an seine Stelle, z. B. die farbigen Steinzeichnungen aus dem Voigtländerschen Verlag. Hat sich so das Auge von vornherein an eine wertvolle Kunst gewöhnt, so soll die planmäßige Vertiefung im Unterricht angestrebt werden. Es werden Übungen angestellt in der Betrachtung von Kunstwerken, es wachsen die Schulsammlungen guter Reproduktionen hervorragender Gemälde. Wie billig solche Reproduktionen sein können, beweisen die Meisterbilder des Kunstwarts, die 25 Pf. das Stück kosten, oder die Ludwig Richter-Gabe, die für eine Mark 16 reizende Bilder bringt. Zu alledem kommt die erneute Pflege, die man dem Zeichenunterricht angedeihen läßt.

Aber nicht nur für die Jugend, auch für die Arbeiter ist manches geschehen, um ihnen Freude an bildender Kunst zu verschaffen. Namentlich ist an die großen Museumsführungen zu erinnern, die in Berlin seit 7 Jahren veranstaltet werden. Wie groß da die Empfänglichkeit ist, beweist, daß im Winter 1901/2 10,000 Anmeldungen erfolgten, von denen leider nur 3000 berücksichtigt werden konnten. An andern Orten ist man dem Beispiel Berlins gefolgt. Ja, für die Kruppschen Arbeiter, denen kein Museum zur Verfügung steht, ist eine Ausstellung guter Reproduktionen gemacht worden. Wenn wir nun berücksichtigen, daß es sich im ganzen hier noch um Anfänge handelt, so wird zu unsrer Freude über das Erreichte sich die zuversichtliche Hoffnung gesellen auf eine fernere großartige Entwicklung in dieser Richtung.

Doch welchen Wert kann diese ganze Arbeit in Deutschland für uns gewinnen? Ist sie denn nicht in Deutschland auf dem Grunde einer hohen Volksbildung erwachsen und beruht sie nicht auf Verhältnissen in der Schule, die uns fehlen? Auch die sozialen Kunstfreunde in Deutschland sind darüber durchaus im klaren, daß die Kunst einen nicht ganz unbedeutenden Besitz voraussetzt.

„Es nutzt nichts, Bilder in Stuben hängen zu wollen, in denen gehungert wird“, ruft Naumann aus, und ein andrer Kenner auf diesem Gebiet sagt: „Das Kunstverständnis fängt an mit einem Tagelohn von 4,50 Mark.“ Wie steht es nun bei uns? Können wir hoffen, etwas Ersprießliches auf diesem Gebiete ins Werk zu setzen? Solche Fragen sind wohl berechtigt und nötigen uns, gewissenhaft zu prüfen, was bei uns durchführbar ist und was nicht. Aber von vornherein die Flinte ins Korn werfen sollten wir nicht. Davor sollten uns doch schon manche Versuche warnen, welche die Russen gemacht haben, und zwar unter ungünstigeren Bedingungen, als sie bei uns vorliegen. Ich erinnere beispielsweise an die Gesellschaft zur Einrichtung von Volksleseabenden, an denen auch Nebelbilder gezeigt werden. Ich erinnere an das Volkstheater zu Nishnij-Nowgorod, wo Maxim Gorki an der Spitze steht: mindestens zweimal wöchentlich müssen Vorstellungen zu herabgesetzten Preisen veranstaltet werden. Auch die Freibillete, die das hiesige russische Theater freigebig an Schüler verteilt (in einem Monat war ihre Zahl 1230!), dürfen nicht vergessen werden. Was können und sollen nun wir tun? Ich will mich darauf beschränken, auf diese Frage zu antworten im Hinblick auf dichtende und bildende Kunst. Mit der Musik steht es ja, wie wir gesehen, verhältnismäßig am besten. Auch mag darüber ein Berufenerer reden. —

So beginnen wir mit der Frage: Was ist zu tun, um das Verständnis und die Freude an der Dichtkunst zu heben? Mir scheint hierauf die erste und wohl auch die wichtigste Antwort zu sein: der deutsche Unterricht in Schule und Haus muß unsre Jugend mit einer Reihe großer Dichtungen enger verbinden, als es leider die Regel ist. Wir können uns hier natürlich nicht in Spezialfragen des Unterrichts verlieren. Aber über eines der Hauptziele desselben müssen wir uns doch verständigen. Wenn man Klagen darüber hört, daß durch den deutschen Unterricht zu wenig Liebe zu der großen deutschen Dichtung erzeugt wird, so sehen wir uns zu der Frage gedrängt: ja wird denn diese Liebe auch als eines der wesentlichsten Ziele des Unterrichts erkannt? Ist das Bewußtsein rege, daß es sich — wenigstens in den oberen Klassen — immer wieder um die eine Hauptsache handelt: Kunstwerke der Jugend zu vermitteln, daß also Kunstfreude geweckt

werden muß? Denn, wie wir gesehen, tritt nur in solcher Freude die wahre Wirkung der Kunst auf. Man fasse nur einmal recht deutlich dieses Ziel ins Auge, und man wird auch über die Wege zu demselben eine größere Klarheit gewinnen. Man wird einsehen, daß das, was häufig als Endziel des Unterrichts betrachtet wird, nämlich das Verstehen des Inhalts der Dichtung und ihrer Gedanken, bei dieser Auffassung zum bloßen Mittel herabsinkt. Daraus geht vor allem hervor, daß es ganz unstatthaft ist, das Erklären der Dichtung in einer Weise zu betreiben, die die Freude an ihr verdirbt. Denn das bedeutet nichts andres, als einen Zweck erreichen zu wollen mit Mitteln, die diesen Zweck direkt ausschließen. Erklärungen werden aber die Freude an einem Kunstwerk namentlich dann stören, wenn sie sich vordrängen, wenn sie unterbrechen und zerstückeln. Deshalb räume man der Erklärung nicht zu viel Zeit ein. Die Jugend verträgt es nicht, Monate hindurch ein und dieselbe Dichtung betrachten zu müssen. Wer etwas schneller vorwärts geht, wird freilich hin und her manchen Ausdruck, manche historische Beziehung oder psychologische Feinheit unerörtert lassen müssen, aber die Jugend wird es ihm danken durch größere Freude an der Dichtung. Und dazu vergesse der Lehrer nicht, daß nicht er zu wirken hat, sondern das Kunstwerk selber. Er lasse dieses deshalb nach Möglichkeit ununterbrochen. Wenn Schiller das Wort hat, soll ihm nicht Herr X oder Herr Y in die Rede fallen. Die besten Erklärungen sind immer die, die vor der Lektüre der Dichtung gegeben werden. Man schildere eine Zeitlage, mache mit den wichtigsten Personen und ihren Beziehungen bekannt, kurz, man errege das Interesse für eine bestimmte Situation, einen bestimmten Konflikt, der diesen oder jenen Ausweg nehmen kann, und der Boden für das Verständnis einer Dichtung wird in der Regel geschaffen sein. Ist darauf die Dichtung oder wenigstens ein größerer Abschnitt (beim Drama ein Aufzug) zusammenhängend zur Verlesung gekommen, so wird natürlich die Besprechung der Gesamtlage, ja auch die Erklärung mancher Einzelheiten wieder einsetzen. Nur halte sie sich in vernünftigen Grenzen. Niemals aber schlachte man ein Kunstwerk aus zu rein sprachlichen Zwecken. Dazu gibt's Aufsatz- und Grammatikstunden. Daß der Lehrer selbst leidlich vorlesen könne, sollte ebenso selbstverständlich sein, wie es selbstverständlich ist, daß ein Klavierlehrer

gelegentlich ein Stück vorspielen kann. Im übrigen trete er auch nicht zu viel damit hervor, sondern verteile bei dramatischer Lektüre wenigstens die meisten Rollen an geschicktere Schüler, denen sorgfältige Präparation zur Pflicht gemacht werden muß. Wie wichtig die Anregung der Selbsttätigkeit ist, ist ohne weiteres klar. Ihr wohltätiger Einfluß hat sich bei Aufführung klassischer Stücke durch Schüler oft genug gezeigt. Besonders interessant ist mir da die Mitteilung eines unsrer baltischen Schuldirektoren gewesen, daß die Vorarbeiten für eine solche Aufführung so belebend gewirkt hätten, daß zeitweise das ganze Niveau seiner Schule dadurch gehoben worden. Man sollte den beträchtlichen Aufwand an Zeit, Mühe und Kosten nicht scheuen, um dazwischen eine solche Aufführung zu bewerkstelligen. Für gewöhnlich wird man sich wohl darauf beschränken müssen, einzelne Szenen ohne Kostüme und Dekorationen von den Schülern aufführen zu lassen. Besonders leicht wird sich das mit Szenen arrangieren lassen, bei denen die Handlung zurück und das Wort in den Vordergrund tritt, wie z. B. mit der Rütliszene. Daß unsre Jugend aber auch mit großer Freude und nicht ohne Geschick die bewegtesten und handlungsreichsten Szenen mit den bescheidensten Mitteln zur Darstellung bringen kann, davon kann man sich am „Wallenstein", z. B. an der Bankettszene, überzeugen. Daß diese Art der Selbsttätigkeit wohl der sicherste Weg ist, um mit zu führen zu dem großen Ziel der Kunstfreude und Kunstliebe, wird nicht zu bezweifeln sein. Deshalb lasse man solche Übungen beileibe nicht zur Plage werden! Nur mit Lust soll's geschehen. „Freiwillige vor!" muß es heißen, und an Freiwilligen wird es nicht fehlen. Denn natürlich wollen wir damit nicht Schauspieler heranbilden, sondern Menschen, denen die Dichtung etwas sein soll fürs Leben.

Die Schule versucht diesen Zweck zu erreichen durch Einführung in verhältnismäßig wenige, aber bedeutende Dichtungen. Sie weiß sehr wohl, daß sie nur einen Grund legen kann, auf dem jeder selber weiter bauen muß. Sie müßte ihrem Zögling aber den ernsten Willen einzuflößen wissen, dies zu tun, und einige Handhaben dazu geben. Es ist eine sehr wichtige Aufgabe für den Lehrer, Einfluß zu gewinnen auf die Lektüre der Schüler. Daß die Privatlektüre — zumal bei unsern langen Ferien — eine sehr wichtige Rolle bei der Bildung unsrer Jugend spielen

soll und kann, ist klar. Die Schule hat da ihren Zöglingen Gutes zu empfehlen, aber nur das Haus kann direkt darauf dringen, daß das Gute gelesen und daß nicht nur das Schlechte, sondern auch das Minderwertige ferngehalten werde. Wenn doch die hohe Bedeutung einer sorgfältig geleiteten Privatlektüre allgemein eingesehen und danach gehandelt würde! Es würde um unsre Gesamtbildung besser stehn. Und es ist wohl nicht zu viel verlangt, daß ein Jüngling, der die Universität bezieht, außer den Klassikern, die er in der Schule gelesen, noch beispielsweise folgende Schriftsteller aus eigener Lektüre in einzelnen Werken kennt: Kleist, Grillparzer, Chamisso, Hauff, Immermann, Fouqué, Eichendorff, Alexis, Hebbel, Reuter, Freytag, Storm, Scheffel, Rosegger, Wildenbruch. Schwierigere Dichtungen dieser Verfasser sowie Werke von Keller, Stifter, Ludwig, Mörike u. a. können ja für spätere Zeit bleiben. Wohl aber ist zu wünschen, daß die besten Sachen der Engländer, namentlich Scott, Dickens und Bulwer schon der Jugend nicht vorenthalten werden. Doch genug hiervon. Wenn das Haus nicht energisch mithilft, so kommt die ästhetische Bildung unsrer Jugend nicht nur nicht vorwärts, sondern geht rapid zurück.

Wir haben von Unterricht und Lektüre geredet. Der dritte Punkt ist das Theater. Daß hier speziell in Riga sehr viel geschehen kann, ist selbstverständlich, und man kann sagen, daß unser Stadttheater durch Aufführung klassischer Stücke, durch Ermäßigung der Preise für Schüler u. dgl. manches getan hat. Gleichwohl ist es nicht unbescheiden, hier noch manchen Wunsch auszusprechen. So haben wir höchst selten in Riga Gelegenheit, die Nachklassik auf der Bühne zu sehen. Die aufgeführten Stücke sind entweder aus der Zeit der Klassik (vor 1825) oder modern (nach 1890). Warum fehlt die literarisch nicht unbedeutende Mitte des 19. Jahrhunderts? Ich denke besonders an Hebbel, Ludwig und Freytag. Auch wäre eine noch stärkere Berücksichtigung von Kleist und Grillparzer sowie von Shakespeare zu wünschen. Hier ist noch manche schöne Aufgabe zu lösen.

Ein andrer Punkt sei ebenfalls nur gestreift. Schülerbillete zu ermäßigten Preisen sind bei uns eine alte gute Einrichtung. Im letzten Jahre sind vom Stadttheater etwa 7000 abgesetzt worden. Die Zahl klingt groß, ist es aber doch nicht, wenn man

bedenkt, daß fast die Hälfte von ihnen auf Polytechniker zu rechnen ist, mithin nicht mehr als ca. 4000 auf die ungeheure Menge Rigascher Schüler und Schülerinnen entfallen. Eine erst im letzten Herbst geschaffene, mit großem Dank zu begrüßende Einrichtung sind die Freibillete für Schüler. Es ist nicht zweifelhaft, daß sie von nachhaltigem Nutzen sein wird, wenn sie bei sorgfältiger Auswahl der Stücke in ausgiebiger Weise zur Anwendung kommt. Eine bescheidene Verteilung bleibt freilich ohne Bedeutung. Die Theaterkasse braucht nicht unter Freibilleten zu leiden, falls bei der Verteilung daraufhin gewirkt wird, daß die bemittelteren Schüler auf Freibillete verzichten und nach wie vor Schülerbillete benutzen.

Es versteht sich von selbst, daß wenn unsre Jugend ins Theater geschickt wird, man etwas dafür tut, daß das Verständnis der Dichtung, die aufgeführt werden soll, vorbereitet werde. Auch hier hat die Schule eine Verpflichtung. Kann sie aus Zeitmangel ihr nicht nachkommen, so muß das Haus für sie eintreten.

Wir haben von der Jugendbildung in literarischer Beziehung geredet. Aber was sich uns da an Möglichkeiten ergab, bezog sich doch nur auf die höheren Stände. Ich wage auch nicht, dem etwas über Elementarbildung und Volksschulen hinzuzufügen. Mögen da aus der Praxis heraus Vorschläge laut werden. Hier nur ein Wörtlein über schöne Literatur fürs Volk. Daß von einer nationalen lettischen und estnischen Literatur in größerem Stile nicht wohl zu reden ist, ergibt sich aus den Verhältnissen. Letten und Esten sind demnach besonders auf die Übersetzung angewiesen, und diese Übersetzung, obgleich reichlich ins Werk gesetzt, hat doch noch nicht so viel hervorgebracht, daß eine genügende Auswahl vorhanden wäre. Die Verlegenheit, in die man da immer von Zeit zu Zeit gerät, wenn man für Dienstboten Geschenke auszusuchen hat, ist des ein Zeuge. Man möchte so gern erstklassige Erzählungen, Novellen, auch gute leichtere Romane schenken, und findet sie nicht. Daß das Volk Empfänglichkeit für sie besitzt, habe ich an dem großen Interesse erprobt, das nicht bloß „Jörn Uhl", sondern namentlich Reuters „Stromtid", ins Lettische übersetzt, bei Dienstboten gefunden hat. Könnten nicht andre Werke Reuters ebenso wirken? Dazu des echten Volksschriftstellers Jerem. Gotthelfs „Uli der Knecht", Chamissos „Schlemihl", Scheffels „Ekkehard",

Roseggers Erzählungen, Storms Novellen. Manches davon ist in Zeitschriften erschienen, aber Separatausgaben fehlen. Solche zu veranstalten wird gewiß buchhändlerische Schwierigkeiten haben, aber manches könnte doch zur Hebung des Absatzes geschehen: eine Vereinigung der Verleger, die Verbreitung eines allgemeinen, alle wertvollen Erzeugnisse enthaltenden Kataloges u. dgl. Und sollte es nicht eine soziale Bedeutung haben, daß die Gestalten der Dichtung, die in unsrer Phantasie leben, auch in weiterem Maße unsern übrigen Landesgenossen lieb würden?

Doch die Zeit ist vorgerückt, und es liegt mir noch ob, ein paar Worte über die bildenden Künste zu sagen. Hier sind vor allem die Grundlagen für ein besseres Verständnis der Jugend zu schaffen. Das Hauptmittel dazu bleibt immer die Pflege des Zeichenunterrichts. Prof. Konrad Lange aus Tübingen, der ein Buch über die künstlerische Erziehung der Jugend geschrieben und der über die schlechte Vorbereitung seines Auditoriums in Kunstgeschichte zu klagen hat, kommt zu dem Resultat, daß nicht der Unterricht in der Kunstgeschichte im Gymnasium einzuführen, wohl aber der Unterricht im Zeichnen zu verstärken und zu verbessern ist. Die Übung des Auges und der Hand gibt die beste Vorbereitung für Kunstverständnis und Kunstfreude. Freilich muß das Sehen schöner Kunstwerke oder ihrer Reproduktionen auch frühzeitig einsetzen. Aber es braucht kein neues Schulfach dafür geschaffen zu werden, — an Schulstunden haben wir bekanntlich übergenug — sondern die Betrachtung der Kunstwerke kann einem schon bestehenden Unterrichtszweige angegliedert werden. Sowohl die Zeichen- als die Religions- und Geschichtsstunden geben Gelegenheit genug, um die Vorführung und Besprechung der schönsten Kunstwerke aller Zeiten einzuflechten. Auch der deutsche Lehrer sollte gelegentlich an Geschautes, nicht nur an Gelesenes und Gehörtes anknüpfen. Dafür aber müßte gesorgt sein, daß jede Schule im Besitz einer reichhaltigen Sammlung mustergültiger, zum Teil farbiger Reproduktionen sich befinde. Auch die Frage von Museumsführungen für Schüler wird bei uns bald entstehen. In dankenswerter Weise hat der Kunstverein, der sich schon so viel um die Hebung des Kunstinteresses in unsrer Mitte bemüht hat, seine ständige Sammlung der Schuljugend geöffnet, den Besuch des Kunstsalons für die Hälfte des Preises ermöglicht. Sehr zu wünschen

wäre aber die Veranstaltung einer Ausstellung von Kopien oder schönen Reproduktionen wahrhaft großer Kunstwerke. Wie viel könnte unsre Jugend haben von einer derartigen Einführung in die Meisterwerke der Frührenaissance, oder Raffaels, Michel Angelos, Dürers, Rembrandts, oder Böcklins, Gebhardts! Für einen regen Besuch derartiger Ausstellungen würden wir Lehrer das Unsrige tun.

Manches zur Hebung des Kunstinteresses in dieser Richtung kann auch vom Hause geleistet werden. Das Elementarste wäre die Pflege des Zimmerschmuckes, und zwar angefangen von der Kinderstube. Freilich, hier fehlt es eben häufig an Geschmack und Geschick zur Auswahl. Doch können wir die Hoffnung hegen, daß der auch bei uns aufblühende Dilettantismus zur Veredlung des Geschmackes auch in dieser Richtung etwas beitragen werde. Wenn Männer wie Konrad Lange und Alfred Lichtwark die Bedeutung des Dilettantismus in den bildenden Künsten so betont haben, so haben sie nicht in erster Linie an die Hervorbringungen dieser Dilettanten gedacht, sondern an die Erziehung zu Kunstliebe und Geschmack, die durch solche vielleicht unbedeutende Selbsttätigkeit zustande kommt. Wir haben gesehen, wie viel an Musikfreude und Verständnis durch den Dilettantismus gefördert worden ist. Hoffen wir, daß ähnliche Wirkungen des Dilettantismus allmählich auch auf dem Nachbargebiet der Malerei auftreten werden. Es sprechen schon manche Anzeichen dafür, so das wachsende Interesse für das Kunstgewerbe. Damit dieses Interesse immer mehr zunehme, ist freilich die Sorge für den Handfertigkeitsunterricht von nöten. Dieser gedeiht, wenn ich an die höheren Stände denke, nur privatim und sporadisch. Fehlt uns doch vor allem eine Schülerwerkstätte, wie sie in unsrer so sehr viel kleineren Universitätsstadt seit Jahren blüht. Schließlich möchte ich, wenn von Dilettantismus die Rede ist, auch noch auf die Amateurphotographen hinweisen. Daß diese so sehr viel Wertloses produzieren, soll uns nicht davon abhalten anzuerkennen, daß die Fertigkeit, die sie ausüben, doch in hohem Maße geeignet ist, das Auge zu schärfen und für Schönheit empfänglich zu machen. Damit ihre Beschäftigung wirklichen Nutzen bringe, muß sie freilich mehr als Unterhaltung, sie muß mit Studium verbunden sein. Wer nicht auch hier das Bestreben hat, die bloße Fertigkeit der Kunst anzunähern,

der kommt für die Zwecke, von denen wir reden, nicht in Betracht. Doch haben die Ausstellungen der Amateurphotographen von 1902 und 1903 bewiesen, daß es auch in Riga in dieser Beziehung ernste Dilettanten gibt.

Steht nun in Bezug auf künstlerische Entwicklung des Auges und der Hand bei uns alles noch in den Anfängen, so wird sich unsre Arbeit auf diesem Gebiet zunächst noch vorzugsweise auf die sog. höheren Stände beschränken. Sodann ist freilich der Handwerkerstand besonders zu berücksichtigen. Die enge Berührung von Handwerk und Kunstgewerbe ist ohne weiteres einleuchtend. Hier ist viel Möglichkeit zur Arbeit und Entwicklung. Doch wage ich nicht, was die Gewerbeschulen anlangt, mit einem Urteil oder Vorschlag hervorzutreten. Der großen Menge der ländlichen und der Fabrikarbeiter kann ein Verhältnis gerade zur bildenden Kunst am wenigsten vermittelt werden. An Museumsführungen, wie sie in Deutschland mit soviel Erfolg unternommen werden, können wir nicht denken. Um so weniger sollten wir eines der vorzüglichsten Mittel, auf das Volk zu wirken, ignorieren, nämlich den Zimmerschmuck. Welche Bilder finden sich in den Stuben unsrer Arbeiter? In den Stuben unsrer Dienstboten? In den Räumen unsrer Volksschule? Gewiß, es ist schwer, von diesen Dingen zu reden, solange es in unsrer Stadt noch Häuser gibt, in denen die Räume für Dienstboten so ungenügend sind. Aber auch hier sind die Verhältnisse besser geworden und werden es noch mehr werden. Und dem Einwande gegenüber, daß das Volk für Bilder zu ungebildet sei, ist nur darauf hinzuweisen, daß es sich hier eben um eines der vorzüglichsten Bildungsmittel handelt. Die Freude des Volkes am Bilde richtet sich ja freilich auf den Stoff desselben, nicht auf die Form der Darstellung, sie wird je nach Umständen religiös, patriotisch, moralisch, gemütlich geartet sein und nicht ästhetisch. Es steht da ähnlich wie mit der Freude des kleinen Kindes am Bilde. Aber ebenso wenig wie hier auf dieses Bildungsmittel verzichtet wird, ebenso wenig darf es beim Volke der Fall sein. Naturgemäß wird namentlich mit religiösen Stoffen zu wirken sein. Und wie fehlt es da an Produktionen, die zugleich farbig, wohlfeil und nicht ganz roh sind! Die peinliche Verlegenheit, in die man auch hier bei Auswahl von Geschenken geraten, ist mir noch lebhaft in Erinnerung.

Ich komme zum Ende. Vieles haben wir nur streifen können und mit vielen Einwänden uns nur im Fluge auseinandergesetzt. Es galt zunächst mehr über das ganze reiche Gebiet zu orientieren, als etwas einzelnes erschöpfend zu behandeln. Wer genaueren Einblick wünscht, dem steht eine umfangreiche und interessante Literatur zu Gebote. Nicht einwerfen sollte man gegen die gemachten Vorschläge, daß sie wieder neue Kosten mit sich bringen. Denn zum Teil handelt es sich gar nicht um neue Ausgaben, sondern nur um eine ersprießlichere Verwertung der Ausgaben, die so wie so gemacht werden. Sodann aber sei daran erinnert, daß man sich in Deutschland dessen wohl bewußt ist, daß eine Hebung der ästhetischen Kultur ein eminentes praktisches Interesse besitzt. Welch eine Rolle im Wettbewerbe der Nationen die Leistungen in Kunst, Kunstgewerbe und höherer Industrie spielen, ist klar. Diese hängen aber wieder von der Bildung in künstlerischer Beziehung ab. Hier steht alles mit einander in Zusammenhang.

Vielleicht ist die Zeit nicht fern, da es uns wünschenswert, ja unumgänglich erscheint, an den heute entwickelten Aufgaben in einem Verein zu arbeiten. Solange aber das nicht der Fall ist, hat doch jeder in seinem Hause und in seinem Berufskreise Kunstpflichten zu erfüllen. Ich will hier nicht mehr zusammenfassen. Der Eindruck, daß es auf unsrem Gebiet sehr mannigfaltige Möglichkeiten gibt, wird, so hoffe ich, entstanden sein. Eltern, Schulleiter, Lehrer, Geistliche, Künstler, Buch- und Kunsthändler, Fabrikdirektoren, aber auch Theatergaranten, sonstige Kunstfreunde und die weite wichtige Gruppe der Dilettanten werden hoffentlich zugeben, daß es sich hier nicht um bloße Worte, sondern um die Möglichkeit zu Taten handelt. Zunächst wollte ich — um ein etwas berüchtigtes Wort zu gebrauchen — „anregen“. Möge es bald dazu kommen, daß festere Organisationen geschaffen werden, die den heute besprochenen Zielen in Gemeinsamkeit zustreben. Der einzelne wird leicht mutlos, wenn er auf die Fülle und Größe der Aufgaben und zugleich auf die Ungunst der Verhältnisse blickt. Gemeinsame Arbeit macht mutig und macht stark. Der einzelne denkt an seine beschränkte Lebensdauer und die unbeschränkten Aufgaben, er wird bescheiden, allzubescheiden, und zum Zusammenschluß mahnt ihn das alte schöne Wort: „Kurz ist das Leben und die Kunst ist unerschöpflich.“ Und doch mag das heitere Streben

vieler einzelner den Boden bereiten für eine kommende gemeinsame Arbeit in größerem Stile.

Anmerkung. Aus der reichhaltigen Literatur sei eine kleine Auslese genannt. Ich stelle die Schriften voran, denen ich besonderen Dank schulde:

W. Bode, Goethes Ästhetik. 1901. C. Neumann, Der Kampf um die neue Kunst. 2. Aufl. 1897. Verhandlungen des 13. evang.-sozialen Kongresses. 1902. Versuche und Ergebnisse der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg. 3. Aufl. 1902.

K. Lange, Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend. 1893. A. Lichtwark, Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken. 4. Aufl. 1903. A. Lichtwark, Wege und Ziele des Dilettantismus. 1899. Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des Kunsterziehungstages in Dresden. Sept. 1901. 2. Aufl. 1902. W. Rein, Bildende Kunst und Schule. 1902. Friedrich Naumann, Kunst und Volk. 1902. A. Brock, Kunsterziehung (Jahresb. der ref. Kirchenschule 1903). L. Tolstoi, Was ist Kunst? 1898.

Ausgleich.

Was überfliehn?!
was überhasten?!
Ruhiges Mühn,
ruhiges Rasten!

Eines gebe
dem Andern Gewicht:
fröhliche Freude,
fröhliche Pflicht!

Aus Cäsar Flaischlens
„Lehr- und Wanderjahren des Lebens".

Allerlei aus Schule und Haus.

Pädagogische Betrachtungen
von
Leon Goertz.

Pädagogische Fragen stehen heute auf der Tagesordnung. Die Rufe „hie Gymnasium, hie Realschule, hie Reformschule" erschallen durch alle Lande, lebhaft wird darüber gestritten, wie die Mädchenbildung in Zukunft sich gestalten solle. Bei uns speziell hat infolge der Reorganisation die Schule eine ganz andre Physiognomie erhalten, Reformen sind durchgeführt, dann abgeändert, ein neues Lehrprogramm steht in Aussicht, Erlasse über Disziplin und Schulzucht sind erschienen — kurz, alles ist in Unruhe und Bewegung.

Sollte es da nicht angebracht sein, auch in dieser Zeitschrift, die dem im Baltenlande pulsierenden geistigen Leben Ausdruck geben soll, Dinge zu besprechen, die mit Erziehung und Unterricht zusammenhängen?

Der besondere Anlaß, in dieser Frage das Wort zu ergreifen, bot sich mir, als ich in der Ruhe der Weihnachtsferien die Gelegenheit hatte, mich an einem köstlichen Buche zu erfreuen. Es ist die „Praktische Pädagogik"* des als Verfasser zweier trefflicher Bücher „Wie erziehen wir unseren Sohn Benjamin?" und „Wie werden wir Kinder des Glücks?" in weiteren Kreisen bekannten preußischen Schul- und Ministerialrats Adolf Matthias, der seinen Schatz von Erfahrungen in diesem Werke niedergelegt hat. Wenn ich mir erlaube, hier darauf hinzuweisen, so geschieht

*) Dr. Adolf Matthias, Praktische Pädagogik. 2. Aufl. München 1903, Beck. 264 S. 5 M. (a. u. d. T.: Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre. 2. Bd., 2. Abt., 1. Hälfte).

es besonders um eines Vorzugs willen, den es gegenüber andern Pädagogiken aufweist: keine Spur von trockener Kathederweisheit, die den gestrengen Herrn Schulrat durchscheinen ließe, sondern die Bekenntnisse eines Mannes, der sich der Fehler, die er selbst gemacht, bewußt ist und immer darnach gestrebt hat, durch Arbeit an sich selbst vorwärts zu kommen und der von ihm vertretenen Sache zu nützen. Daß er das delphische γνῶθι σεαυτόν sich zur Lebensregel gemacht, geht aus einer Stelle des Vorworts hervor, die ich wegen ihres charakteristischen Gepräges wiedergebe. Es heißt dort am Schluß: Die praktische Pädagogik „soll doch zur Selbstbeobachtung, Selbsterkenntnis und Selbstkritik anhalten und sich deshalb jeglichen panegyrischen Tons enthalten. Je mehr wir selbst darnach streben, zu erkennen und zu wissen, wie oft wir fehlen, umsoweniger brauchen wir Mißbehagen und Empfindsamkeit zu hegen über die vielen Unberufenen, die heutzutage an jedem Wege stehen und uns meistern. Wer in diesem Sinne die unumwundenen Urteile auffaßt, die in dieser praktischen Pädagogik ausgesprochen sind, der wird dem Verfasser nicht grollen, zumal da dieser es stets als eine große Ungnade Gottes angesehen hat, wenn man zu sehr von eigenem Urteil über seine eigene Person befangen ist und sich nicht täglich aus Selbstzufriedenheit durch Selbsterkenntnis aufzurütteln versteht."

Und dann einige Vorzüge des Buches, die seine Lektüre fesselnd und spannend machen — frische, natürliche Schreibweise, die gelegentlich vor kräftigen Ausdrücken nicht zurückscheut, kerngesunder Humor und ein Zug warmer Herzensgüte, die von Herzen kommt und zu Herzen geht. Wie der Verfasser selbst über den Humor denkt, geht aus folgender Stelle (S. 7) hervor: „Die Schule kann zur Hölle werden, wenn es in ihr ohne Humor hergeht. Solch eine Schule verstößt gegen den Hauptgrundsatz alles Unterrichts und aller Erziehung, der heißt: Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden. Ein Lehrer hat alles gewonnen, wenn seine Schüler das, was sie tun, mit Freuden tun. Denn die Jugend will zuerst angeregt, dann unterrichtet sein. Lehre tut viel, Aufmunterung alles. Und dabei hat der Humor, der eine Gabe des Herzens ist, recht viel mitzusprechen." — Denselben frischen, fröhlichen Geist, der Oskar Jägers bekanntes Buch „Aus der Praxis" durchweht, finden wir auch bei Matthias.

In vier Abschnitte gliedert Matthias seine Darlegungen: der erste behandelt die Persönlichkeit des Lehrers, „d. h. was er sich selber sein soll, die Selbsterziehung", der zweite bespricht die Behandlung des Unterrichtsstoffs, der dritte die Schulzucht, „in einem bescheidenen vierten Schlußabschnitt wird, einem wehmütigen Finale entsprechend, ein Blick auf die Beziehungen zwischen Schule und Elternhaus fallen, um damit Halt zu machen an der Grenze desjenigen Gebietes, auf welchem, je nachdem Vernunft oder Unvernunft vorherrscht, die Früchte der Schularbeit aufgehen oder verdorren."

Gleich zu Beginn des ersten Teils weist der Autor auf einen großen Mangel des heutigen Unterrichtsbetriebes hin, der seinerzeit die auch bei uns vielbesprochenen Lietzschen Reformbestrebungen veranlaßte. Er sagt: „Es wird gelehrt, aber nicht erzogen. Darum sind ganze, zielbewußte, in sich geschlossene Persönlichkeiten nötiger denn je, um den Willen der Schüler zu lenken und ihn in seinem Wollen zu begeistern, damit er sich in dem Vielerlei festige und nicht verliere in den mannigfachen und vielartigen Forderungen, damit er, von fester Hand geleitet, mit Lust und Liebe an der Arbeit bleibe und nicht dem Tagelöhner gleich nur auf öden Nutzen sehe." Eine wie große Macht die Person des Lehrers hat, führt er aus, wenn er sagt: „Ob der Lehrer fest oder schwankend, ob er mit sicherer Konsequenz und mit gewichtigem Wort oder ob er mit leeren Worten nach Launen handelt, ob der Sonnenschein schlichter und kräftiger männlicher Liebe über der Aussaat scheint oder ob die drückende Nebelluft taglöhnerhafter Gesinnung auf der Arbeit lastet, das weiß die junge Welt in der Schule oft mit feinerem Gefühl zu beurteilen, als wir gemeiniglich annehmen. Kurz, die Macht der Persönlichkeit ist das Wirksamste im Schulleben; denn der Mensch wirkt alles, was er vermag, durch seine Persönlichkeit."

In dem Kapitel über „Berufsideale und Berufswirklichkeit" warnt der erfahrene Pädagog vor einem zu hohen Hinaufschrauben der Ideale, da zu hohe Ideale leicht hohl würden; aber gesunde Idealität habe auch heute noch ihr gutes Recht. „Auch heute noch erhält beständiger und anregender geistiger Verkehr mit der Jugend frisch und jung; auch heute noch erweckt Liebe Gegenliebe und bringt tüchtige Arbeit Dank." — „Wen geistige Interessen

glücklich machen, der kann im Lehrerberufe seine Rechnung finden. Wer aber immer nur daran zuerst denkt, wie er sich körperliches Wohlsein und seine äußeren Ehren am besten einrichtet, wie er sich am vollkommensten speist, tränkt und kleidet, der bleibt diesem Berufe am besten fern und baut Kohl oder ähnliche Dinge."

Daß der Lehrer die Pflicht habe, sich wissenschaftlich weiter zu bilden, damit er idealen Sinn, Arbeitsfreudigkeit und Frische bewahre, wird anschaulich bewiesen, zugleich die Bedeutung der Philosophie und Psychologie für den Schulmann betont. „Auch einmal ein gutes philosophisches Büchlein tut dem Lehrer gut." Wahre Bildung, sagt Matthias, bewahre den Pädagogen vor dem Schulmeisterdünkel — dem tumor scholasticus —, denn, „je vielseitiger er sich zu bilden strebt, um so milder wird er werden; je einseitiger er bleibt, um so schroffer wird er sein."

Goldene Worte finden wir über die Liebe zur Jugend und das Vertrauen, das der Lehrer ihr entgegenbringen soll. „Vor allem ist Liebe, Wohlwollen und Zutrauen zur Jugend notwendig. Wer diese Empfindungen nicht kennt und nur Talent zum Dozieren besitzt, und wäre er so gewaltig, daß er Berge zu versetzen vermöchte, der sollte lieber dem Lehrerberufe fern bleiben. Wo kein rechtes Zutrauen und keine Liebe wohnt, da pflegt Mißtrauen und düstere Menschenauffassung bald Platz zu greifen. Und Mißtrauen ist einer der schlimmsten Lehrerfehler. Wer seine Schüler im großen und ganzen für schlecht hält, wird bald Schlechtigkeiten erzeugen; man halte sie lieber für brav und gut, ehe sich nicht das Gegenteil zeigt; und die meisten werden gut werden. Vor allzu großer Vertrauensseligkeit wird ja klarer Blick und klarer Verstand denkende Menschen immer schützen. — Vor allem aber meide man höhnisches Benehmen, spöttisches Wesen und hämisches Ironisieren; das erzeugt sonst stillen oder lauten Widerstand und Trotz." In schlichter Weise wird die Geduld uns ans Herz gelegt und dann vor der Unfehlbarkeit gewarnt, der wir Schulmeister so leicht anheimfallen. „Der Lehrer soll vor allem nicht tun, als ob er alles wisse und könne, da das pure Unmöglichkeit ist; er soll es vielmehr schlankweg zugeben, wenn er einer plötzlich auftauchenden Schwierigkeit nicht Herr werden kann, wenn er ein Versehen begangen, wenn er sich auf etwas nicht besinnen kann, wenn er überhaupt einmal etwas nicht weiß." In die Gefahr

der Überschätzung unsres lieben Ich verfallen wir aber nicht nur im Verkehr mit der uns anvertrauten Jugend, sondern auch im Umgang mit unsren Kollegen. Unvergeßlich wird mir das Wort eines alten lieben Freundes und Amtsgenossen bleiben, der bald nachdem ich ins Amt getreten war, einst im Konferenzzimmer äußerte, er halte es für eine unanständige Manier, über die Leistungen seines Vorgängers zu schimpfen, denn man müsse doch vor allem annehmen, daß ein jeder nach bestem Wissen seine Pflicht zu erfüllen bestrebt sei. Dieser kerngesunde Optimismus klingt uns entgegen, wenn Matthias sagt: „Unkollegialisch ist es auch, in den Fällen, wo man Schüler von einem Amtsgenossen übernimmt, alle etwaigen Lücken des Wissens und Könnens der mangelhaften Tätigkeit des Vorgängers im Amt zuzuschieben. Bequemlichkeit, Eitelkeit oder Selbstüberschätzung verführen aber leicht zu diesem Fehler, den man besonders bei jüngeren Lehrern häufig bemerken kann. Es macht sich ja auch zu schön, wenn man sich demnächst mit der Gloriole eigener Erfolge umgeben kann, nachdem man zuvor den andern weidlich herabgesetzt hat."

Wenn ich bisher mehrfach Matthias selbst habe reden lassen, so tat ich es, um einen Begriff davon zu geben, wie lebensvoll er den Stoff gestaltet und welches Gewicht er auf die Entwicklung der Persönlichkeit legt, denn wer Menschen bilden und erziehen soll, muß vor allem an sich selbst arbeiten. Bei dem zweiten Abschnitt, der von der Methodik handelt, kann ich mich in diesem Essai nicht so lange aufhalten, weil das den Nichtpädagogen ermüden dürfte. Wer diesen Teil aufmerksam liest, der wird nicht nur eine Fülle von Anregung erhalten, sondern mit dem biblischen Zöllner reumütig an seine Brust schlagen und sehen, wie viel er noch zu lernen hat. Wie sehr wird z. B. in Bezug auf Anschaulichkeit des Unterrichts gesündigt, wie mangelhaft wird oft gefragt! Da können wir aus dem Abschnitt über die „Fragekunst" viel Belehrung schöpfen*. Mit dem Hinweis auf „das alte gute Salzmannsche Rezept", das sich auf S. 142 findet: „Von allen Fehlern und Untugenden seiner Zöglinge muß der Erzieher den

*) Die Kollegen und Kolleginnen möchte ich bei dieser Gelegenheit auf das auch von Matthias zitierte Buch von Goerth, „Die Lehrkunst", 2. Aufl., Lpz. u. Brln. 1891 hinweisen, wo besonders der Abschnitt von der Fragekunst viel Gutes bietet.

Grund in sich selbst suchen. Sobald er Kraft und Unparteilichkeit genug fühlt, dieses zu tun, so ist er auf dem Wege, ein guter Erzieher zu werden", möchte ich die Besprechung dieses Teiles schließen.

Kommen wir nun zum dritten Abschnitt, der den Titel „Schulzucht, Disziplin, Behandlung und Beurteilung der einzelnen Schüler" trägt, so weiß ich wirklich nicht, wo ich anfangen und wo ich aufhören soll. Denn man wird von schönen Gedanken und treffenden Worten förmlich überschüttet — dabei nichts von grauer Theorie, sondern alles Früchte, vom goldnen Baum der Praxis geschüttelt! Greifen wir aufs Geratewohl einiges heraus. „Nicht zu empfindlich sein!" ruft Matthias uns zu. „Empfindliche Lehrer schaden sich und der Gesamtzucht der Schule ungemein, weil sie in jedem törichten und unbedachten Worte oder in ungezogener Miene eines dummen Jungen Auflehnung gegen die Autorität der Schule und ihrer Lehrer sehen, während es doch nur jugendliche Unbedachtsamkeit oder gar Unbeholfenheit war." Und dann die Ordnungsfrage! „Ordnung und Schönheit drängen mit Recht auf treuen Ritterdienst; wer sich ihnen gelobt hat, muß auch im kleinsten gehorsam sein." — „Ordnung herrsche auch im Klassenzimmer, und der Ordnung geselle sich peinliche Sauberkeit zu." „Daß auch alle Tische und Bänke reinlich gehalten werden, daß nicht auf alle Tische und Bänke getreten wird, daß nicht Papier im Zimmer, auf den Gängen und auf dem Hof herumliegt, sondern daß es in geeignete Papierkästen geworfen wird, daß alle Utensilien auf ihren Plätzen stehen, Kreide, Schwämme, Tafellappen nicht auf der Erde herumliegen, sollte eine praktische Pädagogik als selbstverständlich übergehen dürfen; aber wie oft findet man im Leben gerade da, wo etwas selbstverständlich sein sollte, das Gegenteil; wie oft kommt man in Klassen, wo ein vollständiges Tohuwabohu von Papierschnitzeln, Brot- und Obstresten vorwaltet. Und zwischen den allen kann man dann die schönsten Erörterungen über Horaz und Goethe hören! In dieser Beziehung sollte der Schönheitssinn aller Lehrer peinlicher als peinlich sein."

Auch über das schwierige und heikle Kapitel der Lüge wird ausführlich gehandelt *. — Bei Gelegenheit der Strafen entwickelt

*) Nicht einverstanden erklären kann ich mich damit, daß Matthias bei hartnäckiger Lüge (S. 190 u. 191) körperliche Züchtigung als ultima ratio gelten

der Verfasser treffliche Gedanken über die Macht des Auges. „Im Auge des Menschen liegt eine starke Macht. Mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß der Mensch mit dem Auge wilde Bestien zähmt; wie leicht sollte es ihm werden, alle die schlechten und verkehrten Triebe und Regungen der jungen Menschenseele zu bändigen? „Das Auge sieht's, im Herzen glüht's" sollte der erste Wahlspruch beim Strafen sein. Den zerstreuten und spielenden Schüler kann man zu Aufmerksamkeit und Sammlung bringen durch den ernsten forschenden und strafenden Blick. . . . Läßt beim Unterricht die Aufmerksamkeit und Ruhe zu wünschen übrig, so mache man eine Pause und sehe sich die Gesellschaft an mit Ruhe, Kraft und festem Willen. Die plötzliche unheimliche Stille und der feste Blick des Lehrers wird mit einem Schlage die tiefste Stille und höchste Spannung der Klasse nach sich ziehen." Wer wollte diese Worte nicht unterschreiben? Und dann die gute Hausregel: „Also maßvoll im Ton und lieber leise als zu laut sprechen — das ist eine feine Weisheit." Der von mir oben erwähnte liebe Kollege, von dem das treffliche Wort über die Schätzung des Vorgängers stammt, sprach immer leise und hat nie disziplinarische Schwierigkeiten gehabt — mancher Polterer und Schreier ist mit der Disziplin nicht fertig geworden.

Die Frage der Dislokation oder Platzversetzung wird nach Für und Wider eingehend geprüft und, obgleich der Verfasser kein Freund dieser Einrichtung ist, objektiv gewürdigt. Ich meinesteils möchte auf Grund langjähriger Erfahrung, aus der sich ergibt, wie verwirrend in Elternkreisen die Dislokation wirken kann, mich auf den Standpunkt des Autors stellen, wenn er sagt: „Nützlich ist also unter allen Umständen eine Rangordnung für den internen Hausgebrauch, aus dem man nach Bedürfnis bei Anfragen der Eltern Mitteilung machen kann unter Beifügung der nötigen

lassen will. Nach meiner Erfahrung ist es pädagogisch ganz falsch, gegen dieses Übel, dessen Anfänge und Entstehung sich psychologisch so unendlich schwer finden lassen, auch nur gelegentlich mit dem Stock vorgehen zu wollen. Der oft von Eltern gehörte Satz „ich schlage meine Kinder nur im Fall der Lüge" sollte aus unserem pädagogischen Lexikon gestrichen werden, weil durch Züchtigung mehr geschadet als genützt werden kann. Des Näheren vermag ich hier auf diese Frage nicht einzugehn, verweise aber etwaige Interessenten auf die auch von Matthias zitierte Zeitschrift „Die Kinderfehler", hrsg. von Koch, Ufer, Zimmer und Trüper. Langensalza.

Erklärung. Im übrigen trägt man besser diese Rangnummer nicht hinaus auf den Markt des Lebens und Strebens, sondern wirkt hier mit durchaus unanfechtbaren, unumstrittenen, in jedem Betracht feinen und gerechten Mitteln." — Die offiziellen Versetzungsexamina erfahren mit Recht eine abfällige Beurteilung, auf eine treffliche Einrichtung aber, die Schülercharakteristiken zum Gebrauch für die Lehrer, macht er aufmerksam. Hier erwüchse ja freilich dem Ordinarius und der Konferenz eine Arbeit mehr, aber sie könnte nur von Segen für Lehrer und Schüler sein, denn jene würden sich bemühen, ihr Urteil über die ihnen anvertrauten Kinder zu präzisieren, diese würden von ihren Erziehern sorgfältiger auf ihre Individualität hin geprüft werden.

Zu ernstem Nachdenken über die große, uns Pädagogen gestellte Aufgabe werden wir dadurch veranlaßt, was Matthias über Individualität der Kinder und deren Behandlung sagt. Er kämpft gegen die durch die heutige Massenerziehung bewirkte allzu hohe Einschätzung von Zahl und Nummer. Treffliche Bemerkungen bieten sich über den Begriff der Dummheit — ein Wort, mit dem besonders jüngere Lehrkräfte so rasch zur Hand sind. Sorgfältig prüfen soll man, ehe man aburteilt, ob nicht Denkfaulheit, Interesselosigkeit, Gleichgiltigkeit oder Flüchtigkeit ein folgerichtiges Denken behindern. Ja sogar Verschlossenheit kann bei flüchtiger Betrachtung als Dummheit ausgelegt werden, wie Matthias an der Jugendgeschichte bedeutender Männer nachweist. „Verstand und Weisheit gebrauchen Zeit, wirkliche Dummheit schwatzt früh in die Welt hinaus. Deshalb lernt der törichte Oberkellner rascher französisch parlieren, als der an solides Arbeiten gewöhnte Schüler."

Wer wollte sich dem beherzigenswerten Wink verschließen, daß man in den Augen der Kinder lesen solle? „Besonders ist es eine feine Kunst, im Auge des Schülers lesen zu können; das Auge ist der Spiegel aller Seelenregungen: hier kann man erkennen, wie der Schüler etwas aufnimmt, wie er mit Hindernissen kämpft, wie er zweifelt, glaubt und vertraut und mit welcher Willenskraft er jene Hindernisse zu überwinden sucht."

Der kürzeste Abschnitt des Buches handelt über das Verhältnis von Schule und Haus: auch hier finden wir das gesunde Urteil des praktischen Fachmannes, der es versteht, die wunden Punkte zu treffen und die Therapie für das Leiden zu bieten.

Er läßt hierbei, wie sonst auch, andre erfahrene Schulmänner zu Wort kommen. Ich verweise z. B. auf die drastische Schilderung des Gesprächs eines jungen, sehr selbstbewußten Lehrers mit einer vermeintlich schwachen Mutter: er will ihr, weil ihr Sohn seine Vokabeln schlecht gelernt habe, den Text lesen und wird dabei gründlich ad absurdum geführt. — Wenn Matthias die sog. „Elternabende mit obligaten Diskussionen und Disputationen“ perhorresziert, so muß ich ihm darin beistimmen, da ich in der Lage gewesen bin, durch praktische Erfahrung deren Nutzlosigkeit einzusehen — „viel Geschrei und wenig Wolle“. Wohl aber weist er auf den Segen solcher Elternabende hin, wie sie z. B. am Mariahilfer Staatsgymnasium versucht sind, wo regelmäßige Vorträge über Erziehungs- und Unterrichtsfragen einen innigeren Verkehr zwischen Schule und Haus angebahnt haben und dauernd erhalten.

Wurde ich mit der Blütenlese aus dem Matthiasschen Buche vielleicht zu ausführlich, so wolle man es mir verzeihen, daß ich durch die Menge der tiefen Gedanken mich dazu hinreißen ließ. Wer aber in der Praxis steht und sieht, wie vielfach gegen die besprochenen Dinge gesündigt wird und wie wir uns durch des täglichen Lebens Einerlei leicht dazu verlocken lassen, fünf gerade sein lassen und alles über einen Leisten zu schlagen, der freut sich über die Mahnrufe und dankt für die gebotene Anregung. — Diese Anregung veranlaßt mich, den Faden weiter zu spinnen und allerlei aus Schule und Haus zu besprechen, was im Interesse unsrer Jugend „des Schweißes der Edlen wert“ ist.

Wir hören oft Klagen über das Schwinden idealen Sinnes, über Oberflächlichkeit, Blasiertheit, Interessenlosigkeit, Vergnügungssucht, ja sogar Pietätlosigkeit des heranwachsenden Geschlechts. Sollte das nicht zu ernstem Nachdenken über die Gründe dieser Erscheinungen und über Mittel zu deren Beseitigung veranlassen? — Daß in unsrer nüchternen, den realen Dingen zugewandten Zeit der Idealismus naturgemäß schwindet und vielfach als unnützes Beiwerk verachtet wird, erscheint sehr verständlich. Läßt sich aber eine gedeihliche Kulturentwicklung ohne die Pflege der höchsten Güter denken? Daß dem nicht so ist, lehrt die Geschichte: zu allen Zeiten der Blüte sind geistige Güter hochgehalten, zu Zeiten des Verfalls materielle Genüsse gepflegt worden.

Wir haben daher die Pflicht, unsrer Jugend positive Werte zu schaffen, ihr die Ideale zu erhalten, damit sie nicht von früh auf an alles und jedes Kritik anlege; wir müßten aufbauen, statt niederzureißen. Daß der kein Baumeister ist, der ein Haus nur zu zerstören, nicht aufzurichten weiß, erscheint jedem klar; verfahren wir aber im Verkehr mit der heranwachsenden Jugend nicht häufig wie solche Zerstörer? Setzen wir nicht oft die Kritik da an, wo sie nicht am Platze ist? Es gilt als guter Ton, im Familienkreise in Gegenwart der Kinder über die Lehrer und ihre Schwächen zu sprechen resp. zu spotten, — und man bedenkt nicht, welche furchtbare Gefahr darin liegt! Man wird mir einwenden, das sei immer geschehen und habe nicht geschadet; gutmütiger Scherz sei doch nicht gefährlich. Ich bin weit davon entfernt, den Humor verbannen zu wollen, aber „der Ton macht die Musik“: man räume der Jugend nicht das Recht ein, an den Personen Kritik zu üben, die von ihren Eltern als deren Stellvertreter eingesetzt sind. Wie sollen die Kinder zu ihren Lehrern Vertrauen haben und zu ihnen pietätvoll aufschauen können, wenn sie abfällige und harte Urteile über diese hören, ja sogar selbst sich solche erlauben dürfen? Ich werde es meinem Vater nie vergessen, daß er mich, als ich, ein grüner Tertianer, beim Mittagessen eine hämische Bemerkung über einen größeren Skandal bei einem unbeliebten Lehrer machte, zornig auffuhr und mich vom Tisch fortschickte. Einen unauslöschlichen Eindruck hat dieses Verfahren auf mich gemacht, und ich danke dem schon längst Verstorbenen noch heute dafür. Was Pietät sei und wie man sich seinen Lehrern gegenüber zu stellen habe, das wurde mir damals sehr drastisch veranschaulicht. Glauben die Eltern, daß ihren Kindern im Unterricht nicht das geboten werde, was ihnen gebührt, so bietet sich ihnen die Möglichkeit offener Aussprache mit den Lehrern. Uns Pädagogen erwächst anderseits die Pflicht, nicht darüber zu klagen, wie man leider oft hört, daß wir von Eltern überlaufen würden, sondern danken sollen wir dafür, wenn man uns auf Mißgriffe aufmerksam macht. „Homo sum: humani nil a me alienum puto“ haben wir uns immer wieder vorzuhalten. Natürlich wird manche törichte Klage wegen eines verwöhnten Muttersöhnchens an uns kommen; nicht schroff abweisend aber dürfen wir uns in solchen Fällen verhalten, sondern müssen bestrebt sein, den Sach-

verhalt klarzustellen, und Mißverständnisse, die sich leicht in so delikaten Fragen einschleichen, zu beseitigen. Auf Grund vieljähriger Erfahrung vermag ich zu sagen, daß aus vertraulicher und offener Besprechung mit Eltern mir viel Segen für meine Arbeit zu teil geworden ist. Aber „nur nicht empfindlich sein!“ das müssen sich beide Teile auch hier immer wieder vorhalten: offen und ehrlich sei die Aussprache. Nur durch solches Zusammenwirken von Eltern und Erziehern, nur dadurch, daß wir das beste Bestreben von einander voraussetzen, können wir Positives schaffen und der Jugend die Ideale bewahren.

Und nun ein zweiter wichtiger Faktor, um positive Werte zu bieten — die Pflege der Muttersprache! Schenkendorfs schönes Gedicht hören wir wohl gern, beherzigen wir aber die vom Dichter gebotenen Lehren? Ich glaube nicht. Gerade bei unsrer Vielsprachigkeit haben wir darauf zu achten, daß die Kinder vor allem *eine* Sprache richtig zu sprechen lernen, und das ist doch naturgemäß die Muttersprache. Vermag das Kind in dieser sich einigermaßen rein auszudrücken, dann beginne man mit Erlernung einer andern, lasse aber nicht gleichzeitig deutsch, lettisch oder estnisch, russisch, womöglich noch französisch lernen. Abgesehen davon, daß ein kleines Gehirn unter dieser Fülle von Eindrücken leiden muß, ist es in so frühem Alter unmöglich, in allen diesen Sprachen zu gleicher Zeit gute Sprechweise zu erzielen. Mithin entsteht von vornherein ein Wirrwarr von Worten und Gedanken, eine Art Volapük, das lächerlich erschiene, wenn es nicht gar so traurig wäre. Dann wundert man sich, wenn dieselben Kinder später zerfahren und müde sind, wenn sie in der Schule nicht vorwärts kommen! Es ist in sehr jungen Jahren so viel auf sie eingestürmt, daß es nicht verarbeitet werden konnte und den Organismus schwächen mußte. Und an welche Sprache sollen sie sich bei einem derartigen Gewirr halten, wie sollen sie einen Begriff vom Wert der Muttersprache haben, wenn keine der gelernten Sprachen als besonders bedeutungsvoll sich hervorhebt? — Es könnte vielleicht scheinen, ich hätte die Farben zu dick aufgetragen — so schlimm sei es doch bei uns nicht bestellt. Gewiß gibt es, Gott sei Dank, noch genug Häuser, wo das nicht geschieht, aber alles von mir Gesagte ist der Praxis entnommen, und ich habe geradezu erschütternde Fälle erlebt.

Wie sprechen wir Erwachsenen aber selbst? — Gemeiniglich pflegt der Balte sehr stolz darauf zu sein, daß er dialektfrei spräche, und brüstet sich damit den Reichsdeutschen gegenüber. Wer aber etwas genauer zusieht, der erkennt bald, in wie arger Täuschung wir uns befinden. Wie arm ist unser Sprachschatz im Vergleich zum Westen, wie nachlässig und schlecht unser Satzbau, welcher entsetzlichen Sprachmengerei machen wir uns schuldig! Sind Ausdrücke wie „die Klinke kam ab", „er kam weg", „wir wollen von hier (statt dorthin) gehen", „laß er sagen", die Hyperbeln „wahnsinnig, wüst" ꝛc. bei uns nicht an der Tagesordnung? Und dann die vielen aus dem Russischen entlehnten Kunstausdrücke, die aus purer Bequemlichkeit tagtäglich gebraucht werden! In einem sehr beherzigenswerten Artikel in der „Düna-Ztg." wurde neulich an sehr drastischen Beispielen klargelegt, welch ein Kauderwelsch man oft hört: „ich habe eine задача zu machen", „mein дневникъ ist zu Hause", wir haben heute исторiя" und ähnliche Wendungen werden in der Schulsprache nachgerade gewöhnlich. Ist das aber nicht eine Folge der lässigen Sprache der Erwachsenen? Wir müßten uns doch schämen, daß, um mit Wustmann* zu reden, „täglich schönes wertvolles Sprachgut weggeworfen wird wie ein alter Handschuh", und uns darüber klar sein, daß wer seine Muttersprache nicht achtet, eines Halts und einer Stütze für das ganze Leben beraubt wird. Wer die Muttersprache nicht als Kind wie ein köstliches Kleinod lieben und schätzen gelernt hat, das man hegen und pflegen muß, der wird sich im späteren Leben ihrer leicht entäußern. Muß da nicht ein Geschlecht von Kosmopoliten heranwachsen, das in unsrer Zeit der ausgeprägten Nationalitäten nicht mehr zu brauchen ist und zum alten Eisen geworfen wird.

Man pflege also am häuslichen Herde liebevoll die Muttersprache; die Schule hat sodann weiterfördernd einzugreifen. Gerade jetzt, wo in der Schule das Deutsche nicht mehr Unterrichtssprache ist, erwächst die dankbare Aufgabe, die Stunden möglichst interessant

*) Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten. Leipzig.

Eben erhalte ich „Plaudereien eines Altmodischen von Lic. E. Bröse, Lpz. 1903, ein Buch, in dessen erstem Kapitel „zu dem Kampfe für die deutsche Sprache" viele beherzigenswerte Winke enthalten sind.

Auch die „Baltische Monatsschrift" hat sich durch Schaffung des Abschnitts „Zur Schärfung des Sprachgefühls" ein großes Verdienst in dieser Frage erworben.

und anregend zu gestalten. Neben dem grammatischen, orthographischen und Aufsatzunterricht sollte der Lektüre eine besonders hohe Stellung eingeräumt werden. Geschmack und Schönheitssinn werde durch taktvolle Behandlung formvollendeter prosaischer und poetischer Stücke von früh auf gebildet, guter Deklamation werde die passende Würdigung zu teil. Und welche Freude bereitet derartige gemeinsame Arbeit Lehrern und Schülern! Beide Teile sind gehoben und erquicken sich an diesem köstlichen Jungbrunnen. Noch kürzlich las ich mit meinen Sextanern Kopischs Gedichte „Die Heinzelmännchen“, „Des kleinen Volkes Überfahrt“, „Tomte i Garden“ und konnte dabei in dem erwähnten Genuß schwelgen. Wie leuchteten die Augen der kleinen Männer, wie rege waren sie bei der Sache, ein wie feines Verständnis hatten sie für des Dichters Eigenart, für das Vorführen der Geisterwelt, für den Humor! Im allgemeinen muß der Grundsatz betont werden, daß man dichterische Kunstwerke nicht „zerkläre“*), sondern sie selbst wirken lasse. Es ist kein Unglück, wenn dieses oder jenes Wort unerklärt bleibt; haftet das Dichterwerk im Gedächtnis als abgeschlossenes künstlerisches Ganzes, dann hat die Behandlung unschätzbaren Nutzen gebracht und Liebe zur Sache erweckt. Wecken wir in dieser Weise den ästhetischen Sinn der Jugend, dann gewöhnt sie sich Freude zu gewinnen am Positiven.

Als wichtige Ergänzung des im Unterricht Gebotenen hat sodann zu Hause eine gut geregelte Lektüre einzutreten. Es würde mich zu weit führen, wenn ich an dieser Stelle auf die Frage der Jugendliteratur eingehen wollte. Ein Hinweis auf einige einschlägige Publikationen** genüge.

---

*) Sehr beherzigenswert spricht über diese Frage J. Loewenberg in dem Vorwort zu seiner hübschen Auswahl lyrischer Gedichte „Vom goldenen Überfluß“, die neben Echtermeyers Auswahl deutscher Gedichte und dem „Hausbuch deutscher Lyrik“ von Avenarius in jedem Hause zu finden sein sollte. — Viel Schaden haben in Lehrerkreisen die Kommentare von Leimbach u. ä. gebracht, die an das Gespräch zwischen Götz und seinem Sohne Karl über die Burg Jaxthausen erinnern.

**) H. Wolgast, Das Elend unsrer Jugendliteratur. Hamburg 1899. — Jugendschriften-Warte, Organ der vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften. Hamb. Redakteur H. Wolgast. — Empfehlenswerte Jugendschriften, hrsg. von den vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen für Jugendschriften. Lpz. Wunderlich. 1904.

Aber nicht nur das gesprochene und geschriebene Wort soll den Schönheitssinn der Jugend wecken, sondern wir sollen sie auch in dem großen Buch lesen lassen, das nach Goethes Wort „auf allen Blättern einen großen Inhalt aufzuweisen hat" — in der Natur. Da muß Schule und Haus ebenfalls Hand in Hand gehen. Es ist eine Errungenschaft unsrer Zeit, daß man auf die Pflege der Naturkunde größeren Nachdruck legt, daß man in diesem Unterricht nicht mehr tote Systematik treibt, sondern induktiv von der Beobachtung der Pflanzen und Tiere zur Klassifizierung schreitet und vor allem sehen und beobachten lehrt oder wenigstens lehren will. Welch schöne Gelegenheit bietet sich nun uns Eltern, auf Spaziergängen mit unsren Kindern das weiter auszubauen, was diese im Unterricht gelernt; ja sie haben sogar die Möglichkeit, uns über manches zu belehren, was in unsrer Schulzeit nicht geboten ward. Kommt nun noch häusliche gemeinsame Blumenpflege oder, wo ein Garten vorhanden ist, gemeinsame Gartenarbeit hinzu, so wird eine große Anzahl von Interessen in den Gesichtskreis der Kinder gebracht, die sie lehren, ideale Güter zu pflegen, den Schönheits- und Ordnungssinn zu betätigen, ihre Kräfte gut zu verwerten. — Endlich darf ein Faktor in der Jugenderziehung nicht vernachlässigt werden — die Pflege des Tieres. In jedem Hause, wo Kinder sind, müßte wenigstens ein Tier vorhanden sein — sei es ein Vogel, ein Hund, eine Katze —, das der Obhut der Kinder anvertraut wird. Wer es gelernt hat, für lebende Wesen zu sorgen, die Blume in Haus und Garten zu pflegen, ihr Wachstum zu beobachten, der wird vor gedankenloser Tierquälerei, vor sinnlosem Zertrampeln von Feldern, törichtem Abreißen von Trieben und ähnlichem zu Rohheit ausartendem Unfug bewahrt, weil er es nun versteht, Gottes Geschöpfe zu achten und den Schöpfer zu bewundern.

Gab ich im Vorstehenden einige erprobte Hausmittel zur Pflege idealen Sinns, zur Erhaltung frischen, fröhlichen Jugendmutes, so ist selbstverständlich noch außerdem die Pflege des Spiels, der körperlichen Betätigung, der Fußwanderung zu nennen. Hierüber brauche ich mich nicht weiter auszulassen, da ich meine Meinung und Erfahrung darüber schon früher geäußert habe*. —

*) Bemerkt sei bei dieser Gelegenheit, daß der im J. 1901 in der Universitätsstadt eröffnete Turn- und Spielplatz die gehofften Wirkungen erzielt

Es gibt aber noch manchen wunden Punkt, den ich berühren muß, wenn es heißt, gegen Blasiertheit und Vergnügungssucht kämpfen. Wir müssen bestrebt sein, unsern Kindern möglichst lange die Kindlichkeit zu bewahren, zugleich Einfachheit und Anspruchslosigkeit in das Leben mitzugeben. Bieten wir aber oft nicht das zu früh, was einem späteren Alter vorbehalten bleiben sollte? Die zu früh inszenierte Tanzstunde und die damit zusammenhängenden „Kinderbälle" haben in dieser Hinsicht unsäglichen Schaden gestiftet. Ich bin weit entfernt davon, eine Lanze gegen das Tanzen schwingen zu wollen, aber man halte möglichst lange damit zurück, auf daß unsre Knaben und Mädchen nicht „Herrchen" und „Dämchen" werden, die sich in der Nachahmung der Großen gefallen. Wird bei uns nicht schon zehn- und elfjährigen Kindern, wenn nicht gar früher, das Tanzen systematisch gelehrt und in ihnen dadurch das Bedürfnis nach „Tanzgesellschaften" erweckt? Der unbefangene Spieltrieb ist in diesem Alter noch so rege, die Geschlechter sondern sich noch so sehr von einander ab, daß es nicht nötig ist, ihnen das vorzeitig zu schaffen, was später einmal kommen soll. Bei herannahenden Jünglings- und Jungfrauenalter macht sich das schon von selbst — dann möge die Tanzstunde eintreten.

Ebenso gefährlich ist die Beteiligung an öffentlichen Veranstaltungen, wie Bazaren, Theateraufführungen rc. in zu frühem Alter: oft werden da unausrottbare Keime zu Gefallsucht und Eitelkeit gelegt. — Und dann die Einfachheit! Wie oft habe ich gegen die zu frühzeitige „Schwitesse" mit Kragen, Slipsen, Manschetten, Vorlegern kämpfen müssen, und bin leider im Kampfe unterlegen! Es sei doch absolut nötig — heißt es —, der Junge bäte so sehr darum rc. Für einen solchen Buben, der am liebsten in jedem freien Moment sich mit den Kameraden herumprügelt, weil er den Überschuß an Kraft verwerten muß, paßt das Herrenkostüm noch gar nicht, während die malerische Bluse in ihrer bequemen Schmiegsamkeit seinem ganzen Habitus entspricht. Man wird mir vorwerfen, ich sei kleinlich, wenn ich solche Dinge aufzähle, aber aus vielen Kleinigkeiten setzt sich das Große zusammen — und in der Erziehung hat man hauptsächlich mit Kleinigkeiten zu tun. Und wie viel Geld wird für solche Dinge unnütz aus-

hat und daß die Schülerwerkstatt des Livländischen Hausfleißvereins von Jahr zu Jahr regere Beteiligung aufweist. Wann folgen unsre andern Städte?

gegeben! In den Übergangsjahren, die sich bei manchem sehr lange ausdehnen, kommt dieses Achten auf den äußeren Menschen schon von selbst — wir Eltern und Erzieher dürfen da nicht fördern, sondern möglichst lange zurückzuhalten suchen, um Einfachheit und Natürlichkeit zu erhalten. Ja, auf Sauberkeit und Ordnung sollen wir sehen, aber kein Geckentum züchten. Ist es nicht ein Widerspruch, wenn ein Junge im Gebrauch des Waschwassers außerordentlich sparsam ist, an seinem Halse „die litauische Grenze" deutlich sehen läßt, von reinen Fingern und Nägeln sehr unklare Vorstellungen hat, dabei aber auf Slips und Manschetten sich etwas zu gute tut.

Und wie viel gesündigt wird in der Frage des Taschengeldes! Da schenken liebe Verwandte zum Geburtstag, zu Weihnachten, vielleicht auch sonst dem unreifen Buben ganz erkleckliche Summen. Ist es nun nicht menschlich, wenn er sich für einen Krösus hält und mit Geld um sich wirft? Bei Süßigkeiten fängt es an, in der Bierstube spielt das Finale. Später wundert man sich, wenn der Jüngling auf Abwege gerät und vergißt, daß man selber ein gut Teil Schuld trägt. Kleine Ursachen, große Wirkungen! Wer als Schüler nicht den Wert des Geldes kennen gelernt hat, der wird auf der Universität zum Schuldenmacher. Daher auch die vielfach unter Studenten verbreitete Meinung, Schuldenmachen sei nichts Verwerfliches — und man vergißt dabei, daß die alten Römer, die klaren Köpfe, für Schulden eine so treffliche Bezeichnung hatten: aes alienum — fremdes Geld! Kinder sollen früh mit Geld umzugehen lernen, zumal in unsrer Zeit, wo der Kampf ums Dasein immer ernster wird und wir ein starkes, tüchtiges Geschlecht brauchen, das imstande ist, sich Entbehrungen aufzuerlegen. Wenn wir die Einfachheit pflegen, unnütze Genüsse fernhalten, den Körper kräftigen, dann werden wir auch einen Damm gegen die immer mehr überhand nehmende Nervosität vorbauen können.

Bei der Frage der Nervosität sei noch ein andres ernstes Mahnwort ausgesprochen. „Mein Sohn muß mit 18 Jahren die Schule absolviert haben; er hat das Zeug dazu. Nur nicht sitzen bleiben. Als ich so alt war, ꝛc." Hört man Ähnliches nicht oft genug? Dabei wird aber vergessen, daß die Verhältnisse sich völlig geändert haben. Die jetzige Generation hat die doppelte, wenn

nicht dreifache Arbeit zu leisten infolge des Wechsels der Unterrichtssprache und des riesigen Wachsens der Anforderungen in der Mathematik. Und da soll die Aufgabe in derselben Zeit wie früher geleistet werden! Dazu kommt die infolge des unruhigeren Treibens der Gegenwart entschieden gesteigerte Nervosität. Deshalb lasse man seiner elterlichen Eitelkeit nicht die Zügel schießen und denke daran, daß der Körper nur so lange seine Funktionen gut erfüllen kann, als die geistigen Anforderungen nicht überspannt werden. Die Frage ist sehr ernst; man prüfe und beobachte, wie viel den Kindern zugemutet werden darf, ohne daß sie körperlich und seelisch Schaden leiden.

Ich bin am Schluß. Sollte ich bisweilen etwas derb zugegriffen haben, so bitte ich, mir das nicht übel zu nehmen, denn ich tat es, weil ich auf Grund praktischer Erfahrung zur Überzeugung gelangt bin, daß diese Dinge besprochen werden müssen, wenn wir vorwärts kommen wollen. Im Bewußtsein eigenen mangelhaften Könnens, aber zugleich im Bewußtsein dessen, daß wir unser Ziel hoch stecken müssen, habe ich es unternommen, auf bestehende Mängel hinzuweisen, und versucht, einige Hilfsmittel zu nennen. Manche andre Frage hätte noch angeschnitten werden können, ich mußte mich aber beschränken, da meine Darlegung schon ziemlich lang geworden ist und ich nicht mehr Raum beanspruchen durfte.

Drei Hoffnungen möchte ich schließlich aussprechen. Möge das Studium des Matthiasschen Buches manchem Fachgenossen dieselbe reiche Anregung und Stärkung bringen wie mir, möge richtiger Idealismus und die Freude am herrlichen Lehrerberuf bei uns immer mehr gekräftigt werden, möge endlich das Band zwischen Schule und Haus so fest geknüpft werden, als es möglich ist, zum Segen für unsre Jugend und unsre geliebte Heimat.

Über die gegenwärtige estnische Presse.

Von

P. **Gustav Haller.**

Wenn ein Wachstum der Presse auf ein Wachstum der Bildung schließen läßt, so muß man sich über die estnische Presse freuen, wenn man sieht, wie schnell sie im Verlauf von weniger als 50 Jahren herangewachsen ist. Leider ist diese Freude keine ungetrübte, denn der in der Mehrzahl der Blätter herrschende Ton beweist, daß die innere Bildung des Herzens und Gemüts, ohne die es wahre Bildung und Kultur nicht geben kann, nicht immer gleichen Schritt gehalten hat mit der äußerlichen Bildung des Verstandes.

Die ersten Versuche, eine estnische Presse zu begründen, sind von Pastoren gemacht worden, und zwar von A. W. Hupel 1766: „Lühikene ôpetus, milles kôiksugu inimeste ja lojuste arstimised teada antakse-kôik maarahwa heaks"; von Oldekop-Pölwe und v. Roth-Kannapäh 1806: „Tarto ma rahwa Näddali Leht"; und 1821 von O. W. Masing: „Marahwa Näddala-Leht". Diese Versuche scheiterten aber alle sehr bald, wohl wegen Mangel an Abonnenten. Als das Geburtsjahr der estnischen Presse kann man daher erst das J. 1857 bezeichnen, denn seit 1857 gibt es ununterbrochen estnische Zeitungen, und zwar erschienen 1857 zwei Wochenblätter, zu Anfang des J. 1903 dagegen erschienen zwei Tagesblätter, ein dreimal wöchentlich erscheinendes Blatt, 7 Wochenblätter und außerdem noch Fachzeitschriften, wie „Põllumees" (Der Landmann) und „Mesilane" (Die Biene) und einige regelmäßig herausgegebene Vereinsblätter, Festalbums u. dgl. Endlich erscheint auch noch in Nord-Amerika alle zwei Monate einmal ein estnisches

Blatt „Amerika Eesti Postimees“ (Estnischer Postbote in Amerika) unter Redaktion des Pastors H. Rebane. — Zum Schluß des J. 1903 hat sich die Zahl der Blätter noch um ein zweimal wöchentlich erscheinendes Blatt vermehrt und auch die bereits bestehenden haben sich zum Teil bedeutend vergrößert.

Im Folgenden will ich nun, einer Aufforderung der Redaktion der „Baltischen Monatsschrift“ folgend, versuchen, einen kurzen Überblick über die gegenwärtig bestehende estnische Presse zu geben, wobei ich die geschichtlichen Daten einem im sechten Hefte des Vereinsalbums estnischer Studierender[1] erschienenen Artikel entnehme.

Bei der Fülle des Stoffes und der Knappheit des mir zur Verfügung gestellten Raumes ist es mir natürlich nicht möglich, eine vollständig erschöpfende Charakteristik der einzelnen Blätter zu geben. Ich möchte nur, indem ich sie kurz beleuchte, die Aufmerksamkeit der deutschen baltischen Gesellschaft darauf lenken, daß die estnische Presse zu einem bedeutsamen Faktor im baltischen Leben herangewachsen ist, mit dem gerechnet werden muß. Diesen Faktor darf weder der Pastor übersehen, der, um seine Gemeinde wirklich kennen zu lernen, sich auch mit den verschiedenen sie beeinflussenden Strömungen bekannt machen will, noch der Gutsherr, der das Wohl seiner Leute im Auge hat und darum bestrebt ist, ihre Wünsche und Nöte kennen zu lernen. Diese würden übrigens gewiß mehr Berücksichtigung finden, wenn die estnische Presse sie nicht häufig in gehässigster Weise vorbrächte. Denn jetzt muß man sich oft durch einen Wust von ungerechtfertigten Gehässigkeiten und erlogenen Verdächtigungen hindurchlesen, um einige Wahrheiten zu erfahren. Es ist daher kein Wunder, wenn letztere nicht zur Geltung kommen, was doch entschieden wünschenswert wäre.

Mit meiner Arbeit möchte ich also einerseits dazu beitragen, die Aufmerksamkeit der deutschen Gesellschaft auf die wachsende Bedeutung der estnischen Presse zu lenken, über die man sich freuen muß, soweit sie das wahre Wohl des estnischen Volkes fördert. Anderseits aber möchte ich damit die christliche Gesellschaft auf eine ihr drohende Gefahr aufmerksam machen. Die estnische Presse treibt nicht etwa bloß nationale Propaganda, will nicht

---

[1]) „Eesti Üliöplaste Seltsi Album“. 6. leht. 1903.

bloß Rechte und Einfluß deutscher Autoritäten bekämpfen und beseitigen, es sind auch nicht bloß sozialdemokratische Ideen die in einzelnen Blättern eifrig verfochten werden, es ist vielmehr ein direkt unchristlicher Geist, der da öfters in allerlei Ausfällen zu tage tritt, die, soweit es nur hier zu Lande äußerer Umstände wegen möglich ist, das Christentum zu verdächtigen und lächerlich zu machen suchen.

Wäre es nicht endlich an der Zeit, daß alle Bewohner unsres baltischen Landes, die Gott geben wollen, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, kleinlichen nationalen Reibereien ein Ende machen und sich vereinen zu gemeinsamem Kampfe gegen Angriffe, die überhaupt jede Autorität zu untergraben drohen, die das schlichte Volk in seiner normalen, vorwärtsschreitenden Entwicklung irreführen und seinen gesunden Sinn vergiften, ja die auf Umstürzung der Grundlagen des christlichen Staates und der christlichen Gesellschaft hinzielen!

* * *

I. Das älteste unter den gegenwärtig erscheinenden Blättern ist der „Postimees" (Postbote). Er wurde am 5. Juni 1857 von J. W. Jannsen unter dem Namen „Perno Postimees" (Pernauscher Postbote) begründet mit der Tendenz, in friedlichem Geiste wirkend, die Volksbildung zu heben und das Volksleben zu bessern. Er gewann allmählich über 2000 Abonnenten. Als Jannsen 1863 aus Pernau nach Dorpat zog, übernahm die Redaktion des Blattes der Küster Lorenzsonn, der es bis 1880 redigierte und zuletzt nur noch 500 Abonnenten hatte. Seit 1880 begann der „Perno Postimees" unter der Redaktion von Lipp und Dr. E. Jannsen, angesteckt von der „Sakala", heftige Ausfälle gegen Gutsbesitzer und Pastoren zu bringen, lenkte aber bald wieder in friedlichere Bahnen ein. Er wurde 1886 von Dr. Hermann übernommen, nach Dorpat übergeführt, nun einfach „Postimees" genannt und 1891 in ein Tageblatt umgewandelt. Seit 1896 wird der „Postimees" von Cand. jur. J. Tõnisson unter Mitarbeit einiger livländischer Pastoren estnischer Nationalität redigiert und von andern Zeitungen für ein Pastorenblatt gehalten, wogegen er selbst jedoch protestiert.

Über die gegenwärtige Stellung des Blattes referiert ein Amtsbruder von mir folgendermaßen: „Der „Postimees“ will das „öffentliche Organ des estnischen Volkes“ (Awalik eesti rahwa healekandja) sein. So nannte er sich noch zu Anfang des J. 1903. Den Titel führt er jetzt nicht mehr, aus welchem Grunde, ist mir unbekannt. Doch daß er es ist, ist jedenfalls eine Illusion. Es ist nicht die Stimme des Estenvolkes, die hier redet, sondern die Stimme des gebildeten Esten, oder richtiger: einer Partei unter den gebildeten Esten. Und ebensowenig wie es die Meinungsäußerung des schlichten Mannes ist, so wenig ist es auch für den schlichten Mann. Ein Volksblatt im gewöhnlichen Sinne ist es nicht und will es auch nicht sein.

Von dem Gros der estnischen Presse unterscheidet sich der „Postimees“ immerhin ganz vorteilhaft dadurch, daß er nicht nur von Bildung redet, sondern sie auch durch einen verhältnismäßig vornehmeren Ton beweist. Alberne und witzlose Klatschereien, wie sie so häufig in andern Blättern vorkommen, habe ich im „Postimees“ nicht gefunden. Ich will damit nicht sagen, daß er überhaupt nicht schmäht; „Deutscher“ (Saks), „Gutsbesitzer“ (Mõisnik) und „Nordlivländische Zeitung“ sind auch ihm Begriffe, die er nicht ohne Erregung nennen kann. Aber die Angriffe sind doch mehr gelegentlich, er sucht nicht gerade nach schmutzigen Geschichten, die er seinen Lesern auftischen könnte; auch sind seine Angriffe doch immer mehr sachlich [1].

Daß es zwischen der deutschen Gesellschaft und der estnischen Presse Meinungsverschiedenheiten gibt, ist nicht zu verwundern. Es liegt eben eine ganz verschiedene Betrachtungsweise aller Verhältnisse vor. Der „Postimees“ sucht dem einmal in einem sehr

---

[1] [Es muß hier bemerkt werden, daß in letzter Zeit, nach dem Niederschreiben des oben wiedergegebenen Berichts, die antideutsche Haltung des „Postimees“ allerdings immer schroffer hervorgetreten ist. Das hängt mit der jüngsten Zuspitzung der nationalen Gegensätze speziell in der Embachstadt zusammen. Im übrigen darf eine Beurteilung der Haltung des „Postimees“ das Blatt selbst nicht mit seinem Redakteur Tönisson verwechseln und identifizieren. Der „Postimees“ war maßvoller als „Tönisson“; dieser ist persönlich in seiner Unreife und seinem verbohrten und unbesonnenen Übereifer der größere Hetzer gewesen, und zwar in seinen Eigenschaften als Stadtverordneter, als Präses des landwirtschaftlichen Vereins, als Vorstand des Vereins „Wanemuine“ usw.
Die Red.]

bezeichnenden Artikel auf den Grund zu kommen: „Woher kommen die Meinungsverschiedenheiten?" (1903, Nr. 8—10). Er kommt zum Resultat, die Meinungsverschiedenheit rühre daher, daß der Deutsche nach Macht strebt, der Este nach Recht, der Deutsche um die verlorene Macht trauert, der Este hierin nicht mit ihm trauern kann. Es liegt vielleicht manches Wahre darin, nur berücksichtigt der „Postimees" und die ganze estnische Presse nicht, daß auch die Macht eine Rechtsbasis haben kann und dann nur durch einen Rechtsbruch genommen wird, und daß auch das Streben nach Recht in unrechtmäßiger Weise geschehen kann. Ein stetes Hervorkehren des Rechts, wie der „Postimees" es gern tut, ist übrigens ein sehr bequemer Standpunkt. Wo es paßt, beruft man sich auf allgemeine Menschenrechte, um Sonderrechte zu bekämpfen, wo es paßt, stellt man sich auf den Rechtsstandpunkt der Gesetzesparagraphen, um eigene Sonderrechte zu schützen, und so ist man immer im Recht. Doch das tut ja nicht nur der „Postimees", — das ist allgemein menschlich.

Das Streben des „Postimees" geht auf volle Gleichberechtigung der estnischen Nation mit der deutschen. Aus diesem Streben erwächst auch der Kampf gegen die vermeintliche Nichtachtung des Estenvolkes und seiner Sprache durch viele deutsche Pastoren. Wenn ein Pastor sich nicht die Mühe nähme, ordentlich estnisch zu lernen, so dokumentiere er Nichtachtung seiner Gemeinde, seines Amtes, ja seines Glaubens, da ja in der lutherischen Kirche aller Nachdruck auf rechter Wortverkündigung ruht. Das beherzigenswerte Wahrheitsmoment dieser Ausführung wird übrigens abgeschwächt, wenn man aus demselben Artikel sieht, wie kleinlich, fast läppisch geurteilt wird: aus dem Gebrauche des Ausdrucks „Landvolk" (maa-rahwas — ein veralteter Ausdruck für „estnisches Volk"), oder „Landsprache" (maa keel) seitens eines Pastors deutscher Nationalität wird geschlossen, daß dieser vom Geiste des Heilandes nicht einen Hauch verspürt hat! Übrigens sind solche Artikel über die Sprache der Pastoren ganz vereinzelt.

Die Stellung des „Postimees" zur Kirche ist keine feindliche; er bekundet vielmehr ein gewisses Interesse für sie, doch auch hier steht die rechtlich geordnete Institution im Vordergrunde des Interesses. Er orientiert seine Leser über die ihnen zustehenden Rechte und Pflichten bei den Wahlen und sonstige kirchenrechtliche

Bestimmungen; er fordert rechte Sorgfalt in der Wahl der Konventsdelegierten: es müßten aufgeklärte Männer sein, die sich nicht von jedem ins Schlepptau nehmen lassen, z. B. sei die Wahl von Gemeindeschreibern zu Delegierten nicht ausgeschlossen. Die eigentliche religiöse Stellung des „Postimees" ist nicht klar ausgesprochen. Der Grundsatz der pietätvollen Berücksichtigung des religiösen Gefühls anderer kommt bisweilen zum Ausdruck; den kirchlichen Festen wird durch Gedichte christlicher Färbung oder dergleichen Rechnung getragen. Nach dem ganzen Ton und gelegentlichen Bemerkungen zu urteilen, scheint der Standpunkt modern-liberal oder religiös-indifferent zu sein. Über Kirche, Konfession und Religion steht ihm jedenfalls die Nation. — Ähnliche Berücksichtigung wie das lutherische Schul- und Kirchenwesen findet auch das griechisch-orthodoxe.

Das politische Glaubensbekenntnis scheint auch durchaus liberal oder sozialistisch zu sein. Bezeichnend ist, daß mit großer Ausführlichkeit über die ausländischen Genossenschaften, Streike usw. berichtet wird.

Besonders ist nun ferner das Bestreben des „Postimees" auf Bildung und Hebung des Estenvolkes gerichtet, zugleich auf Hebung des nationalen Bewußtseins. Da sind interessante Studien über Sitten und religiöse Gebräuche der alten Esten; da sind gute Artikel zur Hebung der Volksbildung und Wohlfahrt, so über Kindererziehung; auch die Bekämpfung der Trunksucht im Sinne der Abstinenz läßt er sich angelegen sein. Doch laufen auch solche Artikel unter, die nicht gerade zur Hebung der Bildung und Sittlichkeit einer doch wesentlich bäuerlichen Bevölkerung dienen, so z. B. einer über Entwicklung der Ehe von ziemlich tierischen Anfängen durch Polygamie oder Polyandrie zu der Ehe zwischen einem Manne und einem Weibe.

Im Feuilleton sucht der „Postimees", wie es scheint, mit der modernen Literatur bekannt zu machen; es finden sich meist Übersetzungen Moderner: so Frenssen, Zola, Maurus Jokai 2c., auch Originalskizzen in der modernen nebelhaften Art. Sittlich Anstößiges habe ich jedoch nicht bemerkt. Außerdem gibt er im Feuilleton Reisebeschreibungen, Briefe aus Paris usw. Die Volkswohlfahrt sucht der „Postimees" ferner durch Veröffentlichung von Vorträgen über landwirtschaftliche Fragen zu heben. Ganz

besonders berücksichtigt er endlich das Vereinsleben und die Pflege schöner Künste daselbst und erstattet eingehend darüber Bericht, so daß manche Nummern fast damit ausgefüllt sind."

Als Monatsbeilage bietet der „Postimees" ein von Pastor Bergmann gut redigiertes Kinderblatt, das hübsche Erzählungen und Bilder enthält. Der Abonnementspreis beträgt mit Zustellung 5 Rbl. jährlich.

*

II. Das zweitälteste Blatt ist der „Eesti Postimees" (Estnischer Postbote), im J. 1864 auch von Jannsen begründet. Dies Blatt begann zuerst sog. „vaterländische" Artikel zu bringen, indem es gegen Germanisierung polemisierte und das estnische nationale Bewußtsein zu heben suchte. Es mahnte zu Gründung von Vereinen, zu Kauf der Pachtstellen, zu Erweiterung des Schulprogramms (durch Naturwissenschaften) und Ausdehnung der Schulzeit usw. Er brachte zuerst heftige Ausfälle gegen die Geistlichkeit aus der Feder C. R. Jakobsons, dem jedoch 1870 das Blatt verschlossen wurde. Von 1870—1880 polemisiert es häufig gegen Jakobson, geht aber dann 1880—82 unter Grenzsteins Redaktion mit der „Sakala" Hand in Hand. Von 1882 an wird das Blatt wieder friedlicher, zuerst unter Dr. Hermanns (1882—86), dann J. Tülks (1886—93) Redaktion.

Seit 1893 wird der „Eesti Postimees" in Reval von August Busch herausgegeben. Als verantwortlicher Redakteur und Herausgeber zeichnet Busch auch eben noch, de facto ist aber das Blatt an ein Korsortium übergegangen, zu dem unter anderen auch der Redakteur des „Postimees" gehört. Es hat dieselbe Richtung wie der „Postimees", scheint sich mir aber von letzterem vorteilhaft dadurch zu unterscheiden, daß er in weniger schroffer Weise gegen die Rechte andrer Nationalitäten polemisiert und sich nicht nur estnischen, sondern auch deutschen Pastoren gegenüber fast aller Gehässigkeiten enthält.

Für 3 Rbl. jährlich bietet das Blatt recht viel. Es bringt außer politischen und Tagesnachrichten Leitartikel über Hausunterricht, Schulen, Aufgabe der Vereine &c., Belletristik unanstößigen Inhalts, Korrespondenzen aus allen Gegenden, natürlich mit besonderer Berücksichtigung des estnischen Vereinslebens, ein landwirtschaftliches und ein von Pastor Ederberg redigiertes Missions-

Beiblatt, in dem außer der Leipziger auch die finnische Heidenmission, sowie die verschiedenen Zweige der inneren Mission besondere Berücksichtigung finden.

Zum J. 1904 kündet der „Eesti Postimees" eine bedeutsame Veränderung an. Ohne Erhöhung des Preises will er von dann an statt einmal, zweimal wöchentlich erscheinen und in einem wissenschaftlichen Beiblatt belehrende Artikel über Geschichte, Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaft, Physik, Ackerbau, Rechtswissenschaft, Hygiene usw. bringen, um auf diese Weise es den Abiturienten der Dorfschulen zu ermöglichen, sich weiter auszubilden. Die Missionsbeilage dagegen scheint leider einzugehn, womit wohl eine Konzession den Hetzereien gewisser andrer estnischer Blätter gemacht wird, denen nichts so verhaßt zu sein scheint, als die Mission, d. i. das Werk der Ausbreitung des Christentums. — Im übrigen will der „Eesti Postimees" nach wie vor in friedlichem Geiste und sachlichem Tone nach Kräften die Volkswohlfahrt in kultureller und ökonomischer Hinsicht zu fördern suchen, den Grundsatz festhaltend: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt" (Rahu kasutab, waen kautab). Wo es das Volkswohl erfordert, will er stets fest auftreten und jedem offen die Wahrheit sagen, jedoch ohne Zorn und Haß. — Wenn das Blatt hält, was es verspricht, so wäre das sehr erfreulich.

*

III. Das drittälteste unter den gegenwärtigen Blättern ist das 1875 vom damaligen Pastor zu Keinis, später Superintendenten in Reval, A. H. Haller gegründete „Ristirahwa Pühapäewa leht" (Christliches Sonntagsblatt). Nachdem A. H. Haller zum Prediger zu St. Olai in Reval berufen worden war, übernahm 1877 die Redaktion des Blattes der Pastor zu Kusal, Woldemar Kentmann, und redigierte es — in den letzten Jahren im Verein mit seinem Sohne Wilhelm K., Pastor zu Goldenbeck — bis zu seinem Tode (1901). Danach behielt der Sohn die Redaktion des Blattes, und seit dem 27. April 1903 zeichnet als zweiter Redakteur der Pastor zu Haggers, Propst K. Thomson.

Das Sonntagsblatt, welches das kleinste und daher auch das billigste unter allen Wochenblättern ist (es kostete in der allerersten Zeit mit Zustellung 1 Rbl. 40 Kop., jetzt 1 Rbl. 70 Kop. jährlich), will natürlich keine politische Rolle spielen, sondern dem Volke für

einen wohl für fast alle erschwingbaren Preis eine gesunde christliche Lektüre bieten. Es gibt Schriftbetrachtungen, belehrende Artikel über Kirchen- und Schulwesen und Wohltätigkeitseinrichtungen, Erzählungen, Besprechungen neuer Bücher, Nachrichten aus dem In- und Auslande und Korrespondenzen aus den estnischen Kolonien in den inneren Gouvernements und in Sibirien und bringt in letzter Zeit, dem Beispiele der meisten andern estnischen Blätter folgend, auch Illustrationen, insonderheit Bilder von Kirchen und Pastoren.

Seit dem 23. November 1903 hat es sich, ohne den Preis zu erhöhen, bedeutend vergrößert, so daß sein Format nun doppelt so groß ist wie etwa das des deutschen St. Petersburger evangelischen Sonntagsblattes; es ist aber doch noch um ein Beträchtliches kleiner als das der andren teureren estnischen Wochenblätter.

*

IV. Im J. 1878 gründete C. R. Jakobson ein eigenes Wochenblatt, die „Sakala", und betrieb nun in rücksichtslosester Weise nationale Propaganda, Haß gegen die Deutschen säend und alle Autorität untergrabend, so daß einer seiner tüchtigsten Mitarbeiter, der als estnischer Schriftsteller rühmlichst bekannte Pastor Dr. Hurt sich bald von ihm abwandte und im „Eesti Postimees" das Vorgehn der „Sakala" verurteilte. Schon im nächsten Jahre wurde die „Sakala" freilich auf 8 Monate sistiert, es gereichte ihr jedoch nicht zum Schaden, da sie 600 Rbl. geschenkt bekam und die Zahl der Abonnenten gleich nach Wiedererlangung der Konzession von 2000 auf 5000 stieg. Von den russischen Blättern wurde die „Sakala" gerühmt, wohl nach dem Grundsatze: divide et impera, der leider auch heutzutage noch von einigen befolgt wird. Mit Jakobsons Tode (7. März 1882) verliert die „Sakala" zum großen Teil ihre Bedeutung und ihre Abonnenten und geht aus einer Hand in die andre.

Seit 1894 wird sie als ein „Wochenblatt für Politik, Literatur, Feld- und Handarbeit" von A. Peet in Fellin herausgegeben und redigiert (Abonnementspreis mit Zustellung 3 Rbl. jährlich). Dem Beispiele des „Eesti Postimees" folgend, hat es auch um die Erlaubnis nachgesucht, im J. 1904 statt einmal, zweimal wöchentlich zu erscheinen ohne Erhöhung des Preises, doch ist diese

Erlaubnis fürs Erste noch nicht eingetroffen. Das Blatt bringt Leitartikel über politische, soziale und ökonomische Fragen, politische und Tagesnachrichten und dergleichen mehr, was alle Zeitungen zu bringen pflegen. Der Ton des Blattes ist ziemlich derselbe geblieben, wie zu C. R. Jakobsons Zeiten. Es will jedem die „Wahrheit" sagen, soweit es ihm nur irgend gestattet wird, und behauptet deswegen mehr Feinde zu haben, als alle andern Blätter, weil eben niemand bittere Wahrheit gern höre. Es wäre jedoch unerläßliche, schon vom einfachsten Anstand diktierte Pflicht der Redaktion, die vielen schmutzigen Geschichten, die ihr berichtet werden, bevor sie sie veröffentlicht, auf ihre Wahrheit hin zu prüfen. —

Wie zu C. R. Jakobsons Zeiten, so polemisiert die „Sakala" auch jetzt noch öfters scharf gegen andre estnische Zeitungen. In der ersten Hälfte des J. 1903 warf sie zum Beispiel dem „Teataja" sozial-demokratische Hetzereien vor. Der „Teataja" forderte Beweise. Als diese seiner Meinung nach nicht geliefert wurden, verklagte er die „Sakala" nicht, wie er anfangs gedroht, beim Gericht, sondern erklärte nur, daß von nun an die „Sakala" für ihn nicht mehr existiere. Für die „Sakala" existiert der „Teataja" aber wohl noch, denn sie druckt gern aus ihm Artikel ab, in denen Gutsbesitzer oder Pastoren heftig angegriffen werden.

Im Feuilleton bringt die „Sakala" u. a. eine Übersetzung von Tolstois „Auferstehung", und Originale, in denen Adel und Geistlichkeit absichtlich in nichts weniger als freundlichem Lichte geschildert werden.

*

V. Als im J. 1882 der „Eesti Postimees" von Dr. Hermann übernommen wurde, gründete Grenzstein, der bekannte Verfasser der Broschüre „Herrenkirche oder Volkskirche?" in Dorpat ein eigenes Wochenblatt, den „Olewik" (Gegenwart). In der ersten Zeit trieb er darin nationale Politik, plaidierte für eine nationale Kirche, schuf viele neue Worte und stritt sich sehr viel mit andern estnischen Blättern herum. Im J. 1888, als Järw, der Redakteur eines anderen übertrieben nationalistischen Blattes, des „Wirulane" (Wierländer), auf 2 Jahre verschickt und sein Blatt sistiert wurde, gab der „Olewik" die nationale Propaganda auf und widmete sich hauptsächlich dem Kampfe gegen den Trunk. Letzteres ist übrigens

eins der wenigen Gebiete, auf dem erfreulicherweise in der ganzen estnischen Presse Einigkeit herrscht. Ob freilich dieses von seiten mancher Blätter außerordentlich scharfe Vorgehen gegen die Trunksucht nicht zum Teil dem Umstande zu verdanken ist, daß das Recht Krüge zu halten, hierzulande bis vor Kurzem den Großgrundbesitzern zustand, das möge hier dahingestellt bleiben.

Gegenwärtig wird der „Olewik" von K. Koppel nach wie vor einmal wöchentlich herausgegeben (Abonnementspreis mit Zustellung 3 Rbl. jährlich). Als Redakteure zeichneten noch zu Anfang des J. 1903 A. Grenzstein, J. Tilk und M(aria) Koppel, zum Schluß des Jahres aber nur die letztere. Die friedlichere Richtung, die der „Olewik" 1888 einschlug, hat er schon seit einiger Zeit wieder aufgegeben und kann wohl eben mit Recht als das allerunchristlichste unter den estnischen Blättern bezeichnet werden. Er plaidiert für übertriebene Frauenemanzipation, macht sich über die Leute eines Gebietes lustig, weil sie die Kirche fleißig besuchen und in gutem Einvernehmen mit dem Gutshof leben (Nr. 3*), desgleichen über einige Deutsche, die in Paris beim Einzuge des englischen Königs, als die englische Nationalhymne intoniert wurde, ihre Hüte abnahmen — das zeuge von mangelhaftem Freiheitsbewußtsein! (Nr. 19). In einem noch von Grenzstein geschriebenen, „Saat und Erndte" (Küli ja vili), betitelten Artikel wird geschildert, wie schön alles in Paris sei: Bei den größten Menschenansammlungen herrsche immer die herrlichste Ordnung. Polizei gäbe es eigentlich nur noch um der Fremden willen, kein Pariser denke mehr an Skandalmachen, Stehlen und dgl. — und das alles sei die Folge der so verschrieenen „neuen Weltanschauung", des sogenannten „modernen Heidentums"! Wie anders sähe es dagegen bei uns zu Lande aus, wo noch die alte Weltanschauung herrscht? (Nr. 3—4.)

Beständig polemisiert der „Olewik" gegen den Einfluß der Kirchen auf die Schulen und den Hausunterricht. Ein solcher habe den Schulen immer nur Schaden gebracht. In einem Artikel über Indien in Nr. 8 wird denn auch ganz klar jede Religion Betrug und ihre Diener unnütze Brotfresser genannt. Der Verfasser des betreffenden Artikels redet dort von indischen Fakiren und fährt dann auf S. 181 u. 182 folgendermaßen fort: „Im

*) Die angeführten Nrr. beziehen sich alle auf das J. 1903.

Christentum kommen auch ebenso, wie bei den Heiden, solche Betrüger — oder unnütze Brotfresser vor. Ebenso wie hier reden sie von Wohltun und Nächstenhilfe, tun das alles aber nur um ihres Beutels willen. Auch bei uns wird häufig Geld gesammelt für die indische Mission, aber was hilft das alles: eine Religion schwindet, eine andere tritt an die Stelle, der Betrug in einer Form hat aufgehört, wird aber noch viel schlauer eingeführt. — Wenn das Volk gelehrt werde, dies Leben als ein Jammertal zu betrachten (vgl. Psalm 84, 7), so geschähe das, weil „der Sklave dann am besten sei, wenn er außer Lumpen und Sattessen für sich weiter nichts begehre" (Nr. 17, S. 389).

Bei solchen Anschauungen des „Olewik" können wir uns nicht wundern, wenn wir fast in jeder Nummer heftige Angriffe auf die Pastoren finden. Prüft ein Pastor selbst die Hauskinder, so heißt es, er mache das schlecht entweder, weil er es nicht besser versteht, oder absichtlich, damit das Volk dumm bleibe. Fordert ein Pastor Leute aus dem Gebiete (sogen. laste loetajad) auf, ihm beim Prüfen der Kinder behilflich zu sein, so heißt es, er habe gut andere zu Liebesarbeit ermahnen, während er selbst im Fetten sitze (Nr. 4). Stellt ein Pastor Lehrkinder wegen Unkenntnis zurück, so heißt es, er wolle bestochen sein (Nr. 4).

Ich glaube des oben Angeführten ist genug zur Rechtfertigung der Behauptung, daß der „Olewik" ein unchristliches Blatt ist, und daß seine Angriffe sich nicht etwa nur gegen die lutherische Kirche oder gar nur gegen das Deutschtum richten, wie vielleicht manche glauben.

Anderseits muß jedoch zugegeben werden, daß der „Olewik" mehr als manches andre Blatt zur Hebung der Volksbildung durch belehrende Artikel beizutragen bemüht ist. Er sucht insonderheit die Leser in allerlei Rechtsfragen zu informieren.

Als Beilage gibt er monatlich kleine Broschüren belletristischen Inhalts heraus: Übersetzungen von Werken eines Sienkiewicz, Potapenko, Nashiwin, Lugowoi, und Originale, die das traurige Schicksal unehelicher Kinder Adliger, das üppige Leben der Pastoren im Gegensatz zur Armut ihrer Gemeindeglieder und andre Dinge in tendenziösester Weise schildern.

*

VI. Etwas früher noch als der „Olewik", im J. 1880, wurde der „Walgus" (Licht) in Wesenberg vom Verein „Kalewi poeg" begründet. Aber nachdem sich der Redakteur Lindenberg 1½ Jahre mit allen anderen Blättern herumgestritten und zuletzt auch seinen eigenen Verein beschmäht hatte, wurde er verklagt, das Blatt erschien ein halbes Jahr lang nicht und wird jetzt seit 1882 von J. Körw in Reval herausgegeben. Er hat, wie die Redaktion öfters betont, das Recht dreimal wöchentlich zu erscheinen, erscheint aber nur einmal in der Woche und kostet mit Zustellung 3 Rbl. jährlich.

Dies Blatt führte den schon von C. R. Jakobson angeregten Gedanken der Annäherung ans russische Volk näher aus, wußte viel Schlechtes vom deutschen Adel und der lutherischen Geistlichkeit zu erzählen, rühmte dagegen die Priester der orthodoxen Kirche und gewann viele Abonnenten, hauptsächlich in den untersten Schichten des Volkes. 1895 soll es 10,000 Abonnenten gehabt haben. Seit 1895 schwinden aus dem Walgus die Ausfälle gegen Adel und lutherische Geistlichkeit immer mehr und kommen jetzt nur noch vereinzelt darin vor.

Der „Walgus" bietet eben in seinem Hauptblatte fast nur Ausschnitte aus andern estnischen und deutschen Blättern, in jedem Beiblatte dagegen nicht weniger als 8—9 Schauder- und andere Romane. Die armen Leser bekommen also wöchentlich von ca. 9 Romanen je eine Fortsetzung von 1—2 Seiten zu lesen und werden so stets, natürlich auch zum Schlusse des Jahres, in neunfacher Spannung erhalten! Außerdem bietet das Beiblatt einige Witze und recht viele Illustrationen. Das Beste am Blatte ist eine landwirtschaftliche Beilage, die einmal monatlich erscheint.

*

VII. Seit 1883 erscheint der „Saarlane" (Oeseler), herausgegeben von Baron Saß. Da dies Blatt hauptsächlich wohl lokale Bedeutung für Oesel hat, so übergehe ich es hier. Es soll nach der von mir im Anfang angegebenen Quelle in politischer Hinsicht die Mitte halten zwischen den estnischen und deutschen Blättern.

*

VIII. Hauptsächlich nur lokale Bedeutung hatte auch der seit 1886 in Narva erscheinende „Wirmaline“ (Nordlicht), der auch Annäherung ans russische Volk anstrebte und an allen Deutschen viel auszusetzen hatte. Seine Bedeutung ist aber gestiegen, seit er 1899 von M. Neumann übernommen, nach Reval übergeführt und „Uus Aeg“ (Neue Zeit) genannt wurde und seit 1901 dreimal wöchentlich herausgegeben wird. Das jährliche Abonnement kostet mit Zustellung 3 Rbl. 50 Kop. Das Blatt behauptet eben 11,000 Abonnenten zu haben. Es hat seine frühere Richtung beibehalten, wenn man bei ihm überhaupt von einer bestimmten Richtung sprechen kann, denn seine Haupttendenz scheint die zu sein: möglichst viele Abonnenten zu haben. Da nun die Welt am liebsten Böses reden hört, so erzählt es mit Vorliebe davon, daß der Adel den Bauer bedrücke, betrüge und übervorteile, daß die Pastoren schlecht estnisch sprechen, in ihrem Amte faul und lässig seien, in den Schulen, seit diese den Inspektoren unterstellt sind — aus Opposition gegen die Regierung! — nur zum Schein prüfen (Nr. 49), die Sünde nur beim Bauern, nicht aber beim Gutsherrn rügen; daß im Diakonissenhaus die Patienten, speziell die estnischen, schlecht behandelt würden usw. Auch über seine Kollegen, z. B. den „Teataja“, redet der „Uus Aeg“ oft Böses, vergiftet aber vor allen Dingen dadurch die Phantasie seiner Leser, daß er, zwar weniger, aber womöglich noch sinnenerregendere Romane bringt, als der „Walgus“. Der Roman „Garibaldi“, der 1902 und 1903 unter der famosen Bezeichnung „geschichtliche Erzählung“ erschien, ist wohl das Urbild eines miserablen Hintertreppenromans. Doch bringt der „Uus Aeg“ dazwischen auch bessere Sachen, Übersetzungen aus dem Russischen u. dgl., hat auch zuweilen ganz belehrende Artikel.

Als Kuriosum sei erwähnt, daß der „Uus Aeg“ die Pastoren prinzipiell „pastorid“* nennt. Warum er das tut, sprach er in Nr. 52 mit folgenden Worten aus: „Der „Uus Aeg“ hat von dem Einfluß der Pastoren auf die Sache und Sprache des Volkes so wenig Gutes erhofft, daß er sie in der letzten Zeit stets „pastorid“ genannt hat, um damit daran zu erinnern, daß das ein Germanismus ist, von dem wir nichts zu erwarten haben.“

*) Gewöhnlich werden sie im Estnischen „kiriku õpetajad“ (Kirchenlehrer) genannt.

Er wurde dann vom „Teataja“ freundlichst darüber aufgeklärt, daß das ja eigentlich ein Latinismus sei.

Der „Uus Aeg“ will aber doch wenigstens ein christliches Blatt sein und bringt daher z. B. zu den hohen Festen deren christlichen Grundgedanken enthaltende Festgedichte oder Festartikel, während der „Olewik“ die christlichen Feste (an leitender Stelle wenigstens) mit Stillschweigen übergeht (vgl. die Osternummer 1903) und der „Teataja“ im Osterleitartikel (Nr. 76) nur vom Siegesfest der Lehre redet, die da forderte, daß die geistigen Schätze nicht nur Erbe eines einzigen Volkes sein dürfen und daß alle in Bezug auf ihr geistiges Streben auf gleicher Stufe stehen sollen.

*

IX. Der „Teataja“ (Anzeiger) erscheint in Reval als Tageblatt seit 1902 (oder Ende 1901 ?) unter der Redaktion zweier cand. jur.: K. Päts und M. Pang und kostet 5 Rbl. jährlich. Das jüngste estnische Blatt, die „Uudised“, weist in seiner ersten Nummer darauf hin, daß mit dem Erscheinen des „Teataja“ in der estnischen Presse und überhaupt in unserem öffentlichen Leben eine neue Periode begonnen habe. Es hat darin nicht Unrecht. Aber worin besteht denn das Neue, das der „Teataja“ gebracht hat?

Schon vor ihm ist in der estnischen Presse viel und eifrig gegen allerlei Vorrechte der privilegierten Stände in den baltischen Provinzen angekämpft worden, aber es geschah unter der Flagge nationaler Propaganda, sei es, daß Gleichberechtigung des estnischen Volkes mit dem deutschen oder Vernichtung spezifisch deutscher Institutionen zwecks angeblicher Annäherung ans russische Volk erstrebt wurde. Der „Teataja“ dagegen ist, ebenso wie die Sozialdemokratie, im Prinzip international. Er stellt sich zwar der nationalen Bewegung auch durchaus nicht feindlich gegenüber, legt aber den Hauptnachdruck nicht auf Hebung des Nationalitätsbewußtseins, sondern auf Hebung der ökonomischen und sozialen Lage des estnischen Volkes und zwar speziell der untersten Schichten derselben. Wenn er gegen Vorrechte ankämpft, so tut er es nicht, weil er für die estnische Nation Gleichberechtigung mit der deutschen anstrebt, es handelt sich für ihn vielmehr darum, daß überhaupt gewisse Vorrechte privilegierter

Stände schwinden. Er behauptet, daß der „Postimees" z. B. sich mit Unrecht für „liberal" (walameelne) ausgebe, denn er bringe nur der deutschen Gesellschaft gegenüber ein liberales Programm zur Geltung (Nr. 270). Der „Postimees" kämpfe bloß für die gebildeten Esten, „unsere Arbeit dagegen", sagt der „Teataja" (Nr. 1), beginnt bei den untersten Schichten des Volkes". Er will also in ganz anderem Sinne „liberal" sein, als der „Postimees".

In allerhand meist recht gewandt geschriebenen Leitartikeln sucht nun der „Teataja" zur Hebung der ökonomischen und sozialen Lage der unteren Schichten des Volkes beizutragen und hofft dadurch zugleich auch das sittliche Niveau derselben zu heben. — Wie sich der „Teataja" jedoch einen solchen ökonomisch und moralisch geförderten Bauern vorstellt, davon gewinnt man ein recht charakteristisches Bild, wenn man in Nr. 56 folgende Korrespondenz aus Helmet liest:

„Es gibt hier viele Bauerstellen, die dem Gute keinen Kopeken mehr und der Kreditkasse nur wenig schulden. Diese Besitzer fühlen sich auf ihren Stellen auch wirklich als Herren und halten es durchaus nicht für nötig, vor dem Gutsherrn die Mütze abzunehmen. Hier ein kleines Beispiel, wie der bäuerliche Besitzer mit dem Gutsherrn verkehrt:

Ein Wirt betritt das Empfangszimmer des Gutes.

Herr: Nun, was haben Sie nötig?

Wirt: Garnichts, ich kam nur sehen, ob der Herr den Schaden bezahlt, den seine Herde mir verursachte, oder ob ich beim Gericht klagen muß.

H. Die Gutsherde? Wann war das?

W. Jetzt, in den letzten Tagen.

H. Draußen ist Schnee, und die Gutsherde . . .?

W. Nu, die Hasen! noh!

H. Ach so! Was taten sie Dir denn?

W. Zwei Dutzend junger Apfelbäume haben sie im Garten zernagt.

H. Dann mache um den Garten einen Zaun.

W. Machen Sie um Ihr Vieh einen Zaun.

H. Puh, puh, — Du!

W. Sobald ich sie noch einmal in meinem Garten sehe, so wissen Sie, daß keins von ihnen mit dem Leben davonkommt.

Sprach's und ging lachend zur Tür hinaus.

Ähnliche Beispiele gäbe es noch viele, doch genug davon. Nicht der alte Sklavensinn allein zwingt den Menschen häufig zur Kriecherei, sondern seine ökonomische, bedrängte Lage, Mangel und Schulden. Aber nicht alle Wirte leben in so guten Verhältnissen, denn nicht alle Felder sind so fruchtbar rc."

So die Korrespondenz, die die Redaktion des „Teataja" ohne Widerspruch oder Erläuterung aufnimmt. Offenbar sieht also

auch sie in diesem Wirte den wohlsituierten Bauer, wie er sein muß, und würde ihn für einen Kriecher halten, wenn er höflicher wäre!

Da der „Teataja“ von einer Hebung der ökonomischen und sozialen Lage der unteren Schichten des Volkes auch deren moralische Hebung erhofft, so sollte man überhaupt meinen, daß er vom sittlichen Niveau der besser situierten Stände eine recht gute Meinung haben müßte. Es ist daher interessant zu sehn, welches Bild man z. B. vom Adel und dem Literatenstande gewinnt, wenn man die häufigen darauf bezüglichen Schilderungen des „Teataja“ liest. Das Bild, das ich danach gewonnen habe, ist ungefähr folgendes:

Der Adel ist mit wenigen Ausnahmen im höchsten Grade selbstsüchtig; denn er saugt seine Pächter bis aufs Blut aus. Um beim Abschluß der Kontrakte möglichst günstige Bedingungen für sich zu erreichen, scheut er sich nicht die Bauern direkt zu belügen (vgl. Nr. 35, eine Korrespondenz aus Fennern). Ja, es kommt sogar vor, daß Herren, die noch dazu Ehrenfriedensrichter sind und andere Ämter bekleiden, den Bauer mit List, Betrug und Tätlichkeit um 100 Rbl. zu betrügen suchen (Nr. 94, Korr. aus Wierland). Bei Schulbauten werden nur 500 Rbl. bewilligt, wo mindestens 1500 Rbl. gezahlt werden müssen (Nr. 76, Korr. aus Pölwe). Ferner ist der Adel höchst ungerecht und hält zähe an der „Altväterweise“ fest: ohne Untersuchung Strafen aufzuerlegen (Nr. 76, Korr. aus Neu-Fennern). Wie wenig der Adel auf gute Manieren hält, sieht man daraus, daß der Korrespondent des „Teataja“ Herr Wilde im Auslande nicht per „Herr Baron“ angeredet wurde, wie die meisten Fremden, sondern meist „Herr Doktor“ genannt wurde, denn „an seinen höflichen und anständigen Manieren habe jeder sofort erkannt, daß er kein Baron sein könne!“ (Nr. 205).

Nicht besser als der Adel ist die Geistlichkeit: Die Pastoren ertöten, womöglich absichtlich, die Lernlust der Jugend, indem sie schon von 7—8jährigen Kindern das Auswendiglernen des Katechismus und biblischer Sprüche verlangen (Nr. 22 u. a.); sie donnern nur gegen Schnaps, aber nicht gegen Bier, denn dieses habe einen andern „Herrn“ (peremees) und keine Krähe hacke der andern die Augen aus (Nr. 48); aus demselben Grunde beteiligten

sie sich nicht an der Gründung von Mäßigkeitsvereinen (Nr. 55). Dem „Postimees“ macht der „Teataja“ zum Vorwurf, daß er nur alle deutschen Pastoren untüchtig finde, und verwahrt sich dem Vorwurfe gegenüber, als nähme er damit für die Deutschen Partei, mit den Worten: „Wenn einer auf die pferdestehlenden Zigeuner schimpft, und ein anderer dazu bemerkt: unsere Pferdediebe seien nicht besser, heißt das: den Zigeuner in Schutz nehmen?“ (Nr. 18). Kurz, alle „Schwarzröcke“ (Nr. 105) sind also offenbar nicht viel besser, als pferdestehlende Zigeuner.

Etwas besser sind die Ärzte, doch auch unter ihnen befinden sich Subjekte, die nichts weiter tun, als rauchen, Thee trinken und Zeitung lesen. Und wenn dann ein solcher zu einem Kranken gerufen wird, sei es auch im dringendsten Falle, so sagt er kaltblütig, er habe keine Zeit, und raucht, trinkt und liest weiter (Nr. 213). — Der Lehrerstand mag ein recht guter sein, aber die Taubstummenlehrer taugen jedenfalls nicht viel. Wenn sie in Städten ihre Zöglinge höheren Orts vorführen, so betrügen sie, indem sie ihre Kinder verstecken und statt ihrer hörende Schulkinder präsentieren (Nr. 217). — Unter den Advokaten gibt es sehr tüchtige. Wenn das Volk trotzdem häufig bei Winkeladvokaten Hilfe sucht, so liegt es daran, daß es von früher her ein Vorurteil gegen Advokaten hat. Früher waren es nämlich Deutsche, und von denen erhoffte es nichts Gutes, weil die meisten bloß ihre eigenen Standesinteressen im Auge hatten. Dies Vorurteil ist jetzt unberechtigt, seit es auch Advokaten estnischer und lettischer Nation gibt (Nr. 65). — Die Redakteure unterhalten ihre Leser mit Ammenmärchen oder dgl., statt wichtige Tagesfragen zu besprechen und an dem Bestehenden Kritik zu üben. Doch gibt es darunter natürlich auch sehr tüchtige, ebenso wie unter den Advokaten.

Das ist so das Bild, das ich nach den Schilderungen des „Teataja“ vom Literatenstande gewonnen habe. Es entspricht ungefähr dem Bilde, das ausländische sozialdemokratische Blätter von den besser situierten Ständen zu entwerfen pflegen. Wie die Sozialdemokratie darauf kommt, dies Bild so schwarz zu malen, ist leicht zu verstehn. Sie beherzigt eben die Lehre ihres Meisters Karl Marx, der in seinem Buche „Das Kapital“ sagt, daß eine neue, bessere sozialistische Ordnung nur durch eine Revolution

herbeigeführt werden könne. Diese sucht nun die Sozialdemokratie durch ihr Hetzen gegen alle privilegierten Stände hervorzurufen. Unerklärlich ist es dagegen, wie der „Teataja“ darauf kommt, von einer Hebung der ökonomischen und sozialen Lage des Volkes eine Hebung seines sittlichen Niveaus zu erwarten, wenn die privilegierten, besser situierten Stände wirklich so abschreckend sind, wie er sie schildert. Hier scheint mir in seinem Vorgehn eine Inkonsequenz zu liegen. Er müßte entweder den Grundsatz, daß durch ökonomische Verbesserung das Volk am besten gefördert werde aufgeben, oder aber zugeben, daß seine Schilderungen der besser situierten Stände eine bewußte Fälschung der Wirklichkeit sind.

Auf Grund dieses inneren Widerspruchs und dieser Ausfälle hört man dem „Teataja“ von manchen ungefähr dasselbe vorwerfen, was Graf Bülow kürzlich im deutschen Reichstage Bebel sagte: „Wo sind denn eure positiven Leistungen? Ich sehe nur fortgesetzte wüste Kritik, ununterbrochenen Appell an die niedrigsten Instinkte, blinden Fanatismus, vollständiges Fehlen der Innerlichkeit, des Zartgefühls, der Ehrerbietung“. Daher wird auch der „Teataja“ von einigen für ein extrem sozialdemokratisches Blatt gehalten, während er doch offenbar bloß „liberal“ sein will.

Als in Anlaß des Marienburgschen Prozesses die deutsche Presse an die estnische die Forderung stellte, dazu beizutragen, daß das Volk gesetzlich bestehende Einrichtungen (wie das Patronatsrecht) respektieren lerne, kam der „Teataja“ (Nr. 237) dem folgendermaßen nach: „Also, liebes Estenvolk, wisse, daß das Patronatsrecht ebensolch ein Privatrecht ist, wie das frühere Krugsrecht. Wie der Patron das Recht hat sich seine Bedienten auszuwählen, so kann er es auch mit den Pastoren machen. Dagegen Selbsthilfe anzuwenden ist Gesetzesübertretung und kann nicht ungestraft bleiben. Der Marienburgsche Prozeß bietet dazu die beste Warnung. Jeder weiß es ja, daß es gesetzwidrig wäre, wenn jemand eigenmächtig dagegen auftritt, wenn der Gutsbesitzer sich Michkel oder Jaan zum Hundejungen nimmt oder Ado zum Krüger, denn der Gutsbesitzer hat dazu volles Recht; genau dasselbe Recht hat der Patron für *seine* Kirche einen Pastor zu berufen.“ — Zum Schlusse desselben Artikels sagt dann der „Teataja“, er wolle das Volk auch darüber belehren, ob die „sogenannten“ Kirchenabgaben vor dem Rechte bestehen, nämlich

„warum jemand auf privatrechtlichem Gebiete zu Gunsten des Privateigentums oder der Untergebenen eines Andern Verpflichtungen haben soll".

Charakteristisch für die Stellung des „Teataja" zur modernen Frauenbewegung ist ein Ausspruch in Nr. 92. Er berichtet dort, daß im letzten Jahre in Australien an den Parlamentswahlen mehr weibliche als männliche Wähler teilgenommen haben, und sagt in diesem Anlaß: „man muß sagen, Australien ist eben dasjenige Land, das an der Spitze der ganzen Welt den Weg der Freiheit und des Fortschritts geht."

Die Stellung des „Teataja" zur christlichen Religion ist schon oben im Anlaß des Osterleitartikels angedeutet worden. Religion ist seiner Meinung nach wahrscheinlich Privatsache, aber keine sakrosankte. In Nr. 147 zitiert er eine Stelle aus dem lettischen Blatte „Peterb. Awis.", in der ein Pastor G. in S. nach Afrika gewünscht wird; dort hätte er ein weites Arbeitsfeld, denn es gäbe da gewiß viele, die „noch nicht einmal: Komm, Herr Jesu, sei unser Gast! zu jorren verstehn", und die S'sche Gemeinde werde froh sein, ihn loszuwerden. Daran knüpft der „Teataja" die Bemerkung: „Auch bei uns zu Lande gäbe es genug Schwarzröcke, die man nach Afrika zu den Heiden senden könnte, daß sie dort die schwarzen Seelen der schwarzen Menschen mit dem teuren Lichte des christlichen Glaubens übergössen." So spricht wohl niemand, der Achtung vor der christlichen Religion hat und das Volk lehren will.

Das Feuilleton des „Teataja" ist realistisch gehalten und schildert öfters, wie solche, die irgend welche Gewalt in den Händen haben, sie mißbrauchen. Es enthält außer Übersetzungen recht viele Originale und ist gewandt redigiert.

Endlich gibt der „Teataja" zweimal monatlich als Beilage ein Witzblatt mit Karrikaturen von Gutsbesitzern, Stadtverordneten, Pastoren usw. und allerlei das öffentliche Leben bekrittelnden guten und schlechten Witzen heraus. Im J. 1904 will er das Witzblatt wegen Mangel an Stoff nur noch einmal monatlich herausgeben, aber dafür ebenso oft auch ein Beiblatt wissenschaftlichen oder belletristischen Inhalts.

*

X. Am 20. Nov. 1903 hat in unsrer Universitätsstadt noch ein neues estnisches Wochenblatt, die „**Uudised**“ (Neuigkeiten) zweimal wöchentlich zu erscheinen begonnen. Als Herausgeber zeichnen P. Speek (ein früherer Mitarbeiter des „Olewik“) und M. Martna, als Redakteure ersterer und Dr. N. Kawakiwi. Der Abonnementspreis beträgt mit Zustellung 3 Rbl. jährlich. In dem höheren Orts bestätigten Programme des Blattes ist laut einer Mitteilung des „Teataja“ (Nr. 85) u. a. gesagt, daß er Artikel bringen will, die „die Annäherung der Esten an Rußland zum Ziele haben und sie mit Rußland, seiner Geschichte und seinem gegenwärtigen Zustande bekannt machen wollen.“ Dem suchen die „Uudised“ gleich in der ersten Nummer nachzukommen, indem sie ihre Leser in einem belehrenden Artikel über die Semstwo-Institutionen informieren (in der das dicke Ende viel zu sehr in den Händen der Gutsbesitzer sei). An erster Stelle aber bringt das Blatt einen Artikel unter dem Titel: „Ein Blick in die sozialen Zustände unseres Landes“ (Pilk meie maa seltskondlikkudesse oludesse). In diesem Artikel kommt also offenbar die Haupttendenz des Blattes zum Ausdruck.

Es wird da ausgeführt, daß in neuerer Zeit dem Konservatismus, der vor **keinem Mittel** zurückscheue, um seine alten Vorrechte (wie Landtag, Patronatsrecht, Kirchspielskonvente) zu schützen, ein liberales Bürgertum in Stadt und Land gegenübergetreten sei. Aus letzterem sei ein freisinniger Literatenstand entsprossen, der mit ihm Hand in Hand gehe und seinen sozialen Bestrebungen gern einen nationalen Anstrich gebe, um dem Volke zu gefallen. Die geschichtliche Bedeutung des Liberalismus bestehe darin, daß er im Kampfe gegen den Konservatismus allerlei veraltete Vorrechte zerschmettert habe. „Jedoch ist der Liberalismus nicht der letzte Schritt im Fortschreiten des sozialen Lebens, sondern das gemeinsame Leben erzeugt andre Strömungen, die mehr Fortschritt zeigen und mehr Trost für die Zukunft geben, als der gegenwärtige Liberalismus.“ Dieser habe nämlich den Fehler, daß er die Arbeit dem Kapitale zum Opfer fallen lasse. Der Kapitalismus zeige auch bei uns bereits seine schlimmsten Schattenseiten: die Arbeitszeit dauere so lange als nur irgend möglich, im Sommer gar 18 Stunden, die Arbeiterwohnungen auf dem Lande seien in einem unsagbar elenden Zustande, die Ernährung

schlecht. Wegen Zeit- und Geldmangel schreite die Arbeiterbevölkerung auch in der Bildung nicht fort. Die Arbeit gegen die Übermacht des Kapitals in Schutz zu nehmen, sei eine große, herrliche Aufgabe.

Nach diesem Artikel zu urteilen, wollen die „Uudised" ähnliche Ziele verfolgen wie der „Teataja". Dem entsprechend wird auch, ebenfalls in der ersten Nummer, unter der Überschrift „Aus andern Blättern" (Teisteſt lehtedeſt) die Wirksamkeit des „Teataja" sehr lobend hervorgehoben und von den andern Revalschen Blättern gesagt, sie brächten ihren Lesern hauptsächlich „aus andern Sprachen übersetzte Blut- und Schauerromane, Missionsblätter und mehr dergleichen Kram." Auch bringt die 1. Nummer einen Artikel von K. Kotsar: „Schutzlose Mieter" (Kaitseta üürnikud), den Anfang einer Novelle von E. Peterson unter dem Titel „Ein Volks-Erleuchter" (Rahwa-walgustaja), in der offenbar die lächerlich geschilderte Figur eines Küsterlehrers die Hauptrolle spielt, ferner eine Skizze unter dem Titel „Auch eine Statistik" (Kah arwustiku tegemine), in der die Art und Weise lächerlich gemacht wird, wie von Seiten der Kirchenvorsteher die Zunahme von Verbrechen im Lande konstatiert werden soll, einen ernsten Artikel über Statistik von J. Sarw und allerlei Nachrichten aus dem In- und Auslande. — Kurz, gleich die erste Nummer ist charakteristisch.

*

XI. Zum Schluß möchte ich noch kurz ein estnisches Familienblatt, die „Linda", erwähnen. Es wurde 1887 von Lilli Suburg begründet und wird gegenwärtig von H. Prants und A. Jürgenstein unter Mitarbeit des Redakteurs des „Postimees", J. Tõnisson, redigiert und einmal wöchentlich in Heftform mit farbigem Umschlag herausgegeben. Das Abonnement kostet mit Zustellung 3 Rbl. jährlich. Das Blatt bietet in recht guter Auswahl Belletristisches, Gedichte, Bilder, belehrende Artikel, Kritiken, Rätsel, Humoristisches, politische Telegramme, Nachrichten aus dem In- und Auslande und — leider — einen kurzen Extrakt aus den Polemiken andrer Blätter, durch den öfters ein polemisch-gehässiger Zeitungsstil in das sonst recht vornehm gehaltene Familienblatt hineingetragen wird. Außerdem hat es eine hygienische, von Dr. med. H. Koppel redigierte Beilage, bietet also dem gebildeten Leser recht viel.

Daß dies Blatt einen genügend großen Kreis von Abonnenten gefunden hat, ist auch mit ein Beweis, daß das estnische Volk aus dem Stadium heraus ist, wo jeder, sobald er eine höhere Bildung erlangte, damit zugleich zu einer andern Nation überging. Es ist jedenfalls an der Zeit, die Meinung, die sich schon lange überlebt hat, ganz zu Grabe zu tragen, daß ein Este nicht Este bleiben und dabei doch gebildet sein könne.

Sylvester.

Komm, vergiß einmal all die Geschichten!
komm und begrab einmal all den Kram!
es sind ja doch nur Lumpereien,
die einem nur das Herz zerquälen,
die einen nur müde machen und lahm!

Die Menschen sind so, ich weiß es wohl;
statt fröhlich und guter Dinge zu sein,
vernörgeln sie sich die schönsten Stunden
mit törichten, kindischen Hetzerein.
Sie möchten es selbst nicht, wenn man frägt..
sie sehnen sich, harmloser sein zu dürfen,
sie nennen es Unrecht, Schande und Hohn
und möchten heraus aus all dem Gezänke..
und kommen doch nicht los davon...
und wenn man so zusieht, wie sie allmählich
mutloser werden, trüber und trüber..

Mein Gott, man könnte weinen drüber!

Lebt mit mehr Freude! ach, ich möcht's
groß wie die Sonne an den Himmel schreiben,
daß es wie Feuer in die Herzen loht..
lebt mit mehr Freude und ohne die Not
und ohne den Haß und ohne den Neid,
an den ihr das halbe Leben verpaßt..
macht's euch zu Lust und nicht zu Last!
lebt mit mehr Freude,
lebt mit mehr Rast!

Aus Cäsar Flaischlens
„Lehr- und Wanderjahren des Lebens“.

Kulturgeschichtliche Miszellen.

Livländische Schlösser und Güter Ao. 1624.

In welchem Zustande sich im J. 1624, nachdem der größere Teil des Landes vom Kg. Gustav Adolf von Schweden den Polen entrissen war, die Baulichkeiten einer Anzahl „königlicher Häuser" in Livland befanden, darüber lassen sich den Protokollen der damals, noch mitten im Kriege, im Auftrage der schwedischen Regierung ausgeführten Revision recht interessante Daten entnehmen, die wir nachstehend wiedergeben. Die Originalprotokolle, die unsren Angaben zu Grunde liegen, befinden sich im Reichsarchiv zu Stockholm (ein zweites Exemplar übrigens auch im livländischen Ritterschaftsarchiv), und führen den Titel: „Ordnunge und Vorzeichnus der kgl. Heuser im Stift Riga und in Liefland laut gehaltener Revision Ao. 1624". Jedes einzelne Protokoll ist von den Revisoren unterzeichnet und untersiegelt; als solche fungierten die livländischen Edelleute Heinrich v. Ungern von Assoten, Heinrich Rehbinder, Engelbrecht v. Tiesenhausen und Magnus Nieroth, als Sekretär Johannes Elert. Im Ganzen wurden 33 „Häuser" revidiert, wobei namentlich die Anzahl der besetzten und wüsten Haken katastriert, bei manchen auch die Zahl der früher und jetzt dort vorhandenen Bauerschaft angegeben wurde. Wir berücksichtigen hier nur die Protokolle, in denen sich Angaben über den Zustand der vorhandenen Baulichkeiten vorfinden.

Das **Haus Treiden** (revidiert 15. Okt. 1624). Vom Statthalter Gerd von Löwenwolde um des Schlosses Mauer eine Laufwehr gebaut, 3 Pforten und ein Blockhaus; eine Badestube; in der Mauer eine Kammer an der Erde und oben ein Losament; inwendig ein Gewölbe, das unfertig war, ausgebaut; vorn ein Stenderwerk, das ohne Dach und unvollendet geblieben; die Stube mit einem Kachelofen und Schonstein, ein Tisch, notdürftige Bänke, ein Schapf mit 3 Luften; die Beikammer hat einen Schonstein mit eisernen Schwelt und Kachelofen; ein großes Fenster. — Über der Kammer ein Gemach mit Schonstein und

Kachelofen; in der Stube Fenster mit 2 großen Luften, welche neu eingebrochen sind, — dabei eine Kammer mit Fenstern, Schonstein und Kachelofen und 1 Privat neu angebaut.

Das **Haus Segewold** (rev. 19. Okt. 1624), liegt jetziger Zeit öde und wüste und ist ganz verfallen. Als Hermann Wacker das Haus und Gebiet Segewold Ao. 1622 zur Arrende einbekommen, hat er vor dem Hause von Balken eine Herberge mit einem Vorhause, Back- und Kachelofen, auch einen Schonstein aufsetzen und bauen lassen, sowol auch eine neue Badestube verfertigt.

Das **Haus Kremon** (rev. 17. Okt. 1624). Das Haus und Schloß Kremon ist Bertram Holtschner, polnischen Kastellan zugehörig gewesen, ist ausgebaut. Noch im Stocke ein Gewölbe, so noch mit einem Schonstein, ohne Fenster, fertig, darunter ein fertiger gewölbter Keller ist und bei dem Gewölbe eine Kammer von Balken aufgesetzet. Im Hause eine kleine Herberge mit einer Tür und Fenstern. Eine gewölbte Küche. 2 von Holz gebaute Klehten. Im Garten 2 Stuben aus Balken nur mit einer Tür, ohne Fenster. Vor dem Haus eine fertige Riege zum Dreschen.

Das **Haus Neuer-Mühlen** (rev. 22. Okt. 1924). Das Haus ist an ihm selbst eine feine Festung gewesen, aber durch die Kriegsleute zu etzlichen Malen ausgebrannt und verwüstet. Jetzt sind auf dem Hause nur 3 alte gewölbte Kammern, darin man wohnen kann und etzliche Keller, die man zur Not gebrauchen kann.

Das **Haus Ritau** (rev. 12. Nov. 1624). Das Haus Ritau ist ein alt verfallen Haus und von J. kgl. Mt. dem Herrn Obersten Christofer Afferson verlehnet. Auf dem Hause ist eine neue kleine Herberge gebauet mit Türen, Bänken und Tischen, gegenüber ist eine alte Herberge, 1 Viehstall von 4 Faden; 1 Pferdestall; 1 Badstube; 1 Stube für die Soldaten; 1 Küche.

Das **Haus Groß-Roop** ist öde und wüst, nur zwei kleine Kammern von 2 und 3 Faden, 1 Keller, 1 alte Küche, 1 alte Badstube ohne Dach und 2 Rieen.

Das **Haus Lemburg** (rev. 7. Nov. 1624). Die Vorburg ist ganz destruiert, der Stock hat 4 hohe Mauern, in welchem eine Herberge mit Kachelofen und Vorhaus, in der Herberge Bänke und Tische. Im Stock auch 1 alte Kornklehte, in der Vorburg 1 Malz-Riege; außerhalb im Felde 2 fertige Riegen.

Rodenpois (rev. 9. Aug. 1623). Das Haus Rodenpois ist ganz verfallen und stehen nur 4 ganz baufällige Mauern. Es haben aber die Jesuiten auf der anderen Seite der Bechen eine feine hölzerne Herberge mit 1 Vorhaus und Beikammern gebaut, um welche Heinrich Buttler eine Stackete gezogen und 1 Badstube und 1 alten Stall daneben angesetzet. Außerhalb neben der Stackete sind 2 Viehställe und über dem Acker eine fertige Riege.

Das **Haus Allasch** (rev. 21. Okt. 1624). Die Herberge, welche Herr v. Dahlen erbauen lassen, ist fast baufällig, hat 1 Stuben, 1 Beikammer, die nicht gebraucht wird, 2 Beikammern mit je ein Schonstein, 1 Bettstatt und Fenstern; 1 kleine Speisekammer, alle mit allen Fenstern und Türen, 1 Keller. Ao. 24 ist an der Herberge ein neues Vorhaus gebaut; im Hof 1 alte Badstube, 1 kleines Vorhaus, 1 alter Pferdestall; 1 alte ganz baufällige Herberge; 2 alte Kornklehten unter 1 Dach, Tür ohne Hängen; 2 neue Riegen und Vorriege 5 Faden und 6 Faden; 1 Vorhaus mit 1 Backofen; 2 Kuhställe; etwas entfernt vom Hofe 1 fertige Riege mit 1 Gange.

Das **Haus Dahlen** (rev. 28. Okt. 1624), ist ein altes Haus mit etlichen alten, doch mehrenteils verwüsteteten und verfallenen Gemächern. Der Herr Graf und Feldherr hat es renovieren, vermauern und etliche Gemächer verbessern lassen wie folgt: 1 Saal, 1 Beikammer und 1 Schlafkammer mit Privat, zwischen Saal und Gemach 1 Vorhaus, alle Gemächer mit neuen guten Pflaster von Kalk und die Böhnen von neuen Balken belegt, in allen seine Schornsteine, neue Fenstern und Türen und sollen in Kurzem auch überall neue Kachelöfen gesetzt werden. Unter diesen Gemächern im Stock liegt zur linken Hand eine alte Rüstkammer, die Treppe hinunter ist mit Lehnen und Dreiwerck darin; zur rechten Hand ist ein großer Rembter mit 1 Beikammer und 1 fertige Küche, neben dem Rembter werden 2 Kammern angefertigt. Aus dem dem Stock rechts ist 1 kleine gewölbte fertige Küche und an der Pforte des Stockes 1 Backkammer noch im Bau. Zwischen beiden Pforten, wenn man die Treppe kommt, wird ein neuer Rembter verfertigt mit 1 Kachelofen, unter dem Rembter 2 Keller. Noch sind im Stock 2 wüste Keller angefertigt mit festen eisernen Türen und Schlössern. Im Brauhause 1 Backofen und 1 Braukessel eingemauert von 6 Tonnen; 1 Kornklehte mit Vorhäuschen. Das Dach ist halb neu, halb gebessert. Das Staketenwerk mit 3 Pforten und außerhalb 1 Fallpforte. 2 Pferdeställe, 1 Garnisonhaus für die Soldaten mit Vorhaus; auf dem Felde ist eine dobbelte Kornriege.

Das **Haus Salis** (rev. 21. Nov. 1624.) Als das Haus Salis am 7. Aug. 1621 eingenommen wurde hat der Hauptmann Claus Möller folgendes bauen lassen: 1 Stube, 2 Kammern mit Vorhaus, 1 Kammer mit Kachelofen und 6 Fenstern, 1 Keller, noch 1 Stube mit 1 Kammer und Vorhaus mit 1 Back- und Kachelofen, mit 4 Fenstern, 2 Häuser auf dem Walle für die Soldaten; 1 Stube mit 1 Fenster; 1 Viehstall; 1 Pferdestall mit 8 Lateren; 3 Kornhäuser; 1 Badstube; 1 Pforte von Balken in den Wall gebaut.

Das **Haus Rabben** (rev. 28. Okt. 1624). In Einnehmung des Hauses Ao. 1622 hat Arendt Bilwebeek vorgefunden (auch von ältesten Bauern berichtet und Starosten): Auf dem Schloß in einem alten Turm ein mit Rohr und Stroh gedecktes Gewölbe, 1 Keller, dessen Böhne von Holz und Balken, die Tür mit 1 Krampfen. Unter dem Hause ist der Hof, wo eine alte Herberge mit 1 Beikammer und Vorhaus, 1 kleine Vorkammer, alles ohne Fenstern mit 1 alten baufälligen Kachelofen und im Hause 1 alter Backofen; die Türen mit ledernen Hängen; 1 kleiner alter Stall, fast verfault, ohne Dach. 1 alte Badstube ohne Ofen; 1 alte baufällige Mühle; außerhalb dem Hofe 1 baufällige Riege mit Vorriege und noch 1 Riege, welche der Verwalter hat bessern und 1 Ofen darin machen lassen — Auch hat der itzige Verwalter Arendt Bilwebeek am Hof und Gut angewandt: an Herberge, Kammern im steinen Hause und Badstube 12 Fenster, noch im steinen Haus, Keller, in der Herberge und Riege Krampfen und Hängen und hängende Schlößer gekauft. 1 neue Küche mit Lubben decken lassen; 1 Pferdestall neu aufgebaut; den Garten und Hof mit gutem Zaunholz verzeunen lassen. Ohne der Bauern Arbeit auf eigene Unkosten. 1 neue Riege mit Vorriege von 5 Faden gebaut.

Das **Haus Wainsel** (rev. 14. Okt. 1624). Der Hof ist mit 1 Stacket umbzeumt und sehr baufällig, 1 Herberge von 6 Faden mit 1 Vorhause, Beikammern mit 2 Türen mit eisernen Hängen, ohne Fenstern, in der Stube 1 Tisch und an den Wänden Bänken. 1 Kornkleth von 4 Faden; außerhalb den Staketen 1 Pferdestall für 16 Pferde; 1 Badstube von $2^1/_2$ Faden mit 1 kleinen Vorhause; 2 Riegen; 1 Viehstall.

Die **Häuser Uexküll** und **Kirchholm** (rev. 23. Aug. 1624). Das Haus Uexküll ist ganz verfallen. Vom Bischof Schencking an der einen Seite vom Hause eine Kirche gebaut, so jetzo im vollen Bau mit fertigen Fenstern steht, genannt die Uexküllsche Kirche. Der Hof ist von geringen Staketen umgeben, darinnen eine alte Herberge an beiden Enden fertige Stuben mit Fenstern, Kachelofen, Tischen, Bänken. Die übrigen Katen im Hofe sind ganz verfallen; außerhalb ist eine fertige gedobbelte Riege.

Das **Haus Kirchholm** ist ganz verfallen, der Hof ist von kleinen Staketen umringt; 1 Herberge nebst 2 Kammern mit Fenster, fertige Türen, 1 Kachelofen mit 1 Schornstein; im Hause 1 Schornstein und Backofen; 1 dobbelte Riege; 2 Kuhställe.

Das **Haus Lude** (rev. 17. Sept. 1624). ist dachfest; alle Gemächer ohne Türen, Fenstern und Schlengen; hinter dem großen Saal in einer Kammer ist noch ein Kachelofen. Die alte Herberge vor dem Hause ist ganz baufällig; 1 Badstube mit 1 Vorhause; 2 Riegen, welche gebauet und gebessert sind; 1 Mühle mit 1 Gange.

Der **Hof Wohlfahrt** (rev. 13. Sept. 1624). Der bemauerte Hof ist mit 1 guten Dach verwahrt; im Hause ist die Lage verrottet, gestützet und neigt sich zum Fall, wie auch in den Stuben. Vor dem Steinhaus ist ein Gemach mit doppelter Stube gebaut, welches ganz baufällig; auch die Klehte hat ein böses Dach; außerhalb dem Hofe hat der Arrendator Johann v. Horn 1 neue Riege mit Vorriege gebauet; ist noch 1 alte Riege vorhanden.

Das **Haus Oberpahlen** (rev. 10. Dez. 1624). Hauptmann Heinrich Bock bei der Eroberung teils vorgefunden, teils anfertigen lassen: 2 Korn-Klehten und 2 Riegen; 1 Badstube; 1 gewölbte Stuben mit Kachelofen und 2 alten Fenstern; 1 Tür vor dem Gefängnis; 1 alter Tisch; 1 Brodschaff, 2 Braukiewen von 5 Tonnen; 1 kl. Kiewe im Keller; 1 alter Brautrog; 1 Brodtrog; 1 unbeschlagenes Loof. — 2 Herbergen, 1 Pferdestall, 1 Brauhaus, 1 Backhaus, Soldatenwohnungen (16 St.).

Das **Haus Lais** (rev. 17. Dez. 1624). 1622 von Oberst Heinrich Flemming erobert und sind nachfolgende Gemächer und Katen gewesen: 1 hölzernes Gemach von 2 Stuben von 5 und 4 Faden mit 1 Vorhaus, 1 Beikammer, Fenster, Türen, Kachelofen, Schonstein, 1 kl. Kammer im Vorhause. 2 Kornklehten; 2 Viehställe; 1 alte Badstube; 2 Riegen. — Von Flemming gebauet: 1 Losament von 3 Faden mit kleinem Vorhause, die Brustwehr und die Gänge rund umher. 1 neuer Wall vor der Pforte mit Zugbrücke, Graben, Brücken, 3 neue Pforten mit Brustwehren und 2 Schießlöchern; 1 neues Wachthaus; für den Pastor 1 Losament und 1 Vorhaus; 2 neue Pferdeställe; 1 Badstube mit 1 Vorhaus; 2 Losamenter für die Soldaten; 1 neuer Backofen.

Das **Haus Lemsal** (rev. 9. Okt. 1624). Das Schloß ist ausgebrannt und stehen nur die 4 Mauern. Zwischen Haus und Wall sind einige hölzerne Gebäude, in welchen der Hauptmann wohnt. Bei dem Hause ist eine fertige Mühle mit 1 Gange und ein Krogk.

Die **Häuser Fellin, Tarwast, Helmet** (rev. 26. Aug. — 5. Sept. 1624). Bei der Eroberung Fellins 1621 wurde Georg Polmann als Hauptmann und Verwalter von Tarwast und Fellin eingesetzt. 1 altes Wohnhaus im Hakelwerk von Balken, darin 1 Stube, 2 Beikammern; 1 Keller mit 2 Türen; 1 Klehte; 2 alte Pferdeställe von Strauch; 1 alte Badstube; 1 alte Küche zwischen den Mauern, 1 Brauhaus; 2 Riegen; 1 Kornklehte von den Kriegsleuten zerstört.

Das Haus Tarwast: 1 Wohnhaus mit 1 kleine Kammer von Holz; 1 Badstube; 1 Kornklehte; 1 Riege und Vorriege; 1 alter Viehstall.

Das Haus **Helmet**. Bei der Eroberung 1621 eingenommen, wüst und leer. Magnus v. Strieck als Verwalter hat dann verschiedene alte Gemächer stützen und anfertigen lassen, daß man zur Not wohnen konnte. 1623 hat Jacob de Lagardie das Haus bauen lassen.

Das **Haus Ermis** (rev. 16. Sept. 1624), ist vom Arrendator Detlof von Hülsen nach der Eroberung vieles gebaut und gebessert.

Literarische Rundschau.

Das Absterben der höheren Gesellschaftsklassen.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die höheren Gesellschaftsklassen sich ohne Nachschub von unten her nicht dauernd erhalten können, daß besonders in Großstädten lebende Familien in wenigen Generationen aussterben, wenn sie nicht auf irgend einem Wege Zufuhr von frischem, gesundem Landblut erhalten. Der Prozeß des Absterbens der führenden Klassen kann durch die Lebensweise, durch vernünftige Kreuzungen mit ähnlich gearteteten, aber weniger verbrauchten Elementen ungemein verlangsamt werden. Im allgemeinen ist er aber unaufhaltsam. Diesem Prozeß unterliegt nicht bloß die oberste Schicht, sondern auch die **Masse** aller Kulturvölker. Die überraschende Vermehrung vieler der heutigen Kulturvölker ist im Wesentlichen ein durch die verbesserte Hygiene hervorgerufenes Trugbild und Blendwerk. Die Zahl der alten Leute nimmt verhältnismäßig beständig zu, ebenso wird die Kindersterblichkeit im ersten Lebensjahr vermindert. Durch vermehrte Arbeitsgelegenheiten wird auch vorübergehend die Zahl der Eheschließungen gesteigert. Das eigentlich Entscheidende aber, die **verhältnismäßige Geburtsziffer**, ist bei allen Kulturvölkern seit mehreren Jahrzehnten im Sinken. Am besten erhalten sich Geschlechter, die sich bereits seit Jahrhunderten der verfeinerten Lebensweise angepaßt haben, sich in ihr wie in ihrem natürlichen Element bewegen. Hierzu gehören vor allem die der regierenden Fürsten. Die Ange-

hörigen der führenden Klassen, die heute fast alle im Daseinskampfe stehen, müssen zu ihrer Erhaltung aber soviel Nerven- und Gehirnkraft aufwenden, daß die Fortpflanzungsfähigkeit dadurch nicht unbeeinflußt bleiben kann. Geschlechter, die rasch aufsteigen, sterben auch bald aus. Man braucht hier nur an die Schicksale der einst so rüstigen Arbeiterfamilie Krupp zu denken. Die Träger der Kultur opfern sich gleichsam für die Nachrückenden, sie müssen ihre bevorzugte Stellung über kurz oder lang mit dem Leben bezahlen. Wie sie den hinter ihnen Kommenden den Weg zur Höhe gezeigt haben, so sind sie auch auf der zur Tiefe führenden Bahn die Ersten. Über kurz oder lang setzt das Gros nach. Noch erhält sich das französische Volk durch das Anwachsen der höheren Altersklassen. Bald wird dieser „tote Punkt" überschritten sein und das blühende Frankreich wird veröden, wie einst Kleinasien, Hellas, Italien abgestorben sind. Unter den europäischen Völkern haben fast nur noch die slavischen eine einigermaßen natürliche Geburtsziffer, die aber durch die übergroße Sterblichkeit nahezu paralisiert wird. Dem modernen Kulturprozeß beginnt aber das tschechische durch abnehmende Geburten bereits seinen Tribut zu zahlen, und das nächste wird das polnische sein, das Graf Bülow wegen seiner Fruchtbarkeit noch vor kurzem mit Kaninchen vergleichen konnte. Wir kennen freilich auch Beispiele, daß Völker von sehr alter Kultur, die sich körperlich tüchtig und frisch erhalten haben, einen Teil ihrer früheren Fortpflanzungsfähigkeit wiedergewinnen, sobald sich ihnen günstigere Lebens- und Ausbreitungsbedingungen öffnen — der beste Beweis, daß wir es auf diesem Gebiet doch nicht allein mit physiologischen, sondern auch mit wirtschaftlichen Erscheinungen zu tun haben. Die Geburtsziffer des deutschen Volkes betrug in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts ungefähr 36—37 Promille jährlich. In der Zeit des wirtschaftlichen Aufschwunges der 70er Jahre erreichte sie dagegen die bedeutende Höhe von $42^1/_2$ Promille, um neuerdings wieder langsam auf den Stand der 50er Jahre herabzusinken. Ein neues Emporschnellen beim Eintritt günstigerer Lebensverhältnisse erscheint nicht ausgeschlossen, während die Fruchtbarkeit des französischen Volkes seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts ziemlich stetig, mit ganz geringfügigen Unterbrechungen, abgenommen hat. Das heutige Frankreich hatte schon bald nach der Vertreibung der Engländer gegen 15 (nach andren über 18) Millionen Einwohner, zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges am Anfang des 18. Jahrh. gegen 20 Millionen und barg in seinen Grenzen fast den dritten Teil der Gesamtbevölkerung Europas. England hatte damals mit Schottland und Irland etwa 6 Millionen Bewohner, das durch den dreißigjährigen Krieg furchtbar entvölkerte Deutschland — ohne die habsburgischen Lande — etwa 10 Millionen. Beide

Länder haben heute Frankreich weit überflügelt. Bleibt es bei der jetzigen Progression, so ist nach 20 Jahren das deutsche Volk doppelt so stark als das französische. Durch besonders intensive Kulturarbeit, durch fieberhaftes Wetten und Wagen hat sich das amerikanische Volk merkwürdig rasch verbraucht und erschöpft. Die alteingesessenen amerikanischen Familien haben fast durchweg weniger Kinder, als die aus Europa eingewanderten, viele von ihnen sind ganz steril. Solange freilich die Union von Europa Jahr für Jahr ein Geschenk von über 800,000 Einwanderern erhält, braucht sie um die Zukunft ihres Volkstums nicht besorgt zu sein.

Einen überaus fleißigen und verdienstvollen Beitrag zur Bevölkerungslehre liefert ein im Vorjahre in deutscher Sprache erschienenes Buch des bekannten Soziologen Pontus E. Fahlbeck, Professors an der Universität Lund: „Der Adel Schwedens und Finlands, eine demographische Studie“*. Die Ergebnisse, zu denen die Forschungen des scharfsinnigen Verfassers führen, reichen großenteils weit über den Rahmen der vorgezeichneten Aufgabe hinaus und erheben sich zu allgemeiner Bedeutung. In Nachstehendem will ich versuchen, einen knappen Überblick über Gesamtinhalt und Gedankengang des lesenswerten Werkes zu geben.

Der schwedische Adel, dessen Anfänge erst seit den Vorschriften Magnus Birgerssons über den Roßdienst der Großbauern (1280) genau erkennbar sind, wurde durch die Reduktionen Karls XI. (die Fahlbeck als die größte soziale Umwälzung neuerer Zeit nächst der französischen Revolution bezeichnet), gesellschaftlich niedergebeugt und wirtschaftlich nahezu ruiniert. Viele Geschlechter, die reich an Grundbesitz und Zinsen gewesen waren, sahen sich fortan auf den Staatsdienst als die einzige Einnahmequelle angewiesen. Trotzdem nahm der schwedische Adel etwa bis zur Mitte des 19. Jahrh. an Kopfzahl zu. Erst seit dieser Zeit scheint seine Lebenskraft sich abzuschwächen. Es ist also weniger die Kultur als solche, als gerade die unsres Zeitalters der Eisenbahnen und der Telegraphen, die die höheren Gesellschaftsklassen dezimiert, und hier sind es seltsamer Weise vielfach die jüngeren Kulturländer, die eine geringere Widerstandskraft gegen ihre Schädigungen zeigen, als die älteren. — Unter den in den Gothaer Almanach aufgenommenen Adelsgeschlechtern sind die englischen mit einer Durchschnittsziffer von 4 Kindern auf die Familie die kinderreichsten. Ziemlich nahe kommen ihnen die deutschen, doch tritt im Vergleich zu früheren Zeiten fast überall eine Abnahme in der Größe der Familien hervor. Die niedrigste Ziffer von 2,6 Kindern auf die Familie weisen die französischen und die russischen Adelsgeschlechter auf.

*) Verlag von Gustav Fischer in Jena. 1903.

Nicht weit über ihnen steht der schwedische Adel mit einer Durchschnittsziffer von 2,78 Kindern. Betrachtet man den vorwiegend aus der schwedischen Nationalität hervorgegangenen finnländischen Adel allein für sich, so kommt man auf eine Durchschnittsziffer von bloß 2,68 Kindern auf die Familie. Auf der untersten Stufe der Fruchtbarkeit stehen also die Adelsfamilien dreier der jüngsten Kulturländer neben denen eines älteren. Besonders merkwürdig erscheint, daß ein so kinderreiches Volk wie das russische einen in seiner Lebenskraft so geschwächten Adel hat. In den höheren Gesellschaftsklassen der Vereinigten Staaten ist aber der Nachwuchs noch spärlicher. Man würde überhaupt durchaus fehlgehen, wenn man annehmen wollte, daß gerade die Adelsgeschlechter eine besondere Neigung zum Absterben haben. Fahlbeck hat eine Statistik der Famlien der verheirateten Lehrer an den Universitäten und höheren Lehranstalten Schwedens angestellt und gefunden, daß sie nur einen Durchschnitt von 2,12 Kindern aufbringen, den der Verfassrr durch ihre gedrückte wirtschaftliche Lage und die geringen Versorgungsaussichten erklärt.

Trotz aller in äußeren Verhältnissen liegenden Ursachen für einen so geringen Kinderreichtum fühlt Fahlbeck, der ursprünglich der Entartungstheorie skeptisch gegenüberstand, sich doch genötigt, in dem Untergange der höheren Klassen wenigstens teilweise eine Wirkung der Degeneration zu sehen. Ein vorwiegend geistiges Leben schädigt über kurz oder lang das körperliche, die Geschlechter, die zur Höhe aufsteigen, um für den Fortschritt ihres Volkes, der ganzen Menschheit zu wirken, müssen in der Mehrzahl der Fälle ihren Erfolg schließlich mit dem Leben bezahlen. Von einer physischen Degeneration, die sich in Mißbildungen oder neuropathischen Zuständen äußert, von einer moralischen Depravation ist in den führenden Klassen Schwedens wenig zu gewahren. Die Entartung äußert sich fast ausschließlich in der Abnahme des Reproduktionsvermögens, in der Schwächung der Fortpflanzungskraft.

Wie sehr aber auch die Fruchtbarkeit des schwedischen Gesamtvolkes abnimmt, zeigen folgende Ziffern: um 1760 kamen auf das Tausend der Durchschnittsvolksmenge in Schweden noch 9,10 Heiraten und 36,09 Lebendgeborene, um 1900 bloß 5,93 Heiraten und 27,3 Lebendgeborene. Nächst Frankreich hat Schweden die niedrigste Natività in ganz Europa. Die französischen Eheschließungen sind von 7,6 Promille im J. 1801 bis zum J. 1900 bloß auf 7,5, die Geburten dagegen von 32,2 auf 22,1 gesunken. Das europäische Rußland hatte 1871—75 jährlich etwa 9,73 Promille Ehen und 50,2 Promille Geburten (die in Rußland seit dem Bestehen einer Statistik erreichte Höchstziffer), um 1900 etwa 8,85 Promille Ehen und 47,5 Promille Geburten.

Bei den großen Auswanderungsverlusten, die Schweden überdies erleidet, ist die Volksvermehrung eine überaus langsame. Die Sterblichkeit ist im schwedischen Adel geringer, als im Gesamtvolk. Absolut nimmt er noch immer an Kopfzahl zu — wobei aber die vereinzelt vorkommenden neuen Nobilitierungen mit in Rechnung zu stellen sind —, im Verhältnis zum Gesamtvolk ist er dagegen in stetem Rückgang begriffen. Die Zahl aller adligen Personen Schwedens betrug: 1815 — 9681 (0,39 pCt. der Volksmenge), 1855 — 11,742 (0,32 pCt.), 1895 — 13,105 (0,27 pCt.). Die letztgenannte Ziffer reduziert sich jedoch weiter durch das Herabsinken von Edelleuten in einen niedrigeren Stand u. a. m., so daß allem Anscheine nach in der Entwicklung des schwedischen Adels bereits ein Stillstand eingetreten ist. Schweden hat früher blutige Kriege geführt, aber niemals haben feindliche Massen solche Lücken in seine Reihen gerissen, wie die moderne Kultur. Nach der Ritterhaus-Genealogie sind bloß 397 schwedische Edelleute im Felde oder in der Gefangenschaft umgekommen. Die größten Verluste entfallen auf die Schlacht von Poltawa (1709), in der elf, und auf die von Lund (1776), in der fünf Familien in ihren letzten Sprossen erloschen. Von gräflichen oder freiherrlichen Geschlechtern Schwedens sind in Kriegs- oder Friedenszeiten im ganzen 296, von adligen 1720 ausgestorben. Von den vor 50 Jahren kreierten Geschlechtern existieren noch wenig mehr als die Hälfte, von den 100 Jahre alten Geschlechtern 37—55 pCt. und von den früheren Geschlechtern keine 20 pCt. In Finnland sind von 1818, wo das finnländische Ritterhaus errichtet wurde, bis Ende 1896 von insgesamt 344 introduzierten Geschlechtern 96 ausgestorben. In England sterben alljährlich Adelsgeschlechter aus, und von den gräflichen Häusern Deutschlands und Österreichs sind im 18. Jahrhundert 209, im 19. Jahrh. weit über 100 erloschen. In den deutschen Reichsstädten und in Venedig, wo sich ein zahlreiches Patriziat befand, sind diese alten Geschlechter fast bis auf den letzten Mann ausgestorben. Man sieht auch hier, daß die rein städtische Bevölkerung der verfeinerten Lebensweise weit rascher erliegt, als die ländliche oder halbstädtische.

Der schwedische Adel ist bedeutend jüngeren Ursprungs, als der deutsche, französische oder italienische. Nur zwei Geschlechter, Bielke und Natt och Dag, gehen auf das 13., zwei andre, Bonde und Gyllenstjerna, auf die erste Hälfte des 14. Jahrh. zurück. Im allgemeinen ist das 15. Jahrh. die äußerste Grenze und von 615 „selbständigen" Geschlechtern sind nur 48 mehr als 300 Jahre alt. In England gibt es bekanntlich keine Stammbäume mehr, die bis zur Zeit vor den Kriegen der beiden Rosen zurückreichen. Die alte normännische Aristokratie war die kriegs-

lustigste von allen und ist daher buchstäblich auf den Feldern der Ehre geblieben. Bemerkenswert ist, daß unter den heutigen Lebensverhältnissen die Sterblichkeit eines Adelsgeschlechts mit dem Alter nicht zunimmt, sondern abnimmt. Für die historischen Geschlechter ist die Todesgefahr in den ersten Altern und Gliedern am größten. Haben sie diese glücklich überstanden, so verringert sie sich.

Das schwedische Volk hat seiner natürlichen Vermehrung weniger mit den künstlichen Mitteln, wie sie in Frankreich angewendet werden, als durch Beschränkung der Heiraten Einhalt getan. Nirgends wird so wenig geheiratet wie in Schweden. Noch geringer als die des Gesamtvolkes ist die Heiratsziffer des schwedischen Adels. Daß aber auch die Fruchtbarkeit unter den verheirateten Mitgliedern des Standes in starker Abnahme begriffen ist, geht aus folgender Vergleichsziffer hervor: Im Jahre 1885 wurden im Adel Schwedens 237 Kinder geboren, im J. 1890 — 202, im J. 1894 — 199. Sehr ähnlichen Erscheinungen begegnen wir im Adel Finnlands.

Von den 2546 schwedischen und schwedisch-finnischen Adelsgeschlechtern stammen 1726 aus Schweden, 203 aus Finnland, 195 aus den Ostseeprovinzen, 290 aus Deutschland, 20 aus Dänemark, je 5 aus Rußland und Norwegen. Eine weitere erhebliche Anzahl ist von englischer, französischer, niederländischer Abkunft.

Sowohl in demographischem wie in soziologischem Sinne enthält das Fahlbecksche Buch viel Interessantes und Neues. Auch die allgemeineren Beobachtungen habe ich ihm entlehnt. Nur stellenweise sah ich mich genötigt, zum Vergleich die deutsche und die französische Bevölkerungsstatistik heranzuziehen, soweit der Verfasser ihr nicht schon selber ausreichende Berücksichtigung gezollt hatte.

Der schwedische Forscher schließt seine Betrachtungen mit einer heftigen Polemik gegen den Neomalthusianismus, diesen „Wurm in der Robe der Kultur“. Der Neomalthusianismus braucht an sich nicht mit dem verhängnisvollen Zweikindersystem zusammenzufallen, hat sich aber in seiner praktischen Betätigung tatsächlich diesem völkerverzehrenden System gleichgesetzt.

Eberh. Kraus.

Rinn, Dr. **H.** und Lic. **J. Jüngst,** Kirchengeschichtliches Lesebuch. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr. 1904. Preis M. 3,50.

Welcher gebildete Leser hätte es nicht oft als eine große Lücke empfunden, bei der Lektüre der kirchenpolitischen Streitigkeiten oder bei den dogmatischen Kämpfen der Gegenwart, nicht an der Hand der Originalquellen sich orientieren zu können. Der theologische Fachmann, dem die Quellen alle zu Gebote stehen, ist ja darin günstiger gestellt, als der wißbegierige Laie, dem es an ausgiebigen Urkunden und Originalen mangelt, und der auch garnicht weiß, wo er sich seine Quellen beschaffen soll. Es ist doch nicht zu leugnen, daß gegenwärtig in der ganzen Welt das Interesse für kirchliche Fragen wächst und die religiösen, dogmatischen Streitigkeiten haben längst aufgehört, innerhalb der Theologenkreise allein ausgefochten zu werden, sondern die ganze gebildete Gemeinde nimmt daran Anteil und verlangt Belehrung. Da ist es mit großer Genugtuung zu begrüßen, daß sich Prof. Rinn und Pfarrer Jüngst der großen Mühe unterzogen haben, ein kirchengeschichtliches Lesebuch zusammenzustellen, das zwar ursprünglich nur für die Bedürfnisse der Schulen gedacht ist, sich aber als ein trefflicher Führer in allen kirchengeschichtlichen Fragen erweist.

Kirchengeschichtliche Lehrbücher gab es ja in Hülle und Fülle, der Reiz aber, den es gewährt, wenn auch in abgekürzter Form das Original zu lesen, sich nicht nur über die Dinge zu unterrichten, sondern die Tatsachen selbst aus den Urkunden zu schöpfen, schafft ein erhebendes Gefühl. Beispielsweise: wer hätte nicht hundertmal Luthers Thesen erwähnt und gehört, wer hat sie aber gelesen? Hier finden wir sie alle 95, hier können wir uns an den Quellen des Protestantismus erbauen und belehren. Oder um ein andres Beispiel zu wählen: wie häufig liest man nicht in Debatten über kirchenpolitische Vorgänge Hinweise auf die Encyklika Pius' IX., die unter dem Namen des Syllabus weit bekannt ist, und doch, wer von gebildeten Lesern kennt den Syllabus? Wer hat das Verzeichnis der Hauptirrtümer unsrer Zeit, wie es der kampffreudige Ultramontanismus in dieser Encyklika zusammenfaßt, je gelesen? Hier finden wir jene berühmte Aufzählung der Bulle Quanta cura aus dem J. 1864.
Von welcher Reichhaltigkeit das Werk ist, davon kann man sich eine kurze Vorstellung nach folgender ganz willkürlich zusammengestellter Übersicht machen: Wir finden die Ermordung der Hypatia nach dem Original erzählt, wir finden den berühmten Brief Bismarcks an seinen Schwiegervater, in dem seine religiöse Jugendentwicklung dargestellt ist, wir finden die Stöckersche Eiskellerrede an die Sozialdemokraten vom 3. Januar 1878, und wir finden die Gründung Rigas aus der Chronik Heinrich des Letten. Wenn wir etwas an dem Werke bedauern, so ist es der Umstand, daß die Quellen alle ins Deutsche übertragen sind, und so der Genuß des Originals mangelt. Besonders vermissen wir das lateinische Original bei der Übersetzung der altchristlichen Lieder (dies irae, dies illae). Unsres Erachtens würde das Buch nur gewinnen, wenn die wichtigsten Quellenabschnitte in der Weise wiedergegeben würden, wie die Autoren es mit der Confessio Augustana getan haben, deren eine Hälfte den lateinischen Text, die andre die deutsche Übersetzung enthält. Ferner hätten wir es auch gerne gesehen, daß die katholischen Quellen der Neuzeit etwas reichlicher herangezogen wären, als es tatsächlich der Fall ist. Das protestantische Bewußtsein kann doch nur gewinnen, je mehr es die Möglichkeit hat, sich an der Hand gegnerischer Quellen über die Verschiedenheit der Auffassungen zu informieren.

Digitized by Google

Es ist vielfach darauf hingewiesen worden, daß in der Gegenwart das geschichtliche Bedürfnis lebendig ist, und ein hervorragender Vertreter der dogmatischen Theologie soll neulich geäußert haben: „Schicket euch in die Zeit, denn es ist eine geschichtliche Zeit“; daher dürfte dieses Buch einem Zeitbedürfnis entsprechen, und seien alle, die ähnliche Empfindungen hegen, wie der Verfasser dieser Zeilen, auf das kirchengeschichtliche Lesebuch ausdrücklich hingewiesen.

A.

Heinrich Seidel, Gedichte. Stuttgart, Cotta, 1903.

Fritz Anders, Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. Dritte Sammlung. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1903.

J. R. Haarhaus, Der Marquis von Marigny. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1903.

Drei Bücher, die wohl unter einer Rubrik verzeichnet und besprochen werden mögen; denn bei aller sonstigen Verschiedenheit in Inhalt und Form ist ihnen eines gemeinsam: sie gehören der Kleinkunst an; ihre Verfasser besitzen die schätzenswerte Gabe, einen kleinen Raum mit Behagen zu erfüllen, Stimmungen, Gestalten und Vorgänge des täglichen Lebens mit dem Lichte des Humors zu durchleuchten. — Heinrich Seidel hat sich bereits einen allbekannten Namen gemacht, allerdings vorzüglich als Verfasser des Leberecht Hühnchen und ähnlicher idyllischer Novellen. Auch in der Lyrik glückt ihm das Idyllische am besten: Schilderungen aus dem Kleinleben der Natur, poetische „Insektenbelustigungen“ und anderseits Augenblicksbilder aus dem Leben der kleinen Leute, Schwänke und Schnurren — das ist das Gebiet, in dem er zu Hause ist und das er auch selten verläßt.

Fritz Anders schildert in seinen „Skizzen aus dem heutigen Volksleben“, von denen jetzt die dritte Sammlung vorliegt, Philister- und Beamtentum von mancherlei Schattierungen, Ergötzlichkeiten und Wunderlichkeiten, wie sie im Gehege von Bureaukratismus und Pfahlbürgertum zu erwachsen pflegen. Sie werden mit ironischem Humor vorgetragen, dessen Wirkung darauf beruht, daß wir in all diesen Krähwinkeleien doch immer drollig verkürzte Spiegelbilder der Vorgänge erkennen, die sich auf der ganzen Weltbühne mit so viel Pomp und Würde abspielen.

Das dritte Buch, „Der Marquis von Marigny“ von J. R. Haarhaus, führt uns unter die Kulissenschieber und Statisten des Welttheaters. In der Ferne sehen wir das Gewitter der französischen Revolution vorüberziehen, und auf diesem Hintergrunde vollzieht sich vor uns in harmlosen idyllisch-humoristischen Konflikten die Verbürgerlichung einer adligen Emigrantenfamilie. — Alles in allem Bücher, die nicht gerade Misanthropen und Melancholiker heilen werden, aber als Trösteinsamkeit oder zum Vorlesen in mussigen Stunden gut zu benutzen.

K. G.

Neuerschienene Bücher.

Weinel, H., Die Gleichnisse Jesu. Zugleich e. Anleitung zu e. quellenmäß. Verständnis der Evangelien. 130 S. Lpz. (= Aus Natur u. Geisteswelt. Bd. 46). M. 1.

Tiele, weil. Prof. C. P., Grundzüge d. Religionswissenschaft. Kurzgefasste Einführung i. d. Studium der Religion u. ihrer Gesch. Dtsch. Bearbeit. von G. Gehrich. 70 S. Tüb. M. 1,80.

Weiss, Prof. J., Die Offenbarung des Johannes. E. Beitr. z. Literatur- u. Religionsgesch. 161 S. Göttingen. M. 4,80.

Gunkel, H., Ausgewählte Psalmen. Übers. u. erklärt. 270 S. Göttingen. M. 3,20.

Herrmann, Prof. W., Die sittlichen Weisungen Jesu. Ihr Missbrauch u. richt. Gebrauch. 66 S. Göttingen. M. 1.

Delitzsch, Fr., Babel u. Bibel. Ein Rückblick u. Ausblick. 75 S. Stuttg. M. 1.

Goldenweiser, Rechtsanw. A., Das Verbrechen als Strafe u. die Strafe als Verbrechen. Leitmotive in Tolstois „Auferstehung". Vortrag. 72. S. Brln. M. 2.

v. Brunneck, Prof. W., Beitr. z. Gesch. des Kirchenrechts in den deutschen Kolonisationslanden. II. z. Gesch. des märkischen Provinzialkirchenrechts. 1. Das Kirchenpatronat. 2. Die Verwaltung des Pfarr- u. Kirchenguts. 133 S. Brln. M. 3.

Gnauck-Kühne, Elis., Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende. Statist. Studie z. Frauenfrage. 166 S. Brln. M. 3,50.

Malvert, A., Wissenschaft u. Religion. A. d. Franz. übers. 124 S. m. Abbild. Frankf. a. M. M. 2.

Möbius, Dr. P. J., Geschlecht. u. Bescheidenheit. 30 S. Halle. M. 1.

Blaß, Prof. Fr., Wissenschaft u. Sophistik. Vortrag. 55 S. Brln. M. 0,30.

Ettlinger, Dr. M., Untersuchungen üb. d. Bedeutung der Deszendenztheorie für d. Psychologie. 86 S. Köln. M. 1,50.

Metschnikoff, Prof. E., Studie üb. d. Natur des Menschen. E. optimist. Philosophie. Eingeführt durch Wilh. Ostwald. 399 S. Lpz. M. 5.

Auerbach, M., Einfälle u. Betrachtungen. Philosoph. u. weltliche Gedanken. 266 S. Dresden. M. 4.

v. Brandt, M., Fremde Früchte. Sienkiewicz, Hearn. Kipling. Gorki. Essays. 128 S. Stuttg. M. 2,50.

Mießner, Dr. W., Maeterlincks Werke. E. literarpsycholog. Studie über die Neuromantik. 96 S. Brln. M. 1,50.

Dreßler, F. A., Moltke in seiner Häuslichkeit. Mit 20 Illustr. 157 S. Brln. M. 3,50.

v. Tettau, Major Frhr., Zwei Monate Gast im russ. Heere (Juli—Sept. 1903). Vortrag. 19 S. (= Beiheft z. Militär-Wochenbl. 1904 Nr. 2.) Brln. M. 1,25.

Koch, W., Japan. Gesch. nach japan. Quellen u. ethnograph. Skizzen. M. e. Stammbaum des Ksrs. v. Japan. 410 S. Dresd. M. 7.

Liman, Dr. P., Der Kaiser. E. Charakterbild Wilhelms II. 311 S. Brln. M. 5.

Der russ.-japan. Krieg. Vom Nachrichtenbureau des Reichsmarineamts. 1. Hft. Brln. M. 0,30.

Lauterer, J., Japan. Das Land der aufgehenden Sonne einst und jetzt. 407 S. m. 100 Abbild. Lpz. M. 7.

Schwabe, Hauptm. K., Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika. 4 Kriegs- u. Wanderjahre. 2. Aufl. 514 S. m. zahlr. Abbild. Brln. M. 11.

v. Unger, Oberst W., Georg Engelhardt v. Löhneysen, ein Meister deutscher Reitkunst vor 300 Jahren. 55 S. (= Unsere Pferde. Samml. hippolog. Abhandl. Heft 29.) Stuttg. M. 1,50.

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Fr. Bienemann.

---

57. Band. — Jahrgang 46.

Heft 3.

März 1904.

Riga.

der Baltischen Monatsschrift.

Nikolaistraße Nr. 27.

Digitized by Google

Baltische Monatsschrift.

Erscheint monatlich in Heften von 5—6 Bogen; einmal jährlich zwei Hefte zusammen als Doppelheft.

Abonnements werden von allen deutschen Buchhandlungen entgegengenommen, sowie von der Expedition der „Baltischen Monatsschrift" in Riga.

Abonnementspreis: **8 Rbl.** jährlich, direkt unter Kreuzband **9 Rbl.** (ins Ausland **20 M.**) pränumerando.

Insertionspreis: Die einmal gespaltene Petit-Zeile — 15 Kop. 1/1 Seite — 12 Rbl.; 1/2 Seite — 7 Rbl.; 1/4 Seite — 4 Rbl. Bei ganzen und halben Seiten im Abonnement auf 1/1 oder 1/2 Jahr entsprechende Ermäßigung.

Briefe und Beiträge sowie alle zur Besprechung in dieser Zeitschrift bestimmten Verlagswerke sind **an den Herausgeber der Baltischen Monatsschrift,** Riga, Nikolaistr. 27 zu richten.

Eine Besprechung unverlangt eingesandter Bücher kann nur nach Raum und Gelegenheit erfolgen.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Wozu nützt der Aberglaube? Von **G. v. Glasenapp** . . . 177

Ein Wort über den Wert der klassischen Bildung. Von **Hermann Adolphi** 207

Kulturgeschichtliche Miszellen: Aus dem Leben eines Arztes im 17. Jahrhundert 215

Literarische Rundschau:

Arbeit an der Weltanschauung. Von **B. v. S.** 224

Gibt es eine jüdische Rasse? Von **Eberhard Kraus** . 235

Rassentheoretiker und Anthropologen. Eine Entgegnung von **H. Driesmans** (Berlin) 241

Anzeigen: (Dalton, St. Petersburger Federzeichnungen. — Bürkner, Herder. — Speck, Zwei Seelen.) 245

Neuerschienene Bücher 248

* * *

Baltische Chronik vom 2. Oktober bis zum 8. November 1903.

Nachdruck verboten.

Verantwortlicher Herausgeber und Redakteur Dr. Fr. Bienemann.

Дозволено цензурою. — Рига, 15 Марта 1904.

Druckerei der „Baltischen Monatsschrift", Riga.

Wozu nützt der Aberglaube?

Von

Gregor v. Glasenapp.

Seitdem der Qualen Saat man liest
Vom Baum der Erkenntnis, heißt es,
Der Teufelsbeschwörungen kräftigste ist
Das Rufen des eigenen Geistes.

I.

Alle großen Männer sind abergläubisch, hört man bisweilen einen kleinen Mann verkündigen, der kürzlich viel in den Biographien des Plutarch, Suetonius, der römischen Geschichte des Dio Cassius oder einer andern berühmten Sammlung von Lebensbeschreibungen wichtiger Persönlichkeiten gelesen hat. So wenig nun auch dieser Behauptung uneingeschränkte Geltung zugestanden werden darf, und so schwache Urteilsfähigkeit es verrät, wenn gewöhnliche Menschen die Schwächen, die sie vielleicht an sich selbst bemerkt haben, mit freudiger Überraschung an bedeutenden Personen wiederfinden und von nun an für Vorzüge halten, ja sogar für etwas pikantes ausgeben, für einen geheimnisvollen Reiz, der den Nimbus ihrer Lieblingshelden noch erhöht, so sicher muß doch die Tatsache, daß viele große Männer nicht frei von Aberglauben gewesen sind, eingeräumt werden. Sie ist frappierend genug, um jeden zum Nachsinnen über den Zusammenhang dieser Erscheinung mit den Tiefen des Seelenlebens aufzufordern, der nicht etwa à la Lombroso den Aberglauben kurzweg zu den Symptomen des Wahnsinns rechnet, wie er jedem Genie mehr oder weniger anhaften soll.

Es geschieht also mit Hinblick auf feststehende Fakta und nicht etwa, um durch paradoxe Behauptungen einen verlorenen Posten zu verteidigen oder der wohlfundierten allgemeinen Ansicht von der Schädlichkeit des Aberglaubens Opposition zu machen, wenn wir hier ausschließlich nach seinem Nutzen fragen.

Freilich ist es sehr viel leichter, über den Schaden zu sprechen und zu schreiben, ja über die ungemessenen Qualen, die der Mensch aus Aberglauben auf sich nimmt und andern zufügt. Allein, wie oft und gründlich ist das nicht alles erörtert worden! Und gerade die Art, in der die Verderblichkeit des Aberglaubens in ihrem ausgedehnten Wirkungskreise ausgemalt und nicht selten mit wohlfeiler Entrüstung diskutiert wird, macht es uns zunächst zur Pflicht, diesen weiten und strittigen Begriff durch Definition auf das zu beschränken, was ihm in den verschiedensten Anwendungsfällen gemeinsam ist.

Zuvörderst muß für uns aus dem Bereiche des Aberglaubens jeder religiöse Glaube ausgeschlossen werden; während gemeinhin die Anhänger der einen Religion schnell bereit sind, den Glauben der Vertreter einer andern Religion in allem, was daran nicht abstrakte Idee bleibt, sondern konkretere Formen annimmt und in kultischen Gebräuchen Gestalt gewinnt, kurz, in allem, was fremd scheint und mißfällt, — als Aberglauben zu brandmarken. Pflegen doch die Engländer den ganzen Katholizismus schlechthin als „the popisch superstition“ (den Papst-Aberglauben) zu bezeichnen. Die andern christlichen Konfessionen sind im Ausdruck wohl nicht so roh, behalten aber auch nicht immer im Auge, daß unmöglich eine Definition des Aberglaubens allen genügen kann, so lange nicht die gemeinte Sache ebenfalls für alle eine und dieselbe ist.

Keine Religion ist abergläubisch, weil das ihrem Begriff selbst widerspräche. Was Aberglauben ist, gehört nicht zur Religion, sondern wird nur gelegentlich irrtümlicherweise mit ihr verwechselt. Wer hieran nicht festhält, gerät bald in Versuchung, vom Aberglauben überhaupt den Autoritätsglauben nicht zu scheiden, der doch darauf beruht, daß der einzelne Mensch unzählige wichtige Tatsachen dieses Weltlaufs nicht selbst von neuem erforschen und nachprüfen kann, also in Bezug auf sie zu den Leistungen andrer Vertrauen hegen und daß er zumal auf den Gebieten des höchsten, die Endergebnisse zusammenfassenden Wissens sich bewußt bleiben muß: nur das soziale, zur Einheit kombinierte Wirken vieler, nicht aber die Kraft des einzelnen, schaffe die Wissenschaft. Eben hierin erweist sich die Einheit des Menschengeschlechts. Wie den Autoritätsglauben, so konfundiert man mit dem Aberglauben auch eicht das Gottvertrauen, besonders in der Form extremer Lehren, wie der Prädestination und des muhammedanischen Fatalismus. Indessen weiß das echte Gottvertrauen sich erhaben über

alles das, was einer Einkleidung in die Gestaltungsweisen der empirischen Wirklichkeit bedarf; statt Zeichen zu deuten, sagt es zu allem „Allah alam!“ (Gott weiß es besser!) und beruht auf der unwidersprechlich richtigen Einsicht, daß in den Vorgängen dieser Welt außer der Macht unsrer menschlichen Weisheit sich noch die Macht einer andern einheitlichen Weisheit kundgibt, die der unsrigen an Umfang, Tiefe und Wirksamkeit unendlich überlegen ist.

Also jeglicher Glaube nebst den aus ihm entspringenden Regeln, Verfahrungsweisen, Gemütsbewegungen in Furcht und Hoffnung 2c., wobei der Mensch den Zusammenhang mit den ihn leitenden Grundsätzen seiner Religion nicht vergessen hat, ist nicht Aberglaube. Erst wo der Faden dieses Zusammenhanges zerrissen ist, beginnt der Aberglaube. Da er mithin in dieser Beziehung von einem durchaus subjektiven innerlichen Moment abhängt, so kommen natürlich manche Fälle vor, wo es uns nicht möglich ist, auf Grund äußerer Tatsachen zu entscheiden, ob das Motiv einer Handlungsweise in der Religion oder im Aberglauben zu suchen war. Denn — was hier einzuschalten ist — nur der Aberglaube als wirksame, tatenerzeugende Macht, nicht als bloß innerlich gehegte Meinung oder Zierrat der Poesie interessiert uns[1]. Die Berücksichtigung des subjektiven Elements am Aberglauben hindert uns auch der Erklärung beizustimmen, die der englische Philosoph Thomas Hobbes gibt. „Die Furcht vor erdichteten oder traditionsmäßig angenommenen unsichtbaren Mächten — sagt er — ist, wenn der Staat sie anerkennt, Religion, wenn er sie nicht anerkennt, Aberglaube.“

Zwar ist dem Autoritätsglauben, Gottvertrauen und Aberglauben gemeinsam das Verzichten auf die Entscheidung einer Sache durch den unmittelbaren Spruch der eignen Vernunft; jedoch die Motive sind verschieden; ja die Art, in welcher ein Mensch an einem Aberglauben hängt und an ihn glaubt, ist ihrem tiefsten Wesen nach unvergleichbar einerseits mit der Innigkeit und Festigkeit religiöser Überzeugung und anderseits mit dem zuverlässigen Festhalten an den Tatsachen der empirischen Wirklichkeit, die uns der gesunde Menschenverstand aufdrängt; sogar ein Körnchen Schalkheit und Selbstironie, das gelegentlich keimt, wächst

[1]) Jeder Aberglaube läßt sich auf die Form reduzieren: wenn A stattfindet, so tritt die Folge B ein. Dabei ist freilich B oft nichts bestimmt ausgesprochenes, sondern eine im Volke umgehende dunkle Ahnung von irgend einem zu erwartenden Heil oder Unheil, eine „Vorbedeutung“. In andern Fällen ist der Aberglaube zu einem ganzen Lehrgebäude ausgewachsen, wie z. B. der Glaube an die Existenz, Wirksamkeit und Verdammungswürdigkeit der Hexen.

und gute Früchte trägt, dürfte selten dem Aberglauben fehlen. Mitunter gerät so mancher dabei in die Stimmung jenes Bedienten Temolo in der Komödie des Ludovico Ariosto, der auf die Frage, ob er an Geister glaube, antwortet:

Die Wahrheit euch zu sagen, glaub' ich wenig
An die Gespenster. Aber glaubt ein König,
Fürst und Prälat an jenes Nachtgeschlecht:
Wie soll ich armer Schelm von einem Knecht
Mich unterfangen nichts davon zu halten,
Daß in der Finsternis die Geister walten.
(Il Negromante. 1. Akt, 3. Szene.)

Wie seltsam! Die einen haben den Aberglauben und spielen damit, die andern meinen davon frei zu sein und pflegen nichtsdestoweniger gewisse Erzählungen, Erfahrungen und Beobachtungen mit den vielsagenden Worten einzuleiten: „Ich bin nicht abergläubisch, aber es ist doch merkwürdig..." Sie fühlen sich immer noch mit einer Art Wonne im Banne des geheimnisvollen Schauers. „Somniat iste tamen dum somnia visa renarrat."

Wenn wir also sehen, daß in allerlei wichtigen oder unwichtigen Entscheidungsfällen des Lebens einige Menschen in ihrer Meinung über das, was tatsächlich besteht, was die Zukunft bringen wird oder was sie oder andre tun sollen, sich nach ihrer von der Erfahrung unterstützten Vernunft oder einer Autorität, dem vernünftigen Rate andrer Menschen richten, während andre Menschen in ebenso beschaffenen Fällen sich bestimmen lassen durch verschiedene offenbar zufällige Zeichen und Merkmale, die ihnen entweder von ungefähr aufstoßen oder bei denen, falls sie von ihnen selbst willkürlich aufgesucht, gewählt oder hergestellt worden, der ausschlaggebende Faktor doch wieder etwas nach Maßgabe menschlicher Einsicht Zufälliges war, — so nennen wir diese letzteren Menschen abergläubisch. — Die älteste Sammlung systematisch geordneten Aberglaubens bieten uns die etwa aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. stammenden „Tage" des Hesiodos. In ihnen werden von den 30 Monatstagen verschiedene als glückbringend, besonders für die Geschäfte des Landmannes, empfohlen, vor andern wird gewarnt. Zum Beispiel:

774 Wackere Tage sind auch der elfte und zwölfte des Monats,
Jener zur Schafschur, dieser erquickliche Früchte zu mähen;
Aber der zwölft' ist weit an Güte doch über dem elften;
Ziehet die Fäden an ihm ja die webende Spinne den vollen
Tag; wann jetzo die kundige Ameis sammelt in Haufen,
Stelle den Webstuhl jetzt zum fleißigen Werke das Weib auf;
In dem Verlaufe des Monds ist dreizehn wohl zu vermeiden
Bei dem Beginne der Saat; Pflänzlinge — die nähret er herrlich.

800 Führ an dem vierten des Monats die Gattin in deine Behausung
Wenn du die Vögel erforscht, die zu selbigem Werke die besten.
Aber die fünften vermeide, dieweil sie so mißlich und arg sind.
814 Wenige wissen, wie trefflich der dritte der neuner im Mond ist,
Um zu beginnen ein Faß und das Joch auf den Nacken zu legen
Stieren und Mäulern zumal und schnellhinjagenden Rossen,
Auch das beruderte flüchtige Schiff zur dunkelen Meerflut
Niederzuziehn. . . .

Der Aberglaube, der es mit Tagwählereien zu tun hat, lebt bekanntlich auch heute und erstreckt sich auf die ganze bewohnte Erde. Besitzen nicht für die Wahl glücklicher Tage selbst die Diebe auf Java ihre silberne uhrenartige Zeigerscheibe, die kalenderartig die beste Zeit für Einbrüche und Räubereien zeigt?

Es mag oft bei abergläubischen Menschen ihre superstitiose Meinung mit den Lehren ihrer eigenen oder einer fremden Religion wohl in einem sozusagen historischen und auch psychologischen Zusammenhange stehen, wofern dieser Zusammenhang nur nicht ein kausaler ist, d. h. wofern der Mensch sich nur nicht bewußt ist, bei seiner vernunftwidrigen Ansicht oder bei seinem Hokuspokus von den Grundmotiven der Religion geleitet worden zu sein. Nicht bloß die Ansicht der Bauern in Süd-Rußland von dem geschäftigen Wirken des Hauskobolds (domowoi) und des Waldgeistes (lèschij), von denen die christliche Religion nichts weiß, ist somit abergläubisch, sondern ebensosehr ihre Meinung, daß man am Tage der Enthauptung Johannis des Täufers (den 29. August) keinen Kohlkopf, keine Melonen und Gurken schneiden dürfe, obgleich dieser letztere Brauch offenbar an eine in den Urkunden des Glaubens erwähnte Tatsache anknüpft. Ebenso steht es mit der von den Fischern beobachteten Vorschrift, am Tage Simonis und Judä nicht auf die See hinauszufahren. Der mittelalterliche Hexenglaube war ein Aberglaube, weil jene angebliche Verbindung mit dem Teufel, auf der er beruhte (so sehr auch die entartete Kirche ihn unterstützte), in wesentlich religiösen Postulaten so wenig wie in der Vernunft eine wirkliche Stütze fand. Mit diesem Aberglauben konnte sich ein Mensch nur dann und solange befassen, als er nicht von echt religiösen Seelenregungen ergriffen war.

Jede Religion ist sich selbst dessen wohl bewußt, daß der Aberglaube, auch wo er sich in ihrer Mitte entwickelt und ihre Formen nachäfft, etwas total anderes ist; und es hat, wie wir an einem Beispiel zeigen wollen, selbst das griechisch-römische Heidentum in der Periode seiner stärksten Zersetzung und Durchsetzung mit ägyptischen Lehren und Kulten immer noch den Aber-

glauben von der Religiosität streng zu scheiden gewußt. In dem berühmten Roman des Heliodoros, den „Äthiopischen Geschichten“, der am Ende des 4. Jahrh. n. Chr. geschrieben sein soll, wird erzählt (Buch IV, Kap. 14 u. 15), wie nachts auf dem Schlachtfelde ein altes Weib den Leichnam ihres Sohnes durch Beschwörungen und Zauberkünste zu kurzzeitigem Leben erweckt und zum Sprechen und Verkündigen der Zukunft nötigt. Dies ganze Treiben wird von dem hellenistischen Verfasser der Geschichte als abscheulicher Aberglaube bezeichnet; und er läßt den dort versteckt auf dem Schlachtfelde weilenden ägyptischen Priester Kalasiris seinem Schützling, der jungen Priesterin Charikleia, erklären, „daß selbst ein solcher Anblick schon unheilig wäre, daß er ihn auch nur aushielte, weil er ihn nicht vermeiden könnte. Denn es wäre keinem Priester erlaubt, an dergleichen Zaubereien Gefallen zu haben oder dabei zugegen zu sein. Sie erforschten die Zukunft nur in gesetzmäßigen Opfern und durch reine Gebete, aber die Unheiligen, die nie sich über die Erde und die Leichname der Toten erhüben, auf die Art und Weise, die ein Zufall ihnen hier durch dieses ägyptische Weib zeigte.“ — An einer andern Stelle desselben Romans äußert Heliodoros noch deutlicher seine Ansichten, die wohl ihrem Wesen nach mit denen aller gebildeten Griechen seiner Zeit so ziemlich zusammenfallen, indem er denselben Kalasiris dozieren läßt (Buch III, Kap. 16):

„Der ägyptischen Weisheit sind zwei Arten: die eine ist für den Pöbel und wandelt sozusagen immer niedrig auf der Erde; sie hat mit Gespenstern zu tun und balgt sich mit Leichen, klebt an Kräutern und stützt sich auf Zauberformeln; ihr Endzweck ist niemals etwas gutes . . . in ihren Wegen geht sie meistenteils fehl; gelingt ihr einmal etwas, so ist es etwas abscheuliches und garstiges . . . bald täuscht sie gehegte Hoffnungen, bald verhilft sie zu unerlaubten Handlungen und ist ungezügelten Lüsten dienstbar. Die andre aber, mein Sohn, die wahre Weisheit, deren Namen dieser Bastard fälschlich trägt, um die wir Priester und Propheten uns von Jugend auf bemühen, blickt zum Himmel empor, verkehrt mit Gott . . . und erstrebt alles um des Schönen und dessen willen, was den Menschen nützt.“ — So deutlich nun auch hier und bei vielen andern griechischen Schriftstellern die Scheidelinie gezogen ist, werden manche Leute fortfahren immer wieder zu sagen, die Religion der Heiden sei abergläubisch gewesen. „Das Heidentum mit seinem Polytheismus ist die denkbar höchste und umfassendste Verwirklichung des Aberglaubens“, sagt Dr. Simar, Professor der

Theologie an der Universität Bonn, in seinem „Aberglauben" (Köln 1878, S. 67), einem umfangreichen Werke und Zeugnisse seines Aberglaubens.

Mißbraucht wird das, was zum Wesen der Religion gehört, — die Ideen vom all-einigen Gott, der Seele und ihrer Erlösung, — eigentlich nicht vom Aberglauben, aber es wird vom Menschen, so weit und so oft er vom Aberglauben befangen ist, vergessen. Wenn der Abergläubische die Zukunft zu erforschen oder mancherlei Wirkungen zu erzielen strebt, so tut er es gewissermaßen an der Gottheit vorbei; es ist diejenige wesentliche Beziehung, in der er nach seinem eigenen religiösen Glauben immer zu Gott steht, zu solchen Zeiten nicht in ihm lebendig.

Wem läßt sich nun dann, wird man fragen, in sein Gewissen hinein beweisen, er sei bei seinem Verhalten in einem bestimmten Falle abergläubisch und nicht religiös gesinnt gewesen? Im einzelnen Falle ist es freilich, wie bereits bemerkt, nicht immer möglich, die Stimmung einer fremden Seele zu erraten, und fast niemand gibt zu, abergläubisch zu sein; allein im großen und ganzen trägt doch das Verhalten des einzelnen abergläubischen Menschen wie auch ganzer dem Aberglauben ergebener Berufskreise und Völker ein Gepräge an sich, das man schwerlich verkennen und etwa mit Frömmigkeit verwechseln wird: man sieht, sie hängen an dem einzelnen Brauch und der einzelnen abergläubischen Ansicht um dieses Brauches und dieser Vorstellung willen, unabhängig davon, wie jeder sich sonst eben zu den eigentlich religiösen Fragen verhält und wie ein solcher Brauch mit ihnen harmoniert. Auf diesem Umstande, daß der Abergläubische das wahre Wesen der Gottheit (daß sie nämlich das absolut Gute ist), vergessen hat, beruht die Definition, die Plutarch gibt: der Aberglaube, die Deisidämonia, bestehe in der Meinung, daß die Götter Böses täten.

Man sieht: die Grenzen zwischen dem, was im einzelnen Falle als religiöse Glaubensform und Kultus anzuerkennen und was schon Aberglauben genannt zu werden verdient, verfließen bald ineinander, bald wechseln die Grade, in denen beides zusammenhängt, an Stärke, und die Scheidung zu vollziehen, mag mitunter eine heikle Aufgabe sein; hier haben wir sie indessen nicht zu lösen, sondern, zu unserm Problem zurückkehrend, zu fragen:

Hat tatsächlich im Leben, wie wir es um uns sehen und aus der Weltgeschichte kennen, der Aberglaube sich für den Menschen immer als ein Übel erwiesen, indem er in den Entscheidungsfällen statt der Vernunft einem vernunftlosen Prinzip, dem Zufall, die

Bestimmung überließ? Hat er sich infolgedessen als Fessel erwiesen, die den Menschen nur im Handeln hemmt? — Solche Fragen sogleich theoretisch zu entscheiden, ist mißlich. Denn durch das Übersehen irgend eines psychologisch oder logisch wichtigen Umstandes kann die ganze Theorie verunglücken, während bei vorausgehender Prüfung der Erfahrungstatsachen sich das Resultat und nachträglich wohl auch die Theorie dazu findet.

Ein Blick auf die Weltgeschichte zeigt nun, daß von allen großen Nationen des Altertums keine im öffentlichen wie im privaten Leben sich so abergläubisch zeigte, wie die Römer; und wenn wir die einzelnen hellenischen Stämme ins Auge fassen, so ist keiner unter ihnen so abergläubisch gewesen, wie die Lakedämonier. Und gerade diese beiden, die Römer und Lakedämonier, haben einerseits im politischen Leben im höchsten Maße die Fähigkeit bekundet, selbständig zu handeln und andre zu beherrschen und anderseits (was damit zusammenhängt) als Völker wie als einzelne die bedeutendste Tatkraft bewiesen, von der überhaupt die Historie zu berichten weiß. Darum durfte der große griechische Historiker Polybios sich bei seinem Geschichtswerk, wie er sagt (Buch I, Kap. 3), die Aufgabe stellen, „zu erzählen, wie in nicht ganz 52 Jahren die Römer die Weltherrschaft erlangt haben." Ein Vorgang, der nie seines gleichen gehabt hatte! Und von den Lakedämoniern, die bekanntlich von allen Griechen sich am längsten die Freiheit bewahrten und meist die Hegemonie über die andern besaßen, sagt Plutarch („Leben der Lykurgos", Kap. 30): „Die Lakedämonier lehrten andre Völker nicht etwa nur Gehorsam, sondern sie flößten denselben sogar eine große Begierde ein, von ihnen beherrscht und regiert zu werden. Viele ließen, nicht um Schiffe, Geld oder Soldaten, sondern um einen einzigen Spartaner zum Anführer bitten, und wenn sie diesen erhielten, begegneten sie ihm mit Achtung und Ehrfurcht, wie die Sizilianer dem Gylippos, die Chalkidier dem Brasidas, und die Einwohner Asiens dem Lysander, dem Kallikratides und dem Agesilaos."

Und diese Muster der Tatkraft und Freiheitsliebe lagen in den Fesseln des Aberglaubens, eines Aberglaubens, der von religiöser Gesinnung sich unschwer unterscheiden läßt. Waren doch die Lakedämonier unter allen Griechen dafür bekannt, wie leicht sie es mit den Pflichten des Kultus nahmen: sie sollen von den geopferten Tieren nichts als die blanken Knochen den Göttern verbrannt haben, während die aufgeklärten Athener ihnen am reichlichsten spendeten. Dagegen die Rücksicht auf Vorzeichen,

Neumond und Wahrsagerkünste hat die Spartaner, wie Marathon und andre Fälle beweisen, selbst dann noch in ihren kriegerischen Unternehmungen beeinflußt, als der Landesfeind, das Heer des persischen Großkönigs, vor den Toren des Peloponnes stand.

Wie reimt sich das alles zusammen?

Und an den Römern ist noch deutlicher zu sehen, wie sie, ganz abgesehen von ihrer Religion, mit Begierde dem Aberglauben nachjagten. Denn die sibyllinischen Bücher, durch deren Befragung sie sich in Krieg und Frieden so oft leiten ließen, beruhten auf griechischer, nicht auf römischer Wahrsagerei; sie waren in griechischer Sprache und in griechischem Geiste abgefaßt, so daß ihre Aussprüche mit der eigentlichen Religion der sie Befragenden schon deshalb nichts gemein hatten. Die Sprüche trugen die Form von Akrostichis, so daß der erste Vers des Spruches die Anfangsbuchstaben aller Verse bestimmte. (Cicero. de divinat. II, 111: „Atque in Sibyllinis ex primo versu cujusque sententiae primis litteris illius sententiae carmen praetexitur.“) Als diese Bücher im J. 83 v. Chr. beim Brande des Kapitols zugrunde gingen, schickte man nach Samos, Ilion und Erythrä, um wiederum Sprüche griechischer, also fremder Sibyllen zu sammeln, die auch noch weiter in der christlichen Zeit (bis zum J. 410) befragt wurden.

Ferner beschäftigte sich der Aberglaube der Römer mit den Deutungen und Vorausverkündigungen der Haruspices, die ausdrücklich einer andern Religion, der etrurischen anhingen und, als diese Religion bereits erloschen war, immer noch nach denselben Grundsätzen ihre „disciplina Etrusca“ betrieben. Die Haruspicin hatte mit der Religion der Römer nicht einmal äußerlich einen Berührungspunkt, da (wie Varro de ling. lat. VII, 88 sagt) „cum aruspex praecipit. ut suo quisque ritu sacrificium faciat“; dafür überlebte dieser Aberglaube als Eingeweideschau und Zeichendeutung nach der etrurischen noch die ganze römische Religion. Er wurde noch vom christlichen Kaiser Konstantin d. Gr. gepflegt und von Theodosius ausdrücklich gestattet. Cod. Theodos. XVI, 10, 1 (vom J. 321): „Si quid de Palatio nostro aut ceteris operibus publicis degustatum fulgure esse constiterit, retento more veteris observantiae quid portendat ab haruspicibus requiratur et diligentissime scriptura collecta ad nostram scientiam referatur.“

Der Kaiser Augustus soll seinen Tod um hundert Tage vorher erfahren haben, und zwar durch einen Haruspex, der befragt

worden war, als ein Blitz an dem Denkmal des Kaisers den ersten Buchstaben des Namens („Caesar“) weggeschmolzen hatte. Der Haruspex sagte: „Es fehlt das C seit diesem Tage, und so wird aus „Caesar“ — „aesar“; das bedeutet: es fehlt seit diesem Tage ein Hundert (C als Zahl), nämlich Tage, dann wird aus dir, dem Cäsar, ein „aesar“, d. h. auf etruskisch „ein Gott“. Die römischen Imperatoren pflegten aber (seit Julius Cäsar) mit dem Tode zu Göttern zu werden (Suetonius, „Augustus“ Kap. 97). Ein andrer römischer Imperator war im Begriff, eine Expedition in den Orient zu unternehmen; da sah er zufällig einen Mann auf der Straße Feigen verkaufen. Er fragte, wer es sei; und als ihm der Name „Cauneas“ entgegengerufen wurde, deutete ein anwesender Wahrsager diesen Ruf als eine Warnung, der Kaiser solle sich hüten, in den Orient zu gehn (Cauneas — cave ne eas!), und hinderte so des Imperators Aufbruch. — Den römischen Aberglauben hat, wie gesagt, auch das Christentum nicht gleich gedämpft; und der Kaiser Konstantin, einer der rüstigsten und feurigsten Krieger seiner Zeit, war ihm in hohem Maße ergeben. Er hatte seinen Helm durch das Monogramm Christi gegen Hieb und Stich gefestigt, in den Zügel seines Rosses Nägel vom heiligen Kreuz einfügen lassen (Eusebius. vita Const. I, 31), und gestattete ausdrücklich durch Zauberei das Wetter zu machen, falls es zu guten Zwecken geschah (Codex Theodos. IX, 16, 3).

Mithin zeigt das Beispiel der beiden heldenhaftesten Nationen und, so weit man forscht, auch dasjenige andrer Völker, in deren Lebensgewohnheiten der Aberglaube einen besonders breiten Raum einnahm, daß sie sich dabei garnicht so übel befanden, durchaus nicht etwa häufiger als andre von Schrecken gepeinigt und von Wahngebilden in ihrem Tun irregeführt wurden; nein! im Gegenteil, daß sie sich immer durch nüchterne Besonnenheit, praktische Tüchtigkeit und ungewöhnliche Energie im Handeln auszeichneten.

Indem sich jetzt unser prüfender Blick von den ganzen Völkern zu einzelnen, aus der politischen und Kulturgeschichte bekannten Individuen wendet, darf freilich nicht in Bausch und Bogen zugegeben werden, daß alle großen Männer abergläubisch oder alle abergläubischen groß sind; aber dennoch lehrt das Altertum wie auch die Neuzeit, von Wallenstein bis Napoleon und darüber hinaus, daß der Glaube an Zeichen und Vorbedeutungen bei vielen Fürsten und Feldherrn, Staatsmännern und Seehelden, ja sogar bei einigen berühmten Chirurgen, also Männern der Wissenschaft, nachdrücklich genug gewesen ist; während Dichter und Denker,

Philosophen und Naturforscher, ob groß oder klein, von ihm so ziemlich unberührt geblieben sind. Schwerlich wird man das so auslegen dürfen, daß die Personen der ersten Kategorie unbedeutender oder ungebildeter waren und erst das Wissen der Talisman ist, der vor dem Aberglauben bewahrt. Der Staatsmann bleibt im Wissen durchschnittlich nicht hinter dem Dichter zurück; der Arzt ist sogar ein Gelehrter; und überhaupt zeigt die erste Kategorie doch vorzugsweise die Männer der Tat, die durch das Große, was sie schufen, oft erst dem grübelnden Denker und schwärmenden Poeten den Stoff zu ihrer Gedankenarbeit geliefert haben. Der Dichter wäre garnicht da, wenn nicht zuerst der Held da wäre, den er besingt. Die erste Kategorie entspricht den spartanischen und römischen Charakteren. Der Aberglaube ist also so weit davon entfernt, eine den Menschen in nutzbringender Tätigkeit lähmende Macht zu sein, daß gerade die Personen, die am meisten leisten, ihn oft besitzen.

Ein voreiliger Schluß wäre es nun freilich, wenn man hieraus folgerte, der Nutzen des Aberglaubens bestände vielleicht darin, den allzu großen Tatendurst und die üppige Kraft solcher Persönlichkeiten zu zügeln und vor der Überstürzung zu bewahren. Die Tatsachen der Erfahrung zeigen nichts dergleichen; sie legen uns vielmehr nahe, zur Klärung der Sache die Frage zu stellen: bei welchen Gelegenheiten im Leben der Lakedämonier, der Römer und verschiedener bedeutender Männer sich der Aberglaube äußerte? Da sehen wir, daß dies niemals die Fälle waren, wo der Mensch sich Ziele setzt und über die Realisierung wichtiger Zwecke und Pläne entscheidet. Der Aberglaube entscheidet nur sozusagen über Umstandsworte, über ein Früher oder Später, über die Wahl des Ortes, der Zeit, oder eines Mittels unter vielen: kurz, immer über etwas, obzwar nicht an sich gleichgiltiges, aber doch sekundäres und so beschaffenes, daß es ohnedies vom Zufall, — d. h. von dem in casu dem Menschen unbekannten Teil des Weltlaufs, — stark beeinflußt werden mochte. Ob der Feldherr gerade am 18. oder am 17. Oktober die Schlacht bei Leipzig wagte, das hätte auch bei aller Anspannung des rechnenden Verstandes wahrscheinlich die Entscheidung nicht glücklicher gemacht. Diejenigen Klassen der Bevölkerung, von denen man besonders viel Aberglauben zu berichten weiß, sind demzufolge in der Ausübung ihres Berufes besonders von Wind und Wetter und andern unberechenbaren Zufälligkeiten abhängig, wie z. B. der Seemann, Landsknecht, Jäger und Fischer. Überall hat ferner die Aus-

übung der Heilkunst, deren berufene Vertreter ja noch jetzt eingeständlich oft im Halbdunkel tappen und beständig ihre theoretischen Ansichten ändern, einen breiten Tummelplatz für den Aberglauben abgegeben, von den Medizinmännern der Zulukaffern bis zu den „Sympathien" und Besprechungen in dem modernsten Salon; nur daß man hier den Aberglauben euphemistisch lieber als „Vorurteil" bezeichnet.

Das alles ist ziemlich unschuldig.

Es gibt nun auch allerdings ganz andersartige Ausbrüche des Aberglaubens; und dieser Umstand nötigt uns an ihm überhaupt zwei Arten oder Stufen zu unterscheiden.

Wenn die Bauern in Sibirien einen unbekannten Mann, der ihr Dorf passiert, nach irgend welchen Merkmalen für die „Cholera" halten und daraufhin totschlagen, und wenn anderseits der griechische Bauer, für den Hesiodos seinen Kalender schrieb, eine bestimmte Hantierung lieber am 4. als am 5. des Monats vornimmt, so weist das auf sehr verschiedene Seelenregungen hin. Es gibt einen Aberglauben, von dem der Mensch besessen ist wie von einem Dämon, der ihn verwirrt, seinen Verstand wie eine Geisteskrankheit umnebelt, unter einer ganzen Bevölkerung eine Zeitlang wie eine ansteckende Pest grassiert. Das ist jedoch nur der seltenere, uneigentliche Aberglaube. Die andre Art, der gewöhnliche und eigentliche Aberglaube, wird vom Menschen besessen, wie man ein Eigentum besitzt, das man frei handhabt, systematisiert und mit dem man so ziemlich alles machen kann, was man will. Das bedeutet nicht, daß der Mensch in diesem Falle den Glauben bereits daran verloren hat und nur noch — wie es wohl aus Koketterie vorkommt — Aberglauben simuliert; nein! wir reden nur von den Fällen, wo der Mensch bona fide an seinem Aberglauben festhält; indes „er ist sich seiner Torheit halb bewußt", würde Goethes Mephisto sagen. Der Aberglaube ist bei ihm gereift, hat sein richtig beschränktes Geltungsgebiet gefunden und ist im ganzen ungefährlich geworden. Der Mensch läßt sich seinen Aberglauben wohl einiges kosten, doch nicht zu viel; er hat Pietät für ihn und verwendet ihn im übrigen als ein praktisches Mittel der Lebenskunst, wie man besonders an den Römern und Lakedämoniern studieren kann. Als dem Konsul Appius Pulcher im ersten punischen Kriege einst vom Pullarius gemeldet wurde, die heiligen Hühner hätten die Gerste nicht gefressen, ließ er sie ins Meer werfen und sagte, wenn sie nicht fressen, wolle er sehen, ob sie trinken werden. Da er darauf einen

Mißerfolg hatte, erinnerte man sich in Rom dieser schnöden Nichtachtung des Auguriums. So oft jedoch in ähnlichen Fällen die Sache geglückt war, hatte man auch im Senat nichts dagegen einzuwenden. Nur solche Entscheidungen, in die Zufälligkeiten stark hineinspielten und die auch beim Gebrauch der Vernunft nicht viel geschickter getroffen worden wären, überließen die Römer, wie manche andre Leute, gemächlich dem Aberglauben; dann hatten nicht sie selbst mit ihrer Willensentschließung gehandelt und der Goethesche Spruch: „Der Handelnde hat immer Unrecht" traf sie nicht.

Gegen die ganze bisherige Erörterung wird man, wie leicht zu erwarten, den Einwand erheben, daß alle die gemeinten Völker, Berufskreise und bedeutenden Personen wohl noch viel tüchtigeres geleistet hätten, wenn sie, ceteris paribus, nicht abergläubisch gewesen wären, daß also die Superstition nichtsdestoweniger für den Menschen ein Hemmschuh bleibt. Dieser Einwand — so haltlos er ist — läßt sich nach der bisher befolgten Methode unser Darlegung nicht widerlegen, weil historische Beobachtungen nicht Experimente sind, die man beliebig umkehren, variieren und wiederholen kann. Der abgeschlossene Lebenslauf der Menschen läßt sich eben nicht erneuern, um zu sehen wie, nach Ausschaltung des Aberglaubens aus ihm, er nochmals an unsern Blicken vorüberziehen würde. Darin bestände erst die Rechenprobe.

Da es uns somit unmöglich ist, auf induktivem Wege einen vollen Beweis zu erbringen, wollen wir das umgekehrte Verfahren einzuschlagen versuchen, wir wollen, statt uns allein mit der Psychologie der Abergläubischen zu befassen, — die allen Menschen zu allen Zeiten gemeinsamen Seelenvorgänge qualitativ und quantitativ daraufhin prüfen, ob vielleicht auch bei ihrem normalen Verlaufe im Weltgetriebe Fälle eintreten können, wo der Aberglaube als Willensmotiv helfend und nützlich eingreift, oder ob die psychischen Kräfte mit den Lebensaufgaben unter allen Umständen ohne Aberglauben besser als mit ihm fertig werden?

II.

Abgesehen von den Empfindungen (Eindrücken, Wahrnehmungen), die gewissermaßen die objektive, auf die Außenwelt bezogene Seite des menschlichen Seelenlebens ausmachen, setzt dieses sich nach seinem subjektiven Bestande bekanntlich zusammen aus Vorstellungen, Gefühlen und Strebungen (Willensakten), die, streng genommen, auch nur von uns begrifflich geschieden

werden, in ihrem Funktionieren jedoch eine unteilbare Einheit ausmachen. Denn die Vorstellungen als innerlich reproduzierte (auch oft kombinierte) Empfindungen, weisen auf ihren von den Sinnesorganen abhängigen Ursprung zurück und sind, je nach ihrer Intensität und Qualität, mit einem Gefühlston gefärbt. Die Gefühle, zu denen nicht nur die Sinnlichen (wie Schmerz und Behagen), sondern auch die höheren (wie Freude und Trauer, Liebe und Haß) zu rechnen sind, können an sich selbst überhaupt garnicht beschrieben werden, so lebhaft sie auch unser Bewußtsein erfüllen; nur an ihren Entstehungsbedingungen und den Vorstellungen, von denen sie begleitet sind, haben wir Anhaltspunkte, um sie andern durch Schilderung zu übermitteln, von ihnen, wie man sagt, „eine Vorstellung zu erwecken"; und genau genommen sind in uns alle Vorstellungsprozesse zugleich Gefühlsprozesse, nur daß, je nach der Wichtigkeit, welche die eine oder die andere Seite unsres psychischen Lebens für die Zwecke des entwickelten intellektuellen Daseins gewinnt, — wir uns gewöhnt haben am Inhalt einer innern Regung bald das Gefühlsmäßige hinter dem Werte des Vorstellungsmäßigen zurücktreten zu lassen, bald umgekehrt.

Nun weisen die Gefühle ihrem Wesen nach schon auf ein Wollen hin; der Lust — auf etwas zu Bejahendes, Fortzusetzendes; das der Unlust — auf etwas zu Vermeidendes; sie sind bereits Ansätze zum Wollen und nur bei willensfähigen Wesen möglich; man hat sie daher „Willensrichtungen" genannt, die nur nicht immer in wirkliches, tätiges Wollen übergehen, sondern bisweilen isoliert bleiben, ausklingen, oder von andern Gefühlen abgelöst werden. Das Wollen schließlich ist verbunden mit dem Bewußtsein von Motiven. Die Motive bestehen aus Vorstellungen dessen, was das Wollen eben verwirklicht, und aus einem Gefühl; und dabei glauben wir zu bemerken, daß am Willensmotiv das Gefühl dasjenige Element ist, das erst die Tat zustande bringt. Freilich kann das Gefühl auch ein Pflichtgefühl sein, also eigentlich ein vom sonstigen Gefühl sehr weit entferntes „Bewußtsein des Seinsollenden"; aber für die Zwecke gegenwärtiger Abhandlung brauchen wir deshalb nicht zwei Kategorien von Willensmotiven zu unterscheiden; es genügt an die unlösliche Zusammengehörigkeit der aufgezählten Seelenregungen erinnert zu haben.

Das Wollen zeichnet sich vor dem Vorstellen und Fühlen durch seine ausschließliche Aktivität aus. Sollen überhaupt die Begriffe geschieden werden, so ist der Mensch nur als Wollender tätig. Das Vorstellen ist gegenständliches Bewußtsein, das Fühlen

— Zuständliches; soweit als im Vorstellen und Fühlen eine Tätigkeit liegt, muß sie auf etwas anderes, auf Elemente des Wollens zurückgeführt werden, die mit den Vorstellungen und Gefühlen verbunden sind. Das Wollen ist Tätigkeit, setzt also zwei Elemente voraus; erstens eine Veränderung, die sich vollzieht, sei es irgendwo in der Außenwelt, außerhalb des wollenden Subjekts, durch eine äußere Willenshandlung, sei es in unserm Innern, in der Welt unsrer Vorstellungen; und zweitens ein Subjekt, auf welches diese Veränderung als ihre Ursache zurückbezogen wird. Denn die äußere oder innere Veränderung kann auch ohne unsre Handlung zu sein, auf andre Weise zustande kommen. Wenn man einen Menschen stößt und er so in der Außenwelt eine Veränderung hervorbringt, so ist das nicht seine Tätigkeit gewesen; nur wenn das Motiv der Tat in in ihm selbst lag, in seinem „Ich", wird sie ihm zugerechnet. Das Subjekt der Tätigkeit beim Wollen ist also unser „Ich", die Seele selbst; und umgekehrt läßt sich auf die Frage, was das „Ich" sei, schließlich keine andre Definition geben, als das es eben das Subjekt des Wollens sei. Was irgend durch menschliches Wollen an Veränderungen, sog. Schöpfungen in der Welt zustande gebracht wird, dazu stammt die Kraft aus dem „Ich" selbst; die Seele ist die Kraftquelle. Wie es dabei eigentlich zum Wollen kommt, wie der Wille es macht, daß er wirkt, ist unbegreiflich.

Während uns die Vorstellungen im wachen Zustande nie verlassen, ob wir sie nun haben wollen oder nicht, die Gefühle unabhängig von uns über uns kommen und uns überallhin begleiten, sind wir nur als wollende Wesen tätig; und was wir im Leben vollbringen, dafür sollte dementsprechend der Maßstab in dem Quantum Willenskraft, das jeder besitzt und in dem Geschick bei seiner Verwendung zu suchen sein. Gefühl und Vorstellung sind, wie immer zu betonen, an sich gar keine Kräfte, und sie geben uns keinen Aufschluß darüber, woher bisweilen ein Mensch die allerstärksten Gefühle haben kann, ohne daß sie für ihn zum Motiv des Handelns werden; oder woher jemand jetzt eben äußerst lebhafte Vorstellungen hat, die sich jedoch nur aneinanderreihen nach den Gesetzen der Assoziation (d. h. je nachdem mit welchen andern Vorstellungen sie früher einmal im Gedächtnis verbunden waren), getragen von irgend einer Stimmung des Gemeingefühls aber ohne als zielbewußtes Denken irgend etwas zu leisten. Beide Erscheinungen erklären sich doch nur daraus, daß bei diesen Menschen jetzt eben das Wollen gefehlt hat.

Freilich hängt die Leistung des Wollens eines Menschen ja auch zum Teil von seiner physischen Kraft und vorhandenen Geschicklichkeit ab. Es war z. B. gar kein Beweis von großem Mut, daß vor Troja der Achilles den Hektor angriff, denn er wußte, daß er stärker war; ja, wenn Thersites den Kampf mit Hektor aufgenommen hätte, da hätten wir uns aufrichtig über seine Kurage gefreut. Von zwei Menschen, die eine gleich schwere Last gleich weit tragen, hat der physisch Schwächere einen größeren Willensimpuls nötig; dem einen kostet das Hintragen vielleicht tausend Atemzüge, dem andern fünfhundert. — Übrigens haben wir das Verhältnis des Physischen zum Psychischen nicht zu untersuchen, noch Zweifel zu erheben gegen die kausale Geschlossenheit des Naturlaufs. Es gilt bloß zu zeigen, daß man sich immer im Zirkel bewegt, sobald man mit Zuhilfenahme von etwas andrem (Vorstellungen und Gefühlen) sich zu erklären bemüht, wovon das Maß der psychischen Kraft (des Wollens) abhängt. Sagt man, die Ideen oder Vorstellungen seien für den Menschen Mächte (also wohl Kraftquellen), die ihn zum Handeln anregen, so widerspricht dem die schon angedeutete tägliche Beobachtung, welche zeigt, wie sich bei uns oft Vorstellungen an Vorstellungen in gleichgültiger Reihe ketten, ohne uns zum Aufgeben unsres trägen Verhaltens zu veranlassen und irgend eine Tätigkeit hervorzurufen. Fährt man dann fort: daß nicht die Vorstellungen an sich, sondern das Quantum der ihnen innewohnenden Gefühlselemente (also der die Vorstellung begleitenden Gefühle) ein Maß sei für die durch sie auszulösende Tätigkeit (das aktive Wollen), so ist es ebenso wenig zutreffend; denn Gefühle verklingen oft resultatlos, wirken nur, wo schon ein Wille da ist, und können an sich genommen dem Anscheine nach den Menschen ebenso in der Tätigkeit, die er sonst ausgeübt hätte, hemmen: die Gefühle des Mißtrauens, des Zweifels und der Furcht lähmen oft selbst einen starken Willen. Hierauf pflegt man dann wiederum zu sagen, daß die Gefühle die wahren Willensmotive sind, die nicht (wie die Furcht ꝛc.) vorzugsweise sinnlich wirken, sondern „möglichst viele intelektuelle, begriffsmäßige Elemente enthalten", d. h. man kehrt wieder zur Vorstellung zurück.

Am allerverkehrtesten ist es, wenn man dem willensschwachen Menschen, um ihn zu stärken, vorhält: wenn er nur recht wolle, dann werde er auch schon können; als ob hinter dem einen Willen dieses Menschen, der zu schwach ist, ein zweiter stünde, der ergänzend eintreten und ihm helfen könne. Der Wille ist ja

schon der Mensch selbst und nicht etwas, das er sich, wie Vorstellungen und Gefühle, von außen her verschafft hat. — Das Maß an Willenskraft, das also den Kern des Wesens eines Menschen ausmacht, bleibt somit eine ganz aparte kostbare Gabe, die sich durch keine Analyse in etwas anderes zerlegen, noch aus anderem zusammensetzen oder durch anderes ersetzen läßt.

Dabei sind staunenerregend und fast rätselhaft nicht die ungeheuer großen Leistungen, die das Menschengeschlecht im Laufe der Säkula durch seine Willenskraft zustande gebracht hat, sondern vielmehr das außerordentlich kleine Maß an Willenskraft, das zu diesen Leistungen durchschnittlich dem einzelnen Menschen von der Mutter Natur zugewiesen worden ist und sich als hinreichend erwies.

Um hierbei die Ökonomie der Natur zu verstehen, wird es instruktiv sein, den Umfang der Seelenregungen, die man als Wollen (oder Streben) bezeichnet, nochmals nach ihren zwei Richtungen zu verfolgen.

Ein Wollen (Willensakt) findet statt nicht nur, wo es zu äußern Willenshandlungen kommt, sondern auch bei jeder absichtlichen innern Tätigkeit. Der Mensch richtet seine Aufmerksamkeit auf eine Vorstellung, oder einen ganzen Vorstellungskomplex; er besinnt sich mit Absicht auf ein Wort, vollzieht Urteile und zieht Schlüsse, nicht weil, wie die meisten Psychologen meinen, seine Vorstellungen nach den Gesetzen der Assoziation sich gerade so in seinem Bewußtsein verketten, sondern weil er alles dieses gewollt hat. Wenn die Bildung der Begriffe dadurch definiert wird, daß das Bewußtsein aus einer Menge Einzelvorstellungen dasjenige gemeinsame zusammenfaßt und heraushebt, das ihm wesentlich scheint, so erkennt man schon an diesem „ihm wesentlich", daß das Bewußtsein an dieser Tätigkeit ein Interesse haben muß, Zwecke verfolgt, also als **wollendes** Bewußtsein funktioniert. Begriffe werden zuerst immer nur vom Bewußtsein des Menschen als Bestandteile von Urteilen gefaßt. Daher sind die Urteile eine ursprünglichere Leistung des Denkens als die Begriffe, der Satz eine frühere Leistung der Sprache als das Wort. Und wenn man die Begriffe von den Urteilen gesondert, also einzeln zu denken versucht, so vergegenwärtigt man sich immer bloß eine einzelne Vorstellung, jedoch mit dem Nebengedanken, daß sie jetzt nur stellvertretende Geltung haben solle, und daß eine unbestimmte Menge anderer Einzelvorstellungen dasselbe leisten könnten, daß aber allen diesen Vorstellungen absichtlich, also durch einen Willensakt, etwas

ihnen Gemeinsames, nicht direkt Vorstellbares, das mit dem Begriff gemeint ist, entnommen wird. Bei all diesem Denken begleitet den Menschen das unwidersprechliche Bewußtsein, daß eine Tätigkeit vollzogen wird, und zwar eine, deren Subjekt er ist. Man kann das zielbewußte Denken einen apperzeptiven Vorstellungsverlauf nennen (wie man das Fixieren eines Objekts in den Blickpunkt des Auges „Apperzeption" nennen).

Dagegen brauchen wir uns geistig nur recht passiv zu verhalten, um den assoziativen Vorstellungsverlauf beginnen zu lassen: von Gefühlen, Stimmungen, die unter der Schwelle des Bewußtseins liegen, getragen, von momentanen Sinneseindrücken gelenkt, reihen sich die Vorstellungen ins Unendliche, aber ergebnislos aneinander. Der Wille schlummert. Das erleben wir allabendlich eine zeitlang, wenn wir uns mit keiner andern Absicht, als um einzuschlafen, hinlegen.

Nun ist es klar, daß ohne solche innere Willensakte eine äußere Tat nicht vollzogen wird. Die äußern Willensakte haben also innere zur Voraussetzung, nicht aber umgekehrt. Folglich muß von der gesamten Willensenergie des Menschen ein mehr oder weniger bedeutendes Quantum auf das Innenleben als Denktätigkeit verbraucht werden; während nach der gewöhnlichen Ansicht einfach der „Verstand" ohne Zutun des Willens das Denken besorgt. Doch selbst die gewöhnliche Ansicht wird schwerlich bestreiten, daß der Mensch, um neue Ideen zu haben und auszuarbeiten, mehr Willen aufbringen muß, als um in den alten, eingefahrenen Geleisen geistigen Lebens sich fortzubewegen. Daher zeigt jedes Volk, z. B. auch das griechische, in den Perioden politischen Verfalles, sich zugleich unfähig, in der Literatur wesentlich neues hervorzubringen; es fehlt ihm nicht an Fleiß und Emsigkeit, aber an Kraft des Wollens, um über Kompilationen, Nachahmungen und Kommentare der Werke seiner großen Vergangenheit hinauszugehn.

Zweitens muß auf die außerordentlichen quantitativen Unterschiede der einzelnen Willensanstrengungen geachtet werden. Es kann Entschlüsse des Willens geben, — besonders um sittliche Konflikte zu lösen, — an denen ein Mensch sich fast aufreibt, so schwer sind sie ihm; noch jahrelang bleibt ihm ein Gefühl zurück von dem innern Kampf der Motive, den er dabei durchgemacht hat. Dagegen die schwächsten Anstöße, die unser Wille vielemal stündlich im Alltagsleben zu leisten hat, lassen sich kaum mehr als ein Verbrauch von Energie in Rechnung ziehen; und dennoch

würde, wenn sie ausfielen, unsre Tätigkeit in ihrem Abfluß stocken.

Ein Arzt z. B., der im Laufe des Tages 30 Patienten behandelt hat, ein Advokat, der 10 Verbrecher verteidigt hat, und ein Richter, der 30 Prozesse entschieden hat, ist abends schwerlich noch zu einer angestrengten geistigen Tätigkeit fähig; er wird meist eine Kartenpartie, ein harmloses Gespräch und leichtes Buch der Wissenschaft vorziehen. Das liegt nicht daran, daß etwa der Körper oder der „Verstand" dieser Männer sich im Laufe des Tages so sehr ermüdet hätte: nach einer Bergpartie oder einem mit wissenschaftlicher Lektüre verbrachtem Tage wären sie vielleicht noch zur größten Anspannung des Geistes fähig; aber der viele Aufwand an Willenskraft hat sie erschöpft: das Bewußtsein, daß unser Wille immer wieder wichtige Entscheidungen zu treffen hat, immer wieder ein lautes oder verschwiegenes Widerstreben des Willens anderer provoziert, sich dem Willen anderer entgegenstemmt und nicht nachgeben darf. Nun ermesse man, welch einer enormen Willenskraft erst der Feldherr bedarf, der einer Schar meuternder Offiziere und Soldaten entgegentritt?

Was soll also der Mensch tun, um mit seinem winzigen Quantum an Energie die Aufgaben, die das Leben ihm gestellt hat, zu bewältigen?

Er soll sparsam sein!

Denn es gehört nur wenig Beobachtungsgabe dazu, um zu bemerken, wie viel Willenskraft wir in einer Weise vergeuden, die unsren Zwecken gar nicht dient. Besonders paralysieren sich gegenseitig die Willensimpulse, wenn sie im Innern des wollenden Subjekts mit einander in Widerstreit geraten. Wenn jemand, wie Penelope, die eigne Arbeit vernichtet, ein und dasselbe Objekt bald will, bald nicht will, sucht und flieht, zugleich liebt und haßt, dann kommt nichts dabei zustande und es ist zum Rasendwerden; wie schon der Dichter Catullus bemerkt:

Odi et amo. Quare id faciam, fortasse requiris.
Nescio, sed fieri sentio et excrucior.

Es gilt also zu sammeln und zu verteilen. Mancher Neurastheniker mag in seinen zerfahrenen Wünschen und Strebungen sich soweit selbst verzehrt haben, daß er zu keiner etwas anhaltenderen geistigen Leistung mehr fähig scheint. Dennoch wird ein kundiger Nervenarzt den letzten Funken anzublasen verstehen, er wird den letzten in dem Patienten noch verfügbaren Rest an Energie so vorsichtig und geschickt verwenden, daß auch die übrige

vorhandene, aber — wie die Chemiker sagen — gebundene, nach innen verpuffende und in sog. Gemütsbewegungen sich aufreibende, latente Energie allmählich frei wird, sich geordnetem Gebrauch fügt und dem Patienten möglich macht in den normalen Zustand zurückzukehren. Zu dem was ihm an Willenskraft eigen war, ist hier nicht neue hinzugeschaffen; nur das vorhandene Eigentum ist richtig verwaltet worden. — So erklärt es sich, daß mancher nach einer träumerischen Jugend im zielbewußten Mannesalter eine von niemandem geahnte Energie beweist.

Wie in den einzelnen Fällen der vernunftbegabte Mensch mit dem Vorrat seines Wollens haushälterisch umzugehen hat, dafür bietet ihm die Natur in ihren Sparvorrichtungen Muster, und zwar nach drei Richtungen: in animalischen, intellektuellen und ethischen Lebensprozessen.

An den animalischen, das Tierleben so gut wie das Menschenleben ausmachenden Funktionen, zeigt sich die Sparsamkeit der Natur mit Willensenergie darin, daß nur die ersten von jedem lebenden Wesen ausgeführten Bewegungen jeder einzelnen Art mit bewußter Willensanstrengung geschehen, (wie die ersten Schritte, die ein Kind macht, das erste Picken des aus dem Ei geschlüpften Vogels 2c.), dann aber bei der Wiederholung die dazu nötigen Innervationen sich mit immer weniger Mühe aneinander reihen, bis schließlich auch eine ganze Kette zusammenhängender Bewegungen nur eines Anfangsimpulses bedarf, um sich mühelos mechanisch durch die erlangte Übung zu kombinieren und mit automatischer Sicherheit zu verlaufen. Wir fassen z. B. den Entschluß einen Spaziergang zu machen und bedürfen nicht neuer Willensimpulse bei jedem Schritte; nur an wenigen Wendepunkten des Ganges erfolgt ein leiser Eingriff des Willens; im übrigen vermögen wir den Gang unbewußt zu vollziehen und unterdessen unsre geistige Energie auf andre Zwecke zu verwenden. Ebenso überlassen wir des Morgens unsre Toilette meist dem durch Übung geschulten „Unbewußten“. Da nun diese aus der Wiederholung des Gleichen resultierenden Fähigkeiten sich an Tieren wie an Menschen durch die Vererbung im Laufe unzähliger Generationen vervollkommen, so genügt schließlich ein bloßer Reiz (etwa ein Stich), um ohne Willensakt eine oder mehrere zweckmäßige Bewegungen (etwa zur Abwehr oder Flucht) auszulösen. Das ist, soweit die Tatsachen der innern oder äußern Erfahrung uns belehren, die Genesis der sog. Reflexbewegungen aus Übungsvorgängen; und welch immense Menge von Willenskraft in der

ganzen animalischen Natur durch sie erspart wird, bedarf keines ausführlichen Hinweises. Freilich sind die meisten modernen Psychologen, zumal die Anhänger der Entwicklungstheorie, wie Herbert Spencer, über das Verhältnis von Reflex und Wollen der entgegengesetzten Ansicht; von ihnen sagt W. Wundt („Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele" 1892 S. 241): „Da wird erzählt, der tierische und menschliche Körper sei ursprünglich, vor dem Erwachen des Willens, der Sitz der mannigfachsten Reflexbewegungen, die vermöge der zweckmäßigen Verbindung der sensibeln und motorischen Fasern in den Zentralorganen im Allgemeinen zweckmäßig erfolgen. So geschehe z. B. auf einen äußern schmerzenden Reiz eine reflektorische Abwehrbewegung, welche die Entfernung des Reizes zur Folge habe. Durch Wahrnehmung dieser Reflexreaktionen soll nun in der Seele der Gedanke entstehen, das sie möglicher Weise derartige Bewegungen von sich aus mit ähnlich zweckmäßigem Erfolge vornehmen könne. Komme es nun in einem nächsten Falle etwa nur zur Annäherung des Reizes, so werde die Seele sofort bei der Hand sein auch jetzt die Abwehrbewegung auszuführen, so daß es ihr gelinge den Reiz zu entfernen, noch ehe er den schmerzenden Eindruck hervorbrachte. Die überraschendsten Erfolge sollen vollends solche Überlegungen bei äußern Ortsbewegungen erzielen. Da komme es vielleicht vor, daß der Körper infolge eines starken Reflexreizes einen Sprung macht. Heureka! sagt die Seele zu sich selber, warum soll ich nicht ohne diesen unerwünschten Reiz meinen Körper springen lassen? Hat aber der Wille erst einmal entdeckt, daß er mit seinen willkürlichen Muskeln so ziemlich alles anfangen kann, was er will, so ist nun er der Herr und nicht mehr der Reflex . . ."

Nun läßt sich jedoch, wie Wundt bemerkt, nirgendwo in der Tierwelt die Ursprünglichkeit der Reflexvorgänge nachweisen, noch auch verstehen, wie aus rein intellektuellen Vorgängen ein Willensentschluß entstehen solle.

Etwas ganz Analoges wie dieser Übergang von den mit bewußtem Willen ausgeführten Körperbewegungen zu den mühelos automatisch durch Reflexe ausgelösten findet auf intellektuellem Gebiete statt, indem die zuerst mit bewußtem Willen im Urteil oder in der Anschauung vollzogenen Vorstellungsbedingungen (also die apperzeptiven) zu assoziativen, sich selbst mühelos hervorrufenden Vorstellungsverbindungen werden, und eine der Vorstellungen, sobald sie im Bewußtsein auftaucht, ohne besondere Anstrengung diejenige nachfolgen läßt, mit der sie absichtlich verbunden worden

war. Es genügt hierüber W. Wundts Worte (l. c. S. 339) anzuführen: „Der Übergang apperzeptiver Gedankenverbindungen in Assoziationen ist wegen der eminenten Erleichterung der Gedankenarbeit, die er herbeiführt, von der größten Wichtigkeit. Er bildet in diesem Sinne einen der bedeutsamsten Bestandteile jener mannigfachen Übungsvorgänge, durch die Willkürhandlungen, die ursprünglich mit Absicht und Überlegung zustande kamen, allmählich gewohnheitsmäßig und mechanisch auf bestimmte äußere Anlässe ausgeführt werden. Wie bei den äußern Willenshandlungen hierdurch schließlich in gewissen entscheidenden Momenten ein Hereingreifen willkürlicher Entscheidung notwendig wird, so zieht sich bei den intellektuellen Prozessen die aktive Gedankenarbeit mehr und mehr auf die wesentlichen Momente des Gedankenverlaufs zurück, während unser Denken über alle untergeordneten Punkte mit Hilfe logischer Assoziationen hinweggleitet. Je geübter das Denken wird, um so zahlreicher werden diese von selbst sich darbietenden Mittelglieder, und um so energischer kann daher die Kraft des eigentlichen Denkens auf die entscheidenden Punkte sich richten".

Der eine wie der andre der aufgezeigten Entwicklungsprozesse spricht also dafür, daß überall im Fortschritt der organischen Natur die mit Bewußtsein und Absicht sich vollziehenden Lebensfunktionen den unbewußten, mechanisch verlaufenden vorausgehen. Das ergäbe einen Panpsychismus, der zu den Lehren der Evolutionisten und materialistischen Psychologen im schroffsten Gegensatze steht.

Was schließlich bei den ethischen Lebensprozessen die Willenskraft des einzelnen Menschen in bedeutendem Maße zu sparen gestattet, ist der Umstand, daß eigentlich nicht der einzelne Mensch, sondern erst die menschliche Gesellschaft ein dauerndes Individuum abgibt. Der einzelne vermag sich nicht einmal fortzupflanzen; diesen Zweck erreicht er erst in der Familie. Als einen Teil von ihr sehen wir zum ersten Mal den Menschen auftreten, und ohne sie vermöchte weder sein physisches noch sein geistiges Leben sich auch nur eine Spanne Zeit zu erhalten. Allein der Beistand, welchen die Menschen sich gegenseitig in der Familie, dieser Urzelle des sozialen Baues, ferner in Gemeinde, Staat und andern sozialen Einheiten leisten, besteht, soweit Willenshandlungen in Betracht kommen, gar nicht der Hauptsache nach in der Mitteilung materieller Güter und geistiger Unterweisung, sondern ganz besonders darin, daß nicht jeder alles, was er tut, auch selb-

ständig zu wollen braucht, daß der reichlich vorhandene Wille eines Menschen einer Menge andrer den größten Teil ihrer Willensarbeit abnimmt. Die andern brauchen dann statt des Willens zu den Taten selbst nur den einmaligen Entschluß aufzubringen, diesem einen, ihrem Haupte, zu gehorchen. In Hinsicht der Willensanspannung ist aber Gehorchen viel leichter als Befehlen, das Erdulden der Sklaverei leichter als der „Genuß" der Freiheit. Auch ohne daß wir hier auf den Nachahmungstrieb, Suggestion und was damit zusammenhängt, näher eingehn, zeigt jede Gesellschaft von Menschen und Tieren (Herde, Familie, geschäftliche Verbindung, Heereskörper), wie die meisten sich die Mühe ersparen, das, was sie ausführen, auch mit ganzer Seele zu wollen; das überlassen sie einzelnen und arbeiten (wollen) selber mit fremder Kraft. Und gerade diejenigen, die als einzelne am wenigsten festes Wollen besitzen, stürmen in der Masse am eifrigsten drauf los und halten am treusten zusammen; denn wie sich das Gefühl der Kraft bei jedem einzelnen in der Masse befindlichen Menschen vermehrt, so vermindert sich das der Verantwortung, weil er es aufgegeben hat sich selbst zu leiten und seine Willenskraft kaum noch funktioniert. Zum Zuge aus Gallien über den Rubicon haben wohl sämtliche Soldaten der 10. Legion in Summa nicht so viel Willenskraft verwandt, wie der einzige Cäsar, der sie führte. Selbst bei einem weltstürzenden Unternehmen ist die von der Mehrzahl der Teilnehmer darauf verbrauchte Energie verschwindend gering. Die Heldentaten vollbringen Disziplin und Subordination. Wer das ermißt, wird in staunender Bewunderung stehn bleiben vor dem gigantischen Willensvorrat eines Christian Dewett, Botha und Delarey, die jahrelang hunderttausenden von Feinden gegenüber Tag für Tag die schwersten sittlich relevanten Entscheidungen getroffen haben, während mancher Gewohnheitsmensch unter uns zum Entschluß, welche Kleidung er morgen zur Gesellschaft anziehen soll, des Rates andrer oder der Mode als Gängelband bedarf.

III.

Nachdem wir hier einen Überblick über die elementarsten Vorgänge des Seelenlebens und über die daraus sich ergebenden ökonomischen Veranstaltungen, die die Natur oder die Vorsehung — jeder wähle, welcher Ausdruck ihm gefällt! — zu haushälterischer Verwendung der so knapp bemessenen Willenskraft getroffen hat, mit der Kürze zu geben versuchten, die Pflicht wird, wo man sich

eine Abschweifung erlaubt, entsteht jetzt die Frage, ob wir uns dabei nicht von unsrem Thema, dem Nutzen des Aberglaubens, gar zu weit entfernt haben?

Mir scheint — im Gegenteil — wir sind bereits wieder zu ihm zurückgekehrt.

Denn bringt der Gebrauch desjenigen Aberglaubens, den wir den eigentlichen und gesunden nannten und an den Lakedämoniern, Römern und manchen andern kennen lernten, nicht ebenfalls nach dem ganz modernen Prinzip der Arbeitsteilung eine bedeutende Ersparnis der so kostbaren, weil unersetzlichen Kraft zu Willensentscheidungen mit sich? Derjenige handelt klug, der mit Überlegung alle Macht seines Wollens möglichst auf die von ihm gewählten wahren Endzwecke seines Lebens konzentriert; und wie Schiller sagt:

> Wer etwas treffliches leisten will,
> Hätt' gern was großes geboren,
> Der sammle still und unerschlafft
> Im kleinsten Punkt die höchste Kraft.

Die Fälle, in denen der Mensch bei der Befolgung von Wahrsagerei, Auswahl von Glückstagen ꝛc. zum Aberglauben seine Zuflucht nimmt, sind ja nachweisbar fast nur solche, wo eine Entscheidung zwar fallen muß, wo sie aber von der Vernunft, auch bei gründlichster Erwägung, nicht mit viel mehr Aussicht auf guten Erfolg, indessen mit viel mehr Willensverbrauch getroffen wird. Da läßt sich der Mensch die Hälfte seiner Geschäfte vom Schicksal besorgen, er schiebt die Verantwortung von sich auf den Aberglauben zurück — wie in andern Fällen auf einen andern Menschen, dem er gehorcht — und verspart sein Quantum moralischer Kraft für die Fälle, wo die eigne Überlegung unerläßlich ist und es offenbare Tollheit wäre, sich dem Zufall zu überlassen. Es sind die mit Risiko verbundenen Angelegenheiten, wo der Verstand oft nur unsicher tastet, wo die Wahl zur Qual wird, — da wird der Aberglaube angerufen, wie sie das spanische Sprichwort aufzählt: „Caza guerra y amores — por un placer mil dolores!“ — Daher so viel Aberglauben in Sachen der Jagd, des Krieges und der Liebe, in den Berufskreisen, die besonders auf das gute Glück angewiesen sind, bei den Werkmeistern am Webstuhl der Weltgeschichte, — nicht aber bei Dichtern und Gelehrten. Die Losung der e i n e n lautet: „von Tatsachen zu Gedanken!“, die der a n d e r n „von Gedanken zu Taten!“

Selbst in den Fällen, wo man erzählt, ein Mensch oder eine

ganze Menschengemeinschaft habe durch einen verhängnisvollen Aberglauben ihren Untergang gefunden, zeigt sich dem Psychologen, bei Lichte besehen, meist ein ganz andres Bild. So berichten z. B. die Historiker Arrian, Plutarch u. a.: Als Alexander von Mazedonien Tyrus belagerte, sei die Stadt nach tapferer Gegenwehr dadurch in seine Hände gefallen, daß die Belagerten durch abergläubische Deutung gewisser Träume veranlaßt worden seien, die Verteidigung aufzugeben. Alexander dagegen habe von einem Satyrn geträumt, und da hätten die Wahrsager, das Wort in „Sa" und „Tyrus" teilend, gemeint, der Traum bedeute: „Tyrus wird dein sein." Daraufhin habe der König die Stadt sofort stürmen lassen. — Nun versetze man sich in die Gemütsverfassung der von dem größten Kriegshelden der Welt sieben Monate lang zu Lande und zu Wasser bedrängten Bewohner von Tyrus. Sie waren offenbar ohnedies schon jeden Tag im Begriff gewesen, sich zu ergeben, und es bedurfte nur noch eines Tropfens, um das Faß zum Überlaufen zu bringen. Da griffen sie nach dem Aberglauben, nicht weil er ihnen den Mut benommen hatte, sondern weil er einen schicklichen Vorwand abgab, um die längst schon eingetretene Mutlosigkeit zu bemänteln. Wenn nicht an diesem, so hätten sie am nächsten Tage die Verteidigung eingestellt, während Alexander auch ohne die Deutung der Wahrsager zum weiteren Kampfe Mut genug besaß.

Der Aberglaube findet leicht Vorwände; auch „Buridans Esel" käme nicht zwischen den beiden gleich anziehenden Heubündeln in die Gefahr des Verhungerns, wenn er, wie ein Mensch, Aberglauben besäße und sich z. B. nach rechts wendete, da diese Seite (was schon das Wort „rechts" in den meisten Sprachen verrät) die bessere Vorbedeutung hat. Daher sagt mit Recht ein älterer Philosoph über dieses Problem: „Sed homo in tali positione non pro re cogitante sed pro stultissimo asino erit habendus, si fame aut siti perierit." Man setzt eben nur vom Esel voraus, daß er sich von der Vernunft allein werde leiten lassen.

Eine Geschichte des Aberglaubens zu schreiben wird hier nicht beabsichtigt. Es mögen daher wenige — der jetzt beliebten Anschauung freilich entgegengesetzte — Worte genügen, über den Weg, den der meiste Aberglaube zurückgelegt zu haben scheint, um endlich zu der hier geschilderten brauchbaren Funktion im Getriebe des sozialen Lebens heranzureifen.

Indem die Religion als Seelenregung in den Menschen erwachte und in einem Streben, d. h. in einem tatsächlichen Ver-

halten (nicht in bloßen Gefühlen) sich zu manifestieren trachtete, gewann sie Gestalt in irgendwelchen Formen. Das waren, soweit sie in Worten ausgesprochen irgend welche Gedanken oder Anschauungen enthielten: Glaubensformen; soweit sie sich in einem Tun verwirklichten: Kultusformen. Erklärlich als Element der Religion wurde jede Kultusform nur durch entsprechende Glaubensformen. Verirrte sich jetzt irgend ein kultischer Brauch, so daß sein Nexus mit den wesentlichen Bestandteilen der Religion abriß, der Sinn seines Zusammenhanges mit ihnen verloren ging, indem vielleicht neue Glaubenslehren an Stelle der alten traten, so ging deshalb der Kultus selbst nicht verloren, sondern nur seine religiöse Deutung, die man vergaß. Der Brauch wurde in einem andern, entstellten Sinne weiter gepflegt und wurde so zu etwas sekundärem im Volksleben: zum törichten Aberglauben[1]. Vermöge der vis inertiae, des dem Volke eigenen Hanges, am Althergebrachten festzuhalten, überlebte oft ein solches Kultusfragment die ganze frühere Religion und sogar noch eine zweite darauf folgende, wie wir es an der etrurischen Haruspicin gesehen; es gestaltete sich jedoch nicht zu einem müssigen Ornament des Daseins, sondern übte fort und fort eine Wirkung aus; es wurde umgedeutet und zu neuen Zwecken benutzt. So mochte denn der Aberglaube vielfach dem Hang mancher Leute, sich und andre mit allerhand Humbug und religionsfremden Zauberkünsten zu täuschen, eine Weile gedient haben. Aber die Zeit dazu verging allmählich; die Mehrzahl des Volkes entwuchs diesem Treiben und der altgewohnte Brauch stand noch immer da, als ein in das Volksleben hineinragendes müssiges Stück alten Hausrats, das neuer Verwendung durch andre Mächte harrte. Und die Mächte fanden sich: der gute Genius der Menschheit oder die Weltvernunft — um mich bildlich auszudrücken — benutzte die abergläubische Meinung nebst ihrem Ritus, da beides nun einmal zur Hand war und nicht erst erfunden zu werden brauchte (was immer schwierig ist), um bei vielen im Leben sich darbietenden, ohnedies vom Zufall abhängigen Entscheidungen menschliche Willenskraft in der Weise zu sparen, die in dieser Abhandlung erörtert worden ist. Damit trat der Aberglaube in das dritte Stadium; aber seine verschiedenen, in dieser flüchtigen

[1]) Man erinnere sich der bis ins Unkenntliche gehenden Verkümmerung großer religiöser Gedanken und auf sie bezüglichen Riten im abessinischen oder Thomas-Christentum, im mongolischen Buddhismus und sudanesischen Islam. Es haben sich von der noch lebenden Religion Teile gelöst und sind zum Aberglauben entartet. (Vgl. Fr. Ratzel, „Völkerkunde", Bd. I² S. 37.)

Skizze als sukzessiv dargestellten Erscheinungen können natürlich auch oft in demselben Volke simultan, nur auf verschiedene Individuen oder Klassen verteilt, vorkommen oder sich in den verschiedenen Stufen der sittlich-religiösen Entwicklung ein und desselben Menschen zeigen.

Daß also wirklich der Aberglaube den Lakedämoniern, Römern und andern den hier aufgezeigten Nutzen der Kraftökonomie gebracht hat, daß sie ohne ihn ein gut Teil ihrer Energie auf Zufallssachen verzettelt und weniger frische Initiative zu dem Teil der kühnen Entschlüsse übrig behalten hätten, wo die Vernunft am sichersten den Willen führt, — das wird dem geschichtskundigen Leser um so weniger entgehn, je eingehender er die psychische Beschaffenheit dieser Nationen und Individuen studiert. — Hier soll jedoch zu demselben Zweck noch auf ein Volk hingewiesen werden, dem man gemeiniglich die historische Entwicklung abzusprechen pflegt, das indessen nicht nur diese besitzt, sondern auch die am längsten erhaltene soziale Gesundheit und praktisch nüchterne Besonnenheit. Wir meinen die Chinesen. Bei ihnen hat bekanntlich Konfuzius zwar keine Religion, aber eine bis heute geltende politisch-moralische Lebensordnung begründet, die Weisheit uralter Traditionen gesammelt und in den sog. kanonischen Büchern niedergeschrieben. Da ist das ganze dritte Buch, Ji-King, der Mantik und Wahrsagekunst gewidmet. Es steht in hohem Ansehn; nichts wird im privaten und öffentlichen Leben unternommen ohne vorausgegangene Wahrsagung; denn Konfuzius lehrt: „Der Himmel gibt Zeichen, Glück und Unglück anzuzeigen; weise Männer nehmen sich ein Beispiel daran." Die zur Deutung der Zeichen entworfenen Regeln sind nun aber ebensowenig fest, wie die der römischen Auguren und etrurischen Haruspizes, sondern lassen nach Konvenienz und Ermessen einen weiten Spielraum der Anwendung zu, weil eben das Volk einen blinden, verderblichen Aberglauben längst nicht mehr duldet. Es hängt größtenteils der Religion des Buddha oder des Lao-tse an (Konfuzianismus ersetzt nicht die Religion), besitzt jedoch aus den längst untergegangenen Religionen, die vom Buddhismus und Laotseismus verdrängt wurden, losgelöste Zeremonien und Riten, die — heimatlos, wie sie geworden, — jetzt diesen Aberglauben darstellen, den das Volk nicht entbehren mag. Denn wie sollte man ohne ihn die betreffenden Entscheidungen herbeiführen? Etwa durch Losen, also durch blinden Zufall? Dieses geschmacklose Verfahren hätte nie die Anziehungskraft der Jahrtausende alten, ehrwürdigen Bräuche; es vermöchte nicht dasselbe Gefühl der

Zuversicht einzuflößen, wie die gutgläubig angewandte Wahrsagekunst; und es wäre schließlich nicht elastisch genug, auch, wo es not tut, in der Stille die regulierende Einmischung der Vernunft zu gestatten. Das alles zeigt sich z. B. bei der chinesischen Methode, eine Ehe zu schließen. Die Gründung der Ehe geht dort fast nie von der Initiative der Eheschließenden, sondern von deren Eltern und dem Familienrate aus[1]. „Aus den sehr umständlichen Präliminarverhandlungen und Konsultationen von Wahrsagern, wie sie einer Verlobung oder Festsetzung des Hochzeitstages verangehen, ergibt es sich ganz besonders deutlich, warum die Chinesen aus ihrer prähistorischen, religiösen Zeit Gebräuche und schamanenhafte Handlungen herübergenommen und daran noch festhalten, nachdem sie den eigentlichen Glauben an die betreffende Religion längst aufgegeben haben. Alle die Wahrsagereien und Tagwählereien sind nichts andres als Selbstnötigung, Selbstzwang zur Besonnenheit, Selbstschutz vor Überstürzung.“ Bemerkt man während der langwierigen Verhandlungen, daß man sich geirrt hat, so nimmt man seine Zuflucht zu irgend einem Volksaberglauben: ein gewisser Vogel sei einem über den Weg geflogen, oder dergleichen, und ohne Verletzung der Höflichkeit werden die Verhandlungen abgebrochen. Die Wahrsager, die „Deuter von Wind und Wasser“, sind Leute, die mit sich reden lassen. — Man sieht, beim Heiraten, einem so gewagten, fast wie das Börsenspiel von Zufälligkeiten abhängigen Geschäfte, ist es kein einfältiger Aberglaube, sondern in so manchen Fällen ein Humbug, den man ganz ernsthaft betreibt, weil er seine sehr praktische Seite hat. — Alles dies erinnert auffallend an die Art der Lakedämonier und Römer. Livius erzählt z. B., wie im Samitenkriege einmal die Pullarii dem Konsul Papirius Cursor gemeldet hatten, die Auspizien seien günstig für den Beginn einer Schlacht, obgleich die Hühner nicht hatten picken wollen; denn in Anbetracht der vorteilhaften Stellung und Kampfeslust des römischen Heeres wollten sie die Gelegenheit nicht versäumen. Als dann unmittelbar vor dem Kampfe sich die Nachricht vom wirklichen Sachverhalt verbreitete, entschied der Konsul, der auch zu kämpfen Lust hatte, folgendermaßen: für ihn und das Heer seien die Auspizien jedenfalls günstig; denn wenn die Pullarii gelogen hätten, so könne für diese Lüge nur sie und

---

[1]) Nach H. v. Samson-Himmelstjerna, „Die gelbe Gefahr“, Berlin 1902, S. 88. — M. v. Brandt, „Aus dem Lande des Zopfes“, Leipzig 1894. — Eugène Simon, „La cité chinoise“, Paris 1891. — J. Heinrich Plath, „Die häuslichen Verhältnisse der Chinesen“, 1862.

nicht unschuldige Leute ein Unheil treffen. So wurde denn auch die Schlacht gewonnen.

Hiermit kommen wir nun freilich schon zu den Fällen, wo der Aberglaube anfängt überflüssig zu werden. Wann diese Fälle eintreten, das hängt jedoch gemäß den hier angestellten Erörterungen nicht sowohl von dem Grade der Aufklärung und Bildung des betreffenden Menschen ab, sondern davon, wie vieles er unternimmt, wie viel selbständige Initiative er seinem Willen zutraut. Wer in der Routine beharrt oder sich auf eine im engeren Sinne intellektuelle Tätigkeit beschränkt, hat wenig den Zufall in Rechnung zu bringen und kaum Veranlassung zu irgend welchem Aberglauben. Kein Wunder, wenn er — wie alle Bildungsphilister — frei davon ist. Allein auch der braucht den Aberglauben nicht, der sich bewußt ist, für alle Entscheidungen, vor die das Leben ihn stellt oder die er selbst hervorruft, eine genügende Fülle eigener sittlicher Willenskraft zu besitzen. Sonach ist das, was den Aberglauben zuverlässig überwindet, niemals die Erleuchtung des Intellekts, sondern die Macht des Wollens. Der Intellekt bezieht schließlich all seine Nahrung von außen, aus fremder Quelle; als Wollender dagegen ist der Mensch an sich selbst schon eine Kraft; er braucht bloß den eigenen Geist zu rufen, um die fremden Gespenster zu verscheuchen. Daher haben zur Zeit der Hexenprozesse nachweislich die kenntnisreichsten und gelehrtesten Leute, soweit sie sich mit der Frage befaßten, ausnahmslos am Hexenglauben festgehalten. Zur Bekämpfung des Irrglaubens wirkt die Aufklärung, oder — richtiger gesagt — wirken die Bedingungen des Kulturlebens nur insofern mit, als sie die Macht des Zufalls im Ganzen des Lebens und Treibens vermindern.

Es hat daher unter den größten Männern der Tat auch nie an solchen Genies des Wollens gefehlt, die an keine Schicksalstage glaubten und nur gelegentlich mit dem Aberglauben andrer nicht ohne Anmut ihr fröhliches Spiel trieben. — Um von manchen andern solcher Genies zu schweigen, sei bloß an Friedrich d. Gr., Konfuzius und Julius Cäsar erinnert. Von Konfuzius wird berichtet (Plath, „Die Religion und Kultur der alten Chinesen“, München 1862), daß er, als er krank war, seinen Schüler am Loswerfen hinderte und öfters die Wahrsagerei verspottet habe. Also hat er wohl sein ganzes Buch der Mantik für andre, die dessen bedurften und nicht für sich zusammengestellt. — Seinem Zeitalter und Volke zum Trotz setzte Cäsar sich vollends über allen Aberglauben hinweg; wenn er mit seinen Truppen aufbrechen

wollte und man ihm meldete, daß die Auspizien für diesen Tag ungünstig ausgefallen seien, so befahl er einfach, die Auspizien so lange zu wiederholen, bis sie günstig ausfielen. Ja, als einmal der Haruspex bei Gelegenheit des Opfers ihm wahrsagend berichtete, „die Eingeweide seien unglückverheißend, es fehle dem Opfertiere das Herz“, antwortete Cäsar, „sie würden schon glücklicher werden, sobald er es nur wollte, und man dürfe überhaupt keine göttliche Vorbedeutung daraus machen, wenn ein Vieh kein Herz habe.“ („Futura laetiora, cum vellet; nec pro ostento ducendum, si pecudi cor defuisset!“ Suetonius, „Cäsar“, Kap. 77.) Das Wortspiel bestand darin, daß „cor“ im Lateinischen zwar „Herz“, aber zugleich „Verstand“ bedeutet.

Für diesen Übermut und Frevel, fährt der Biograph Suetonius fort, wurde nun bald Cäsars bevorstehende Ermordung durch die offenbarsten Vorzeichen verkündet. Und so kann es auch heutzutage noch manchem ergehen, der, ohne ein Cäsar zu sein, den Aberglauben seines Volkes verhöhnt.

Ein Wort über den Wert der klassischen Bildung*.

Von

Hermann Adolphi.

Zu welchem Zwecke lernt man griechisch und lateinisch? fragte jüngst in geistig angeregter Gesellschaft eine liebenswürdige Frau. Sie wollte sich darüber klar werden, ob der Eintritt in ein klassisches Gymnasium ihrem geliebten Großsohne eine volle geistige Ausbildung gewährleistet. Und viele, sehr viele Väter und Mütter tun in banger Sorge für das wahre Wohl ihrer Kinder dieselbe Frage: Soll ich meinen Sohn in ein klassisches Gymnasium oder in eine Realschule geben? Da erscheint es geboten, die Sache von Grund aus klarzulegen, damit jeder Gebildete selbst urteilen könne, was er nach den heutigen Zeitverhältnissen zu wählen habe. Es gibt doch keine wichtigere Frage, als die Erziehung der Jugend, die Bildung der neuen Menschheit.

Zunächst werden wir wohl feststellen müssen: welches Ziel stellt sich das klassische Gymnasium für die Ausbildung der Jugend, durch welche Mittel will es dies erreichen, kann das gegebene Ziel auch heute noch für wichtig gelten, sind die in Anwendung kommenden Mittel zu seiner Erreichung die geeigneten? Kurz gefaßt können wir als Ziel des klassischen Gymnasiums bezeichnen: die

---

*) [Obgleich in nachstehendem Artikel der von dem bildenden Wert der Sprache als solcher ausgehende Grundgedanke uns nicht immer mit der wünschenswerten Eindringlichkeit ausgeführt scheint und wir auch keineswegs immer mit seinen Schlußfolgerungen einverstanden sein können, so haben wir ihn doch zur Mitteilung bringen wollen um der Sache willen, die er verficht. Es scheint uns doch nützlich, daß bei unsern häufig wechselnden Schulprinzipien gelegentlich immer wieder auf die unverrückbare Bedeutung klassischer Bildung hingewiesen werde. Die Red.]

Ausbildung des Geistes durch die Kenntnis und Lehre der Geschichte des Geistes, abgesehen von einer direkten Vorbereitung für das praktische Leben. Den Kern aber des Unterrichts in ihm bildet das Erlernen der griechischen und lateinischen Sprache um ihrer selbst, um ihrer Grammatik willen und dann zu dem Zweck, um die unvergänglichen Geisteswerke der Griechen und Römer richtig verstehn zu können. Wie soll und wie kann diese Bildung den realen Forderungen der Gegenwart entsprechen? Um das zu verstehn, müssen wir etwas weiter ausholen und uns auf das besinnen, woran wir im ärmlichen Getriebe des Tages achtlos vorübergegangen sind, müssen wir uns mit aller Gegenständlichkeit vergegenwärtigen: Was bedeutet dem Menschen die Sprache?

Die Sprache gibt dem Menschen die Möglichkeit zu denken. Wir können nur in Worten, in Sätzen denken. Ein Satz ist ein ausgesprochener Gedanke, lehrt jede Grammatik, umgekehrt ist also der Gedanke ein unausgesprochener Satz. Bevor dies Denkmittel, die Sprache, vorhanden ist, kann daher von einem freien Geistesleben nicht die Rede sein. Sie macht uns erst zum Menschen. — Da nun aber der Laut zum Träger des Gedankens wurde, stellt sich die Sprache als eine organische Einheit dar, die wie jeder andre Naturorganismus unabänderlichen Naturgesetzen unterliegt. Die Sprache mußte also, je nachdem sie an verschiedenen Orten und unter andersgearteten Verhältnissen entstand, eine verschiedenartige sein. Die Vergleichung der Sprachen bestätigt dies dann auch und beweist uns, daß sie nicht nur derart verschieden sind, daß sie nicht die gleichen Laute zur Bezeichnung derselben Gegenstände gebrauchen, sondern sich auch dadurch unterscheiden, daß sie, weil manche auf einer früheren Stufe der Sprachbildung stehngeblieben sind, einen größeren oder geringeren Gebrauchswert als Denkmittel besitzen. Die Sprache macht uns wohl zu Menschen, aber zu sehr verschiedenen, sie erzieht und bildet den Volksgenossen. — Nationalität und Sprache bedingen einander; niemals hat ein Volk zwei Sprachen hervorgebracht, niemals eine Sprache zweien Völkern angehört. Wie sollte dies anders sein, bildet doch die Sprache den Ausdruck des gesamten Denkens und Empfindens eines Volkes, gibt sie uns doch fortlaufenden Bericht über die geistige Bewegung, in der es stand und noch steht. Zwei Leben kann doch ein Volk nicht haben. Mit jedem Worte, das das Kind sich zu eigen macht,

geht ein Teil dieser Denkungsart auf dieses über, wird ihm der Geist seines Volkes eingeimpft. Wie national unsre Gedanken durch die Sprache gemacht werden, geht auch daraus hervor, daß viele Worte aller Sprachen Bedeutungen haben, die nur ihnen zukommen, und daß die Worte andrer Sprachen, die dasselbe bedeuten sollen, ihnen fast niemals genau entsprechen. Worte wie Heimat, Gemüt, Bildung, Geist, Glaube, Notwendigkeit, Zartgefühl u. a., in denen ein gut Teil deutschen Empfindens enthalten ist, lassen sich z. B. garnicht übersetzen; man müßte große Abhandlungen schreiben, um ihren vollen Sinn dem Fremden begrifflich nahe zu bringen. Einerseits bietet nun die Sprache dem Volksgenossen die gesamte Geistesarbeit aller früheren Generationen, auf der andern Seite hält sie ihn in unzerreißbaren Fesseln gefangen. Beide Seiten bedingen die Persönlichkeit des Volkes. Die Sprache bestimmt jedem Volke seinen Anteil an der Kulturgeschichte der Menschheit.

Die Völker, deren Sprache auf der ersten „isolierenden" Stufe der Sprachbildung stehn geblieben ist, wie die Chinesen, sind „ein vertrockneter Ast am Lebensbaume der Menschheit." Sie besitzen nur unveränderliche, meist einsilbige Worte, sogenannte Wurzeln oder Bedeutungslaute, die keine Beziehung zu einander ausdrücken, sie konjugieren nicht, sie deklinieren nicht, sie bezeichnen weder Genus noch Numerus oder Kasus. — ihre Sprache ist ein unvollkommenes lautliches Bild des Denkens. Der Chinese hat nur ein gleiches Zeichen für das Eigenschaftswort „groß", das Hauptwort „Größe", das Zeitwort „groß sein" oder „vergrößern" und das Umstandswort „sehr"; in welcher Beziehung es gebraucht worden, muß der Zusammenhang der Worthäufung ergeben. Wie soll ein solches Volk, das so unvollkommen schreibt, redet und denkt, im Wettbewerbe mit höher gearteten Völkergruppen mitkommen. Daß der chinesische Arbeiter, weil er gegenwärtig völlig bedürfnislos und betriebsam sei, in Zukunft das Wirtschaftsleben der Kulturstaaten bedrohe, die „gelbe Gefahr", ist eben nur ein Gespenst, hat also keine Wirklichkeit*.

Auch die zum finnisch-tatarischen Sprachstamme gehörigen Völker, die auf der zweiten „zusammenfügenden" Stufe der Sprach-

*) [Angesichts des ungeheuren und beispiellosen industriellen und merkantilen Aufschwungs, den z. B. Japan seit 1895 genommen, ist die mögliche Bedeutung der „gelben Gefahr" u. E. denn doch nicht zu unterschätzen. Die Red.]

bildung stehn geblieben sind, mit ihren Wortungetümen, der Unveränderlichkeit ihrer Bedeutungslaute und ihrem losen Satzgefüge haben in ihren Sprachen kein treues lautliches Bild des Denkens. Sie haben auch zur Kulturgeschichte der Menschheit keinen erheblichen Beitrag geliefert. Als ihre wilden Völkerfluten, die China unterwarfen, als Hunnen, Ungaren, Mongolen, Türkern sich nach Europa ergossen und die abendländische Kultur zu vernichten drohten, zerschellten sie an der Kraft germanischer Völker und Führer.

Erst der semitische und vor allen der indogermanische Sprachstamm, diese höchsten Sprachorganismen, die beide auf der dritten, „flektierenden" Stufe der Sprachbildung stehen, lösten die Aufgabe der Sprache und schufen das vollkommenste lautliche Bild des Denkprozesses. Die Völker dieser Sprachsippen, zu denen einerseits die Ebräer und Araber, anderseits die Griechen, Römer und Germanen gehören, sind die Kulturträger in der bisherigen Geschichte der Menschheit.

Die Frage: Was bedeutet dem Menschen die Sprache? läßt sich nach dem Vorhergehenden nur dahin beantworten: Alles. Sie macht ihn zum Menschen, zum Volksgenossen, sie weist ihm seine Stellung in der Welt an. Dem Volksgenossen bietet sie die gesamte Geistesarbeit der Vergangenheit, gibt sie die Möglichkeit bis zu dem Erkennen der Geisteshelden seines Volkes hinanzusteigen und, wenn seine Schaffenskraft ausreicht, sprachbildend über deren Grenze hinauszuschreiten. Verweilen wir einen Augenblick bei unsrer deutschen Sprache. Wer hat sie zusammengefaßt, getragen und treu bewahrt: Unsre größten deutschen Männer, Luther, der den deutschen Christenglauben in seiner wunderbaren Bibelübersetzung dem Volke gab, Goethe, da er alle Schätze deutschen Geistes und Gemütes in vollendeten Sprachgebilden verewigte, Jakob Grimm, der den Sprachkörper vor Zersetzung bewahrte, den Sinn aller Worte feststellte und uns zum Genusse des in Jahrtausenden aufgehäuften Schatzes berief. Es ist eine gewaltige Predigt, die uns die Bedeutung und der Wandel in der Bedeutung der Worte hält. Das gemeine Wesen, die Gemeine, die res publica, an der Teil zu nehmen die Ehre der Freien war, wurde durch das Hinaustreten der Vornehmen und Reichen aus der Gemeine zu besondern Ständen zu einer Bezeichnung des Minderwertigen, Niedrigen und Schlechten. Um richtig verstanden zu werden, um wieder zur früheren Einheit zu kommen, brauchen

wir gegenwärtig „allgemein" für gemein. — Wer ist arm? Unsre Sprache gibt uns darauf dieselbe Antwort, die Christus dem Schriftgelehrten gab auf seine Frage, wer ist mein Nächster: derjenige dem du den Arm reichen, den du stützen, dem du helfen sollst. Hier wie dort derselbe Geist. — Da sagt nun Jakob Grimm wohl mit Recht: „Tretet ein in die euch allen aufgetane Halle eurer angestammten, uralten Sprache, lernet und heiliget sie und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr."

Das ist nun alles recht schön und gut, — es läßt sich daraus entnehmen, daß man die Muttersprache gründlich kennen müsse, aber es erklärt doch nicht, warum unsre Knaben griechisch und lateinisch lernen sollen. Nur gemach, wir kommen gleich dazu. Vorher müssen wir noch ganz kurz vom Verfall der sprachlichen Form reden.

Wir können den Werdegang einer Sprache nicht verfolgen, da wir sie ja nur verhältnismäßig spät aus ihren schriftlichen Denkmälern, also zu einer Zeit kennen lernen, wo sie nicht mehr selbst Zweck des Geisteslebens, sondern nur Mittel des Gedankenaustausches war. Diese Denkmäler aber lassen deutlich erkennen, daß ursprünglich alle Laute eine bestimmte, allgemein bekannte Bedeutung hatten, daß einzelne dieser Bedeutungslaute mit der Zeit sich abschwächten, andren Bedeutungslauten hinzugefügt wurden und nur noch eine Beziehung, eine grammatische Form ausdrückten, und daß endlich nicht nur diese Bedeutungs- und Beziehungslaute zu einer höhern Worteinheit zusammenwuchsen, sondern auch die Bedeutungslaute selbst veränderlich wurden. Daraus ergibt sich, daß schon in vorhistorischer Zeit, als die Sprache sich noch bildete, einzelne Bedeutungslaute zu grammatischen Formen abgeschwächt wurden. So lange ihre Bedeutung noch gekannt wurde, so lange das Sprachgefühl rege war, war ihre Existenz gesichert. Als aber die Sprachbildung vollendet war, als die Sprache nur Mittel des Geisteslebens, des Gedankenaustausches war, schwand das Sprachgefühl mehr und mehr, die Worte wurden nur noch als solche im Ganzen gefühlt. Was nicht mehr verstanden wird, was für die Bezeichnung des Wortes im Ganzen nicht erforderlich ist, wird bequemer eingerichtet oder als unnützer Ballast über Bord geworfen. Aus einem gothischen „habaidedeima" wurde unser „hätten", englisch „had"; aus einem lateinischen dictus „der Gesagte" — dic- Bedeutungslaut für sagen, tu-Bezeichnung für das Participium

Perfecti Passivi, s Bezeichnung des Nominativs Singularis der belebten Nomina — wurde das französische „dit"; aus dem lateinischen „homines" ein französisches „ho(m)mes". Es ist, als ob in einem heiligen Tempel, in dem alles Form, Sinn und Bedeutung hat, in der Not der Zeit ein Handelshof errichtet wird, wo nur das Nützliche und Brauchbare verstanden und verlangt wird. Um die erlittene Einbuße an grammatischen Formen zu ersetzen, stehen den spätern Sprachen nur die Mittel der Zusammensetzung und Umschreibung zu Gebote. Neue Casus-, Modus-, Personalendungen, neue Nominal- und Verbalbildungsweisen können wir nicht mehr bilden; die Bedeutungslaute oder Wurzeln, aus denen die Sprache ihre wortbildenden Elemente nahm, sind ja nicht mehr vorhanden und das Sprachgefühl ist ja mehr oder minder verloren gegangen. Heute können neue Formen nur dadurch gebildet werden, daß fertige Worte als Wortbildungselemente verwandt werden. Wird jedoch der Sprachkörper vollständig zersetzt, erstirbt das Sprachgefühl vollständig, so daß gar keine Fortbildung mehr zu bemerken ist, dann muß auch die Sprache und mit ihm das Volk zu Grunde oder in eine andre Sprache, in ein andres Volk aufgehen. Diese Erscheinung bemerken wir nicht nur in historischer Zeit, auch unsre Zeit bietet uns in Amerika Beispiele dafür. Wie lange sich solche Völkersplitter oder Spracheninseln in Europa noch halten werden, wie das Baskische (II Kl.), das Keltische, das Lettische u. a. ist wohl auch nur Frage der Zeit.

Nun muß hier noch erwähnt werden, daß von dem gemeinsamen indogermanischen Sprachstamme zuerst sich das Volk abtrennte, aus dem durch spätere Teilungen Slawen, Litauer und Deutsche hervorgingen, und dann vom zurückbleibenden Stocke sich wieder ein Teil abschied, aus dem durch abermalige Teilung Griechen, Italer und Kelten hervortraten. Deutsch, griechisch und lateinisch sind also, wie schon erwähnt, aus einem Sprachstamme entsprossen. Während aber die lateinische und griechische Sprache schon in früher Zeit zu hoher Entwicklung kamen und in Schriftdenkmälern festgehalten wurden, so daß ihre grammatischen Formen erkennbar in reicher Fülle sich darbieten, büßte die deutsche Sprache auf ihrem weiten beschwerlichen Wege schon viel von ihrem Lautkörper ein. Wir lernen also zunächst lateinisch und griechisch, um unsre eigene Sprache besser verstehen, um sie in ihrer Reinheit und

Hoheit bewahren und aus sich heraus fortbilden zu können. Sobald das Sprachgefühl erschlafft und fremde Sprachen einen herrschenden Einfluß gewinnen, entstehen daraus, wie wir gesehen haben und noch sehen werden, die gefährlichsten Störungen im Volksorganismus. Weiter betreiben wir das Erlernen der griechischen Sprache um ihrer selbst willen. Ihr vollendeter Reichtum an grammatischen Formen läßt uns die genaueste Ausdrucksweise für den Gedanken wahrnehmen, ihre vornehme Schönheit, ihre einfache Denkweise — ma oder mi = ich, si = du, masi = wir — sind entzückend. Endlich ist das Studium ihrer unvergänglichen Geisteswerke in ihrer Sprache, um sie recht verstehen zu können, eine Notwendigkeit für jeden, der eine klare Anschauung gewinnen will von dem Leben der Menschheit. Was Antigone bewegt: Gott mehr gehorchen, als den Menschen, die Schicksale des Oedipus, der Zorn des Achilles bewegen noch heute alle Menschenherzen. Einem Gastmahl Platons beiwohnen zu können, um in Gesprächen von tiefem Geiste über das Wesen der Liebe zu erfahren: die Liebe bestehe in dem Verlangen der Erzeugung, sei es in schönen Körpern, sei es in schönen Seelen, gehört wohl zu den höchsten Genüssen, die es giebt. Die Literatur der Griechen ist eben eine einzigartige und wird es wohl auch bleiben, denn die Menschengeschichte bewegt sich zur Zeit immer nur in einer Richtung. Hat sie in dieser Richtung das Höchste erreicht, so schlägt sie eine andre ein. In der organischen Welt giebt es nicht zweimal ein Gleiches.

Nachdem in Jahrtausende langem Werden und Wachsen die Sprache entstanden war, wandte sich die Menschheit naturgemäß dem Erkennen der Gottheit zu. In den alten Kulturländern zwischen Euphrat und Nil gelangten dann die Semiten vom einfachen Götzen- und Naturdienste zu dem Gotte, der im Geiste und in der Wahrheit angebetet werden soll. Aber, wohlgemerkt, das Evangelium ist in griechischer Sprache geschrieben. Und hier ergibt sich noch einmal die außerordentliche Wichtigkeit einer Kenntnis der griechischen Sprache. — Die griechische Bibel wurde in das lateinische übertragen und das griechische Wort μετάνοια (spr. metanoia), durch das lateinische poenitentia und dann deutsch durch Bußübung wiedergegeben. Durch den Einfluß Roms und der Geistlichkeit wurde dann lateinisch die Sprache der

Gebildeten in Deutschland und damit zugleich versiegte nicht nur die Kenntnis des Griechischen, in einem wichtigen Teile der Nation erschlaffte auch das deutsche Sprachgefühl. Nun liegt in dem lateinischen poenitentia der Begriff der poena, zu deutsch Strafe. Um die Sünde aufzuheben, wurden Strafen auferlegt, diese erlaubte man dann in Geld abzulösen und damit war der Ablaßhandel fertig. Dieser Entwicklung kam die Erschlaffung des deutschen Sprachgefühls entgegen. Man hatte vergessen, daß besser und Buße (Bessermachung) zusammenhängen, und ließ, da Buße auch Vergütung, also in diesem Sinne auch Strafe bedeuten kann, angezogen von dem bekannten lateinischen poena = Strafe, diesen Begriff unter dem deutschen Worte Buße allein hervortreten. Wie Schuppen fiel es Luther von den Augen als er von dem „Griechlein" Melanchthon erfuhr, daß μετάνοια keineswegs durch poenitentia oder Bußübung wiedergegeben werden darf, sondern Sinnesänderung (Reue) bedeutet. Aber Deutschland sank ob μετάνοια oder poena, ob Sinnesänderung oder Werkheiligung, in Schutt und Trümmer und noch heute spalten diese Begriffe die deutsche Nation in zwei Glaubensbekenntnisse.

Nach dem Zeitalter der Kunst und Wissenschaft, in dem die Griechen ihre ewigen Muster klassischen Ebenmaßes und ruhiger Schönheit schaffen, erscheint das Römerreich, um die Grundlagen des Rechtes und der Staatskunst vorbildlich zu gestalten. Der berühmte Geschichtsforscher Ranke sagt einmal: Es ist eine Dummheit zu glauben, es könne jemand besser schreiben als Thukidides, und ein andermal: Es lohnte sich nicht Geschichte zu schreiben, wenn es kein Römerreich gegeben hätte.

Das oben angegebene Ziel des klassischen Gymnasiums und die zu seiner Erreichung beim Unterrichte gebrauchten Mittel dürften durch das Vorstehende wohl gerechtfertigt erscheinen. — Eine andre Frage ist es, ob unsre öffentlichen Gymnasien ihrer Aufgabe gewachsen erscheinen. Wo sie nicht wenigstens in den wichtigsten Unterrichtsfächern mit klassisch gebildeten Pädagogen besetzt sind, erscheint dies unbedingt ausgeschlossen. Aus dem Mangel solcher in Wahrheit klassischer Gymnasien erklärt sich wohl der Zudrang russischer Kreise zu den deutschen Kirchenschulen (Gymnasien) in Petersburg und Moskau.

Kulturgeschichtliche Miszellen.

Aus dem Leben eines Arztes im 17. Jahrhundert.

Im J. 1649 wurde Dionysius Fischer, „Medicinae utriusque Cultor, approbirter Stein- und Bruchschneider, bewährter Oculist, Leib- und Wundarzt" von Königin Christine von Schweden zum Medico-Chirurgus am Hospital der schwedischen Garnison in Riga, zu Neumünde, Cobronschanze und Kirchholm und zum Inspektor über die livländischen Garnisons-Feldscher ernannt. Sein Vorgänger in diesem Amt war seit Dez. 1644 Adam Hirtenberg gewesen, von dem sich im schwedischen Reichsarchiv (Oxienstiern. Saml.) zahlreiche Schreiben an den Reichskanzler Axel Oxienstierna erhalten haben, die mancherlei in kulturgeschichtlicher Hinsicht interessante Nachrichten aus Livland enthalten. Hirtenberg war nämlich zugleich eine Art Agent und Bevollmächtigter Axel Oxenstiernas, bereiste häufig dessen livländische Güter und berichtete ihm dann darüber, zugleich aber auch über allerlei andre Dinge und Vorkommnisse oder Zustände im Lande. — Dionysius Fischer war zu Schneeberg im Meißnischen als Sohn eines Arztes geboren. Nachdem er, wie aus dem weiterhin mitgeteilten Schriftstück hervorgeht, auf mehreren Universitäten studiert, dann noch beim Vater „in der großen Wundarznei" sich vervollkommnet hatte, zog er seit 1628 als selbständiger Arzt im Lande umher, durch Böhmen, Schlesien, die Lausitz, Meißen, bald kürzere, bald längere Zeit an einem Orte weilend. Mit stattlichem Troß zogen sie einher, diese fahrenden Ärzte, unser Fischer oft mit drei zweispännigen Wagen, in dem die Gehilfen, die Instrumente und Medikamente untergebracht waren. Auf öffentlichem Marktplatz zogen sie auf, unter freiem Himmel „hielten sie feil", wie man damals sagte, hielten sie ihre Ambulanz ab, stachen sie in Gegenwart oft vieler hundert Zuschauer den Staar und führten andre Operationen aus oder verkauften ihre Mixturen und Pflaster. Verließen sie dann wieder den Ort, um weiter zu ziehen, so ließen sie sich vom Rat der Stadt oder

einzelnen Autoritätspersonen ausführliche Zeugnisse über ihre gelungenen Kuren und chirurgischen Operationen ausstellen. Auch Fischer hat eine stattliche Anzahl solcher Zeugnisse zusammengebracht, die der Zufall in die Sammlungen der Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte in Riga gebracht und hier neben andren ihn betreffenden Papieren erhalten hat*. Vom November 1632 bis zum Frühling des nächsten Jahres weilt Dionysius Fischer in Frankfurt a. O., dann zieht er nach Stettin, von da nach Danzig und Elbing; 1635 geht er nach Schweden hinüber, wo er meist in Stockholm, dazwischen aber auch an andern Orten, in Oerebro, Köping, Westeras, Upsala seine Kunst ausübt. Nachdem er seit 1639 fünf Jahre lang bei Karl Karlson Gyllenhielm Leibmedicus gewesen, wird er 1648 zum Stadtmedicus in Norrköping ernannt und endlich im Jahre darauf nach Riga geschickt.

In Riga fand er nicht nur das Hospital in einem wenig erfreulichen Zustande vor, sondern auch seine persönliche Lage war das erste Jahr über eine wahrhaft miserable zu nennen. Er schildert sie im April 1650 in einer Eingabe an den Generalgouverneur; es ist ein trostloses Bild:

„Im vergangenen Sommer", erzählt er, „bin ich auf J. kgl. Mt. allergn. Anordnung aus Schweden nacher Riga gekommen, habe auch dem Hospital und kranken Soldaten zum Besten einen düchtigen Barbier und Apothekergesellen mit mir gebracht, welche ich auf meine eigene Unkosten nun ein gantzes Jahr mit schwerer Verzehrung gehalten. Und nachdem ich nach meiner kgl. Volmacht mich als ein Medicus und Chirurgus alhier praesentiret, so bin ich doch auf des Herrn Guberneurs hohes Bedenken nicht vorgestellet, sondern zu J. hochgrfl. Exc. Ankunft vertröstet worden. Nachdem ich aber weit vor die Stadt hinaus logiret und doher der Bürgerschaft noch Stadt nicht genießen können, hab ich darbei gantz nichts erwerben, doch viel verzehren, auch doher mich albereits in vielen schuldig setzen müssen, weil ich ein lehres Haus, darinnen weder Tisch noch Bank, weder Bettstell noch Schloß oder Klinck an einiger Thüer, ja keinen Nagel an der Wand gefunden, sondern blose Wände, die reverenter zu melden voller stinkenten Ungezifwer, daß man darinnen nicht wohnen kann, es sei dan daß die Wände repariret und mit Kalk beworfen werden, gefunden habe. Habe derowegen viel aufwenden müssen, alle obgemelte Mobilien und supellectilia zu meiner Haushaltung vor mein eigen Geld

*) Es sind die Zeugnisse: des Rats von Frankfurt a. O., April 1633; des Kommandanten Thomas Karr von Stettin, Sept. 1633; das Rats von Elbing, Juli 1634; Jakob De la Gardies in Elbing, Okt. 1635; des Rats von Oerebro, April 1638; das Rats von Köping, Sept. 1638; des Rats von Westeras, Febr. 1639; der Universität Upsala, Juni 1640; K. Gyllenhielms in Stockholm, Dez. 1644; Jakob Skyttes in Norrköping, Febr. 1648; des Rats von Stockholm, Sept. 1649.

zu kaufen. So hat auch das Wasser vorgangen Jahr die Dielen in der Stuben und Kammer also zugerichtet, daß die alten Strußbretter, damit die Erde beleget, krumb und von einander stehen, daß man kümmerlich darauf gehen kann, doher den gantzen Herbst und Winter über viel böse vapores und Dünst aus der Erden entstanden, die da scrobutum und arthritidem verursachet, daß all mein Frauenvolk, so täglich zu Hause haben sein müssen, übel krank gelegen, ich auch meinen eizigen jungen Sohn darüber eingebüßet und meine Frau mir noch kranket und von allen Kräften kommen, itzo aber nachdem sie Luft geschöpfet Gott Lob wieder respiriret, ich und meine Gesellen aber, die wir des Tages nicht viel zu Haus, sondern die Pacienten besuchen, hat es Gott Lob nicht sonderlich geschadet; ja ich habe erfahren müssen, daß im Winter vergiftige Kröten in der Stuben umbgekrochen, welche ich auch gefangen und ausbringen lassen."

Er bittet um Beihilfe, um die notwendigsten Reparaturen, Anschaffungen und Anordnungen für sich und für das Hospital. Es fehlte hier, wie es scheint, jede rechte Ordnung. Die „Medikamentgelder" für die kranken Soldaten (10 Tl. monatlich) liefen ganz unregelmäßig ein, es fehlte oft an Stroh für die Krankenbetten, einen „Krankenwächter", um die Stuben rein zu halten, gab es nicht, ein „Franzosen"- und „Pestilenzhaus", d. h. eine Baracke für kontagiöse Krankheiten, war nicht vorhanden, unterschiedslos wurden die verschiedensten Patienten in einem Raume untergebracht und der Gefahr der Ansteckung ausgesetzt. Dem Hospitalarzt wurde es oft nicht einmal gemeldet, wenn ein neuer Kranker eingeliefert wurde, er hatte nicht einmal die alleinige Verfügung darüber, in welchem Raume er untergebracht werden sollte. Und so konnte es, um allem die Krone aufzusetzen, geschehen, daß vielfach Leute ins Hospital einquartiert wurden, die gar nicht dahin gehörten, selbst „alte Spinnweiber und Bierzapper", so daß für die wirklichen Kranken nun oft kein Raum mehr übrig war. Für alles dieses fordert Fischer dringend Remedur. Sehr charakteristisch für jene Zeit, die so großes Gewicht auf die Wahrung der äußeren Würde legte, und speziell für Riga, ist auch seine Bitte, ihm seine Rangstellung anzuweisen, „weil es alhier in Riga hoch von nöten sein will, daß man wisse, wo man in Kirchen, Hochzeiten, Gastgeboten und ehelichen Zusammenkünften, auch in Krigsgerichten Sitz und Stelle haben soll." Im Mai 1650 erhielt er daraufhin vom Generalgouverneur M. G. de la Gardie eine besondere Instruktion, durch die auch Abhilfe für die meisten Übelstände zugesichert wurde. Namentlich sollte fortan ohne sein Vorwissen kein Kranker mehr im Hospital Aufnahme finden. Sein Rang wurde ihm nächst dem Kapitän über dem Leutnant angewiesen.

Im April 1653 wurde diese Instruktion vom Nachfolger De la Gardies, Gustav Horn, erneuert und Fischer namentlich auch die gesamte Oekonomie des Hospitals übertragen. Sehr bald aber traten wieder unhaltbare Zustände ein, als auf Betreiben einiger Leute, wie Fischer sagt, „aus Neid und Abgunst durch ihr unwahres und falsches Angeben" der Quartiermeister Jonas Krak mit der ökonomischen Versorgung des Hospitals betraut wurde. Fischer war augenscheinlich gründlich angeschwärzt worden. Er fühlte sich „an seinem guten Namen und Leumund von bösen Leuten verletzt" und nahm seine Zuflucht zum Grafen Horn, den er in einer ausführlichen Eingabe um Schutz bat. Dieses Schriftstück nun bietet uns einen kulturgeschichtlich interessanten Einblick in den Entwicklungsgang, die Berufsanschauungen und die ganze Denkweise eines Arztes jener Tage. Wir geben es hier daher vollständig wieder. Es lautet:

Erleuchter hochwohlgeborner Graf,
Herr Feldmarschal und Generalgouverneur, gnädiger Herr.

Aus meiner vorher eingegebenen Excusation und Entschuldigungsschreiben werden Ew. hochgräfl. Exc., zweifle ich nicht, ersehen haben, daß ich aus lauter Haß und Neid wegen Gebrauch Backofenleims und anderer Dinge mehr angegeben worden; und muß ich von meinen Verleumdern vernehmen, daß sie mich in meiner Medicin und Chirurgi cerpiren wollen, warvon sie doch selber wenig verstehen noch gelernet. Und heißet alhier recht: carpet citius aliquis, quam imitabitur. und werden meine Neider mir schwerlich nachthun, was ich ohne Ruhm zu melden nächst Gott anderswo und allhier verrichtet. Und daß sie bei J. hochgräfl. Exc. mich ausrufen, als habe ich zwei Soldaten aus der Schanze geschnitten, welche davon gestorben, hierinnen reden sie ihren Willen. Wahr ist es zwar, daß ich 2 Soldaten aus der Neumündischen Schanzen an gefährlichen Brüchen geschnitten, davon der eine, Gott Lob, noch am Leben und gesund, der andere aber, nachdem er schon an seinem Schaden fast heil, auch die Schnur schon aus dem Schaden gefallen war, hat unverhofft solche convulsiones an seiner Wunde bekommen, daß er seinen Mund weder auf noch zu thun konnte und also wohl sterben müssen. Ob er nun an seiner Wunde gestorben oder auch nur darüber geklagt, wird der ehrwürdige und wohlgelehrte H. Jeremias N., Pastor der finnischen Kirchen und Regimentspriester alhier, welcher den Patienten in seinen letzten gefraget, bei seinen Ehren aussagen und bezeugen können. Was ich bei dem selgen Menschen gethan, ist seines Besten halben geschehen, wie ich es denn bei Gott und Menschen zu verantworten gedenke. Und mag ich mit dem Virgilio

billiger klagen und sagen: Nescio quis teneros oculus mihi fascinat agnos. Wer weiß was for mißgünstige falsche böse Leute dabei gewesen, die meinen Patienten mit ihren schädlichen Augen Schaden gethan; welches mir auch hinfüro wird eine Warnung sein, ein ander Mal niemand als nächst vertraute Freunde bei solcher Kur und Schnitt zu nehmen, weil in Sympathia und Antipathia eine große Verborgenheit stecket. Ich will mich alhier nicht rühmen, was ich von Jugend auf in Deutschland in operationibus chirurgicis verrichtet, sondern nur allein referiren uf dies, was ich in Schweden verrichtet, davon ich nur etzliche glaubwürdige Testimonia beilegen wollen*, wiewohl ich von vielen Orten keine Attestationes begehret, weil man mich, der ich 14 Jahr im Reich Schweden gewesen, doch wohl bekannt, und bin von denen Herrn Medicis und Chirurgis daselbst geehret und geliebet worden; hier aber muß ich leiden, daß ich verfolget und verkleinert werde von denen, die nicht einer verstehen, was Chirurgia ist. Denn unser alter Johann de Vigo saget: chirurgia est scientia docens modum et qualitatem operandi in carne. nervo et osse hominis laborantis propriis chirurgicorum manibus; unsere Chirurgi aber arbeiten mehr in Haaren und vermeinen, sie verstehen ihre Kunst recht wohl, wenn sie nur einen stolzen Bart aufsetzen können, das doch billiger den Badern gehören sollte, und haben oft wenig in carne. nervo et osse lernen arbeiten, weil sie keinen sectionibus, viel weniger anatomiis publicis beigewohnet, daher kommt es, daß sie ein gemein Handwerk daraus gemachet, welches sonst eine freie Kunst sein sollte, und soll billig ein Chirurgus alles, was zu des Menschen Gesundheit dienet, in Schneiden und Heilen wissen und verstehen. Ein Pflaster zu streichen und aufzulegen kann auch wohl ein Bader, aber einen Stein aus der unheilsamen Blasen zu eximiren, einen gefährlichen Bruch von den Gedärmen zu separiren und zu schneiden, item ein Messer aus dem Magen, wie Ao. 1635 der Oculist zu Königsberg geschnitten!, ganze Brüste von Frauens abzulösen, wie ich zu Stockholm einer vornehmen Kronebedienten-Frau eine Brust von 19 Schalpfund abgelöset und geschnitten, item Gewächse aus der Gurgel und Halse, wie aus beigefügter Attestation von Frankfurt zu sehen. So habe ich auch noch hier unter des Herrn Obrist Heinrich Sassen Regiment einen Soldaten ein Gewächs aus dem Munde geschnitten, da doch alhier niemand war, der Rath darzu zu geben wußte, und ein großer Chirurgus dem Herrn Gouverneur Graf von Thurn in meiner Anwesenheit durfte öffentlich sagen, er wolle seinen Hals zum Pfande geben, er würde sich zu tot bluten, ich aber J. gräfl. Exc. darauf geantwortet: sie sollten mich rathen lassen, es hätte keine Gefahr; darauf haben J. gräfl. Exc.

*) Diese wie auch die weiterhin erwähnten Zeugnisse liegen dem Schriftstück bei.

mir gnädig anbefohlen, ich sollte den Patienten in Gottes Namen vornehmen, er müßte doch sonst tothungern, welches ich auch getan und habe ich nicht viel über eine Handvoll Blut von ihm vergossen, wie Hermann Meyer und Andreas Zarth, beide Stadtbarbier, selbst zeugen müssen, und hätte der arme Mensch, welcher halbtot und verhungert, weil er nicht einer Erbis groß Brod durch seinen Mund in den Hals mehr bringen könnte, ihres großen Verstandes halben umkommen und verderben müssen, denn so weit war ihnen die Anatomia bekannt, was vor Blut im Munde oben in palato sitzet. Da doch itzo, Gott Lob, der Soldat frisch und gesund ist. Hiervon redet nun niemand, da es ein Meisterstück der Chirurgia gewesen. Item Hasenscharten, Oberbein, Krebsschaden und dergleichen sagen sie, es ist unsers Thuns nicht, es gehöret vor die Oculisten und Bruchschneider. Nein, es gehöret eigentlich zu der Chirurgi, und mangelt nur, daß man es nicht gelernet hat. Und diese Chirurgia ist ein Theil der Medicin, als unser alter Johann de Vigo beschreibet: Chirurgia est postremum instrumentum medicinae, cujus instrumenta sunt tria, videlicet diaeta, potio und chirurgia. Unsere Medici theilen noch heut zu tag die Medicin in drei Theil, nehmlich in Diaeteticam, Pharmaceuticam et Chirurgiam. Darumb soll ein Chirurgus billig in seiner Jugend zu Schulen gehalten werden, daß er wo nicht mehr nur seine Fundamenta legen möge und anatomisiren beiwohnen könne, daß wann es von ihm erforderlich, er im Schneiden und Brennen wisse, wie er sich verhalten soll, damit er Adern und Sehnen verschonen möge, auch ein Recept, das er von seinen Medico erlernet und bekommen, recht abschreiben könne, weil es ein Glied der Medicin ist. Aber man siehet es, daß die Jugend ehe und mehr zum Wein-, Bier- und Methzappen gewehnet werden, davon sie den gantzen Tag wenig nütze haben, daher nichts sehen, verstehen noch lernen können. Sind dann ihre Lehrjahre aus und haben etwas in der Kunst erschnappet, so heißt es, er kann einen guten Bart aufsetzen, damit läuft er in die Welt. Wan er gleich nur zwischen hier und Preußen des Monden zwei Spitzen gesehen, so meint er dann, er sei klug genug und ist schon klüger denn sein Meister; und ob man zwar saget non est discipulus supra magistrum, so ist doch die Einbildung bei solchen Leuten, daß sie klüger sind als ihre Meisters, welches mir in meiner Jugend selbst begegnet, daß ich klüger sein wollen als mein sel. Vater. Und könnte man solchen Leuten gerne ihre Thorheit lassen, wo ein ander nicht von ihnen verachtet würde, welches mir denn herzlich schmerzet, daß ich itzo in meinen angehenden Alter, der ich etzliche 20 Jahr allein practiciret und allezeit Barbiergesellen, auch wohl Meister in meinen Diensten gehabt, mich itzo aber erst von ihnen muß zoiliren lassen.

Und habe ich meine Chirurgiam nicht gelernet von unerfahrenen Barbierern, da ich erst Meth und Wein zappen lernen, sondern meine sel. Eltern haben mich erst zu Schulen gehalten, auch hernach auf Universitäten gethan, als zu Leipzig, Wittenberg und Praga. Zu Leipzig habe ich absolviret und zwei Jahr gewesen, wie noch Graf Magni Gabriel de la Gardie Hof- und Leibmedicus Dr. Domingius wird wissen, welcher damals meines Brudern Stubengesell gewesen, und ich bei den vornehmen Medico Dr. Sultzberger famuliret. Hernach hat mein sel. Vater Thomas Fischer, dessen guter Name auch in Deutschland noch bekannt, mich zu der Kunst gebrauchet und mir in chirurgia magna, der großen Wundarztnei, als ein Medico-Chirurgus, |: der wegen seiner edlen Kunst halben vom Römischen Kaiser nobilitiret und von vielen Chur- und Fürsten des Reichs hoch privilegiret :| mir nichts vorenthalten, sondern mit allen Fleiß unterrichtet, schneiden und verbinden lassen, bis er mich endlich Ao. 1628 allein zu reisen und zu practiciren vergönnet. Da ich dann mit dem vornehmen Medico-Chirurgo Johann Fabritio, itz wohnend zum Stralsund, Böhmen, Schlesien, Lausnitz, Meißen und selbige Ort durchreiset und durch Gottes Gnade und Segen viel gutes verrichtet, bis ich endlich Ao. 1633 mich resolviret unter die Chron Schweden zu begeben. Wie ich dann zu Stettin mich eine zeitlang aufgehalten und viel arme kranke Soldaten kuriret und geholfen, wie aus des Herrn Commandanten Thomae Karr Paß zu sehen. Aldar ich auch mit denen vornehmen Medicis Doct. David Horlicio und Euchstadio umbgangen und bekannt worden; wie denn Dr. Horlicius mich oft angeredet, ich sollte mich zu Stargard niederlassen und bei ihn wohnen. Von dar ich aber nach Dantzigk und also wieder unter die schwedische Garnisonen nach Elbing mich begeben, da ich einen Knaben von 5 Jahren, item einen Jüngling von 17 Jahren, item ein Kind von 3/4 Jahren auf einmal an Brüchen geschnitten und glücklich geheilet, davon ich noch der Stadt Elbing gutes Zeugnüs habe, und einen sonderlichen Paß von dem Herrn Feldherrn Graf Jacob de la Gardie, als ich S. gräfl. Exc. glücklich damals an dero Augenschwachheit kuriret. Und wie J. hochgrfl. Exc. mich nach Schweden zu kommen begehrten, bin ich auch strax gefolget und in Stockholm meine erste Prob an einen armen blinden Mann im Hospital Dannewick verrichtet, welcher viel Jahr blind gewesen und durch Gottes Gnade von mir wieder sehend geworden. Und ob mir von Anfang gleich ein Unterhalt bei der Stadt sowohl auch von dem Herrn Feldherrn angeboten, habe ich mich doch in keine gewisse Dienste einlassen wollen, weil mir die Jugend auch noch im Nacken saß, und gedacht: alterius non sit qui suus esse potest. Wie ich dann S. hochsel. Exc. rühmlich nachsagen kann, daß sie mir mehr gegeben, als wenn ich in gewissen

Diensten gewesen wäre. Nachdem aber der nunmehr auch hochselge Herr Reichsammiral Carl Carlson Güldenhielm auch einen Leibesschaden hatte, worinnen S. Exc. mich gebrauchten und meinen Rath hülflich befunden, haben sie mir anfangs eine Bestallung von Haus aus gemachet, daß ich bei J. Exc. zu Hofe sein mögte, wann sie meiner begehrten. Nach 3 Jahren haben J. Exc. mich vermogt in stete und gewisse Dienste mich zu begeben, da ich dann nebenst einen Barbiergesellen und einen Jungen 5 Jahr gedienet und aufgewartet, wie aus beiliegender Attestation zu sehen. Endlich als dem Herrn Feldherrn ich nach Deutschland zu den Heilbrunnen gefolget, auch wieder zurück nach Schweden, haben J. hochgrfl. Exc. gnädig zurücke gedacht der vielen Neider, so ich auch domals gehabt, und den großen Schaden, so S. Exc. dadurch entpfangen, deswegen sie oftmaln kegen mich sowohl kegen andere gesaget und repetiret, wann sie meinem Rath gefolget hätten, sie zu solchen Ungelück nicht gekommen wären. Und deswegen auch J. kgl. Mt. meine allergnädigste Königin selbst angeredet und gebeten, daß ich wegen meiner langen Diensten und Aufwarten einen gewissen Unterhalt und Bestallung haben mögte, welches denn J. kgl. Mt. auch allergn. bewilliget. Worauf ich ohne einige Supplication und Anhalten zu diesen officio von Gott und meinem allergnädigsten Obrigkeit rite vociret worden. Weil ich mich dann nun hierzu nicht gedrungen, sondern Gott und meine allergnädigste Königin mich hierzu gesetzet, als bitte ich unterthenig und demüthigst, E. hochgrfl. Exc. wollen mich gnädigst wider meine zoilos, Diffamanten und Widerwertige schützen, die do gedenken mich um meine Ehre und guten Namen, den ich von Jugend auf meritiret und zu erhalten mich beflissen, zu bringen; auch solchen Leuten mit Ernst anbefehlen, daß sie hinfüro ihre unnütze Nachreden und Schmähen einstellen müssen. So will ich auch mein Pfund, das mir Gott gegeben, nicht vergraben, sondern meinen Nächsten zu gut gebrauchen, so lange ich lebe; werde mir das auch von keinen Barbier, was ich von meiner Jugend an gelernet und exerciret, verbieten, noch mir von ihnen darinnen was vorschreiben lassen. Ich zweifele auch nicht, weil es Gott zu Ehren und denen armen Kranken zum Besten geschihet, E. hochgrfl. Exc. werden sich solches auch gnädigst gefallen lassen, sonderlich auch weil in meiner allergnädigsten Königin Vollmacht ausdrücklich stehet, daß ich meine chirurgiam, wo es von Nöthen, exerciren und brauchen soll. Als werden E. hochgrfl. Exc. mich auch gnädigst dabei schützen und erhalten geruhen, auch allezeit mein gnädiger Graf und Herr verbleiben, in dero hohe Gnade und Gunst ich mich in solcher Sperantz und Expectantz demüthigst befehle.

E. hochgrfl. Exc. dienstschuldigster

Dionysius Fischer. m. p.

Gegen den Quartiermeister Krak strengte Fischer eine Klage beim Kriegsgericht an, während er gleichzeitig in einer zweiten Eingabe auch dem Generalgouverneur über die Zustände im Hospital berichtete. Sie waren recht unerfreulich. Die Kranken wurden nun rücksichtslos mit Sauerkohl gefüttert und erhielten das Fleisch nur „stückleinweis" zugemessen, „ob es ein halb oder gantz Pfund sei, müssen sie darmit zufrieden sein"; das Bier wurde den Lieferanten nicht bezahlt, obgleich das Geld dafür angewiesen war. Dafür aber verschänkten die Krankenwächter Bier und hielten „bei den agonizirenden und sterbenden Soldaten ihr Gesauf und Bierkrug". Und immer noch fehlte es an einem abgesonderten Hause für ansteckende Krankheiten und, damit der Hof rein gehalten werden könne, an „Secrethäusern", an einem Zaun um das ganze Hospital. Auch ein Pastor fehlte noch im Hospital und die für einen solchen erbauten Räume benutzte der Quartiermeister als Strohstall. Fischer bat den Generalgouverneur dringend, „einen gewissen Schluß zu machen, wie es mit dem Hospital gehalten werden und verbleiben soll und daß solches in gutes Aufnehmen könne gebracht werden." Das Resultat war denn auch eine neue Instruktion, die den Doktor Fischer in seiner ordnungsmäßigen Stellung aufs neue befestigte und ihm wie früher auch die ganze ökonomische Leitung des Hospitals übertrug. Bisher hatte Fischer ein viel geringeres Salarium bezogen, als sein Vorgänger Hirtenberg; auf eine Aufbesserung mußte er auch noch mehrere Jahre warten: erst 1657 wurde ihm der gleiche Gehalt zugebilligt — 600 Rtl. — Wie lange Dionysius Fischer sein Amt in Riga bekleidet hat, das haben wir einstweilen noch nicht feststellen können.

FB.

Literarische Rundschau.

Arbeit an der Weltanschauung.

Wer mit aufmerksamem Auge das Arbeiten, Treiben und Drängen der heutigen Zeit betrachtet, wird ein merkwürdiges Mißverhältnis gewahr werden: dem ungeheuren Aufwande an Mühe und Anstrengung, wovon die Tage des Kulturmenschen gefüllt sind, scheint nicht das gebührende Äquivalent an innerer Befriedigung, an echtem Glück gegenüberzustehn. Zum großen Kulturbau der Menschheit wird mit rastloser Geschäftigkeit Stein auf Stein hinzugetragen, und nicht nur möglichst zweckmäßig, sondern auch mit allem nur erdenklichen Schmuck und Zierrat sucht man ihn auszustatten. Aber der Mensch selbst, der darin wohnen soll, auf dessen wahres Wohl, auf dessen Glück und Frieden alle diese Veranstaltungen doch nur abzielen können — ist es nicht, als ob er, der alleinige Zweck von alle dem, darüber fast vergessen würde?

Wodurch allein kann der Mensch inneren Halt, Befriedigung, Glück erlangen? Die Antwort auf diese alte und immer neue Frage wird heute nicht anders als irgendwann lauten: nur durch seine innere Stellung zum Leben, durch die rechte Gesinnung. — Welche Gesinnung aber ist denn die rechte? Und wie vermag der Mensch sich diese Gesinnung anzueignen und sie unter den Wechselfällen und Widrigkeiten des Lebens festzuhalten? Wenn wir dieser Frage nachdenken, wird sich zeigen, daß das Gesinntsein eines Menschen in einem — sei es auch häufig unbewußten oder nur halbbewußten — Zusammenhange steht mit den Überzeugungen, die er sich vom Sinn und Wert des Lebens gebildet hat, d. h. mit seiner Weltanschauung. So wird die Weltanschauung, nicht als bloß verstandesmäßige Ansicht oder Kalkulation, sondern als eine in innerem Erleben reifende Überzeugung sittlich-religiöser Art zur Lebensgrundlage. Sie soll dazu verhelfen, das Leben mit einem befriedigenden Inhalt zu füllen. Auf Empfindungen und Stimmungen läßt sich das Leben nicht aufbauen. Sie versagen. Früher oder später wird der Mensch vor die Frage gestellt: Was hat es mit dem Leben auf sich? Was ist die Bestimmung des

Menschen? Und wie finde ich die Kraft, der meinigen zu genügen? So sieht sich jeder zu bewußtem Denken erwachte Mensch vor die Aufgabe gestellt, sich eine Weltanschauung innerlich zu erarbeiten. Und weil durch alle individuelle Verschiedenheit sich ein Menschlich-Gemeinsames zieht, erweitert sich die Einzelaufgabe zu einer gemeinsamen Aufgabe aller Strebenden.

Jede Zeit nähert sich dem großen Lebensproblem in ihrer Weise. Wir dürfen es als ein wertvolles und fruchtbares Bestreben unsrer Zeit begrüßen, wenn sie die Weltanschauungsfrage mehr, als es früher geschah, auf dem psychologischen Wege zu behandeln sucht. Sie folgt dabei der Erkenntnis, daß nur das innerstes Eigentum des Menschen werden kann, was sich in das natürlich gegebene Gefüge seines Seelenlebens einheitlich vererbt. Es gilt daher, die Weltanschauungselemente, die in der Religion, in der Ethik, in der Philosophie enthalten sind, in Beziehung und Einklang zu bringen zur Seelentätigkeit des Menschen, wie sie in den Vorgängen seines Empfindungs-, Vorstellungs- und Willenslebens sich abspielt. Man sucht auch hier, ohne daß damit eine gewisse Freiheit der inneren Intuition und des Wollens negiert zu werden braucht, einer vom Zeitbewußtsein mehr denn je postulierten Gesetzmäßigkeit auf die Spur zu kommen. Hat sich doch die Überzeugung von solcher Gesetzmäßigkeit mächtig bestärkt durch die naturwissenschaftliche und die historisch-kritische Forschung der zweiten Hälfte des hinter uns liegenden Jahrhunderts.

Wir wollen nun im Folgenden auf einige Bücher aufmerksam machen, die für die Arbeit an der Weltanschauung förderlich sein können. Gerade jetzt können sie gute Dienste leisten, weil sie, wiewohl in Fühlung mit der Zeitbewegung, sich doch in selbständiger Vertiefung ihre eigenen Wege wählen und darum manches Kriterium über Berechtigung oder Nichtberechtigung neuester Ideengänge darbieten werden. Die drei Bücher, die wir der Beachtung des Lesers empfehlen wollen, bewegen sich nicht in der Richtung abstrakten Denkens, als handle es sich bei der Weltanschauung um einen Gegenstand schulmäßig-philosophischer Erkenntnis. Vielmehr suchen sie, aus verschiedenen Seiten vordringend, den Zugang in jene geheimnisvolle Werkstätte der Seele, von woher dem ganzen Menschen lebendige Kräfte strömen, die seinem Dasein Inhalt und Fülle geben. Gemeinsam ist den drei Büchern der Vorzug, daß sie weder umfangreich noch besonders schwer, ja zum größeren Teil sogar leicht verständlich geschrieben sind. So kann auch der Beschäftigte eine Stunde erübrigen, sich ihnen zu widmen. Die darauf gewandte Zeit wird ihn nicht gereuen.

Dem, wie wir sahen, in unsrer Zeit angelegentlich hervortretenden Bedürfnis nach psychologischer Vermittlung der ethischen und religiösen Lehren kommt das Büchlein entgegen, das der

gedankenreiche Schriftsteller Gregor v. Glasenapp soeben hat erscheinen lassen: „Das Glück im Wollen und im Gefühl"*. Der Verfasser nennt seine Studie „eine psycho-moralische Untersuchung über den Wert des Lebens". In klarer, streng folgerichtiger Weise, zugleich mit der ihm eigenen fesselnden Anmut der Gedankenentwicklung legt Glasenapp dar, daß Wert und Glück des menschlichen Lebens nicht im Gefühl, sondern im Streben, im Wollen zu suchen und zu finden sind. Das Gefühl hat nie als Selbstzweck, als Zustand des Genusses eine Berechtigung, sondern nur als Durchgangsstufe zu neuem Streben. Jedes — ob nun schwelgende oder leidende — Steckenbleiben in Gefühlen, jegliches unfruchtbar resultatlose Verweilen bei ihnen ist unberechtigt. Und zwar treffen hierin Ethik und Psychologie, von denen Glasenapp zutreffend sagt, daß sie „schon längst zu einer Disziplin hätten vereinigt werden müssen", vollständig zusammen. Was aber das wichtigste ist, die Religion selbst gesellt sich als dritte zu dem Bunde, um ihn abschließend zu bekräftigen. Denn „allen Religionen, von deren tieferem Gehalt wir Kenntnis besitzen, ist die Forderung gemeinsam, die eigene Person mit ihren Gefühlen zu vergessen." „Die selbstvergessene Tätigkeit allein befreit den Menschen vom Ich." Hierdurch eröffnet sich eben für jeden die Möglichkeit, zu innerer Befriedigung zu gelangen, nicht in Gefühlszuständen, weil diese von innen und außen jederzeit bedroht sind, sondern allein in einer dem Sein-Sollenden zugewandten Willensrichtung, die vom marternden Selbstbewußtsein erlöst. „Das Pflichtbewußtsein ist unser einziges Eigentum, für das wir verantworten"; denn nur das Gebiet des Wollens ist die unsrer freien Verfügung eingeräumte Domäne.

Die Bedeutung des Glasenappschen Buches liegt nicht darin, daß etwa bloß Maximen, Lehrsätze aufgestellt würden. Damit überzeugt man keinen. Das Wertvolle und Überzeugende ist vielmehr darin zu sehen, daß der Kernpunkt des Religiös-ethischen rein herausgeschält und seine Übereinstimmung mit den psychologischen Grundbedingungen der menschlichen Natur evident gemacht wird. Und zwar — was als besonderer Vorzug erscheint — mit Vermeidung der philosophischen Terminologie, in schlichter Darstellung, mit eingestreuten Beispielen und vielfacher, zum Teil sehr origineller Bezugnahme auf die religiös-philosophische und poetische Literatur.

So überaus anregend, klärend und fördernd, weil das Wesentliche sicher treffend, Glasenapps Darlegung ist, — weswegen sie denn jedem, der an diesen Fragen Interesse nimmt, aufs lebhafteste empfohlen sei, — sie wird doch, besonders in einem Punkte, berechtigten Widerspruch wachrufen, umsomehr, als gerade

---

*) Riga, Verlag von Jonck u. Poliewsky. 1904. 8°. 108 S. Preis broch. 80 Kop.

dieser Punkt im Vordergrunde für die „Moderne“ steht. Denn was ist „moderner“ als der Persönlichkeitskultus? Nach Glasenapp dagegen besteht die höchste Aufgabe und der Wert des Lebens im „Ablegen der Persönlichkeit“! Möge sich indessen, wer etwa gegen diese Verherrlichung des Unpersönlichen empört aufzufahren geneigt ist, an den Hinweis unsres Autors erinnern, daß „die meisten Meinungsdifferenzen der Menschen auf Mißverständnissen über die Bedeutung der Worte beruhen.“ In Glasenapps Augen ist nämlich „die Persönlichkeit am Menschen lediglich Beschränkung“, d. h. „das Gefühl, daß das „Ich“ nicht „Du“ und nicht „Er“ ist.“ Das Ideal der Persönlichkeit definiert er demnach folgerichtig als „ein Wesen, das sich immer als von allem andern in jeder Hinsicht total gesondert fühlt“, und so erscheint ihm dieses Ideal identisch mit Friedrich Nietzsches „Übermenschen“. Daß eine „Persönlichkeit“ solchen Schlages jeder Psychologie und Ethik Hohn spricht, ist freilich klar. Aber was ist sie denn auch anders, als ein phantastisches Wahngebilde? Und wenn leider die Rolle, die die „Persönlichkeit“ in der „Moderne“ spielt, mehr oder minder von Nietzscheschem Geiste und Nietzschescher Verschrobenheit durchsetzt ist, so verdient ein Persönlichkeitskultus dieser Art natürlich aufs schärfste bekämpft zu werden.

Aber hat denn nicht Glasenapp selbst in früheren, nicht minder gehalt- und geistvollen Abhandlungen der „Persönlichkeit“ Gerechtigkeit widerfahren lassen? Spricht er sich doch z. B. in seinen „Kirchhofsbetrachtungen“ [1] darüber folgendermaßen aus: „Es sind zwei Ziele, denen der beste Teil der Menschheit in seinem ernsten sittlichen Streben sich zu nähern sucht und die wir als das Ideal der vollkommenen Persönlichkeit und das Ideal der Pflicht bezeichnen wollen.“ Und als Typus des Idealisten der vollkommenen Persönlichkeit führt er Goethe an. Nun stellt aber doch gerade Goethe den denkbar schärfsten Kontrast dar zu einem „Wesen, das sich immer als von allem andern in jeder Hinsicht total gesondert fühlt“, Goethe, der alles Menschliche so sehr in sich nachempfand, daß von ihm das Wort aus Max Bewers schönem Goethe-Gedichte gilt: „Das heimlichste Erbeben ward ein Teil von Deinem Sein“, ja, der selbst im stillen Busch, in Luft und Wasser seine Brüder erkannte [2]. — Auch in seinem Aufsatz „Friedrich Nietzsche und

[1]) Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 117, S. 260.

[2]) Wie sehr Goethe, bei aller Geschlossenheit seiner Persönlichkeit („Entelechie“!), doch in reinstem Selbstvergessen „Spiegel jeder Weltgestaltung“, ganz und gar Objektivität war, hat neuerdings Dr. Wilhelm Bode in seiner mit viel Verständnis und Geschick komponierten Schrift „Goethes bester Rat“ (Berlin 1903, 67 S., Preis M. 1) höchst anmutig geschildert. Die heiter-erbauliche Schrift sei samt den übrigen, durch meisterliche Popularität ausgezeichneten Goethe-Schriften Bodes liebevoller Beachtung mit Nachdruck empfohlen.

Graf Leo Tolstoi bis zum J. 1897" [1] unterscheidet Glasenapp zwei ethische Grundtriebe: den zentripetalen oder das Streben zur All-Einheit, zum Aufgeben und Aufgehen des „Ich" und daneben den zentrifugalen zur Verselbständigung und Vervollkommnung des eigenen Individuums. Er spricht von einer hier vorliegenden „sittlichen Antinomie" im Kantschen Sinne, für welche die die Gegensätze versöhnende „höhere Einheit" kaum zu finden sein dürfte. Hier ist also über die Persönlichkeit an und für sich noch keineswegs ein Verdikt ausgesprochen, sondern nur über ihre extreme Ausartung. Und sobald wir den Persönlichkeitsbegriff nicht im separatistisch gesteigerten Selbstbewußtsein, sondern nur in der charaktervollen Eigenart suchen, ist die Spannung zwischen den beiden Polen in der Tat schon bedeutend gemildert. Eine Persönlichkeit ist, wer ein eigenes Agens in sich hat, eine eigene treibende Kraft, die seinem Empfinden und Denken, seinem Streben und Tun ein einheitliches Gepräge gibt, so daß alles, was an ihm ist, als auf innerer Notwendigkeit beruhende Entfaltung seines Wesenskeimes erscheint, als Emanation seines „Dämons" (vgl. Goethes Gedicht „Urworte. Orphisch", Strophe 1, unter „Gott und Welt"). Der zur bewußten sittlichen Persönlichkeit heranreifende Mensch trachtet, das Ererbte erwerbend und Neues hinzuerobernd, sich eine Weltanschauung als selbständigen Besitz zu erarbeiten und nach ihr sein Leben zu gestalten. „Denn das selbständige Gewissen ist Sonne deinem Sittentag" (Goethe, Vermächtnis). Und gerade je stärker die Selbständigkeit, je reicher die Eigenart des Strebenden ist, zu um so vollerer Selbsthingabe an die ewigen Menschheitsziele wird er befähigt sein. Nur wer sich selbst ganz besitzt, kann sich selbst auch ganz an das „Sein-Sollende" verlieren. Eben weil Luther eine ganze Persönlichkeit war, konnte er ganz dem Reiche Gottes leben. — Ein nicht zutreffender, einseitig zugespitzter, ja entstellter Begriff der Persönlichkeit ist es also, der Glasenapps sonst so hell durchleuchtete Darstellung in einigen Punkten verdüstert. Die Richtigkeit seiner Grundidee wird dadurch aber nicht berührt. Sie ist von eindringlicher und überzeugender Wahrheit und von großer Schönheit.

Ein tiefer und wahrer Gedanke ist wie ein Lichtstrahl, der eine in Dunkel gehüllte Gegend plötzlich erhellt. Wenn Glasenapp uns auf psychologischer Basis erkennen läßt, daß das Erstreben eines im Gefühle liegenden Glückes nicht zum Glück führt, ja daß man das Glück überhaupt nur finden kann, wenn man es nicht sucht, sondern im Streben nach dem Sein-Sollenden sich selbst

---

[1]) Zuerst in der „Balt. Mon." 1895, Heft 7, 8 u. 9, dann in Gregor v. Glasenapps „Essays. Kosmopolit. Studien z. Poesie, Philosophie u. Religionsgeschichte." Riga 1899, S. 343, 344. — Auf dieses überaus gedankenreiche, originelle und feine Buch sei hier aufs neue angelegentlich hingewiesen.

und seine Gefühle vergißt und dadurch vom „Ich" erlöst wird, so fällt von hier aus ein helles Licht auf die eigentliche Ursache so vieler Glücklosigkeit und zehrender Unbefriedigung gerade in unsren Tagen. Denn der Geist der modernen Literatur ist befangen im „Ich" und seinen Gefühlen. Unablässig durchgrübelt und durchwühlt er das Ich in seinen subtilsten Stimmungen und Gefühlsregungen. In diesen Bann ist er gezwungen. Er trägt den Stempel des Unerlösten an sich. Er perhorresziert die Selbsthingabe, und weil er ihren eigentlichen Sinn nicht gefaßt hat, hält er sie für unvereinbar mit einer kraftvollen Persönlichkeit. Ein psychologischer Grundirrtum, besonders merkwürdig in einer Zeit, die so großes Gewicht auf eine richtige Psychologie legt! Wer empfände nicht die nagende Unbefriedigung, die auf dieser Literatur lastet, wie ein Alp, wie eine dumpfe, schwüle Atmosphäre? Sie predigt die Freude und hat selbst keine. Ihre Fröhlichkeit ist eine gemachte, erzwungene, krampfhafte. Der Humor, dieser freundliche, gutlaunige Gefährte des selbstvergessenen Strebens, hat solcher grämlichen Ichversunkenheit längst den Rücken gekehrt.

Gerade die Unerlöstheit aber, die über der „Moderne" lastet, weckt unsre menschliche Sympathie. Das mag parador scheinen und erklärt sich doch sehr einfach. Wer sich in der Ichbefangenheit, in der ruhelosen Jagd nach Stimmungen und Gefühlen wirklich wohl fühlen kann — der muß, wenn kein krankhaft verbildeter Mensch, ein flacher Geselle sein. Windet er sich aber, so eingekerkert, in „scharfangeschloßnem Kettenschmerz", gelingt es ihm nicht, sich über sein Unbefriedigtsein durch eine erkünstelte Fröhlichkeit hinwegzutäuschen — dann spricht hieraus mit vernehmlicher Stimme ein tiefes menschliches Sehnen, ein Sehnen nach Befreiung, nach Erlösung. Und dieses Sehnen wird immer mächtiger anschwellen, bis es die Ketten der Ichverblendung sprengen wird. Dann wird es den Befreiten wie Schuppen von den Augen fallen: was wir unter nicht eingestandenen Qualen gesucht haben, hier ist es, in unsrer nächsten Nähe, wenn wir uns nur zu der entscheidendsten aller Entscheidungen entschließen: unser Ich samt allen seinen Gefühlen und Stimmungen, samt dem Zergliedern und dem Genießenwollen dieser Gefühle und Stimmungen getrost fahren zu lassen und in einem resoluten Wollen und Wirken die Selbstvergessenheit zu finden, die allein leicht, frei und glücklich macht. In solcher Entschließung zeige sich die „Persönlichkeit"! Hier trete sie in lebendige Wirklichkeit, nachdem sie lange genug mit Worten verherrlicht ist!

Dies ist der Weg, den vertiefte psychologische Einsicht, den Ethik und Religion der Menschennatur anweisen. Und diesen Weg, diese allein zum Glücke führende Lebensrichtung wieder einmal mit hellstem Lichtstrahl beleuchtet zu haben, ist das in unsrer, auf

falscher Fährte suchenden Zeit doppelt hohe Verdienst der Schrift Gregor v. Glasenapps.

Auch an Glasenapps Studie bestätigt sich übrigens, daß es mehr ein Vorzug als ein Mangel eines Buches ist, wenn es ein Bedürfen nach weiteren Aufschlüssen rege macht. So liegen in der Linie der psycho-moralischen Untersuchung Glasenapps etwa folgende Fragen: Wie ist das „Sein-Sollende“ greifbar zu machen, daß es kein toter Begriff bleibe? Antwort: Der, wie auch Glasenapp hervorhebt, wechselnde Inhalt des Sollens wird sich als verschiedenartiges konkretes Lebensziel, je nach dem Kulturstadium der Zeit und je nach Anlage und Entwicklungsstufe des Strebenden, auszugestalten haben. Sodann: Welches ist der Weg zur Erlösung durch selbstvergessenes Streben? Wie kommt eine höhere Macht dem zur Selbsterlösung unfähigen Menschen zu Hilfe? Hier mögen die Religionen anknüpfen und sich des psychologisch vorbereiteten Bodens zu desto wirksamerer Beackerung bemächtigen! Ferner: Wie stellt sich, von der psychologischen Seite betrachtet, die Sünde dar: etwa nur als ein Haften an den Gefühlen, also als ein Nichtwollen, oder vielmehr als ein verkehrtes, ein böses Wollen? Und was der hier nicht ausführbaren Fragen mehr sind. Mögen sie noch so verschieden lauten, überall wohl wird hervortreten, wie sehr Ethik und Religion sich des Bundes mit der Psychologie freuen dürfen.

Knüpfen wir indessen wieder an den Persönlichkeitsbegriff an und lassen wir uns an diesem Punkte, wo die Gegensätze auf einander stoßen, hinüberleiten zu einem andern höchst wertvollen Büchlein, das im vorigen Herbst erschienen ist. — „Sehne dich aus dem Unvollkommenen in das Vollkommene, aus dem Engen in das Weite, aus der Tiefe in die Höhe, aus der Beschränkung in die Freiheit. Aus solchem Ringen erwächst die starke und selbstbewußte Persönlichkeit, die den Gipfel der aufsteigenden Entwicklungsreihe der Wesen darstellt. . . . Selbst Mitleiden und Hingebung sind nicht ein Aufgeben, sondern eine Steigerung der Persönlichkeit. Sich selbst verlieren heißt in diesem Falle sich selbst gewinnen. . . .“ So lesen wir in dem Büchlein „Heinrich von Stein und seine Weltanschauung“, das kein Geringerer als der edle Houston Stewart Chamberlain, in Gemeinschaft mit Friedrich Poske, herausgegeben hat [1].

Heinrich v. Stein, geb. 1857 zu Koburg, als Sprößling eines sehr alten fränkischen Adelsgeschlechtes, widmete sich anfänglich dem Studium der Theologie, in der er jedoch nicht heimisch zu werden vermochte. Er wandte sich dann der Philophie, der Naturforschung, der Aesthetik zu. Überall aber blieb das Religiöse der eigentliche Pulsschlag seines Wesens, innig verschwistert mit der

[1] Lpz. u. Berl. 1903. G. H. Meyer. 120 S. Preis broch. M. 1.50.

Kunst. Obgleich schon im 31. Lebensjahre der Tod seinem Schaffen ein frühes Ziel setzte, hat Stein doch zahlreiche bedeutende Werke philosophischen und ästhetischen Inhalts und eine Reihe von Dichtungen hinterlassen, deren Schönheit dazu berechtigte, künftige poetische Schöpfungen großen Stiles von ihm zu erwarten. Er besitzt, sagt Chamberlain, „in seinem Vaterlande eine zahlreiche Gemeinde begeisterter Bewunderer; die besten Köpfe sind schon heute darüber einig, daß ihm eine hervorragende Stellung unter den Denkern und Schriftstellern der Gegenwart zukommt." — So anziehend die Lebens- und Charakterskizze ist, die Chamberlain von Stein entwirft, auf ebenso reges Interesse darf die von Poske gebotene Darstellung der Weltanschauung Steins rechnen. Der früh Verstorbene hat sie selbst in kurzen Strichen aufgezeichnet, und dieses sein „Vermächtnis", dessen „ethische Genialität" Chamberlain hervorhebt, wird in unsrem Büchlein wiedergegeben und von Poske aufs fesselndste erläutert und durch andre Aussprüche Steins ergänzt.

Was hat uns denn nun die Gesammterscheinung Heinrich v. Steins zu sagen? Es ist nicht leicht, ja fast unmöglich, das in wenige Worte zu kleiden. Denn „Steins Weltanschauung ist aus künstlerischer Auffassung geboren." Dem künstlerischen Schauen aber enträtselt sich der Sinn der Erscheinungen in vielbewegtem, buntem Wechsel, in einem lebendigen Werden. Sein Nachschaffen der Natur ist, nach Goethes Wort, ein „gestaltend-umgestaltendes." Dennoch muß eine echt künstlerische Weltbetrachtung, wie wir es ja im Vollendetsten bei Goethe sehen, aus der Ahnung einer höheren, allumfassenden Einheit fließen und durch alle Vielgestalt „mit sanftem Zwange" zur Einheit wiederum hinüberleiten. Denn der Dichter, „er saß in der Götter urältestem Rat und behorchte der Dinge geheimste Saat".

So verschwistert sich wahre Kunst mit der Religion, wie diese den Sinn des Lebens deutend. Und das ist bei Stein in hohem Maße der Fall gewesen. Die naturwissenschaftlich-positivistische Erkenntnisrichtung, die Stein, im Anschluß an den noch immer zu wenig in seiner Bedeutung als Wirklichkeitsphilosoph gewürdigten Eugen Dühring, sich zu eigen gemacht, hinderte ihn ebenso wenig, wie seine Ablehnung des Kantischen Subjektivismus, den wahren Sinn der Dinge in ihrer realen Bedeutung für das menschliche Gemüt zu sehen. Und weil der Gehalt der Dinge sich vorzüglich der künstlerischen Betrachtung offenbart, weisen uns die großen Künstler den Weg der Weltanschauung. Im Kunstwerk soll Weltanschauung zum Ausdruck kommen! Der Philosoph aber lerne vom Künstler. Von ihm lerne Jeder, der das menschliche Seelenleben verstehen will, der Psycholog vor Allem, der die gesunde, und der Psychiater, der die erkrankte Seele studiert.

So hat Stein, selbst Künstler und Philosoph zugleich, die mächtigste Anregung, wie sie nur das Genie auszuströmen vermag, empfangen von Richard Wagner, in dessen Hause er ein Jahr lang, 1879—80, als Lehrer des jungen Siegfried, weilte. „Das Reinmenschliche mit dem Ewignatürlichen in harmonischer Übereinstimmung zu erhalten“, so hatte Wagner das Ziel des sittlichen Strebens gefaßt. Ein echt künstlerisch ko..zipiertes Sittlichkeitsideal! Aber nur durch wieviel harten inneren Kampf ist solche vom Dichtergeiste erschaute Harmonie zu erreichen, wenn sie nicht eine wesenlose Illusion bleiben soll!

Ein mannhaftes Kämpfen ist Steins Leben gewesen, ein Kämpfen um reinere Erkenntniß, um tiefere Sittlichkeit, um Verbreitung einer edleren, sittlicheren Kultur durch Vermittlung der Kunst, auch unter das Volk. „Wer uns ein Führer sein soll“, sagt Poske, „der muß sich in Kampf und Not den Weg gebahnt haben, auf dem auch wir zur Höhe gelangen können. Ein solcher Führer ist Heinrich v. Stein. Er ist durch Tränen und Schmerzen, durch alle Qualen des Zweifels und der Verzweiflung zu einer seligen Gewißheit hindurchgedrungen.“

Wie das bei Stein geschah, vernehmen wir am besten aus seinen eigenen Worten: „All unser Streben“, so bekennt er, „wird in seiner geraden Richtung gebrochen und vernichtet. Das geschieht einmal, wieder und immer wieder. Hierin aber, und hierin allein erwächst uns ein Vermögen, welches uns den Dingen überlegen macht — eine Flucht von den Dingen — ein Flug weit über sie hinaus.“ Und weiter: „Nicht kann uns der kalte Heroismus der Pflicht erlösen, sondern nur der Wille, der aus innigem Drange nicht mehr begehrt; der nichts mehr für sich, Alles für Andere will, jenes aber nicht als Asket, sondern als Erlöster — dieses nicht aus Gesetz, sondern durch einen ihn selbst warm und wahrhaft beglückenden Wahn, durch Liebe.“ — „Die Schranke des Individuellen, das schmerzlich Problematische in Welt und Leben, wird nur in der Liebe überwunden.“

Und so finden wir hier, aus innerstem Erlebniß herausgeboren, dieselbe sittliche Willensrichtung, die aus Glasenapps Deduktionen hervorging, als erlösende Befreiung vom Ich durch das „Stirb und werde!“

Stein, der Künstler, der das Weiterbilden der eigenen Persönlichkeit zur heiligen Pflicht des Menschen macht, findet doch das Heil und den Frieden auf keinem andren Wege, als auf dem im Evangelium gewiesenen: „Wer da suchet, seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren; und wer sie verlieren wird, der wird ihr zum Leben helfen“ (Luk. 17, 33).

Daß ein Mann wie Stein sich durch die Nacht inneren Leidens durcharbeiten mußte, wird man begreifen. Was er in

wunderbar tiefen Worten über das ewige Rätsel vom Sinn des Leidens gesagt hat, darauf können wir hier leider nicht eingehen und verweisen den Leser auf das Büchlein selbst, wo denn für das auf S. 102—105 über das Leiden Gesagte die richtige Beziehung gesucht werden mag zu der Bemerkung, die Glasenapp S. 56 über das menschliche Leiden macht. —

Arbeit an der Weltanschauung, sie ist es, die das Leben des Denkers füllt, die aber auch dem Leben jedes denkenden und strebenden Menschen erst seinen Vollgehalt gibt. In solcher Arbeit wirken zwar alle Seelenkräfte zusammen: der unbestechliche Intellekt, das bedürftige Gemüt und das der Künstlernatur des Menschen entspringende innere Schauen und Bilden. Aber der eigentliche Hebel ist doch der sittliche Willenstrieb. Im Pflichtbewußtsein, im Sollen liegen die Wurzeln der Weltanschauungsarbeit. Von hier zieht sie die Kraft eines heiligen Ernstes. „Denn der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit" (Goethe, W. M. Lehrjahre). Nicht nur aus der Betrachtung des „bestirnten Himmels über mir", sondern vor allem aus dem „moralischen Gesetz in mir", wie Kant sagte, erwächst die Überzeugung eines universalen, vernunftgemäßen Zusammenhanges der Dinge, innerhalb dessen einzig dem Menschen der Platz eines bewußt wollenden und sollenden Wesens angewiesen ist. Sein Wollen in Einklang zu bringen mit der von ihm innerlich zu deutenden Universaltendenz des Seins oder, schlichter gesagt, mit dem göttlichen Willen, ist die Aufgabe des Menschen. Und so sieht er sich von Wissenschaft und Kunst doch immer wieder zurückverwiesen auf die Religion, als den eigentlichen Mutterboden für die Arbeit an der Weltanschauung.

Darum mögen unsere Betrachtungen ihren Abschluß finden im Hinweis auf ein vor drei bis vier Jahren erschienenes Buch, das auf dem Boden der Religion, der christlichen, einen „Bau- und Zimmerplatz der Weltanschauung" errichtet und mit Wucht zur Arbeit aufruft: „uns und unsrem Volk und der Menschheit eine Weltanschauung zu schaffen, zu erobern." Das von Ernst Franz verfaßte Buch ist betitelt: „Religion — Illusionen — Intellektualismus"[1]. Es trägt das Motto: ἐκ πίστεως. Aus dem Glauben ist es entsprungen an die Kraft und Wahrheit des Christentums und an das heilige Soll des Menschen, im Anschluß an das Christentum sich eine Weltanschauung zu erarbeiten, die dem Leben Inhalt und Wert gibt, weil sie es wieder mit einem großen, alles Sinnen und Wollen in Bewegung setzenden „Soll" ausfüllt. „Erneuerung einer wahrhaft verpflichtenden Weltanschauung muß die Losung sein!" Die Weltanschauung ist „das Rückgrat der Persönlichkeit". „Innere Kraft

[1]) Cöthen, Verlag v. Otto Schulze, 1900. 140 S. Preis broch. M. 2.

kann dem Menschen nur aus seiner Weltanschauung zuwachsen und nirgends anders her."

Es sind, wie schon der Titel des Buches sagt, zunächst zwei feindliche Mächte, gegen die Franz in den Kampf zieht, wenn er für die kraftvolle Erneuerung einer das Leben und Trachten beherrschenden religiösen Weltanschauung eintritt: Der Illusionismus, der, am Wunderglauben klebend, das sacrificio dell intelletto fordert, und der Intellectualismus, der mit dem bloßen Verstande das große Welt- und Lebensrätsel zu lösen vermeint, dem daher alles über die empirische Wirklichkeit Hinausgehende nichts als bare Illusion ist. Es ist aber noch ein dritter und vielleicht der Hauptfeind, gegen den sich der Verfasser richtet, das ist das gleichgiltige, weltanschauungs- und religionslose Hinleben. Man besinne sich doch erst einmal darauf, was denn eigentlich Religion ist und wie sie allein das Leben erst wahrhaft zu beleben vermag! „Daß frischer Lebensmut, Glaube an die Welt, an den Zweck und Sinn und Wert des Lebens; Glaube an das Vaterland und seine Zukunft, seinen Beruf, an die Menschheit, an sich selbst; der der Entschluß weiter zu leben, nicht weil man muß, sondern weil dessen Mutter nicht die Gewalt: wer weiß denn heute, daß das man will; die Überzeugung, daß es eine Pflicht gibt und ein Recht, alles *religiöse* Vorgänge im Menschen sind!" Daher heißt die erste Forderung: „Erkenne, daß du über die religiöse, die Weltanschauungsfrage bisher viel zu wenig nachgedacht hast." Und die sich anschließende zweite Forderung lautet: „*Kümmert euch mehr um die Kirche!* Ist denn die Bildnerin der Weltanschauung unserer Kinder, unseres Volkes wirklich nicht mehr Interesse wert, bedarf dessen nicht mehr, als ihr zur Zeit entgegengebracht wird? Hundertfältig kann man die Beobachtung machen in unsren Tagen, daß die gleichgültigsten Vereine mehr die Aufmerksamkeit und die Teilnahme auf sich zu lenken die Kraft haben, als die Kirche! Die Vorväter gingen aus Gewohnheit hinein in die Kirche, jetzt geht man aus Gewohnheit *nicht* hinein. Geht also vor allen Dingen regelmäßig zur Kirche, zum Gottesdienst! Die Predigt eures Geistlichen langweilt euch? Gut, so ärgert euch darüber; dann werdet ihr schon auf Abhilfe sinnen; auch ist jeder Zuhörer mehr dem Geistlichen ein Ansporn mehr, seine Sache besser zu machen. . . . Werft nur nicht gleich alles, was euch im kirchlichen Leben mißfällt, beiseite! Vielmehr ärgert euch darüber, empfindet es als einen Schaden, der euch geschieht, als eine Last, die euch bedrückt. Damit habt ihr dann Gott gedient, genau wie durch eine Andacht und — wir werden weiter kommen. Beteiliget euch auch sonst am kirchlichen Leben im Gemeindekirchenrat und Gemeindevertretung und in den Werken der Inneren Mission." — Achtet die Arbeit des Theologen, „beweist ihm die

Achtung durch Beachtung und helft!" so mahnt unser Verfasser weiter. Werdet, nach dem Vorbilde Lessings, „Liebhaber der Theologie"! Denn der Theologe ist der berufenste Baumeister der Weltanschauung.

Das Buch von Franz ist ein gewaltiger Weckruf. Es ist ein scharfsinniges und zugleich ein durch und durch lebensvolles, geistbeseeltes Buch, das aus den Tiefen echt deutsch-protestantischer, idealer Empfindung quillt. Es ist so spannend geschrieben, daß man es kaum aus der Hand legen mag. — Manchen wird es freilich ein Anstoß sein, daß der Verfasser so heftig den Wunderglauben bekämpft. Mögen aber auch sie das Buch deshalb doch nicht beiseite werfen; sie würden sich dadurch einer wertvollen Förderung selbst berauben, die ihnen von andern Partien des Buches getrost versprochen werden kann. Mögen sie vielmehr zu verstehen suchen, daß solche Gegnerschaft gegen das Wunder hier nicht aus eigensinniger Willkür oder Herzenshärtigkeit hervorgeht, sondern aus einer inneren Nötigung des Denkens, wie sie heute von vielen empfunden wird. Es sind das Probleme, deren Lösung nicht diktiert werden kann, sondern erarbeitet sein will. Weltanschauung kommandieren zu wollen, ist eine byzantinistische Maxime, unwürdig eines freien, strebenden Menschen. Darum soll man ihr keine Konzessionen machen.

Was wir uns selbst erarbeitet haben, nur das gehört uns. Wer die Arbeit an der Weltanschauung aufgibt, der gibt sich selbst auf. Und so sprechen wir, den Grundgedanken dieser Betrachtungen zusammenfassend, mit Goethe: „Wir bekennen uns zu dem Geschlecht, das aus dem Dunkeln ins Helle strebt."

B. v. S.

Gibt es eine jüdische Rasse?

Houston Stewart Chamberlain vertritt in seinen „Grundlagen der Kultur des 19. Jahrhunderts" die Anschauung, daß alle Menschenrassen aus uralten Mischungen hervorgegangen seien und erst in jahrhundertelanger Inzucht einen einheitlichen Typus ausgebildet hätten. Dieser Ansicht ist entgegenzuhalten, daß es noch heute in Ostasien, in Arabien, im innern Afrika und im südlichen Schweden Tausende, Millionen von Menschen gibt, die den aus Gräberfunden und alten Bildwerken festgestellten Urtypus ihrer Rasse in größter Reinheit verkörpern. Allerdings haben sich alle heutigen Rassen mit andern gemischt, aber dort, wo die reine Rasse ein starkes Übergewicht hatte, wurden die fremdartigen

Bestandteile rasch aufgesogen und verzehrt. Eine besonders starke Assimilationskraft besitzt bekanntlich das chinesische Volk, das trotz mannigfacher Berührungen mit fremden Völkern und Stämmen ein nahezu vollkommen gleichförmiges Gepräge bewahrt hat.

Durchaus recht hat Chamberlain aber, wenn er seine Entwicklungslehre auf Stämme anwendet, die, aus Kreuzungen entstanden, auf biologischer Grundlage, durch Inzucht, Dünkel, Starrheit, Absonderung bestimmte Bluteigenschaften gezüchtet haben. Zu solchen eigenwüchsigen Mischrassen gehörten im Altertum die Römer der patrizischen Zeit (die dorischen Spartaner waren nach Ansicht neuerer Anthropologen fast reinblütige Nordlandsöhne, in Sinnesart und Sitten den späteren Wikingern verwandt), in unsrer Zeit haben wir sie vor allem in den Juden, den Engländern, den Basken zu erblicken, welche letzteren wohl in der Sprache, keineswegs aber in der Rasse als echte und reine Vertreter des altiberischen Elements anzusehen sind. Während Chamberlain der jüngsten Germanenforschung nicht hinreichende Berücksichtigung schenkt, ist er über die Blutmischung der Juden sehr genau unterrichtet, da er sich hier vor allem auf die verdienstvollen Forschungen v. Luschans stützt. Nach Chamberlain bildet den Grundstock der heutigen Juden der alte Kanaaniter, der den — zwar zur indogermanischen Sprachenfamilie, aber zur vorderasiatischen Mischrasse gehörenden — Armeniern nahe verwandte Chethiter oder Hittiter (Chet war nach der Bibel ein Sohn Kanaans). Chamberlain bezeichnet den vorderasiatischen Mischtypus als „Homo syriacus". Der Chethiter habe von den mongoloïden turanischen Völkern den kurzen Schädel, von halbarischen Stämmen Palästinas die zugleich gebogene und plumpe Nase geerbt. Die Nachkommen der reinen Semiten, die sich durch scharf und fein modellierte Nasen auszeichneten, hätten bei der Zerstörung Jerusalems nur noch die Aristokratie und die Priesterschaft des jüdischen Volkes gebildet. Diese herrischen und charaktervollen Männer wären von den Römern möglichst weit von ihrem Vaterlande nach Spanien verpflanzt worden. Die vormals spanischen Juden, die „Sephardim" (Schriftgelehrten) unterscheiden sich noch heute durch ihren edlen Gesichtsschnitt auf das schärfste von den meist abstoßend häßlichen und widerwärtigen deutsch polnischen Juden, den „Aschkenasim".

Im Jüdischen Verlag in Berlin ist nun neuerdings eine ganz ausgezeichnete anthropologische Arbeit von Dr. M. Judt über „Die Juden als Rasse"[1] erschienen, die die Chamberlainschen Darlegungen im Wesentlichen bestätigt und nur auf das entschiedenste

[1]) Die Juden als Rasse. E. Analyse aus dem Gebiete der Anthropologie. Mit 24 Abbild., 1 Karte u. m. in den Text abgedr. Tab. Dtsch. Ausg. Brln. 1903. Jüdischer Verlag. 248 S. M. 4,50.

bestreitet, daß zwischen Sephardim und Aschkenasim irgend ein nennenswerter anthropologischer Unterschied bestehe. Daß der Unterschied vor allem im Gesichtsschnitt liegt, wird von verschiedenen unbefangenen Beobachtern bekräftigt, aber der entzieht sich eben den Messungen der Anthropologen. Gleich Chamberlain behauptet Dr. Judt, daß die Juden in der vorchristlichen Epoche sich mit den Völkern Syriens, Armeniens, Turans und des Pamir stark gekreuzt, daß sie aber gerade in der späteren Zerstreuung ihre Stammesart treu bewahrt hätten. Die einzige Ausnahme bildeten die Juden des Kaukasus, denen sich viele nach Osten flüchtende Chozaren (Chasaren) und Karaiter, die bekanntlich zur mongolischen Rasse, aber zur jüdischen Glaubensgemeinschaft gehörten, angeschlossen hätten; auch Ehebündnisse mit den Eingeborenen hätten die im Kaukasus lebenden Juden durchaus nicht verschmäht.

Bisher wurde vielfach angenommen, daß durch mannigfache Kanäle, u. a. durch Übertritte zum Judentum, durch Liebesverhältnisse von Jüdinnen mit Christen auch etwas vom Blut der europäischen Wirtsvölker in die Adern der Juden hinübergesickert sei. Dr. Judt legt auch diesen Berührungen keine Bedeutung bei, da die wenigen Tropfen Proselytenblut bald in den massenhafteren und ausdauernderen der Tempelgemeinden verschwunden sein müßten. Die blonden und blauäugigen Juden leitet er nahezu ausschließlich von den Amoritern und andern arischen und halbarischen Stämmen Kanaans ab. Nach einem auf den Mauern des Tempels zu Karnak entdeckten Basrelief ist dem Buch die Abbildung eines südpalästinensischen Juden von dem nahezu hellenisch anmutenden Typus der Amoriter beigefügt, während andre bildlich wiedergegebene Typen von Hittitern und alten vorchristlichen Juden bereits die wesentlichsten und charakteristischsten Merkmale der heutigen jüdischen Physiognomie erkennen lassen. Späteren Ursprungs ist nach der Ansicht des Verfassers der trübe, grämliche Ausdruck des jüdischen Gesichts — die unaustilgbare Spur des Ghetto! Für die Behauptung, daß auch erhebliche Mischungen des Blutes der Juden mit dem ihrer europäischen Umwohner stattgefunden hätten, scheint die Tatsache zu sprechen, daß in England, dem Lande der größten Leute, auch die Juden einen höheren Körperwuchs erreichen, als in andern Ländern. Dr. Judt erklärt das durch bessere Ernährung und andre Umstände, die die Körpergröße oft nicht unwesentlich beeinflußten, während Schädelform, Haar und Hautfarbe von den Lebensverhältnissen unabhängig und daher weit wichtigere, maßgebendere Rassenmerkmale wären. Er sucht aus verschiedenen Beispielen nachzuweisen, daß die Leibesstatur Schwankungen unterliege, während Schädel Haare, Augen, Haut sich beharrlich forterbten und nur

durch Kreuzungen verändert werden könnten. Gegen die Annahme von merklichen europäischen Blutstropfen in jüdischen Adern sei beispielsweise anzuführen, daß unter den vorwiegend blonden und helläugigen Preußen die Juden weit dunklere Farben zeigten, als unter den bedeutend brünetteren Süddeutschen, unter denen ein größerer Prozentsatz von blonden Juden vorkomme. Mit den reinen Semiten hätten die Juden heute kaum mehr gemein, als die ursprüngliche Sprachenverwandtschaft. Das Hauptmerkmal der physischen Anthropologie sei der Schädelinder. Während nun bei den arabischen Beduinen die Langköpfe in einem Verhältnis von etwa 90 pCt. vertreten wären, überwiege bei den Juden die Zahl der Rundköpfe mit geringen Ausnahmen. Während der blonde Typus unter den Beduinen zu den Seltenheiten gehöre, kämen auf die Blonden und Helläugigen unter den Juden 30 pCt. Rein Brünette (Schwarzhaarige) gebe es unter ihnen bloß 30 bis 40 pCt. Zwischen reinen Semiten aus dem südlichen Arabien und Juden beständen somit sehr auffällige Unterschiede, so gut wie gar keine hingegen zwischen Aschkenasim und Sephardim, welche letzteren also gleichfalls zum jüdischen Mischtypus gehörten. Dr. Judt schreibt am Schluß seiner sehr eingehenden Untersuchungen: „Sollten wir eine wirkliche Rassenanalogie ausfindig machen, so müssen wir nach Ausschließung der mittelländischen auf die alpäische Rasse (Homo alpinus) das Hauptaugenmerk richten. Bekanntlich charakterisiert obigen Typus die Kurz- oder Mittelköpfigkeit, ein breites Gesicht, braune (châtain) Haare, graue Augen und eine mittlere Größe. Die von Linné aufgestellte und jetzt von de Lapouge erneute Benennung „Homo alpinus" umfaßt in ihrer am stärksten typischen Erscheinung die Bevölkerung Mittel-Frankreichs, die der Schweiz, Bayerns und Österreichs und in schwächerer Form die Karpathen- und Balkanbewohner. . . Die zeitgenössischen Juden sind also als physische Rasse eher der alpäisch-himalayischen als der mittelländischen Rasse verwandt und die Abweichung vom primären semitischen Typus ist nicht ein Produkt des Exils, sondern vielmehr der vorgeschichtlichen und Altertumsepoche (bis zum 5. Jahrh. v. Chr.)."

Der sachkundige Verfasser läßt hier zu sehr die jüdische Physiognomie außer Acht, die trotz aller Mischungsmerkmale immer noch weit mehr an das kräftig und scharf modellierte semitische, als an das flache und rundliche alpine Gesicht erinnert. Er gehört anscheinend zu den Zionisten und es ist ihm offenbar viel an dem Nachweis gelegen, daß die heutigen Juden ein einheitliches Volk mit ganz bestimmten Kennzeichen darstellen. Die Geschmacklosigkeit, aus seinen Forschungen Schlüsse gegen den Antisemitismus zu ziehen, begeht er nicht. Der Antisemitismus richtet sich ja auch nicht gegen irgend einen theoretisch-wissenschaftlichen Semiten,

sondern gegen den europäischen Juden, wie er sich geschichtlich entwickelt hat.

Die Geschmacklosigkeit, anthropologische Fragen in ganz unlogischer und verkehrter Weise mit politischen zu vermengen, konnte nur ein reinblütiger Deutscher begehen. Dr. C. H. Stratz macht in seiner ethnographisch-anthropologischen Studie „Was sind Juden?"[1] vor dem jüdischen Genius, den jüdischen Kulturleistungen so tiefe Verbeugungen, als gelte es die Chefredakteure der gesamten Judenpresse von Wien bis Hamburg für seine wissenschaftlichen und schriftstellerischen Bestrebungen zu interessieren. Stratz hat von der modernen Rasseneinteilung, mit der Dr. Zudt auf das genaueste vertraut ist (Arier, Germanen — blonde Langköpfe, Mittelländer — brünette Langköpfe, Alpenländer — brünette Rundköpfe) gar keine Ahnung. Er läßt die Juden, die sich unzweifelhaft als Rasse erst in Nordasien entwickelt haben, aus Nordafrika kommen. Er sucht — was ja längst als Binsenwahrheit anerkannt ist — darzulegen, daß die heutigen Juden aus Rassenkreuzungen hervorgegangen sind, zeigt an einer Anzahl recht interessanter Abbildungen, daß der jüdische Typus auch unter Fellachen, Indern, selbst Japanern vorkommt und schwingt sich schließlich zu förmlichen Dithyramben auf die religiöse und kulturelle Mission der Juden, ihren Familiensinn, ihre edlen Sittlichkeitsbegriffe u. a. m. empor. Am Schluß der Schrift kommen folgende Stellen vor: „Durch soziale Verhältnisse waren sie seit Jahrhunderten genötigt, ihre schon an und für sich bedeutenden, auf älterer Kultur beruhenden geistigen Eigenschaften immer mehr auszubilden. Darum halte ich die Mission (!) der Juden noch lange nicht für beendet... Die Juden werden ihre Aufgabe als Hauptkulturträger der weißen Rasse (!!) erst dann erfüllt haben, wenn eine vollständige Mischung ihrer besten Elemente mit den besten Elementen der übrigen Stämme der weißen Rasse stattgefunden hat."

Ich für meine Person bin nicht Antisemit und bin gern bereit, den religiösen Genius des Gesetzgebers Moses und der späteren Propheten (keineswegs aber den des in Äußerlichkeiten und Formelwesen erstarrten Gesamtvolkes) sowie den ausgeprägten Familiensinn der Juden aller Länder anzuerkennen. Von einer jüdischen Kultur kann aber nur derjenige reden, der den neueren kulturgeschichtlichen Forschungen als unberührter Parsifal gegenübersteht. Erstens konnte die sog. jüdische Kultur sich zu keiner Zeit mit derjenigen der arischen Nachbarvölker auch nur annähernd vergleichen und zweitens war selbst dieses Wenige nicht ihr geistiges Eigentum. Wie u. a. Pfarrer Dr. Jeremias von der Leipziger Luther-Kirche in Schriften und Vorträgen dargelegt hat, gab es in Kanaan bereits in vorisraelitischer Zeit, im vierten Jahrtausend

---

[1] Wien, Tempsky u. Lpz. G. Freytag. 1903. 30 S. Mit 11 Abbild. M. 2.

v. Chr., eine entwickelte Kultur. Die Juden wußten sich intelligent und energisch dieser Kultur mit demselben Geschick zu bemächtigen, wie später die aus ihren Wüsten hervorbrechenden Araber der griechischen, römischen, westgotischen Bildung. Niemand streitet den Juden geistige Regsamkeit ab, aber geistige Schöpferkraft war nur wenigen ihrer großen Männer eigen. Sie sind bis heute Schmarotzer geblieben, die aus eigener Kraft weder wirtschaftliche noch geistige Werte hervorbringen. Durch die weiblichen Eigenschaften des entwickelten Nachahmungstriebes und des lebhaften Temperaments laufen sie in den europäischen Kulturländern denjenigen, die deren Bildung und Gesittung begründet haben, leicht den Rang ab. Auf sich selber angewiesen sind sie unfruchtbar wie Wüstensand.

Wie fremd Dr. Stratz der ganzen heutigen anthropologischen und biologischen Forschung gegenübersteht, geht allein daraus hervor, daß er den Juden ihre Inzucht zum Vorwurf macht, während doch gerade hier der Schlüssel ihrer Ausdauer und Widerstandskraft liegt. Obwohl durch das Ghettoleben stark degeneriert, werden sie beispielsweise von Epidemien weniger mitgenommen, als Arier, Türken, Berbern. — Der von mir schon früher als exakter und geistvoller Rassenforscher gewürdigte Dr. phil. et med. Ludwig Woltmann widmet in seiner „Politischen Anthropologie“ den Juden nur kurze Betrachtungen, die wenig schmeichelhaft für sie sind. Ich will folgende Stellen hierher setzen: „Die Juden haben sich als einzige erfolgreiche Konkurrenten der Germanen bewährt; aber wir sind mit Lapouge der Überzeugung, daß ihre Herrschaft nur teilweise und vorübergehend sein wird. . . Treitschke verlangte von den Juden, daß sie schlechthin Deutsche seien, eine Forderung, die weder psychologisch noch anthropologisch möglich ist. Angepaßt haben sich im Grunde wenige Juden und diese sind meist Mischlinge. Das Rassengefühl sitzt zu tief in Fleisch und Blut, es ist zu sehr morphologisch bedingt, als daß es durch Erziehung und Gewöhnung sich beliebig modeln ließe. Auch ist nicht zu hoffen, daß durch eine eheliche Vermischung die morphologischen und psychologischen Unterschiede ausgeglichen werden. Denn wie Luschan, Sofer gezeigt haben und wie es meine eigenen Beobachtungen bestätigen, findet in den folgenden Generationen sehr oft wieder ein Rückschlag auf die ursprünglichen Typen, also eine Entmischung der Rassen statt. Ob die Ehen zwischen Germanen und Juden unfruchtbar sind, bleibe dahingestellt; auf jeden Fall befindet sich die jüdische Rasse nach den Beobachtungen und Geständnissen selbst jüdischer Ärzte in einem physischen Verfall, so daß aus diesen Gründen allein schon eine Rassenkreuzung für die germanischen Elemente nicht zu empfehlen ist.“ — Während die Juden, wie gesagt, recht seuchenfest sind, werden sie in besonderem Maße

durch Zuckerkrankheit, Nervenstörungen, Irrsinn heimgesucht. Ihre Fruchtbarkeit ist nur noch dort die alte, wo ein starkes jüdisches Proletariat vorhanden ist. Im Deutschen Reich sind sie im Absterben begriffen. Ihre Vermehrung war im Jahrzehnt 1890 bis 1900 — natürlich verhältnismäßig genommen — nahezu um das Fünffache schwächer, als die des deutschen Gesamtvolkes. Der wachsende Wohlstand der deutschen Juden und ihr Zusammenströmen in den Großstädten weiht sie, gleich allen begüterten Großstädtern, dem langsamen Untergang.

Eberh. Kraus.

Rassentheoretiker und Anthropologen*.

Im Lager der politischen Anthropologie und Rassenbiologie stehen zur Zeit zwei Gruppen einander gegenüber: die sog. Rassentheoretiker und die wissenschaftlichen Anthropologen. Jene pflegen von diesen als Dilettanten bezeichnet zu werden, die sich nur in geistreichen Hypothesen ergehen und deren Arbeiten darum keinen wissenschaftlichen Wert beanspruchen könnten. Solchem Vorwurf gegenüber hat einer der ersten jener Rassentheoretiker, Houston Stewart Chamberlain, sich selbstbewußt einen Dilettanten genannt, der, auf den Grenzgebieten verschiedener wissenschaftlichen Disziplinen stehend, in freier, selbständiger Weise Probleme zu erfassen suche, die einer streng wissenschaftlichen Behandlung noch nicht zugänglich seien. Mit dieser Erklärung, sollte man meinen, wäre dem Angriff von fachwissenschaftlicher Seite die Spitze abgebrochen worden. Gleichwohl gab es in diesem Lager noch immer Geister, die sich nicht darüber beruhigen konnten, daß die Rassentheoretiker keine Wissenschaftler im hergebrachten Sinne sein wollten, und ein gewisser Wilser hielt sich gar für berufen, überall, wo er nur konnte, vor den Büchern der Rassentheoretiker öffentlich zu „warnen". Wie es aber mit der Wissenschaftlichkeit, auf die er sich berief, im anthropologischen Lager selbst bestellt war, das sollte bald zutage kommen und zumal Herr Wilser zu seinem Leidwesen erfahren. Auf dem letzten Anthropologentag in Worms im vorigen Jahr nämlich wurde der Vortrag, in dem er seine eigenen Theorien darlegte, von Professor Klaatsch, der im Namen seiner Fachgenossen dagegen zu protestieren erklärte, mit den Worten zurückgewiesen, derselbe enthalte eine solche Fülle von Unrichtigkeiten und Verworrenheiten, die garnicht mehr korrigierbar sei.

---

*) Unter Bezugnahme auf den Aufsatz von Eberhard Kraus in dieser Zeitschrift (1903, Heft 11, Nov.): Ein System der politischen Anthropologie.

Es würde sich nicht verlohnen, von diesem Streit Kenntnis zu nehmen, wenn nicht einige Leichtgläubige Herrn Wilser noch immer für eine wissenschaftliche Autorität ansehen wollten. Die berufenen und ernst zu nehmenden Anthropologen wissen auch sehr wohl, daß die Rassenbiologie und politische Anthropologie bisher einer streng wissenschaftlichen Fundamentierung überhaupt noch entbehrt, und außer Herrn Wilser ist auch bisher noch keiner so vermessen gewesen, gerade seine Theorien dafür auszugeben und eine ganze Gruppe von Forschern als „Dilettanten" von der neuen, werdenden Disziplin ausschließen zu wollen, darum, daß sie die in der wissenschaftlichen Methode noch unzugänglichen Probleme einstweilen in freier Weise bearbeiten und ventilieren. Herr Wilser verdiente es, wie gesagt, nicht, daß man so viel Aufsehens von ihm macht, wenn er nicht Nachbeter gefunden, die seine Worte gedankenlos wiederholen. Gegen diese sah ich mich schon wiederholt genötigt, für meine Person Stellung zu nehmen, und der Zusammenhang, in dem Eberhard Kraus in dem Aufsatz „Ein System der politischen Anthropologie" in Hft. 11 meinen Namen nennt, veranlaßt mich von neuem dazu; denn die Wendung, in der er dabei von Hentschel und mir spricht, ist wiederum bloß eine Herrn Wilser nachgesprochene. Gegen diese Methode muß ich Verwahrung einlegen. Ich lehne den Genannten als wissenschaftliche Autorität ab, wie er auch von seinen Fachgenossen abgelehnt worden ist, und ich habe um so weniger Veranlassung, seine Kritik irgendwie ernst zu nehmen, als er diese in einer jeglichen Objektivität ermangelnden Weise an meinen Büchern geübt hat. Sie wurde von einem Mitarbeiter der „Sozialistischen Monatsschrift", Friedrich Hertz, einfach abgeschrieben, der eingestandenermaßen meine Arbeiten überhaupt nicht gelesen hatte, und neuerdings auch von Dr. Ploetz in Schmollers Jahrbuch wiederholt. Gegen diese Nachbeter bin ich aufgetreten und muß es nun auch zu meinem Bedauern gegen Herrn Eberhard Kraus tun.

Herr Kraus behauptet in der erwähnten Wendung, ich sei über die Elemente der Anthropologie völlig im Unklaren. Glaubt er eine solche vage Behauptung wirklich begründen zu können, so macht er doch nicht den geringsten Versuch dazu. Allen andern Rassentheoretikern, die er erwähnt, weist er wenigstens irgendwelchen Irrtum oder eine Einseitigkeit nach; bei mir begnügt er sich mit der besagten allgemeinen, saloppen Wendung. Ich glaube nun, daß mich eine solche unqualifizierbare Manier berechtigt, an dieser Stelle in eigener Sache zu sprechen, und ich will zur Einschätzung meiner Arbeit einem Rezensenten das Wort geben, der sich mir gegenüber bisher sehr kritisch und zu dem ganzen Rassenproblem überhaupt äußerst skeptisch verhalten hat. Die bereits erwähnten „Sozialistischen Monatshefte" nämlich ließen vor Jahr

und Tag durch einen ihrer ständigen Mitarbeiter die Rassentheorie nebst ihren Vertretern insgesamt verurteilen und in ihrem vermeintlich leeren Hypothesentum lächerlich machen. Neuerdings scheint sich dort nun eine Wandlung vollzogen zu haben, denn in einem der letzten Hefte bringt ein andrer Mitarbeiter einen Aufsatz über politische Anthropologie, in dem ein „Einlenken“ unverkennbar sich ausspricht. Die Sache ist daher auch noch von einem andern Gesichtspunkt aus interessant und rechtfertigt somit wohl auch eine eingehendere Betrachtung. Man hat vermutlich eingesehen, daß die Frage sich nicht so in Bausch und Bogen abtun läßt, und zum mindesten eine Untersuchung verdient, in wie weit das rassenhafte Moment vom soziologischen Standpunkt aus zu berücksichtigen und für das politische und Kulturleben eines Volkes in Rechnung zu ziehen ist. Der Arbeit dürfte somit programmatische Bedeutung beizumessen sein, indem sie eine gewisse Anerkennung des Problems in soziologischer Hinsicht darstellt. „Gegenüber der unabweisbaren Erwägung, daß die anthropologischen Charaktere des Menschenmaterials einer Gesellschaft nicht einflußlos auf die Art ihres kollektiven Daseinkampfes — und das ist doch ihre Ökonomie — sein kann“, sagt der sozialistische Verfasser Oberg, „scheint mir die Frage nach den Beziehungen zwischen Rasse und Ökonomie durchaus den Wert eines wissenschaftlichen Problems zu haben. Und zwar nicht nur den Begriff der „Rasse“ im ethnologischen Sinne verstanden, sondern im weitesten Sinne — den man ihm z. B. in dem Wort „Rassehygiene“ verleiht —, als soziales Menschenmaterial in der Totalität der in ihm ruhenden und wirkenden psychologischen Kräfte. Daß Veränderungen dieses Materials die sozialen Lebenserscheinungen nicht verändern sollen, ist wohl logisch unannehmbar.“ Und Oberg kommt zu dem Schluß, „daß wissenschaftlich erkennbare Beziehungen zwischen Rasse und Ökonomie bestehen. Erkennbar nicht in dem Sinne, daß sich eine Kausalreihe gewinnen ließe, die von den Hirnprozessen des einzelnen hinreicht zu der Ökonomie der Gruppe, aber doch in jenem, daß man die psychologische Eigenart der Rasse in ihren wesentlichen Zügen erforscht, in ihrer spezifischen Art, sich dem Milieu anzupassen, in ihrer Beeinflussung durch Blutmischungen und mehr noch durch Lebenshaltung, Dichtigkeit, Krankheiten usw., und die Wirkung dieser Eigenart auf die Ökonomie, die Rückwirkung dieser auf jene feststellt, um so, induktiv verfahrend, zu empirischen Gesetzen zu gelangen.“ Alle Anhänger der politisch anthropologischen Richtung, heißt es dann weiter, von Vacher de Lapouge bis Driesmans und Woltmann sind Neodarwinisten. In ihren Werken erscheint die Nichtvererbbarkeit der erworbenen Eigenschaften als eine längst dem Bereich der Diskussion entrückte Tatsache. Sie legen die Gewißheit in die Ergebnisse und suchen sie nicht darin. Darauf

angewiesen, von einer Fundamentalwissenschaft zu deduzieren, versehen sie diese großmütig mit einer Reihe von Gesetzen. Jeder, er mag diesen Fragen noch so fern stehen, wird frappiert durch die Überfülle der Gewißheit, auf die unsre politischen Anthropologen zurückgehen."

Es soll dahingestellt bleiben, in wie weit diese Behauptung, was meine Person angeht, im einzelnen zutreffend ist. Ich führe sie nur an, weil sie in ihrer allgemeinen Einschätzung meiner Stellung entspricht und akzeptiere den Ausdruck „Neodarwinist", der geeignet ist, sogleich in die grundlegenden Gedanken meiner Arbeit einzuführen. Der Verfasser hatte vermutlich mein Buch „Rasse und Milieu" im Auge, in dem ich ausgeführt habe, daß die arische Urrasse während der europäischen Vereisungsperioden am Ausgang der Tertiärzeit auf selektivem Wege ihre Rassencharaktere und die Keime zu jener Kraft und Begabung erworben haben müsse, welche sie den übrigen Menschenrassen überlegen machte. Diese damals erworbenen Fähigkeiten lassen sich unter den heutigen Natur- und Kulturverhältnissen nicht wieder neu erzeugen, sondern nur fortzeugen, und das irdische Milieu der Gegenwart vermag sie bloß auf negativem Wege zu beeinflussen, nämlich durch selektive Hinaufzüchtung der Rasse zu erfrischen und zu verjüngen oder sie durch planlose Vermischung und kulturelle Verweichlichung zu degenerieren. In der ersteren Richtung wirken Gebirge und Höhenzüge, in der letzteren die Ebenen mit ihren Kulturzentren, wo Volk aller Herren Länder zusammenströmt. Im Höhen- und Bauernlande regeneriert sich auf diese Weise die Rasse eines Volkes fortgesetzt und hat die Tendenz, die ursprünglichen Rassenmerkmale wieder herauszuarbeiten, deren Träger dann in dem nachgewiesenen Bevölkerungsstrom den Ebenen und Städten zugeführt werden zur stetigen Ergänzung und Erneuerung der Kulturmenschheit. Dieser Gesichtspunkt der rein negativen Wirkung der gegenwärtigen Milieuverhältnisse auf die Rassen und Völker wird im einzelnen verfolgt und die wechselnden Selektionsergebnisse vornehmlich in den europäischen Ländern erörtert. Es ist der Grundgedanke meines Buches, der bisher in dieser Weise systematisch noch nicht durchgeführt worden. Das wurde mir von einer Reihe namhafter Rezensenten vollkommen eingeräumt. Um so mehr muß ich mich wundern, daß eine gewisse andre Gruppe, wo immer mein Buch von ihr vorgenommen wird, gerade diesen in seiner systematischen Darstellung neuen Kern meiner Arbeit herauszuschälen unterläßt, ja sorgfältig verschweigt, und überall nur in der auch von Herrn Kraus beliebten Manier meine anthropologischen Kenntnisse in allgemeinen Redensarten bemängelt, ohne sich im geringsten zu bemühen, den Vorwurf irgendwie zu begründen. Nach solchen Erfahrungen kann ich mich der Empfindung nicht

entschlagen, daß hierin eine gewisse Absicht liegt; denn ein Autor hat Anspruch darauf, den Gedankengang seines Buches im großen und ganzen beurteilt zu sehen, in seiner gesamten Richtung und Haltung. Die besagten Rezensenten aber spähen und schnüffeln nur immer an dem Gewande herum, in das er ihn gehüllt, ob sie daran Flicken und schadhafte Stellen ausfinden können. Das ist das System, überall zu verschweigen, worauf es dem Verfasser angekommen und ihn an der Hand einzelner vermeintlicher Irrtümer und Mißgriffe oder mit einigen allgemeinen Redensarten abzufertigen. Auch Herr Kraus scheint dieses System mir gegenüber akzeptieren zu wollen.

Berlin. Heinrich Driesmans.

Hermann Dalton, Petersburger Federzeichnungen. Zweite umgearb. Aufl. Berlin-Friedenau, 1903. Verlag der Goßner-Mission. 280 S.

In den „Petersburger Federzeichnungen" lernen wir Hermann Dalton, den gefeierten Kanzelredner und mutvollen Kämpfer für Recht und Gewissensfreiheit, von einer neuen Seite kennen. Er zeigt sich uns hier als vielseitiger und feinsinniger Kenner der Geschichte, den eine innere Nötigung zu ihrer Erforschung treibt. „Recht heimisch an einem Orte werden kann ich nur", sagt er darüber in der Einleitung, „wenn die Straßen und Häuser und Steine der Stadt den wortkargen Mund öffnen und von dem Leben und Treiben der vergangenen Tage in ihren Mauern zu erzählen anfangen." Den gleichen regen und pietätvollen Sinn für die Vergangenheit sucht das vorliegende Buch im Leser wachzurufen. Es ist aus einer Bearbeitung von 8 seinerzeit in Petersburg gehaltenen Vorträgen entstanden. In lebendiger und gedankenreicher Darstellung sucht der Verfasser uns die gesellschaftlichen und namentlich auch die kirchlichen Zustände in der nordischen Hauptstadt zur Zeit Peters I. und Katharinas II. nahe zu bringen, uns das Verständnis für die Bedeutung der Petersburger Denkmäler und Kunstschätze zu erschließen ꝛc. Vgl. z. B. die vorzüglichen Aufsätze über das Peter- und das Katharina-Denkmal. Gewisse Längen und Wiederholungen sind allerdings nicht vermieden, namentlich auch in den Betrachtungen geistlichen Charakters; und leicht liest sich der Daltonsche Stil ja nicht, bei all' seinen Vorzügen.

H. S.

Richard Bürkner, Herder. Sein Leben und Wirken. (Mit Bildn.) Brln., 1904. Ernst Hoffmann u. Ko. 287 S. (= Geisteshelden. Bd. 45.)

Die Tage der Herderfeier sind nun schon längst vorüber. Trotzdem sei hier noch auf einen jüngst erschienenen Beitrag zur Herderliteratur hingewiesen, auf die in die bekannte Sammlung „Geisteshelden" aufgenommene Herderbiographie von Bürkner. Der Verfasser ist bemüht, vor allem ein anschauliches Bild von Herders Persönlichkeit und Lebensgang zu zeichnen. Und dieses Ziel erreicht er auch durch seine anregende und fesselnde Darstellungsweise, der freilich alles Pointierte, Schlaglichtartige abgeht. Darüber aber ist unsrem Ermessen nach die Hauptaufgabe zu kurz gekommen, die Aufgabe, an dem reichen Inhalt von Herders Gedankenwelt seine Bedeutung für die Mit- und Nachwelt klarzu legen und in zusammenfassender Darlegung genauer zu schildern. Immerhin wäre es wünschenswert, wenn diejenigen, die zur Lektüre von Herders Werken nicht die nötige Zeit zu haben glauben, wenigstens zu dieser gutgeschriebenen Darstellung des „Lebens und Wirkens" eines der genialsten unter den deutschen „Geisteshelden" greifen würden.

H. S.

Wilhelm Speck, Zwei Seelen. Erzählung. Lpz. 1904. Fr. Wilh. Grunow. 383 S.

Es berührt seltsam in unsrer Zeit des hastigen Lebens und des unruhigen Schreibens, in einer Zeit, in der alles fieberhaft der Mode und der Augenblicksrichtung huldigt, einem so ruhig, so vornehm, in seiner Art nahezu klassisch geschriebenen Buche zu begegnen. Ein traurig ernstes, oft ergreifendes Bild aus dem Leben der „kleinen Leute", der durch Fügung des Schicksals oder durch eigene Schuld „Enterbten des Glücks" wird hier vor uns entrollt. Unwillkürlich denkt man an Dostojewskis Roman „Schuld und Sühne", mit dem es freilich den Vergleich nicht aushalten kann und wohl auch nicht herausfordern will. Hier wie dort handelt es sich um schwere Schuld, die zu tragen dem Helden der Erzählung unmöglich ist, die zu sühnen er nicht vermag und die ihn schließlich der Gerechtigkeit freiwillig in die Arme treibt; aber hierin besteht auch fast die ganze Ähnlichkeit. Die unheimliche psychologische Schärfe und gewaltige Darstellungskraft des Russen hat der gemütvolle deutsche Autor nicht erreicht. Auch der Gang der Erzählung und der Lebenslauf des Helden ist hier ein andrer. Von Hause aus ein weich und gut angelegter Mensch, wird er durch frühe Mißleitung, durch die Ungunst der Umstände und durch eigene Schwäche in die verhängnisvolle Bahn getrieben, auf der es, trotz aller Vorsätze, trotz besseren Wollens und Wissens, kein Halten mehr gibt. Das Wort: „Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären" paßt buchstäblich auf ihn.

Die Erzählung ist durchweg episch, nur hier und da mit lyrischen Stellen untermischt, die mit ihren wundervollen Stimmungs- und Naturmalereien viel dazu beitragen, den wehmütigen Hauch, der über diesem Menschenschicksal liegt, noch zu erhöhen. Ein stiller Zug echt christlicher Auffassung geht durch das Ganze. Schritt für Schritt folgen wir dem Schicksal des trotz allem sympathischen Helden auf seinen Lebens- und Leidenswegen. Wir tun einen tiefen Blick in die eigenartige Welt des Gefängnis- und des Verbrecherlebens, das wie eine dunkle, unheimliche Unterströmung unter dem allen sichtbaren Alltagsleben dahin-

fließt. Wir lernen die furchtbare Ansteckungsgefahr kennen, die in der gemeinsamen Haft vieler liegt; in dem gezwungenen Zusammenleben des zum ersten Mal um eines geringen Verbrechens willen bestraften jungen Menschen mit schweren rückfälligen Verbrechern, die die böse Saat absichtlich und schadenfroh in das junge Gemüt hinein säen. Bild reiht sich an Bild. Eine Menge Gestalten, fast alle aus dem niederen Volk, ziehen an uns vorüber, einfach, klar und lebenswahr gezeichnet. Gut oder schlecht, sie sind alle Menschen von Fleisch und Blut, die am Leben zu tragen haben und deren viele einer rührenden schlichten Größe nicht entbehren. Dem Helden gereicht die Schwäche seines Charakters zum Verderben. Er hat nicht die Kraft, sein Schicksal selbst zu bestimmen. Er läßt sich von der Strömung, die ihn erfaßt, immer wieder mit fortreißen. Wohl rafft er sich auf und hofft immer wieder, aber er kann der Schuld, die auf ihm lastet, nicht entrinnen, „weder mit den Flügeln der Morgenröte noch mit den Fittigen der Nacht". „Menschen hatte ich entgehen wollen", ruft er verzweifelt aus, „aber mir selbst konnte ich nicht entrinnen." Er mußte sich selber verbannen aus „dem goldnen Paradies der reinen Liebe, weil die Schuldigen in diesem Paradiese das Heimatsrecht verloren haben." Darum folgt er dem stillen Mahnruf des Kreuzes auf der Alp, das ihm zuraunt: „Nimm deine Schuld auf dich und sühne dein Unrecht, so wirst du Frieden haben."

So ist das ganze Leben des unglücklichen Helden ein Kampf des nach Glück und Frieden dürstenden Herzens mit dem von schwerer Schuld gemarterten Gewissen. Und dieser Kampf ist meisterhaft durchgeführt bis auf den Schluß, wo dem Verfasser die Kraft sichtlich erlahmt. Es wäre vielmehr richtiger und dem Stoff angemessener gewesen, auch dieses Buch „Schuld und Sühne" zu betiteln. Der Gegensatz, der sich in der Überschrift „Zwei Seelen" ausspricht, scheint weniger gerechtfertigt und auch nicht recht durchgeführt.

S. v. S.

Neuerschienene Bücher.

Schultze, E., Die Bibel in der weiten Welt. E. Denkschrift z. 100jähr. Jubiläum der brit. u. ausländ. Bibelgesellsch. Basel. 133 S. M. 1.

Titius, Prof. D. A., Religion u. Naturwissensch. E. Antwort an Prof. Ladenburg. Tübingen. 114 S. M. 1,80.

Wellhausen, J., Israelitische u. jüdische Geschichte. 5. Ausg. Brln. 395 S. M. 10.

Geschichte der Befreiungskriege 1813–15. In 4 Einzelwerken: Frhr. v. d. Osten-Sacken, Militär.-polit. Geschichte des Befreiungskrieges im J. 1813. Bd. IIa: Der Frühjahrs-Feldzug. Groß-Görschen. Brln. 591 S. mit 3 Karten, 8 Plänen u. 5 Textskizzen. M. 16. — Lettow-Vorbeck, Napoleons Untergang 1815. Bd. I: Elba—Belle-Alliance. Brln. 533 S. m. 10 Karten u. 6 Textskizzen. M. 14.

Friese, G. A., Rothschild od. Morgan? E. unparteiische Studie üb. ideale u. prakt. Rassenveranlagung sowie üb. d. modernen wirtschaftl. Machtverhältnisse. Lpz. 37 S. M. 0,80.

v. Nathusius, Prof. M., Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der sozialen Frage. 3. Ausg. Lpz. 563 S. M. 5.

Mayer, Dr. Ed. v., Die Lebensgesetze der Kultur. E. Beitr. z. dynam. Weltanschauung. Halle. 396 S. M. 9.

Arndt, A., Über das Böse. Halle. 78 S. M. 1,50.

Rein, Prof. Dr. W., Die ethischen Forderungen in ihren Beziehungen zum wirtschaftl. Leben der Gegenwart. Halle. 65 S. M. 0,85.

Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des 2. Kunsterziehungstages in Weimar, Okt. 1903. Deutsche Sprache u. Dichtung. Lpz. 284 S. M. 1,25.

Saure, Prof. Dr. H., Erzählungen nach Dramen deutscher Klassiker zur Einführung in Lessing, Schiller, Goethe. Unter Mitwirk. von W. Kirchbach und Marie L. Becker. Lpz. 218 S. M. 1,80.

Bartels, Adf., Heimatkunst. Ein Wort z. Verständigung. (— Grüne Blätter für Kunst u. Volkstum. Heft 8.) 20 S. M. 0,15.

Mörike's Gedichte und Briefe an seine Braut Margarete v. Speeth. Hrsg. von Marie Bauer. München 1903. 71 S. M. 0,75.

Witkowsky, G., Das deutsche Drama des 19. Jahrh. in seiner Entwicklung dargestellt. Lpz. (— Aus Natur- u. Geisteswelt. Bd. 51.) 172 S. M. 1.

Kehrein, Dr. Val., Die 12 Monate des Jahres im Lichte der Kulturgeschichte. Paderborn. 140 S. M. 1,50.

Dörfel, Joh., Gervinus als historischer Denker. (= Geschichtl. Untersuchungen hrsg. v. K. Lamprecht. Heft 4.) 66 S. M. 1,20.

Wirth, Dr. A., Gesch. Asiens u. Osteuropas (in etwa 12 Lief.). I Bd. Von den Anfängen bis 1790. 1. Lief. 48 S. Halle. M. 0,80.

Schmidt, Rich., Liebe u. Ehe im alten u. modernen Indien. (Vorder-, Hinter- und Niederländ. Indien.) Brln. 571 S. M. 10.

Denkwürdigkeiten u. Erinnerungen e. Arbeiters. Neue Folge. Hrsg. von Paul Göhre. Lpz. 392 S. M. 4,50.

Schiemann, Th., Gesch. Rußlands unter Kaiser Nikolaus I. Bd. I. Kaiser Alexander I. u. die Ergebnisse seiner Lebensarbeit. Brln. 637 S. M. 15.

Wirth, Albr., Volkstum und Weltmacht in der Geschichte. 2. verm. Aufl. München. 244 S.

Günther, Prof. S., Ziele, Richtpunkte u. Methoden der modernen Völkerkunde. Stuttg. 52 S. M. 1,60.

Dade, Heinr., Die landwirtschaftl. Bevölkerung des Deutschen Reichs um die Wende des 19. Jahrh. Brln. 58 S. M. 2.

Buchner, Prof. Dr. Ed., Beziehungen der Chemie zur Landwirtschaft. Brln. 14 S. M. 1.

Benzmann, H., Moderne deutsche Lyrik. Mit e. literar. Einl. u. biograph. Notizen hrsg. 592 S. (= Reclams Univ.-Bibl. Nr. 4511–15.) M. 1,50.

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Fr. Bienemann.

---

57. Band. — Jahrgang 46.

Heft 4.

April 1904.

Riga.

lag der Baltischen Monatsschrift.

Nikolaistraße Nr. 27.

Baltische Monatsschrift.

Erscheint monatlich in Heften von 5—6 Bogen; einmal jährlich zwei Hefte zusammen als Doppelheft.

Abonnements werden von allen deutschen Buchhandlungen entgegengenommen, sowie von der Expedition der „Baltischen Monatsschrift" in Riga.

Abonnementspreis: 8 Rbl. jährlich, direkt unter Kreuzband **9 Rbl.** (ins Ausland **20 M.**) pränumerando.

Insertionspreis: Die einmal gespaltene Petit-Zeile — 15 Kop. 1/1 Seite — 12 Rbl.; 1/2 Seite — 7 Rbl.; 1/4 Seite — 4 Rbl. Bei ganzen und halben Seiten im Abonnement auf 1/1 oder 1/2 Jahr entsprechende Ermäßigung.

Briefe und Beiträge sowie alle zur Besprechung in dieser Zeitschrift bestimmten Verlagswerke sind **an den Herausgeber der Baltischen Monatsschrift,** Riga, Nikolaistr. 27 zu richten.

Eine Besprechung unverlangt eingesandter Bücher kann nur nach Raum und Gelegenheit erfolgen.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Briefwechsel zwischen Elisa v. d. Recke und Woldemar von Ditmar. Herausgegeben von Prof. Dr. **L. v. Schroeder** . . 249

Goethe — pathologisch. Von Pastor emer. **Emil Rathlef** . . 276

Von unseren Theatern. Das Rigasche Stadttheater im 2. Drittel der Saison 1903/4 296

Literarische Rundschau:

Rassentheoretiker und Anthropologen. Eine Erwiderung von **Eberhard Kraus** 309

Neuerschienene Bücher 311

* * *

Baltische Chronik vom 9. November bis zum 18. Dezember 1903.

Nachdruck verboten.

Verantwortlicher Herausgeber und Redakteur Dr. Fr. Bienemann.

Дозволено цензурою. — Рига, 17 Апрѣля 1904.

Druckerei der „Baltischen Monatsschrift", Riga.

Briefwechsel
zwischen Elisa von der Recke und Woldemar von Ditmar.

Herausgegeben
von
L. von Schroeder.

Das fortdauernd lebendige Interesse für Elisa von der Recke, in Deutschland wie auch in unsern Ostseeprovinzen, ist neuerdings noch besonders angeregt durch die Veröffentlichungen von Paul Rachel, die in dieser Zeitschrift so ausgezeichnete, sachkundige Besprechungen von H. Diederichs erfahren haben (vgl. zuletzt „Balt. Mon.“ 1903, S. 107 ff.). Es dürften daher wohl auch weitere Mitteilungen aus andern, noch nicht erschlossenen Quellen einem Teil unsres Publikums nicht unerwünscht sein. Als einen bescheidenen Beitrag der Art möchte ich die folgenden Blätter angesehen wissen, deren Inhalt aus dem Nachlaß Woldemar v. Ditmars stammt. Über die Person des Korrespondenten und seine Beziehungen zu Elisa v. d. Recke habe ich in früheren Jahrgängen der „Balt. Monatsschr.“ (namentlich 1896 und 1897, Beilage) mehrfache Nachricht gegeben. Sein Briefwechsel mit Elisa liegt von ihm selbst geordnet vor. Es sind im ganzen 7 meist recht umfangreiche Briefe Ditmars (aus den Jahren 1816—1821), denen 10 kürzere, von Ditmar numerierte Briefe Elisas entsprechen. Der jugendliche, oft überströmende Enthusiasmus des edlen jungen Livländers und die gereifte Welterfahrung der berühmten Kurländerin, die ihn mit mütterlichem Wohlwollen auf seinem Lebenswege begleitet, bilden einen wirkungsvollen Kontrast.

* * *

Der eigentlichen Korrespondenz zwischen Elisa v. d. Recke und Woldemar v. Ditmar gehen einige nicht numerierte Briefchen oder Zettel voraus, die aus der Zeit von Ditmars erstem Berliner Aufenthalt stammen — Ende 1815 und Anfang 1816. Sie sind teils von Elisa, teils von ihrem getreuen Freunde Tiedge geschrieben, an Ditmar gerichtet, und führen uns, so unbedeutend ihr Inhalt auch ist, doch in gewisser Weise in die Zeit des beginnenden innigfreundschaftlichen Verhältnisses Ditmars mit Elisa und den mit ihr so innig verbundenen Dichter der Urania ein. Solche Einführung haben uns freilich schon früher in noch lebendigerer Weise die Briefe Ditmars an seine Eltern geboten („Balt. Mon." 1896, Beilage), indessen mögen schon um der Vollständigkeit willen auch die gleichzeitigen Äußerungen Elisas und Tiedges hier einen Platz finden, — vor der regelmäßigen Korrespondenz, die erst im Sommer des J. 1816 ihren Anfang nimmt. Der erste Brief Elisas trägt auf seinem Umschlag von Ditmars Hand den Vermerk: „Erhalten zu Berlin d. 22. Dec. n. St. 1815." Er lautet:

Berlin d. 21. Dec. 1815.

Sie mein junger Freund und Landsmann, versprachen mir, einen Brief an den würdigen Oberst von Cursel gütig zu besorgen Ihrer gefälligen Güte empfehle ich die Einlage aufs beste.

Elisa von der Recke.

Es folgt ein undatiertes Briefchen Elisas mit dem Vermerk von Ditmar: „Erhalten am 30. Januar 1816 zu Berlin."

Mit Vergnügen nehme ich den Besuch an, und erwarte Sie, mein junger Freund, und noch ein paar Landsleute, die Sie mir mitbringen. Vielleicht kommen zu diesem auch die beyden Bursi. Haben Sie von Hause Briefe?

In Eile Elisa.

Der nächste Brief ist von Tiedges Hand, datiert d. 4. Febr. (jedenfalls 1816). Er lautet:

Lassen Sie mich doch wissen, lieber Dittmar, ob Sie unsern Besuch für heute bei der Schmalzischen[1] Familie angekündigt haben? Sollte dieß nicht seyn: so würde mich eine eingetretene Collision diesen Besuch auf morgen aufschieben lassen, erwarten sie uns aber heute, so gehen wir zusammen und ich erwarte Sie, Freund, zur Abholung. Tiedge.

[1]) Geheimrat Theodor Anton Heinrich Schmalz, in dessen Hause Ditmar verkehrte, war Professor an der Universität Berlin (früher in Halle), ein angesehener Staatsrechtslehrer und Publizist (geb. 1760 zu Hannover).

Es folgt noch ein weiteres Briefchen von Tiedge mit dem Vermerk: „Erhalten d. 15. März n. St. 1816."

Mein innig geliebter Freund.

Zu unserm trefflichen Bode[1] kann ich heute nicht gehen; aber Sie, mein Geliebter, wünsche ich doch heute noch zu sehen. Könnten Sie nicht diesen Mittag ein frugales Mahl mit uns einnehmen? Sie würden auch der guten Fr. v. d. R. eine Freude machen. Um halb zwei Uhr wird heute bei uns gegessen.

Ihr Tiedge.

Man bemerkt in diesen sonst wenig bedeutenden Briefchen die wachsende Wärme des Ausdrucks, die auf das intimer werdende Verhältnis deutet.

Die eigentliche Korrespondenz beginnt mit einem am 22. Juli geschriebenen Briefe von Ditmar aus Heidelberg, wohin derselbe für das Sommersemester d. J. 1816 übergesiedelt war. Es ist, genauer gesprochen, das mehrfach korrigierte Konzept dieses Briefes, das uns vorliegt[2]. Es trägt mit Bleistift den Vermerk von Ditmars Hand: „An Elisa Nr. 1" und lautet:

Innigst und aufrichtigst geliebte Mama!

So wie es mir Bedürfniß ist, zuweilen Nachrichten von meinen Aeltern zu erhalten und mich wieder einigermaßen gegen die auszusprechen, die meinem Herzen so unendlich theuer sind, als mir meine Aeltern und Geschwister; so fühle ich auch jetzt das Bedürfniß, — den unüberwindlichen Drang, mich wieder einmal mit Ihnen und meinem väterlichen Freunde Tiedge zu unterhalten. Im Geiste bin ich Ihnen, hochverehrte Mama, (Sie erlauben es mir schon, daß ich Sie so nenne, denn jeder andere Name, den ich Ihnen geben könnte, ist zu kalt, ist zu todt gegen die Lebendigkeit meines innigsten Dankgefühls gegen Sie), — im Geiste bin ich also Ihnen und unserm frommen, von mir mit der größten Wärme geliebten Sänger der Urania immer nahe gewesen, — an Sie beide habe ich unaufhörlich mit der größten Erhebung gedacht, denn das schöne, ungetrübte Bild Ihrer Tugenden erneute sich meiner Seele jeden Augenblick, — Ihr Andenken habe ich immer dankbar

---

[1]) Johann Elert Bode, mit dem Ditmar ebenfalls verkehrte, war ein namhafter Astronom, Mitglied der Akademie der Wiss. in Berlin, seit 1786 Direktor der Sternwarte. Er begründete 1776 die „Astronomischen Jahrbücher oder Ephemeriden", die später von Encke, dann von der Berliner Sternwarte als „Berliner astronomisches Jahrbuch" fortgesetzt wurden.

[2]) Dasselbe gilt auch für alle weiteren hier mitgeteilten Briefe Ditmars. Er hat die Konzepte mit Elisas Antworten zusammen aufbewahrt.

gesegnet, — es ist kein Tag vergangen, wo Ihr Geist mich nicht wie der Geist Gottes umschwebte, und an dem die Rückerinnerung an Sie beide, an meine Aeltern und manchen andern Freund mich nicht bewahrte vor dem tiefen Sturz mit der Welt. O! es ist doch schön gebohren zu seyn, wenn man mit so großer Innigkeit lieben kann, als ich Sie beide, Sie meine unvergeßliche theure Mama und Sie mein vortrefflicher Vater Tiedge, liebe und verehre. Ein ganz besonderes Glück ist dieß in einer Zeit, wo die Reinheit der Gefühle nur eine Seltenheit ist, — in einer Zeit, wo das Elend und alles, was nicht Tugend ist, in schwerem Kampfe mit dem Menschen liegt, — in der nicht Freiheit und die alte deutsche Kraft aus dem furchtbaren Vernichtungskriege hervorgegangen sind; sondern nur elender, nichtiger Sinnengenuß aller Art, der hier in der unbegreiflichen Dunkelheit des Catholicismus und der Pfaffenherrschaft genährt wird und der das reine Gemüth aus dem schönen Traume von irdischer Tugend weckt und es tief verletzt und empört.

Wir leben in einer Zeit, in der das tiefe, in unserm Innern wohnende Sehnen unbefriedigt bleibt; wenigstens, was eine innere Stimme in mir von der Welt und den Menschen fordert, bleibt hier unerfüllt, und ich gestehe es ihnen offen, daß ich, träfe ich nicht überall auch so herrliche Menschen, schon längst an der Welt verzweifelt und mit gedoppeltem Sehnen mein Augenmerk nach oben gerichtet haben würde. — Das Leben erscheint mir hier ein chaotischer Strudel der furchtbarsten Verdorbenheiten, und in diesem Strudel ragt nur einer und der andere, der wie ein Koloß der Zeit auf die Ewigkeit hinweist, bedeutungsvoll hervor, dem das Leben in seiner nur einzig wahren Bedeutung erscheint und der nach Erringung seines Erdenzweckes mit festem Willen, — das einzige, das uns das Schicksal in allen seinen Stürmen nicht nehmen kann, — strebt. — Den Beweis für das Gesagte werde ich ihnen geben, wenn ich wieder einmal das hohe Glück genieße, in der Gesellschaft meiner himmlischen Mama und meines innigst geliebten, väterlichen Freundes Tiedge mit ganzer Hingebung mich beseeligt zu fühlen; — für einen Brief, wie dieser, durch den ich Ihnen nur die vergangene Zeit, — deren Erscheinung meinem Auge wenigstens manche Thräne des tiefsten Dankgefühls gegen Gott, gegen Sie beide entlockt, — ins Gedächtniß zurückrufen will, eignet sich dieser Beweis nicht. Aber ich versichere Sie, daß man wohl daran thut, wenn man sich, besonders als verachteter Russischer Unterthan, in die Einsamkeit seiner inneren Welt zurückzieht, und nur wenigen den Zutritt zu diesem Heiligthum gestattet, indem man mehr sich selbst, seiner menschlichen und wissenschaftlichen Veredelung, und dem Genusse lebt, den uns die Schönheiten der Natur in unermeßlicher Fülle gewähren. So habe ich es

wenigstens gemacht und befinde mich dabei besser, als wenn ich durch fruchtloses Eifern gegen das Schlechte überall anstoße und die junge Kraft meines Strebens lähme, die ich, so Gott will, einst, nachdem ich hier Kenntnisse und Erfahrungen eingesammelt haben werde, besser zur Veredelung meines Vaterlandes anwenden kann, das jetzt Gottlob in seiner Cultur rasch vorwärts schreitet, wie das die neulich erfolgte Freilassung der Ehstnischen Bauren auf eine erfreuliche Art beurkundet.

Aus dieser stillen, gewiß aber sehr mannigfaltigen Einsamkeit meines Lebens geht denn auch dieser Brief an Sie hervor und soll Ihnen, der gläubigen Sängerin, und dem liebenswürdigen überzeugten Sänger von Gott und der Unsterblichkeit einen freundlichen Gruß von mir aus der Entfernung bringen und Ihnen sagen, daß ich Sie leide mit der größten Herzlichkeit, ich kann wohl sagen mit einer Art von Enthusiasmus liebe. Mögen Ihnen diese Zeilen nur halb so viele Freude machen, als mir der Gedanke Freude macht, daß ich sie an Sie schreibe; — mögen diese Sie und Ihren, von mir wahrhaft verehrten Freund Tiedge auffordern, mich in meiner hiesigen Zurückgezogenheit durch einige Worte zu beglücken. Ich bin gewiß sehr genügsam in dem, was ich von Ihnen mir erbitte; ich wünsche nämlich nur, daß Sie, gnädige Mama, und der treffliche Hr. Canonicus Tiedge ihre Namen auf ein Blättchen Papier schreiben und dann dem Pappermann befehlen, daß er unter ihren Namen setzt: „Wir befinden uns ganz wohl und sind heiter.“ Ich will es wenigstens hoffen, daß Sie diesen Zusatz mit voller Ueberzeugung werden machen lassen können. Der gute, liebevolle Gott läßt ja die Gebete unverdorbener Menschen, wenn sie nicht etwas Unmögliches verlangen, gern in Erfüllung gehen; — warum sollte er denn die heißen Gebete, die täglich für Ihre beiderseitige Genesung meiner Brust mit aller Wärme und Innigkeit entquellen, nur bloße Gebete ohne Erfüllung haben bleiben lassen? — Daß ich Ihre Namen von Ihnen selbst geschrieben wünsche, werden Sie, hoffe ich, nicht unbillig finden. Die eigene Handschrift der Geliebten unseres Herzens hat doch einen ganz eigenen Reiz, und daß sie mir diesen großen Genuß nicht versagen werden, dafür bürgt mir Ihre alles umfassende Herzensgüte, auf die ich zu meinem Interesse — verzeihen Sie mir gütigst den Ausdruck — auch jetzt trotze. — Der alte liebe Vater Tiedge erfüllt diesen meinen Wunsch wohl gewiß auch, — vielleicht jetzt schon dadurch, daß er eine ihm geringe Schuld, für mich aber große Forderung, mir abträgt. Sie, innigst verehrte Mama, versprechen es mir gewiß stillschweigend, nach dieser Schuld durchaus nicht weiter zu forschen, — Vater Tiedge versteht mich schon, und das ist in dieser Hinsicht alles, was ich nur wünschen kann. — —

Unbeschreiblich hat es mich gefreut, von Ihnen beiden die ausgezeichnetesten Männer Deutschlands, die ich auf meiner Reise von Dresden nach Heidelberg traf, mit der größten Anhänglichkeit und Hochschätzung sprechen gehört zu haben. Der erste Ihrer Bekannten, den ich sprach, war der alte Werner[1] in Freiberg, dem ich, auf Ihren Befehl, den jungen Naumann[2] bestens empfahl. Er hat es mir versprochen, daß er sich seiner väterlich annehmen wollte, und dasselbe wird er Ihnen jetzt auch schon selbst gesagt haben, da sie den alten würdigen Greis nun wohl in Carlsbad gesprochen haben werden, wohin er ungefähr um diese Zeit reisen wollte. — Mit eben so großer Wärme, als Werner in Freiberg, sprach in Zwickau von Ihnen der treffliche Laguna[3], mit dem ich in einer Stunde so bekannt wurde, daß er mich sehr angelegentlich bat, mit ihm in einen Briefwechsel zu treten. Mit Ihnen, gütige Mama, sey er nur einen Abend zusammen gewesen, erzählte er mir; aber demohngeachtet sey er es gleich gewahr geworden, daß in Ihrem leider kränklichen Körper dennoch eine große, eine erhabene Seele wohne und daß er die unbegrenzteste Hochachtung für Sie hege. Sie können es sich denken, wie unendlich große Freude solche Aeußerungen mir machen, da sie meinem Herzen so nahe sind, als wären Sie meine gute, liebe Mutter. — Verdenken Sie und mein väterlicher Freund, der göttliche Tiedge, mir diese Aeußerungen ja nicht; — mein volles Herz, das für Sie Beide so unbeschreiblich viel fühlt, will sich aufschließen, und Fesseln kann ich mir dann nicht anlegen. Will ich mir in einer solchen Stimmung einen Zwang anthun, dann fühle ich mich unglücklich, weil es mir ist, als läge ich, wie ein Verbrecher, in schweren Ketten! — Lassen Sie mich also gegen Sie, ganz meiner Natur gemäß, immer offen seyn; denn auch Sie beide mögen ja auch lieber einen schlichten, geraden, wenngleich unerfahrenen Menschen leiden, als den gekünstelten und geschnirkelten Weltmann. — Auch Tiedge, ich weiß diesem lieben Namen durchaus kein Beiwort mehr beizugesellen, schätzt und liebt Laguna inniger, als er zu glauben scheint. Er läßt sich Ihnen beiderseits herzlich empfehlen. Den armen Böttiger[4] bedaure ich aber, in die Klauen dieses beißenden

---

[1]) Abraham Gottlob Werner, der berühmte Begründer der Geognosie (geb. 1750), war seit 1775 Lehrer der Mineralogie und Bergbaukunde an der Bergakademie zu Freiberg in Sachsen, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode (1817) höchst erfolgreich wirkte. Über Ditmars Besuch bei ihm vgl. „Balt. Mon." 1896, Beilage, S. 388.

[2]) Sohn des Komponisten Naumann; vgl. „Balt. Mon." 1896, Beilage, S. 388.

[3]) Johann Alois Martyni-Laguna, Philolog und Schriftsteller; vgl. „Balt. Mon." 1896, Beilage, S. 388.

[4]) Wohl der bekannte ausgezeichnete Archäolog und Philolog Karl August Böttiger (geb. 1760), dessen „Kunstmythologie" noch heute von Bedeutung ist (starb 1835 in Dresden).

Polemikers gefallen zu seyn. Die Schrift, die Laguna nächstens gegen ihn drucken läßt, ist sehr hart und ich befürchte sehr, daß sie einen bösen Kampf veranlassen wird. —

Ueberhaupt scheint es mir, als ob das Polemisiren wieder Mode wird; aber der Charakter desselben ist bösartiger, als er es früher war. Selbst der fromme Voß[1] beschäftigt sich jetzt mit dieser Art von Schriftstellerei. Er will es nämlich nächstens durch eine große Denkschrift beweisen, daß der berühmte Homer des berühmten Wolf[2] durchaus keine classische Ausgabe, sondern vielmehr eine sehr schlechte ist, und daß Wolf, — der Vossen, wie Voß selbst sagte, die Unehre angethan habe, ihn seinen Freund zu nennen, — nicht einmal hinlängliche griechische Sprachkenntniß hat, um den Homer zu ediren. — Ganz besonders danke ich Ihnen, meine vielgeliebte Mama, aber für das Empfehlungsschreiben an diesen wackern Greis; es hat für mich sehr erfreuliche Folgen gehabt, wie ich das auch gleich erwartete, als ich mit diesem liebenswürdigen Dichter nur wenige Worte von Ihnen gesprochen hatte. Ein Beweis, wie sehr Sie Voß verehrt, möge es Ihnen seyn, wenn ich Ihnen erzähle, daß er sein kleines Mützchen abnahm, als er von Ihnen sprach und mir dabei sagte: „Mein Mützchen muß vom Kopf, wenn ich von der edlen, hochherzigen Frau rede (dabei wurde ihm das Auge ganz klar); Ihren Namen nenne ich mit Rührung, denn sie hat sich mir als eine wahrhafte Freundin gezeigt, ohne daß ich es verdiente. Wenn Sie an die treffliche Elisa schreiben, so bitten Sie sie doch recht sehr, daß sie mich noch einmal vor meinem Tode in Heidelberg besucht; ich möchte sie gar zu gern wieder sehn und sprechen. Kann sie meinen Wunsch nicht (erfüllen), nun so mache ich es bei meinem üblen Gesundheitszustande doch vielleicht noch einmal möglich, sie in Berlin zu besuchen." — Ja, kommen Sie her, gute treffliche Mama. Erfüllen Sie den Wunsch des biedern Voß und Ihren eigenen heißen, noch einmal an dem Grabe Ihres vielgeliebten Bruders[3] zu stehen. Ich begleite Sie dann, wenn Sie es mir erlauben, nach Strasburg, um mit Ihnen zu trauren an der Ruhestätte des zu früh von der Welt geschiedenen jungen Mannes. —

Ueber Ihre Reise durch Italien fällte Voß ein einfach-schönes Urtheil. Er sagte mir, „sie sey ein heller Spiegel Ihres edlen

---

[1]) Johann Heinrich Voß, der bekannte Dichter und Homerübersetzer, damals Professor der Philologie in Heidelberg. Ditmar trat mit ihm wie auch mit seinem Sohne Heinrich während seines Heidelberger Aufenthalts in sehr freundliche Beziehungen.

[2]) Friedrich August Wolf (1759—1824), der berühmte Homerkritiker, dem Voß in den oben mitgeteilten Äußerungen gewiß nicht gerecht wird.

[3]) Friedrich v. Medem, der einzige Bruder Elisas, gestorben als Student in Straßburg, wo er mit seinem Hofmeister und Mentor Parthey weilte; vgl. über ihn „Balt. Mon." 1903, S. 172. 173.

Charakters und habe **daher** für ihn, wie gewiß für jeden, der da wisse, was das heiße, nach seiner ganzen Bestimmung ein Mensch seyn, um so mehr Werth, da Sie nicht, wie andere Reisende, mit Ihrer eigenen Person brilliren wollen, sondern Ihre Empfindungen und Ansichten ungekünstelt und natürlich mittheilen und jedermann entzücken durch den reinen Abglanz Ihres Charakters, der auf jeder Seite Ihrer Reise hervorschimmert. Ebenso urtheilte auch der berühmte Philolog Creuzer[1] von dieser Schrift, und fast dasselbe sagte mir Jean Paul, den ich in Baireuth kennen lernte[2]. Unbekannter Weise läßt auch er sich Ihnen und Ihrem trefflichen Hausfreunde, — ebenso wie der alte Voß, der sich Ihrer sowohl, als des Herrn Canonicus Tiedge freundlichst erinnert, herzlich empfehlen. Letzterer nährt die ihm fast gewisse Hoffnung, daß das Schicksal es ihm vergönnen werde, einst noch näher mit unserem schwermüthigen Elegiendichter persönlich bekannt zu werden. Sie beide liebt und schätzt der edle Greis mit wahrhafter Innigkeit.

Des Prof. Rühs[3] Schrift über die Juden hat hier argen Streit veranlaßt. Der helle Denker Fries[4] hat eine womöglich noch verächtlichere Broschüre gegen diese unglückliche, verfolgte Nation drucken lassen und dadurch Veranlassung zu mancher Schlägerei zwischen Juden und Christen gegeben, die eben nicht das Gepräge des duldsamen Christentums, sondern vielmehr das des crassesten Heidenthums an sich tragen. Aeußerungen wie die, „einen Hebräer kann man todt schlagen, weil er kein Christ ist", hört man nicht selten. Gott, wie tief muß das Christentum gesunken seyn, wenn ein Christ so sprechen kann! Das Elend, das aus der Irreligiosität und der Verdorbenheit der Sitten hervorgeht, ist furchtbar! Hunderte von Beispielen könnte ich Ihnen aus meiner Umgebung aufzählen. – Erbarmen Sie sich und bitten Sie den würdigen Friedländer[5], daß er etwas schreibt, um dem Unwesen zu steuern. Aus Ihnen bekannten Gründen darf er jetzt gerade zu einer solchen Schrift seinen Namen nicht hergeben und

---

[1]) Georg Friedrich Creuzer (1771—1858), Philolog und Altertumsforscher, Professor in Heidelberg, besonders bekannt durch sein inhaltreiches Werk „Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen" (4 Bde.).

[2]) Vgl. „Balt. Mon." 1896, Beilage, S. 390, 391.

[3]) Christian Friedrich Rühs (1781—1820), Geschichtsforscher und Historiograph des preußischen Staates, Professor der Geschichte in Greifswald. Er schrieb u. a. „Über die Ansprüche der Juden an das deutsche Bürgerrecht, mit einem Anhang über die Geschichte der Juden in Spanien", 2. Aufl. 1816; und „Die Rechte des Christentums und des deutschen Volkes gegen die Ansprüche der Juden und ihrer Verfechter", 1816.

[4]) Jakob Friedrich Fries (1773—1843), Philosoph, von 1805—1816 Professor in Heidelberg, dann in Jena.

[5]) David Friedländer (1750—1834), intimer Freund Moses Mendelssohns, bekannt durch seine Bestrebungen für die Emanzipation der Juden. Lebte seit 1771 in Berlin.

gut wäre es vielleicht auch deswegen nicht, wenn er es tun könnte, weil er selbst Jude ist und man ihm leicht Partheilichkeit für seine Glaubensgenossen vorwerfen könnte. — Bitten Sie ihn aber nur ja, daß er schreibt und sein Werkchen hier drucken läßt, weil man grade in Heidelberg am unhumansten gegen die Juden ist. Will er die Anonimität nicht, und will er deswegen nicht schreiben, weil er seinen Namen nicht hergeben kann, — nun so will ich den meinigen an den Pranger stellen und ihn schmähen und lästern lassen. In einer Sache von so allgemeinem Interesse und so großer Wichtigkeit muß man den Muth haben, sich nicht nur den kritischen Feilen (sic) bloß zu stellen, sondern auch den, sich kränken und verachten zu lassen.

Jetzt, geliebte Mama, erlauben Sie es mir nur noch, daß ich eine Frage an Sie thue und Sie um die gütige Beantwortung derselben bitte. Unter den Handschriften, durch die Sie meine kleine Sammlung mit mütterlichem Wohlwollen vermehrt haben, befindet sich auch ein Brief von Trapp[1], in welchem er sehr vorteilhaft von Ihren Schauspielen redet. Erlauben Sie es mir daher, daß ich bei Ihnen anfrage, ob diese vielleicht gar gedruckt sind oder sonst noch existiren. Sollten sie nur noch im Manuscript vorhanden seyn, so bitte ich Sie dringendst, machen Sie mich durch die Mittheilung derselben glücklich. Ich werde sie, wie jetzt Ihre Reise, für mich allein auf dem schönen Heidelberger Schlosse lesen und meinen Geist und mein Gefühl dadurch nähren. —

Ja, das Heidelberger Schloß ist ein Erdwinkel, wo der in (der) Fremde und unter fremden Menschen umherirrende Jüngling Trost und Beruhigung findet[2] für so manchen schweren Kampf in dem stürmischen Leben. Hier muß man mit dem uns Theuren weilen, wie ich mit dem hohen Liede von Gott und der Unsterblichkeit, — der unübertreffbaren Urania, — umschwebt von des geliebten Dichters Geist, und sich in der Wirklichkeit davon überzeugen, daß aus dem Tode das Leben hervorgeht, indem man sinnend den lebenden Epheu betrachtet, der aus den todten Mauern hervorwächst und sie mit seinem Grün bekleidet. Hierher komme der Gottesleugner und der Ungläubige und werde gläubig und lerne Gott anbeten, der sich hier in jedem Blättchen schöner offenbart. Denn wer einmal auf dem Königsstuhle, dem höchsten Berge bei Heidelberg, steht und von dort aus das schöne, zertrümmerte Schloß auf einem hohen Berge dennoch zu seinen Füßen erblickt und noch tiefer die Stadt; — wer von hieraus zur Rechten das

---

1) Ernst Christian Trapp, philanthropischer Pädagog (1745—1818), Freund Campes und Matthissons, eine Zeitlang am Basedowschen Philanthropin in Dessau tätig (1777—1779), dann in Halle, Hamburg, Braunschweig, Wolfenbüttel. Trat mehrfach auch als Schriftsteller hervor und galt als der bedeutendste Theoretiker unter den Philanthropinisten.

2) Im Manuskript „befindet", — ein offenbarer Schreibfehler.

tiefe Neckarthal und den Fluß mit seinen Felsen, gegen die die Wellen mit Getöse schlagen, in dem es braust und sprudelt, und aus dem der Schaum hoch in die Luft spritzt, — wer zur Linken die weite Ebene, die der Neckar und der am Fuße der hohen Vogesen hinströmende Rhein durchkreuzen, gewahr wird, der muß einen Gott ahnen, sich endlich von seinem Daseyn überzeugen, wenn er nicht ganz unempfänglich ist für das Große der Natur. — Hier, vielgeliebte theure Mama, muß ich auch Ihre Gedichte lesen; aus solchen Umgebungen nur und aus Ihrer schönen Seele sind auch sie hervorgegangen. Aber warum geben Sie sie denn nicht endlich heraus? Warum lassen Sie die Schmachtenden sich in ihrer Sehnsucht verzehren? Alle meine vielen Briefe nach Leipzig haben mir Ihre schönen Lieder doch nicht herzuzaubern vermogt. —

Doch es wird nun wohl Zeit seyn, daß ich endlich einmal meinen Brief an Sie schließe. Im Vertrauen auf Ihre Güte habe ich ihn vielleicht schon zu lange fortgesetzt. Sie, gütige Mama, entschuldigen die Größe desselben gewiß aber mit meiner Liebe zu Ihnen und Hrn. Canonicus Tiedge. Der Frau von Low und der kleinen Minna Matterbacher[1] bitte ich mich zu empfehlen.

Und so scheide ich denn nun für jetzt von Ihnen und Vater Tiedge, wie ein Sohn von seinen geliebten Aeltern, und erlaube es mir noch, von ganzer Seele den Wunsch auszusprechen, daß das Carlsbad auf Ihre beiderseitige Gesundheit den wohlthätigsten Einfluß haben möge.

Mit kindlicher Anhänglichkeit nenne ich mich Ihren
Sie unbegrenzt hochschätzenden Sohn
Woldemar Ditmar.

Meine Adr. ist: N. N. in Heidelberg. Zu erfragen bei dem Schreinermeister Hrn. Ayle am Paradeplatze.

Der obige Brief trägt von Ditmars Hand noch mit Bleistift den Vermerk: „Antwort hierauf Nr. 1. 2. 3.“ Es sind das die drei, mit diesen Zahlen bezeichneten Briefe Elisas, welche wir im Folgenden mitteilen wollen. Sie sind sämtlich in Löbichau, dem thüringischen Landgute der Herzogin Dorothea von Kurland, geschrieben.

Der erste dieser Briefe, von Elisas eigener Hand, und mit einer längeren eigenhändigen Nachschrift von Tiedge versehen, lautet folgendermaßen:

---

[1]) Pflegetöchter Elisas; vgl. über sie „Balt. Mon.“ 1896, Beilage, S. 386. 387.

Löbichau den 5. August 1816.

Theurer, innigst geliebter Sohn meines Herzens!

Diesmahl nur einige flüchtige Zeilen, die Ihnen blos den Empfang Ihres lieben herzvollen und interessanten Briefes melden, und die Ankunft meiner geliebten Schwester in Heidelberg ankündigen sollen: ich melde Ihnen diese, auf daß Sie Heidelberg diesen Monath nicht verlassen, um eine Bekanntschaft zu machen, die Ihrem Geiste und Herzen wohl thun wird; denn meine Schwester ist ein ebenso edles geistvolles, als holdes und interessantes Wesen. Mit ihr ist unsre 30jährige Freundin, die gute Frau von Piattoly[1]; sie war vormals die Lieblings-Hofdame meiner Schwester, und ist bis jetzt nächst mir die liebste Freundin ihres Herzens. Beyde edle Frauen werden Sie, mein junger Freund, als einen geliebten Pflegling empfangen. Durch meine Schwester werden Sie einen langen Brief von mir, nebst einem Ex. der neu aufgelegten und vermehrten Gedichte Elisens für unsern hochverehrten Voß erhalten. Hier habe ich kein Ex. mehr, aber in Berlin sollen Sie aus der Hand Ihrer mütterlichen Freundin das Ihnen bestimmte Ex. empfangen. Würden Sie vielleicht schon im Oct. nach Berlin zürücke kehren, so lade ich Sie ein mich hier zu besuchen und so lange Ihre Verhältnisse es erlauben, bey mir und Freund Tiedge zu bleiben. Dies anmuthsvolle Landgut meiner Schwester liegt zwischen Gera und Altenburg 7 Meilen von Leipzig. In der Mitte Oct. verlassen wir Löbichau. Ihren mir höchst willkommenen Brief vom 22. July erhielt ich erst gestern hier. Der meinige soll, wie ich hoffe, nicht so lange unterwegs bleiben; denn sonst könnten Sie meine gute Schwester verfehlen, die d. 13. August von hier abzureisen denkt, und von Heidelberg durch die Schweitz nach Frankreich zurück kehren will. Meine Schwester, die einen scharfen Blick hat, machte uns mit der gegenwärtigen Volksstimmung bekannter als die Zeitungen es vermögen, und die Ansichten, welche diese treffliche Frau mir und Tiedge gab, nähren in uns die Hoffnung, daß trotz der in Frankreich herrschenden Partheien, die Edleren dort eine Constitution bewirken werden, die Volksglück begründet, und, wenn England nicht Kriege auf dem Festlande anzettelt, um durch die Herrschaft über die Meere seine Macht immer mehr zu vergrößern, wir uns eines langen Friedens zu erfreuen haben werden.

Ueber Ihren inhaltreichen Brief sage ich Ihnen, edle, tieffühlende Seele, nur so viel, daß Tiedge und ich ihn nicht ohne freudige Rührung lesen konnten. Ausführlicher beantworte ich ihn durch meine gute Schwester. Ihre Aeußerungen über die

---

[1]) Vgl. „Balt. Mon." 1897, S. 214. 218 fg.

unchristlichen Judenverfolgungen machen Ihrem Herzen und Geiste Ehre. In Berlin wollen wir uns mit Friedländer über Ihre menschenfreundliche Idee berathschlagen. Ist der jüngere Bursy in Heidelberg,, so sagen Sie ihm, daß ich von seinem edlen Bruder aus Wien einen interessanten Brief erhalten, diesen auch aus Carlsbad beantwortet habe; aber die böhmischen Posten werden so nachlässig verwaltet, daß ich fürchte meine Antwort könnte verlohren gegangen seyn. Bitten Sie also Bursy seinem trefflichen Bruder zu schreiben, daß ich ihn in meiner Antwort gebeten habe seine Rückreise nach Berlin über Löbichau zu machen. Unserm hochverehrten Voß sagen Sie von mir und Tiedge viel innig achtungsvolles. Kann ich es möglich machen so brauche ich Wisbaden im nächsten Sommer und besuche Voß mit Tiedge nach vollendeter Badekur in Heidelberg, dessen reitzende Anhöhen nicht mehr von mir erstiegen werden können; aber verbietet meine körperliche Schwäche mir solche Genüsse der Natur, so sind mein Geist und mein Herz um so empfänglicher noch für alle Geistes und Herzensfreuden.

Elisa.

Diesem Brief Elisas fügt Tiedge die folgenden Worte hinzu:

Nur vorläufig, mein Edler junger Freund, ein Paar Worte des Herzens voll Liebe für Sie. Wenn die innigste Liebe, die aus der Ferne auf Gedankenflügeln dem geliebten Freunde nachfliegt, ein — ich möchte fast sagen — mystisch frohes Gefühl erwecken kann: so muß Ihnen, mein Geliebter, ein solches mit jedem Lüftchen zuwehen, welches auf den reizenden Anhöhen in den schönsten und sanftesten Gegenden Deutschlands (Sie) umflattert. Wir sind seit drei Wochen aus den Böhmischen Bädern zurück und bewohnen jetzt das Landgut der Herzogin von Curland, die unsern hiesigen Aufenhalt wie eine wohlthätige Fee mit allen Genüssen des Herzens ausstattet. Nie habe ich diese treffliche Fürstin so liebenswürdig und wahrhaft gut gefunden als jetzt, nicht allein im Verhältnisse zu ihrer höchstvortrefflichen Schwester, sondern auch in andern Rücksichten. Ach gut seyn! wahrlich es giebt kein Erdengut, welches so erhabene und wahrhafte Vortheile gewährt als dieß. Wenn doch unsere Machthaber endlich dahinter kommen möchten, was zu ihrem wahren Besten dienet. In Ihrem Vaterlande regt sich ein guter Geist; aber er hat viel zu thun. Möchte er doch ein Eroberer der inneren Glückseligkeit seyn. Bald mehr, mein Theurer innig geliebter Freund, von

Ihrem Tiedge.

Der zweite Brief Elisas ist von fremder Hand geschrieben, nur die Unterschrift von ihr selbst. Derselbe lautet:

Löbichau d. 13. Aug. 1816.

Theurer inniggeliebter Sohn meines Herzens! Ihnen war durch meine edle Schwester ein recht langer Brief bestimmt: aber seit meinem letzten Briefe an Sie ist mein körperlicher Zustand so schmerzhaft, daß ich Ihnen nur wenige flüchtige Zeilen durch eine fremde Hand schreiben kann. Wahrscheinlich hat die nahe Trennung von meiner Geliebten auf meinen schmerzhaften Zustand Einfluß, da ich der Theuern sowohl mein körperliches Leiden als mein wehmuthsvolles Gefühl bei unsrer bevorstehenden Trennung verbergen will. Ich sage Ihnen also nichts als das nothwendigste: von meiner trefflichen Schwester und meiner Jugendfreundin Piattoly werden Sie, wenn Sie diese besuchen, mit Herzlichkeit empfangen werden. Erlauben es Ihre Verhältnisse eine Reise durch die Schweitz zu machen, so werden Sie die Schweitz genauer und besser kennen lernen, wenn Sie es so einzurichten vermögen, daß Sie, wo meine Schwester sich auf ihrer Durchreise durch die Schweitz aufhält, auch einzutreffen suchen. Ohne Partheylichkeit für meine Schwester, kann ich mit Wahrheit sagen, Sie werden kein humaneres, kein liebenswürdigeres, kein welterfahreneres und echt menschenfreundlicheres Wesen kennen lernen, als diese schöne Seele.

Ich bleibe mit Freund Tiedge diesen Winter in Löbichau, weil der Geschäftsmann meiner Nichte Dorothea nicht dafür gesorgt hat mir Stallraum für meine 4 Pferde bei meiner Wohnung mit zur Miethe zu geben. Dieß unfreundliche, ich kann wohl sagen unverantwortliche Betragen gegen mich raubt mir das Vergnügen im Kreise meiner Freunde das mir so werthe Berlin zu leben (sic), welches auch dadurch einen neuen Reiz für mich erhielt, daß ich meinen jungen Landsleuten durch den Umgang den sie in meinem Hause fanden eine Unterhaltung geben konnte, die vortheilhaft auf ihre Bildung und Gesinnung würkte. Können Sie mein junger Freund auf Ihrer Rückreise nach Berlin über Löbichau kommen, so werden Tiedge und ich uns Ihres Umganges freuen, und auch im Altenburgschen würden Sie ein paar interessante deutsche Männer kennen lernen: und selbst das Altenburger Land und die Altenburger Bauern würden Ihrem Beobachtungsgeiste Nahrung geben. Ich kann Ihnen auf diesem lieblichen Landsitze ein schönes Zimmer einräumen, und können Sie auch 3 Wochen hierbleiben, so wird mir und Tiedge dies recht willkommen seyn. Löbichau ist 3 Stunden von Gera, 2 Meilen von Altenburg und 7 Meilen von Leipzig. Wenn Sie mir schreiben, so dressiren (sic) Sie Ihren Brief gerade nach Löbichau im Herzogthum Altenburg über Gera.

Was Sie mir über die unchristliche Juden-Verfolgung sagen, ist mir aus meiner Seele geschrieben. Wenn Sie mich hier besuchen

können, dann wollen wir mit Tiedge Ihren schönen Vorsatz prüfen, zu dem Friedländers und ben Davids[1] Gelehrsamkeit Ihnen behülflich sein müßten, Ihr Vorhaben auszuführen.

Vor ungefähr 24 Jahren schrieb ich, durch Schröders unnachahmliches Spiel begeistert, zwei Schauspiele, die ich zwar einigen Freunden zu lesen gab, aber sie nie des Druckes, noch weniger der Aufführung würdig fand, wenngleich einige Freunde, welche diese Versuche lasen, günstiger von beiden Schauspielen als ich, urtheilten. Nun mein Geschmack sich noch mehr gebildet hat, meine Forderungen an Schauspieldichter größer geworden sind, nun haben meine Uebungen des Stiels (sic) noch geringeren Werth für mich, bedauern Sie gute Seele also nicht, daß Sie diese Versuche nicht kennen, die der gute Trapp einst mit Vergnügen las und besser beurtheilte, als ich jetzt über diese Stücke urtheilen kann. Hätt' ich mehr Gesundheit, als ich besitze, so würde ich beide Stücke umarbeiten; aber wenn sie auch einigermaßen meinem Ideale eines guten Schauspiels nahe kämen, so würden sie doch für unser jezziges Publikum, das den Verkehr und ähnliche Possen liebt und durch Feen und Gespenster Geschichten ergötzt wird, oder sich zum Catholicismus hinneigt, nie seyn.

Leben Sie wohl, sagen Sie dem edlen Vos viel inniges achtungsvolles von mir und Tiedge, der auch über die Abreise meiner guten Schwester mit mir trauert und glauben Sie gewiß, daß Sie keine treuern Freunde als uns haben. Meine Gedichte überreichen Sie unsrem Vos, als Zeichen meiner Verehrung. Ich habe jetzt kein zweites Exemplar für Sie, aber Sie holen sich dieß entweder hier ab, oder Sie erhalten Ihr Exemplar in Berlin von Ritter.

Auf immer Ihre mütterliche Freundin

Elisa.

Der dritte Brief Elisas enthält nur eine kurze Benachrichtigung, ist wieder von ihrer eigenen Hand geschrieben und lautet, wie folgt:

Löbichau d. 29. August 1816.

Ein Brief meiner guten Schwester sagt es mir, daß sie Sie mein junger Freund recht oft in Heidelberg gesprochen hat. Dies war mir und Freund Tiedge eine angenehme Nachricht. — Jetzt, mein junger Freund, schreibe ich Ihnen bloß um Ihnen zu sagen, daß die Angelegenheit mit meinem Quartiere in Berlin so ausgefallen ist, daß wir nun den Winter doch in Berlin leben werden: wollen oder können Sie diesen lieblichen Landsitz meiner Schwester auf Ihrer Rückreise nach Berlin besuchen, dann werden

[1]) Lazarus Bendavid (1762—1832), Philosoph und Mathematiker in Berlin, zeitweilig auch Redakteur der „Haude und Spenerschen Zeitung".

Sie uns hier nur bis zum 13 Oct. finden. Haben Sie vom ältesten Bursy keine Nachricht? — Tiedge und ich, wir freuen uns auf Ihren nächsten Brief, der es uns sagen wird, daß Sie die Bekanntschaft meiner trefflichen Schwester und der edlen Piattoly gemacht haben. Dem verehrten Voß von Tiedge und von mir recht viel innig achtungsvolles. Sie müssen es wissen was Sie uns sind.

Elisa von der Recke.

Diesen Brief erhielt Ditmar nach seinem eigenen Vermerk auf der Rückseite desselben am 6. September 1816. Er war bereits damit beschäftigt, die folgende Antwort zu schreiben, die mit Bleistift den Vermerk „An Elisa Nr. 2“ trägt:

Wenn je, meine innigst geliebte, hochverehrte Mama und mein deutscher, von ganzem Herzen geliebter Vater Tiedge, — wenn je lange ein frommes stilles Entzücken in einer menschlichen Seele gewohnt hat und noch wohnt, so ist dieß grade jetzt bei mir der Fall! — Und wem habe ich das reine beseeligende Gefühl des Entzückens zu verdanken? Diesen Gedanken kann ich wahrlich kaum fassen, wenn ich mich rückerinnere, daß ich erst vor ganzer kurzer Zeit fest daran geglaubt habe, daß nur einzig und allein die Liebe der Meinigen mich, um es so zu sagen, in einen seeligen Taumel versetzen könnte. — Doch auf eine höchst glücklich machende Art bin ich jetzt auch eines andern belehrt, und diese höchst erfreuliche Belehrung verdanke ich zweien, im erhabensten Sinne des Wortes, edlen Wesen, denen ich nur die Namen: „Mama Elisa und Vater Tiedge“ geben kann. — Ja wären Sie beide nicht selbst diese von mir, so viel es unter Menschen möglich ist, angebetete Wesen, — wie viel könnte und wie viel möchte ich von Ihnen Liebes und Schönes sagen. Aber so ist es mir denn nicht vergönnt und nur durch einen recht warm ausgesprochenen kindlichen Dank aus vollem Herzen für die liebevolle Güte, durch die Sie beide mich beglücken, kann ich es Ihnen, leider aber nur schwach, sagen, daß meine Verehrung und Kindesliebe zu Ihnen unvergänglich seyn wird, wie mein Leben. — Ach! aber warum kann denn der Mensch auf der Erde seinen theuren Geliebten es nie sagen, wie sehr er sie liebe? Die Freundschaft und Liebe gehen mit verschlossenen Lippen über diese Kugel und der innere Mensch hat keine Zunge! Nur der Gedanke tröstet mich in einem solchen Zustande, daß ich davon überzeugt seyn kann, daß gute Seelen es wissen, wer sie liebt, und schweigen, daß sie das stille Auge nicht übersehen, das sie im Geiste begleitet, und das Herz nicht vergessen, das stärker klopft und doch nicht reden kann. So geht es auch mir jetzt, indem ich

an Sie Beide diese Zeilen, kurz vor meiner Abreise in die Schweiz, richte. Gegen Sie Beide spräche ich gern viel Liebes aus; aber es geht mir, wie dem Menschen, der draußen im ewigen Tempel, der sich an die Unendlichkeit hinaufwölbt, mitten im Kreise von singenden Chören, heiligen Stätten, opfernden Altären vor Einem, der der Ewige heißt, niederfallen und beten will und doch nur so gut, wie seine Thräne, zu Boden sinkt und schweigt. — Ja manche Freudenthräne, die das höchste Entzücken mir entlockte, sank auch von meinem Auge zu Boden, als ich Ihre Briefe erhielt, die mit recht eigentlich mütterlicher und väterlicher Liebe niedergeschrieben waren. Und worauf deutet das hin? Unbekannt und in der Fremde verlassen, kam ich, theure gütige Mama in Ihr Haus, — und ich fand — meiner Aeltern Haus! Ich lernte Sie und Vater Tiedge hochschätzen und innigst lieben und was alles überwiegt, in Ihnen Beiden fand ich eine gute Mutter und einen guten Vater wieder, die mir Gott gegeben hat. — Ja barmherzig hat Gott sich an mir gezeigt, ihm verdanke ich Aeltern in Rußland und in Deutschland, die ich lieben und verehren muß, und die Innigkeit und Lebendigkeit meiner Liebe zu meinen Aeltern hier und dort ist mir ein Beweis für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Die Liebe, die aus Himmelslanden stammt, hat Gott in unser Inneres gepflanzt, er verlieh sie uns zur Verherrlichung unseres Lebens, und ruft sie nach unserm Tode zu sich zurück, so wie unser irdischer Körper, ein Eigenthum der Erde, derselben bleibt. —

Durch Sie Beide, herzreiche himmlische Mama, bin ich menschlicher und besser geworden; denn Ihr hohes Vorbild spornt mich rastlos zum Besserwerden an, wenn gleich sich meine guten Eigenschaften jetzt auch nur zu den Ihrigen und zu denen des vortrefflichen Vater Tiedge verhalten, wie der im Dunkel schwach leuchtende Abendstern zu der in der Helle strahlenden Sonne. Glauben Sie ja nicht, unaussprechlich theure Mama, daß das, was ich Ihnen sage, Schmeicheleien eines Unwürdigen sind; gegen Sie Beide, wie gegen jeden, der in dem Grade von mir geliebt und verehrt wird, als Sie, spreche ich immer nur die lauterste Wahrheit aus, und es bleibt mir nur der Wunsch, daß die hinfällige Feder mein Kindesgefühl zu Ihnen Beiden lebendiger malte. —

So weit hatte ich eben diesen Brief geschrieben, als ich durch die treffliche Frau von Piattoly Ihren dritten sehr gütigen Brief, meine verehrte Mama, erhielt. Sie glauben es kaum, wie sehr er mich beschämte und doch zugleich erfreute. Wahrlich so gemischt ist das Gefühl nie bei mir gewesen. Ein Undankbarer, Gefühlloser schien ich mir, und doch mußte ich mich wieder ganz unwillkürlich entschuldigen; denn ich versichere es Sie, gütige edle

Mama, daß eine Menge Durchreisender, z. B. der Professor Zeune[1], die Hofräthin Schopenhauer[2], die sich Ihnen beide gehorsamst empfehlen lassen, und einige andre meine Zeit so sehr in Anspruch genommen hatten, daß es mir kaum möglich war, auch nur meine Vorlesungen zu besuchen. Dieses Bewußtsein nun aber beruhigte mich einigermaßen darüber, Ihre lieben lieben Briefe so lange unbeantwortet gelassen zu haben. Hoffentlich wird mich ein Brief der höchst vortrefflichen Frau v. Piattoli jetzt schon bei Ihnen entschuldigt haben und innig wünsche ich, daß ich in Ihren und Vater Tiedges Augen nicht mehr den Schein eines Undankbaren haben möchte, wenn Sie mich anders zu einer solchen Untugend für fähig haben halten können. — Noch mehr aber freut es mich, daß ich einen Theil der Schuld, Ihnen so lange nicht geschrieben zu haben, auf Sie selbst übertragen kann; denn seit der Zeit ich durch Ihr gewiß ganz außerordentliches, ich möchte sagen, unbegreifbares Wohlwollen gegen mich, das Glück gehabt habe mit der unvergleichbaren Herzogin bekannt zu werden, hat mein sonst stilles, einfaches Leben eine ganz andere, viel mannigfaltigere Richtung genommen[3].

Wie soll ich Ihnen für diesen abermaligen, großen Beweis Ihrer Güte gegen mich danken? Wodurch habe ich, ein Ihnen, innigst und hoch verehrte Mama, ganz Fremder, diese wahrhaft huldreiche Handlungsweise gegen mich verdient? — Nicht nur als ich in Berlin war, nahmen Sie sich so wohlthätig meiner an; sondern auch jetzt noch! Wie soll ich Ihnen dafür mein Dankgefühl aussprechen? Wo finde ich die Worte dazu? — Ja wäre ich ein Vögelein, ich flöge zu Ihnen und benetzte mit tausend Thränen des Dankes Ihre segnende Mutterhand. — Wie gern käme ich nach Löbichau, und vor allen Dingen jetzt gerade, wenn mich nicht andere Lebensplane in die Schweiz trieben, und mich bestimmten bis zum October 1817 in Heidelberg zu bleiben, um hier Kenntnisse und Kraft zu sammeln zum schweren Kampf, den ich einst für das Beste meines Vaterlandes zu bestehen habe. Da sehe ich Sie und den geliebten theuren Hrn. Canonicus Tiedge denn nun wohl vor dem nächsten Sommer nicht wieder! Sehr, sehr lang scheint mir die Zeit! Aber vielleicht ist es auch gut,

[1]) August Zeune (1778—1853), Geograph, Germanist und Blindenerzieher, Professor der Geographie an der Universität Berlin und Begründer der Blindenanstalt dortselbst. Er gab das Nibelungenlied im Urtext und in einer Übersetzung heraus.

[2]) Johanna Schopenhauer (1766—1838), die bekannte Schriftstellerin, Mutter des berühmten Philosophen. Ditmar sah dieselbe später mehrfach bei seinem Besuche in Weimar (Ende 1817); vgl. „Balt. Mon." 1897, Beilage, S. 265 ff.

[3]) Über Ditmars Verkehr mit der Herzogin von Kurland bei dem Besuch in Heidelberg (7.—10. August a. St. 1816) vgl. seine Reisebriefe an die Eltern, „Balt. Mon." 1896, Beilage, S. 397 ff.

daß ich mich daran gewöhne, meiner tiefen Sehnsucht Schranken zu setzen! Vielleicht gehe ich dann einst auch besonnener zu Werke bei der Realisirung meiner Plane für das Wohl meines lieben Russischen Landes, wo ich freilich nicht deutsche Cultur und deutsches Land finde, aber doch Russen und seltene Aeltern und Geschwister.

Was hat mir die edle Dorothea von Curland auch in dieser Rücksicht für wichtige Winke gegeben! Ja was ist das überhaupt für ein himmlisches Wesen? Sie, gütige Mama, haben mir viel, viel zu wenig in Ihren lieben Briefen von Ihrer erhabenen Schwester gesagt. Bei Weitem mehr habe ich noch selbst gefunden. Aber ich wundere mich dennoch nicht, daß Sie nicht vermögend gewesen sind, die liebenswürdige, wahrhaft menschenfreundliche, welterfahrene, humane, engelreine, vortreffliche Herzogin zu characterisiren; denn wie lassen sich die Eigenschaften solch eines himmlischen Wesens schildern. Der Character der hohen Fürstin ist mir erschienen, wie das Bild des blauen, wolkenlosen Himmels, der sein Gewölbe auf die Tiefe des Meeres senkt! — Wahrlich, mich hat die im eigentlichsten Sinne des Wortes gnädige Behandlung der Herzogin nicht bestochen; denn ich habe sie mit Ruhe beobachtet und gefunden, was ich bei einer Fürstin niemals zu finden dachte, — denn ich fand einen Engel, ich fand eine wohlthätige Frau, um mit Vater Tiedge zu sprechen. Ihnen, vortreffliche Mama, gebühret der Dank mit vollem Recht, daß ich dieses göttliche Wesen kennen gelernt habe und das auf eine Art, wie wenige Menschen das Glück haben. Denn, wie sie es mir gesagt haben, mit Herzlichkeit bin ich von Ihrer erhabenen Schwester gleich das erste Mal aufgenommen worden, und welchen Werth ich, ein fremdes Livländisches Landkind, auf Herzlichkeit setze, das wissen Sie ja. — Offenheit und Herzlichkeit ist dem Nordländer angebohren, obgleich er kein Kind des wärmeren Südens ist. — Mit einem Wort, theure gute Mama, in der edlen Dorothea von Curland verehre ich die hochherzige Schwester der edlen Sängerin Elisa, — ich verehre, ich schätze, ich liebe Sie beide innig, als Menschen! Aber wer verdenkt es mir, wenn ich dennoch Elisen, meiner zweiten Mutter, den Vorzug gebe? —

So spreche ich denn nun auch oft, lange und viel mit der Frau v. Piattoli, die ich unendlich hoch stellen muß. Dieses edle Weib verdient mit vollem Recht das hohe Glück, sich Ihre, Dorotheens und Vater Tiedges Freundin zu nennen. Sie ist eine Frau von hohen Eigenschaften und mir sehr, sehr achtungswürdig nicht nur in den Verhältnissen der Freundschaft, sondern auch in den zu andern Menschen. Diese treffliche Dame hat es mir erlaubt sie recht (oft) zu besuchen, und ihr Umgang ist mir vor allen übrigen der liebste, wertheste und theuerste; denn sie achte ich bei weitem mehr, als meine andern hiesigen Bekannten und

mit ihr kann ich viel von meiner himmlischen Mama, von der Herzogin und Tiedge sprechen, — ein Gespräch, das für mich unbeschreiblich hohen Reiz hat. Sie freuen sich, gütige Mama, gewiß mit mir über diesen Genuß, der für mich aus dem Umgange mit der Frau v. Piattoli hervorgeht. — —

Der Catholicismus, oder vielmehr das finstere Pfaffenthum, scheint sein drohendes Haupt immer mehr zu erheben. Der alte wackere Voß, der Sie und den geliebten theuren Dichter der Urania mit der größten Herzlichkeit grüßen läßt und Ihnen für Ihre begeisterten Lieder innigst dankt (eine Thräne feuchtete seine Greises-Wimper, als ich sie ihm überreichte), hat mir manches Merkwürdige in Betreff des Catholicismus erzählt. Einiges will ich Ihnen hier kurz wiederholen. — Daß sich der Oberhofprediger Strak[1] in Darmstadt kurz vor seinem Tode ganz für die Catholiken erklärt hat, wissen Sie schon, wenn ich mich nicht irre; aber daß ein anderer Mann an demselben Orte, dessen Name ich nicht weiß, ebenfalls heimlich dieser Religionsparthei anhing, wird Ihnen vielleicht noch nicht bekannt seyn. Nach seinem äußeren Betragen zu urtheilen, hat man ihn für einen eifrigen Protestanten gehalten; jeden Sonntag hat er die Kirche besucht und öfter, als jeder andere, ist er zum Abendmahle gegangen. So hat man ihn denn während vieler Jahre für einen der frommsten Lutherischen Christen gehalten, sich aber dennoch gewundert, daß er es sorgfältig zu vermeiden gesucht hat, öffentlich Augenzeuge von catholischen, gottesdienstlichen Feierlichkeiten zu seyn. So z. B. ist er gleich vom Fenster zurückgetreten, wenn am Frohnleichnamstage die Geistlichkeit in Procession mit der geweihten Hostie bei seinem Hause vorbeigegangen ist, um nicht als geheimer Catholik entdeckt zu werden. Diese Handlungsweise hat nun zwar die Aufmerksamkeit vieler auf sich gezogen; allein da dieser Mann sonst kein Aergerniß veranlaßt hat, so hat man ihn ruhig seinem Wege nachgehen lassen. Als er aber nach einiger Zeit gestorben ist, und ihn die Lutheraner haben begraben wollen, haben die Catholiken durch schriftliche Beweise ihre Ansprüche an seinen Leichnam geltend gemacht und ihn auf ihrem Kirchhofe beerdigt. —

Sagen Sie, geliebte Mama, was werden die Folgen dieser geheimen, schändlichen Spionerie der catholischen Geistlichen seyn? Ich sehe keinem guten Ende entgegen und befürchte sehr, daß die Prophezeihung des bekannten Adam Müller[2] in Erfüllung gehen

---

[1]) Fälschlich für Starck. — J. A. Starck, ehemals (1777—1781) Professor der Philosophie in Mitau. Vgl. über ihn H. Diederichs in der „Balt. Mon." 1903, S. 171 f., auch Elisas Antwortbrief auf den hier mitgeteilten.

[2]) Adam Heinrich Müller, der bekannte Publizist und Diplomat reaktionärer Richtung (1779—1829), der 1805 in Wien zur katholischen Kirche übertrat, im J. 1815 den Kaiser Franz nach Paris begleitete und dann als österreichischer Generalkonsul in Leipzig lebte.

wird, nämlich daß wir einen Religionskrieg bekommen werden, der, nach Müllers Aussagen, denen ich übrigens sonst keinen Glauben beimesse, in Frankreich seinen Anfang nehmen soll! — Warum macht man nun die vorhin erwähnten schriftlichen Beweise nicht bekannt? Warum deckt man die Niederträchtigkeit der zur catholischen Religion übergegangenen Lutheraner nicht der Welt auf? Dieses Schweigen scheint mir ein sehr schlechtes, gefährliches Zeichen unserer Zeit zu seyn und ich sehe mit Verlangen Ihrer Antwort auf diesen Punct entgegen. So wie ich zu Ihnen, theure gütige Mama, und zu dem alten Vater Tiedge unbegrenztes Vertrauen habe, so habe ich es auch in dieser Sache und hoffe von Ihnen Beiden auch hierüber dadurch belehrt und für die Zukunft beruhigt (zu) werden, daß Sie mir Ihre geläuterten und klaren Ansichten über die Sache, sowie auch Ihre Erfahrungen mittheilen. — Der alte, verehrte Voß schüttelt den Kopf und schweigt. — Auch Friedrich Schlegel, der schon vor einiger Zeit catholisch geworden ist, wie Sie, theure Mama, wissen werden, ist vor Kurzem von Wien in die Schweiz abgereist, und zwar, wie einige mit Gewißheit behaupten, zu dem Zweck, um die catholische Religion auch in den dortigen lutherischen Landen anzupreisen. Wahrlich, der Catholicismus ist etwas weit Uebleres, als das Judenthum! Die Catholiken suchen überall Proseliten zu machen, die Juden aber nicht!! — —

So viel ich weiß, ist der älteste Bursy jetzt wieder mit seinem Bruder in Berlin und reist in einigen Wochen von dort wieder in sein Vaterland zurück. — Ich konnte darüber keine Nachrichten einziehen, ob der ältere Bursy Ihren nach Wien gerichteten Brief erhalten hat oder nicht; weil der jüngere Bursy damals, als ich in Ihrem mir unaussprechlich lieben, ersten Brief den Auftrag dazu erhielt, schon Heidelberg verlassen hatte und ich selbst des älteren Adresse nicht wußte. —

Wenn ich mich noch recht erinnere, so sagten Sie mir in Berlin, daß Sie immer einen großen Abzug hätten, wenn Sie Ihr Geld aus Curland beziehen. — Ich glaube jetzt einen Weg aufgefunden zu haben, auf welchem sich die Geldremessen mit nur geringem Verlust machen lassen. Ich theile Ihnen, innigst geliebte Mama, diese Entdeckung mit und wünsche, daß Sie diese Mittheilung ansehen mögen als einen Beweis, daß ich Ihnen in jeder Rücksicht gern, gewiß sehr gern dienen möchte. Das ganze ist einfach. Sie schreiben Ihrem Bevollmächtigten, daß er Ihre Wechsel auf Hamburger Thaler Banco, in Hamburg zahlbar, stellen läßt, und verkaufen dann diesen Wechsel in Berlin an das erste beste Handlungshaus, das Ihnen denselben ganz gewiß abnehmen wird. Nur müssen Sie die Vorsicht haben, daß Sie den Wechsel nicht über 60 Tage, von dem Dato a. St. an gerechnet,

an welchem er ausgestellt ist, alt werden lassen; denn sonst haben Sie die Unannehmlichkeit, sich wieder einen Secunda-Wechsel kommen lassen zu müssen. Uebrigens kommt Ihr Geld dadurch nicht in Gefahr verlohren zu gehen. Das Russische Geld steht zum Hamburger sehr gut, und dieses überall, und daher der Vortheil, wenn man Wechsel auf Hamburger Banco sich schicken läßt.

Dieß habe ich Ihnen sagen wollen, weil ich es für meine Pflicht hielt und mein Inneres mich dazu drängte; so wie ich auch noch eine Bitte an Sie thun muß, die Sie mir gewiß ebenso wenig verargen werden, als die Notizen über das Wechselgeschäft. Ich bitte Sie nämlich recht sehr, sich doch ja nicht durch Ihr edles Herz und Ihr vortreffliches Engelsgemüth verleiten zu lassen, dem alten Doctor Witte, der Sie bei Ihrer Ankunft in Berlin besuchen wird, Ihr Vertrauen zu schenken; denn er ist ein höchst schlechter, niedriger Mensch, der Alles zum Bösen deutet und aus einem Hause in das andere trägt. Wollen Sie aber, edle Mama, seinem Sohne, der unglücklich ist durch seinen gemeinen Vater und glücklich durch seine rechtschaffene Mutter, dem bekannten, früh herangereiften Doctor Philos. et jur. Witte[1], den Zutritt in Ihr Haus gestatten, so würde ich mich darüber sehr freuen. Er ist ein unverdorbener, gutmüthiger junger Mensch, aus dem sehr viel werden kann, wenn ihn sein grundschlechter, prahlender, lügenhafter Vater nur nicht verleitet, welchen letztern Sie nur ja sehr entfernt von sich halten müssen, wenn Sie sich nicht sehr unangenehme Verdrießlichkeiten zuziehen wollen. Der Graf Kalkreuth[2] ist ihm gut; allein er verdient diese Güte durchaus nicht. Ich könnte Ihnen tausend verabscheuungswerthe Niedrigkeiten von diesem Thiermenschen erzählen, wenn ich nicht befürchten müßte, daß dieser Brief leicht verlohren gehen könnte. — So sehr ich nun aber den Vater verachte, so sehr liebe ich doch den Sohn und die Mutter.

Die von schweren Leiden tiefgebeugte, in allen ihren Gedichten elegisch-klagende Dichterin Elise Sommer[3], deren nähere Bekanntschaft ich hier gemacht habe, hat mich gebeten, Sie und den Hrn. Canonicus Tiedge von Ihrer innigsten Verehrung zu versichern. Durch den Umgang mit dieser geistreichen Frau hat mein Leben hier in Heidelberg sehr an Reiz gewonnen, — ganz besonders aber durch die Bekanntschaft mit einem hiesigen Studieren(den),

---

[1]) Karl Witte (1800—1883), das bekannte Wunderkind, — Jurist und Danteforscher, seit 1834 Professor in Halle. Ditmar befreundete sich mit ihm in Heidelberg, und der damals erst 16jährige Dr. Witte scheint sich ihm innig angeschlossen zu haben. Vgl. darüber „Balt. Mon." 1896, Beilage, S. 394—396.

[2]) Friedrich Adolf Graf von Kalckreuth, preuß. Feldmarschall, damals Gouverneur von Berlin. Ditmar lernte ihn im Hause der Recke kennen. Vgl. „Balt. Mon." 1896, Beilage, S. 338.

[3]) Vgl. über dieselbe „Balt. Mon." 1896, Beilage, S. 400.

Fauth[1] genannt. Fast noch nie habe ich bei einem jungen Menschen von 20 Jahren so rein moralische Grundsätze und ein so fleckenloses Gemüth gefunden, als bei diesem. Seine fast schwärmerische Liebe zu mir, — die so weit geht, daß er mich gebeten, ich möchte ihn an Kindesstatt annehmen, da er keine Aeltern hat, — macht mich höchst glücklich. Er hat mir sein edles Herz ganz geschenkt, dafür besitzt er denn aber auch das meinige. Im nächsten Winter kommt er mit mir nach Berlin und geht wahrscheinlich mit mir im Frühling 1818 nach Livland. Er will mich durchaus nicht mehr verlassen. Wenn Sie es mir, hochverehrte Mama, erlauben, so werde ich Ihnen diesen Herzensfreund von mir dann auch vorstellen. Er verehrt Sie und den alten Vater Tiedge ebenso herzlich, innig und kindlich, als ich, — und hat mich schüchtern gebeten, Sie beide von seiner tiefsten Hochschätzung zu versichern. — Nicht leicht bin ich von jemandem in so kurzer Zeit eingenommen worden, als von meinem geliebten Freunde Fauth. Einen Beweis seines edlen Charakters hat er mir durch eine sehr rühmliche Handlung gegen meinen, ihm ganz unbekannten, so schwer geprüften Freund Hartung (ge)geben.

Finde ich in der Schweiz ein gemüthliches Plätzchen, so ergreife ich mit Kindesliebe wieder meine Feder und gebe meiner Mama Elisa und meinem Vater Tiedge wieder Kunde von meinem Seyn. Möchte aber auch ich wieder einige Zeilen von Ihnen beiden vorfinden, die ich unter der Ihnen aufgegebenen Adresse immer sicher erhalten kann. Möchten Sie mich durch gute Nachrichten von Ihrem beiderseitigen Wohlbefinden so sehr erfreuen, als ganz besonders durch Ihren ersten trefflichen Brief, den ich grade an meiner geliebten Mutter Geburtstag empfing. An demselben Tage erhielt ich auch einen Brief von Hause, der mir viel Erfreuliches brachte, namentlich die Nachricht, daß meine älteste Schwester die glückliche Braut eines meiner liebsten Jugendfreunde ist[2].

Ach! hätten Sie mich an dem Tage beobachten können. Es geht nichts über die Freuden, die uns gute Menschen in der Welt liebend bereiten. Schöne Nachrichten von Mama Elisa, Vater Tiedge und dem älterlichen Hause! Und alle an einem Tage und zwar an dem Geburtstage der theuersten Mutter! — Mein Herz wurde so voll, daß ich in die freie Natur eilen mußte;

---

[1]) Franz Burchard Fauth. Vgl. „Balt. Mon." 1896, Beilage, S. 400. Der, wie es scheint, etwas überspannte junge Mann nennt den wenig älteren Freund immer „alter Vater Ditmar".

[2]) Johann Georg Schwartz (1793—1874), von 1820—68 zuerst Pastoradjunkt, dann Pastor in Pölwe. Er war Hauslehrer bei Ditmars in Fennern und heiratete die älteste Tochter des Hauses, Annette von Ditmar. Vgl. auch „Balt. Mon." 1896, Beilage, S. 396.

denn das Zimmer konnte mein Entzücken nicht fassen; und in dem freien, schönsten Tempel der Gottheit verfloß mein Hochentzücken, Gott anbetend, in Thränen eines hohen Wohlgefühls! — Der Tag, ja er bleibt mir ewig denkwürdig! — Auch Ihnen beiden einen warmen Herzensdank für die unendliche Verschönerung desselben. — —

Meine Aeltern lassen sich Ihnen beiderseits so innig empfehlen, als es nur immer möglich ist, und danken Ihnen Beiden, wie ich, mit Thränen der tiefsten Rührung für das ausgezeichnete Wohlwollen, das Sie mir erweisen. Bald werden sie es auch schriftlich thun. — Gott segne Sie dafür, was Sie Beide an mir thun, — nie, nie kann ich Ihnen mein Dankgefühl ganz aussprechen. —

Die Länge meiner Briefe möge Ihnen ein Beweis meiner Liebe zu Ihnen seyn; denn, wenn ich an Sie schreibe, möchte ich nie aufhören zu schreiben, und nur mit einem gewissen wehmüthigen Gefühl setzte (sic) ich endlich zum Schluß meinen Namen hin. Und so muß es denn auch jetzt geschehen, damit mein Brief nicht zu dem Umfange einer weitschweifigen Abhandlung heranwächst. — Gott erhalte Sie beide gesund und wolle mir immer Ihr Wohlwollen erhalten, durch das Sie mich unendlich glücklich machen! Könnten Sie beide doch nur ahnen, wie groß die kindliche Liebe, Anhänglichkeit und Verehung ist, die für Sie Beide in seinem Innern treu bewahrt

Ihr Ihnen ewig dankender
Woldemar Ditmar.

Recht sehr muß ich um Verzeihung (bitten), daß ich durch meine feine Schreiberei Ihre Augen so sehr in Anspruch nehme. Allein das hohe Postporto und die häßliche Einrichtung hier in Heidelberg, daß man die Briefe nicht frankiren kann, nöthigen mich zu dieser Unhöflichkeit. Kurz können nun einmal die Briefe, die ich an Sie schreibe, durchaus nicht werden. Es liegt so etwas im Herzen, das mir die Kürze ganz unmöglich macht.

Die Absicht, von seiner Schweizer Reise[1] aus einen Brief an Elisa v. d. Recke zu senden, führte Ditmar in der Folge nicht aus. Elisa antwortet ihm auf seinen Anfang September geschriebenen Brief aus Heidelberg erst nach Verlauf von mehr als zwei Monaten, nachdem sie längst wieder nach Berlin übergesiedelt war. Dieser Brief, den Ditmar auf dem Umschlage wie auch auf dem Konzept des seinigen als Nr. 4 bezeichnet, lautet folgendermaßen:

---

[1]) Vgl. über diese Reise „Balt. Mon." 1897, Beilage, S. 214—217.

Berlin d. 19. Nov. 1816.

Wenn Ihr eigenes Herz, Sohn meines Herzens, es Ihnen nicht sagt, wie werth Sie mir sind, wie innig Tiedge Sie liebt, so können Sie dies von unsrer trefflichen Piattoly höhren. Ihre Briefe werden von uns mit innigem Interesse gelesen, denn Ihre Gesinnungen, Ihr Beobachtungsgeist, und die Gabe des Ausdruckes, erhöhen den Werth Ihrer uns so lieben Briefe. Daß ich den letzten noch bis jetzt nicht beantwortet habe, daran ist mein leidender Körper schuld; denn jeden Augenblick, wo mein Geist frey ist, wende ich für den vierten Theil meiner Reise an, den ich gern zu Ostern liefern mögte; daher werde ich Ihnen mein junger Freund dies nur sagen, daß Ihre Ansichten wegen der Proselitenmacherey der Katholiken auch die meinigen sind, die sich seit meiner früheren Jugend bis auf den heutigen Tag, durch fortdauernde Beobachtungen, immer mehr bestätigten. Daß der Lutherische Oberhoffprediger Starck katholisch geworden sey, und bey seinem Uebertritte die Erlaubnis erhalten habe, sich öffentlich zur Lutherischen Religion zu bekennen, um so unvermerkt unter den Protestanten katholische Begriffe zu verpflanzen, davon bin ich schon seit 30 Jahre überzeugt; daß er sich aber sterbend öffentlich zur katholischen Religion bekannt habe, dies ist mir zuerst von Ihnen geschrieben; jetzt höhre ich dies von mehreren Seiten. Wichtig für uns Protestanten wäre es, wenn Starcks Bekenntniß auf dem Todtenbette dokumentirt werden könnte. Freund! alle mystischen Ideen, die jetzt verbreitet werden, sind Früchte der stillen Machinationen der römischen Hierarchie, die durch Starck im stillen kräftig gewirkt hat. — Könnten Sie mir zuversichtliche Nachrichten von Starcks Bekenntnisse auf dem Todtenbette geben, dies wäre mir wichtig. Lehrt der jetzige Oberhoffprediger auch in Starcks mystischem Geiste? — es würde mich freuen wenn der Nachfolger Starcks in Darmstadt, nicht im Geiste des Verstorbenen lehrte! — wundern aber würde ich mich wenn dies der Fall wäre. Wo einmahl der Saame katholischer Ideen ausgestreut ist, da geht dieser mit Wucher auf. —

Dem verehrten Voß sagen Sie von mir und Tiedge viel herzinnig achtungsvolles! O! daß unser Zeitalter viele Männer von dem Werthe dieses edlen Teutschen hätte! — Glauben Sie mir, gute Seele, auch der Hang zum Magnetismuß wird zu dem Zwecke benutzt uns zum finstern Aberglauben zurück zu führen.

Auf immer ihre mütterliche Freundin

Elisa.

Dieser Brief trägt auf der Rückseite von Elisas Hand als Adresse nur die Worte „An Freund Ditmar“, — von Ditmars

Hand aber den Vermerk: „Erhalten den 26. Nov. a. St. 1616." Offenbar bildete er die Einlage eines andern Briefes, vermutlich an die Piattoli.

Hier ist der Ort, um einen Brief von Ditmars Vater aus Fennern an Elisa v. d. Recke und die Antwort Elisas auf denselben einzuschalten. Den ersteren kündigt Ditmar der mütterlichen Freundin in seinem oben mitgeteilten Briefe an. Er ist ein schönes Zeichen der Dankbarkeit seitens der Eltern des durch Elisas Wohlwollen so reich beglückten jungen Livländers. Der Vater sendet ihn dem Sohne nach Heidelberg und dieser befördert ihn als Einlage seines nächstfolgenden Briefes an die Adressatin. Der Brief ist vom 20. September, die Antwort vom 31. Dezember 1816 datiert. Beide liegen in Abschriften des jungen W. v. Ditmar vor. Der Vater schreibt:

Hochgebohrne Frau,
Gnädige Frau Gräfin!

Lassen Sie sichs nicht befremden aus einem unbekannten Winkel Livlands einen Brief von unbekannter Hand zu erhalten. Wer das Vergnügen genießt, sich in der Achtung der Menschen über Andere erheben zu sehen, darf sich auch der Unbequemlichkeit nicht entziehen, die Huldigung Anderer anzuhören. Doch Huldigungen können nur beschwerlich werden, wenn sie nicht aus dem Herzen kommen; was mich zu Ihnen führt, würden Sie wissen, wenn ich Ihnen auch nur meinen Namen nannte. Sie freilich könnten dann die Zeilen entbehren; aber desto weniger möchte ich mir das Vergnügen rauben, Ihnen zu danken. Die mütterliche Liebe, die Sie unserm guten Sohn in einem fremden Lande angedeihen lassen, und die kindliche Liebe zu Ihnen, gnädige Frau, die jeden seiner Briefe erfüllt, beide ziehen unsere Herzen gewaltig zu der hin, die uns auf eine so freundliche Art gezwungen hat, ihre Schuldner zu werden. Mögte das Schicksal sich nicht dem Zuge unsrer Herzen entgegen stellen; Sie sollten in unsern Blicken die Dankbarkeit lesen, die wir der Wohlthäterin unseres Sohnes schuldig sind. Doch die frömmsten Wünsche werden am wenigsten erfüllt, und wir müssen uns daher damit begnügen, Sie zu bitten, diese Zeilen für das zu nehmen, was sie ausdrücken sollen: für ein Zeichen unserer Dankbarkeit. Möge Gott, der den Guten lohnt, Ihnen lange noch Ihre Gesundheit erhalten, und möge er Ihnen alle Freuden gewähren, die Ihnen unsere Herzen wünschen! Dann wissen wir unsern lieben Sohn glücklich; und das stille Glück, das wir selbst genießen, wird dadurch einen angenehmen

Zuwachs erhalten. Mit unbegrenzter Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Meiner gnädigen Frau Gräfin gehorsamster Diener
Woldemar von Ditmar.

Fennern d. 20. September 1816.

Elisa schreibt darauf:

Dem edlen Vater meines jungen Freundes Woldemar von Ditmar.

Berlin d. 31. Dec. 1816.

Sie, edler hochverehrter Mann, haben mich, durch Ihre mich ehrende Zeilen, eben so sehr erfreut, als beschämt: denn Ihr Ideal ist von mir durch Ihren trefflichen Sohn viel zu hoch gestellt worden. — Ein Herz, das nach dem Edleren strebt, — schöne Anlagen des Gemüthes und Geistes in jedem Stande und Geschlechte hochachtet, dies ist das stille Glück meiner Tage, — und ein erfahrungsreiches Leben hat meine Ideen vom eigentlichen Werthe des Lebens berichtiget. — Dies ist der Standpunkt, aus dem Sie, Verehrter, mich beurtheilen müssen, wenn sie meinen innern Werth nicht zu hoch stellen wollen, weil mein Herz es mir zur Pflicht machte, Ihrem vielversprechenden Sohne, in der Fremde, eine mütterliche Freundin zu werden. Der edle Jüngling nahte sich mir gleich bey seinem ersten Besuche mit kindlicher, vertrauungsvoller Liebe. Ich fand in ihm einen edel gebildeten Geist, ein reines, für alles Gute und Edle empfängliches Gemüth, das nur nach dem Höheren strebt; und verehrte im Stillen die trefflichen Eltern, die in unsrer verschrobenen egoistischen Zeit einen Jüngling gebildet hatten, an dem auch keine Spur unsers verdorbenen dünkelhaften Zeitalters zu finden war. — Ich und der edle Verfasser der Urania hingen nun an diesem jungen Manne mit der schönen Hoffnung, — „hier entwickelt sich ein Geist, ein Charakter, welcher mit weiser Kraft dem Bösen entgegen streben, mit unermüdeter Thätigkeit das Gute befördern wird, wenn seine für alles Gute schwärmende Seele auch immer das wahre Bessere mit erleuchtetem Geiste anerkennt!“ — Unsre Erfahrungen, unsre Ansichten theilten der edle Tiedge und ich Ihrem guten Sohne mit, und so schwärmt seine warme Seele jetzt über unsern Werth. Dies ist wenigstens eine Schwärmerey, die keinen Nachtheil bringt: denn je höher man das Verdienst anderer stellt, desto mehr strebt man einem schönen Vorbilde, das man sich idealisirt hat, und mit kindlicher Liebe im Herzen trägt, ähnlich zu werden.

Mit wahrer Hochachtung verehre ich Ew. Hochwohlgeboren und Ihre treffliche Gemahlin. Ein hoher Genuß würde mir es seyn in Ihrer Familie mich Ihres allerseitigen Umganges freuen

zu können, aber auf diese Lebensfreude darf ich, die schon das 60. Jahr erreicht hat, und über die Hälfte meines Lebens schon unter dem Drucke körperlicher Schmerzen meine Tage dahinbrachte, jetzt nicht mehr rechnen; aber im Geiste mich der thätigen Jugend Ihrer edlen Familie (zu erfreuen)[1], dies vermehrt die Zufriedenheit derjenigen, die Sie beyderseits so innig hochachtet, und sich unterzeichnet als

Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebene Dienerin

Elisa von der Recke
geborene Reichsgräfin von Medem.

[1]) Im Manuskript hat Ditmar in Klammern hinzugesetzt: (zu erfreuen; ist ausgelassen).

Goethe — pathologisch*.

Von

Emil Rathlef.

Wir verdanken dem Versuche des bekannten Leipziger Neurologen Möbius, dem Pathologischen bei mehreren unsrer größten Männer nachzugehen und es darzustellen, unzweifelhaft viel Anregung und Belehrung. Wenn aber der geistvolle Biologe meint, nur der Arzt und speziell der Psychiater sei berufen, die Geschichte großer Männer zu schreiben, weil „Höherstehen und Pathologischsein" zusammengehörten und letzteres doch nur vom Arzte beurteilt werden könne, so wird man ihm das alles wohl nicht ganz einwandfrei zugestehen dürfen. Vielmehr dürfte, um hier nur eines herauszugreifen, der Psychiater, wie jeder Spezialist, geneigt sein, alles Pathologische vorwiegend vom Gesichtspunkt seines Spezialfaches aus zu betrachten und dadurch leicht in den Fehler verfallen, den Wald vor Bäumen nicht zu sehen.

Was seine Arbeit über Goethe betrifft, so will es uns in der Tat erscheinen, als ob Möbius — um ein Bild aus dem Jägerleben zu gebrauchen — es sehr wohl verstanden habe, den schwer entwirrbaren Spuren des Wildes zu folgen, daß es ihm aber doch nicht gelungen sei, sie völlig klarzustellen, so daß er hätte sagen können: „Da liegt der Hase!" Er streift dessen Lager, ja er weist mit dem Finger hin und meint: da könnte er liegen, aber — er geht vorbei!

Nachstehende Zeilen haben den Zweck, aus den von Möbius klargelegten Spuren, denen wir sorgfältig nachgehen wollen, die ihnen zugrunde liegende einheitliche Idee herauszufinden. Mit andern Worten: wir wollen das Pathologische bei Goethe zusammenstellen und analysieren, um alsdann aus der Summe der Symptome

---

*) Mit Bezugnahme auf P. J. Möbius, „Über das Pathologische bei Goethe".

den logischen Schluß zu ziehen, die einheitliche Ursache zu eruieren, der sie alle entstammen. — Ich muß dabei gleich hier bekennen, daß ich mich in früheren Perioden meines Lebens betreffs Goethes auch mehr oder weniger in den landläufigen Vorstellungen bewegte, der große Dichter sei auch was seine physische Beschaffenheit anlangt, ein Normal-, ja ein Idealmensch gewesen. Über seine Schwächlichkeit in der Jugend war ich ja wohl unterrichtet, auch über seine mancherlei Krankheiten — aber ein Leben, wie es Goethe geführt, die Werke, die er geschaffen, seine ungemein vielseitige und produktive Tätigkeit und dann noch die 83 Jahre, da denkt man doch unwillkürlich: was muß das für eine gewaltige Konstitution gewesen sein! Ich glaube die große Mehrzahl unsrer Gebildeten ist heute noch dieser Meinung, und das allein wäre schon ein in Bezug auf die Biologie Goethes unvergleichliches Verdienst unsres deutschen Lombroso, daß er durch seine Studie diesen durchaus irrigen Vorstellungen über den Dichterfürsten und dessen Gesundheitszustand ein für allemal ein Ende gemacht hat.

Wenn der Leser bei Behandlung unsres Stoffes einem detaillierten Eingehen auf die in Betracht kommenden Fragen begegnet, so muß ich ihn bitten, nicht zu ermüden, besonders wenn sie ihn weniger interessieren sollten als die ihm gewohnten Erörterungen einer Literaturgeschichte oder Lebensbeschreibung. Ist es doch ohne Akribie nicht möglich, sich ein richtiges Bild zu machen. Auch ist es gewiß ein kühnes Unterfangen, ex posteriori eine Diagnose zu stellen, und dazu noch eine solche, die den meisten Lesern wohl überraschend genug erscheinen mag. Goethe war pathologisch, das ist über jeden Zweifel erhaben. Goethe war — sprechen wir das hier gleich aus, um dem Leser die Kontrolle dieses punctum saliens zu erleichtern — ohne Frage tuberkulös, ein bei günstigstem Verlauf der Krankheit fast gänzlich geheilter Tuberkulöser*: zu diesem Schluß muß jeder Kenner dieser Krankheit kommen, wenn er das Leben des großen Dichters mit kritischem Blick betrachtet und namentlich alle akuten Krankheiten und pathologischen Zustände, die uns aus seinem Leben bekannt sind, an seinem Geiste vorüberziehen läßt. — Um mich dem Leser als zu solch einem Urteil qualifiziert vorzustellen, muß ich hier noch erwähnen, daß ich nicht nur auf Grund eines langjährigen theoretischen Studiums dieser Krankheit, sondern in noch höherem Maße

*) [Die Tuberkulose-Hypothese hat auch schon Dr. Gerber in seiner Schrift „Goethes Beziehungen zur Medizin (Brln. 1900) S. 30 f., allerdings ohne sie näher auszuführen, kurz erwähnt. Die Red.]

auch durch eine 25 Jahre fortgesetzte Beobachtung derselben an mir und vielen andern wohl hoffen darf, auf diesem Gebiet einigermaßen zu Hause zu sein. Die Veranlassung zu nachstehender Arbeit endlich wurde die beim Studium des Möbiusschen Werkes sich mir gewaltsam und unabweisbar aufdrängende Überzeugung von der Richtigkeit meiner Auffassung, die mir in folgendem zu erweisen obliegt.

Betrachten wir zuerst Goethes Eltern, so können wir, wenn wir, was uns ja hier allein interessiert, nur die beiden Kategorien „gesund" und „krank" berühren, nicht viel mehr sagen, als daß im Vater das Pathologische stark vorhanden war. Bekannt ist seine Erregbarkeit, die oft in schrankenlose Heftigkeit ausartete. So erzählt Senkenberg: der Rat Goethe und sein Schwiegervater seien in Streit geraten. Jener habe diesem vorgeworfen, er habe die Stadt an die Franzosen verraten. „Textor warf ein Messer nach ihm, Goethe zog den Degen." „Der Eigensinn", schreibt Möbius, „der den jungen Mann einsam gemacht und eines über das Haus hinausgreifenden Berufs beraubt hatte, wurde mit den Jahren immer größer. Geiz und mißtrauisch-mürrisches Wesen machten ihm und seiner Umgebung das Leben schwer. Im Alter verfiel er rasch, er wurde geistesschwach und verbrachte die letzten Jahre in einem traurigen Zustande." — Bei der Mutter, der Frau Rat, lassen sich pathologische Züge nicht auffinden. Dagegen treten sie bei Goethes Schwester Cornelia in auffallender Weise hervor. Auf dem bekannten Bilde fällt außer den scharfen Zügen und der wenig kleidsamen Frisur noch ganz besonders die schlechte Haltung ins Auge. Wir erfahren weiter, daß sie an Ausschlag gelitten habe, und aus ihrem Tagebuche, daß sie kränklich gewesen sei. Wiederholt klagt sie über die mangelnde Gesundheit, sie werde „hypochonder". Ihr Gemahl Schlosser erzählt: „Jeder Wind, jeder Wassertropfen sperrt sie in die Stube." Nach ihrer ersten Entbindung mußte sie zwei Jahre das Bett hüten, lebte unzufrieden und hadernd mit sich, ihrem Schicksal und andern und wurde immer trübseliger und mißmutiger. Nach ihrer zweiten Entbindung beschloß sie ihr sieches Leben. — Möbius bemerkt hier sehr richtig: „Man stellt sich manchmal die Sache so vor, als wäre Cornelia aus Betrübnis über ihre körperlichen Mängel und durch das Verhältnis zum Vater erst krankhaft geworden. Das heißt natürlich die Dinge umkehren: Die äußeren Mißverhältnisse zeigten innere Mißverhältnisse an und sie konnte mit den Leuten nicht auskommen, weil sie von vorn herein abnorm war."

Die übrigen Geschwister Goethes starben alle früh. Auch das weist, wie Möbius mit Recht hervorhebt, auf ein pathologisches Moment vor der Geburt hin. — Goethe selbst wurde zu früh geboren und kam, angeblich durch die Ungeschicklichkeit der Hebamme, scheintot zur Welt. Daß hier nicht die Hebamme schuld war, sondern ebenfalls pathologische Momente im Spiel gewesen sind, erscheint mir nicht unwahrscheinlich. Als Kind ist Goethe viel krank gewesen, besonders schwer an den Pocken. „Weder von Masern noch Windblattern und wie die Quälgeister der Jugend heißen mögen, blieb ich verschont.“ Aus alledem läßt sich natürlich noch nichts Spezielles schließen. Sehr in die Wagschale aber fällt für unsre Diagnose die Erkrankung in Leipzig. Goethe schildert seinen damaligen Zustand folgendermaßen: „Schon von Hause hatte ich einen gewissen hypochondrischen Zug mitgebracht. . . . Der Schmerz auf der Brust, den ich seit dem Auerstädter Unfall (er hatte sich an einem steckengebliebenen Wagen überhoben) von Zeit zu Zeit empfand und der nach einem Sturz* mit dem Pferde merklich gewachsen war, machte mich mißmutig. Durch eine unglückliche Diät verdarb ich mir die Kräfte der Verdauung“ &c. Dann klagt er den Milchkaffee an, der seine Verdauung gestört habe (Verstopfung), das Merseburger Bier, das Kaltbaden, das Einatmen von salpetrig-sauren Dämpfen beim Behandeln der Radierungen u. s. f. Möbius nennt mit Recht die ganze noch ausführlichere Schilderung mit ihren zum Teil durchaus gesuchten Krankheitsursachen „die Anamnese eines Hypochonders“. Diese Hypochondrie, die sich auch in der Stimmung zeigte („eigene triste Stimmung“ — ausgelassene Lustigkeit — melancholisches Unbehagen, widerliche Launen, er habe alle durch krankhaften Widersinn mehr als einmal verletzt), muß doch wohl eine psychologische Grundlage haben. Es genügt uns aber auch nicht mit Möbius zu sagen, solch eine Verstimmung fänden wir auch heute bei nervösen jungen Leuten. Auch die Nervosität hat meist, um nicht zu sagen immer, eine tiefer liegende physiologische Ursache. Könnte man nach dem bisherigen noch im Zweifel sein, wo man sie in unsrem Falle zu suchen habe, so klärt einen darüber der — nach Möbius unbegreifliche, nach unsrer Auffassung selbstverständliche — Blutsturz im J. 1768 auf. Von den derzeitigen Ärzten und meist auch in der Literatur wird dieser Blutsturz als aus der

*) Beides, das Sichverheben und der Sturz, sind bei Tuberkulose notorische Schädlichkeiten. Verschlimmerungen der Krankheit nach einem Sturz &c. (die sog. traumatische Tuberkulose) sind erfahrungsmäßige Vorkommnisse.

Lunge stammend aufgefaßt. Auch Goethe selbst ist dieser Ansicht. Er schreibt am 1. Oktober 1768 an Herrn Schönkopf, er befinde sich so gut als ein Mensch, der in Zweifel steht, ob er die Lungensucht hat oder nicht, sich befinden könne. Wenn der Patient nach drei Monaten schon wieder meint: „meine Lunge ist so gesund als möglich, aber im Magen sitzt was", so kann das die Eingeweihten keineswegs befremden, sondern ist noch ein Fingerzeig mehr, der auf Tuberkulose deutet. Sagt doch der berühmte Pathologe Niemeyer bei Schilderung dieser Krankheit geradezu (Kapitel Diagnose): „Sie versichern, daß nur ihr Magen krank, ihre Brust gesund sei, ja nehmen es übel, wenn man sie perkutieren und auskultieren will." Auch Möbius schreibt ganz treffend: „Indessen ist es doch nicht unmöglich, daß Goethe einen kleinen tuberkulösen Lungenherd gehabt habe, der unglücklicherweise zur Zerstörung eines größeren Blutgefäßes führte, bei Goethes guter Natur und seiner Kleinheit (Möbius meint natürlich des qu. Herdes) aber trotzdem rasch ausheilte. Nähme man das an, so würde man eine Erklärung für den Blutsturz gewinnen, der den alten Goethe am 26. November 1830 befiel. Man könnte dann vermuten, daß in der aus der Jugendkrankheit stammenden Narbe eine Blutgefäßausbuchtung, ein Aneurysma bestanden habe, das 1830 barst." So nahe ist er schon der richtigen Spur, und dennoch, er meint nach dem zutreffenden Hinweis darauf, daß die Lungenblutung eine Tuberkulose voraussetzen würde, weiter, daß die Annahme der Tuberkulose — zu den größten Unwahrscheinlichkeiten gehöre. Die Tuberkulose könne zwar ausheilen, „aber das geht gewöhnlich nicht so leicht, wenn es einmal zum Blutsturz gekommen ist, und schließlich bleibt der Geheilte ein brüchiger Mensch, der eines Lebens, wie es Goethe bis ins 83. Jahr geführt hat, nicht fähig ist." Letzteres ist nicht richtig. Bei günstigstem Verlauf, wie wir ihn bei Goethe jedenfalls vor uns haben, kann der Ausgang in Genesung ein derartiger sein, daß der einstige Patient von einem Gesunden kaum zu unterscheiden ist. Und welch ein hohes Alter kann ein solcher erreichen! Ich habe einen gekannt, der, schon als junger Mann tuberkulös und Kavernikus, 87 Jahre lebte, trotzdem daß er weit kränklicher war als Goethe, der übrigens, wie wir sehen werden, auch späterhin niemals sich einer sehr robusten Gesundheit zu erfreuen hatte. Und wir dürfen auch nicht vergessen, daß Goethe, abgesehen von den Debauchen in der Jugendzeit, stets einen hohen Grad von Selbstbeherrschung und Mäßigung bewiesen hat. — Auch bei der Diagnostizierung der Halsgeschwulst, an

der Goethe während des Blutsturzes litt, müßte man ratlos hin- und hertasten, wenn man nicht an eine vereiterte Lymphdrüse denken will, wie solche stets bei skrophulösen (alias tuberkulösen) Individuen, sei es als Vorboten des Ausbruchs der Krankheit, sei es als Komplikationen zu finden sind. — Als Goethe aus Leipzig nach Frankfurt zurückgekehrt war, fühlte er sich unwohl und trat seinem Vater „als ein Kränkling" entgegen, „der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden schien." Daß Tuberkulöse auch in Bezug auf die Psyche stark von der Norm abweichen, ist bekannt und wird von uns später auch an Goethe illustriert werden. „Es folgt nun eine ziemlich lange Zeit des Kränkelns." Er litt an hartnäckiger Stuhlverhaltung (wie solches stets bei chronischer Tuberkulose der Fall ist). Wie sehr er sich durch dieselbe belästigt fühlte, geht aus seiner eigenen Schilderung hervor: „Mir war indeß noch eine sehr harte Prüfung vorbereitet: denn eine gestörte und man durfte wohl sagen für gewisse Momente vernichtete Verdauung brachte solche Symptome hervor, daß ich unter großen Beängstigungen das Leben zu verlieren glaubte." Und weiter: „Ja, meine Liebe (d. h. Kätchen), es ist wieder vorbey und ins künftige müssen Sie sich beruhigen, wenn es ja heißen sollte: Er liegt wieder! Sie wissen, meine Constitution macht manchmal einen Fehltritt und in acht Tagen hat sie sich wieder zurechte geholfen*; diesmal war's arg, und sah noch ärger aus als es war, und war mit schräcklichen Schmerzen verbunden." Eine Medizin — ein Gläschen mit alkalisch schmeckenden Krystallen — wirkte Wunder. Möbius denkt hier wohl mit Recht an Glaubersalz, meint aber fälschlich, wir hätten hier das typische Bild einer erfolgreichen Wachsuggestion bei Nervosität. Letztere ist überhaupt ein sehr gebräuchlicher und beliebter Ausdruck, um bei schwierigen Diagnosen unser Nichtwissen zu verdecken. Hervorragende Nervosität pflegt die Tuberkulose fast ausnahmslos zu begleiten. In Goethes Fall hat man wohl weit weniger an Suggestion, die ja immerhin auch eine gewisse Rolle spielt, zu denken, als an faktische große Erleichterung und Besserung des ganzen Zustandes durch Darreichung eines zur rechten Zeit angewandten Laxans, besonders noch an das charakteristische subjektive Wohlbefinden infolge der Beseitigung der sehr quälenden und die Hypochondrie steigernden Stuhlverhaltung und der mit ihr

*) Wir erinnern hier schon an das charakteristische ruck- und stoßweise Auftreten der Krankheitserscheinungen bei Tuberkulose: das Exacerbieren und Remittieren derselben ganz ohne äußere Veranlassung.

verbundenen beängstigenden Kongestionen. — Möbius ist sich nicht klar darüber, warum bei Goethe, nachdem er das Bett verlassen hatte, worauf er vier Wochen an den Sessel „angeschraubt" war, die Füße verbunden gewesen seien und denkt an eine „ableitende Einpackung". Weit näherliegend scheint mir die Annahme, die Verhüllung der Füße sei vorgenommen worden, weil der Patient, wie alle Tuberkulösen, die ja bekanntlich blutarm sind und zu Kongestionen in Kopf und Brust neigen, an kalten Füßen zu leiden hatte. Bei akuten Verschlimmerungen kann sich das Erkalten der Extremitäten bis zu völligem Erstarren steigern, welches dann häufig ein Vorbote eines typischen Frost- und Fieberanfalls ist (vgl. Dettweiler). Wie bezeichnend ist auch die von Goethe skizzierte Stimmung aus dieser Zeit, wie paßt sie zu dem Gesamtbilde!

„Bald still wie ein Hypochondrist,
Und sittig wie ein Mennonist,
Und folgsam, wie ein gutes Lamm;
Bald lustig wie ein Bräutigam,
Leb' ich und bin halb krank und halb gesund,
Am ganzen Leibe wohl, nur in dem Halse* wund;
Sehr mißvergnügt, daß meine Lunge
Nicht soviel Atem reicht, als meine Zunge
Zu manchen Zeiten braucht. . . ."
„O sage du,
Kann man was traurigers erfahren?
An Körper alt, und jung an Jahren,
Halb siech und halb gesund zu sein?
Das gibt so melanchol'sche Laune,
Und ihre Pein
Würd' ich nicht los, und hätt' ich sechs Alraune."

„Zu der vielfachen Verwirrung kam mit einer angehenden Leidenschaft (zu Frederiken) noch ein körperliches Übel, daß mir nämlich nach Tische die Kehle rein zugeschnürt war." Goethe schreibt solches dem roten Tischwein (!) zu. Es ist nicht unmöglich, daß wir hier an das bekannte „Würgen" der Tuberkulösen nach den Mahlzeiten zu denken haben (vgl. Dettweiler). Von einem subjektiv sehr richtigen Gefühl wurde Goethe in seiner Abneigung gegen Kaffee und Tabak geleitet — beides für Tuberkulöse notorische Schädlichkeiten. Seiner Empfindlichkeit gegen Witterungseinflüsse erwähnt er ebenfalls. Auch dieses ist, wie alles vorher Genannte, ein Symptom — nicht der Nervosität, wie Möbius

*) Möbius meint, es handle sich hier um die erwähnte Halsgeschwulst. Mir ist's wahrscheinlicher, daß man an eine Angina zu denken habe. Heißt es doch auch „in dem" und nicht „am" Halse.

annimmt, sondern — der Tuberkulose. Ich möchte hier auch noch auf eine Stelle im Faust hinweisen, die mir schon früh aufgefallen ist und nur aus der Erfahrung an der eigenen Person erklärt werden kann:

> Von Norden dringt der scharfe Geisterzahn
> Auf dich herbei mit pfeilgespitzten Zungen;
> Von Morgen zieh'n vertrocknend sie heran
> Und nähren sich von deinen Lungen.

So konnte nur ein Lungenkranker schreiben! Ist doch die dem Phthisiker schädliche Wirkung der genannten Luftströmungen auch heute noch nicht einmal jedem Arzte bekannt, oder sie wird von vielen derselben unter dem Drucke der einseitig die Wissenschaft beherrschenden Bazillentheorie, mit der sich jene schädliche Wirkung nicht in Einklang bringen läßt, ganz in Abrede gestellt. Wie konnte ein Laie zu solch feiner, zutreffender Beobachtung kommen, wenn er es nicht an sich selbst erfahren hatte?

Wenden wir uns nunmehr dem Psychischen zu, soweit es hier in Betracht kommt. Goethe war als Kind frühreif und lebhaft (vgl. Reibmayr, der diese Erscheinungen als typisch bei tuberkulösen Kindern hervorhebt). Dabei war er heiter, phantasievoll und selbstbewußt. Früh tritt schon die leidenschaftliche Art des Knaben zu tage (Gretchen). Als Greis schreibt er hierüber: „Ich hatte oft halbe Nächte durch mich mit dem größten Ungestüm diesen Schmerzen überlassen, so daß es durch Tränen und Schluchzen zuletzt dahin kam, daß ich kaum mehr schlingen konnte und der Genuß von Speise und Trank mir schmerzlich ward, auch die so nahe verwandte Brust zu leiden schien." Er schildert dieses „Rasen" am Ende des 5. Buches von Dichtung und Wahrheit. Zuletzt trat „eine körperliche Krankheit mit ziemlicher Heftigkeit ein." Möbius weist dann noch darauf hin, daß der Genesene über Jahr und Tag von Nervosität geplagt ward. Bekanntlich waren ihm jeder starke Schall und Lärm zuwider, „krankhafte Gegenstände" erregten seinen Ekel, vor „Tollhäusern" hatte er eine ausgesprochene, an Furcht grenzende Abneigung u. s. f. — „Es ist als ob ein Fieber in ihm glühte", sagt Möbius in Bezug auf seinen damaligen Geisteszustand. Wir möchten auch hier sagen: die Nervosität und das Fieber (periodisch wohl auch im physischen Sinn) eines Tuberkulösen. Mißmut und Extase wechseln fortwährend mit einander ab. Ja, ersterer steigert sich bis zu völligem Lebensüberdruß, letztere bis an die Grenze des Wahnsinns. „Man befreundete sich", schreibt Goethe, „in unmutigem Übermut

mit dem Gedanken, das Leben, wenn es einem nicht mehr anstehe, nach eigenem Belieben allenfalls verlassen zu können." Wie Kaiser Otho wählt Goethe dazu einen scharfen Dolch aus und versuchte, ob er die Willenskraft habe, ihn langsam in die Brust einzusenken. Lerse erzählt, er habe gefürchtet, Goethe werde „überschnappen." „Sehr ausgeprägt", fährt Möbius fort, „war bei Goethe die Zornmutigkeit. Schon der Jüngling schreibt von sich: „O sähest du den Elenden, wie er rast, aber nicht weiß, gegen wen er rasen soll. . . Wie könnte ein Toller vernünftig werden? Das bin ich. Ketten an die Hände. Da wüßt' ich doch, worein ich beißen sollte." Auch im späteren Leben begegnen wir bei Goethe heftigen Zornesausbrüchen und außerdem ganz eigentümlichen Zuständen von Erregung. Professor Kieser beschreibt einen solchen (12. Dez. 1813): „Ich fürchtete mich beinahe vor ihm. . . Ich sah ihn nie so furchtbar heftig, gewaltig, grollend; sein Auge glühte, oft mangelten die Worte und dann schwoll sein Gesicht und die Augen glühten* und die ganze Gestikulation mußte dann das fehlende Wort ersetzen." Hierbei an eine Erregung durch Alkohol zu denken, wäre absurd, zumal Kieser ausdrücklich versichert, es habe kein Tröpfchen gegeben. Die Zornmutigkeit ist aus der bekannten, sehr ausgeprägten Erregbarkeit eines Tuberkulösen leicht zu erklären, die Zustände dichterischer und andrer Erregung aus dem stadium exaltationis, wie ich solches in meiner Arbeit „Gesundheit und Trost für Schwindsüchtige" beschrieben habe — und zwar ganz ohne dabei an Goethe zu denken, den übrigens für tuberkulös zu halten ich schon lange, ehe ich Möbius gelesen, geneigt war. Das stadium exaltationis und das stadium depressionis wechseln bei Tuberkulösen fortwährend ab je nach dem Hervortreten und Zurücktreten der Krankheit — von Gelegenheitsursachen ganz abgesehen. Die Krankheit bildet den festen physiologischen Untergrund, auf dem alle physischen Strömungen dahinfließen, allerdings an und für sich auch wieder je nachdem anschwellend oder abfallend (das Milieu kann dabei eine große, aber nie ausschlaggebende Rolle spielen), und die Psyche wiederum ist auch hier durchaus nicht ohne Einfluß auf die Physis. Die „Wertherstimmung"**, die Goethe eine Zeit lang

*) Goethe hatte bekanntlich glänzende, leuchtende Augen. Auch das stimmt gut zu unsrer Diagnose.

**) Er sagt darüber zu Eckermann: „Es sind lauter Brandraketen! Es wird mir unheimlich dabei und ich fürchte (beim Lesen des Buches) den pathologischen Zustand wieder durchzuempfinden, aus dem das Buch hervorging." Und an Zelter schreibt er: „Daß alle Symptome dieser wunderlichen, so natür-

so völlig beherrschte, beschreibt er selbst sehr zutreffend: „Jener Ekel vor dem Leben (d. h. Selbstmordneigung ohne Not) hat seine physischen und sittlichen Ursachen.“ Als eine derselben bezeichnet er die Wiederkehr der Liebe, als wodurch dieser das Merkmal des Ewigen genommen werde. In der Tat hat Goethe in der Wiederkehr der Liebe recht viel geleistet. Sagt er doch selbst: „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist.“ Auch dieses paßt wieder ganz in den Rahmen unsres Bildes. Ist doch die Verliebtheit der Tuberkulösen geradezu sprichwörtlich (Dr. Reibmayr). Sie entspringt, so meinen wir, einerseits aus der ungemein ausgeprägten Eindrucksfähigkeit dieser Naturen, anderseits aus ihrem sanguinischen Charakter, dem leicht erregbaren Nervensystem und dem dadurch erklärbaren, oft hochgradig verstärkten sinnlichen Trieb. Daß letzterer bei allen edel veranlagten Menschen stets als etwas dem inneren Menschen Fremdes, gleichsam äußerlich Anhängendes, Niederzuhaltendes und zu Bekämpfendes erscheint, das aber dennoch immer wieder an ihm klebt und seine Herrschaft bei jeder Gelegenheit geltend zu machen sucht und daß gerade aus diesem Kampf und Widerstreit, in dem es, wie bei Goethe, auch so oft ein Unterliegen[1] gibt, ein hochgradiges Unlustgefühl entspringen kann, wird man wohl sehr begreiflich finden. Und wenn der Jüngling, wie es nun gar zu natürlich und bei ideal veranlagten, leidenschaftlichen, gefühlvollen Naturen in ganz besonderer Weise der Fall ist, an die Ewigkeit seiner Liebe glaubt und sich dann doch — und gar wie Goethe noch so oft — darin getäuscht sieht, wie sollte dem Reflektierenden bei solcher Erkenntnis nicht tiefster Unmut die Seele erfüllen und einen schon vorhandenen Lebensüberdruß verstärken und akuter machen? Es muß daher befremden, wenn Möbius sagt: „Die Antithese, daß der Wechsel der natürlichen Dinge Grundlage des Behagens (bei Goethe Dichtung und Wahrheit), der Wechsel im Moralischen Grundlage des Überdrusses sei, ist doch recht künstlich.“

---

lichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerstes durchrast haben, daran läßt Werther wohl niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es mich für Entschlüsse und Anstrengungen kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen, sowie ich mich aus manchem späteren Schiffbruch auch mühsam rettete und erholte.

[1]) Goethe nennt auch geradezu noch „die Wiederkehr der eigenen Fehler, deren Notwendigkeit der Jüngling nicht begreife.“

Doch hat Möbius ohne Frage Bielschowsky gegenüber recht, wenn er darauf hinweist, daß das taedium vitae bei Goethe weniger durch seine äußeren Verhältnisse (Zerwürfnisse mit dem Vater, Gefühl allein und unverstanden zu sein, die Faustgefühle, das Ungenügen an Kunstbestrebungen, die Abneigung gegen die Rechtsgeschäfte, die unglückliche Liebe &c.) bedingt gewesen sei, als durch seine physische Beschaffenheit. „Es steckt etwas Organisches darin. Das fühlt ja auch Goethe. . . Daraus, daß die Sache unter den verschiedensten Lebensverhältnissen im wesentlichen dieselbe ist, kann man darauf schließen, daß ihre Ursache im Menschen selbst liegt. . . Das Wesentliche ist eben das, daß der normale Mensch in guten und in schlechten Zeiten am Leben festhält, daß die erste Bedingung des taedium vitae in des Menschen Innerem, in einer mitgebrachten abnormen Beschaffenheit liegt. . . Mit den Faustgefühlen hat es ja seine Richtigkeit, aber sie sind Symptom, nicht Ursache." Das alles unterschreiben wir.

Die Wertherstimmung, die, wie Goethe treffend sagt, nicht angeklebt, sondern eingewoben ist, schwindet schließlich dahin. Der letzte Grund dafür ist unsrer Ansicht nach der überaus günstige Verlauf der Krankheit und das Vollgefühl schließlicher Genesung. Psychisch beruhigend wirkte das Studium Spinozas und die dichterische Tätigkeit als eine in ihm waltende Naturkraft. „Die dunklen Mächte waren besiegt, aber sie waren natürlich noch vorhanden und Goethe mag noch manchen Kampf bestanden haben, wie er denn auf wiederholte Wiederherstellung seiner Existenz aus sittlichem Schutte mehrfach hindeutet."

Bekannt ist, daß Goethe sehr leicht zu Tränen gerührt war. Bei völlig unzulänglichen Anlässen weint er „bitterlich" oder „wie ein Kind". Die Neigung zum Weinen war damals wohl vielen seiner Zeitgenossen eigen. Es war eben eine sentimentale Zeit. Daraus allein wird man aber die Leichtigkeit, mit der auch der Mann Goethe weint, wohl nicht erklären dürfen. Möbius gesteht denn auch, daß er diese Tatsache nicht recht verstehe. Dem Kenner der Tuberkulose wird das überaus zarte, weiche, zur Wehmut gestimmte Gemüt sowie die in den Exacerbationsstadien oft bis zur Hysterie sich steigernde Rührseligkeit dieser Krankenklasse sehr wohl bekannt sein. In gar manchem Auge solcher Kranken habe ich, auch bei mannhaftem Charakter, die Träne schimmern sehen, und zwar nicht bei schlechtem Ergehen, sondern als Ausdruck eines gemütvollen Wesens und zarter, tiefer Empfindung. Dettweiler und andre Autoritäten weisen wiederholt darauf hin.

Bei den weiteren Schilderungen des periodischen Charakters der pathologischen Zustände, denen Goethe immer wieder unterworfen war, begegnen wir bei Möbius Ausführungen, die uns den Psychiater nur gar zu deutlich erkennen lassen und an Lombroso erinnern. In Bezug auf Goethe scheinen sie uns nicht in allem zutreffend zu sein. Die immer wieder ins Feld geführte „Nervosität" giebt als vermeintliche Ursache für alle die sehr merkwürdigen Erscheinungen jedenfalls keinen genügenden und befriedigenden Aufschluß.

Die Schilderung solcher Zustände bei Möbius zeichnet uns aber wieder deutlich und treffend das Bild der Tuberkulose. Wir geben sie hier ausführlicher wieder: „Bald fühlt er (sc. der Nervöse) sich traurig, verstimmt, mutlos, hypochondrisch usw., oder er ist heiterer, zuversichtlicher, unternehmender, lebhafter, zu Affektion geneigter als in seinem normalen Zustande. Der erste Anfall zeigt sich gewöhnlich in der Jugendzeit, die späteren Anfälle können länger oder kürzer sein, annähernd regelmäßig oder in ganz verschiedenen, zuweilen recht großen Abständen wiederkehren, fast immer aber bleibt der Charakter des krankhaften Zustandes derselbe, entweder handelt es sich um eine Depression, oder um eine Erregung, oder um Kombination beider. Der Anfall kommt ohne nachweisbare Ursachen, trotzt aller Behandlung und hört, wenn seine Zeit um ist, von selbst auf." Auch Niemeyer spricht von „Stillständen", die die Tuberkulose von Zeit zu Zeit zu machen pflege. Zum Vergleiche ziehe ich auch noch die in dem von mir verfaßten Buche: „Gesundheit und Trost für Schwindsüchtige" sich findende Schilderung herbei, die sich merkwürdig mit der Möbiusschen berührt. Es heißt dort: „Durch das Gemüt des Lungenkranken weht ein melancholischer Zug, der sich aus dem herabgedrückten Niveau der gesamten vitalen Energie zur Genüge erklären läßt. . . Äußerlich braucht dieser Grundzug dabei durchaus nicht immer zu tage zu treten, im Gegenteil: es muß die oft an Ausgelassenheit grenzende Heiterkeit, die im grellen Kontrast zur Schwere des Leidens steht, geradezu auffallen. Sobald aber eine akute Verschlimmerung der Krankheit eintritt, steigert sich die im Innersten wohnende Schwermut sofort zu tiefer Gemütsverstimmung und Mutlosigkeit, die unter Umständen an Verzweiflung grenzen kann. . . Es ist, als ob auch der Organismus es müde werde, immer wieder dieselben Krankheitsbahnen zu durchlaufen, als sei er auch auf diesem Punkt schon ebenso „nervös" geworden, wie

Geist und Seele des Patienten. . . Der Charakter der Krankheit äußert sich in fortwährenden Stillständen und fortwährenden Vorstößen. Plötzlich, oft auch ganz unabhängig von äußeren Schädlichkeiten, einzig und allein durch einen akuten Vorstoß der Krankheit bedingt, fühlt sich der eben noch fast Gesunde matt und elend, fällt aus einem Katarrh in den anderen, fiebert mehr oder weniger leicht, verliert den Appetit und Schlaf usw. . . . Ganz dem entsprechend ist dann auch die Stimmung eine wechselnde, sich durch jähe Gegensätze charakterisierende. Was oft als Laune erscheint, ist nichts anderes, als die naturgemäße Begleiterscheinung des physischen Ergehens." Es würde zu weit führen, wenn ich diese wechselnden Zustände, die ich wie erwähnt in meinem obenerwähnten Buche als stadium depressionis und stadium exaltationis bezeichne, hier noch ausführlicher vorführen wollte. Ich wiederhole nur, daß ich damals noch keine genauere Kenntnis von den pathologischen Zuständen Goethes hatte und nicht im entferntesten dabei an ihn gedacht hatte. Und doch deckt die Schilderung dieser Stadien sich in auffallender Weise mit den in Goethes Leben sich zeigenden wechselnden Zuständen, die auch nachdem das akuteste Stadium der physischen Krankheit überwunden ist, gleichsam eisernes Inventar des Charakters zu bleiben pflegen, wie ich aus der Erfahrung an mir selbst weiß. Und dann will ich noch hervorheben, daß die mutlose gedrückte Stimmung den Zustand einer physisch-psychischen Depression darstellt, wo man auch zu keinerlei Leistungen aufgelegt ist und es einem gar oft ergeht, wie Goethe es mit den Worten ausdrückt:

Gerne hätt' ich fortgeschrieben,
Aber es ist liegen blieben.

Im stadium exaltationis dagegen, in welchem die Hoffnungsfreudigkeit, die gehobene Stimmung und Unternehmungslust einen sehr hohen Grad erreichen kann, ist man auf geeignetem Gebiet unglaublich viel zu leisten im stande, wie solches bei Goethe ja häufig genug in dem rapiden Schaffen vieler seiner Werke so eklatant hervortritt. Als Kuriosum will ich endlich hier noch erwähnen, daß ich diesen Wechsel der Stimmung bei Niederschrift meines Buchs mit Goethes Worten charakterisiert hatte: „himmelhochjauchzend — zu Tode betrübt", und bald darauf in einem Spezialwerke* des bekannten Tuberkuloseforschers Cornet zu demselben Behuf genau diese Worte und noch dazu in fettem Druck

*) Spezielle Pathologie und Theraphie. Hrsg. von Prof. Dr. Nothnagel. XIV. Band. III. Teil: Prof. Dr. G. Cornet, Die Tuberkulose.

wiederfand, worauf ich die meinigen natürlich strich. — Möbius schreibt in dieser Hinsicht sehr treffend: „Das Wesentliche aber, das in Goethes Leben ein nicht durch äußere Umstände erklärbarer Wechsel zwischen ruhigen und erregten Zeiten stattfindet und daß die wichtigsten Produktionen an diese letztere gebunden sind, ist nicht abzuleugnen. Der Einwurf, es handle sich dabei nur um „Stimmungen, will gar nichts besagen. Ein solcher Stimmungswechsel ist eben pathologisch. . . . Außer den bisher besprochenen Zeiten der Erregung mit vermehrter Produktivität finden wir in Goethes Leben einen fortwährenden Wechsel der Stimmung; Zeiten der Verstimmung wechseln unregelmäßig mit Heiterkeit, tiefgehendes Mißbehagen folgt auf Zeiten frischer Kraft.“ —

Möbius fährt dann fort: „Goethe selbst ist Faust und Mephistopheles zugleich, Erregung und Kritik zugleich. . . Wenn jemand im stande ist, jederzeit sich selbst zu beobachten, so ist er nicht normal“. . . „In jede Gesellschaft begleitet ihn Mephisto, bei jedem Buche las er, ihm über die Schulter sehend, mit“. . . . „Jeder höherstehende Mensch wird etwas wissen von der Spaltung seiner Persönlichkeit in das Positive, Tätige und das Negative, Kritische, aber normal ist diese Spaltung nicht; Höherstehen und Pathologischsein gehören zusammen.“ Gerade diese letzten Worte sind für den Standpunkt Möbius' sehr bezeichnend. Sie erscheinen demjenigen, der sich mit dieser Materie garnicht oder wenig befaßt hat, geradezu absurd, und dennoch liegt in ihnen sehr viel Wahres. Meint doch auch ein so gediegener and vielerfahrener Schriftsteller wie Hilty: „Die völlige Gesundheit ist nicht selten mit einer gewissen geistigen Mittelmäßigkeit verbunden, während die tiefsten Gedanken und Gefühle nur aus Leiden geboren werden“ („Glück“, III. Teil). Man braucht also keineswegs, wie der Türmer es in seinem Tagebuche tut (Okt. 1899, Heft 1), hinter „Goethe als pathologische (!!) Erscheinung“ zwei Ausrufungszeichen zu machen und darf ihn noch weit weniger, wie es dort weiter heißt, als „ferngesunden Alten“ oder „Musterexemplar körperlicher und geistiger Gesundheit“ bezeichnen. Damit beweist man nur, daß man sich in Goethes Leben und Wesen nicht hinlänglich vertieft hat. Goethe ist bekanntlich in seinem langen Leben sehr viel krank gewesen. Wir folgen wieder den Aufzeichnungen bei Möbius. So machte er 1780 eine schwere Influenza (Möbius) durch. Es könnte das, wie die späteren Erkrankungen andeuten, wohl auch eine Pneumonie resp. Pleuritis gewesen sein. Später hat er viel an Angina

gelitten, der beständigen, lästigen Begleiterin der chronischen Tuberkulose. Dann wird einer „Nierenkolik“ im J. 1805 erwähnt, deren heftige und häufige Anfälle dem Arzt höchst bedenklich waren. Im J. 1801 hatte Goethe eine „Blatter-Rose“, richtiger wohl eine Gesichts- und Kopfrose, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Frau von Stein schreibt darüber am 12. Januar 1801: „Es ist ein Krampfhusten und zugleich die Blatterrose; er kann in kein Bett und muß immer in einer stehenden Stellung erhalten werden; sonst will er ersticken. Der Hals ist verschwollen, so wie das Gesicht, und voller Blasen inwendig“. . . Bei schweren Erkrankungen der Respirationsorgane findet man es sehr häufig, daß der Patient nur in stehender oder sitzender Stellung noch einigermaßen zu atmen vermag. Es könnte sich hier ja auch um eine Komplikation gehandelt haben. — Am 17. Februar 1823 hatte Goethe eine Herzbeutelentzündung (Perikarditis) zu überstehen. Es heißt in der betr. Schilderung: „Am 17. Februar befiel ihn eine Entzündung des Herzbeutels und wahrscheinlich auch eines Teils des Herzens, wozu sich noch eine Entzündung der Pleura gesellte, die ihn im Verlauf der nächsten Woche an den Rand des Grabes brachte. Am 24. Februar war der Tag der Entscheidung. Die Ärzte befürchteten das Schlimmste.“ Hierzu bemerke ich, daß es nicht selten vorkommt, daß eine linksseitige Pleuritis in der Herzgegend auf den Herzbeutel überspringt und dann sehr lästig und gefährlich werden kann. Dergleichen kommt sehr häufig auch gerade bei Tuberkulösen vor, wobei tuberkulöse Prozesse die Ursache der Pleuritis sind. Auch ich habe eine solche Krankheit mit jener Komplikation zu bestehen gehabt. — Im November desselben Jahres erkrankte Goethe an einem quälenden Husten, der in ein „Brustfieber“ ausartete, mit Schmerzen in der Herzgegend verbunden war und so schlimm wurde, daß man die „Brustwassersucht“ befürchtete. Möbius meint mit Recht, daß es sich auch um eine linksseitige Pleuritis gehandelt habe. Die Häufigkeit der Verdauungsstörungen, die sein behandelnder Arzt Dr. Vogel erwähnt und eine Augenentzündung (1829) passen beide in den Rahmen unserer Diagnose und sind oft geradezu symptomatisch. Handelt es sich doch auch hier, wie bei Brustleiden schwererer Art, um Ernährungsstörungen ernsterer Natur. —

Gleichsam als Siegel unserer Diagnose erscheint der schwere Blutsturz am 30. November 1830, den Goethes Arzt Dr. Vogel als „Lungenblutsturz“ aus den geborstenen, bedeutenden Blut-

gefäßen bezeichnet. Möbius sieht sich hier wieder vor ähnlichen Schwierigkeiten, wie bei der Leipziger Blutung. „Es kann sich," giebt er aber doch zu, „um eine Blutung aus dem alten Krankheits-Herde in der Lunge handeln." Ohne Frage ist es eine solche gewesen, wenn man nicht, was ja auch nicht ganz ausgeschlossen wäre, an einen durch all die Prozesse in der Lunge allmälig vorbereiteten Blutsturz aus einem neuen Krankheitsherde denken will. Daß das Blut aus der Lunge stammt, scheint mir gar keinem Zweifel zu unterliegen und ergiebt sich jetzt ja auch schon aus der ganzen Anamnese. — Auch Goethes Tod weist uns immer wieder auf die Brust hin. Am 15. März 1832 zog er sich eine Erkältung zu. „In der Nacht vom 19. auf den 20. März trat ein Anfall von Angina pectoris ein: Schmerz in der Brust, Atemnot, heftige Angst. . . Die Zähne klapperten vor Frost, der Puls war so schnell, daß man ihn kaum zählen konnte." Dann erholte er sich etwas. Am 21. März, 11 Uhr vormittags, kollabierte der Kranke, d. h. er wurde unbesinnlich, die Hände wurden kühl, es trat Schweiß ein, der Puls wurde klein und rasch, es begann in der Brust zu rasseln, der Kranke phantasierte dazwischen und wurde somnolent*. Am 22. März 1/2 1 Uhr trat der Tod ein. Es wird sich — besonders charakteristisch ist der Schüttelfrost — wohl auch wieder um eine Pneumonie** oder Pleuritis gehandelt haben, und der Tod erfolgte schließlich durch Herzlähmung. Ottilie Goethe schreibt an Holtey: Goethe sei „nach kurzem Krankseyn am Stickflusse in Folge eines nervös gewordenen Katarrhalfiebers" gestorben. „Wir würden sagen," bemerkt Möbius, „weil bei der letzten katarrhalischen Erkrankung sein Herz erlahmte."

Daß von Goethe berichtet wird, er sei wohlbeleibt gewesen, die Brust breit und gewölbt, der Hals rund, steht zu unserer Diagnose (gutartigste Form von Tuberkulose) durchaus nicht im Widerspruch. Ist es doch jetzt allgemein bekannt, daß selbst Athleten an Phthise zu Grunde gehen, ja sie gerade bis zu 60%. Ich habe auch mehrere solcher starknackiger, muskulöser und

---

*) „Kurz vor dem Tode, je mehr das Fieber den Charakter der Asthenie annimmt, wird das Sensorium meist benommen, der Kranke deliriert, oder wird somnolent und hat oft ein leichtes Ende." (Niemeyer, Pathologie, Kapitel: Chronische Miliartuberkulose.

**) Niemeyer schreibt (Pathologie, Kapitel: Kroupöse Pneumonie): „Der Kranke stirbt in vielen Fällen „an nervöser Grippe" . . . und weiter: „Ich erinnere hier noch einmal an den Schüttelfrost, welcher bei solchen Kranken fast niemals fehlt."

wohlbeleibter Männer gekannt, die nach langem Kränkeln der Phthise erlagen. Auch von mir sagte einst mein Arzt: „Kolossale Muskulatur!“ Die weitere Schilderung: „Die Haut zart und weiß mit durchschimmernden Venen, an den Unterschenkeln geringe Varicositäten“ stimmen dann genau wieder mit dem tuberkulösen Habitus. —

Möbius bedauert mit Recht, daß die Photographie zu Goethes Zeiten noch nicht erfunden war. Die Bilder, die wir besitzen, sind einander sehr unähnlich und geben das Original gewiß nicht ganz getreu wieder. Ich möchte es indessen doch nicht unterlassen, den Leser zur Prüfung einiger charakterischer Bilder aufzufordern. Der etwa im 28. Lebensjahre angefertigte Kupferstich zeigt uns ein relativ hageres Gesicht mit sehr scharfen Zügen und ziemlich langem Halse. Auch das Gemälde vom Juli 1779 zeigt noch einen schlanken jungen Mann. In dem Bildnis vom Juni 1828 fallen die starken „Schatten“ unter den Augen auf und charakteristisch ist auch die stark nach vorn gebeugte Gestalt des im März 1832 erschienenen Bildes, das auf Grund der Schreinerschen Lithographie entworfen worden ist. Das Pathologische ist allen diesen Bildern mehr oder weniger stark aufgeprägt. Bei keinem derselben ist man versucht auszurufen: „Der kann unmöglich tuberkulös gewesen sein:“ —

Zur Vervollständigung des von uns bisher Vorgeführten, erinnere ich noch daran, daß nach dem ersten Sohn August Goethe noch 4 Kinder geschenkt worden sind. Das eine von ihnen war ein todtgeborener Knabe, die übrigen starben gleich nach der Geburt oder bald. Ob hierbei nicht auch schon die Tuberkulose die Hand im Spiel hatte? Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß Frühgeburt, Totgeburt und große Kindersterblichkeit so recht zum Herrschaftsgebiet der Tuberkulose gehören. Das einzige am Leben gebliebene Kind August war eine durch und durch krankhaft veranlagte Natur. Sein Tod ist in Dunkel gehüllt. Der Arzt habe erklärt, er sei nach einer zurückgetretenen Hautkrankheit dem Gehirnschlage erlegen. Man vermutete, daß August an den Pocken erkrankt gewesen sei. Andere denken an Selbstmord. Die Wittwe Prellers berichtet, es habe sich bei der Sektion eine „Blatter auf dem Gehirn“ gefunden. Möbius meint wohl mit Recht: „Wahrscheinlicher (als die Pocken- und Scharlach-Diagnose) ist, daß die Ursache des apoplektischen Anfalls eine schon vorhandene Gehirnerkrankung war, daß das Fieber nur den Anstoß gab. Diese Gehirnerkrankung könnte Wirkung des Alko-

holismus oder progressiver Paralyse gewesen sein. Wenn ein 40jähriger Mann an einem Gehirntod stirbt, denkt man zuerst an progressive Paralyse oder an deren Ursache." Mir scheint es auch nicht ausgeschlossen, daß August Goethe einer Gehirntuberkulose erlegen sei. Von seinen Söhnen — das ist noch für die Diagnostizirung der Krankheit sowohl Augusts als auch unseres großen Dichters von Belang — starben der eine an der Schwindsucht, der andere an asthmatischen Anfällen. „Der Schwindsüchtige stammt ab vom Schwindsüchtigen" (Hippokrates).

Überblicken wir im Zusammenhang alle die in Vorstehendem genannten, für die zu stellende Diagnose wichtigsten Symptome und schließen wir aus ihnen und ex juvantibus, so werden wir uns schwerlich ein anderes Urteil über das Pathologische in Goethe erlauben dürfen, als das von uns oben abgegebene.

Der Versuch, den Persönlichkeiten hervorragender Menschen durch Analyse ihrer Konstitution näher zu treten, sollte — so meinen wir zum Schluß — nicht so befremdend erscheinen. Jedenfalls wird der Charakter einer Persönlichkeit — das wird wohl jeder Einsichtige zugeben — durch einen etwaigen pathologischen Untergrund entschieden in weit höherem Grade beeinflußt und gebildet werden als durch die zufälligen Umstände, in denen sie sich befindet, durch Ereignisse, die an sie herantreten — durch das „Milieu". Das Erforschen des Pathologischen, von der Norm abweichenden, bei großen Männern und das Abschätzen inwieweit solches im Charakter derselben und in ihren Leistungen für die Menschheit eine mehr oder weniger leitende Rolle spielt, das Verhältnis ihres Somatischen zum Psychischen und deren gegenseitiges unablässiges Sichbeeinflussen wäre, so meinen wir, wohl ein würdigeres und dankbareres Objekt für Wissenschaft und Kunst als die Kultivierung der widerwärtigen und dummen Lehre (Möbius) vom Milieu. Wir brauchen dabei auch nicht allzu ängstlich zu sein und etwa mit dem „Türmer" (Okt. 1899, Heft 1) vor solcher „rein materialistischen*) Beweisführung", wie er die Möbiusschen Ausführungen nennt, zu warnen. Es mag ja wohl vielen die Bezeichnung des Hoch- und Höchststehenden als Pathologisch überraschend oder nicht recht sympathisch sein. Es wird gewiß so mancher mit dem „Türmer" meinen, daß „pathologisch" nicht „das rechte Wort sei für die göttliche Eingebung, mit der

*) Dafür, daß Möbius selbst nicht der materialistischen Weltauffassung huldigt, scheinen mir abgesehen vom ganzen Tenor des Buchs auch noch einige deutliche Winke zu sprechen.

der Unerforschliche und Allgütige einzelne Auserwählte unseres Geschlechts begnadet". Aber wegleugnen läßt sich doch nun einmal das Pathologische nicht, wo es vorhanden ist oder war. Wir sind also gezwungen, es mit in unsre Rechnung aufzunehmen und uns so oder so mit ihm abzufinden. Ist es aber denn so schwer, über das „Pathologische" einerseits und die „göttliche Eingebung" anderseits die Brücke zu schlagen? Kann denn nicht auch der Pathologische — um die vom „Türmer" zitierten Worte Goethes zu gebrauchen — als „ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten sein, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses"? Sollte der Gott, der einem den siechen oder doch weniger robusten Leib gab, nicht diese unzweifelhafte Benachteiligung durch eine feinere, eindrucksfähigere, höherstehende, weil gleichsam ätherischere Organisation, sowie in Verbindung damit durch einen dem gewöhnlichen Treiben dieser Welt fremden, aufgeschlossenen, zu Höherem und Idealem geneigten Sinn, einen lebhafteren, begabteren Geist bis hinauf zu den Höhen des Genius zu verleihen im Stande sein? Und sollte hierin nicht gerade auch wiederum ein klarer Erweis der göttlichen Gerechtigkeit und Gnade liegen, die, wenn sie schlägt, doch auch verbindet, wenn sie nimmt, doch auch tausendfach wiedergibt?

Schau, darum ist der reiche Schacht,
Das tiefste Wasser dunkel,
Und, ist sie finster, zeigt die Nacht
Das schönste Sterngefunkel.

Ich glaube die Anerkennung des pathologischen Untergrundes bei den weitaus meisten der hervorragendsten Männer — die Ausnahmen, die gewiß vorkommen, bestätigen nur die Regel — braucht uns noch lange nicht in den Materialismus zu führen. Hier giebt es doch noch Tausende von Kombinationen über das Verhältnis der göttlichen Eingebung zum Genius und dann wieder über die Wechselwirkung von Physis und Psyche und, wie die Sterne am Himmel, noch unzählige andere Dinge, von denen unsre Weisheit sich nichts träumen läßt. Sollten wir aber vor all dem im letzten Grunde doch „Unerforschlichen" nur staunend stehen und, wie der „Türmer" meint, es nach Goethes Rat „ruhig verehren?" Sollten wir nicht vielmehr dennoch berechtigt sein, auch ihm, dem Rätselhaften, sinnend nachzugehen? Es, soweit es für uns greifbar ist, auch zu fassen und derart ein Körnlein Wahrheit nach dem anderen zu ihrem Tempel zu tragen versuchen als unser geringes Opfer? Geschieht es doch alles nicht

nur zu unsrer eigenen Förderung, sondern sicherlich doch auch im Dienste des Reiches, wo das Licht wohnt und die Wahrheit thront! —

Ich schließe mit dem Wunsche, der Leser möge, vielleicht auch durch diese Zeilen angeregt, ohne Vorurteil dem Studium des Pathologischen bei unsren größten Männern näher treten und er wird nicht umhin können, ihm nicht nur ein hohes Interesse abzugewinnen, sondern auch den gewiß nicht geringen Einfluß desselben auf den ganzen Charakter und in Sonderheit auch auf die Begabung des betreffenden Individuums zuzugestehen und zwar, so hoffe ich, ohne damit in den Materialismus zu geraten.

Von unseren Theatern.

Über das Rigasche Stadttheater im zweiten Drittel der Saison 1903/4.

In der Zeit vom 19. November 1903 bis zum 19. Februar 1904 haben im Rigaschen Stadttheater an 97 Abenden oder Nachmittagen im Ganzen 109 Vorstellungen stattgefunden. Davon entfielen:

auf das Schauspiel	. . .	25
auf das mittlere Lustspiel	.	3
auf Schwänke und Possen	.	18
auf die Oper	. . . . .	32
auf die Operette	. . . .	14
auf das Märchenspiel	. .	10
auf das Ballet	. . . .	5
Festspiel	. . . .	2

Im Ganzen: 109 Vorstellungen.

Von diesen 109 Vorstellungen entfielen nun 60 oder vielmehr, da wir hierbei auch die Aufführungen im ersten Drittel der Saison (vgl. B. M. Januarheft S. 73) berücksichtigen müssen, 77 auf Wiederholungen, so daß also im Ganzen 32 (einschließlich der wiederholten: 49) verschiedene Stücke aufgeführt wurden. Davon waren — wir fügen im Folgenden die Anzahl der Aufführungen jedes Stückes in Klammern hinzu und schließen die aus dem ersten Saisondrittel wiederholten Stücke in kleinerer Schrift an —:

Schauspiele — 8 (einschließlich der wiederholten: 13) und zwar: je 1 Mal Meilhac's und Halevy's „Frou-Frou"; Ibsens „Baumeister Solneß"; Hoffmannsthals „Die Hochzeit der Sobeide"; Antonius und Kleopatra; Sudermanns „Heimat"; Torquato Tasso (2); Beyerleins „Der Zapfenstreich" (7); M. Halbes „Der Strom" (6);

Maria Stuart (1, überhaupt in der Saison 2); Grillparzers „Gastfreund" und „Argonauten" (1, überhaupt 4) und „Medea" (1, überhaupt 4); Bloems „Es werde Recht" (1, überhaupt 5)); Meyer-Försters „Alt-Heidelberg (1, überhaupt 4).

Mittlere Lustspiele — 2 und zwar: Capus' „Das Glück" (1); Schnitzler's „Literatur" (2).

Possen, Schwänke 2c — 5 (einschließlich der wiederholten: 6) und zwar: Klein Geld (5); Nesemanns Rheinfahrt (4); Robert und Bertram (3); Raub der Sabinerinnen (2); Der Salontiroler (2);

Liebesmanöver (2, überhaupt 4).

Opern — 11 (einschließlich der wiederholten: 19) und zwar: Bajazzo (2); Cavalleria rusticana (3); Faust (1); Mikado (3); Aida (2); Fidelio (2); Pik Dame (1); Walküre (1); Orpheus und Eurydike (2); Maienkönigin (2); Freischütz (1);

Die Lustigen Weiber (1, überhaupt 2); Louise (3, überhaupt 8); Robert der Teufel (1, überhaupt 3); Waffenschmied (1, überhaupt 2); Tannhäuser (1, überhaupt 2); Lohengrin (2, überhaupt 4); Heimchen am Herd (2, überhaupt 3); Hugenotten (1, überhaupt 2).

Operetten — 3 (einschließlich der wiederholten: 5) und zwar: Don Caesar (3); Fledermaus (5); Die Glocken von Corneville (1);

Der Rastelbinder (3, überhaupt 12); Der Bettelstudent (2, überhaupt 6).

Märchenspiele — 1 (einschließlich der wiederholten: 2): Die Zauberrute (8);

Hänsel und Gretel (2, überhaupt 5).

Ballet — 1: Die Puppenfee (5).

Festspiel — 1: Herder in Riga (2).

Unter diesen Stücken waren Novitäten: die Schauspiele: „Zapfenstreich", „Der Strom", „Hochzeit der Sobeide"; das Festspiel „Herder in Riga"; das Lustspiel „Literatur" und der Schwank „Nesemanns Rheinfahrt". Im Ganzen also 6 Stücke, d. h. ebensoviel wie im ersten Drittel der Saison.

Es ist nun sehr lehrreich zum Vergleich die Darbietungen des Revaler Interimstheaters im gleichen Zeitraum heranzuziehen. Vom 19. November bis zum 19. Februar wurden hier im Ganzen 74 Vorstellungen gegeben und davon entfielen:

auf das Schauspiel . . .	27
auf das mittlere Lustspiel .	9
auf Possen und Schwänke .	18
auf die Operette	16
auf ein Weihnachtsspiel .	4

In diesen 74 Vorstellungen wurden im Ganzen 41 (oder wenn wir die aus dem ersten Drittel der Saison wiederholten mitzählen 50) verschiedene Stücke aufgeführt. Davon waren:

Klassische Dramen — 6 (bezw. 7), je ein Mal: Lessings „Nathan der Weise“ und „Emilia Galotti“; Schillers „Maria Stuart“; Körners „Zriny“; Shakespeares „König Richard III“; Goethes „Iphigenia“;

Grillparzers „Hero und Leander“.

Andere Schauspiele — 16 (bezw. 17): Hauptmanns „Biberpelz“; Hudgson-Burnett's „Der kleine Lord“; Beyerleins „Zapfenstreich“ als Novität (2); Ibsens „Gespenster“, „Klein-Eyolf“ und „Nora“; Halbes „Der Strom“; Bojers „Theodora“; Schmidt's „Mutter Landstraße“ als Novität (2); Wolffsohns „Nur eine Seele“; Ganghofer und Brociners „Hochzeit von Valeni“; Dumas' „Cameliendame“; Berton und Simons „Zaza“; Leslys „Leibeigenschaft“ als Novität; des Fürsten von Montenegro „Die Kaiserin des Balkans“; O. Ernsts „Die Gerechtigkeit“ als Novität;

Meyer-Försters „Alt-Heidelberg“ (2, überhaupt 3).

Mittlere Lustspiele — 7 (bezw. 8): Mosers „Krieg im Frieden“ und „Veilchenfresser“; Benediks „Die zärtlichen Verwandten“; Nischs „Das Ewig-Weibliche“ als Novität (2); Thoms „Die Lokalbahn“ als Novität; Schönthan und Kadelburgs „Komtesse Guckerl“; Dumas' „Kean“;

Blumenthals „Fee Caprice“ (1, überhaupt 3).

Possen und Schwänke — 5 (bezw. 9): Kraatz und Stobitzers „Mamselle Tourbillon“ als Novität (2); „Der Hochtourist“ als Novität (2); Mannstädts „Stabstrompeter“; Krenn und Schönfelds „Himmelhof“ als Novität (3); Freunds „Eine tolle Nacht“;

„Der blinde Passagier“ (2, überhaupt 4); „Reise um die Erde in 80 Tagen“ (2, überhaupt 9); „Lutti“ (4, überhaupt 6); Schönaus „Seine Kammerzofe“ (1, überhaupt 2).

Operetten — 6 (bezw. 9): „Pariser Leben“ (2); „Der arme Jonathan“ (2); „Der Vizeadmiral“ (2); „Die Landstreicher“ als Novität (4); „Orpheus in der Unterwelt (2); „Das süße Mädel“ (1);

„Der Zigeunerbaron“ (1, überhaupt 2); „Der Obersteiger“ (1, überhaupt 3); „Die Fledermaus“ (1, überhaupt 2).

Weihnachtsspiel — 1: Anthonys „Amaranth“ (4).

Darunter befanden sich 10 Novitäten und zwar 4 Schauspiele, 2 Lustspiele, 3 Possen oder Schwänke und 1 Operette.

Wie gesagt, es ist doch recht lehrreich, diese Repertoir-Übersichten unsrer beiden Theater mit einander zu vergleichen, und — man wird nicht umhin können zuzugestehen, daß das Revaler

Theater ohne Zweifel günstiger abschneidet. Wir gehen hier wiederum von den prinzipiellen Anschauungen über die heutige Bedeutung und Aufgaben unsrer Bühnen aus, wie sie im Januarheft der „B. M.“ dargelegt wurden. Was zunächst die Abwechslung und Reichhaltigkeit der Darbietungen anlangt, so wurden also in Reval im zweiten Saisondrittel in 74 Vorstellungen 41 (bezw. 50, vgl. o.) verschiedene Stücke aufgeführt, das sind etwa 55,4 pCt. (bezw. 67,5 pCt.), während in Riga deren Anzahl bloß etwa 29,4 pCt. (bezw. 45 pCt.) erreichte. Und zu einem ähnlichen Resultat gelangt man, wenn man die beiden ersten Drittel der Saison zusammen ins Auge faßt: in Reval sind es in diesem Zeitraum 60,7 pCt. verschiedener Stücke, in Riga etwa 34,5 pCt., oder, wenn wir die Oper nicht mitrechnen, bloß 28 pCt.

Fragen wir — und darauf wird es ja in erster Reihe ankommen — nach den dem Schauspiel und mittleren Lustspiel gewidmeten Vorstellungen, so betrug ihre Zahl im zweiten Drittel der Saison in Reval ca. 48,6 pCt,. in Riga dagegen nur 27,5 pCt., oder vielmehr, da wir hier, um bei komparablen Größen zu bleiben, natürlich von der Gesamtzahl die (in Reval fehlenden) Opernvorstellungen in Abrechnung bringen müssen — 39 pCt. Das Verhältnis gestaltet sich freilich für Riga wesentlich günstiger, wenn wir die beiden ersten Drittel der Saison zusammen betrachten: in Reval entfallen dann auf das Schauspiel und mittlere Lustspiel 43,6 pCt. der Vorstellungen, in Riga (nach Abrechnung der Oper) 45,3 pCt. Aber dieses Verhältnis wird wieder bedeutend zu Ungunsten der Rigaschen Bühne verschoben, wenn wir die Frage stellen, wie viel verschiedener solcher Stücke in dem genannten Zeitraum hier und dort zur Darstellung kamen. In Reval sind nämlich in 61 Schauspiel- und Lustspielvorstellungen 51 verschiedene Stücke dargeboten worden, das sind 83,6 pCt. der Gesamtzahl, in Riga dagegen in 68 Vorstellungen 28 Stücke, das sind bloß 41,2 pCt. Man ist also in Reval bedeutend vielseitiger im Einstudieren von Stücken gewesen, als in Riga, wo verhältnismäßig sehr viel häufiger Wiederholungen stattfinden. Das erklärt sich einerseits gewiß auch aus den Verhältnissen und Bedürfnissen der größeren Stadt; ob jedoch nur daraus, das ist eine Frage, die nicht so einfach zu beantworten ist. —

Dagegen halten sich, was die klassischen Stücke, das große Drama, anlangt, beide Bühnen in erfreulicher Weise die Wage: in Reval gelangten (gerechnet bis zum 19. Febr.) im Ganzen 13

in Riga 12 zur Aufführung. Nur daß sie in Reval regelmäßiger und zielbewußter verteilt scheinen; und hier erfreuen sich diese Aufführungen auch eines konstant regen Besuchs. Es ist das eine Erscheinung, deren Wichtigkeit nicht unterschätzt werden darf. Allerdings wurden diese Bühnenwerke hier, wenigstens im zweiten Saisondrittel, durchweg zu ermäßigten Preisen gegeben. Die Rigasche Bühne befolgt in dieser Hinsicht ein ganz anderes Verfahren. Dort, in Reval, wurden außer 7 klassischen Stücken noch 4 andre (Alt-Heidelberg, 2 Mal; Reise um die Erde; Mamselle Tourbillon; Amaranth, 3 Mal), im Ganzen 11 Stücke in 14 Vorstellungen zu ermäßigten Preisen gegeben; hier, in Riga, dagegen folgende 10 Stücke in 17 Vorstellungen: Maria Stuart; Bettelstudent; Es werde Recht; Liebesmanöver; Klein Geld; Zapfenstreich; Robert und Bertram; Alt-Heidelberg; Raub der Sabinerinnen; Zauberrute (8 Mal). Der Unterschied ist in die Augen fallend: dort läßt man, außer den Rücksichten auf die Kasse und das Weihnachtsvergnügen der Jugend, auch noch andre, größere Gesichtspunkte, die aus einer tieferen Auffassung der besonderen Aufgaben unsres Theaters gewonnen werden, für die Aufführungen zu ermäßigten Preisen maßgebend sein; hier scheinen das fast ausschließlich die Bemühungen um Kassenerfolg zu sein. Man wird nicht sagen können, daß dies einen besonders erfreulichen Eindruck macht. Und merkwürdiger Weise stellt sich bei dieser Spekulation auch nicht einmal immer der erhoffte Erfolg ein; „Liebesmanöver" (zum vierten Mal gegeben) und „Robert und Bertram" (zum dritten Mal gegeben) erzielten bei ermäßigten Preisen, am Sonntag Nachmittag, bloß eine Frequenz von 675 Personen, also nur wenig mehr als die erfahrungsmäßige Besuchsziffer im Durchschnitt (624) überhaupt beträgt; und zum „Klein-Geld", bei dem die Frequenzziffer nur in der Erstaufführung über den Durchschnitt hinausgegangen und bis zum vierten Mal auf 425 gesunken war, erschienen, als es am Sonntag Nachmittag zum fünften Mal auch noch zu ermäßigten Preisen über die Bretter ging, doch nur 625 Besucher. — Dagegen verdient wohl auch bemerkt zu werden, daß „Maria Stuart", bei ermäßigten Preisen und zwar bereits zum zweiten Mal in der Saison gegeben, doch immer 875 Besucher hatte; es ist das, abgesehen von der „Zauberrute", die viertgrößte Frequenzziffer bei den Vorstellungen zu ermäßigten Preisen. Ähnliche Beobachtungen konnten auch schon im ersten Saisondrittel gemacht werden (vgl. B. M. Heft 1 S. 76). Die Schlußfolgerungen daraus für die Theaterleitung ergeben sich

leicht: auch in Riga können unsre großen Bühnenwerke bei den Vorstellungen zu ermäßigten Preisen auf ein dankbares Publikum rechnen und daher bedarf es in dieser Hinsicht wohl sicherlich keiner allzu ängstlichen Zurückhaltung.

Nicht ohne Interesse ist es nun wiederum, sich die Frequenz des Rigaschen Theaters überhaupt (für einige Vorstellungen fehlen uns dabei leider die Daten) vor Augen zu führen. Sie betrug im zweiten Drittel der Saison:

Über 1000 Personen: in den Schauspielen: Der Strom; Zapfenstreich; — in den Possen und Schwänken: Klein Geld; Raub der Sabinerinnen; Robert und Bertram; — in den Opern: Faust; Mikado; Louise; Pik Dame; — in den Operetten: Fledermaus (3 Mal); Glocken von Corneville; Bettelstudent; Don Caesar; — im Märchenspiel: die Zauberrute (8 Mal).

Über 800 Personen: Maria Stuart; Frou-Frou; Baumeister Solneß; Es werde Recht; Zapfenstreich; Der Strom (950); — Louise; Cavalleria Rusticana und Bajazzo; Tannhäuser; Lohengrin; Aida (950); — Fledermaus (925).

Über 700 Personen: Der Strom; — Mikado; Louise; Hugenotten; — Fledermaus.

Über 600 Personen: Zapfenstreich (2 Mal); — Liebesmanöver; Klein Geld; Robert und Bertram; — Freischütz; — Rastelbinder.

Über 500 Personen: Medea; Zapfenstreich; der Strom; — im Lustspiel: Literatur (und Oper Maienkönigin); — Klein Geld; Resemanns Rheinfahrt; Robert und Bertram; Salontiroler (und Bajazzo); — Mikado; Orpheus und Eurydike (und Ballet Puppenfee); — Heimchen am Herd (und Puppenfee); — Bettelstudent.

Über 400 Personen: Torquato Tasso (und Festspiel: Herder in Riga) bei der zweiten Aufführung; Hochzeit der Sobeide (und Literatur); der Strom (2 Mal); — Liebesmanöver; — Klein Geld (2 Mal); Resemanns Rheinfahrt; — Lustige Weiber; Robert der Teufel; — Rastelbinder.

Unter 400 Personen: Der Zapfenstreich (275 Personen!) — Don Caesar (325 Personen).

Die absolut größte Zahl von Besuchern erzielten „Der Bettelstudent" — 1375, am Sonntag Nachmittag, und „Robert und Bertram" — 1350, am Sonntag Abend; im Ganzen aber 23 Vorstellungen über 1000. Darunter 8 Mal das stets zu

ermäßigten Preisen gegebene Märchenspiel „Die Zauberrute“, 6 Operetten, 4 Opern, 3 Possen und nur 2 Mal ein Schauspiel: „Der Strom“ in seiner Premiere und „Zapfenstreich“, aber am Sonntag Nachmittag und bei ermäßigten Preisen! Diese Übersicht gibt nun allerdings zu denken. Jedoch muß dabei im Auge behalten w.rden, daß von diesen 23 Vorstellungen 18 an einem Fest- oder Sonntag Nachmittag oder Abend, und nicht weniger als 9 bei ermäßigten Preisen stattfanden.

Sodann scheint aber auch aus obiger Zusammenstellung keineswegs hervorzugehen, daß das Schauspiel in Riga etwa zu wenig Anziehungskraft ausübt, als daß solche Stücke häufiger auf das Repertoire gesetzt werden könnten. Öftere, mannigfaltigere Aufführungen dieser Art würden das ohne Zweifel noch deutlicher erkennen lassen. Der Häufigkeit der Wiederholungen scheinen dabei allerdings gewisse Grenzen gezogen zu sein. So wurde u. a. im zweiten Drittel „Der Zapfenstreich“ nicht weniger als 7 Mal gegeben; die Besucherzahl war dabei: 1) 650, 2) 850, 3) 525, 4) 275, die niedrigste überhaupt erreichte Ziffer; 5) 620, 6) ?, 7) 1150, aber am Sonntag Nachmittag bei ermäßigten Preisen. „Der Strom“ wurde 6 Mal gegeben; Frequenz: 1) 1225, 2) 725, 3) 950, 4) 550, 5) 450, 6) 475, die Hälfte davon also unter dem normalen Durchschnitt; dreimal wäre also am Ende genügend gewesen.

Und noch ein für unsre Bühne recht charakteristisches und beachtenswertes Moment tritt uns hier entgegen; es ist der rege Besuch, dessen sich die Oper erfreut, daneben natürlich auch die Operette. Die Oper pflegt selbst bei Wiederholungen meist gut besetzt zu sein. So wurde z. B. „Louise“ nach 5maliger Aufführung im ersten Drittel im zweiten noch 3 Mal gegeben; die Frequenz war dabei: 6) 875, 7) 725, 3) 1150. Die alte treffliche „Fledermaus“ wurde ganze 5 Mal aufgeführt und immer zahlreich besucht: 1) 1225, 2) 1225, 3) 925, 4) 775, 5) 1110. Diese Tatsache findet ihre Erklärung z. T. ja in der Zusammensetzung unsres Publikums und ist deshalb gewiß sehr zu berücksichtigen. Es fragt sich nur, in welchem Maße das geschieht und geschehen sollte. Nun erweist sich aber folgendes. Der Oper, Operette und dem Ballet waren im zweiten Saisondrittel nicht weniger als 46,8 pCt. aller Vorstellungen eingeräumt, im ersten und zweiten zusammen 45,5 pCt; der Oper allein im zweiten Drittel 29,4 pCt. und im ersten und zweiten zusammen 28,2 pCt. Zudem darf hier auch nicht unbeachtet bleiben, daß in den 59 Opernvorstellungen nicht

weniger als 30 verschiedene Opern zur Aufführung gelangten, das sind über 50 pCt. Vergleicht man damit, was wir bezüglich des Schauspiels feststellen konnten, so zeigt sich ganz augenscheinlich, daß die Theaterleitung der Oper eine besonders starke Bevorzugung angedeihen läßt auf Kosten des immerhin — relativ — ein wenig stiefmütterlich behandelten Schauspiels. Es fragt sich aber doch noch sehr, ob hierin des Guten nicht zuviel geschieht und ob eine solche Verteilung durchaus einwandfrei ist. Unsre Bühne hat nun einmal ihre besonderen Aufgaben zu lösen und unter erschwerenden Umständen zu lösen. In ihrer Wirksamkeit darf daher der Hauptgesichtspunkt, der literarisch-künstlerische, nicht mehr zurücktreten, als die beengten Verhältnisse es in zwingender Weise notwendig machen. Und daher eben müßte in der Pflege des großen Schauspiels, unter andrem z. B. auch Shakespeares, allerdings noch mehr geschehen, als es der Fall ist.

X.

* * *

Eröffnet wurde das 2. Drittel der laufenden Saison durch das Gastspiel der Frau Prasch-Grevenberg, die in den 3 Stücken: „Frou Frou" von H. Meilhac und L. Halevy, „Das Glück" von A. Capus und „Baumeister Solneß" von Henrik Ibsen auftrat. Die Auswahl gerade dieser Stücke war keine glückliche. Als Frou-Frou erschien die hochgeschätzte Künstlerin im ersten Teil ihrer Rolle zu gereift und überlegen, wenngleich man aus ihrem meisterhaften Spiel wohl ein Verständnis dafür gewinnen konnte, daß sie in dieser Rolle dereinst große Triumphe gefeiert hatte. Das Stück von Capus ist eine Pariser Komödie mit herzlich wenig Handlung, sie liegt unsrem Empfinden recht fern, bei dieser Grisetten-Wirtschaft kann man sich beim besten Willen nicht erwärmen. Ibsens Baumeister Solneß, dieses Non plus ultra an Phantastik und Symbolik, ist zur Aufführung auf der Bühne überhaupt nicht geeignet, es ist erfreulicher Weise auch ohne Wiederholung vom Spielplan verschwunden. — Von unsren Schauspielern zeichnete sich am meisten bei diesem Gastspiel Herr Rückert aus, er spielte den Vater Brigard in Frou-Frou gut und brachte das innerlich Zerrissene des von Selbstqualen gefolterten Baumeisters Solneß treffend zum Ausdruck. Herr Oeser gab den Fatalisten Breard im Glück, der mit beispielloser Sicherheit an ein Glück glaubte, mit viel Geschick. Frau Ermarth war als tugendreiche Geneviéve eine liebliche Erscheinung, Frl. Herter als Simone blendend und verführerisch.

Herr Harprecht verlieh der Rolle des glücklichen Millionärs recht charakteristische Züge: Gutmütigkeit und Einfalt. Frl. Roland fehlte es als Josephine an der bei einem französischen Stück doch besonders erforderlichen Grazie. Frau Römer gab die schwer leidende Frau des Baumeisters Solneß recht gut wieder. — Im allgemeinen machte es beim Gastspiel Prasch-Grevenberg den Eindruck, als hätten unsre Schauspieler nicht genügend Zeit zum Einstudieren ihrer Rollen gehabt.

Als einziges Trauerspiel in dieser Spielzeit wurde Shakespeares prächtige Tragödie Antonius und Kleopatra zur Aufführung gebracht. Große, ergreifende Bilder der Weltgeschichte rollen an unsren Augen vorüber und stellen der szenischen Darstellung ernste Schwierigkeiten entgegen. Leider brachte diese mit Ungeduld erwartete Vorstellung manch herbe Enttäuschung aber auch bezüglich der auftretenden Schauspieler. Frl. Herter erwies sich der Rolle der Kleopatra nicht ganz gewachsen. Wohl brachte sie das Verführerische, Verlockende der königlichen Buhlerin gut zum Ausdruck, wohl riß ihr feuriges Temperament die Zuschauer hin, aber in der Darstellung der Majestät der Kleopatra versagte ihre Kraft, zeigte sie zu wenig königliche Hoheit. — Auch Herrn Becker gelang es nicht, die Doppelnatur im Wesen des Marcus Antonius genügend zu markieren. Dem krieggeübten Feldherrn fehlte die dominierende Gewalt, die ritterliche Heldenhaftigkeit, dem schwelgerischen Genußmenschen aber die hingebende Weichheit. Herr Klein als Octavius Cäsar war gleichfalls nicht befriedigend. Sollte das wirklich die machtvolle Herrschergestalt des künftigen Augustus sein, der ruhmvolle Beherrscher des römischen Weltreichs? Zu dieser Vorstellung konnte man schwer gelangen. Wirklich befriedigend war Herr Oeser als Sextus Pompejus und Frau Ermarth in der kleinen Rolle der Octavia. — So war im allgemeinen diese Vorstellung keine gelungene zu nennen.

Zum Gedächtnis des 100. Todestages von Johann Gottfried Herder wurde ein Festspiel von Alexander Freytag von Loringhoven „Herder in Riga“ und Goethes Torquato Tasso aufgeführt. Mit großer Sorgfalt hatte der Verfasser des Festspiels aus alten Akten des Rigaschen Rates und andern Dokumenten ein lebenswarmes Bild des Lebens unsrer alten Vaterstadt zur Zeit Herders zusammengestellt und mit regem Interesse folgte das zahlreich erschienene Publikum der allerdings etwas unvermittelt sich entwickelnden Handlung. — Herder selbst wurde durch Herrn Becker in Spiel und Maske gut dargestellt, Frau Ermarth gab die Rolle der

Charlotte Ruhendorf mit echt weiblicher Anmut, gut spielte auch Herr Harprecht den jungen Gustav Ruhendorf und Herr Fender den alten Buchhändler Hartknoch. Im allgemeinen ist das Festspiel seiner Aufgabe, die Manen Herders zu ehren, gerecht geworden. — An das Festspiel schloß sich als erstes Schauspiel in dieser Spielzeit Torquato Tasso. Herr Becker spielte die Titelrolle in der Tat sehr gut. Mit edlem Schwung sprach er die herrlichen Goetheschen Verse, mit tiefem Ernst hatte er seine Rolle erfaßt, durchaus maßvoll und charakteristisch war auch sein Spiel. Frau Ermarth verband als Eleonore von Este äußere Anmut mit wirklich graziöser Darstellung, sprach aber bisweilen undeutlich. Eine stattliche Erscheinung war die Gräfin Sanvitale des Frl. Herter, voll stolzer Lebensfreude, nur ein wenig zu temperamentvoll, ihre Sprechweise war mitunter eine zu rasche. Herr Rückert gab den Fürsten Alphons in harmonischer Ruhe, nur den Herzog hätte er mehr hervortreten lassen sollen, er war etwas zu bürgerlich. Herrn Klein gelang es leider nicht, den Antonio gut darzustellen: indem er die einzelnen Worte gar zu fein betonen wollte, wurde seine Rede unnatürlich, sein Spiel aber hatte etwas Unfreies. — Im allgemeinen aber war die Torquato Tasso-Aufführung doch eine recht gute.

Sudermanns „Heimat" wurde uns als zweites Schauspiel dieses Drittels geboten mit Frl. Herter in der Rolle der Magda. Gerade für diese Rolle ist ja Frl. Herter schon rein äußerlich durch ihre ganze Gestalt und ihr Temperament sehr geeignet, hinzu kam wirklich gutes, dramatisch fein durchdachtes Spiel, so daß das Publikum in der Tat ganz im Banne dieser Magda stand. Auch Herr Oeser brachte den durch schweres Leid gefestigten Charakter des Pfarrers Heffterdingk recht gut zur Darstellung, ernste Entsagung und reife Menschenliebe war in seinem ganzen Wesen ausgeprägt. Sehr gut gab Herr Harprecht den Regierungsrat v. Keller: unter vollendeten gesellschaftlichen Formen verriet er doch genügend den moralischen Defekt dieses Herrn. Würdig, ganz im Sinne seiner Rolle, spielte Hr. Rückert den Oberstleutnant Schwartze, störend dagegen wirkte bei diesem doch durchaus ernsten Stücke die entschieden zu starke Komik, mit der Frl. Kannée die Rolle der Tante Fränzchen ausstattete. — Im allgemeinen war die Aufführung der „Heimat" eine der besten Vorstellungen unsrer ganzen diesjährigen Saison.

Zwei Dramen wurden in dieser Spielzeit aufgeführt: Beyerleins „Zapfenstreich" und Max Halbes „Der Strom", sowie ein

dramatisches Gedicht: „Die Hochzeit der Sobeide“ von Hugo von Hoffmannsthal. Wohl selten ist über ein neueres Stück so viel geschrieben und geredet worden, wie über Beyerleins Militärdrama, hauptsächlich der verschiedenartigen Aufnahme wegen, die es in Deutschland in Literatur- und Militärkreisen gefunden hat. In Berlin erscheint der Kronprinz des deutschen Reichs — doch wohl auch nach sorgfältigster Prüfung des Stückes — mit seiner Suite zur Aufführung, in mehreren andern Städten wird es den Offizieren verboten, der Vorstellung in Uniform beizuwohnen. Ganz abgesehen von der Tendenz ist das Stück von hoher dramatischer Kraft, insbesondere der 3. Akt: die Gerichtsverhandlung, und enthält überaus lebenswarme Typen, wie z. B. den Grafen Lehdenberg, der von Herrn Harprecht ganz vorzüglich wiedergegeben wurde. Frau Ermarth gab das Klärchen am Anfang des Stückes zu ernst, zu schuldbeladen, einem solchen Klärchen hätte der Vater Wachtmeister, den Herr Rückert in militärischer Schlichtheit gut darstellte und der seine Tochter doch für einen ganzen Kerl hielt, es wohl gleich anmerken müssen, daß etwas nicht richtig sei; späterhin entwickelte Frau Ermarth viel Anmut und starke Leidenschaft. Herr Klein spielte den Vizewachtmeister Queiß mit seinem grimmen Haß gegen alles Weibliche recht natürlich und maßvoll, was besonders hervorgehoben werden muß, da diese Rolle sehr leicht zu Übertreibungen reizen kann. Herr Becker stach als Unteroffizier Helbig zu wenig von seinen Vorgesetzten ab, er war zu vornehm. Die übrigen Militärchargen wurden mit recht typischen Zügen ausgestattet, das Zusammenspiel war ein gutes und der Gesamteindruck der Aufführung befriedigend.

„Der Strom“ von Max Halbe ist eine Schicksalstragödie mit zum Teil Ibsenscher Symbolik und düsterem Hintergrunde. Der Strom, die Weichsel, ist das große, gewaltige Schicksal der vorgeführten Personen, er bestimmt ihre Gedanken und ihr Handeln, er bringt Rache und Sühne. Markige Gestalten lernen wir kennen, wetterhart und trotzig geworden im Kampf mit den Naturgewalten, erfüllt von tiefer Liebe zur angestammten Scholle, unbändige Naturen sind es, maßlos in ihrem Wollen, in ihrer Liebe und ihrem Haß. Die uralte Großmutter, die, obgleich dem Grabe nahe, den verbrecherischen Sohn gegen die eigene Frau immer noch mehr aufstachelt, wurde von Frau Römer recht gut dargestellt. Herr Becker verkörperte in drastischer Weise im Deichhauptmann Peter Doorn den Gewaltmenschen mit der Herrenmoral, nur hätte sein Spiel noch einheitlicher, geschlossener sein müssen, für einen

Menschen, der in der Tat die Rechnung mit seinem Gewissen abgeschlossen hatte, war er bisweilen zu unruhig. Die Rolle der Renate, die zu jedem einzelnen der drei Brüder in besondere Beziehungen tritt, ist eine sehr schwierige. Frl. Herter gab das Harte, Leidenschaftliche dieser komplizierten Natur besonders ihrem Manne gegenüber mit großer dramatischer Kraft wieder, in ihren Szenen mit den Brüdern Heinrich und Jakob aber wäre trotz aller Verbitterung aus ihrem schweren Weh heraus ein weicheres Spiel mehr am Platze gewesen. Herr Oeser spielte den Strombaumeister mit angenehmer Wärme und ruhiger Sicherheit als den Mann, der aus eigener Kraft sich eine tüchtige Position im Leben geschaffen. Den stürmischen Jakob gab Herr Leßmann durchaus temperamentvoll, nur um ein kleines zu maßlos, einem so unbändigen Gesellen hätte man die lyrischen Reflexionen am Schlusse des Stückes gar nicht zugetraut. Der alte heruntergekommene Onkel des Herrn Rückert war eine tüchtige Leistung, erschien aber bisweilen gar zu betrunken, um gleich darauf doch recht vernünftig zu sprechen. — Im allgemeinen war die Aufführung eine recht gute, das Publikum war sichtlich ergriffen.

Das dramatische Gedicht „Die Hochzeit der Sobeide" von Hugo v. Hoffmannsthal wurde nur ein einziges Mal aufgeführt, unser Theaterpublikum lehnte es entschieden und zwar mit einem gewissen Erstaunen ab: man wußte nicht recht, was man davon halten sollte. Es ist in der Tat ein sehr eigenartiges Stück: im höchsten Grade unwahrscheinlich in der Handlung, enthält es allerdings recht ausgedehnte Seelenschilderungen von intimster Feinheit und eine in Ausdruck und Form mitunter überraschend vollendete Sprache, es ist ein Stück für literarische Feinschmecker, die große Masse wird es immer recht langweilig finden; um es ganz zu würdigen, muß man das Gedicht unbedingt gelesen haben. Hierzu kam noch der nicht streng genug zu rügende Umstand, daß die Schauspieler derartig undeutlich sprachen, daß Vieles, besonders am Anfang des Stückes, vollkommen verloren ging.

Frau Ermarth war als Sobeide von entzückendem Liebreiz und echter Weiblichkeit, versuchte aber ihre Rolle mit Feinheiten zu durchsetzen, die ihr fern lagen; hierdurch erschien ihr Spiel mitunter gekünstelt. — Den reichen Kaufmann gab Herr Becker mit edler Wärme, nur schade, daß längere Partien seiner Deklamation selbst in der Nähe vollständig verloren gingen. — Ganz vorzüglich spielte Frl. Herter die Witwe Gülistane: verführerisch und berechnend, grausam und energisch. — Den abstoßend häß-

lichen, in seiner Lüsternheit geradezu widerlichen Teppichhändler Schalnassar brachte Herr Leßmann recht drastisch zur Darstellung, auch Herr Oeser gab in Assad ein wahres Bild moralischer Schwäche.

Ein fröhliches Stück war das neue Lustspiel „Literatur“ von A. Schnitzler, voll prickelnder Einfälle und beißender Satire auf die moderne Literaturmacherei. Etwas zu wenig aristokratisch war Herr Becker als Baron; seine Freundin Margarete, der manches schon passiert, wurde von Frl. Herter pikant dargestellt, nur fehlte ihr die für eine so leichte Rolle erforderliche Grazie. Vorzüglich gab Herr Harprecht den Gilbert, mit reizender Ungeniertheit enthüllte er alle Geheimnisse seiner Romanschmiererei, charakteristisch war seine Maske und richtig nonchalant seine Bewegungen. Das Publikum kam durch den lustigen Einakter in eine gemütlich-heitere Stimmung und erwies sich dafür auch aufrichtig dankbar.

Als Novität wurde uns auch der Schwank „Resemanns Rheinfahrt“ von W. Jakoby und A. Lippschütz geboten. Es ist ein mehr als harmloses Stück; es regt niemand auf, langweilt viele und hat einen so beruhigenden Schluß: alle fünf Paare, es fehlt nicht viel am halben Dutzend, kriegen sich. Die Mitwirkenden, insbesondere Herr Fender als Resemann und Herr Harprecht als Assessor Tettenborn taten ihr Möglichstes, erreichten aber nur einen mäßigen Erfolg.

Auch zwei ältere Stücke gelangten wieder zur Aufführung: Mosers „Salontyroler“ und F. und P. v. Schönthans „Raub der Sabinerinnen“. Herr Harprecht spielte den Salontyroler mit viel Humor, besonders gut war sein Auftreten als unglücklicher Bergführer. und Herr Fender verstand der unsterblichen Rolle des Theaterdirektors Striese recht typische Züge zu verleihen.

In üblicher Weise, für ein bestimmtes Publikum berechnet, verliefen die Possen „Robert und Bertram“ und „Klein Geld“.

Z.

Literarische Rundschau.

Rassentheoretiker und Anthropologen.

Eine Erwiderung.

Herr Heinrich Driesmans in Berlin fühlt sich von mir angegriffen und veröffentlicht im Heft 3 der „Baltischen Monatsschrift" vom März 1904 eine Abwehr gegen meinen Aufsatz „Ein System der politischen Anthropologie" im Novemberheft des Jahres 1903. Ich muß leider bezweifeln, daß weitere Ausführungen meinerseits zur Klärung und Verständigung zwischen so verschiedenartigen Anschauungen beitragen könnten und verzichte daher auf weitere Begründung meiner, wie ich meine, damals verständlich genug vorgetragenen wissenschaftlichen Überzeugungen. Auch ich bin, gleich Herrn Driesmans, nicht Fachmann sondern Liebhaber auf dem Gebiet der Rassenforschung. Ich bin meines Zeichens nicht Anthropologe, sondern Historiker. Ich suche mich aber durchweg auf die exakte Forschung zu stützen und habe mich daher der modernen historisch-anthropologischen Schule angeschlossen, die keineswegs allein durch Professor Wilser, sondern durch zahlreiche andere Gelehrte und freie Forscher Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens vertreten wird und in wesentlichen Dingen auf die bahnbrechenden Untersuchungen des schwedischen Anatomen Retzius zurückgeht. Was die angebliche Abfuhr Wilsers durch Professor Klaatsch auf dem Wormser Anthropologentage betrifft, so steht hier Meinung gegen Meinung. Wilser bestritt, daß Klaatsch ihm nur eine einzige Unrichtigkeit nachgewiesen habe und führte später gegen den Gegner das Urteil des französischen Paläontologen Boule an, der in „L'Anthropologie" (XIV, S. 615) erklärt, daß Klaatsch „remplace les arguments par des injures" und daß seine Veröffentlichung „lourds, indigeste et remplie de banalités" sei. Ich meine, daß durch die historisch-anthropologische Schule der Begriff „Rasse" vollkommen festgestellt ist. Die kulturgeschichtlichen Folgerungen und Behauptungen, die auf dieser Grundlage aufgebaut werden, erscheinen mir im Ganzen einleuchtend, doch gebe ich zu, daß sie im Wesentlichen

Hypothesen wie andere Hypothesen sind. In der Rassenforschung selbst aber läßt sich nur noch durch exakte Untersuchungen, nicht durch Hypothesen und Theorien etwas begründen und beweisen. Wenn Herr Driesmans von „Rassentheoretikern" und „Anthropologen" spricht, so nehme ich diese Unterscheidung gerne an und stelle mich auf die Seite der Anthropologen. Zwischen ihnen und den Theoretikern ist ein fördernder, fruchtbringender Meinungsaustausch kaum möglich, die Voraussetzungen sind zu verschiedenartig.

Richtig ist, daß fast alle Vertreter der historischen und politischen Anthropologie Neodarwinisten sind, denen ja auch Herr Driesmans nicht fernstehen will. In diesem Punkt ist die Möglichkeit einer gegenseitigen Annäherung gegeben. Ich fühle mich meinerseits nicht berufen, zwischen Neodarwinisten und Lamarckianern den Schiedsrichter zu spielen. Im Ganzen haben die Lamarckianer, die Vertreter des Anpassungs- und Entwicklungsgedankens, heute unter den jüngeren Naturforschern das Übergewicht. Ich finde, daß ihre Anschauung geistvoller als die derjenigen Darwinisten ist, die alle Lebenserscheinungen durch mechanische Einflüsse und das blinde Spiel der Kräfte erklären wollen. Aber die in die Organismen gelegte Entwicklungskraft vermag uns den letzten Schlüssel zu den Geheimnissen des Lebens nicht zu geben, wenn wir unter den Gedanken Darwins nicht wenigstens den der Zuchtwahl und der natürlichen Auslese (Ausmerzung der Untauglichen und Überleben der Tüchtigsten) gelten lassen. Sehen wir doch an jeder in Freiheit lebenden Tierherde, daß das stärkste Männchen die Nebenbuhler verdrängt und mit seiner überlegenen Kraft die Fortpflanzung der Art übernimmt. Die Theorie des Herrn Driesmanns von den Auslesewirkungen der Eiszeit, die alle Schwächlichen vernichtet und bloß die kraftvollen Stammpaare der späteren arischen Rasse übrig ließ, hat viel für sich und wird auch von Wilser, Otto Ammon u. a. m. geteilt. Sie ist aber keineswegs neu und originell.

Warum aber alles auf ein einziges Grundgesetz zurückführen? Warum sollen wir nicht zwei treibende Kräfte des Lebens annehmen, die in wechselndem Zusammenwirken den Ideen einer bewußten Schöpfung nicht im Wege stehen, sondern vielmehr als Ausfluß eines solchen „Logos" erscheinen würden: Entwicklung und Auslese?

Eberhard Kraus.

Neuerschienene Bücher.

Rau, Albr., Bibel u. Offenbarung. Mit bes. Bezugnahme auf Fr. Delitzschs Vorträge: Babel und Bibel. 58 S. Delitzsch. M. 1.

Sachsse, Prof. E., Der geschichtl. Wert der drei ersten Evangelien. Vortrag. 64 S. Brln. M. 1.

Brachmann, Prof. Ph., Die Sittenlehre Jesu u. ihre Bedeutung für die Gegenwart. 60 S. Lpz. M. 1,20.

Kolde, Prof. D. Th., P. Denifle, Unterarchivar des Papstes, seine Beschimpfung Luthers u. der evangel. Kirche. 79 S. Lpz. M. 1,20.

Laßwitz, Kurd, Religion u. Naturwissenschaft. Vortrag. 30 S. Lpz. M. 0,60.

Réville, Prof. Jean, Modernes Christentum. Übers. v. H. Buck. 145 S. Tübingen. M. 2,50.

Seeberg, Reinh., Die Kirche Deutschlands im 19. Jahrh. E. Einführung in die relig., theol. u. kirchl. Fragen der Gegenwart. 398 S. Lpz. M. 6,75.

Walther, Prof. D. W., Denifles Luther, e. Ausgeburt römischer Moral. 70 S. Lpz. M. 1,20.

Harnack, Ad., Gesch. der altchristl. Literatur bis Eusebius. II. Teil. 2. Bd. Die Chronologie der Literatur von Irenaeus bis Eusebius. 564 S. Lpz. M. 14,40.

König, Karl, Der moderne Mensch auf dem Wege zu Gott. 71 S. Brln. M. 1.

Politische Betrachtungen e. alten Verwaltungsbeamten üb. Ereignisse u. Vorgänge in Russland im letzten Viertel des 19. Jahrh. (russ.). 480 S. Stuttgart.

Rehm, Prof. Dr. H., Modernes Fürstenrecht. 476 S. München. M. 12,50.

Adler, Prof. Dr. G., Die Bedeutung der Illusionen für Politik u. soziales Leben. 55 S. Jena. M. 1.

Möbius, M., Matthias Jacob Schleiden. Zu seinem 100. Geburtstag. Mit Bildn. Schleidens u. 2 Abbild. im Text. 106 S. Lpz. M. 2,50.

Zeus. Gedanken über Kunst und Dasein von e. Deutschen. 218 S. Stuttg. M. 3,60.

Bartels, Ad., Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten u. die Jungen. 6. verb. Aufl. 322 S. Lpz. M. 4.

Mörike's, Eduard, Briefe. 2. Bd. 1841–74. Hrsg. von K. Fischer. Mit e. Bildn. Mörike's. 371 S. Brln. M. 4.

Alt, Dr. Carl, Schiller u. die Brüder Schlegel. 130 S. Weimar. M. 2,80.

Klein-Hattingen, O., Bismarck und seine Welt. Grundlegung e. psycholog. Biographie. II. Bd. 2. Teil: 1888–98. 206 S. Brln. M. 4.

Genast, Ed., Aus Weimars klassischer u. nachklass. Zeit. Erinnerungen e. alten Schauspielers. Neu hrsg. v. R. Kohlrausch. (= Memoiren-Bibliothek. Neue Serie. Bd. 5.) 374 S. Stuttg. R. Lutz. M. 4,50.

Schulte, Prof. Dr. Al., Die Fugger in Rom 1495–1523. Mit Studien z. Gesch. des kirchl. Finanzwesens jener Zeit. 2 Bde. 308 u. 247 S. Lpz. M. 13.

Graevenitz, G. v., Goethe unser Reisebegleiter in Italien. 244 S. m. 8 Abbild. Brln. M. 2,80.

Hamilton, Angus, Korea. Das Land des Morgenrots. Nach seinen Reisen geschildert. A. d. Engl. 296 S. mit 114 Abbild. und 1 Karte des Kriegsschauplatzes in Ostasien. Lpz. M. 7.

Steinhausen, Dr. G., Gesch. der deutschen Kultur. Mit 206 Abbild. und 22 Taf. (In 15 Lief.) Lief. 1 (S. 1—48). Lpz. M. 1.

K. G. M. [Kreßner, Generalmajor z. D.], Unter preußischem Banner. Friedens- u. Kriegserinnerungen e. alten deutschen Offiziers. 230 S. Brln. M. 4.

Benedek's nachgelassene Papiere. Hrsg. und zu einer Biographie verarb. von H. Friedjung. 3. Aufl. 459 S. m. Bildn. u. Karten. Dresden. M. 8.

Janson, Gen.-Leut. z. D. A. v., Die Wehrkraft Japans, begründet in der Eigenart von Land u. Leuten. 81 S. Brln. M. 1,75.

Ebhardt, Bodo, Deutsche Burgen. 6. Lief. (S. 241—88) mit Abbild. und 5 Taf. Fol. Brln. M. 12,50.

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Fr. Bienemann.

57. Band. — Jahrgang 46.

Heft 5.

Mai 1904.

Riga.

er Baltischen Monatsschrift.

Nikolaistraße 27.

Digitized by Google

Baltische Monatsschrift.

Erscheint monatlich in Heften von 5—6 Bogen; einmal jährlich zwei Hefte zusammen als Doppelheft.

Abonnements werden von allen deutschen Buchhandlungen entgegengenommen, sowie von der Expedition der „Baltischen Monatsschrift" in Riga.

Abonnementspreis: 8 Rbl. jährlich, direkt unter Kreuzband **9 Rbl.** (ins Ausland **20 M.**) pränumerando.

Insertionspreis: Die einmal gespaltene Petit-Zeile — 15 Kop. 1/1 Seite — 12 Rbl.; 1/2 Seite — 7 Rbl.; 1/4 Seite — 4 Rbl. Bei ganzen und halben Seiten im Abonnement auf 1/1 oder 1/2 Jahr entsprechende Ermäßigung.

Briefe und Beiträge sowie alle zur Besprechung in dieser Zeitschrift bestimmten Verlagswerke sind **an den Herausgeber der Baltischen Monatsschrift,** Riga, Nikolaistr. 27 zu richten.

Eine Besprechung unverlangt eingesandter Bücher kann nur nach Raum und Gelegenheit erfolgen.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Die Religionsverbrechen nach dem neuen Strafgesetz. Von **Rud. v. Freymann**	313
Die moderne Irrenpflege und die livl. Heil- und Pflegeanstalt Stackeln. Von Dr. **Albert Behr**	339
Aus den Erinnerungen eines russischen Geistlichen an Livland. 1848—1867. I.	361
Auf Wereschtschagins Tod. Sonett von **Gotthard Freytag Loringhoven**	370
Kulturgeschichtliche Miszellen:	
Ulrich Herbers', weil. Bürgermeisters zu Narva, Lebensmaximen	371
Literarische Rundschau:	
Caesar Flaischlen. Von **R. v. Engelhardt**	384
Schiller und die neue Generation. Von **K. Girgensohn.**	391
Neuerschienene Bücher	399
Zur Schärfung des Sprachgefühls	400

* * *

Baltische Chronik vom 18. Dezember 1903 bis zum 8. Januar 1904.

Nachdruck verboten.

Verantwortlicher Herausgeber und Redakteur Dr. Fr. Bienemann.

Дозволено цензурою. — Рига, 22 Мая 1904.
Druckerei der „Baltischen Monatsschrift", Riga.

Die Religionsverbrechen nach dem neuen Strafgesetz.

Vortrag*
von
R. von Freymann.

Meine Herren! Am 22. März 1903 ist das neue Strafgesetz (уголовное уложенiе) promulgiert worden, an dem die größten kriminalistischen Kapazitäten Rußlands 22 Jahre lang gearbeitet haben. Der Entwurf zu dem neuen Gesetz ist von einer am 30. April 1881 unter dem Präsidium des damaligen Senators und Gehilfen des Justizministers Frisch (jetzt Reichsratsmitglied) niedergesetzten Kommission ausgearbeitet worden; er wurde nach eingehender Besprechung und Kritisierung seitens der einschlägigen Ressorts und der Literatur umgearbeitet und nachdem er durch das Justizministerium gegangen und dort noch einmal umrevidiert worden war, am 14. März 1898 dem Reichsrat vorgelegt, wo er wiederum nacheinander einer dreifachen Prüfung unterworfen wurde; zunächst von der sog. besonderen Konferenz (особое совѣщанiе) unter dem Präsidium desselben Senators Staatssekretärs Frisch, dann von der besonderen Session (особое присутствiе) unter dem Präsidium des Reichsratsmitglieds Grafen Pahlen und endlich von der Plenarversammlung des Reichsrats unter dem Präsidium Sr. kſrl. Ht. des Großfürsten Michael Nikolajewitsch.

Der Erlaß eines neuen Strafgesetzes ist ein gesetzgeberischer Akt von bedeutender Tragweite, spiegelt doch das Strafgesetz die

*) Gehalten zu St. Petersburg am 12. Februar 1904 auf der LXVII. Predigersynode des St. Petersburger Konsistorialbezirks.

rechtlichen und somit auch sittlichen Anschauungen des Staates über das wieder, was erlaubt und was unter Androhung von Strafen verboten ist, wobei es von diesem Gesichtspunkt aus so gut wie alle Seiten des menschlichen Lebens, — so weit sie durch ein Tun oder Unterlassen in die Erscheinung treten, — umfaßt.

Wie gewöhnlich bei größeren legislatorischen Arbeiten, ist der Zeitpunkt, an dem das neue Strafgesetz in Kraft treten soll, hinausgeschoben worden und auch gegenwärtig noch nicht festgesetzt.

Es geschieht dies unter andrem zu dem Zwecke, um allen denjenigen, die das neue Gesetz anzuwenden haben werden, sowie überhaupt dem Publikum die Möglichkeit zu geben, sich vorher mit demselben bekannt zu machen. Den Prediger muß natürlich in erster Linie dasjenige Kapitel des neuen Gesetzes interessieren, das die Religionsverbrechen behandelt und „von der Verletzung der Bestimmungen zum Schutze des Glaubens" („о нарушеніи ограждающихъ вѣру постановленій") betitelt ist. Es ist dies das Kapitel II des speziellen Teiles (Art. 73—98). Ich werde mir in folgendem die Ehre geben zu versuchen, in Kürze, soweit die mir zur Verfügung stehende Zeit es erlaubt, Ihnen, meine Herren, eine Darstellung der Bestimmungen dieses Kapitels des neuen Strafgesetzes unter Vergleichung derselben mit den Normen des bisher in Geltung befindlichen Kriminalkodex (уложеніе о наказаніяхъ) zu geben.

Die Unterschiede zwischen dem neuen und dem alten Gesetz sind in manchen Punkten recht bedeutende. Gleich in Bezug auf das Wesen des Religionsverbrechens nimmt die „Уголовное уложеніе" einen von der „Уложеніе о наказаніяхъ" durchaus abweichenden Standpunkt ein. Es muß hier auf diese Frage etwas näher eingegangen werden, weil ihre Klarlegung für das richtige Verständnis der einzelnen strafrechtlichen Normen des uns beschäftigenden Kapitels maßgebend ist.

Die Gruppe der verbrecherischen, oder sagen wir vom Staate verbotenen und deshalb mit Strafe belegten Handlungen, die gegen den Glauben und die denselben schützenden Gesetze gerichtet sind, ist in der historischen Entwicklung des Strafrechts verschiedenen Veränderungen unterworfen gewesen, sowohl in Bezug auf das, was als strafbar galt, als auch auf den Umfang der Strafen selbst.

Die älteste Anschauung über das Wesen der Religionsverbrechen ist die hebräische, die auf dem Wege des kanonischen Rechts zu den neuen Völkern gedrungen ist. Sie ist eine ausgesprochen theokratische. Nach ihr erscheinen der Abfall vom Glauben und die Übertretungen religiöser Vorschriften als ein schwerer Frevel gegen Gott selbst, denn, sagt der Herr, „Du sollst keine andern Götter neben mir haben". Alle religiösen Verbrechen wurden als „crimen laesae majestatis divinae" konstruiert, analog den ähnlichen Vergehen gegen den Staat und sein Haupt. Daher war denn die Strafe auch meist der Tod. Diese Anschauungen herrschten im Mittelalter und selbst bis in den Anfang der Neuzeit und fanden u. a. Ausdruck: in Deutschland in dem „Abschied und Befehl auf dem Reichstage zu Worms v. J. 1495", in Frankreich in der Ordonanz v. J. 1670.

Die Reformation und die ihr vorausgegangene kritische Richtung im menschlichen Denken, sowie die philosophischen und juristisch-politischen Forschungen der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. brachten in die Anschauungen über das Wesen des Religionsverbrechens in den westeuropäischen Gesetzgebungen wesentliche Veränderungen hinein. Diese Veränderungen bestanden: 1) in dem allmählichen Aussterben der Verbrechen aus Aberglauben, 2) in einer neuen Auffassung der Frage über die Wechselbeziehungen der einzelnen Religionsformen und Konfessionen und der Bedingungen der kriminellen Verantwortlichkeit für Verletzungen der Glaubensfreiheit, für den Abfall vom Glauben und die Verführung zum Übertritt zu einer andern Religionsgemeinschaft, und 3) in der Beschränkung des Gebiets der strafbaren religiösen Angriffe, sowie darin, daß als Objekt derselben nicht die Gottheit, sondern die Kirche angesehen wurde.

In allen diese Evolutionsbewegung begleitenden Wandlungen behielt aber schließlich der Gedanke die Herrschaft, daß die Religion, — um mit den Worten eines der neuesten Forscher auf dem Gebiete der Religionsverbrechen (Kohler, Studien, 1890, S. 161) zu sprechen), — von dem Staate als eines der höchsten kulturellen Interessen geschützt wird, deren Festigung und Ausbau eine Aufgabe des Staatslebens bildet.

Dieser öffentlich rechtliche Charakter der gesetzlich geschützten religiösen Interessen erklärt es, weshalb die religiösen Rechtsver-

letzungen nicht als Angriffe auf die Ehre und die Freiheit der einzelnen unter dem Angriff leidenden Personen verfolgt werden, sondern als Angriffe auf die öffentliche Ordnung, und weshalb auch die Strafen andre sind, als die Strafen für Angriffe auf die Ehre von Privaten.

Von diesem Gesichtspunkte aus, dem Gesichtspunkte der staatlichen Bedeutung der religiösen Interessen, muß auch die Stellung der Gesetzgebung der verschiedenen Länder zu den Religionsverbrechen eine verschiedene sein, je nach dem Verhältnis, in dem die einzelnen Religionsgemeinschaften oder Konfessionen zu einander stehen und nach der Bedeutung, die der herrschenden Konfession unter ihnen zuerkannt wird.

So werden denn die religiösen Vergehen verschieden behandelt in den Staaten: 1) wo eine Konfession die absolut herrschende ist, 2) wo eine Konfession wohl als herrschende gilt, ihr aber keine ausgesprochene Präponderanz vor den übrigen eingeräumt wird, und 3) wo die Kirche und der Staat vollkommen unabhängig von einander sind (libera chiesa in libero stato, wie Cavour sagte).

* * *

Wenden wir uns nun dem russischen Strafgesetz zu. Ich werde Sie, meine Herren, nicht mit der Darstellung des historischen Werdeganges der russischen Strafgesetzgebung auf dem Gebiete der religiösen Verbrechen ermüden. Ich muß nur erwähnen, daß auch sie im Großen und Ganzen die oben geschilderte Evolution durchgemacht hat und daß das Strafgesetzbuch von 1845 (уложенie о наказанiяхъ), das gegenwärtig durch das neue ersetzt wird, von dem Standpunkt ausgeht, daß — wie es in den Motiven heißt — „die Verbrechen gegen den Glauben eine Auflehnung gegen die Gewalt (возстанie противъ власти) sind, und zwar gegen die höchste Gewalt in der Gesellschaft (высшая въ обществѣ власть), deren Rechte, insbesondere bei uns, eng mit den Rechten der höchsten Staatsgewalt (верховная власть) verknüpft sind." So wurden denn die Religionsverbrechen gewissermaßen zu den Staatsverbrechen gezählt. Das neue Strafgesetzbuch, das im allgemeinen die Grundsätze des alten beibehalten hat, verändert jedoch wesentlich die juristische Konstruktion der Vergehen gegen die Religion.

Es geht von dem Gesichtspunkt aus, daß diese Vergehen, abgesehen von der Verletzung der religiösen Anschauungen und Gefühle (вѣрованія) einzelner Personen und ganzer Volksmassen, bei ungenügendem Schutze dieser Anschauungen die Achtung vor der Religion selbst erschüttern können, auf der das staatliche und gesellschaftliche Leben ruht. Indem es diese Bedeutung dem Christentum im allgemeinen und der orthodoxen Kirche im besonderen beilegt, zählt das neue Strafgesetz nur solche Handlungen zu den religiösen Vergehen, in denen eine offene Nichtachtung des Glaubens und der Kirche zu tage tritt oder durch welche die Glaubensfreiheit einzelner Personen oder ganzer Religionsgemeinschaften (молитвенныхъ собраній) verletzt wird. Dementsprechend sind im neuen Strafgesetz aus der Zahl der im geltenden Kodex angeführten Religionsverbrechen eine ganze Reihe aus dem Kapitel, das über diese Verbrechen handelt, oder überhaupt fortgelassen worden.

So sind die Bestimmungen über den Meineid (лжеприсяга) in die Gruppe der Vergehen gegen die Rechtspflege (о противодѣйствіи правосудію, Kap. 7) verlegt worden, wobei die Bekräftigung einer lügnerischen Zeugenaussage durch die Anrufung Gottes, d. h. durch einen Eid, als strafschärfender Umstand gilt, das Vergehen selbst aber als verbrecherische Wahrheitsentstellung behandelt wird (Art. 158). Das geltende Strafgesetz behandelt nämlich den Meineid (лжеприсяга) als selbständiges Verbrechen, führt es unter den Religionsverbrechen auf und unterscheidet es von der falschen Zeugenaussage (лжесвидѣтельство).

Die Bestimmungen über den Kirchenraub (святотатство), der sich von dem gewöhnlichen Raub auch nach dem geltenden Recht nicht bloß durch die religiöse Bedeutung des entwendeten Gegenstandes unterscheidet, sondern auch durch den Umstand, daß das Entwendete Eigentum der Kirche ist, — haben ihren Platz in dem Kapitel über die Eigentumsverbrechen (объ имущественныхъ посягательствахъ) gefunden, wo sie zu den mit den schwersten Strafen bedrohten Vergehen gehören (Art. 588).

Ausgeschlossen aus der Zahl der religiösen Verbrechen ist im neuen Strafgesetzbuch auch die Beschädigung (повреждепіе) von Gegenständen, die entweder als heilig oder durch den gottesdienstlichen Gebrauch als geheiligt angesehen werden (Art. 553), sobald weder der Vorsatz des Verbrechers noch die das Verbrechen

begleitenden Umstände die Merkmale der Beschimpfung oder der Verspottung des Heiligtums aufweisen.

Zur Gruppe der Vergehen gegen Privatpersonen sind die Angriffe auf das Leben und die körperliche Integrität der Geistlichen und die Beleidigung derselben gerechnet worden, wobei für den Fall der Verübung dieser Verbrechen, während der Geistliche den Gottesdienst hielt oder eine Amtshandlung vollzog, in dem neuen Strafgesetzbuche verschärfte Strafen festgesetzt sind (Art. 455, 476, 532). Verblieben ist im Kapitel II bloß die Bestimmung des Art. 216 des geltenden Strafgesetzbuches über die Verantwortlichkeit der Personen nichtchristlichen oder nichtorthodoxen Bekenntnisses, der Altgläubigen und Sektirern für Beleidigung eines orthodoxen Priesters oder Anwendung von Gewalt gegen seine Person in der Absicht Nichtachtung zum Glauben oder zur orthodoxen Kirche zu erweisen (Art. 98).

Die Bestimmungen über die Herausgabe und den Verkauf von gottesdienstlichen Büchern sektirerischen Inhalts (Art. 205 des Strafgesetzbuches) und über den unerlaubten Bau und Umbau von sektererischen gottesdienstlichen Gebäuden (Art. 206 desselben Strafgesetzes) sind in die Kapitel XV (Art. 301) und XVIII (Art. 380) hinübergeführt worden, die von der Verletzung der Preßgesetze (о нарушеніи постановленій о надзорѣ за печатью) und der Bau- und Kommunikationsgesetze (о нарушеніи постановленій о производствѣ строительныхъ работъ и о пользованіи путями сообщенія и средствами сношенія) handeln.

Ganz fortgelassen ist die überaus harte Bestimmung des Art. 202 des Strafgesetzbuches über die Nichtbeobachtung der — rein polizeilichen — Vorschrift, wonach in den Pässen der Skopzen die Tatsache ihrer Verschneidung erwähnt werden mußte, sowie die Bestimmung des Art. 195 ibid. über die Verantwortlichkeit der Geistlichen nichtorthodoxer Konfessionen für die Annahme in ihre Konfession einer Person eines andern, ebenfalls nichtorthodoxen Glaubens ohne die erforderliche Erlaubnis des Ministeriums des Innern.

Aus ganz andern Gesichtspunkten, nämlich weil sie sich bloß als Verletzungen rein kirchlicher Vorschriften dokumentieren, sind in das neue Strafgesetzbuch nicht aufgenommen worden die Bestimmungen über die Nichtbeobachtung der Vorschriften der orthodoxen

Kirche von seiten der neu zu dieser Kirche Bekehrten (Art. 207 des Strafgesetzbuches), über das Fernbleiben von Personen orthodoxen Glaubens von der Beichte und dem Abendmahl (Art. 208 ibid.), die Nichtzuführung von Kindern zur Beichte seitens ihrer Eltern (Art. 209 ibid.), und über die Verletzung des Anstandes in den Kirchen seitens der Geistlichen und Kirchendiener (Art. 218 ibid.).

Auf alle diese Vergehen stehen nämlich im geltenden Strafgesetz Strafen, die unter den vom Gericht zu verhängenden, der sog. Stufenleiter der Strafen (лѣстница наказаній) nicht angeführt sind und nicht vom Gericht, sondern von der geistlichen und in einem Falle (dem des Art. 209) außerdem auch noch von der Zivilobrigkeit dem Schuldigen zudiktiert werden; es sind dieses: Kirchensühne, Ermahnungen und Bemerkungen. — Da nun diese Vergehen, weil sie keiner strafrechtlichen, d. h. kriminellen Verfolgung unterliegen, laut Art. 1002 der Kriminalprozeßordnung (уставъ уголовнаго судопроизводства)* nicht vor ein Kriminalgericht kompetieren, so hat ihre Erwähnung in dem Strafgesetz, das die vom Gericht zu verhängenden Strafen zu enthalten hat, keine logische Berechtigung.

Endlich sind aus dem Strafgesetz die Art. 185 und 188 ausgeschlossen, die vom Abfall von dem christlichen zu einem nichtchristlichen Glauben und von der orthodoxen zu einer andern christlichen Konfession handeln.

Über die Bedeutung des Wegfalls dieser Artikel sind verschiedene Ansichten geäußert worden. Die einen, z. B. Schirkow (im „Вѣстникъ права“ 1903, Buch II, Februar—März, S. 205 ff.) sehen darin ein prinzipielles Aufgeben der gegenwärtigen resp. bisherigen Stellung der Gesetzgebung dem Abfalle gegenüber. Der erwähnte Schriftsteller beruft sich zur Begründung dieser Auffassung auf die im Reichsrat und zwar in der Besonderen Konferenz unter dem Präsidium des Grafen K. Pahlen geäußerten Erwägungen. Zum richtigen Verständnis der letzteren werde ich mir erlauben den Wortlaut der betreffenden Artikel anzuführen.

*) Dieser Artikel lautet: „Die Sachen über Verbrechen und Vergehen, auf die in den Kriminalgesetzen bloß Kirchensühne und Verweisung des Schuldigen an das geistliche Gericht gesetzt sind, kompetieren ausschließlich vor dieses Gericht.“

Art. 185 lautet: „Diejenigen, die von dem christlichen Glauben rechtgläubigen oder eines andern Bekenntnisses zu einem nichtchristlichen Glauben übertreten, werden der geistlichen Obrigkeit ihres früheren Bekenntnisses zur Ermahnung und Belehrung überwiesen. Bis zu ihrer Rückkehr zum Christentum genießen sie nicht die Rechte ihres Standes und ihr Gut (имѣніе) wird auf diese ganze Zeidauer unter Vormundschaft gestellt."

Art. 188. „Diejenigen, die vom rechtgläubigen zu einem andern christlichen Bekenntnis übertreten, werden zu ihrer geistlichen Obrigkeit geschickt zur Ermahnung, Belehrung und damit mit ihnen nach den kirchlichen Regeln verfahren werde. — Bis zu ihrer Rückkehr zur Rechtgläubigkeit werden von der Regierung zum Schutze ihrer minderjährigen Kinder vor der Verleitung zum Abfall die im Gesetz angegebenen Maßregeln (s. Regl. üb. Verh. u. Verf. von Verbr.) angewandt. Auf ihren von Rechtgläubigen bewohnten Gütern wird für diese ganze Zeit eine Vormundschaft eingesetzt und ihnen wird der Aufenthalt in denselben verboten."

Die Artikel des Reglements über Verhütung und Verfolgung von Verbrechen (уставъ о предупрежденіи и пресѣченіи преступленій, Reichsgesetzbuch, Bd. XIV, Ausg. v. J. 1890), auf die hier Bezug genommen wird, lauten:

Art. 36. „Sowohl den im orthodoxen Glauben Geborenen, als auch solchen, die sich zu demselben aus andern Glauben bekehrt haben, ist es verboten, sich von ihm abzuwenden und einen andern, wenngleich christlichen Glauben anzunehmen."

Art. 38. „Den vom orthodoxen Glauben abgefallenen Personen ist es bis zu ihrer Rückkehr zur Rechtgläubigkeit verboten, auf ihren von Orthodoxen bewohnten Gütern zu leben. Diese Güter werden für die ganze Zeit unter Vormundschaft gestellt, die auf Grund der geltenden Bestimmungen eingesetzt werden und funktionieren soll; doch darf an derselben weder der Ehemann der von der Rechtgläubigkeit Abgefallenen noch die Ehefrau des der Rechtgläubigkeit untreu Gewordenen Anteil haben."

Art. 39. „Die Beaufsichtigung und alle Anordnungen in diesen Sachen (Art. 38) werden dem Ministerium des Innern auferlegt, das zu gleicher Zeit Auskünfte über die Familie der von der Rechtgläubigkeit abgefallenen Person einsammelt, und

falls es sich herausstellt, daß minderjährige Kinder vorhanden sind, über die Maßregeln zum Schutze ihrer Rechtgläubigkeit dem Ermessen Sr. Kaiserlichen Majestät in vorgeschriebener Ordnung unterlegt."

In dem Journal der oben erwähnten Besonderen Konferenz heißt es nun auf S. 174—175 folgendermaßen: „Die Überweisung an die geistliche Obrigkeit behufs Ermahnung und Belehrung kann sowohl ihrem Wesen nach als auch im Hinblick auf den Art. 1002 der Kriminalprozeßordnung nicht vom Kriminalgericht verfügt werden. Aus diesem Grunde wird von der Anwendung ähnlicher Maßregeln in Bezug auf die zum „расколъ" Abgefallenen (Regl. zur Verh. u. Verf. von Verbr., Art. 50) im Strafgesetzbuch auch nichts erwähnt. In Bezug auf die Folgen andrer Art, nämlich die Inhibierung des Genusses der Standesrechte seitens der Schuldigen und die Beschränkung derselben in Bezug auf das Wohnrecht werden die betreffenden Verfügungen, laut Art. 39 des Regl. zur Verh. und Verf. von Verbr., nicht von der Gerichtsgewalt, sondern von dem Ministerium des Innern gemacht. In Verbindung mit dem oben Dargelegten muß auch nicht außer Acht gelassen werden, daß die Bestimmung darüber, daß die vom Christentum zum Nichtchristentum Abgefallenen bis zu ihrer Rückkehr zum Christentum des Genusses ihrer Standesrechte verlustig gehen sollen, eine Bestimmung, die beinahe niemals in praxi angewandt worden ist, eine Reihe von Mißverständnissen hervorruft, z. B. bezüglich der Anwendung von Strafen auf solche Schuldigen, im Falle sie ein neues Verbrechen begehen; bezüglich der rechtlichen Stellung der Kinder, die während der Dauer eines solchen Abfalles erzeugt wurden; endlich bezüglich der Bestimmung ihrer ständischen Stellung und der Nutzung ihrer Standesrechte."

So weit der Reichsrat. — Die Zusammenstellung dieser Ausführungen mit der im Reichsrat vom Vertreter des Heiligen Synods, Senator Sabler, abgegebenen und von dem Reichsrat beifällig aufgenommenen kategorischen Erklärung (Journal, S. 72, 74), daß es nach Ansicht des Synods nicht nötig sei, für die Zukunft irgend welche Maßregelungen von Personen, die von der orthodoxen Kirche abfallen, beizubehalten und daß die Bestimmungen über die Wegnahme der Kinder von den Eltern, die zum Sektenwesen abfielen, mit der Würde der rechtgläubigen Kirche durchaus

unvereinbar wären, bringt Schirkow zu dem Schluß, daß die oben erwähnten Maßregelungen an und für sich aufgehoben sind und folglich auch aus dem Reglement zur Verhütung und Verfolgung von Verbrechen zu eliminieren wären.

Hierbei kann aber der zitierte Autor nicht umhin einzugestehn, daß der Gedanke, es sei bloß Gewissenssache des Menschen, welchen Glauben er bekenne, im neuen Strafgesetz nicht konsequent durchgeführt ist. Indem nämlich das neue Gesetz, gleich dem alten, die Verleitung zum Übertritt von dem orthodoxen Glauben (совращеніе) verfolgt, straft es, und zwar strenger als bisher, die Geistlichen der sog. fremden christlichen Konfessionen für die Vollziehung irgend welcher heiliger Handlungen an einem Orthodoxen, wobei es genügt, daß der Betreffende als solcher in den Standesregistern und Kirchenbüchern verzeichnet ist (Art. 93 und 94). — So würde denn folgende kaum normal zu nennende Lage entstehen: der Rechtgläubige könnte straflos von seinem Glauben zu einem andern übertreten, aber seine religiösen Bedürfnisse befriedigen nach dem Ritus der Konfession, die mit seinen Überzeugungen übereinstimmt, könnte er nicht, da es den Geistlichen dieser Konfession bei Strafe verboten ist, ihm in seiner Glaubensnot beizustehen.

Die entgegengesetzte Auffassung (s. Jewangulow in „Право", 1903 Nr. 21 vom 18. Mai und seine Ausgabe des Strafgesetzbuches) geht von dem Standpunkt aus, daß obwohl gegenwärtig die Bestimmungen über das Verbot des Abfalls vom Glauben nicht bloß in dem Reglement über Verhütung und Verfolgung von Verbrechen, sondern auch im Strafgesetz enthalten sind, dennoch der Abfall auch nach geltendem Recht nicht als eine strafrechtlich zu ahnende Handlung anzusehen ist. Die Ausschließung der Art. 185 und 188 aus dem Strafgesetz hätte demnach eher eine kodifikatorische Bedeutung, ähnlich wie es bei der Ausschließung der oben erwähnten Artikel über die Verletzung gewisser kirchlicher Vorschriften der Fall ist.

Tatsache ist, daß die Autoren des neuen Strafgesetzes, nämlich die Glieder der unter dem Präsidium des Staatssekretärs Frisch eingesetzten Redaktionskommission, sich ausschließlich von diesem Gesichtspunkte haben leiten lassen, wie solches aus den Motiven zum Entwurf (S. 104) zur Evidenz hervorgeht. Es wird da nur

darauf hingewiesen, daß die Verweisung der Abgefallenen an die geistliche Obrigkeit zur Ermahnung und Belehrung und die übrigen oben bereits erwähnten Maßregeln in Bezug auf die Kinder, das Vermögen und die ständische Stellung der Abgefallenen nicht vom Gericht, sondern von der Kirche und dem Ministerium des Innern und zwar nur für die Dauer des Abfalls ergriffen werden. Alles dieses sind wohl rechtliche Folgen des Abfalls, nicht aber Strafen im kriminalistisch technischen Sinne und werden nach wie vor ergriffen werden können, solange die angezogenen Bestimmungen nicht auch aus dem XIV. Bande des Reichsgesetzbuches (Regl. üb. Verh. u. Verf. von Verbr.) gestrichen worden sind.

Ich muß hier einschalten, daß gegenwärtig eine Kommission unter dem Präsidium des Senators Taganzew aus Vertretern verschiedener Ressorts tagt, die zur Aufgabe hat, mit dem neuen Strafgesetz die übrigen 15 Bände des Reichsgesetzbuches (сводъ законовъ) in Einklang zu bringen und aus demselben u. a. alles das auszuschließen, was durch den neuen Kriminalkodex aufgehoben erscheint. Es ist nun möglich, daß diese Kommission auch die inhumanen, zum Glück in praxi kaum angewandten und selbst anwendbaren Bestimmungen des XIV. Bandes über die Folgen des Abfalls vom orthodoxen oder christlichen Glauben streicht; solange dieses aber nicht geschehen ist, hat sich die Sachlage in dieser Beziehung auch mit der Promulgation des neuen Strafgesetzes faktisch in nichts geändert, und selbst wenn es geschehen sollte, könnte man, meiner Ansicht nach, von einer Freiheit jedermanns, seinen Glauben nach Belieben zu wechseln, bei uns nicht reden.

Der Abfall vom Glauben, in dem der Mensch geboren und erzogen worden, ist ein tiefinnerer seelischer Vorgang, der sich keinerlei legislatorischer Regelung unterwerfen läßt. Jemand hindern seine religiösen Überzeugungen zu wechseln kann und konnte kein Gesetz, aber die äußere Betätigung des Glaubenswechsels kann das Gesetz wohl verhindern und das tut auch das neue Strafgesetz, indem es, wie bereits erwähnt, in seinen Art. 91—94 Raskolniken und Sektirern, sowie Geistlichen fremder christlicher Glaubensbekenntnisse verbietet, nach ihren Riten an einem Orthodoxen eine heilige Handlung zu vollziehen, die den Übertritt zum Raskol oder zur Sekte oder die Annahme des fremden christlichen

Bekenntnisses bedeutet, sowie nach ihren Riten die Taufe an einem Kinde zu vollziehen, das nach den Gebräuchen der orthodoxen Kirche zu taufen wäre. Ja selbst wenn sich ein Geistlicher finden würde, der, die ihm drohende Strafe nicht scheuend, das oben erwähnte Verbot überträte, so würde es dem von seinem Glauben Abgefallenen doch nichts nützen, denn eine bei Strafe verbotene Handlung, eine Rechtsverletzung, kann keine rechtlichen Folgen erzeugen, keinen Rechtsgrund für die Änderung der Standesregister abgeben, und der Übergetretene würde fortfahren offiziell als Angehöriger seines früheren Glaubens zu gelten. So würde denn beispielsweise seine nicht in der orthodoxen Kirche geschlossene Ehe nach den Vorschriften des Zivilgesetzes und des Reglements der geistlichen Konsistorien nichtig sein mit allen daraus resultierenden Folgen; ein zum Islam Übergetretener würde, trotzdem er sich als Muhamedaner ansieht, für Vielweiberei bestraft werden (Art. 412) usw.

Durch Ausschließung alles in ein Strafgesetzbuch nicht hinein Gehörenden, sowie durch eine systematischere und weniger kasuistische Darstellung ist die Zahl der Artikel über die Religionsverbrechen bedeutend verringert worden: statt 81 des Kodex vom J. 1845 oder 64 der letzten Ausgabe desselben vom J. 1885 sind es jetzt blos 25; immer noch viel, wenn man bedenkt, daß die westeuropäischen Kriminalkodices mit 5—6 Artikeln auskommen!

Diese 25 Artikel umfassen folgende Gruppen strafbarer Handlungen:

1) Schmähung und Beschimpfung der Kirche und religiöser Glaubenssätze, sowie Gotteslästerung.

2) Die Bestattung von Christen ohne Vornahme der christlichen Gebräuche und Leichenschändung.

3) Verletzung der Kultusfreiheit durch Zwingen zur Vornahme einer Kultushandlung oder Verhindern an der Vornahme einer solchen.

4) Verleitung, unter bestimmten Voraussetzungen, zum Übertritt zu einem anderen Glauben und Verbreitung gewisser Irrlehren.

5) Zugehörigkeit zu Sekten, die vom Staate nicht geduldet werden.

6) Verletzung gewisser besonderer Vorschriften des Gesetzes zum Schutze der orthodoxen Kirche vor dem Abfall ihrer Glieder zu anderen Religionsgemeinschaften.

7) Anmaßung der Priesterwürde und gewisse Angriffe auf die Person von orthodoxen Geistlichen.

* * *

Wenden wir uns nun den einzelnen Bestimmungen des Kap. II des neuen Strafgesetzes zu.*

Dieses Kapitel beginnt mit der Gotteslästerung und der Blasphemie (богохуленіе), wohin die Beschimpfung des Heiligtums (оскорбленіе святыни), sowie der Religionsfrevel (кощунство) gehört. Das neue Strafgesetz behält im Großen und Ganzen dieselben Grundanschauungen von Verbrechen dieser Art bei, wie das alte, verändert aber im Vergleich zu diesem letzteren etwas die juristische Konstruktion und Gruppierung der einzelnen Delikte, um eine bessere Systematisierung zu erzielen und dadurch eine richtige Interpretation zu erleichtern. Die Gotteslästerung und der Religionsfrevel unterscheiden sich von einander erstlich nach der religiösen Bedeutung dessen, was geschmäht oder verspottet wird und zweitens nach dem Wesen und dem Grade der von dem Schuldigen bezeugten Nichtachtung gegen die Religion.

Zur ersten Gruppe (Art. 73) zählt das neue Strafgesetz: die Schmähung des dreieinigen Gottes, der Mutter Gottes, der himmlischen Heerschaaren und der Heiligen; die Beschimpfung der heiligen Schrift, der Kirche, ihrer Dogmen und überhaupt des christlichen Glaubens. Eine Abart bildet die Beschimpfung gewisser Symbole und Bilder, welche als heilig gelten.

Objekte des Religionsfrevels (Art. 74) sind dagegen bloß die Einrichtungen und Gebräuche der Kirche, sowie die beim Gottesdienst gebrauchten Gegenstände. Inhaltlich unterscheidet er sich von der Gotteslästerung durch das Moment des Spottes, des unflätigen Scherzes.

Das neue Strafgesetz steht hierbei auf dem Standpunkt, daß das Wesen der obigen Verbrechen nicht in einem Angriff auf die Gottheit selbst besteht; diese stehe über solchen Angriffen und bedürfe eines Schutzes nicht; diese Verbrechen dokumentieren sich vielmehr in einem Angriff auf die Religion, als eine der ethischen Grundlagen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens,

*) Den Wortlaut der Artikel dieses Kapitels s. im Anhang.

und zerstören nicht die Güter, gegen die sie gerichtet sind, sondern sind bloß ein Beweis für das Fehlen der nötigen Achtung vor denselben und erregen Unzufriedenheit, sowie Verführung und Ärgernis (соблазнъ). Es setzt daher die auf diese Verbrechen stehenden Strafen, im Vergleich zu dem geltenden Kriminalkodex, bedeutend herunter, indem es gleichzeitig dem Gericht einen überaus weiten Spielraum in der Strafzumessung einräumt. So kann z. B. das auf Gotteslästerung gesetzte Höchstmaß der Strafe, die befristete Zwangsarbeit, bis auf einfachen Arrest herabgesetzt werden, falls das Gericht anerkennt, daß der Schuldige aus Unvernunft, Bildungsmangel oder in der Betrunkenheit gehandelt hat.

An die Bestimmungen über Gotteslästerung und Religionsfrevel schließen sich diejenigen über den Unfug in der Kirche während des Gottesdienstes (Art. 75), wobei die Strafe erhöht wird, wenn der Unfug in der direkten Absicht verübt wurde, um den Gottesdienst zu stören, oder letzterer überhaupt infolge des Unfugs unterbrochen werden mußte.

Ein Novum wäre unter den Bestimmungen dieser Gruppen zu erwähnen. Nämlich der Schutz auch nichtchristlicher Bekenntnisse (Art. 76).

Der Kodex (Сводъ) der Kriminalgesetze, der bis zum J. 1845 in Geltung war, stand noch auf dem Boden der Уложение des Zaren Alexei Michailowitsch vom J. 1649 und schützte bloß die orthodoxe Kirche vor religiösen Verbrechen. Der Kriminalkodex vom J. 1845 (уложение о наказанiяхъ) dehnte diesen Schutz auch auf die anderen christlichen Konfessionen aus; das neue Strafgesetz endlich folgt dem Beispiel der westeuropäischen Gesetzgebungen und straft selbst die Hauptfälle der Angriffe auf die Glaubenssätze und die Glaubensausübung nichtchristlicher Religionsgemeinschaften, indem es von dem Grundsatze der Reichsgrundgesetze ausgeht, welcher auch Juden, Mohammedanern und Heiden die freie Ausübung ihres Glaubens gewährleistet. Jedoch ist der strafrechtliche Schutz der nichtchristlichen Religionen nicht der gleiche wie der der christlichen. Der hierauf bezügliche Art. 76 straft nämlich die Schmähung einer in Rußland anerkannten nichtchristlichen Glaubensgemeinschaft oder Verunglimpfung eines Gegenstandes der religiösen Verehrung einer solchen Religionsgemeinschaft; von Gegenständen aber, die erst durch den Gebrauch beim

Gottesdienst geheiligt sind, ist nicht die Rede, auch sind die oben erwähnten Handlungen nur dann strafbar, wenn sie in einem Bethause oder bei einer öffentlichen Kultushandlung verübt wurden, während in Bezug auf die christlichen Konfessionen auch Schmähungen und Verspottungen in Drucklegungen, Briefen und bildlichen Darstellungen verfolgt werden. Auch sind die Strafen geringer. Dasselbe ist auch von dem Unfug zu sagen, der nur bestraft wird, wenn dadurch die betr. nichtchristliche Kultushandlung unterbrochen wird (Art. 77).

Hieran schließen sich in 2 Artikeln (78 und 79) die Bestimmungen über die Beerdigung eines Christen ohne Vornahme der christlichen Gebräuche und über die Leichenschändung, und darauf folgt ein Artikel (80), der die Kultusfreiheit schützt, indem er denjenigen mit Strafe (Gefängnis) bedroht, der 1) durch Gewalt oder strafbare Drohung jemand zu Kultushandlungen oder Gebräuchen zwingt, die unter einem Verbot der Bestimmungen der Glaubensgemeinschaft des letzteren stehen, oder ihn durch solche Mittel zur Teilnahme an diesen Kultushandlungen und Gebräuchen nötigt, oder 2) durch Gewalt und strafbare Drohung jemand daran hindert, die Kultushandlungen seiner in Rußland anerkannten Glaubensgemeinschaft auszuüben oder am Gottesdienste seiner Konfession teilzunehmen.

Nach der Fassung dieses Artikels wird die Kultusfreiheit einer jeden in Rußland anerkannten Konfession, also auch die der Sektierer (раскольники) und Nichtchristen gewährleistet.

Wir kommen nun zu dem **Abfall** vom Glauben, dem, wenn man alle den Proselytismus betreffenden Artikel hierher rechnet, ihrer ganze 15 gewidmet sind.

In Bezug auf den Abfall selbst ist es, wie bereits vorher erwähnt wurde, im wesentlichen beim Alten geblieben. Anders steht es jedoch mit der Verleitung zum Abfall (совращеніе). Hier sind es namentlich 3 Punkte, durch die sich das neue Strafgesetz vom Kodex vom Jahre 1845 unterscheidet: 1) dadurch, daß es die Gewissensfreiheit der Angehörigen **sämtlicher Glaubensbekenntnisse**, allerdings in verschiedenem Grade und unter verschiedenen Voraussetzungen, unter seinen Schutz nimmt, 2) dadurch, daß bei der Verleitung zum Abfall nicht die Tatsache des Abfalles an und für sich strafbar ist, da ja der Abfall auch ohne jede

Betätigung des bösen Willens seitens des Verleitenden stattfinden konnte, sondern die verbrecherischen Handlungen, in denen sich dieser böse Wille äußerte, und 3) durch die Milderung der für die Verleitung zum Abfall festgesetzten Strafen.

Das Strafgesetz umfaßt also die Verleitung zum Abfall oder Übertritt: a) eines Christen zu einer nichtchristlichen Religion (Art. 82), b) eines Orthodoxen zu einer anderen christlichen Konfession (Art. 83), c) eines Orthodoxen zu einer Irrlehre oder Sekte (Art. 84 Ab. 1—4), d) eines Jeden zu einer Irrlehre oder Sekte, deren Zugehörigkeit mit fanatischen Anschlägen auf das eigene Leben oder fremdes oder mit Selbstverstümmelung oder Verstümmelung Anderer oder endlich mit offenbar unsittlichen Handlungen verbunden ist, oder zum Skopzentum, Springertum ꝛc. (Art. 84 Ab. 5), e) eines fremdstämmigen (инородецъ) russischen Untertans nichtchristlichen Bekenntnisses zu einem anderen nichtchristlichen Bekenntnisse (Art 86) und f) eines Angehörigen irgend eines Glaubens überhaupt zu einem anderen, also auch zum orthodoxen (Art. 87).

Hierbei qualifiziert das neue Strafgesetz gleich dem alten die Verleitung zum Übertritt unter Anwendung von Gewalt und strafbarer Drohung, jedoch mit dem Unterschied, daß nach dem neuen die gewalttätige Verleitung immer, d. h. selbst zum Übertritt zur Orthodoxie oder aus einem nichtchristlichen zu einem christlichen Glauben strafbar ist (Art. 87).

Die anderen strafbaren Mittel der Verleitung, außer Gewalt und Drohung, sind, entgegen dem geltenden Kodex, — genau aufgezählt; es sind dies: Mißbrauch von Machtvollkommenheiten, Zwang, Verlockung durch Versprechen von Vorteilen, Betrug.

Um jemand der Verleitung zum Abfall schuldig sprechen zu können muß also zunächst, wie bisher, festgestellt werden: die Einwirkung des Angeschuldigten auf eine andere Person, der tatsächliche Abfall der letzteren und der kausale Zusammenhang zwischen dem Abfall und der Einwirkung. Außerdem aber, — und darin liegt das Novum, — muß bewiesen werden, daß die Einwirkung durch eines der im Gesetz aufgezählten unerlaubten Mittel geschehen ist. Nicht eine jede Verleitung zum Übertritt von einem Glauben zu einem andern ist also strafbar. „Ein bloßes Gespräch über religiöse Fragen“, heißt es im Journal der Besonderen Konferenz

des Reichsrats (S. 187), „kann einen Einfluß auf die religiöse Überzeugung der Zuhörer ausüben. Das Beispiel der Eltern und des Ehegatten kann denselben Erfolg haben; es wäre aber offenbar ungerecht, einen Vater, Gatten oder selbst eine fremde Person, die fest in ihrem Glauben ist, nur deshalb als Verbrecher zu behandeln, weil sie ihre religiösen Überzeugungen aufrichtig ausgesprochen oder manifestiert haben."

Die Verleitung zum Religionsabfall als strafbare Handlung setzt eine gewisse religiöse Reife des Verleiteten voraus; er muß eine bestimmte religiöse Überzeung besitzen oder wenigstens besitzen können; die „Verleitung" ist daher undenkbar an Kindern. — So werden denn als Ergänzung zu den Bestimmungen über die Verleitung zum Abfalle in den darauf folgenden Artikeln unerlaubte Handlungen an Minderjährigen vorgesehen, die den Zweck haben, sie einem anderen Glaubensbekenntnisse als dasjenige, dem sie nach dem Gesetz angehören müssen, zuzuführen.

So straft Art. 88 die Eltern und Vormünder, die nach dem Gesetz verpflichtet sind, ein unter ihrer Obhut stehendes Kind im christlichen Glauben zu erziehen, für die Vornahme von religiösen Gebräuchen eines nichtchristlichen Bekenntnisses an demselben, und Art. 89 enthält eine analoge Bestimmung für die Vollziehung der Taufe oder eines andern Sakraments nach dem Ritus einer der geduldeten christlichen Konfessionen an einem Kinde, das der Erziehung nach den Vorschriften der rechtgläubigen Kirche unterlag. Der Hauptunterschied zwischen diesen beiden Artikeln und den entsprechenden Bestimmungen des geltenden Kodex (Art. 186 und 190) besteht darin, daß das neue Gesetz nur für die Vollziehung gewisser religiöser Gebräuche straft, während das alte überhaupt die Erziehung nach den Gebräuchen einer anderen als der in casu vorgeschriebenen Religion als strafbar bezeichnete. Es ist diese Änderung in der Erwägung vorgenommen worden, daß das Auseinanderhalten der systematischen Erziehungstätigkeit von den rein natürlichen Familienbeziehungen zwischen Eltern und Kindern in praxi so gut wie unmöglich ist und eine Kontrolle in dieser Sphäre von Seiten einer staatlichen Gewalt ausgeschlossen erscheint.

Die Art. 88 und 89 sind sogenannte Blanquetartikel; es ist darin nämlich nicht gesagt, wer von den Unmündigen, die aus

Mischehen stammen oder von Eltern, welche vom Christentum oder der Orthodoxie abgefallen sind, im christlichen resp. orthodoxen Glauben erzogen werden muß. Die Anwendung dieser Artikel hängt von anderen Teilen des Gesetzbuches, — den Zivilgesetzen und dem Reglement der geistlichen Angelegenheiten der fremden Konfessionen (XI. Band) ab.

In Bezug auf den Schutz der Orthodoxie wiederholt das neue Gesetz im großen und ganzen die einschlägigen Bestimmungen des alten Strafgesetzbuches über die Vollziehung gewisser heiliger Handlungen an Orthodoxen durch Raskolnike oder Sektierer und Geistliche fremder christlicher Glaubensbekenntnisse (Art. 91, 93, 94 des neuen, Art. 193—194 und Teil 3 des Art. 196 des alten Strafgesetzes). Es gehören hierher, was speziell diese letzteren betrifft, die Vollziehung der Konfirmation, Salbung oder einer anderen heiligen Handlung, die die Annahme des fremden christlichen Bekenntnisses bedeutet, die Vollziehung oder Zulassung der Taufe eines Kindes, die Annahme zur Beichte oder zum Abendmahl oder zur Ölung, der Unterricht einer minderjährigen Person in der Katechese, die Trauung eines gemischten Paares vor Vollziehung der Trauhandlung durch einen orthodoxen Geistlichen oder wenn hernach die Ehe nicht nach orthodoxem Bekenntnis vollzogen worden ist, und endlich die Trauung eines rein orthodoxen Paares. Diese letztere Bestimmung ist neu und durch die Leziussche Sache veranlaßt worden*.

Fortgelassen sind dagegen: die Bestimmung des Art. 193 T. 2 des Strafgesetzbuches über die Bestrafung der fremdgläubigen Geistlichen für Vollziehung ritueller Handlungen an Orthodoxen aus Unwissenheit und die des Art. 194 über die Strafbarkeit von dem rechtgläubigen Glauben zuwiderlaufenden Beeinflussungen (внушенія) minderjähriger Orthodoxer.

Hierbei wäre zu bemerken, daß unter dem Ausdruck „Orthodoxe" oder „wissentlich Orthodoxe" („завѣдомо православные") nach der Interpretation des Reichsrats alle diejenigen verstanden werden, die nach den Standesregistern als Orthodoxe verzeichnet

*) Das Vorgehen P. Lezius' wurde vom Senat wegen Fehlens einer speziellen Bestimmung über die Trauung zweier Personen, die beide als orthodox zu betrachten sind, unter den Gesichtspunkt der Einsegnung einer ungiltigen Ehe überhaupt (Art. 1575 des Strafgesetzbuches) gebracht.

sind oder nach dem Gesetz orthodox getauft und erzogen werden müßten.

Den Schluß des Kapitels 6 „über die Religionsverbrechen“ bilden endlich einige Artikel, welche Vergehen betreffen, die gegen die Organe der Kirche, die Geistlichen, gerichtet sind, und die bereits früher erwähnt wurden. Sie sprechen von der Anmaßung der Würde eines christlichen Geistlichen seitens eines Laien oder von der Vollziehung einer religiösen Handlung durch einen Laien, die nur von einem Geistlichen vollzogen werden darf (Art. 97) und von der Beleidigung eines orthodoxen Geistlichen seitens eines Nichtorthodoxen oder der Anwendung von Gewalt wider einen solchen in der Absicht, eine Nichtachtung des orthodoxen Glaubens und der orthodoxen Kirche zu dokumentieren (Art. 98).

Wenn Sie nun, meine Herren, das Gesagte im Geiste rekapitulieren, so werden Sie, denke ich, sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß im Gebiet der Religionsverbrechen das neue Strafgesetz, das ja den derzeitigen Standpunkt des Staats über die Stellung von Religion und Kirche in demselben wiederspiegeln muß, einen großen Schritt vorwärts im Vergleich zu dem Kodex vom Jahre 1845 bedeutet. Es ist namentlich die Kürze, Übersichtlichkeit, technische Vervollkommnung und nicht zum allerletzten die größere Humanität, welche dasselbe vorteilhaft auszeichnet; und es bleibt nur zu wünschen, daß die humanen Prinzipien, die nunmehr im Gesetz Ausdruck gefunden haben, in Zukunft auch diejenigen beseelen, welche es in praxi anzuwenden haben werden.

Gestatten Sie mir nun, meine Herren, Ihnen für die Aufmerksamkeit zu danken, mit der Sie meinen trockenen Ausführungen gefolgt sind. Gleichzeitig möchte ich Ihnen eine Erklärung machen, die ich ihnen schuldig zu sein glaube. Es wird Ihnen vielleicht aufgefallen sein, daß ich so gut wie garnicht der Strafen erwähnt habe, die das neue Strafgesetz auf die verschiedenen von demselben vorgesehenen Verbrechen und Vergehen gegen die Religion festsetzt. Ich habe dies absichtlich unterlassen. Erstens hätte ich es nicht gut anders tun können, als nachdem ich Sie mit dem von dem alten Kodex abweichenden Strafsystem des neuen Gesetzes bekannt gemacht hätte, und dazu gebrach es uns an Zeit; zweitens hätten Sie von der Aufzählung der in den einzelnen Gesetzesartikeln genannten Strafen wenig gehabt. Das neue Gesetz

gewährt nämlich, abweichend vom alten, dem Richter einen ungemein weiten Spielraum bei der Strafzumessung; die Dauer der Freiheitsstrafen ist z. B. nur ausnahmsweise angegeben; es heißt da einfach: Wer das und das tut, wird mit befristeter Zwangsarbeit, mit Korrektionshaus, Gefängnis, Arrest usw. bestraft. Ferner darf der Richter, — wenn er mildernde Umstände anerkennt, — unter gewissen Voraussetzungen selbst dann, wenn für das konkrete Verbrechen das Maximum oder Minimum der zu verhängenden Strafe angegeben ist, nichtsdestoweniger bis auf das überhaupt zulässige Mindestmaß der betr. Strafe heruntergehen. Wenn z. B. Gefängnis nicht unter 3 Monaten (wie in Art. 80 für Zwingen eines Geistlichen zur Vollziehung einer von seinen Glaubenslehren verbotenen Kultushandlung festgesetzt ist, so kann der Richter trotzdem, bei mildernden Umständen, 2 Wochen Gefängnis diktiren. Noch größer ist die diskretionäre Gewalt des Richters, wenn, wie meist, kein Strafminimum angegeben ist, oder zwei Strafarten alternativ festgesetzt sind. Ist z. B. Korrektionshaus die normale Strafe, so hat der Richter die Wahl zwischen Korrektionshaus bis zu 6 Jahren und 2 Wochen Gefängnis. Ist Gefängnis angesetzt, wie bei den meisten der Religionsverbrechen, so kann der Schuldige unter Umständen mit Arrest von 1 Tage davonkommen. Endlich drittens bin ich überzeugt, daß wenn ich Ihnen die Strafen für die einzelnen Vergehen genannt hätte, Sie dieselben doch beim Verlassen dieses Saales wieder vergessen hätten; kommen Sie aber einmal in praxi in die Lage, sich für die auf das eine oder andere Vergehen festgesetzte Strafe zu interessieren, so werden Sie ja doch im Gesetzbuch darüber nachschlagen. So machen es ja auch die Juristen. Es ist damit wie mit den logarythmischen Tabellen. Die Mathematiker kennen sie ja auch nicht auswendig, müssen aber verstehen, sich in ihnen zurechtzufinden. Ähnlich ist es mit den Gesetzbüchern. Daher habe ich mich darauf beschränkt, Ihnen bloß die Prinzipien des neuen Strafgesetzes nahe zu bringen und Sie bloß auf einige Details und Subtilitäten aufmerksam zu machen, die beim flüchtigen Lesen des Gesetzes leicht übersehen werden können. Wenn es mir gelungen sein sollte, Ihnen in dieser Beziehung etwas genützt zu haben, so ist der Zweck meines Referats erfüllt.

Anhang.

Aus dem neuen Strafgesetz.

Zweites Kapitel.

Von der Verletzung der Bestimmungen zum Schutze des Glaubens.

Art. 73. Wer den Dreieinigen Gott, die Mutter Gottes und heilige Jungfrau Maria, die himmlischen Heerscharen oder die Heiligen Gottes schmäht; wer die heiligen Sakramente, das heilige Kreuz, die Reliquien, Heiligenbilder oder andre der orthodoxen oder einer andern christlichen Kirche heiligen Gegenstände mit Wort oder Tat beschimpft; wer die Heilige Schrift, die orthodoxe Kirche und ihre Glaubenssätze oder überhaupt den christlichen Glauben schmäht, unterliegt für diese Gotteslästerung oder Beschimpfung des Heiligtums, wenn dieselbe verübt wurde:

1) während des öffentlichen Gottesdienstes oder in der Kirche:
der befristeten Zwangsarbeit oder der Verweisung zur Ansiedlung;

2) in einer Kapelle, oder einem christlichen Bethause, oder öffentlich, oder in verbreiteten oder öffentlich ausgestellten Drucklegungen, Briefen oder bildlichen Darstellungen:
der Verweisung zur Ansiedelung;

3) in der Absicht, ein Ärgernis unter den Anwesenden zu erregen:
der Einsperrung im Korrektionshaus bis zu drei Jahren oder der Festungshaft bis zu drei Jahren.

Wurde aber die Gotteslästerung oder Schmähung des Heiligtums zwar unter den erwähnten Umständen, jedoch aus Unvernunft, Bildungsmangel oder im Zustande der Trunkenheit verübt, so wird der Schuldige mit Arrest bestraft.

74. Wer

1) die Einrichtungen und Gebräuche der orthodoxen Kirche oder des Christentums überhaupt schmäht;

2) mit Wort oder Tat Gegenstände verunglimpft, die durch den Gebrauch beim Gottesdienst der orthodoxen oder irgend einer andern christlichen Kirche geheiligt sind;

3) in unangemessener Weise über heilige Gegenstände oder über die im Art. 73 erwähnten Glaubensachen spottet,

wird für diesen Frevel bestraft:

wenn er verübt wurde:

1) während des öffentlichen Gottesdienstes oder in der Kirche:
mit Gefängnishaft nicht unter sechs Monaten;

2) in einer Kapelle oder einem christlichen Bethause, oder öffentlich, oder in verbreiteten oder öffentlich ausgestellten Drucklegungen, Briefen oder bildlichen Darstellungen:
mit Gefängnishaft;

3) in der Absicht, Ärgernis unter den Anwesenden zu erregen:
mit Gefängnishaft bis zu sechs Monaten.

Wenn aber der Frevel zwar unter den erwähnten Umständen, jedoch durch Unverstand, mangelnde Bildung oder im Zustande der Trunkenheit verübt wurde, so wird der Schuldige bestraft mit Arrest bis zu drei Monaten.

75. Wer durch unanständiges Geschrei, Lärm oder andern Unfug den öffentlichen christlichen Gottesdienst in einer Kirche, Kapelle oder einem christlichen Bethause stört, wird mit einem Arrest bis zu drei Monaten bestraft.

Wenn infolge eines solchen Unfugs der Gottesdienst unterbrochen, oder der Unfug von einem Menschenhaufen verübt wurde, so trifft den Schuldigen die Strafe des Arrests.

Wenn der im ersten Teil dieses Artikels erwähnte Unfug in der Absicht verübt wurde, den Gottesdienst zu stören, so wird der Schuldige mit Gefängnishaft bestraft.

Wenn aber der in solcher Absicht gestörte Gottesdienst unterbrochen werden mußte, so unterliegt der Schuldige einer Gefängnishaft nicht unter sechs Monaten.

76. Wer eine in Rußland gesetzlich anerkannte nichtchristliche Glaubensgemeinschaft schmäht oder einen Gegenstand der religiösen Verehrung dieser Glaubensgemeinschaft mit Wort oder Tat verunglimpft, wird, falls ein derartiges Verbrechen in einem Bethause der nichtchristlichen Glaubensgemeinschaft oder be einer öffentlichen Kultushandlung derselben verübt wurde, mit Arrest bestraft.

Wurde das Verbrechen aus Unverstand, mangelnder Bildung oder im Zustande der Trunkenheit verübt, so unterliegt der Schuldige dem Arrest bis zu einem Monat oder einer Pön bis zu hundert Rubel.

77. Wer durch unanständiges Geschrei, Lärm oder andern Unfug die Kultushandlung einer in Rußland gesetzlich anerkannten nichtchristlichen Glaubensgemeinschaft unterbricht, wird, wenn ein solches Verbrechen öffentlich oder im Gebethause einer solchen Glaubensgemeinschaft verübt wurde, bestraft mit:

Arrest bis zu drei Monaten.

78. Wer einen Christen ohne Vornahme der christlichen Gebräuche beerdigt, ohne daß besondere Schwierigkeiten vorlagen, einen Geistlichen zur Vornahme dieser Gebräuche heranzuziehen, unterliegt:

dem Arrest bis zu drei Monaten.

79. Wer eine bereits bestattete oder nicht bestattete Leiche raubt oder schändet, wird bestraft mit:

Einsperrung im Korrektionshaus bis zu drei Jahren.

War das erwähnte Verbrechen mit einer unsittlichen Handlung verknüpft, so unterliegt der Schuldige:

der Einsperrung im Korrektionshaus nicht unter drei Jahren.

Geschah das erwähnte Verbrechen aber aus Aberglauben, Unverstand, Bildungsmangel oder im Zustande der Trunkenheit, so wird der Schuldige bestraft mit:

Gefängnishaft bis zu sechs Monaten.

80. Wer

1) durch Gewalt oder strafbare Drohung jemand zu Kultushandlungen oder Gebräuchen zwingt, die unter einem Verbot der Bestimmungen der Glaubensgemeinschaft des letzteren stehen, oder ihn durch solche Mittel zur Teilnahme an diesen Kultushandlungen und Gebräuchen nötigt;

2) durch Gewalt oder strafbare Drohung jemand daran hindert, den Gottesdienst oder eine Kultushandlung seiner in Rußland anerkannten Glaubensgemeinschaft auszuüben oder an einem solchen Gottesdienste oder einer solchen Kultushandlung teilzunehmen,

wird bestraft:

mit Gefängnishaft.

Wenn dieser Zwang oder diese Nötigung gegenüber dem Geistlichen einer christlichen Konfession oder dem Geistlichen einer nichtchristlichen Glaubensgemeinschaft erfolgte, so unterliegt der Schuldige:

der Gefängnishaft nicht unter drei Monaten.

81. Wenn eine Person nichtchristlichen Glaubens, auch ohne Anwendung von Gewalt oder strafbarer Drohung, jemand, der bei ihr in Dienst, Lehre oder Arbeit steht, an der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten oder an der von der betreffenden Konfession vorgeschriebenen Heilighaltung des Sonntags oder eines andern Feiertages hindert, so wird dieselbe bestraft mit:

einer Pön bis zu fünfzig Rubel.

82. Wer durch Mißbrauch seiner Machtvollkommenheiten, Zwang, Verlockung durch Versprechung von Vorteilen oder Betrug, einen Christen zum Übertritt zu einem nichtchristlichen Glauben veranlaßt, wird bestraft mit:

Einsperrung im Korrektionshaus bis zu drei Jahren oder Festungshaft bis zu drei Jahren.

Wenn aber die Verleitung unter Anwendung von Gewalt oder strafbarer Drohung erfolgte, so unterliegt der Schuldige:

der Zwangsarbeit bis zu sechs Jahren oder der Verweisung zur Ansiedlung.

83. Wer durch Mißbrauch seiner Machtvollkommenheiten, Zwang, Verlockung durch Versprechungen von Vorteilen oder Betrug einen Orthodoxen zum Übertritt zu einer andern christlichen Konfession verleitet, wird bestraft mit:

Festungshaft bis zu drei Jahren.

Wenn aber die Verleitung zum Übertritt durch Gewalt oder strafbare Drohung erfolgte, so wird der Schuldige bestraft mit:

Verweisung zur Ansiedlung.

84. Wer durch Mißbrauch seiner Machtvollkommenheiten, Zwang, Verlockung durch Versprechung von Vorteilen oder Betrug einen Orthodoxen zum Übertritt zu bestehenden oder neuerdings verkündeten Irrlehren oder Sekten verleitet, wird bestraft mit:

Verweisung zur Ansiedlung.

Wenn eine solche Verleitung durch Gewalt oder strafbare Drohung verübt worden ist, so wird der Schuldige bestraft:

mit Zwangsarbeit bis zu sechs Jahren oder Verweisung zur Ansiedlung.

Wenn die Verleitung zu einer Irrlehre oder Sekte erfolgt, deren Zugehörigkeit mit fanatischen Anschlägen auf das eigene Leben oder das Leben andrer oder mit Selbstverstümmelung oder Verstümmelung andrer oder mit offenbar unsittlichen Handlungen verbunden ist, so wird der Schuldige bestraft:

mit Verweisung zur Ansiedlung in besondere für diese Verurteilten vorgesehene Ortschaften.

Wenn eine solche Verleitung durch Gewalt oder strafbare Drohung verübt wurde, so wird der Schuldige bestraft:

mit Zwangsarbeit bis zu acht Jahren.

Diesen Strafen unterliegt auf diesen Grundlagen der Anhänger des Skopzentums oder einer andern der oben genannten fanatischen Lehren, der schuldig ist, zu seiner Lehre Personen eines andern christlichen oder nichtchristlichen Bekenntnisses verleitet zu haben.

85. Wer eine Person, die der Lehre der Skopzen angehört, mit ihrer Einwilligung verstümmelt oder aber die gleiche Tat an einer Person verübt, um sie zum Übertritt zum Skopzentum zu verleiten, wird bestraft:
mit Zwangsarbeit bis zu sechs Jahren.

Wenn die Verstümmelung unter Anwendung von Gewalt oder strafbarer Drohung verübt worden ist, so wird der Schuldige bestraft:
mit Zwangsarbeit bis zu zehn Jahren.

86. Der Mohammedaner, Jude oder Heide, der schuldig ist, durch Mißbrauch seiner Machtvollkommenheit, Zwang, Verführung durch ein Versprechen von Vorteilen oder Betrug einen fremdstämmigen russischen Untertan nichtchristlichen Bekenntnisses zu einem andern nichtchristlichen Bekenntnis verleitet zu haben, wird bestraft:
mit Gefängnishaft bis zu drei Monaten.

87. Wer schuldig ist, durch Gewalt oder strafbare Drohung jemand zum Übertritt von einem Glaubensbekenntnis zu einem andern verleitet zu haben, wird, wenn er nicht der Bestrafung nach den Art. 82—84 unterliegt, bestraft:
mit Einsperrung im Korrektionshaus bis zu drei Jahren.

88. Der Vater, die Mutter oder der Vormund, die nach dem Gesetz verpflichtet sind das eigene oder ein unter ihrer Vormundschaft stehendes noch nicht vierzehnjähriges Kind im christlichen Glauben zu erziehen und sich schuldig machen, an demselben religiöse Gebräuche eines nichtchristlichen Glaubenbekenntnisses vorgenommen zu haben, werden bestraft:
mit Festungshaft bis zu drei Jahren.

89. Der Vater, die Mutter oder der Vormund, die nach dem Gesetz verpflichtet sind, das eigene oder ein unter ihrer Vormundschaft stehendes, noch nicht vierzehnjähriges Kind im orthodoxen Glauben zu erziehen und sich schuldig machen, an demselben die Taufe vollzogen oder dasselbe andern Sakramenten eines andern christlichen Glaubensbekenntnisses zugeführt zu haben, unterliegen der Festungshaft bis zu einem Jahr.

90. Wer schuldig ist des öffentlichen Haltens oder Lesens einer Predigt, Rede oder eines Aufsatzes oder der Verbreitung oder öffentlichen Ausstellung einer Schrift oder einer bildlichen Darstellung, die Rechtgläubige zum Übertritt zu einem andern Glaubensbekenntnis oder zu einer Irrlehre oder Sekte anregt, wird, wenn diese Handlung zum Zweck, Orthodoxe zum Abfall zu verleiten, verübt wurde, bestraft:
mit Gefängnishaft bis zu einem Jahr oder mit Arrest.

91. Ein Raskolnik oder Sektierer, der schuldig ist, wissentlich die Taufe oder eine andre geistliche Handlung, die den Übertritt zum Raskol oder zur Sekte bezeichnet, nach seinem Ritual an einer Person verübt zu haben, die zur orthodoxen Kirche gehört oder der Taufe nach den Gebräuchen der orthodoxen Kirche unterliegt, wird bestraft:
mit Arrest.

Derselben Strafe unterliegt ein Raskolnik oder Sektierer, der schuldig ist, wissentlich eine andre geistliche Handlung an einer Person verübt zu haben, die während der Vollziehung der Handlung den orthodoxen Glauben bekannte.

92. Wer schuldig ist, öffentlich in einer vom Gesetz verbotenen Weise seine Zugehörigkeit zu dem Raskol dokumentiert zu haben, wird bestraft:

mit einer Pön bis zu 300 Rbl.

93. Der Geistliche eines fremdem christlichen Glaubensbekenntnisses, der schuldig ist:

1) wissentlich nach seinen Riten an einem Orthodoxen die Konfirmation, Salbung oder eine andre heilige Handlung vollzogen zu haben, die die Annahme des fremden christlichen Bekenntnisses bedeutet, oder der nach seinen Riten die Taufe an einem Kinde wissentlich vollzieht oder zuläßt, das nach den Gebräuchen der orthodoxen Kirche zu taufen ist;

2) wissentlich einen Orthodoxen zur Beichte oder zum Abendmahl oder zur Ölung nach den Gebräuchen seines Glaubensbekenntnisses zugelassen zu haben;

3) wissentlich Unterricht in der Katechese seines Glaubensbekenntnisses einer minderjährigen Person orthodoxen Bekenntnisses erteilt zu haben;

4) wissentlich die Ehe eines Fremdgläubigen mit einer Person orthodoxen Bekenntnisses vor der Trauung durch einen orthodoxen Geistlichen vollzogen zu haben, wird bestraft:

mit einer Pön bis zu 300 Rbl.

Außerdem wird der Schuldige für den Fall des im 1. Punkt dieses Artikels Gesagten von seinem kirchlichen Amte für die Zeit von drei Monaten bis zu einem Jahre entfernt, und bei einer Wiederholung auf ein bis drei Jahre oder für immer; für den Fall der Wiederholung der Verbrechen, die in den Punkten 2 und 3 dieses Artikels erwähnt sind — auf drei Monate bis zu einem Jahre, und bei Wiederholung des im Punkt 4 erwähnten Verbrechens — auf drei bis zu sechs Monaten.

94. Der Geistliche eines fremden christlichen Glaubensbekenntnisses, der schuldig ist:

1) der wissentlichen Vollziehung einer Ehe zwischen einem Fremdgläubigen und einer Person orthodoxen Bekenntnisses, wenn hernach die Ehe nicht nach orthodoxem Ritus vollzogen worden ist;

2) der wissentlichen Vollziehung der Ehe zwischen orthodoxen Personen wird bestraft:

mit einer Pön bis zu 500 Rbl.

Außerdem wird der Schuldige von seinem kirchlichen Amte auf drei Monate bis zu einem Jahre entfernt, und im Wiederholungsfalle — auf ein bis drei Jahre oder für immer.

95. Wer schuldig ist, durch Gewalt oder eine strafbare Drohung Personen am Übertritt zum orthodoxen Glauben zu verhindern, wird bestraft:

mit Gefängnishaft nicht unter sechs Monaten.

96. Wer schuldig ist der Zugehörigkeit zu einer Irrlehre oder Sekte, die mit fanatischen Anschlägen auf das eigene Leben oder das Leben andrer, oder mit offenbar unsittlichen Handlungen verbunden ist, wird bestraft:

mit Verweisung zur Ansiedlung in besonders für diese Verurteilten bezeichnete Ortschaften.

Derselben Strafe unterliegt, wer sich der Selbstverstümmelung aus Fanatismus schuldig macht.

97. Wer sich eigenmächtig die Würde eines Geistlichen eines christlichen Bekenntnisses anmaßt und sich der Verrichtung heiliger Handlungen schuldig macht, die nur von Geistlichen dieses Bekenntnisses vollzogen werden können, wird bestraft:

mit Gefängnishaft.

Wenn der Schuldige eine Taufe oder Trauung vollzogen hat, wird er bestraft:

mit Einsperrung im Korrektionshaus.

98. Eine Person nichtchristlichen Bekenntnisses wie auch eine Person eines fremdem christlichen Bekenntnisses, ein Raskolnik oder Sektierer, die schuldig sind der Beleidigung eines orthodoxen Geistlichen oder der im Art. 475 vorgesehenen Anwendung von Gewalt außerhalb des Gottesdienstes oder der Vollziehung einer heiligen Handlung, aber in der Absicht eine Nichtachtung des orthodoxen Glaubens und der orthodoxen Kirche zu dokumentieren, wird bestraft:

mit Gefängnishaft.

Wenn diese Beleidigung oder Anwendung von Gewalt während des Gottesdienstes oder während der Vollziehung heiliger Handlungen verübt wurde, so wird der Schuldige bestraft:

für Beleidigung — mit Einsperrung im Korrektionshaus bis zu drei Jahren;

für Anwendung von Gewalt — mit Einsperrung im Korrektionshaus.

Die moderne Irrenpflege und die livl. Heil- und Pflegeanstalt Stackeln.

Von

Dr. **Albert Behr.**

Nachdem der Bau der livl. Heil- und Pflegeanstalt Stackeln beschlossen war, schien es der Baukommission der livl. Ritterschaft im Interesse der Sache notwendig, eines ihrer Glieder (Herrn v. Hansen-Planhof) und den Arzt der Anstalt ins Ausland zu senden, um moderne Irrenanstalten und deren Einrichtungen zu studieren und die Resultate der Reise für den beabsichtigten Neubau zu verwerten. Der bauleitende Architekt, Herr A. Reinberg, äußerte gleichfalls seine Bereitschaft mitzureisen. Der nachfolgende Bericht enthält die gewonnenen Anschauungen, welche der Baukommission am 24. März und dem Verwaltungsrat der Gesellschaft zur Fürsorge für Geisteskranke am 13. April d. J. vorgelegt wurden.

* * *

Der Zweck einer gemeinsamen Reise, an der Baumeister, Arzt und Bauherr (in diesem Fall die ritterschaftliche Baukommission vertreten durch eines ihrer Glieder) teilnahmen, läßt sich in Kürze dahin formulieren: der Psychiater soll bautechnisch und der Bauleiter resp. der Bauherr psychiatrisch denken lernen. „Ich glaube", so bemerkt zutreffend Kolb, „keinem Psychiater wird anfänglich ein peinliches Gefühl von Unsicherheit fern geblieben sein, als er sich zum ersten Mal vor die Aufgabe gestellt sah, bei dem Neubau oder der Erweiterung einer Anstalt beratend oder gar beschließend mitzuwirken. Und das darf nicht Wunder nehmen: das bautechnische Gebiet liegt unsrem Studiengange fern; es sich

zu erschließen ist nicht ganz leicht; unsre Zeit ist gewöhnlich durch die notwendige Fortbildung auf spezialwissenschaftlichem wie auf allgemein ärztlichem Gebiete mehr oder minder vollständig in Anspruch genommen usw." (vgl. Psychiatr. Wochenschrift 1901). — Anderseits ist zu bemerken, daß der Baumeister ohne besondere psychiatrische Vorstudien garnicht in der Lage ist, die Intentionen des Arztes zu erfassen und den Ansprüchen seiner Auftraggeber gerecht zu werden. Eine gemeinsame Reise nach einem vorher entworfenen Programm gestattet dagegen einen wesentlich andern Gedankenaustausch über rein psychiatrische und baupsychiatrische Fragen, als es auf irgend eine andre Weise möglich ist. Jede Debatte knüpft an das Gesehene, an das gemeinsam Erschaute an und erspart unnütze Erklärungen, Aufklärungen und Worte. Auf diesem Wege läßt sich ein Bauprogramm ohne besondere Schwierigkeiten erledigen und die Forderungen der praktischen Psychiatrie in steter Rücksicht auf das tatsächlich Mögliche und Erreichbare sind leicht zu formulieren.

Das Reiseziel bildeten einige norddeutsche, mitteldeutsche und österreichische Anstalten, die in den allerletzten Jahren erbaut sind und die, soweit das europäische Festland in Frage kommt, die Ziele der modernen Psychiatrie deutlich zum Ausdruck bringen. Um nach dieser Richtung hin keinen Mißgriff zu begehen, so wandte ich mich vor Beginn der Reise an einen erfahrenen auswärtigen Fachmann, den Sanitätsrat Dr. A. Merklin in Treptow a. d. Rega und beriet mit ihm die in Aussicht genommene Route. Wir besuchten die Anstalten Dziekanka bei Gnesen, Obrawalde bei Meseritz, Lüneburg, Treptow a. d. Rega, Dösen bei Leipzig und Groß-Schweidnitz bei Löbau (Kgr. Sachsen). Die Anstalt Obrawalde bei Meseritz befand sich noch im Bau — die Eröffnung findet erst am 1. Oktober d. J. statt — und wir waren somit in der glücklichen Lage, eine Anstalt während des Baues zu besichtigen und den bauleitenden Architekten über seine Ansichten zu hören. In Österreich sahen wir die Anstalten zu Salzburg und die berühmte niederösterreichische Schöpfung Mauer-Öhling, 5 Km. von Amstetten (Linie Linz-Wien). Die Salzburger Anstalt hatte für uns ein begreifliches Interesse, da diese Anstalt in den Vorarbeitrn für die Heilanstalt in Stackeln eine große Rolle spielte und wir uns durch den Augenschein selbst über die Grundrisse und Pläne überzeugen wollten. Ferner hatten wir in unser Reiseprogramm die Besichtigung einer älteren Anstalt, der Staatsirrenanstalt zu Hamburg, mit hineingenommen. Die Hamburger Irrenanstalt Friedrichsberg

war in den Jahren 1861—66 nach den Angaben von L. Meyer erbaut und bildete einst eine Sehenswürdigkeit auf psychiatrischem Gebiet. Heutzutage ist die Anstalt natürlich längst überholt und durchaus veraltet. Es ist aber für einen Baumeister dringend erforderlich, auch alte Anstalten zu besuchen, weil er alsdann durch den Vergleich mit den Bauten der Gegenwart die Entwicklung der psychiatrischen Anschauungen sich plastisch greifbar vorstellen kann und die Fortschritte der Hygieine am besten übersieht. — Ich selbst konnte es mir weiter nicht versagen, die Anstalt Herzberge bei Berlin zu besuchen, da diese Anstalt die Grundlage für den Ausbau Birkenruhs bildete, der seinerzeit dem Landratskollegium als Projekt vorlag.

Das Reiseprogramm enthielt, wie es sich ja eigentlich von selbst versteht, die Besichtigung von Provinzial- und Kommunalanstalten. Privatanstalten hatten für unsre Zwecke kein Interesse, da bei dem Bau von Privatirrenanstalten doch wesentlich andre Gesichtspunkte maßgebend sind, als bei dem Bau von Provinzialanstalten. Nur Ilten bei Hannover machte eine Ausnahme und wir besuchten diese eigenartige Privatanstalt, die in der Geschichte der deutschen Psychiatrie von ausschlaggebender Bedeutung wurde. Die Anstalt Ilten ist eine Schöpfung von F. Wahrendorff, der vor etwa einem Menschenalter in zielbewußter Weise den Versuch unternahm, nach dem Vorbilde von Gheel die Familienpflege Geisteskranker ins Leben zu rufen. Es galt in Ilten sich durch den Augenschein zu überzeugen, wie landwirtschaftlicher Betrieb und Familienpflege Geisteskranker Hand in Hand geht und wie die Fürsorge für chronische Geisteskranke außerhalb der Anstalt zu handhaben und zu gestalten ist*.

*   *
*

Der Schwerpunkt der modernen Irrenanstalt, das A und O jeder praktischen Psychiatrie liegt in der Erkenntnis, daß ein tüchtiges Pflegepersonal unumgänglich notwendig ist, um Geisteskranke human und menschenwürdig zu behandeln. Es ist eine Tatsache,

*) Wir wurden in allen Anstalten aufs freundlichste aufgenommen, und es ist mir ein Bedürfnis, auch an dieser Stelle allen Kollegen und Anstaltsdirektoren für mancherlei Auskünfte und Angaben herzlich zu danken. Insbesondere gebührt der Dank H. Sanitätsrat Dr. Kayser, H. Sanitätsrat Dr. Merklin, H. Oberarzt Dr. Dehio, H. Oberarzt Grabbe, H. Direktor Dr. Wahrendorff, H. Sanitätsrat Dr. Krell, H. Direktor Dr. Starlinger und H. Regierungsbaumeister Kübler.

daß die Gefährlichkeit und die Erregung der Geisteskranken abnehmen, wenn die Pflege und Aufsicht der Kranken taktvoll und zweckentsprechend gehandhabt werden. Der Arzt kann seine Kranken, auch beim besten Willen, nicht immer beaufsichtigen und neun Zehntel der Arbeit lastet auf dem Pfleger. Diese Erwägung hat daher in der ganzen Welt dazu geführt, das Hauptaugenmerk bei der Behandlung Geisteskranker darauf zu richten, ein gutes Pflegepersonal heranzuziehen und sich zu erhalten. Diese so einfache Erkenntnis ist es, die den gegenwärtigen Bau der Irrenanstalten von der der früheren Jahre so wohltuend unterscheidet. Je tüchtiger und zuverlässiger das Pflegepersonal ist, um so weniger Schutzvorrichtungen bedarf die Anstalt und um so mehr gleicht die übelbeleumundete Irrenanstalt einem gewöhnlichen allgemeinen Krankenhause. Welche absonderlichen Fenster, Türen, Treppen und Zimmerkonstruktionen wurden nicht erdacht, um sich vor dem Kranken zu schützen, der Baumeister verschwendete seinen ganzen Witz an der Konstruktion von Sicherheitsvorrichtungen, die nun alle, Gott sei's gedankt, zu den Raritäten gehören. Einem jeden, der ältere Irrenanstalten aus eigener Erfahrung kennt, oder gar in ihnen gearbeitet hat, fallen in der modernen Anstalt vor allem auf:

1) gemeinsame Krankenräume, Wachsäle, in denen die Kranken zu Bett liegen und Tag und Nacht Aufsicht und Pflege genießen;

2) Badesäle, in denen die Kranken Tag und Nacht in der Wanne verbringen und die sog. Dauerbäder erhalten;

3) besondere Räume resp. Heime, die ausschließlich dem Pflegepersonal zur Verfügung stehen.

Die Wachsäle mußten sich in den Irrenanstalten notwendigerweise von dem Zeitpunkt an entwickeln, als man aufhörte die Kranken während der Erregung in Zellen einzusperren, d. h. zu isolieren und sich daran gewöhnte, Geisteskranke als Kranke, als Gehirnkranke zu betrachten, und sie ins Bett legte, um sie zu beruhigen und zu heilen. Mit der Einführung der Bettbehandlung verschwand der Charakter der spezifischen Irrenanstalt und die Irrenhäuser verwandelten sich in Krankenhäuser. Die Methode der Bettbehandlung sieht scheinbar so einfach aus, sie „hat so ganz und gar nichts Geniales und Imponierendes an sich“ und doch hat sie die gesamte Irrenpflege gründlicher umgestaltet, als es einst bei der Abschaffung der Zwangsjacke der Fall war. Die Bettbehandlung gestattet den Geisteskranken sauber

und menschenwürdig zu verpflegen, denn wer zu Bett liegt, ist leichter zu säubern, als wer umherläuft und tobt! Die horizontale Lage hemmt die ungestümen Bewegungen der Glieder, regelt den Blutkreislauf, schützt den Kranken vor Abmagerung und Schwäche und erzeugt das Gefühl, man behandle ihn als Kranken, nicht als Rasenden. Die Bettbehandlung gestattet in hohem Maße, die Kranken zu individualisieren, in kleinen Gruppen von einander zu trennen und dem psychischen Zustande des einzelnen gerecht zu werden. Man vermeidet neuerdings die Wachsäle zu groß anzulegen, sondern baut lieber eine Reihe von zusammenhängenden kleineren Räumen, 5—8 Betten, die den Kranken sympathischer sind und auch von den Angehörigen derselben freundlicher empfunden werden. Die berechtigte Sorge und die ewig sich wiederholende Frage, ob nicht viele Geisteskranke zusammen in einem Raume sich gegenseitig erregen und schaden, ist durch eine derartige Anlage einigermaßen beseitigt und aufgehoben. Es ist durchaus notwendig, im Anschluß an den Wachsaal einen Tagesraum anzufügen, da es alsdann möglich ist, den Kranken, wenn ihm das Liegen lästig ist, oder sich eine „Bettsucht" entwickelt, vorübergehend aufstehen zu lassen und zu beschäftigen. (Systéme mixte.)

Eine weitere große Errungenschaft der modernen Psychiatrie, die aber noch lange nicht in allen neuen Anstalten zur Anwendung gelangt, bilden die Dauerbäder. Trotzdem Kraepelin in der energischsten Weise auf die Wohltat der Dauerbäder hingewiesen, trotzdem von den verschiedensten Seiten die günstigsten Erfahrungen nach dieser Richtung vorliegen und alle Irrenärzte, die diese Behandlungsmethode anwenden (Dehio, Merklin u. a.), einmütig hervorheben, daß der ganze Betrieb einer Anstalt sich von Grund aus verändert, so sehen wir doch, daß die Psychiater nur zögernd dem Heidelberger Beispiel folgen. Wir sahen besondere Anlagen für Dauerbäder in Dösen, in Groß-Schweidnitz und in Mauer Öhling. Das Dauerbad muß sich direkt an den Wachsaal anschließen, so daß jederzeit der Kranke zwischen Bett und Bad leicht hin und her transportiert werden kann und dadurch der Nachteil vermieden wird, den das Aufstellen von Wannen im Wachsaal mit sich bringt. Es scheint weiter dringend erforderlich, im Zusammenhange mit dem Dauerbade Einzelbadezimmer vorzusehen, um besonders störende Elemente und insoziale Kranke von ihren Mitpatienten abzusondern. Das Dauerbad muß eine eigene Abteilung darstellen und soll unter keinen Umständen als Reinigungsbad für Neuaufgenommene benutzt werden. Es soll dem Kranken stets zum Bewußtsein gebracht

werden, daß das Dauerbad eine ärztliche Maßnahme darstellt, die mit Reinigung der schmutzigen Kranken nichts gemein hat. Die Reinigung der neu aufgenommenen Patienten hat in einem andern Raume stattzufinden, der also besonders vorgesehen sein muß. — Es ist fraglos, daß in einigen Jahren alle Irrenanstalten das Dauerbad besitzen werden. Bei der Einführung des Dauerbades wiederholt sich derselbe Vorgang, wie bei der Einführung der Bettbehandlung. Viele ältere Psychiater sehen in den Dauerbädern doch nur eine Art Zwang, wenngleich unter einer andern Form. Ein alter Kollege äußerte resigniert: „Früher isolierte man in Zellen, heute in Wannen!" Das sind Anschauungen, wie sie sich in der Geschichte der Psychiatrie bei allen Neuerungen immer wiederholen und wie ein roter Faden die Verhandlungen durchziehen.

Da, wie schon vorhin auseinandergesetzt wurde, die moderne Irrenanstalt ihren Hauptschwerpunkt auf ein zuverlässiges Pflegepersonal verlegt, so liegt es auf der Hand, alles aufzubieten, um gute Pflegekräfte heranzuziehen und sich zu erhalten. Während meiner Lehrjahre galt es in psychiatrischen Kreisen fast als Dogma, — ich habe es von berufener Seite gar oft gehört, — daß ein Pfleger oder eine Pflegerin etwa fünf Jahre in ihrem Berufe brauchbar seien. Entweder seien sie alsdann verdummt oder sie täten wohl ihre Pflicht, aber als Automaten ohne Initiative. Forschte man nach den Gründen dieser Erscheinung, so erhielt man keine ausreichende, befriedigende Antwort. Nun, ich glaube, es ist heutzutage allen Irrenärzten geläufig, daß man weder vom Arzt noch vom Pfleger einen beständigen Umgang mit den Geisteskranken verlangen darf und unbedingt freie Zwischenzeiten einschalten muß. In den alten Anstalten lebte das Pflegepersonal ausschließlich unter den Kranken, nachts schliefen sie auf den Korridoren oder mit den halbruhigen Elementen gemischt, besondere Aufenthaltsräume gab es nicht, Urlaub war sehr schwer zu erhalten, das Heiraten vollends war streng verpönt, was Wunder, daß unter solchen Umständen das Pflegepersonal in kurzer Zeit versteinerte und erstarrte. Alle diese Erwägungen und Übelstände haben nun in der Gegenwart dazu geführt, in den modernen Anstalten besondere Räume anzulegen, in denen das Pflegepersonal sich nach dem anstrengenden Umgang mit den Geisteskranken zurückziehen und ausruhen kann. — Die neueren Anstalten haben durchweg besondere Häuser (Heime), in denen das Pflegepersonal während seiner Freistunden musiziert, liest, sich beschäftigt und sich für die Dienststunden Kräfte sammelt. In Mauer-Öhling besteht sogar

ein kleines reizendes echtes Wiener Café im Anschluß an die Küche, speziell für die Bedürfnisse des Pflegepersonals. Wenn wir auch in der neu zu erbauenden Anstalt in Stackeln vorläufig nicht in der Lage sein werden, räumlich gesonderte Heime zu schaffen, so sind doch in den Obergeschossen der einzelnen Krankenhäuser Erholungszimmer und Schlafzimmer vorgesehen, um dem Wartepersonal nach seinem anstrengenden Dienst eine Abwechslung und Erholung zu gönnen.

Die Isolierzellen, die in den älteren Anstalten eine so große Rolle spielten, verschwinden gegenwärtig aus den Grundrissen der Neubauten. Je tüchtiger und sorgfältiger das Pflegepersonal, um so unnötiger das Isolieren. Der Kampf der Geister, ob man schon heute vollständig zellenlos behandeln könne, ist noch nicht ganz geklärt. Die zellenlose Behandlung ist für viele Ärzte ein Schlachtruf, und ob das „zellenlose Jahrhundert" schon angebrochen ist, muß abgewartet werden. Soweit ich die Frage übersehen kann, lassen sich Zellen oder Isolierräume bei einem Neubau heutzutage noch nicht vollständig vermeiden, es kann doch gelegentlich einmal vorkommen, daß ein tobsüchtiger, erregter Epileptiker oder ein Kranker mit verbrecherischen Anlagen von seinen Mitpatienten entfernt werden muß. Natürlich, es geht mit den Zellen wie mit allen Fragen der praktischen Psychiatrie, dem einen Arzt gelingt es, denselben Kranken außerhalb der Zelle zu beruhigen, dem andern nicht. Regeln für den Umgang mit Geisteskranken, einen psychiatrischen „K n i g g e" gibt es nicht, daher die Widersprüche.

In Dziekanka werden die gesonderten Zellenabteilungen eingerissen und zu Dauerbädern und Pflegerräumen eingerichtet, und ähnlichen Umbauten begegnet man in allen Anstalten. Auch bei uns zu Lande hat Rothenberg seine Zellentüren geöffnet, und wo früher lautes Toben erschallte, herrscht eine angenehme Ruhe und Stille. Wo nur immer Psychiater bei dem Bau einer Anstalt mitraten durften, ist auch stets der zeitgenössischen Strömung, die Zellen zu entfernen, Rechnung getragen worden, wo aber, wie z. B. beim Neubau der Provinz Posen in Obrawalde, nur Provinzialbeamte mit dem Baumeister zusammen Pläne entwarfen und ausführten, ist man aufs höchste erstaunt, noch gesonderte Zellenabteilungen in einem Neubau zu finden. Die Zellenabteilung ist so angelegt, daß im Erdgeschoß an beiden Schmalseiten des Gebäudes eingeschossige Anbauten von der Form halber Zwölfecke angegliedert sind, in denen, von dem übrigen Hause durch Schallkorridore getrennt, je sechs Zellen s t r a h l e n f ö r m i g nebeneinander liegen.

Derartige Bauten erinnern an eine Menagerie oder ein Zellengefängnis und sind vom psychiatrischen Standpunkt aus als vollständig **rückständige** zu bezeichnen.

Was die Fenster und deren Verkleidung betrifft, so herrscht durchweg das Bestreben, in der Anlage der Fenster alles zu vermeiden, was an Zwang und Arrest erinnert. Gitter sind garnicht mehr gebräuchlich. Nur die sächsischen Anstalten und die niederösterreichische Anstalt Mauer-Öhling haben vor den Fenstern Korbgitter oder einfache Gitter. Die Korbgitter haben den Vorzug, daß Blumentöpfe darin Platz finden und den Anblick der Krankenabteilung freundlicher gestalten und vor allem es möglich machen, daß der Kranke, so oft es ihm behagt, jederzeit das Fenster aufmachen darf, um frische Luft zu schöpfen. Es ist aber hierbei zu bemerken, daß in diesen Teilen Deutschlands Korbgitter an vielen Landhäusern und öffentlichen Gebäuden Verwendung finden und daß das Gitter eine landesübliche Einrichtung darstellt. In solchen Gegenden, in denen die Bevölkerung Gitter als etwas fremdartiges ansieht und diese nur bei Haftlokalen Verwendung finden, läßt man sie fallen. Man wählt in den Häusern, in denen unruhige Kranke verpflegt werden, etwas dickere Scheiben und eiserne Sprossen. Je weniger sich die Fensterkonstruktion auffallend gestaltet und sich nicht von den Fenstern der gewöhnlichen Wohnhäuser unterscheidet, um so seltener zerstört der Kranke das Fenster, denn der Reiz und die Lust, das Fremdartige zu zerstören, fallen fort.

Eine Frage, in der die Psychiater auch noch immer nicht ganz einig sind, gipfelt darin, ob es notwendig ist, die einzelnen Krankenabteilungen einzufriedigen oder nicht. Auf massive Umfassungsmauern oder komplizierte Zäune, die das ganze Grundstück umgeben, hat man natürlich längst überall verzichtet. Wo eine Einfriedigung des gesamten Anstaltsgebiets besteht, ist diese leicht und gefällig errichtet und dient nicht dazu, die Kranken zu belästigen, sondern neugierige und unnütze Gäste fernzuhalten. In Groß-Schweidnitz und in Herzberge bestehen noch richtige Tobhöfe. In Mauer-Öhling bewegen sich die unruhigen Kranken innerhalb versenkter Mauern. Die „versenkte Mauer" ist derart errichtet, daß die Kranken von einem erhöhten Standpunkt aus die ganze Gegend übersehen und auch von den gegenüberliegenden Gärten und Gebäuden beobachtet werden können. Die Anhöhe neigt sich nach allen Seiten sanft abwärts und ist an der tiefsten Stelle des Abhangs von einer Mauer umgeben. Es besteht also einerseits durchaus das Bestreben, dem Kranken die Illusion der Freiheit zu verschaffen

und doch fürchtet man anderseits die Konsequenzen und schafft sich den Ausweg der versenkten Mauer. Dieser Widerspruch wird nur dadurch erklärlich, daß die Ansichten über das Maß der Freiheit, das man einem Kranken einräumen darf, noch immer nicht geklärt sind und subjektiven Schwankungen unterliegen. Soviel ich eruieren konnte, sind alle Kollegen darin einig, daß geisteskranke Männer — von geisteskranken Verbrechern sehe ich natürlich ab — keine besonderen Umfriedigungen oder Höfe brauchen. Bei erregten Frauen aber halten viele Irrenärzte einen derartigen Schutz doch für durchaus wünschenswert. Da nun aber, wie es nicht genug wiederholt werden kann, alles auf die Aufsicht und die Pflege ankommt, so hängen alle Schutzvorrichtungen von der Güte des Personals ab, und wenn dieses tadellos seine Pflicht erfüllt, so werden Umfriedigungen hinfällig. Nach dieser Richtung werden in Zukunft die Dauerbäder, das ist meine feste Überzeugung, noch unendlich viel nützen, und viele Kranke, die gegenwärtig im Tobhofe ihr Unwesen treiben, werden im Dauerbade sich beruhigen und mäßigen. Will man Umfriedungen für die Häuser der unruhigen und halbruhigen Kranken schaffen, so wähle man einen niedrigen Staketenzaun oder kleine, etwa 1 Meter hohe Einfriedigungen, wie sie in Gärten üblich sind, aber vermeide alles, was an Zuchthaus und Isolierung erinnert.

Eine sehr schwierige Frage bei dem Neubau von Anstalten, speziell in den Räumen für unruhige Kranke, bildet die zweckmäßige Anlage der Aborte. Jede Anstalt versucht in ihrer Weise, den vorhandenen Schwierigkeiten gerecht zu werden, aber eine wirklich fehlerfreie Anlage scheint mir noch weit im Felde und noch lange nicht gefunden. In Treptow a. d. Rega befindet sich der Abort in der Wand des Wachsaales, und in Meseritz ist er gleichfalls in den Wachsaal hinein projektiert. Den Verschluß bildet eine zur Hälfte aus Glas bestehende bewegliche Holztür, die wandschrankartig geformt ist. In Mauer-Öhling ist der Abort im Wachsaal durch bewegliche spanische Wände zu öffnen und zu schließen. In Dziekanka ist der Abort so angelegt, daß er vom Wachsaal aus leicht zugänglich ist und nicht auffällt. Da in den alten Irrenanstalten gerade in den Aborten die Kranken mit Vorliebe ihre Selbstmordversuche anstellten, so wirkt offenbar die Erinnerung an diese Vorgänge noch immer nach und beeinflußt die bauliche Anlage. Wenn wir uns aber an die eingangs gemachten Bemerkungen über das Pflegepersonal und den Schutz und die Aufsicht über die Kranken durch dasselbe erinnern, so ist es klar, daß alle besonderen

Klosettkonstruktionen versagen, wenn die Aufsicht mangelt. Es empfiehlt sich daher, den Rat des erfahrenen Sanitätsrats Dr. Kayser (Dziekanka) zu beherzigen und die Klosette in den Häusern für unruhige Kranke im Anschluß an den Wachsaal so anzulegen, wie in einem gewöhnlichen Kranken- oder Privathause. Es ist ja nicht zu leugnen, daß die Anordnung des Aborts im Wachsaal selbst große Vorzüge aufweist und die Bewachung der Kranken außerordentlich erleichtert, aber das ästhetische Gefühl sträubt sich gegen diese Anordnung, da diejenigen Kranken, die in der Nähe der Aborttür liegen, beständig durch das Hin- und Hergehen und durch Zugwind belästigt werden. Wenn man auch, wie es in manchen Anstalten der Fall ist, die seelisch schwächsten Elemente in die Nähe des Aborts lagert und sich darauf beruft, diese Kranken wären zu abgestumpft, um die Übelstände zu empfinden, so ist dieses Argument nicht zu billigen. Der psychisch invalideste hat in der Irrenanstalt sein Recht, das geschützt werden muß. Will man vorsichtig sein, so tue man ein Fenster in die Tür des Aborts, aber so dezent wie möglich, und verkleide das Fenster mit einem kleinen Vorhang, der die Aufsicht ermöglicht und das Empfinden schont. Auf alle Fälle sind weitere Erfahrungen über die Anlage der Aborte noch dringend nötig und eine befriedigende Lösung der Frage erst in der Zukunft zu erwarten.

Was die Fußböden anlangt, so herrscht der denkbar größte Widerspruch in Betreff der Brauchbarkeit des einzelnen Materials. Alle Fußböden haben Vorzüge und alle haben Fehler. Eine Norm, einen „Universalfußboden" gibt es nicht, und schließlich dürfte, wie in allen Dingen, das einfachste das praktischste sein, und komplizierte, teure Fußböden sind entschieden zu verwerfen. Beispielsweise hat sich der Terrazzo-Boden garnicht bewährt. Er springt, der Staub setzt sich in die Risse und hindert das Reinigen. Nur in Spülküchen, Aborten und Korridoren kann er Verwendung finden. Sogar Eichenparquett sah ich in einer Anstalt mit großen schwarzen Flecken durchsetzt und die Dielen mußten erneuert werden. Was derartige Remonten für Summen verschlingen, ist einleuchtend.

* * *

Alle neuen Irrenanstalten sind baulich derart angeordnet, daß die Kranken in zerstreut liegenden einzelnen Gebäuden, die von einander durch Gärten und Anlagen geschieden sind, untergebracht werden (Pavillonsystem). Dagegen bestanden die Anstalten

älteren Datums aus einem einzigen großen Massenbau oder aus einer Reihe mehr oder weniger kasernenartiger, durch geschlossene Korridore untereinander eng verbundener Gebäudekomplexe, für deren bauliche Anordnung das Korridorsystem das Charakteristikum bildete. Es war nur zu natürlich, daß von dem Augenblick an, als der Begriff des Non-Retraint (kein Zwang) in der Psychiatrie sich einbürgerte, auch das Bestreben Platz griff, in der Außenarchitektur und der Anlage der Gebäude auf die humane Bestimmung derselben hinzuweisen und beim Bau alles zu vermeiden, was an ein Arbeitshaus oder ein Haftlokal erinnerte. So verschwanden die Kasernenbauten und man war sichtlich bestrebt durch einen gefälligen Baustil eine gewisse Heiterkeit und Anmut in das Einerlei der Anstalt hineinzubringen. Es entstanden Villenbauten, wie z. B. Mauer-Öhling, welches äußerst geschmackvoll angelegt ist. Desgleichen bildet Obrawalde bei Meseritz ein Prachtstück der Architektur.
Selbstredend war es aus ökonomischen Gründen nicht immer möglich, den reinen Villenstil durchzuführen und manchen Anstalten haftet in ihrem Gesamtbilde durchaus ein fabrikmäßiger Charakter an. Die massiven, ungefügen Wassertürme und die einsam „spargelartig“ aufgeschossenen Schlote tragen das ihrige dazu bei, diesen Eindruck zu verstärken. Daß es auch im gegebenen Falle möglich ist, durch eine geschickte Bauart Wasserturm und Schornstein harmonisch zu vereinigen, lehrt Treptow. Hier ist der Bau so ausgeführt, daß der Schornstein die eine Ecke des in gothischem Stil erbauten viereckigen Wasserturms darstellt. Durch diese Anordnung ist ein ästhetisches Ganze geschaffen, das weder das Gefühl noch das Auge verletzt und alles fabrikmäßige fernhält.

Die zerstreute Bauart der modernen Irrenanstalt erleichtert nicht nur die Übersicht über das Ganze, sondern auch über die einzelnen Krankenabteilungen. Man irrt nicht mehr durch Korridore und Fluren, wie in der Burg Malepartus, sondern in natürlicher Anordnung verteilen sich die einzelnen Häuser. Wir begegnen einer Aufnahmeabteilung, Häusern für unruhige Kranke, für Halbruhige, für Ruhige, für Sieche und gesonderten Baracken für ansteckende Krankheiten. Die Aufnahmeabteilung hat den Zweck, die neueintretenden Kranken auf ihren Zustand zu beprüfen und sie nach abgeschlossener Beobachtung entsprechend ihrer Eigenart in der Anstalt zu verteilen. Kleinere Anstalten, wie z. B. Stackeln, müssen auf eine spezielle Aufnahmeabteilung verzichten. Es dürfte sich einstweilen empfehlen, das Haus für unruhige Kranke als Auf-

nahmeabteilung zu betrachten, da aller Wahrscheinlichkeit nach die neue Heil- und Pflegeanstalt nach ihrer Eröffnung von einer sehr großen Zahl erregter Kranken aufgesucht werden wird. Um diesem Zweck voll zu genügen und das Dauerbad als solches zu erhalten, empfiehlt es sich in den Häusern für unruhige Kranke einen Baderaum und einen Untersuchungsraum einzufügen, in dem der Neueintretende gesäubert und gewaschen und untersucht wird. Die Vergrößerung dieser Gebäude, die dadurch notwendig ist, wird reichlich aufgewogen durch die großen Vorteile einer derartigen Anordnung. Abgesehen von den Gebäuden, die ausschließlich dem Krankendienst gewidmet sind, gibt es ein Verwaltungsgebäude, ein Wirtschaftsgebäude, Maschinenhäuser, Werkstätten u. v. a. m. Was die Lage der einzelnen Baulichkeiten zu einander betrifft, so bevorzugen viele norddeutsche Anstalten die symmetrische Anordnung der Gebäude. Mitten durch das Anstaltsgebiet verläuft eine Axe, die durch die Hauptgebäude, das Verwaltungsgebäude, die Wirtschaftsgebäude, die Maschinenhäuser gebildet wird. Rechts und links von dieser „Verwaltungsaxe" liegen die einzelnen Krankenhäuser nach Geschlechtern gesondert. Die mitteldeutschen und süddeutschen Anstalten bevorzugen eine assymmetrische Bauart. Die Wirtschaftsgebäude, die Kesselhäuser, die Werkstätten sind so weit als möglich von dem Verwaltungsgebäude und den Krankenhäusern abgerückt und gestatten dadurch eine gefälligere, leichtere Gruppierung der Gebäude.

Doch nicht nur in der äußeren Architektur und in der Anlage der Gebäude kommt der humane Charakter der Psychiatrie zum Durchbruch, sondern in gleicher Weise herrscht das Bestreben, durch passende Kleinkunst und Bildschmuck die Innenräume wohnlicher zu gestalten und die Kranken durch ästhetische Eindrücke erzieherisch zu beeinflussen. Alle Räume, einerlei ob Unruhige oder Ruhige in ihnen leben, erhalten Wandschmuck. Die modernen Lithographien aus dem Voigtländerschen Verlage gestatten nach dieser Richtung geradezu Luxus. Die Anstaltsverwaltungen stehen mit den Kunsthändlern in Beziehung und kaufen für ein Billiges auch etwas schadhafte oder zurückgelegte Exemplare. Die Kranken selbst rahmen die Bilder und schmücken ihr Heim. Eine Beschädigung der Bilder durch aufgeregte Kranke kommt nur ausnahmsweise vor, denn „je hübscher das Zimmer ausgestattet ist, um so gesitteter beträgt sich der Kranke." Die Kunst in der Irrenanstalt spielt heutzutage eine große Rolle und in Dösen bei Leipzig ist man darin so weit gegangen, das Waschhaus, die Küche, das Maschinenhaus malerisch

zu schmücken und durch die Malerei auf die Bedeutung der Räume hinzuweisen, z. B. im Waschhause sieht man holländische Knaben und Mädchen mit der Wäsche beschäftigt.

Viele Irrenärzte halten darauf, daß in jedem Krankenhause ein lebendes Tier sich aufhalte (Kanarienvögel, Rehe im Garten ꝛc.). Die Kranken pflegen die Tiere, sie warten und füttern sie, und die stummen Tiere tragen viel dazu bei, den einen oder den andern von seinen verworrenen Gedanken abzulenken und der Wirklichkeit zuzuführen. Manchem Leser dürften derartige Einzelheiten nebensächlich erscheinen, aber im Leben und Treiben einer Irrenanstalt werden oft aus Nebendingen Hauptsachen.

Da viele Geisteskranke in der Irrenanstalt nicht nur Heilung suchen, sondern leider jahrelang, oft ihr ganzes Leben daselbst verbringen müssen, so liegt es in der Natur der Sache, daß der ganze Zuschnitt einer Anstalt darauf hin eingerichtet sein muß, das Leben seiner Insassen zu regeln, ihr Tagewerk zu ordnen, ihnen Beschäftigung zu schaffen und für entsprechende Abwechslung zu sorgen. Solange der Kranke zu Bett liegt, soll und kann er nicht arbeiten; in dem Augenblick aber, wo er das Bett verläßt, muß unbedingt eine passende Arbeitsgelegenheit gefunden werden. Langeweile und Müssiggang sind die Todfeinde der Irrenanstalt. Daher bestehen auch überall Werkstätten, Nähstuben, Flickstuben ꝛc., und Arzt und Pflegepersonal dürfen nicht müde werden im Anspornen zur Arbeit.

Nach getaner Arbeit an den Sonn- und Festtagen sorge man für eine angemessene Zerstreuung, die erheitert und anregt. Zu den Zerstreuungen gehören kleine Theateraufführungen, Taschenspielerkünste und vor allem belehrende Vorlesungen. Schon im Interesse des Pflegepersonals sind Vorlesungen dringend geboten, um es zu heben und zu bilden. In Anstalten, in denen nicht nur Geisteskranke, sondern auch idiotische und epileptische Kinder Aufnahme finden, ist es gewöhnlich der „Lehrer", der außerhalb seiner Unterrichtsstunden den Ärzten zur Hand geht und als eine Art „maitre de plaisir" im Nebenamte tätig ist. So hielt z. B. der Lehrer in Groß-Schweidnitz an einem Sonntag einen Vortrag mit begleitenden Nebelbildern über den russisch-japanischen Krieg und erregte das höchste Interesse seiner Zuhörer. —

Um die geistlichen Bedürfnisse der Patienten zu befriedigen, baute man, wo es die Mittel nur irgend gestatteten, eigene Gotteshäuser und stellte besondere Anstaltsgeistliche in den Dienst. Die

ständige Anwesenheit eines Anstaltsgeistlichen hat viele große Vorzüge. Einmal ist der Geistliche als Berater und Vertrauter der Mittelsmann zwischen den Angehörigen und den Ärzten, zweitens trägt er dazu bei, Vorurteile über die Irrenanstalten zu zerstreuen, da erfahrungsgemäß das Publikum dem Geistlichen mehr vertraut als dem Arzt und endlich bietet die Anwesenheit eines gebildeten Elements in dem ewigen Einerlei und der Abgeschiedenheit des Anstaltslebens ein Gegengewicht gegen spezialistische Einseitigkeit. Wo aber die Mittel zu einem eigenen Gotteshause nicht ausreichen, wie es in Stackeln wohl der Fall sein dürfte, muß ein eigner Festsaal erbaut werden, der je nach Bedarf gottesdienstlichen Zwecken oder weltlichen Veranstaltungen dient. Diese Anordnung ist ja fraglos ein Notbehelf, aber in praxi ergeben sich aus dieser doppelten Bestimmung des Raumes keine Schwierigkeiten. Der Altar befindet sich auf der einen Seite des Festsaales und auf der andern die Bühne. Während der Gottesdienste ist die Bühne durch einen Vorhang geschlossen und umgekehrt wird der Altar, sobald es notwendig ist, dicht verhängt.

Eine Frage, die immer wieder das Nachdenken anregte, war die Zweisprachigkeit unsrer Landbevölkerung und die Verschiedenartigkeit ihrer Anschauungen und Gewohnheiten. Es fragte sich, ob bei dem Entwurf der Heil- und Pflegeanstalt Stackeln diesem Faktor Rechnung getragen werden sollte oder nicht. In Ostpreußen in der Provinz Posen (Dziekanka), in der ähnliche Verhältnisse herrschen, wie bei uns zu Lande, macht die Dopelsprachigkeit und der volkliche Unterschied, wie die dortigen Ärzte meinen, keine Schwierigkeiten und eine räumliche Trennung der Nation besteht nicht. Trotz alledem ist dieser Punkt doch immer im Auge zu behalten. Die Wachsäle und die zugehörigen Tagräume in der Heil- und Pflegeanstalt Stackeln sind so angelegt, daß bei vorhandenem Bedürfnis die volkliche Trennung ohne Schwierigkeiten durchzuführen ist.

* * *

Da die modernen Irrenanstalten ein sehr großes Hinterland psychiatrisch zu versorgen haben und ihre Krankenzahl zwischen 700—800—1000 und darüber schwankt, so hat es sich als notwendig herausgestellt, alle wirtschaftlichen Einrichtungen, wie die Küche und Wäsche 2c. maschinell zu betreiben und praktische Zentralanlagen zu schaffen. Konradstein, bei P. Stargard, ist hierin für viele Anstalten vorbildlich geworden und in Obrawalde bei

Meseritz sehen wir, wie weit man überhaupt nach dieser Richtung gehen kann. Was Technik und Baukunst vereint zu leisten imstande sind, ist dort geschaffen und ohne Zweifel bildet Meseritz, soweit seine Zentralanlagen in Frage kommen, eine bautechnische Sehenswürdigkeit ersten Ranges.

Die Beleuchtung ist in allen Anstalten die elektrische. In den Wachsälen sind Vorrichtungen, um das Licht nachts zu dämpfen. Einen besonderen Schutz für den elektrischen Kontakt hat man aufgegeben, da erfahrungsgemäß die Kranken nur ausnahmsweise den Kontakt stören. Die Beheizung ist in den meisten Anstalten eine Niederdruck-Dampfheizung, z. B. in Dziekanka, teils Dampfheizung, teils Dampfwarmwasserheizung, mit besonderer Dampfluftheizung zur Vorwärmung der Ventilationsluft. Die Dampferzeugung erfolgt von einer Zentrale aus oder es besteht die Zentralgruppenheizung. Etwa 2—3 Zentralen versorgen eine bestimmte Anzahl von Gebäuden. Die Verteilung des Dampfes erfolgt in Röhren, die durch beschlupfbare oder mannshoch begehbare Kanäle geleitet werden. In den Häusern für ruhig arbeitende Kranke sind noch vielfach Petroleumlampen und gewöhnliche Öfen beibehalten. Die Kranken sind mit dieser scheinbar altmodischen Einrichtung sehr zufrieden und dankbar. Das Lampenlicht ist ihnen heimlicher und gewohnter als das elektrische und der Ofen macht ihnen den Aufenthalt im Hause wohnlich und gemütlich. Wenngleich es ohne Zweifel vorteilhaft ist, unter allen Umständen die Kücheneinrichtungen maschinell zu betreiben, so empfiehlt es sich doch für die Wäsche in kleinen Anstalten (z. B. in Salzburg) den Handbetrieb beizubehalten. Für die Wäsche giebt es stets eine Reihe von weiblichen Patienten, deren Arbeitskraft ausgenutzt werden kann, während in der Küche, mit Ausnahme der groben Arbeit, Kartoffelschälen ꝛc. doch eine größere Aufmerksamkeit und Sorgfalt erforderlich ist. — Für die Klosets ist in allen Provinzialanstalten ausnahmslos die Wasserspülung im Gebrauch. Die Befürchtung, die hier und da laut wird, es könnten die erregten Kranken die Spülvorrichtungen zerstören, entspricht nicht der Erfahrung, da in den Irrenanstalten beständig Aufsicht und Wartung stattfindet.

Die Abwässer werden in der verschiedensten Weise entfernt. Viele Anstalten haben Rieselfelder, andre, wie z. B. Groß-Schweidnitz und Mauer-Öhling, benutzen das Klärverfahren nach biologischem System. In dieser Anlage werden durch Harfen die festen Stoffe ausgeschieden und als Dünger verarbeitet. Die Abwässer hingegen durch Leitung über mit Coaks belegte Beton-

reservoirs filtriert und aus diesen durch eine Rieselanlage zur Bewässerung auf die Felder getrieben, oder direkt in einen fließenden Bach abgeleitet.

Während in Konradstein und in Dziekanka die Küche, die Wäsche, die Maschinenanlagen in einem großen, massiven Zentralgebäude vereinigt sind, so hat es sich neuerdings als praktisch erwiesen, die Zentralanlage aufzulösen, und die Küche, die Maschinenräume, die Wäsche als Einzelgebäude von einander zu trennen. Abgesehen von dem günstigeren äußeren Eindruck, vereinfacht sich auch der Betrieb und verhindert viele unangenehme Störungen. Im Anschluß an das Dampfkesselhaus befindet sich in den meisten Anstalten ein Zentralbad. Soviel mir bekannt, war Konradstein die erste Anstalt, in der das Zentralbad zur Ausführung gelangte, und diese Idee hat sich als gut und praktisch erwiesen. Ein jeder Anstaltsbetrieb, und sei er noch so klein, vereinigt innerhalb seiner Mauern so viele arbeitende Menschen, daß es zweckdienlich erscheint, für diese, entsprechend ihren häuslichen Gewohnheiten, eine eigene Badestube zu schaffen. Um wieviel sauberer durch die Einrichtung des Zentralbades die Krankenabteilungen werden, liegt auf der Hand, denn es kann nicht genug betont werden, daß die Krankenhäuser nur medizinische Zwecke verfolgen und nicht als Reinigungsräume benutzt werden sollen. Besonders in unseren Klimaten und bei unseren Volksgewohnheiten dürfte das Zentralbad durchaus seine Bestimmung erfüllen, und erscheint bei einer Neuanlage notwendig und nützlich. Ferner ist es vom Standpunkt der modernen Hygiene unerläßlich, eine Desinfektionsanlage an das Kesselhaus anzuschließen. Die Desinfektionsanlage besteht aus der Eingabe und aus der Ausgabe für die zu desinfizierenden Gegenstände und einem Badezimmer für den daselbst beschäftigten Diener. Bei unseren primitiven Kulturverhältnissen schützt eine Desinfektionsanlage vor dem Ausbruch einer Epidemie und bewahrt den Anstaltsbetrieb vor unangenehmen Störungen. — Wenn man die gewaltigen Zentraleinrichtungen und die großartigen Maschinenanlagen der modernen Irrenanstalten bewundert und mit Staunen wahrnimmt, wie zweckmäßig und praktisch die maschinelle Arbeit alles leistet, so darf man sich doch keinen Augenblick verhehlen, daß das Ideal der praktischen Psychiatrie durch diese glänzende technische Aussenseite nur teilweise gefördert wird. Die finanzielle Erwägung und die kühle Überlegung lassen es vorteilhaft erscheinen, viele Kranke unter einem Dach zu vereinen und die Verwaltungsbehörden glauben, durch eine Art Massenversorgung

ihren Verpflichtungen gegen die Gemeinden gerecht zu werden. Wenn man aber bedenkt, wie teuer die Zentralanlagen sich stellen, daß die Anlagen oft 1/4—1/3 der Bausumme verschlingen, so liegt die Frage nahe, ob es doch nicht im Interesse der Kranken besser wäre, statt der großen Riesenanstalten, kleine Anstalten von einer geringeren Krankenzahl zu bauen.

Sobald eine Irrenanstalt mehr als 500 Kranke verpflegt, ist es für den leitenden Arzt ausgeschlossen, die Übersicht zu behalten. Der leitende Arzt kann unmöglich dem einzelnen Kranken näher treten und ihn individuell behandeln. Der Arzt entwickelt sich in dem großen Getriebe der Anstalt zum Verwaltungsbeamten und zum Schaden der Sache ruht die Detailarbeit am Kranken nur zu oft in den Händen jüngerer, unerfahrener Ärzte. Es ist ganz sicher und meines Erachtens unzweifelhaft, daß in den nächsten Dezennien in Bezug auf den Anstaltsbau eine rückläufiege Bewegung eintreten muß. Es wird sich die Überzeugung Bahn brechen, daß es nicht angängig ist, nur um die Administration und den technischen Betrieb zu erleichtern, große Anstalten zu bauen, sondern daß in erster Reihe das Wohl der Kranken zu berücksichtigen ist, und man wird den kleineren Anstalten vor den großen den Vorzug geben und die finanziellen Bedenken zurückdrängen. —

Selbstredend darf man aber nicht in den umgekehrten Fehler verfallen, und Anstalten ins Leben rufen, die in dem Verhältnis zu dem Hinterlande, das sie zu versorgen haben, zu klein angelegt sind. Das Kronland Salzburg hat beispielsweise eine kleinere Anstalt von 200 Betten erbaut, aber ganz Salzburg zählt 163,000 Einwohner. 30,000 Einwohner entfallen auf die Stadt Salzburg. Es wäre nun ein Irrtum, anzunehmen, daß diese 200 Plätze für das Salzburgische Land ausreichen. Durchaus nicht. Im sogenannten Leprosenhause leben 100 Geisteskranke und weitere 100 im Irrensiechenhause. Die Anstalt selbst bildet nur eine Art Zentrale für neuaufgenommene und für die akuten Kranken, während die chronischen, abgelaufenen Fälle außerhalb derselben in den genannten Verpflegungshäusern untergebracht sind.

Die livländische Irrenenquete vom Jahre 1898 ergab, daß in Livland, ohne Ösel und Riga, 896 schwache, unsaubere, unruhige und tobsüchtige Kranke gezählt wurden. Es wäre daher für diese Zahl Unterkunft und Pflege zu beschaffen. Bringen wir die Dorpater psychiatrische Klinik und Alexandershöhe mit etwa 96 Plätzen in Abzug, so verbleiben in Livland 800 Geisteskranke, die versorgt werden müssen. Da nun die Heil- und Pflegeanstalt

Stackeln auf 182 Kranke projektiert ist, so kann man mit zwingender Sicherheit annehmen, daß in kurzer Frist die Anstalt durch Geisteskranke aller Art überfüllt sein wird, die den regelrechten Betrieb lahmlegen und stören. Daher ist es notwendig, diesem Übelstande bei Zeiten zu begegnen, und um sich späterhin unnütze Kosten zu ersparen, bei Aufstellung des Bauprogramms eine zukünftige Erweiterung der Anstalt ins Auge zu fassen, und die maschinellen und Verwaltungseinrichtungen von vornherein auf die doppelte Krankenanzahl zu berechnen. Wenn wir die Ziffer 800 unruhige, tobsüchtige Geisteskranke als der Wirklichkeit entsprechend annehmen, so würden in Zukunft auf Stackeln 400 Kranke entfallen, während die andern 400 an einer anderen Stelle Livlands, aller Wahrscheinlichkeit nach, im estnischen Teile zu versorgen wären. Es ist nicht unmöglich, daß das Blödenheim Marienhof bei Fellin sich zu einer zweiten livländischen Irrenanstalt entwickelt, denn daselbst sind die Vorbedingungen für eine Anstalt vorhanden.

Da in ganz Westeuropa alle Irrenanstalten trotz der vielen Neubauten überfüllt sind, da ferner die Kommunen durch die zu starke Inanspruchnahme ihrer Mittel nicht im stande sind, die Versorgung der Geisteskranken in vollem Rahmen zu erfüllen, so sucht man Mittel und Wege, um die Überfüllung auszugleichen und zu beseitigen. So lange eine Irrenanstalt in der glücklichen Lage ist, nur frisch erkrankte und heilbare Fälle aufzunehmen, spielt die Überfüllung der Anstalt keine Rolle. In demselben Augenblick aber, in dem eine Anstalt gezwungen ist, chronische Geisteskranke, das große Heer von jugendlichen Schwachsinnigen, „der Armen im Geiste“ dauernd zu verpflegen, wird die Frage nach einer anderen Verpflegungsform brennend und dringend. Daher hat man in allen Anstalten ohne Ausnahme, um den Ansprüchen der Irrenfürsorge gerecht zu werden, und um die Gemeinden von arbeitsfähigen, aber schwachsinnigen Gliedern zu befreien, einen landwirtschaftlichen Betrieb geschaffen, als Ventil, um die Anstalten zu entlasten und leistungsfähig zu erhalten. Wo es nur irgend anging, baute man die Irrenanstalten in der Nähe eines Rittergutes, das alsdann in den Betrieb der Anstalt mit hineingezogen wurde. Für die Kranken bäuerlicher Herkunft, und das sind ja in den Provinzialanstalten die meisten, war durch die Landwirtschaft ein Mittel gefunden, um sie zweckentsprechend zu beschäftigen, und ihre Fürsorge und Pflege in einer geeigneten Weise zu ordnen und zu regeln. In den alten Gehöften der Rittergüter, die ein wenig wohnlicher umgebaut wurden, leben

nun zahllose Geisteskranke völlig frei, ohne jeden Zwang, glücklich und zufrieden bei der Arbeit, unter Lebensbedingungen, die ihnen die überfüllte, wenn auch noch so luxuriös gebaute Zentralanstalt niemals gewähren kann. Ganz abgesehen von der äußeren Notwendigkeit, die Geisteskranken mit der Landwirtschaft zu beschäftigen, gestattet der landwirtschaftliche Betrieb, die Abfälle rationell zu verwerten und sich wirtschaftlich unabhängig vom Lieferanten zu erhalten. Man baute sogar Schlachthäuser (Dziekanka, Mauer-Öhling) und bedient sich eigener Bäckereien. Die Anstalt Salzburg (200 Kranke) erspart durch ihre Bäckerei 800 Gulden jährlich. Die Anstalten bilden auf diese Weise wirtschaftliche Einheiten und sind durch den landwirtschaftlichen Betrieb im stande, die Kost und Verpflegung ihrer Pfleglinge wohlfeiler, schmackhafter und abwechslungsvoller zu gestalten.

Der alte Streit Irrenanstalt oder Kolonie ist also tatsächlich längst gelöst. Jede neue Anstalt hat eine landwirtschaftliche Kolonie und ist mit dem landwirtschaftlichen Betrieb organisch verbunden.

Neben der Kolonisierung der Geisteskranken hat sich in neuerer Zeit eine zweite Form der Fürsorge für Geisteskranke herausentwickelt, welche unter dem Namen der Familienpflege (patronage familial) schlechthin bekannt ist. Man versteht unter familiärer Irrenverpflegung die Unterbringung von Geisteskranken außerhalb der Anstalten in fremden Familien. Auf die Geschichte der Familienpflege und die Einzelheiten derselben gehe ich hier nicht ein und verweise die Leser auf meine Abhandlung (vgl. „Balt. Monatsschr." 1903 H. 7—8). Leider bürgert sich die Familienpflege in Deutschland nur sehr langsam ein und wenige Anstalten sind es, welche diesen wichtigen Zweig der Irrenfürsorge ausbauen und fördern. Die Gründe für diese Erscheinung sind unschwer zu finden: einmal erscheint es vielen aus allgemeinen Gründen durchaus nicht angebracht, Geisteskranke in Familien unterzubringen, zweitens hört man überall immer denselben Einwand, die Bewohner des betreffenden Gebiets seien nicht geeignet, Geisteskranke bei sich aufzunehmen, und endlich versuchen es viele überhaupt nicht, weil ihnen, im Grunde genommen, diese Verpflegungsart ein Greuel ist und sie fest davon überzeugt sind, daß nur die geschlossene Anstalt oder die Kolonie im stande ist, Geisteskranke rationell zu verpflegen. Verweist man die Skeptiker auf Ilten und auf die Bestrebungen Alts in Gardelegen und Uchtspringe, so begegnet man immer einer gewissen Zurückhaltung auf diesem

Gebiet. Und doch ist und bleibt der landwirtschaftliche Betrieb nur ein Teil der Irrenfürsorge. Es giebt eine Reihe von Kranken, die vorzüglich in Familien gedeihen und denen man geradezu eine Wohltat erweist, wenn man sie in Familien unterbringt und versorgt. In der Landwirtschaft können viele Kranke keine Verwendung finden, weil die Arbeit zu schwer ist. Dagegen finden dieselben Personen im Rahmen einer kleinen Familie stets eine geeignete häusliche Beschäftigung, die ihnen wohltut und nützt. Die Anstalten wissen mit diesen Kranken doch nichts Rechtes anzufangen, und in der Hast des Tages werden sie nur zu **leicht übersehen und leider vergessen.**

Wie man eine Bevölkerung an die Familienpflege gewöhnen kann, dafür ist das Beispiel von Alt in Uchtspringe vorbildlich geworden. Alt erbaute in der Nähe von Uchtspringe eine Reihe kleiner Landhäuser von einem bestimmten, ländlichen Typus für verheiratete Pfleger und in diese Pflegerfamilien verpflanzte er Geisteskranke. Er war der Meinung, daß durch das Beispiel des Pflegedorfes auch die umliegenden Bauerfamilien nach und nach zur Familienpflege erzogen werden könnten. Und soviel ich weiß, haben seine Bestrebungen in dieser Beziehung reichlich Frucht getragen und das Beispiel des Wärterdorfes findet Nachahmung. In Meseritz ist ein Wärterdorf angelegt und in Mauer-Öhling eines im Betrieb. In der Nähe der Anstalt liegt das gegenwärtig aus vier Häusern bestehende Pflegedorf, dessen Umfang nach Bedarf vergrößert werden kann. Jedes der Häuser enthält zwei Wohnungen, bestehend aus einer Küche, einem Schlafzimmer für 3 Pfleglinge, einem Zimmer für das Pflegepaar, einer Gerätekammer und einem Keller. Die Schlafräume der Pfleglinge werden auf Kosten der Anstalt eingerichtet und die Pfleger erhalten für die Beköstigung eines jeden Pfleglings eine bestimmte Summe täglich und haben dabei die Kranken zu überwachen, zu beschäftigen und an bestimmten Terminen in der Anstalt zur Untersuchung und zum Bade vorzustellen. Es ist ganz sicher und meine feste Überzeugung, daß sich die Familienpflege Geisteskranker in den nächsten Dezennien bedeutend entwickeln wird, und ich zweifle keinen Augenblick, daß auch bei uns zu Lande die Familienpflege möglich ist. Anstalt, Kolonie und Familienpflege ergänzen einander; die Anstalt bildet die Zentrale für die frisch Erkrankten, für die Heilbaren, und für diejenigen, die beständig einer ärztlichen Hilfe und Aufsicht bedürfen. Die Kolonie und die Familienpflege bieten Zuflucht und Arbeit für chronische Kranke,

für Rekonvaleszenten und solche, die aus irgend welchen Gründen nicht in ihre Familien zurückkehren können und für die es besser erscheint, in einer fremden Umgebung ihre Tage zu verleben.

In Ilten sind gegenwärtig 126 männliche Geisteskranke in Familien untergebracht. Die Familienpflege wurde daselbst allmählich und mit großer Vorsicht ins Leben gerufen; „ich empfahl, ich überredete, ich drängte nicht, sagt Wahrendorff, ich wünschte vielmehr, daß die Hausbesitzer und Familienväter zu mir kommen und mich bitten sollten, sie an der Irrenpflege teilnehmen zu lassen." Die Kranken werden nach ihrer Ankunft aus den Provinzialanstalten in dem Iltener Krankenhause beobachtet und dann in die Familienpflege gegeben. Unbemittelte Familien, die beabsichtigen, von der Familienpflege Geisteskranker zu leben, sind gänzlich ausgeschlossen. Mit Vorliebe berücksichtigt man die Familien von gut situierten Handwerkern, Eisenbahnbeamten und kleineren Besitzern, weil nach der Erfahrung die Kranken bei größeren bäuerlichen Landwirten nicht so recht den Familienanschluß finden und ihre Arbeitskraft leicht mehr ausgenützt wird, als wünschenswert ist. Das Pflegegeld beträgt 270 Mark jährlich. Außerdem wird für jeden Kranken ein Bett, bestehend aus einem eisernen Bettgestell, einem Strohsack, einer Matratze und einem Keilkissen, zu dem Selbstkostenpreise von 70 Mark mitgeliefert. Das Einvernehmen zwischen Pfleger und Kranken ist ein sehr gutes, und wie von allen Beobachtern, auch von solchen, die im allgemeinen der Familienpflege nicht günstig gegenüberstehn, übereinstimmend hervorgehoben wird, sind die Kranken bei den bäuerlichen Pflegefamilien auf das beste verpflegt und untergebracht.

Fasse ich das Gesagte kurz zusammen, so ergeben sich folgende Forderungen: die Heil- und Pflegeanstalt Stackeln hat zu enthalten: Häuser für ruhige, unruhige und halbruhige Kranke, Wohnhäuser für Ärzte, für Beamte und für das Dienstpersonal. Es sind anzulegen: Wachsäle für die Bettbehandlung, Badesäle für Dauerbäder, besondere Wohnräume für das Pflegepersonal, ein Festsaal, ferner, entsprechend den modernen Ansprüchen der Hygiene: eine Wasserspülung, eine Desinfektionsanlage, ein Isolierhaus für ansteckende Krankheiten und ein Zentralbad im Anschluß an das Kesselhaus. Die Zentralanlagen sind für 400 Kranke vorzusehen, und zwar: eine Zentralkochküche, ein Maschinen- und Kesselhaus und eine Waschküche, vorläufig im Handbetrieb. In den Krankenhäusern ist eine Niederdruck-Dampfheizung und elektrisches Licht wünschenswert, in den Häusern für ruhige Kranke empfehlen sich Lampen und Öfen.

Um einer Überfüllung der Anstalt mit chronischen Kranken vorzubeugen, ist für die Zukunft der landwirtschaftliche Betrieb und die Familienpflege ins Auge zu fassen, und wir dürfen zuversichtlich hoffen, in 15 bis 20 Jahren auf diesem Wege die Irrenfürsorge Livlands befriedigend zu gestalten.

* * *

Ich habe im Vorstehenden versucht, gewisse Grundlinien und Gesichtspunkte darzulegen, die heutzutage bei dem Bau einer Heil- und Pflegeanstalt für Geisteskranke maßgebend sind. Eine Musteranstalt, ein ideales Vorbild haben wir auf dieser Reise nicht gefunden, jede Anstalt ist in ihrer Art sehenswert und jede Anstalt hat Fehler. Man darf ohne Übertreibung behaupten, diejenige Anstalt ist die beste, die am zweckmäßigsten die lokalen Bedürfnisse befriedigt. Die Unsicherheit und die Verschiedenartigkeit der Meinungen der Anstaltspsychiater spiegeln sich deutlich in den Bauten wieder und drücken ihnen einen gewissen Stempel auf. Die Psychiatrie ist eine Wissenschaft, die in der Bildung begriffen ist und lange nicht abgeschlossen vorliegt. Dazu kommt der Umstand, daß die Psychiatrie nicht nur einen Teil der Heilkunde bildet, sondern daß sie mitberufen ist, ein Stück der sozialen Frage zu lösen, was auch dazu beiträgt, ihre Aufgaben und Bauten zu erschweren. Daher ist es nur zu begreiflich, daß die Anstaltspsychiater mit Stolz und Behagen ihre Zentraleinrichtungen demonstrieren und nicht müde werden in technischen Details, denn die Maschinen leisten Präzisionsarbeit und ein Widerstreit der Meinungen ist ausgeschlossen. Im Augenblick dagegen, wo wir die Krankenräume betreten, da erscheinen die Ansichten und die Diskussionen nehmen kein Ende. Nur das eine steht fest, was schon vor langen Jahren ein berühmter Praktiker aussprach: „Je größer die Freiheit der Irren in einer Anstalt, desto größer die Unfreiheit und die Gebundenheit ihres Arztes."

Aus den Erinnerungen eines russischen Geistlichen an Livland.

1848–1867.

In den Jahrgängen 1892—95 der von der Moskauer Geistlichen Akademie herausgegebenen russischen „Theologischen Zeitschrift" sind Erinnerungen eines russischen Geistlichen, des Protohierei Joann Pospjelow aus der Zeit seines achtzehnjährigen Aufenthalts in Livland, hauptsächlich in Wolmar und Wenden, zur Veröffentlichung gelangt. Diese Aufzeichnungen sind in unsrer heimischen Literatur bisher ganz unbeachtet geblieben; sie bieten aber doch soviel interessante Reminiszenzen an die Zeit vor etwa fünfzig Jahren, daß wir es uns nicht versagen mögen, sie in deutscher Übersetzung auch dem Leserkreise der „Baltischen Monatsschrift" zugänglich zu machen. Unsre Übersetzung ist eine wörtliche, nur daß sie hin und wieder allzubreit ausgesponnene Partien kürzt, aber freilich auch dann sich an die vorliegende Ausdrucksweise des Originals zu halten sucht. Wir geben dabei, ohne erläuternde Einschaltungen, nur den Text selbst wieder.

*   *
*

Zu Beginn der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts traten in Livland viele Letten und Esten zur Orthodoxie über. Das ganze Gebiet geriet in Aufregung; vor allem die Pastoren und Gutsbesitzer waren bemüht, alle Mittel des Widerstandes gegen das ihnen unangenehme Streben der Bauern zur Rechtgläubigkeit in Anwendung zu bringen. Die livländische Gesellschaft hielt das Land für ein deutsches und suchte es, namentlich mit Hilfe der

Schulen, zu germanisieren. Und in der Tat hielten sich die Kinder der Arrendatoren, Krüger, Gemeinde- und Gutsschreiber, die in den Schulen fließend deutsch sprechen und schreiben gelernt hatten, bereits für Deutsche. Die lutherischen Pastoren, selbst gewöhnlich Deutsche, waren die Führer dieser Germanisierung des Landes, und den lutherischen Glauben hielten sie für den deutschen. Die Bauern, die zum orthodoxen, dem russischen Glauben, wie ihn fast alle in Livland nannten, übertraten, entzogen sich dem Einfluß der Pastoren und andrer Deutschen, und das materielle, namentlich aber das moralische Interesse der Pastoren wurde durch den Übergang ihrer Eingepfarrten zu einem andren, ihnen fremden Glauben stark beeinträchtigt. Und so entspann sich in Livland ein heftiger Kampf um den Glauben und um die Nationalität. Ein starker Verteidiger der Rechtgläubigkeit und damit alles Russischen war der Bischof Philaret; gegen ihn aber stand fast die ganze weltliche Obrigkeit mit dem livländischen Gouverneur, ja bisweilen auch dem Generalgouverneur an der Spitze, die größtenteils aus Lutheranern bestand. Die Deutschen waren so klug und schlau, daß sie selbst die russischen rechtgläubigen Generalgouverneure auf ihre Seite zu bringen wußten, so daß sie Widersacher des rechtgläubigen Bischofs und des orthodoxen Glaubens wurden.

Um nun den Kampf mit dem Luthertum, dessen Vertreter die mit einer höheren Bildung ausgerüsteten Pastoren waren, erfolgreicher aufnehmen zu können, trug der Hochw. Bischof dafür Sorge, daß Personen mit höherer theologischer Bildung als Priester nach Livland berufen würden. So kamen 1847 Zöglinge der Petersburger Akademie als Priester nach Dorpat, Pernau, Fellin und, wie mir scheint, Stomersee. Eine Aufforderung zum Dienst in Livland erging auch an die Studenten der Moskauer Akademie. Ich stand damals bereits im letzten Kursus. Da nun ein Priester in Livland eine Gage von 400 Rbl. jährlich und 250 (in der Stadt 300) Rbl. Fahrgelder erhielt, also mehr als damals die Gage eines Seminarlehrers betrug, da ich ferner nicht abgeneigt war, den Beruf eines Priesters zu ergreifen, und als Kronsstudent darauf gefaßt sein mußte, daß man mich an irgend ein noch weiter als Livland entlegenes Seminar schicken konnte, so entschloß ich mich, mich zum Dienst in Livland zu melden. Zusammen mit mir meldeten sich noch vier meiner Kameraden, unter ihnen

A. L. Bjelikow und W. M. Karelin, der in der Folge Vicarius und sodann auch Bischof von Riga und Mitau wurde, der ehrw. Bischof Benjamin.

Da der Dienst im deutschen Lande auch die Kenntnis seiner Sprache erheischte, so machten wir uns daran, sie zu erlernen. Aber erst nachdem ich den Kursus der Akademie absolviert hatte, erhielt ich im September 1848 die Nachricht, daß ich zum Priester in Livland ernannt sei. Zugleich auch mein Landsmann Bjelikow, mit dem zusammen ich mich nun zunächst nach Petersburg zu begeben hatte. Im Oktober langten wir dort an und meldeten uns in der Kanzlei des Oberprokureurs des H. Synods. Der Kanzleidirektor Serbinowitsch begnügte sich nicht damit, uns in der Kanzlei zu empfangen, sondern lud uns auch zu sich nach Hause, um uns mit der Lage der Dinge in Livland bekannt zu machen oder vielmehr, um uns nützliche Instruktionen zu geben. Ich erinnere mich, daß er uns u. a. folgenden Vorfall erzählte. Ein orthodoxer Geistlicher kam aufs Land zur Taufe und Salbung; auch der Pastor stellte sich ein und wohnte mit den Bauern der heiligen Handlung bei, sei es mit, sei es ohne Erlaubnis des Priesters. Dieser letztere hielt es nun für notwendig, an seine Hörer eine Ansprache zu richten, in der er u. a. sagte, daß man nur in der rechtgläubigen Kirche, als der wahrhaft christlichen, seine Erlösung finden könne. Der Pastor konnte sich nicht enthalten, dem Priester eine Gegenbemerkung zu machen und so entstand zwischen ihnen ein heftiger Streit, der damit endete, daß der Priester den Pastor verklagte, weil er es gewagt, die gottesdienstliche Handlung zu unterbrechen, und der Pastor den Priester, weil er öffentlich das evangelische Glaubensbekenntnis herabgewürdigt habe, als könne man in ihm kein Seelenheil finden. Wie würden wir, so fragte uns Serbinowitsch zum Schluß, an Stelle des Priesters gehandelt haben? — Wir antworteten, daß unsrer Ansicht nach der Priester es hätte vermeiden sollen, in seiner Ansprache eine solche für den Pastor allzuschmerzliche Wahrheit zu äußern, um so einem unangenehmen und für die Orthodoxie vielleicht auch schädlichen Streit mit dem Pastor, der gewiß nicht versäumt haben wird, sich nun seinerseits scharf über die Rechtgläubigkeit auszulassen, aus dem Wege zu gehen. Serbinowitsch gab uns vollständig Recht.

Als uns dann später der Oberprokureur des Synods Graf N. A. Protassow selbst empfing, sagte er uns, daß wir zu dem wichtigen und schweren Werke der Verbreitung und Stärkung der Orthodoxie in Livland, unter ihren starken Widersachern, ausgesandt würden. Natürlich ist Ihnen bekannt, fügte er hinzu, daß die Propaganda der h. Wahrheit sich aller von der rechtgläubigen Kirche nicht gestatteten Mittel zu enthalten hat; und die Propaganda pflegt nur dann erfolgreich zu sein, wenn die Andersgläubigen die Orthodoxie begreifen und von ihrer Wahrheit überzeugt werden. Gehen Sie an Ihre Arbeit, meine Herren, schloß der Graf; Ihre Sache ist es, sich zu mühen, die unsrige, Sie für nützliche Taten zu belohnen. —

Nach einer recht ermüdenden Landreise kamen wir endlich am 31. Oktober in Riga an. Die Stadt, hinter Graben und Wall, war von der Vorstadt durch Alleen und Wiesen getrennt. Die krummen und engen Straßen, die Häuser mit den Ziegeldächern, die lutherischen Kirchen mit ihren hohen Türmen, namentlich Turm und Spitze der Petri-Kirche, erschienen uns höchst wunderlich. Wir meldeten uns beim Bischof Philaret, dem einstigen Rektor der Moskauer geistlichen Akademie. Der freundliche, kaum hörbar leise sprechende Erzhirte empfing uns sogleich. Er fragte uns, was man uns in Petersburg gesagt habe; und als wir darüber berichtet hatten, bemerkte er: von was für einer Propaganda kann denn jetzt noch die Rede sein? es ist zu spät. Dann schickte er uns zum Schließer der Kathedrale, dem Protohierei Nasarewski, seinem nächsten Mitarbeiter. Dieser nahm uns wie Verwandte auf und seine Frau lud uns gleich zum Abend ein: es würden auch viele junge Damen da sein, unter denen wir uns Bräute aussuchen könnten. Schon in Petersburg hatte man uns Bräute vorgeschlagen, aber wir zogen es vor, uns in Livland zu verheiraten, da wir ganz dort zu bleiben gedachten. An diesem Abend aber fanden wir unter den Anwesenden keine Bräute für uns.

Der gute Vater Schließer und ebenso der Inspektor der geistlichen Schule P. P. Alexejew, später Protohierei und Professor der Theologie in Dorpat, besprachen häufig mit uns die Lage der Orthodoxie in Livland. Besonders viel erzählten sie uns von dem Vorgehen der Lutheraner, wie scharf sie die ortho-

doxen Priester beobachten und beim kleinsten Versehen, ja beim geringsten Anlaß Klagen gegen sie anstrengen. So sei z. B. den Priestern befohlen, die Amtshandlungen für die Neukonvertierten unengeltlich zu verrichten; nun sei es aber vorgekommen, daß irgend eine Bäuerin dem Priester für ein Gebet für ihr krankes Kind ein halbes Pfund Butter gebracht und der Priester diese freiwillige Gabe angenommen habe, um sein eifriges Beichtkind nicht zu kränken. Da wird auch schon von der lutherischen Polizei gegen den Priester Klage erhoben wegen Verletzung des Allerhöchsten Befehls. Auch ich habe später einen ähnlichen Fall erlebt, veranlaßte jedoch die Bäuerin, Geld für die Butter zu nehmen. Es tat mir leid, sie zu kränken, aber ich konnte nicht anders handeln.

Ich sollte anfangs als Priester und Propst nach Arensburg gesandt werden. Als ich nun aber von all den Schwierigkeiten in Livland gehört hatte, bat ich darum, mich nicht von vornherein zum Propst zu ernennen. Schon als einfacher Priester, sagte ich, werde ich zunächst unerfahren sein, wie soll ich da erst Propst sein? Der aufmerksame Erzhirte berücksichtigte meine Bitte und ernannte mich zum Priester in Wolmar.

Schon in Petersburg hatten wir gehört, daß Bischof Philaret nicht lange mehr in Riga verbleiben werde. Und in der Tat, bereits im November wurde er zum Bischof von Charkow ernannt und an seine Stelle trat der Litausche Vikar und spätere hochehrw. Metropolit von Kiew, Platon. Am 30. Nov. verabschiedeten wir uns von dem für die Geschichte der Rigaschen Kirche unvergeßlichen Erzhirten. Dank seinen Bemühungen, seiner unermüdlichen Arbeit, seinem kühnen Wagemut, waren unter ihm in weniger als acht Jahren über hunderttausend Lutheraner mit der rechtgläubigen Kirche vereinigt worden, trotz aller Hindernisse von seiten der Feinde der Orthodoxie. Welche Tätigkeit er entfaltete, ist daraus zu ersehen, daß in seiner Kanzlei jährlich mehr als 12 tausend Nummern ausgefertigt wurden, und manche von diesen Papieren waren ganz eigenhändig von ihm geschrieben, wovon ich mich bei der Durchsicht der Akten im Wolmarschen Kirchenarchiv habe überzeugen können. Und bei allen diesen Arbeiten fand er noch die Zeit, eine Geschichte der russischen Kirche zu schreiben. Man erzählte uns, daß er oft ganze Nächte lang hinter seiner Arbeit saß, den Schlaf mit Tee vertreibend, der nachts nicht von

seinem Tische kam. Wie fest er bei der Verteidigung der Orthodoxie war, wird daraus ersichtlich, daß er beim h. Synod eine offizielle Klage gegen den erl. Fürsten [Suworow] anhängig machte, der seiner Meinung nach der rechtgläubigen Kirche schadete, indem er den Deutschen entgegenkam.

Bischof Philaret befolgte, soviel mir bekannt, diesen Grundsatz: nicht um ein haarbreit den Lutheranern in Sachen der Orthodoxie nachgeben, in offenen Kampf eintreten mit den Gegnern der Orthodoxie, wie angesehen und hochstehend sie auch sein mochten, fest einstehen für die Rechtgläubigen, wer immer und wodurch immer jemand sie kränkte wegen ihres orthodoxen Glaubens. Da aber fast das ganze Land Gegner der Orthodoxie war und die Bedrückungen der Konvertierten von allen Seiten ausgingen, besonders von den in der Zivil- und lutherischen Kirchen-Verwaltung hochmögenden Personen, so begreift man, welche Anstrengungen es dem Bischof kostete, diesen schweren Kampf für die heilige, ihm so teure Orthodoxie zu führen. Aber er entzog sich diesem Kampfe nicht. Von Seiten der Bauern und Priester liefen eine Masse Klagen bei ihm ein über Kränkungen und Bedrückungen Orthodoxer durch die Lutheraner; alle solche Klagen brachte er bei den zuständigen Behörden weiter in Gang. Und nun riefen seine Klagen eine Menge Untersuchungen hervor, die meist mit der Rechtfertigung der Beklagten endeten. Sie wurden durch Polizei- oder Zivilbeamte geführt — Lutheranern, die es verstanden, der Sache eine Wendung zu geben, nicht zu Gunsten der Orthodoxie, sondern zu Gunsten der Pastoren und Gutsbesitzer, gegen die größtenteils die Klagen erhoben wurden. Die in dieser Hinsicht nicht ganz geschickt geleiteten Untersuchungen wurden von höheren und klügeren Beamten korrigiert, und das Endresultat war gewöhnlich dies, daß die weltliche Obrigkeit die klagenden Priester und orthodoxen Bauern selbst beschuldigte. Und es war in der Tat schwer, den Pastoren und Gutsbesitzern ihre Schuld nachzuweisen. Da schmäht z. B. ein Pastor von der Kanzel, meist jedoch in außerkirchlichen Versammlungen die Orthodoxie; die rechtgläubigen Bauern, die über die Schmähung des Pastors meistenteils von Anderen gehört haben, erzählen dem Priester davon, dieser berichtet dem Bischof. Letzterer ersucht durch den Gouverneur oder Generalgouverneur um die Bestrafung des Pastors, der sich erdreistet hat,

die Orthodoxie zu schmähen. Die Sache wird dem lutherischen Konsistorium übergeben, das die Erklärung des Pastors einfordert. Dieser versteht aber die Sache so darzustellen, daß das Konsistorium ihn nun nicht als einen Schmäher der Orthodoxie hinstellt, sondern als treuen Hirten seiner Gemeinde, und nachdrücklich die Bestrafung des Priesters fordert, den es der Verläumdung beschuldigt. Die orthodoxe Obrigkeit ist nun in die Lage versetzt, sich verteidigen zu müssen. — Oder ein Gutsbesitzer hat einen Bauerwirt, weil er rechtgläubig geworden ist, von dem von ihm vielleicht schon seit Jahrzehnten arrendierten Lande vertrieben. Auf die Klage des Wirts berichtet der Priester darüber dem Bischof; aufgebracht fordert dieser ein gerichtliches Verfahren gegen den Gutsbesitzer. Das lutherische Gericht untersucht den Fall und findet, daß der Bauer garnicht seines Übertritts wegen verjagt wurde, sondern weil er seinen formellen Kontrakt mit dem Gutsbesitzer nicht eingehalten, z. B. nicht, wie dieser Kontrakt bestimmt, ein Viertel Dessätine, sondern etwas mehr mit Flachs besät hat u. dgl. Früher beachtete der Gutsbesitzer solche Kleinigkeiten nicht, so lange der Wirt Lutheraner blieb, wie er auch jetzt, wo er einen Rechtgläubigen von seiner Scholle verjagt, dergleichen Verstöße andrer lutherischer Wirte nicht beachtet; der orthodoxe Wirt jedoch hat sich der Verletzung des Kontrakts schuldig gemacht und ist gesetzlich aus seinem Gesinde vertrieben. Geht er nun auf andern Gütern sich eine neue Arrende suchen, so weigern sich die lutherischen Gutsbesitzer, da sie wissen, daß er zur Orthodoxie übergetreten ist, ihm ein Gesinde zu verpachten und so ist solch ein rechtgläubiger Wirt oft genötigt, sein Vieh und Gerät für ein Butterbrod zu verkaufen und Knecht zu werden. Wohl war's für den Priester wie für den Bischof oftmals schmerzlich, solche Bedrängungen der Rechtgläubigen zu ertragen, aber was war zu machen? Im übrigen gab der ehrw. Philaret trotz aller Mißerfolge den Kampf gegen die starken Lutheraner nicht auf.

Am 7. Dezember langte der neue Bischof, der ehrw. Platon in Riga an. Bald darauf, in der Zeit der Butterwoche, heirateten mein Landsmann Bjelikow und ich; unsre Frauen waren mit einander verwandt. Und am 31. März wurde ich endlich zum Priester geweiht, etwas später auch Bjelikow. Ich war für Wolmar im lettischen, er für Kappin im estnischen Gebiet Livlands bestimmt.

Wir machten uns sogleich daran, die Sprache unsrer Gemeindeglieder zu erlernen. An geistlichen Büchern in lettischer Sprache gab es damals nur die Liturgie des Chrysostomus und ein Gebetbuch; sogar die Agende war nur handschriftlich vorhanden. Ohne Grammatik und Lexikon konnte man das Lettische aber nicht erlernen, und so schaffte ich mir diese in deutscher Sprache an, denn russische gab es damals nicht. Die lettische Sprache hat wenig Ähnlichkeit mit der russischen, noch weniger mit der deutschen. Freilich gibt es einige Wörter, die russischen ähnlich sind, aber ihrer sind sehr wenige; auch einige Endungen in der Deklination und Konjugation ähneln dem Russischen. — Die lettische Literatur war damals, als ich in Livland diente, nicht reich, aber es gab doch die ganze Bibel in lettischer Sprache und apart das Neue Testament mit dem Psalter, das von den Letten „Halbbibel" genannt wurde und im Besitz nicht nur jedes Bauerwirts, sondern wohl auch jedes Arbeiters war; ferner den lutherischen Katechismus, Luthers Leben, einige Predigtsammlungen von Pastoren, das lutherische Gesangbuch. Es gab auch Lehrbücher und Bücher zum Unterricht in der christlichen Moral und der Landwirtschaft. Sogar einige Zeitungen wurden, meist von Pastoren, herausgegeben. Wissenschaftliche Bücher in lettischer Sprache gab es nicht; die gebildeten Letten wurden zu Deutschen und schrieben ihre Werke deutsch. Für die Orthodoxen wurde während meines Aufenthalts in Livland die „Schule der Sittlichkeit" in russischer Sprache mit lettischer oder estnischer Übersetzung herausgegeben. Darin waren nur Artikel geschichtlichen oder moralischen Inhalts vertreten und zwar nicht originale, vielleicht mit der einzigen Ausnahme einer Rede über die Wasserweihe. Gedruckt wurden in dieser Zeit die Agende, die gottesdienstliche Ordnung für die wichtigsten Feste der orthodoxen Kirche, Ostern, Weinachten, Himmelfahrt, Pfingsten; auch der große Katechismus Philarets, an dessen Übersetzung ins Lettische ich beteiligt war, wobei uns bei der Bewältigung großer Schwierigkeiten eine deutsche Übersetzung zu Hilfe kam; ferner den Bedürfnissen der Rechtgläubigen angepaßte Werke über das Gebet, die Sakramente, die Verehrung der Heiligenbilder, die Fasten und schließlich im J. 1867 die „Unterweisung in der rechtgläubigen Lehre", ein vollständiger Katechismus mit Vor- und Nachwort.

Auf Wereschtschagins Tod.

Von

Gotthard Freytag Loringhoven.

Den Krieg erklärte deine Kunst dem Kriege.
Du griffst ihn an und botst ihm offne Schlacht,
Ein Künstlerleben hast du dargebracht
Und Wahrheit führte dich durch Kampf zum Siege.

In Banden schlug dein Griffel seine Züge:
Gefesselt steht er, ein Gebild der Nacht.
Vom Götzenbild des Ruhmes und der Macht
Rißt du die Maske gleißnerischer Lüge.

Die Flammenglut in deinem Farbenliede
Versengt den Lorbeer und erstrahlt dem Pfad
Zum Denkmal — einer Schädelpyramide.

Für ferne Zukunft sätest du die Saat.
Und Himmelsbotschaft, Menschensehnsucht: Friede
Hast du gepredigt noch im Tod durch Tat!

Kulturgeschichtliche Miszellen.

Ulrich Herbers', weil. Bürgermeisters zu Narva, Lebensmaximen.

In der Bibliothek der heute leider nicht mehr bestehenden Narvaschen Altertumsgesellschaft befand sich vor Jahren eine alte große Oktav-Bibel, mit Beschlägen und Klammern, gedruckt zu Nürnberg 1662. Das war einst die Hausbibel des Justizbürgermeisters zu Narva Ulrich Herbers. Wie es die schöne und bedeutsame Sitte der Zeit war, im Standart-Buch des Hauses eine kurze Chronik der Familie aufzuzeichnen, über Geburt und Sterben und die wichtigsten Lebensumstände ihrer Glieder zu berichten, so trug auch Ulrich Herbers in seiner Bibel, auf der Innenseite des Deckels eigenhändig ein, was ihn an Daten über sich und seine Familie das remarkabelste dünkte. Ao. 1635 d. 25. November, so hebt er an, bin ich „an diese mühselige Welt geboren und bald darauf, Gott sei Lob! getauft." Dann folgen Angaben über seine Paten, seine Vorfahren, seine amtlichen Stellungen, seine Heirat, seine Kinder. Knappe, dürftige Notizen, bloß eine Art Familienchronik, ein dürres Gerippe, ohne Fleisch und Blut. Nur wenig erfahren wir daraus über die äußeren Lebensschicksale, über das Innere, über Art und Wesen des Menschen nichts. Und doch war's ein Mann von scharf markierter Eigenart, ein Charakter, der wohl unser Interesse in Anspruch nehmen darf.

Es ist nun ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, daß sich eine lebensvolle Ergänzung zu diesen Familiennotizen vom Ufer der Narowa, wir wissen nicht, wie sie dahin geraten, im Staatsarchiv zu Weimar erhalten hat: ein ausführlicher, meist wörtlicher Auszug aus dem eigenhändigen Tage- und Geheimbuche Ulrich Herbers'! Das Original führte einst die Aufschrift: JESU JUVA! Curriculum vitae meae inter peccata, vanitates et miserias transactae. Es befand sich zuletzt im Besitz einer Tochter des Autors,

Margarete Hedwig (geb. 1681, vermählt 1730 mit Kaspar Adam Rodde, Inspektor der Müllerschen Eisenwerke bei Moskau), die nach dem Tode ihres Mannes († 1731) in Riga lebte. Sie übergab es dem uns unbekannten Bearbeiter, der dann zwischen 1731 und 1756 seinen Auszug anfertigte, wie aus einer Notiz darin hervorgeht.

Das „Tagebuch" begann mit denselben, nur ausführlicher gehaltenen Familiennachrichten, wie sie auch die Hausbibel enthielt; der Bearbeiter ergänzte sie jedoch durch einige Daten über Ulrich Herbers' Nachkommen*. — Die Herberssche Familie stammt aus Westfalen und war zuerst nach Dorpat eingewandert. Der Übersichtlichkeit und Kürze wegen fassen wir den Bericht des Tagebuchs in eine Tabelle zusammen.

Ulrich Herbers, aus Westfalen, Kfm. zu Dorpat, verm. m. Anna Königs, Tochter Johann K.'s, Bm.'s zu Reval.	Peter (Hans?) Reder, Wundarzt zu Wismar, verm. mit Margarete Grönwinkel.
Ulrich Herbers, Kaufmann zu Narva, verm. 1631 m. Dorothea Wittau († 1642), T. Georg Wittau's, Pastors zu Mitau u. Amboten (?).	Daniel Reder, aus Wismar, Goldschmid u. Älterm. gr. Gilde zu Dorpat (1570—1638), verm. 1605 mit Anna Steen († 1621).
Hermann Herbers, Bm. zu Narva (1602—51).	Dorothea Reder.

Ulrich Herbers,
Bm. zu Narva (1635—91).

Unser Ulrich Herbers war also 1635 zu Narva geboren. Seine Schulbildung erhielt er in Reval, wo er 1648—54 das Gymnasium besuchte. Als 15jähriger durfte er seinen Vater nach Stockholm begleiten, als dieser zur Krönungsfeier der Königin Christine dorthin abdeligiert war. Im April 1654 begab er sich dann zum Studium der Jurisprudenz nach Greifswald, wo er zwei Jahre verweilte, um dann zur Universität Helmstädt überzugehen. Von hier aus unternahm er im Sommer 1657 — in der Heimat verheerten Krieg und Pestilenz damals gerade Stadt und Land — eine „Spatzierreise", eine Vergnügungstour, wie wir heute sagen, nach Goßlar, in den Harz, wo er auch „den beschrieenen Brocken" bestieg, dann nach Weimar und Erfurt, nach Jena und Leipzig, um endlich über Wittenberg und Magdeburg wieder nach Helmstädt

*) Die uns vorliegende genaue Abschrift dieses Auszuges ist 1891 von H. Pastor C. Hoerschelmann angefertigt worden.

zurückzukehren. Aber schon wenige Wochen darnach vertreibt ihn die Pest; er läßt sich nun in Altdorf immatrikulieren. Auch von hier aus unternimmt er wieder eine „Spazierreise", die ihn bis an die Donau nach Ingolstadt führt. Im Juli 1660 endlich verläßt er die Hochschule. Er empfand es später als eine besondere Gnade Gottes, daß er ungefährdet durch das „wilde wüste akademische Leben", wie es damals ja allerorts in die Erscheinung trat, gegangen war, „daß ich nicht in meinen Sünden dahingefahren, wie insonderheit bei einem törichten Beistande einer Balgerei, da mir das Schwert schon an der Gurgel war, leicht hätte geschehen können." -- Er begibt sich nun nach Holland, freilich auf einem „umschweifigen Wege". Die Reise geht durch Schwaben bis an den Bodensee. Er wandert „mutterallein" und dankt nachmals Gott, daß er ihn „so gnädiglich für Räubern und Mördern behütet, insonderheit unweit Tübingen, da mir die Gefahr an einem verdächtigen Wirtshause ziemlich nahe gewesen zu sein schien." Von Schaffhausen zieht er dann über Straßburg, Heidelberg, Frankfurt, Köln und Aachen nach Holland; im September langt er in Amsterdam an. Von hier aus wird dann wiederum eine „Spazierreise" angetreten, auf der er alle sehenswerten holländischen Städte besucht. Und gegen Ende Oktober geht es endlich auf die Heimreise, zu Schiff über Schweden. Allein die Fahrt war mit allerlei Gefahr und Ungemach verbunden: bei Blei verlor das Schiff im heftigen Sturm den großen Anker, dann wurde es in dunkler Nacht von einem andern beinahe in den Grund gesegelt, und in den Schären bei Göteborg lief es mehrfach auf verborgene Klippen. So zog Ulrich Herbers es vor, von Göteborg seine Reise zu Lande fortzusetzen, wenigstens bis Stockholm. Nachdem er sich hier ein halbes Jahr lang aufgehalten, langte er nach fast 8jähriger Abwesenheit im August 1661 wieder in seiner Vaterstadt an. Hier trat er nun bald auch ins öffentliche Leben. Im Februar 1662 wird er zunächst Stadtsekretär. Noch im selben Jahre sehen wir ihn wiederum in Stockholm, wohin er mit dem Bürgermeister Numens in Stadtgeschäften geschickt wird; auch jetzt, wie er es früher so gerne getan, benutzt er während des langen Aufenthalts die Gelegenheit zu einer Tour durch das schöne Land nach Falun zu den Kupferbergen.

Im Mai 1664 hat er sich dann seinen eigenen Hausstand gegründet; er vermählte sich mit Beata Katharina, der Tochter des Revalschen Bürgermeisters Coord Pöppelmann, der aus Westfalen stammte: sein Vater noch war Bürgermeister in Herford gewesen. Ein Jahr später wird er auf Empfehlung des Gouverneurs Simon Grundel Helmfeld zum Sekretär der ingermannländischen Ritter- und Landschaft, welches Amt er 9 Jahre lang bekleidet hat, und im Januar 1677 endlich zum Bürgermeister,

einige Wochen später auch zum Syndikus von Narva erwählt. Er starb am 11. Sept. 1691. Von seinen zwölf Kindern überlebten ihn vier Söhne und drei Töchter*.

Soweit der äußere, schlichte Lebensgang Ulrich Herbers'. Aber weniger diese Dinge sind es, die in dem Geheimbuch unser besonderes Interesse in Anspruch nehmen, als vielmehr andre Aufzeichnungen, die der Schreiber ihm einverleibt hat und die uns Einblick gewähren in sein inneres Leben, seine Gesinnung und Denkweise. — Ulrich Herbers war ein Mann von tiefer Religiosität und inniger Frömmigkeit, ein Mann, der auch in seltener Weise bemüht war, wirklich nach seinen religiösen und ethischen Grundsätzen zu handeln und zu leben. Kirchlich fromm war ja die Zeit und die Umgebung, in der er lebte, und alle die typischen Züge, die sie charakterisieren, können wir auch an ihm erkennen. Aber auch von diesem Hintergrunde hebt seine Gestalt sich in ihren eigentümlichen Umrissen ab.

Nicht immer vielleicht hatte er sich nach so strengen Maximen gerichtet. Es scheinen vielmehr einige persönliche Erlebnisse eine so tiefgreifende Wandlung in ihm bewirkt zu haben. Im Sept. 1680 reiste er mit Frau und Tochter nach Schweden. Unterwegs erleidet er Schiffbruch, erreicht aber doch „nach vieler Beschwerlichkeit zu Lande und zu Wasser" wohlbehalten mit den Seinen Stockholm, ja erhält nach einem halben Jahre auch seine gestrandete Bagage wieder. In Stockholm wirft ihn eine schwere Krankheit nieder, man gibt ihn auf. Aber er genest und er fühlt sich durch Gottes Hilfe „gleichsam dem Tode aus dem Rachen gerissen." Alles dies macht auf ihn einen tiefen Eindruck, wird ihm Anlaß zur Selbstprüfung. In seinem „Katalog der Wohltaten Gottes", von dem weiterhin noch die Rede sein wird, erwähnt er, daß diese Krankheit ihn zu einigen guten Vorsätzen führte, „insonderheit

*) 1. Lucia, geb. 1666, † 1701. Verm. 1) mit Ulrich Poorten, Pastor zu St. Johannis in Narva 1685–92; 2) mit Levin Andreas Schwartz, Kaplan in Spanko-Kolpana in Ingermannland 1699, Vizeprediger der Filiale Kosemkina der schwed.-finn.-estn. S. Michaelis-Gemeinde von Narva — 1704.

2. Hermann, geb. 1668. War 1692–93 Diaconus, dann bis 1701 zweiter Pastor zu S. Johannis in Narva. Verm. mit Dorothea Elisabeth Rodde. — Sein Sohn Ulrich Johannes war 1725–56 Rektor der Schule in Narva.

3. Ulrich, geb. 1670, Kfm. in Moskau, wurde 1711 von einer Räuberbande erschlagen.

4. Konrad, geb. 1672, studierte Jura in Halle, war dann Advokat, Ratsherr und Gerichtsvogt in Narva, † 1723.

5. Beata Katharina, geb. 1673, verm. 1) 1698 mit dem Ratsherrn Johann Rodde in Narva; 2) 1710 mit dem Dorpater Ratsherrn und Apotheker Gottfr. Hasenfelder während der Verbannung in Wologda, † daselbst 1714.

6. Gustav, geb. 1674, studierte mit dem Bruder in Halle Jura, Advokat in Narva, wurde 1704 bei Eroberung der Stadt erschlagen.

7. Margarete Hedwig, geb. 1681 in Stockholm. Vgl. oben.

mein Haus zu bestellen, meine vorige actiones und modos acquirendi zu untersuchen und das Skrupuleuse zu restituieren." Und ein Jahr später ein weiterer Schritt. „Ich muß es in Wahrheit", notiert er darüber, „unter die größten Wohltaten des höchsten Gottes mit rechnen, daß er mich an das Büchlein „das ander Buch Jeremias" genannt geraten lassen, welches ich am Tage Luciae (13. Dez.) ao. 1681 angefangen durchzulesen und zugleich auf selben Tag meine Eheliebste mit einer schweren Krankheit angegriffen, durch welches zwiefache Mittel ich aus Antrieb Gottes des werten h. Geistes zu so kräftiger Erkenntnis meines elenden Zustandes als schier vorhin niemals geraten, daß ich mir auch durch des Höchsten Gnade vorgesetzet, ein andres Leben als bisher geschehen in der Furcht Gottes zu führen, mich der Gnadenzeit und der geringen noch übrigen Lebensfrist nützlicher zu gebrauchen und den barmherzigen Gott unablässig anzurufen, daß er mich aus seiner Gnade nicht wieder fallen lassen, seinen h. Geist nicht von mir nehmen, sondern mich in wahrem Glauben und einem gottwohlgefälligen Wandel bis an mein seliges Ende erhalten wolle. Amen."

Nach diesen Vorsätzen suchte er nun sein Leben in Wirklichkeit zu gestalten. Seinem Tagebuch hat er ein merkwürdiges Schriftstück einverleibt; es führt den Titel: „Catalogus der fürnehmsten und am meisten erinnerlichsten Wohltaten Gottes, voraus der leiblichen (denn der geistlichen ist kein Maß noch Ende), die der barmherzige gnädige Vater mir zeitlebens erwiesen." Das Ganze ist überaus bezeichnend für seine kindlich fromme Lebensanschauung. Er überblickt darin gleichsam sein Leben von seiner Geburt an bis zu seiner inneren Wandlung. In 39 Punkten — einige davon haben wir oben bereits kennen gelernt — führt er hier an, wofür er sich Gott zu ganz besonderem Danke verpflichtet fühlt: daß er christliche Eltern gehabt; daß sein Vater ihn zu den Studien gehalten; daß nach dessen frühzeitigem Tode sich dennoch die Mittel wunderlich fanden, die Studien fortzusetzen; daß Gott ihm eine „friedliche süße Ehe" verliehen und ihn „mit verschiedenen lieben Ehepflänzlein" gesegnet; daß er ihm „wunderlich zu Brod, Nahrung und Ehren verholfen"; ihn sein väterlichen Haus schuldenfrei bewohnen lassen; ihm zwar das Sekretariat der Ritterschaft genommen, dafür aber alsbald zwei Landgüter zur Arrende wieder zugewiesen und ihm „so wunderlich und zu rechter Zeit vor bald darauf erfolgter Reduktion" zu seiner restierenden Gage verholfen; daß er ihn und die Seinen in Gefahren und Krankheit, die er in vielen Punkten aufzählt, behütet; daß er ihm „zu des sel. H. Friderici Heinscii, Doctoris Juris Rostochiensis Bibliothek und zu etlichen herrlichen darin befindlichen theologischen Büchern verholfen, die ihm keine geringe Anleitung zu seiner Selsterkenntnis und Belehrung

gegeben"; daß er ihn auch „jährlich mit etlichen herrlichen geistreichen Büchern versehen, die ihm oft das Herz gerührt und das Dic cur hic? eingebläuet"; daß er ihn vielmals „recht augenscheinlich und handgreiflich" erhört und „auch zuweilen mit dem lieben Kreuze Krankheit und Leiden bei ihm eingekehret und ihn auch insonderheit mit Verleumdung, falscher Nachrede, Schmach und Verachtung der Welt drücken lassen, imgleichen die Kolik und Steinschmerzen ihm gleichsam zum Pfahl ins Fleisch eine zeitlang zugeordnet zu seiner Züchtigung" usw. usw.; schließlich auch, daß er ihm „die Gnade und gegenwärtige Gedanken verliehen, diesen Catalogum und Verzeichnis der vornehmsten Wohltaten Gottes aufzusetzen, damit sie ihm stets vor Augen wären."

Sein häusliches Leben verlief von nun an nach strengen Regeln. Er stellte einen förmlichen Plan auf, nach dem er einen „gottseligen Wandel" zu führen gedachte. Dies eigenartige Reglement möge hier in seinem Wortlaute folgen:

Freiwillige oder unverbindliche Vorsätze in Stockholm d. 11. Aprilis 1681 und in folgenden Zeiten bei mir gefasset.

„1. Mittags und abends an Sonn-, Bet- oder Festtagen außer meinem Hause nicht zu speisen.

2. Auch soviel immer tunlich, niemand an gedachten Tagen zu mir zu nötigen, es möchte denn ein solcher sein, den ich gleich meinen Hausgenossen aestimire und der mir in keinem Stücke an dem Gottesdienst und gebührender Feier des h. Tages hinderlich.

3. Auch diesen Punkt gleichermaßen zu observiren, wenn ich auf dem Lande bin.

4. An dito Tagen, es sei in der Stadt oder auf dem Lande, keine Parten oder Streitsachen leichtlich zu hören, es sei denn periculum in mora.

5. An dito Tagen in allen Krügen durchaus kein Gesöffe zu verstatten und daß solches nicht geschehe, den Krügern mit Vorhaltung göttlichen Zorns und Fluchs, meines höchsten Unwillens und andrer ernstlicher Mittel zu verbieten.

6. Meine Kinder des Sonntags und den ersten großen Festtag, auch an den Bettagen nicht ausgehen zu lassen, sondern sie dahin zu gewöhnen, wenn ich geistliche Bücher lese, zu hören und mit mir singen.

(Zu diesen Punkten hat Herbers später nachgetragen: Beklage herzlich, daß alles nicht, wie ich gerne gesehen, hat können observiret werden. Denn nachdem ich meine Wohnung zu Marienhof angestellet, habe ich nicht verhüten können, daß meine Frau und Kinder nicht am Sonntag nach den Predigten gute Freunde

besuchet, mit ihnen in die Gärten gegangen ꝛc., weil sie in der Wochen selten oder garnicht in die Stadt gekommen, weniger daß ich nach der Predigt Parten zu mir beschieden und sie eines oder des andern erinnert. Insonderheit aber schmerzet mich von Herzen, daß ich die Krügerei am Sonntage nicht abschaffen können, weil dadurch die gesamte, mir in meinem jetzigen beschwerlichen Zustande so hochnötige Nahrung gänzlich notleiden wollen. Diese meine Unzufriedenheit zu bezeugen, habe ich in dem letzten Vorsatz, welchen ich diesfalls vormals gehabt, weil selben wider meinen Willen unterbrechen muß, diese Last wollen an die Stelle legen, daß ich, solange mir Gott die Mittel giebt, davor jährlich 10 Rtl. 6 Gr. unter die Armen austeilen und dieses Jahr mit göttlicher Hilfe dazu den Anfang machen will.)

7. Unsre gewöhnliche Danksagung für gnädige Errettung aus dem gefährlichen Schiffbruch auf der Stockholmer Reise den 5. Sept. 1681 des Sonntags nicht zu versäumen.

8. Alle Sonn-, Fest- und Bettage meinem Gesinde eine himmlische Predigt oder etliche Kapitel aus der finnischen Bibel vorlesen zu lassen. (Dieses läßt sich nunmehr, da ich zu Marienhof wohne und des Sonntags in der Stadt bin, das Gesinde aber teils in der Stadt, teils draußen ist, so füglich nicht prakticiren, sonderlich da auch niemand der Meinigen vorhanden, der solches gebührlich verrichten kann).

9. Auch allmählich einzuführen, daß ihnen alle Morgen und Abend das Morgen- und Abendgebet nebst einem Hauptstück aus dem Catechismo oder Corpore doctrinae vorgelesen werde.

10. Keine Predigt oder Betstunde vorsätzlich und ohne höchste Not zu versäumen. (Weil ich zu Marienhof wohne, habe dieses sonderlich des Winters so genau, wie ich gern gewollt, nicht observiren können).

11. Meine Kinder über Tisch aus der Predigt zu examiniren.

12. Nach der Mahlzeit ein Danklied zu singen.

13. Nicht nur des Morgens, sondern auch Nachmittag um 4 Uhr oder später mit den Meinigen eine Betstunde zu halten und jeden Tag mit dem öffentlichen Abendgebet und Liede zu beschließen.

14. Mein Privat-Morgen, Mittags- und Abendgebet kein einzig Mal hindanzusetzen und dasselbe anderst nicht als auf den Knien zu verrichten.

15. Die Gewissensprüfung alle Abend, ehe ich zu Bette gehe, zu halten.

16. Alle Freitag zu fasten bis an den Abend.

17. In der Marterwoche und wenn ich communiciren will, auch den Mittwoch nebst dem Freitag zu fasten.

18. Den 29. Martii zum Andenken der Errettung meiner Frauen aus ihrem gefährlichen Fleckenfieber ao. 1679 und meiner aus meiner tödlichen Krankheit in Stockholm ao. 1681 zu fasten bis an den Abend und Gott mit Beten und Danken zu dienen. Und das auf gleiche Weise mit dem 5. Sept. zum Andenken der Rettung aus dem gefährlichen Schiffbruch zu halten; auch an beiden Tagen der Armen, gleich der Anfang gemacht, nicht zu vergessen.

19. Bei keiner Mahlzeit, Hochzeit oder anderen Gelagen mehr als 3, äußerst 4 Gläser Wein, aufs höchste von Capacität eines halben Quartieres, zu trinken, um einige Berauschung zu vermeiden.

20. In Prozeßsachen meiner Freunde und Verwandten weder bei dem ganzen Collegio noch in particulis einige Recommendation ohne in genere, daß alles genau untersuchet und der Sachen ein ungesäumter Ausschlag gegeben werde, abzulegen.

21. Auch allmählich dahin zu gewöhnen, daß ich mich der Abendmahlzeit enthalte, sofern es meiner Gesundheit nicht schädlich zu sein befunden wird.

22. Alle Freitags eine Danksagung für das h. Leiden Christi abzulegen; auch an diesem Tage die ordinaire Arbeit so wie möglich einzuziehen und zu unterlassen. Dagegen in Lesung der Bibel und geistreicher Bücher desto mehr Zeit zu verbringen. Auch aus diesem Geheimbuch meinen Richter- und Bürgermeistereid; diese Vorsätze, den Catalogum beneficiorum Dei, mein Testament, entweder ganz oder stückweise nacheinander aber durchzulesen, um alles desto besser und frischer im Gedächtnis zu behalten und desto besser und öfter an mein letztes Ende und Sterbestündlein zu gedenken."

Jene Vorsätze, die Ulrich Herbers während seiner Stockholmer Krankheit gefaßt hatte, blieben nun keineswegs sog. „gute Vorsätze". Er brachte sie in der Tat mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit zur Ausführung, mit einer Gewissenhaftigkeit, die wohl eine seltene und außerordentliche genannt werden darf. Dies beweist ein merkwürdiges Schriftstück, das gleichfalls einen Teil seines Geheimbuches bildete. Er hatte ihm den Titel gegeben: „Correctio errorum vel verorum vel aparentium in morbo ao. 1681 Holmiae me premente propositorum oder Inquisition in etliche meiner erworbenen Mittel, nemlich diejenigen, welche im Gewissen einigen Scrupel machen können samt etwan nötiger befundenen Änderung. Narvae d. 10. Jan. 1682." Hier gab er ein genaues Verzeichnis verschiedener Einnahmen, die ihn beunruhigten, und verordnete, daß sie nach seinem Tode denen, die sich darüber graviert fanden, refundiert werden sollen. Es handelt sich

dabei nicht etwa um unrechtmäßig erworbenes Gut; nein, unendlich viel zarter, ja man darf sagen übertrieben zart schlug hier sein Gewissen. Er machte sich, bemerkt dazu der Verfasser unsres Auszuges, sogar „wegen des Geringen, was er ehemalen an Gerichtsgebühr und andren ihm wegen seiner gehabten Bemühungen akkordierten Bezahlungen genossen, einige Skrupel“. Das Verzeichnis selbst ist uns leider nicht erhalten, sondern nur die Worte, die Ulrich Herbers ihm hinzufügt; sie lauten:

„Ich will hoffen, vorige auf etlichen Blättern geschriebene Correction werde beim barmherzigen Gott, wo nicht nach der Schärfe der Gerechtigkeit, dennoch nach seiner großen Güte und Barmherzigkeit gelten und mir solchergestalt an dem Meinigen mit meinem Wissen nichts schädliches mehr übrig sein. Weil aber der elende Mensch sich öfters selbst unverweilt schmeichelt, und das Herz voller List und böser Tücke ist, welches seine eigenen actiones aufs beste zu rechtfertigen und zu bemänteln sucht, so ist hiemit meine Verordnung, Wille und Bitte, daß nach meinem Tode ein paar rechtschaffener geistreicher gewissenhafter Männer, sie mögen dieses Orts oder in Reval oder in Riga anzutreffen sein, erbeten werden, die nach Belieben etwa einen gewissenhaften christlichen wohlerfahrenen Juristen mit zu sich ziehen können, damit sie alle von mir verschriebenen Correctiones errorum in der Furcht des Herrn durchgehen, alles nach der Richtschnur des göttlichen Wortes, der christlichen Liebe und Billigkeit und eigenen Gewissensnot erwägen und zusehen, ob alles dergestalt wie ichs verzeichnet und verordnet, ohne Anstoß passiren könne? Wo nicht, daß sie alsdann das nötige ändern und wie es nach göttlichen Willen sein muß, verfassen und anordnen, dem dann die Meinigen allerdings nachzukommen schuldig, weil es ihnen und mir besser ist, daß wir bei geringem oder gar keinem zeitlichen Vermögen einen gnädigen Gott und gutes Gewissen, als bei dem Überfluß den Zorn Gottes und die ewige Verdammnis haben. — Ich wollte diese Zensur wohl bei meinem Leben selbst befördert haben, wenn ich nicht Bedenken gehabt, das verordnete und vielmals allegierte Peculium Christi, welches ich gerne bis nach meinem Tode wollte geheim halten, und noch zur Zeit keinem Menschen (außer H. Hans Stampehl, dem ich es in meiner Stockholmschen Krankheit in damaliger geschwinden Not eröffnete) entdeckt, dergestalt an die Schau zu stellen, und vielleicht zu meinem schädlichen Kützel . . . Der höchste Gott lasse alles auch hierin nach seinem göttlichen Willen ausschlagen, und wie er als ein Herzenskundiger weiß, daß ich nicht ein Grundstück in meinem Vermögen zu behalten wünsche und verlange, welches wider seinen Willen und Gebot erworben, also wolle Er auch mir und denen erbetenen Censoribus das Verständnis öffnen, daß das Unrecht von dem Rechten wohl könne

unterschieden werden, auch der Mittel auf allen Fall gnädiglich verleihen, die Erstattung völlig zu bewerkstelligen. Amen."

Weiter heißt es: „Ich werde zwar den lieben Meinigen durch die Spezifikati.n meiner freiwilligen Schulden und derselben beliebten Restitution keinen Dienst tun und dürfte nach meinem Tode von einem oder vom andern schlechten Dank davor verdienen; so erkläre ich mich hierauf: 1) daß ich, soviel mir immer möglich und Gott mir das Vermögen verleihen wird, eines nach dem andern nachgerade werde suchen abzutragen, wiewohl es schwer daher gehen wird, es sei denn, daß der höchste Gott, wie er mehrmalen getan, seine sonderliche Wunder- und Gnadenhand diesfalls über mich eröffnen sollte, maßen die Schuld fast mein ganzes weniges Vermögen, beweglich und unbeweglich, wie es jetzt beschaffen, dürfte wegfressen oder auch wenig überlassen. 2) Kann es nicht oder nicht alles bei meinem Leben bezahlet werden, so will ich auch, daß die Zahlung ruhen soll, so lange meine Frau lebet und meine Kinder unmündig sind, damit sie allen Nachlaß (jedoch ohne Veräußerung der Immobilien) verordnetermaßen ruhig benützen. Jedoch soll nicht versäumt werden, jedem Creditori, den ich mir dergestalt jetzt gemacht oder dessen Erben kund zu tun, daß die Skrupuleusität meines Gewissens nicht gestatten wollen, das Genossene oder Geschenkte (obgleich pro labore) zu behalten, sondern ich bereit gewesen wäre, so Kapital als Renten, die aufs Höchste das alterum tantum machen, zu restituieren, wenn mir die Mittel rechtmäßiger Weise hätten zufallen wollen. Sollten denn solche Kreditores oder etliche derselben aus freiem Willen sich erklären, entweder alles oder ein Teil Kapital oder Renten meiner armen Frauen und Kindern aus Mitleiden zu schenken, so müßte mit einem gewissenhaften Theologo überlegt werden und dessen Rat gesucht, obs im Gewissen bestehen könne und vor Gott verantwortlich sei, daß Erben von den Kreditoren dasjenige geschenkt nehmen, was der Vorfahr derselben schuldig zu sein selbst gestanden und hiernach wird sich dann die Zahluug, wie hoch sie laufen soll, richten müssen. 3) Wenn nun der höchste Gott auch meine Eheliebste durch einen sel. Tod abfordert, meine Kinder auch die Minorennität überschritten, daß sie sich selbst durch Gottes Gnade und ihren Fleiß forthelfen können, so muß jedem Kreditori vorher berührtermaßen die Zahlung proportionaliter geschehen und dazu, was sich in meinem Nachlasse findet, beweglich und unbeweglich, angegriffen werden, erstlich die Kapitalien durchgehends und dann die Renten. Und hoffe ich, meine liebe Kinder werden auf solchen Fall keinen Unwillen noch Ungeduld spüren lassen, daß sie kein Erbteil oder auch wenig genug bekommen haben; in ansehen: 1) in dieser Stadt gar viel sind, die von ihren Eltern wenig oder nichts geerbet, in specie meiner sel. Schwester die Poortens Kinder, und

doch von dem höchsten Gott bisher reichlich erhalten und gesegnet worden; 2) in geistlicher Erwegung, daß ohne solche resolvirte Restitution ich kein ruhiges Gewissen würde gehabt, sondern meiner Seligkeit halber einen starken Zweifel (den der Satan beim letzten Abdruck noch mehr zu stärken und zu vergrößern pflegt) geheget haben, welches überaus seelengefährlich. Will daher nimmer vermuten, daß sie, meine liebe Kinder, so unchristlich sein und eher meinen wenigen Nachlaß in Händen zu haben, als mich, ihren Vater, von dem Zweifel und Fürst der Verdammnis befreiet wünschen sollten, da doch 1000 Welten voll Reichtums der Fürtrefflichkeit einer einzigen durch Christi Blut erlöseten Seele nicht zu aequivaliren. Ich will ihnen dagegen anstatt dieses zeitlichen ohne dem doch geringen und unter Viele wenig erklecklichen Erbteils ein viel köstlicheres und unschätzbares Erbteil hinterlassen, nämlich Jesum in ihren Herzen, Händen, Häusern und Nahrung, der sie so gewiß und wahrhaftig, als er die Wahrheit ist, wenn sie ihm nur im wahren Glauben und unsträflichen Wandel beständig anhangen, nicht verlassen, sondern sie in diesem Jammertal viel reichlicher, als mittelst meines elenden Nachlasses geschehen könnte, versorgen und ihnen in der Ewigkeit die herrlichsten Schätze der seligen Unsterblichkeit aus Gnaden schenken wird. Amen."

Diese „Correctio errorum" bildet, wie man sieht, gewissermaßen einen Anhang zu seinem eigentlichen Testament, das er ebenfalls bereits ein Jahrzehnt vor seinem Tode aufgesetzt (zuerst 15. Nov. 1681) und später offenbar vervollständigt und erweitert hat. Hier finden wir die notwendige Ergänzung zu seiner obigen „Inquisition", namentlich auch über seine von ihm „Christi Sparpfennig" (Peculium Christi) genannte wohltätige Stiftung und die ihn dabei beseelende Gesinnung. „Ob ich wohl", lesen wir hier, „alle meine actiones oder verhoffentlich die meisten von der Zeit her, da ich selbst etwas erwerben können, kraft meines in meiner Stockholmischen Krankheit gefaßten Vorsatzes untersuchet, ob ich etwan eines oder das andre, so nicht mit allerdings sicherm und gutem Gewissen acquiriret, antreffen könnte, auch was ich anstößiges gefunden, nach Möglichkeit korrigiret, restituiret und vermeinentlich in besseren Stand wieder gesetzet; weil es aber dennoch sein kann, daß mir alles nicht eben so genau, wie sich's gebührte, ins Gesicht oder Gedächtnis gefallen, oder auch eines und das andre nicht accurat und sorgfältig genug examiniret, oder von einem und dem andern einiger Skrupel, den ich etwa nicht zu heben gewußt, übrig geblieben: Also will ich, daß das also genannte Peculium Christi, welches ich vor etlichen Jahren aufgerichtet und dazu den 10. Pfennig meines künftig zu erwerbenden Salarii und Accidentien, Erbteils und dergleichen . . . verordnet, für keine liberale Stiftung, sondern als eine Schuld angesehen werden soll, so zur Vergnügung der-

jenigen hätte dienen sollen, die von mir laediret sein gebührendermaßen würden behauptet haben, und daß daher alles, was etwan Skrupuleuses in meinen Aktionen annoch anzutreffen, seine Satisfaction in bemelten Peculio finden soll, die Renten davon ad pias causas anzuwenden. Sollte aber wider alles mein Wissen und Vermuten jemand von mir wider Recht und Billigkeit vervorteilt sein annoch gebührlich dartun können, will ich, daß demselben die Erstattung außer solchem Peculio aus anderem meinem Vermögen an Kapital und Renten christlich geschehe."

Er wünscht, daß die Forderung, welche die Familie von früher her an die Krone hatte, im Ganzen 2168 Rtl. S. M., und die von seinen Miterben ihm abgetreten war, mit Einwilligung seiner Frau, die ja nach schwedischen Rechten auf die Hälfte alles des Seinen Anspruch habe, oder doch wenigstens die ihm selbst zukommende Hälfte ebenfalls dem Peculium einverleibt werde; daraus soll dann nach seiner Anordnung den Bedürftigen „die Notdurft gereicht werden", wobei die Seinigen, falls Gott sie mit Mangel und Armut heimsuchen sollte, „für allen andren mit in Konsideration kommen". „Ich ersuche endlich", fährt er sodann fort, „meine werte Eheliebste aufs herzlichste, sie wolle es nicht übel nehmen, sowohl daß ich ihr von dieser Verordnung und Einrichtung des Peculii Christi nie etwas gesagt, welches aus keinen üblen Intentionen, sondern unter andrem auch zu Vermeidung alles eitlen Ruhmes und Kützelns des ohnedem zur Hoffart leicht inclinirenden Herzens geschehen, als auch daß ich ihr und den Meinigen ein solch Teil meines Vermögens hierdurch entziehe. Denn es ist ja ein geringes, dem großen Gott nur den zehnten Teil dessen, was er so mildreich geschenket, wiedergeben. Wir haben es bisher nie gemisset noch deswegen Not und Mangel gelitten, sondern vielmehr eine ziemliche Erstattung dieses vermeintlichen Abgangs in der nicht lange nach dieser Verordnung zugewiesenen Landgüter-Arrende und daher geflossenen Nutzen, so ich einer und andern Ursache halber unter dieses Peculium nicht ziehen können noch wollen, gefunden. Sie und die Meinigen werden es auch hoffentlich hinfüro nicht missen, sondern ihr nötiges Auskommen durch Gottes Gnade weiter haben."

Soviel von seiner „Korrektur der Irrtümer". Sie ist in der Tat eigenartig und merkwürdig. Aber es ist doch nichts von Pose darin, nichts Gemachtes, keinerlei Selbstbespiegelung. Man hat hier doch nur den Eindruck einer wahrhaft aufrichtigen christlichen Gesinnung. Freilich, ob die Feinheit seiner moralischen Empfindung ihn nicht zu übertrieben strengen Maximen geführt hat? Auch der Verfasser unsres Auszuges hat sich darüber seine Gedanken gemacht. „Nun könnte man zwar eine große Frage darüber machen", bemerkt er, „ob es mit der Liebe, die der sel.

Mann seinen Kindern mehr als andern schuldig gewesen, bestehen können, daß er ihnen aufgetragen, dasjenige, was er für seine Mühe und Arbeit rechtmäßig eingenommen, denen, die es ihm vielleicht gegeben oder aus Schuldigkeit geben mußten, und zwar beides, das Kapital und die Renten, nach seinem Tode wieder zurückzugeben? Ob er nicht besser getan hätte, wenn er selbst bei seinem Leben eine theologische Fakultät über diesen Skrupel seines sehr zärtlichen Gewissens Rat gefraget, als daß er solches den Kindern nach seinem Tode zu tun anbefohlen?"

Wie dem auch sei, an der Lauterkeit seiner christlichen Denkweise wird man gewiß nicht zu zweifeln brauchen. Und von derselben Gesinnung zeugen auch die Mahnworte, die er im Testament an seine Kinder richtet. Vor allem, friedlich miteinander leben sollen sie, „als ob sie samt und sonders ein Herz und eine Seele wären, damit das zum Andenken der so oft zwischen mir und meinen Miterben vorgegangenen friedlichen Erbteilung gesetzte und in Stein gehauene Bild der Einigkeit auf beiden Beischlägen meines Hauses sie nicht dermaleinst beschäme und überzeuge, daß gleichwohl in der Herbersschen Familie Leute gewesen, die diesen Ruhm geschändet." Sie sollen mit ihrem geringen bürgerlichen Stande zufrieden sein, nicht nach Adel, vornehmen Ämtern und Ansehen in der Welt streben, viel weniger den Soldatenberuf ergreifen. Zwar auch darin sind viele selig geworden und können es wohl auch noch werden, aber dennoch werde ihm niemand verargen, wenn er sie berede, die Hände davon zu lassen, „und anderweit ihr tägliches Brot durch Gottes Segen und ihren sauren Schweiß und Fleiß in redlicher Abwartung ihres Berufs, den Müssiggang und Fahrlässigkeit wie eine giftige Schlange meidende, mit Ehren und gutem Gewissen zu erwerben. Mit Ehren und gutem Gewissen sage ich, denn das letzte Sterbelager wird es endlich eröffnen, was es für eine Freude sei, wissentlich nicht einen Taler im Hause zu haben, der mit Unrecht oder mit Unterdrückung des Nächsten eingenommen. Hingegen was es für eine Last und Angst des Herzens sei, sich zu erinnern, daß auch das geringste unrechtmäßig zu Wege gebracht worden. Zumalen alle Reue und Buße alsdann wenig verschlägt, wofern auch nicht die möglichste Erstattung erfolgt, welches dann die Meinigen samt und sonders, sonderlich dieselben, welche aus ihrem Gewerbe, Handel und Handtierung dermaleins ihre Nahrung suchen werden, zu stetem unauslöschlichem Andenken und güldenem NOTA BENE sich werden dienen lassen."

Sein Begräbnis wünschte er schlicht und einfach: keinerlei Carmina sollen dabei verteilt werden, in der Predigt und in den Personalien, wie sie zu jener Zeit bei den Leichenfeiern verlesen zu werden pflegten, soll ihm keinerlei Ruhm beigelegt werden, den er auch nicht verdient habe, und keine weitläufigen Titel; es genüge,

wenn man ihn „den nunmehro sel. verstorbenen Bürgermeister dieser Stadt“ nenne; seiner wohltätigen Stiftung soll mit keinem Worte Erwähnung geschehen, vor der Predigt auch keine Musik zugelassen werden. Will man jedoch nachher das von seinem Oheim Matthias Poorten auf seine Bitte gedichtete Lied (über Luc. 15) „durch eine einzelne Stimme in eine sanfte Orgel oder Viol da gamb verständlich singen“, so wolle er dem nicht widersprechen, „insoweit es nicht zum Gepränge, sondern zur Bezeugung seiner Reue und Demut und zur Erbauung des christlichen Gefolges geschieht.“

Es war ein schlichter, aufrechter, ehrenfester Bürger, Ulrich Herbers, der Justizbürgermeister von Narva, und ein aufrichtiger, demütig-frommer Christ.

Zum Schluß noch ein Wort über das Schicksal seines Peculium Christi. Es überdauerte seine Stifter nicht lange. Während der Wirrnisse des Nordischen Krieges geriet es ins Stocken. Die Stadt wurde erobert, die ganze Bürgerschaft einige Jahre darnach 1708 in die Verbannung nach Wologda geschickt und so wurde denn die Stiftung „wegen der höchst betrübten Umstände, in welche die Herbersche Familie geraten, gänzlich aufgehoben.“

Literarische Rundschau.

Caesar Flaischlen.

„Eine Kritik geben heißt nicht: loben oder tadeln, sondern: verstehen und erklären wollen!"
C. Flaischlen.

Wer die literarisch künstlerische Bewegung in Deutschland während des verflossenen Jahrzehnts mit lebendigem Anteil verfolgt hat, wird sich noch des Sturmes erinnern, den die Kunstzeitschrift „Pan" beim Publikum und der Presse hervorrief. Eine Gruppe unabhängiger Männer hatte das kühne Werk in Angriff genommen, O. J. Bierbaum und Meyer-Gräfe übernahmen die Leitung, die aber bald in andre Hände überging. Fünf Jahre hindurch löste der „Pan" die ihm gestellten Aufgaben glänzend, ein Sammelpunkt der künstlerischen Interessen der jüngeren Generation zu sein und bei voller Berücksichtigung des spezifisch Deutschen auch der Renaissance in den Nachbarländern mit aufmerksamem Auge zu folgen. Alle die Namen, die noch heute auf dem Gebiete der künstlerischen Erziehung einen guten Klang haben, ein Bode, v. Bodenhausen, Graf Keßler, Lichtwarck, Liebermann, v. Tschudi und viele andre scharten sich um das Banner, das, mit dem Zeichen des attischen Naturgottes geschmückt, den Weg aus akademischem Zwang und philiströser Scheinkunst zu schöpferischer Freiheit bahnen sollte.

Nicht zum geringsten Teil verdankte der „Pan" seinen Erfolg der Mitarbeit und schließlich der Führung eines Mannes, dessen Namen ich zum ersten Mal in jenem vornehmen Kunstblatt begegnete, das sich schon seiner äußeren kostspieligen Ausstattung wegen nur an die Elite deutscher Bildung wenden konnte.

Es war der Name: Caesar Flaischlen.

Einige Gedichte, ein paar Aufsätze über die neuere Literatur und die Novelle „Flügelmüde" waren die einzigen Originalarbeiten, die Flaischlen beisteuerte, aber hinter den Kulissen drückte seine kräftige, zielbewußte Hand der Fülle rücksichtslos individueller Bestrebungen den einheitlichen Stempel auf und formte sie zu einem Ganzen von ausgesprochen eigenartiger Tendenz.

Im „Pan" stand es mit den charakterfesten, markigen Schriftzügen von Flaischlens Hand, was ich als Motto vor sein künstlerisches Schaffen setzen möchte:

Dich — dein Leben — zu Kunst klären
mit allem, was Tag und Alltag ein
Recht hat von dir zu fordern —
und —
deine Kunst leben zu können, nicht
bloß dichten — da liegt's!
Sie an dir erproben, dich an ihr!
Das allein entscheidet!
Das allein reift eine Ernte!
Kunst muß gelebt werden können —
Sonst ist's — Handwerk oder Schwindel!

Ein kühnes Wort, ein hohes und mühsames Ziel! „Dein Leben zu Kunst klären", eine volle harmonische Entfaltung deiner Kräfte anstreben, nicht in erdentrückter Höhenluft, nein, „mit allem, was Tag und Alltag ein Recht hat von dir zu fordern", mit allem, was das tägliche Leben dir abfordert, nicht als Mißton darf es hineinklingen in deine Lebensharmonie, es soll sich mit ihr verbinden zu einem ganzen, vollen Akkord! Dich, dein Leben zum Kunstwerk formen, das ist das erste, deine Kunst leben zu können, das zweite! Nicht bloß Feiertagskost soll sie dir sein, dein täglich Brot soll sie dir werden, dich fürs Leben stark machen soll sie alle Tage mit ihrem Reichtum an Sonne und Freude, an Ernst und Frieden, nicht dem Leben dich entfremden und dir bloß eine Stunde seltenen Glanzes verheißen im Grau des Alltags. — Ebenso ernst klingt die Forderung, die an den Dichter, den Künstler gerichtet ist: „nicht bloß dichten", die Echtheit der Kunst am Leben erproben, da liegt's — nur kein Handwerk, keine Mache und vor allem kein Schwindel! Echt und wahr muß die Kunst sein, die das Recht haben soll, für uns mehr als ein Zeitvertreib zu sein!

In der untrennbaren Verknüpfung ethischer und ästhetischer Werte, in dem ehrlichen Bestreben, nur innerlich erlebte Kunst zu schaffen, zeigt uns Flaischlen jene urdeutsche Gemütstiefe, die ihn uns so liebenswert macht, die auch den gefangen nimmt, der an der eigenartig schönen Form der Dichtung achtlos vorübergeht.

Und weil Form und Inhalt seiner Dichtung so fest verwachsen erscheinen, dürfte es kaum gelingen, sie am Seziertisch kritischer Betrachtung künstlich zu trennen. Für das, was er sagen will, wählt er den prägnantesten Ausdruck, er holt seine Worte nicht aus dem verschlossenen Glasschrank mit den unverbrauchten Goldschnittbänden, er schöpft sie aus dem Leben. Der Laut als solcher, das Klangbild des Wortes erhält eine suggestive poetische Kraft, der man sich nicht entziehen kann, das triviale Gebrauchswort wird poetisch geadelt. Es gibt Leute, die ihre Verehrung Goethes dadurch zu erweisen glauben, daß ihnen eine Dichtung nur dann

vollwertig erscheint, wenn sie in einer gewissen feiertäglichen Drapierung auftritt. Sie vergessen, daß der Dichter der Iphigenie und des Tasso auch der Dichter des Götz und des Werther war. Sie wollen die Sprache Kanaans für die Predigt am Sonntag, um am Montag eine andre Sprache für Leben und Beruf zu haben. Flaischlen wählt die Sprache des Alltags, nicht um die Kunst alltäglich zu machen, sondern um den Alltag durch Kunst zum Festtag zu weihen. Das ist ein großer Unterschied: die Heimatkünstler par excellence demokratisieren die Kunst, sie machen sie „gemein". Alle große Kunst ist aristokratischen Ursprungs. „Liebes Kind", sagte Goethe zu Eckermann, „meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen." . . .

Flaischlen schreibt nicht für die Massen, seine Sprache kann nur von einzelnen verstanden werden, von solchen, die die Poesie des ungesagten Wortes, der Unterbrechung empfinden. Er besitzt die feine Witterung für das Verständnis seiner Hörer, die ihm einen Sprung, eine Abweichung gestattet, ohne Gefahr zu laufen, ihrem Gesichtskreis zu entschwinden. Wie er seine Sätze, seine Gedanken plötzlich unterbricht, wie er den Leser mit dem hastigen, neuen Einfall packt, dann wieder das alte Thema aufnimmt, um es in wechselnder Tonhöhe zu wiederholen, das erinnert an die fugierten Rhythmen Bachscher Präludien. In dieser eindringlichen Variierung des Themas, in dem einfachen Wiederholen gewisser Leitsätze befolgt Flaischlen das natürlichste Gesetz aller Poesie, das ebenso alt ist wie das älteste Dichtwerk, welches wir besitzen — der Psalter. Er gibt dadurch dem Stimmungsbild eine einheitliche poetische Dominante oder dem ernsten Mahnruf, der eindringlichen Bitte einen stärkeren Akzent.

Flaischlens Stil ist schon jetzt so individuell und fest, wie seine Handschrift. Viele halten Stil für eine Art Enveloppe, die man um die Dinge und Gedanken hängt, damit sie stilvoll werden. Der belgische Bildhauer Meunier hat seinen Arbeitern kein Gewand mit klassischem Faltenwurf umgehängt, sie durften ihre Wollenblusen und Lederhosen behalten, und doch haben sie Stil. Das Geheimnis liegt darin, das er die richtige Distance gewann, um die lebendigen, führenden Linien ohne das zufällige Beiwerk zu sehen und nachzubilden. Man muß verstehen zurückzutreten, sich nicht zerstreuen lassen vom einzelnen, erst dann ist die erste Bedingung zur Stilbildung gegeben. Aber weder Auge noch Ohr können Stil bilden, dazu gehört eine individuelle, formende Kraft, eine Hand, die der Ausdruck eines Charakters, einer Persönlichkeit ist. Nicht was einer heute oder morgen an den Dingen sieht, oder aus ihnen heraushört, ist stilbildend, nur das, was er alle Tage in

die Welt um sich und in sich hinein- und aus ihr heraussieht, kann eine Stilkunst schaffen, die, wenn sie echt ist, im letzten Grunde auf der Gesinnung, der „dauerhaften", beruht. Und diese Gesinnung ist das Fundament von Caesar Flaischlens Lebensarbeit. Treue gegen sich selbst, ein selten liebevolles Gedächtnis für die wechselnden Abschnitte seines mühevollen Lebens, eine zähe Energie im Festhalten der einmal eingeschlagenen Richtung charakterisieren die treibenden Kräfte in seiner aufsteigenden Entwicklung. Alle diese Elemente klingen in mannigfaltiger Verbindung aus seiner Dichtung heraus. Hier tönt es wie ein sonniger Kindheitstraum, dort wie ein helles Jugenderwachen mit all seiner unbestimmten Sehnsucht, dann kommt der Kampf mit sich, mit der Welt, Niederlage und Sieg. Alles erlebt, nichts erdacht, echt von Anfang bis zu Ende. Erst in dem letzten Jahrzehnt klärt sich die Form: knapp und kurz werden die Gedanken gefaßt, unnütze Bilder vermieden, wo die Sprache selbst schon anschaulich genug ist, an die Stelle des Reimes tritt der Rhythmus, bald in weichem Fluß dahinfließend, bald herb und abgebrochen. Diese Gedichte wollen gehört werden, sie sind fürs Ohr geschrieben: sie dürfen nicht vorgetragen, sie wollen gesprochen werden, wie man mit einem guten Freunde spricht, leise und doch eindringlich, nur ja kein Pathos, keine lauten Akzente, kein Brustton! Eine intime Kunst für einen stillen Raum, in den die Sonne scheint, mit zwei, drei guten Freunden, keine für ein großes Auditorium. Das allein entscheidet schon die Frage, ob Flaischlen einen Stil hat: stillose Dinge kann man überall hinstellen, weil sie weder eine bestimmte Umgebung noch eine bestimmte Distance brauchen. Nur was einen festen Stil hat, verlangt ein besonderes Milieu: es wird niemandem einfallen, Hoffmannstals „Tor und Tod" im hellen Sonnenschein, draußen im Garten vorzutragen, oder Jakobsens „Frau Fönß" nach einem Diner zum besten zu geben. Es gibt eben Dinge, die den starken Luftzug nicht vertragen, die nicht von vielen Händen zugleich betastet werden dürfen. Wer kein Organ dafür besitzt, den feinen Reiz einer solchen Kunst nachzuempfinden, nennt sie krank. „Treibhauslyrik" ist die billige Etikette, die ihr aufgeklebt wird.

Es ist einmal das Wort von Flaischlens Kunst gebraucht worden, sie sei die Kunst eines Genesenden, nicht die eines Gesunden. Es liegt Sinn in diesem Wort, aber ein mißverständlicher. Wenn der Gesunde einmal das Widerwärtige, Zwiespältige des Lebens empfindet, so ist ihm dieser Moment nur Antrieb zu neuer Kraftentfaltung, eine Episode, die überwunden und möglichst schnell vergessen werden muß. Der Genesende steht mitten in diesem Zwiespalt: ein leiser Unterton mahnt ihn an überstandene Krankheit und er getraut sich noch nicht die ihm lieb gewordene Erinnerung beiseite zu legen, weil sie ihn die starke Sehnsucht nach Gesundheit,

nach vollem Leben lehrte. Er hat erkannt, daß das Leben nicht Harmonie, sondern Sehnsucht nach Harmonie ist, daß das Leben, wie ein Genesen, einen beständigen Zwiespalt und ein beständiges Überwinden des Zwiespalts bedeutet. Die Krankheit enthüllte ihm einen tieferen Sinn des Lebens, an dem der Gesunde achtlos in seiner robusten Stärke vorübergeht. In diesem Sinne ist Flaischlen ein Genesender, einer, der noch nicht vergessen hat, was Kranksein heißt, einer, der aus der niederdrückenden Empfindung des scheinbar nicht Naturgemäßen unsres zerrissenen Seins das große Gesetz des Lebens und Werdens begriffen und erfaßt hat: durch Überwinden stark werden, durch Kampf zum Sieg.

Diese Note klingt immer wieder in seinen Dichtungen durch, er kämpft mit sich, mit seinen Gegnern, mit den Umständen, mit den alltäglichen, banalen Tücken des Lebens, er ist nie zufrieden mit dem errungenen Sieg

„Es ist nicht genug!
ein Ziel ist nichts! an ein Ziel bringt sich jeder!
und stehen bleiben, rechnet überhaupt nicht! . . . .
es gilt: hinauszuwissen über das Erreichte,
hinauszuringen über das Errungene!"

Die Auseinandersetzung mit dem Leben ist ihm Problem seiner Kunst, und der sittliche Ernst, mit dem er an die Arbeit geht, gibt seinen Worten etwas schweres, wuchtiges, alle Spielerei ist ihm fremd. Er steht mitten in den Dingen, er sieht nicht von oben auf sie hinab, von unten her, aus dem Gewühl hebt sich sein Blick „Höhen-entlang", „Ziel-entgegen".

Man hat der modernen Literatur nachgesagt, sie mache unfroh, drücke den Menschen zu Boden, der letzte Ausklang sei müde Resignation. Auch Flaischlen ist der Vorwurf nicht erspart worden: er weiß, was Müdesein heißt, er kennt enttäuschte Hoffnungen, unerfülltes Sehnen, aber der Trost, den er bietet, reicht nicht aus, der Mensch selbst, seine Kraft, seine Anschauung soll ihn hinausheben aus aller Unrast, aller Verzagtheit?

„Ich kann euch eures Alltags Last nicht nehmen,
wie mir die meine niemand nehmen kann
und auch nicht nehmen soll. . . .
Ein Jeder finde selber sich zurecht,
Ein Jeder trage selbst, womit er sich belädt
und kämpfe selber sich durch Weh und Wohl."

„O nur nicht müde werden!
  Alles andre . . .
nur nicht müde werden! . . . .
Das innere Ziel nur laß dir's nicht verbiegen,
und laß es dir nicht in die Seele kommen
und dich nicht müde machen . . .
  müde: in der Tiefe,
da, wo die Quellen des Lebens liegen!"

Er hat ein Recht so zu sprechen, denn er hat ehrlich nach den Quellen des Lebens gegraben und seltene Schätze gehoben, grab' nach, du findest sie auch!

„Diese stille Kraft der Seele:
immer neu sich aufzuringen
aus dem Banne trüber Winter,
aus dem Schatten grauer Nächte,
aus der Tiefe in die Höhe . . .
sag, ist das nicht wunderbar?!
Diese stille Kraft der Seele,
immer wieder
sich zur Sonne zu befrein,
immer wieder stolz zu werden,
immer wieder froh zu sein?!"

Das sind keine Krücken, die den Lahmen stützen sollen, das ist „Sonnenkraft", wie Flaischlen sie nennt, jene Kraft, die in jedem von uns ruht, die nur darauf wartet, frei zu werden, um neues Leben in uns zu wecken:

„Das kannst du nicht zwingen:
daß die Knospen springen,
eh' die Sonne ihnen ihren Mai gebracht.
Aber daß — was hinter dir liegt,
dich nicht schreckt und unterkriegt:
was Winter in dir abzustreifen
in aller Stille
und Knospen zu reifen
und dich selbst zum Frühling durchzuringen —
Das kannst du zwingen!"

Klingt das nach Resignation? nach Verzicht? Von der hohen Warte einer problemlosen Weltanschauung aus sieht man den Leuten achselzuckend und freundlich lächelnd zu, die mit dem Spaten des Zweifels den Boden lockern, um ihn für neue Saat urbar zu machen und neue Quellen zu erschließen. Man freut sich der neugefundenen Kräfte, aber wundert sich, daß noch keine goldenen Früchte reiften. Wer im Voraus für jede Frage eine Antwort hat, der braucht nicht mehr zu fragen, wer den Tiefsinn und psychologischen Scharfblick in der modernen Literatur erkannt hat, darf sich nicht darüber wundern, daß die alten Antworten für die neuen Fragen nicht mehr ausreichen, denn gerade die Erkenntnis ihrer Unzulänglichkeit führte zu einer vertieften Betrachtung der Fragen.

Hier steht Flaischlen ganz auf dem Boden unsrer Zeit, er ist ein Frager und Sucher mit warmem Herzen und scharfem Auge. Er lernte in der Schule des Naturalismus „die Dinge zu nehmen, wie sie sind und wie sie sein müssen, je und je — aus ihrem eigenen Sinn heraus", aber ihm war das nicht Ziel und Ende, nur Mittel und Weg zu einer „großlinig eigenen" Kunst, die nicht

wie ein Ornament am Leben hängt, sondern selbst Form und Ausdruck des Lebens wurde. Dieses Moment hebt ihn heraus aus der Gruppe der rein naturalistischen Dichter, die in der künstlerischen Darstellung des Milieus, der feinen psychologischen Zeichnung der Charaktere ihre letzte Forderung erfüllt sehen.

„Was uns not tut, ist eine Kunst mit den Zielen der Kunst Goethes und der Kunst Schillers, die Kunst einer bestimmten, festen Weltanschauung, nicht Naturalismus und nicht Symbolismus. . . . Unsre Dichtung — ich bekenne mich herzlich gern zu dem verrufenen „Soll!" — muß allmählich wieder „moralisch" werden, im Sinne Schillers. Alle große Kunst war es und ganz implizite." Dieses Bekenntnis darf Flaischlen aussprechen, denn seine Kunst ist moralisch in diesem Sinne, seine Dichtungen didaktisch, wie es die Anfänge deutscher Dichtkunst überhaupt waren. Man nehme seine „Lehr- und Wanderjahre" oder „Von Alltag und Sonne" zur Hand und in jeder Zeile tritt einem ein Stück Leben entgegen, das nicht nur ihm, nein, jedem von uns gehört, das Mitleid oder Mitfreude weckt, das still dem Müden die hilfsbereite Hand reicht oder sich dem ehrlich Ringenden kampfbereit zur Seite stellt!

Es ist der Mühe wert, dem Lebens- und Entwicklungsgang dieses Mannes zu folgen, sein Hoffen und seine Enttäuschungen mitzuerleben, an seinem Kampf und Sieg teilzunehmen. Hierzu kann uns das Buch von G. Muschner-Niedenführ: „Caesar Flaischlen, Beitrag zu einer Geschichte der neueren Literatur" ein guter Führer sein*. Es ist warm und herzlich geschrieben, entbehrt nicht eines feinen poetischen Hauches, der leider dazwischen vor der peinlichen Akribie des deutschen Literaturhistorikers verfliegt. Eine gewisse Pedanterie und Weitschweifigkeit läßt das Bild Flaischlens etwas verschwommen und unklar erscheinen und vor allem ist das Buch zu umfangreich geraten. Gute Bilder bedürfen eines ganz bestimmten Formats, um ihrer Wirkung sicher zu sein, und dieses Format hat Muschner leider nicht getroffen. Er hat, wie so manche, sein Bild durch zuviel Arbeit verdorben und doch nicht das erreicht, was man von einem guten Bilde erwarten darf, daß die Spuren der Arbeit daran getilgt sind. Man merkt dem Buche die Arbeit an, und das verstimmt. Trotzdem werden diejenigen, die den Dichter kennen gelernt haben, gern danach greifen, um dem Menschen Flaischlen näher zu treten und ihm mit einem warmen Händedruck für das, was er uns gegeben, ein herzliches „Glückauf" zu weiterem Schaffen zu wünschen.

R. v. Engelhardt.

---

*) 188 S. Brln. 1903. E. Fleischel u. Ko. M. 3.

Schiller und die neue Generation.

Im nächsten Jahr vollendet sich ein Jahrhundert seit Schillers Tode, und der Säkulartag wird gewiß in demonstrativer Weise mit Reden und Textaufführungen gefeiert werden und wohl auch mit jenem Pomp, der bei solchen Gelegenheiten jetzt das geistig Bedeutsame immer mehr und mehr zu übertönen pflegt. Vergleiche mit der Schillerfeier von 1859 werden sich da wohl aufdrängen und — wie man annehmen darf — nicht zu deren Ungunsten. Damals konnte unter den Chorführern des deutschen Volkes Jakob Grimm seine Stimme erheben, aus dessen Rede auf Schiller es uns wie ein Nachklang aus der Goethe- und Schillerzeit selbst entgegentönt. Noch größer aber wird vermutlich der Kontrast nach andrer Seite hin sein; denn unter den vielen tüchtigen Vertretern der Literaturwissenschaft wird ja wohl mancher bei dieser Gelegenheit ein gutes Wort zu sagen wissen, werden sie aber ein Echo im Volke finden, oder vielmehr, werden sie einem solchen Verlangen der Volksseele begegnen, wie 1859? In jener Zeit politischen Tiefstandes wurde der Name Schiller zum Losungswort, an das sich die teuersten Hoffnungen der Nation knüpften; man feierte in ihm den Propheten einer ersehnten besseren Zeit. Kann man eine Wiederkehr dieser Stimmung in dem von politischen Erfolgen gesättigten Deutschland unsrer Tage erwarten? Einen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage gibt Ludwig Fulda in einem kürzlich herausgegebenen Vortrage*. Fulda hat, bevor er sich der Bühnendichtung zuwandte, sich durch Studien über Christian Weise, Günther ꝛc. als Literarhistoriker bewährt und hat sich nun in diesem Vortrage einem Thema zugewandt, das dem Forscher ebenso wie dem Dramatiker nahelag. Fulda stellt zunächst die Tatsache fest, daß in der Wertschätzung Schillers seit fünfzig Jahren ein starker Rückgang stattgefunden hat, daß die neue Generation im ganzen ihm mit einer Gleichgiltigkeit gegenübersteht, die sich mit einer theoretischen Anerkennung der Verdienste begnügt, welche die Kompendien der Literaturgeschichte ihm zuerkennen. Die Ursache dieser Sinneswandlung sieht er in der politischen und kulturellen Umgestaltung des Volkslebens und sucht nun die Entwicklungsmomente des modernen Lebens darzulegen, die auf die Beurteilung Schillers eingewirkt haben, mehr andeutend allerdings als ausführend, wie es im engen Rahmen eines Vortrages ja auch nicht anders möglich war. Die Verehrung, deren sich Schiller bis zum letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts erfreute, war wesentlich davon beeinflußt, daß man in ihm den Verfechter der politischen Ideale jener Zeit

---

*) Schiller und die neue Generation. Stuttg. und Brln., 1904. Cotta. Preis 75 Pf.

sah, den Sänger der Freiheit und Einheit, den Dichter des Don Carlos und Wilhelm Tell. Die Einheit Deutschlands ist in den erreichbaren Grenzen unterdessen eine Tatsache geworden, an die man sich gewöhnt hat und die man als etwas Selbstverständliches hinnimmt, wie das tägliche Brot. Und auch die Freiheitsbegeisterung Schillers kann nicht mehr dasselbe Echo finden, wie 1859. Fulda konstatiert die Tatsache, daß der Liberalismus unpopulär geworden, mit einem gewissen Mißvergnügen, ohne sich viel auf die Erörterungen darüber einzulassen, woher das rühre, inwieweit es berechtigt sein dürfte. Er läßt nur durchblicken, daß dieser Stimmungswandel wohl mit den äußeren Erfolgen einer glücklichen Realpolitik zusammenhängt, mit dem Behagen des Besitzenden, der sich in seiner Ruhe ungern stören läßt. Seine Erörterung erinnerte mich an ein Urteil Viktor Hehns über dasselbe Faktum. 1880 schreibt er seinem Freunde H. Widmann: „Vor etwa 40 Jahren war der stumpfen Masse gegenüber jeder reichere, umfassender gebildete Geist liberal; jetzt ist jede tiefere und vornehmere Natur konservativ und überläßt den „Fortschritt" den Männern von der Bierbank." Ich führe diese Worte hier an, weil sie zeigen, wie ein und dieselbe Erscheinung von entgegengesetzten Gesichtspunkten sich völlig umgekehrt darstellt. Fulda sieht in dem Zurücktreten des Liberalismus ein Symptom zunehmender Philisterei, Hehn dagegen eine Reaktion gegen das Philistertum der Massen. Eine Auseinandersetzung über Recht oder Unrecht dieser Anschauungsweisen kann natürlich weder bei Fulda noch gar in dieser Kritik erwartet werden; nur soviel möge gesagt sein: man kann, nach dem Maße heutiger Politik gemessen, ein recht entschiedener Konservativer sein und doch dem Freisinn Schillers seine volle Berechtigung zuerkennen, nicht bloß für seine Zeit, sondern auch für die Gegenwart. Wenn sein politisches Pathos uns nicht mehr in dem Maße begeistert, wie unsre Vorfahren, so liegt das eben daran, daß das von ihm Ersehnte in seinem wesentlichen Teile jetzt Gemeingut geworden ist. Despoten, die Gedankenfreiheit verweigern, gibt es in der Kulturwelt nicht mehr, und Männerstolz vor Fürstenthronen ist ein Luxus geworden, den sich jeder Landtagsabgeordnete und Redakteur an jedem Wochentage gestatten kann. Es gehört ein nicht geringes Maß von historischer Bildung dazu, um sich dessen bewußt zu werden, wie viel zu unsrem heutigen politischen Besitzstande Schiller beigetragen hat, und um sich dessen zu erfreuen, auch angesichts der ärmlichen Art, in der seine Ideale von ihren Aposteln nur zu oft heuzutage vertreten werden.

Ebenso wie die politischen, sind nach Fulda die Kulturverhältnisse der Gegenwart einer Würdigung Schillers ungünstig, und namentlich ist es der sittliche Idealismus Schillers, der heute nicht bloß keinen rechten Anklang mehr findet, sondern auch von vielen

Seiten entschieden zurückgewiesen wird. Die heutige Generation ist durchaus geneigt es Schiller nicht als einen Vorzug, sondern als einen Mangel anzurechnen, daß seine Werke den Stempel einer so ausgeprägten sittlichen Gesinnung tragen. Es ist ja heute ein auf den literarischen Tages-, Wochen- und Monatsmärkten ausgeschrieener Gemeinplatz geworden, daß die Kunst nichts mit Sittlichkeit zu tun habe; und wenn man diesen Grundsatz annimmt, so muß allerdings in der Dichtung Schillers vieles unkünstlerisch erscheinen. Ist aber die vielumstrittene Frage nach dem Verhältnis von Kunst und Sittlichkeit so sicher beantwortet und so leicht zu beantworten, wie es unsern Tagesästhetikern erscheint? Uns will es vielmehr scheinen, daß zur unbefangenen und erschöpfenden Erörterung dieser Frage bisher nicht einmal ein sicheres Fundament geschaffen worden ist, daß eine einigermaßen genügende Beantwortung derselben nur auf Grund einer eindringenderen und tieferen Erfassung des Wesens der Kunst möglich ist, als sie uns heute dargeboten wird. Und eine wesentliche Förderung auf diesem Wege könnte gerade das Studium Schillers bieten, insbesondere auch seine kunstphilosophischen Schriften, deren Gedankengehalt mehr in Vergessenheit geraten als genutzt oder wohl gar überwunden ist. So entschieden Schiller einen unmittelbar moralischen Zweck der Kunst zurückweist, so fest steht ihm doch anderseits die Ueberzeugung, daß eine bedeutende Kunst auch der Ausdruck einer bedeutenden sittlichen Weltanschauung sein muß. — Fulda weist ferner auf den Gegensatz hin, in dem auch ihrem Inhalt nach die Schillersche Ethik zu der heute herrschenden Moralphilosophie steht. Unter dieser versteht er den philosophischen Egoismus und Individualismus Nietzsches und seiner Nachfolger. Es ist sicher eine starke Übertreibung, wenn die Ethik Nietzsches als die heute herrschende bezeichnet wird; aber sicher ist, daß sie auch außerhalb des Kreises eigentlicher Nietzscheaner bedeutenden Einfluß gewonnen hat, und die ablehnende Haltung Nietzsches gegenüber Schiller mag wohl dessen Popularität beeinträchtigt haben. — Auch das Bildungsideal unsrer Zeit ist ein andres geworden, als das von Schiller hochgehaltene. Fulda weist auf den Gegensatz hin, der zwischen der philosophisch-historischen Bildung Schillers und der ganz überwiegend exakt naturwissenschaftlichen unsrer Zeit besteht, namentlich aber zwischen der Begeisterung für das griechische Altertum, die in den „Göttern Griechenlands" gleichsam ihr Programm ausgesprochen hat, und der Gleichgiltigkeit oder Abneigung gegen den Hellenismus, der in so vielen Strömungen der modernen Bildung zu tage tritt. Dieser gegenüber tritt Fulda mit gutem Grunde energisch für die unvergängliche Bedeutung der Antike ein, für ihren unersetzlichen pädagogischen Wert, der darin begründet ist, daß Griechenland die Urtypen geistiger Bildung

geschaffen hat, der freien Wissenschaft und der freien Kunst. Es scheint, als ob Fulda damit auch eine andre Frage bejahend beantwortet glaubt, die nämlich, ob eine Wiedererneuerung der antiken Bildung möglich und wünschenswert sei. Das ist denn aber doch ein zweites, weit schwierigeres und komplizierteres Problem, und wer dürfte es wagen, dessen Lösung in beiläufigen Andeutungen zu versuchen? Nur die Überzeugung sei hier ausgesprochen, daß auch für die Lösung dieses Problems doch immer noch unsre Klassiker den Ausgangspunkt bilden müssen. Herder ist es, der in seinen in Riga geschriebenen „Fragmenten" die Gesichtspunkte aufgestellt hat, die für uns auch heute noch maßgebend bleiben. Noch einen zweiten Gradmesser der Kultur nennt Fulda neben der Stellung zum Griechentum, nämlich die Stellung zur Frau. Diese Nebeneinanderstellung scheint nicht sehr glücklich: in dem einen Falle handelt es sich um die Stellung zu einem geistigen Universum, in dem alle Probleme des geistigen, des sittlichen Lebens ihre eigenartige Ausgestaltung gefunden haben; in dem andern Falle ist eine einzene Frage des gesellschaftlichen, sittlichen Lebens willkürlich herausgegriffen, eine Frage von höchster Wichtigkeit allerdings, neben der es aber doch viele andre, nicht minder wichtige gibt. Fulda hat der Frauenfrage wohl darum eine zentrale Stellung eingeräumt, weil sie ihm Gelegenheit zu einer scharf pointierten Parallele gibt. Der idealisierenden Verklärung der Frauen bei Schiller stellt er den Realismus und Feminismus der modernen Dichtung gegenüber, die einerseits auch die Mängel des weiblichen Charakters mit rücksichtsloser Offenheit bloßlegt, anderseits aber bei geringerer Ehrfurcht ein sympathisches Verständnis für die Frau zeigt und ihr eine weit selbständigere Stellung in der Kunst einräumt. Diesen gewiß richtigen Gedanken hat nun aber Fulda in einseitiger und advokatorischer Weise auf die Spitze getrieben, um die Moderne möglichst ins Unrecht, Schiller möglichst ins Recht zu setzen. Nach seiner Schilderung hätten in der modernen Dichtung nur die weiblichen Charaktere Bedeutung und Interesse; die männlichen dienten ihnen nur als Folie. Demgegenüber erscheint es dann beinahe als ein Vorzug Schillers, daß ihm die Darstellung weiblicher Charaktere weniger gut gelang, als die der Männer. Man darf es doch wohl, ohne gegen die Pietät zu sündigen, aussprechen, daß wir hier in der Tat auf eine Begrenzung stoßen, weniger in Schillers Begabung, als in seiner Weltkenntnis. Das hat schon Jakob Grimm anerkannt, der doch sicher kein Moderner und kein Feminist war. Schiller hat in seinen Jünglingsjahren wenig Gelegenheit gehabt, Frauen kennen zu lernen, und es hat sich in jener Zeit bei ihm eine nicht sowohl auf Erfahrung, als vielmehr wesentlich auf Phantasie und Reflexion beruhende Vorstellung von weiblichem Wesen gebildet, gewisser-

maßen eine mythologische Umdichtung des kärglichen Beobachtungsmaterials. Wir können das verfolgen, wenn wir die Nachrichten über die Hauptmannswitwe Vischer mit seinen Lauradichtungen vergleichen. Und auch wo sein Leben und Dichten den Reifepunkt erreicht hat, sehen wir bei ihm, zwar von dem schwärmerischen Überschwange der Jugend befreit, doch im wesentlichen dieselbe Auffassung. Am bedeutsamsten treten die Frauencharaktere hervor, die durch außerordentliche Verhältnisse der Sphäre gewöhnlichen Frauenschicksals entrückt sind, die Märtyrerin Maria Stuart, die visionäre Prophetin Johanna d'Arc.

Nachdem Fulda die aus den allgemeinen Kulturverhältnissen entspringenden Ursachen aufgewiesen, die eine Entfremdung von Schillers Kunst herbeigeführt haben, geht er zur Betrachtung der Gegensätze über, die dem eigentlichen Kunstgebiet angehören. Es ist das zunächst der Gegensatz zwischen Schillers Idealismus und dem künstlerischen Realismus und Naturalismus unsrer Tage. Eine wesentliche Ursache für die Abwendung von Schiller sieht Fulda in der Reaktion gegen die Epigonen Schillers, die Pseudoklassiker mit ihren Buchdramen, wie sie bei den Erben einer ausgebildeten Kunsttechnik sich gewissermaßen von selber zu dichten pflegen. Daß diese Dramen eine Familienähnlichkeit mit den Schillerschen ostentativ zur Schau tragen, konnte ja dann wohl zur Konsequenzmacherei verführen, daß man in Schiller den Erzvater dieses schablonenseligen sogenannten Idealismus sehen wollte. Die Entwicklung der Schillerfeindschaft und des Naturalismus stellt sich Fulda so dar, daß zunächst der Ekel an der losen Speise, die die Jambentragöden auftischten, eine negative Kritik hervorrief, die die Haltlosigkeit dieser Rechenpfennige münzenden Kunst nachwies. Aus dieser Negative habe sich ein positives Programm gebildet, ein ausgerechnetes Widerspiel der klassizistischen Ästhetik, etwa in der Art, wie man im ausgehen Mittelalter den höfischen Tischzuchten einen Grobianus entgegensetzte. Und diese Kunsttheorie, d. h. der Naturalismus, habe nun interessante Kunstwerke gezeugt, die ihre Grundsätze bewahrheiten oder bewahrheiten wollen. Ich muß gestehen, daß diese Hypothese mir zweifelhaft erscheint. Bei der unendlichen Mannigfaltigkeit dessen, was gedacht und geschrieben worden ist, und der unentwirrbaren Durchkreuzung der Gedankenfäden, wird sich gewiß für jede moderne Kunstrichtung irgend ein Vorbote unter den Ästhetikern auffinden lassen, und unverkennbar zeigt sich nur zu oft in der modernen Dichtung eine gequälte Absichtlichkeit, die wohl den Verdacht erwecken kann, der Dichter habe hier einen Beweissatz für diesen oder jenen Paragraphen seines Katechismus aufstellen wollen. Aber die Vorstellung, daß eine in ihrer Art doch jedenfalls bedeutungsvolle Kunst wesentlich aus der Theorie entsprungen sei, erinnert doch

sehr an die Homunculusexperimente Wagners. In der Hauptsache ist die Theorie, die ja gar kein andres Arbeitsmaterial hat als die vorhandenen Kunstwerke, doch immer die Bei- und Nachläuferin der schaffenden Kunstheroen. — Zutreffend charakterisiert Fulda den Unterschied der Typen schaffenden Kunst Schillers und des individualisierenden Naturalismus, Gegensätze, die sich freilich nicht ausschließen; denn Typen erhalten künstlerische Wahrheit doch nur, wenn sie uns als leibhaftige Individuen erscheinen, und Individuen werden doch nur dadurch künstlerisch bedeutsam, daß wir in ihnen etwas typisches erblicken können. Aber freilich ist die moderne Kunst, und zwar nicht bloß der Naturalismus, wohl ziemlich bei dem einen Extrem angelangt, bei einer virtuosen Kleinmalerei des Individuellen, die uns aber doch oft die Frage aufdrängt, ob es sich denn lohnt, sich für alle diese Individuen mit ihren Absonderlichkeiten zu interessieren, wo uns doch schon im Leben mehr Individuen als nötig über den Weg laufen. Schiller dagegen ist weit entfernt von dem andern Extrem, jener bloßen Schematisierung, wie sie uns allerdings in den Werken seiner Nachahmer häufig entgegentritt, deren Menschen nur Personifikationen abstrakter Ideen und Tendenzen sind, in ihrer typischen Allgemeingiltigkeit so verschwommen, daß sie allenfalls theoretisches Interesse erwecken können, aber nicht persönliche Teilnahme. Für die Mitte zwischen diesen Extremen, die Erhebung des Individuellen zu typischer Bedeutung und die Durchdringung des typisch Bedeutenden mit persönlichem Leben, für solch ein wahrhaft künstlerisches und dichterisches Schaffen bietet doch immer noch die Kunst Schillers ein Beispiel, an dem die Modernen noch viel lernen könnten. — Von dieser das innerste Wesen der Kunst betreffenden Frage wendet sich Fulda einer andern, mehr äußeren, doch jedenfalls bedeutsamen Frage zu. Auch der Stil Schillers, einst als ein über jede Kritik erhabenes Muster gepriesen, gilt der neuen Generation nicht mehr viel. Er erscheint ihr gekünstelt und unnatürlich. Fulda legt gegen dies Urteil Berufung ein, indem er auf die Schwierigkeit hinweist, über die Natürlichkeit des dichterischen Stils in vergangenen Zeiten zu urteilen, d. h. über das Verhältnis der dichterischen Sprache zu einer uns jetzt verklungenen Alltagssprache. Indessen ist hier doch das Beobachtungsmaterial reich genug, um ein Urteil zu gestatten; wir brauchen uns bloß der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit von Sprachregistern zu erinnern, die Goethe zu Gebote standen, um zu erkennen, daß Schiller sich einen fest ausgeprägten Kunststil geschaffen hat, den wir in allen Werken seiner Höhezeit wiederfinden, einen Stil, den Jakob Grimm treffend mit den Worten charakterisiert: „Seine Rede weiß alles, was er sagen will, zierlich, ja prachtvoll auszudrücken.“ Sehr richtig weist Grimm auch darauf hin, daß gerade in dieser

Beschränkung auf den hohen Stil der Einfluß Schillers auf das Volk mitbegründet ist; „bei Schiller, dem auf seiner Höhe thronenden, glauben sie sich emporgerückt.“ Aber freilich ist solch ein rhetorisch kunstvoll ausgeprägter Stil auch Mißständen ausgesetzt: wo er uns als etwas Neues entgegentritt, weckt er zunächst naiv staunende Bewunderung, die aber in demselben Maße kritischer Befangenheit weicht, als wir Einblick in die bewußte Anwendung von Kunstmitteln gewinnen. Wenn wir das, was uns anfangs unbegreiflich hoch erschien, überblicken können, glauben wir nur zu leicht, es überwunden zu haben. So stehen heute viele zu Schiller, die einen vorübergehend, die andern dauernd. Wir haben wohl alle über den Seminaristen Nemlich bei Fritz Reuter gelacht, der auf Schiller wegen seiner abgedroschenen Redensarten herabsieht. Aber in feinerer Form hat sich eine solche Begriffsverschiebung doch wohl auch bei den meisten von uns eingestellt: wir sind an die Glanzstellen und Sentenzen der Schillerschen Dichtung von früh an so sehr gewöhnt worden, daß wir uns nur schwer zu einer unbefangenen Freude an ihnen aufschwingen können. Das ist psychologisch erklärlich, aber darum nicht gerechtfertigt. Gerade die wachsende Einsicht in die Kunsttechnik Schillers müßte uns doch eigentlich ihm immer näher führen; denn je aufmerksamer wir seinem Schaffen nachgehen, je tiefer wir es erkennend erfassen, desto ergreifender muß uns der Ernst und die Größe seines Strebens entgegentreten, die verzehrende Energie der Selbstvervollkommnung, die ihn aus trüber Gährung und maßlosem Überschwang zu jener wunderbaren Reinheit und Klarheit der Form und des Gedankens führte. Daß wir Schiller wieder schätzen und lieben lernen, müßte uns ein Prüfstein der Bildung werden.

Als letzten Grund für die geringere Schätzung Schillers nennt Fulda das ungemeine Anwachsen der Autorität Goethes. Die alte Streitfrage, wer von den Beiden der Größere sei, weist er, wie es unter korrekten Literarhistorikern hergebracht ist, unter Berufung auf die bekannte Goethesche Bemerkung zurück. Aber wenn sich diese Frage denn doch immer wieder vordrängt und jeder sich gedrungen fühlt, sie zu erwähnen, warum soll man sie denn ignorieren? Etwa darum, weil der Unverstand sie zur Verkleinerung des einen auf Kosten des anderen mißbraucht? Und anderseits spricht ja auch Fulda offen aus, in welchem Sinne jetzt die Frage für entschieden gilt, und läßt seine Übereinstimmung mit diesem Verdikt recht ordentlich durchblicken. Goethe nennt er den Dichter der Anschauung, der unsre Sinne bilde, den Hohenpriester der Schönheit, den Deuter und Verklärer des Diesseits. Schiller dagegen ist ihm der Dichter des Willens, der Bilder der Gesinnung, der Tyrtäus des sittlichen Kampfes, der Prophet einer besseren Welt. Darum sei Goethe der Dichter der Besitzenden,

der Zufriedengestellten (ohne jede gehässige Nebenbedeutung gesagt, fügt Fulda hinzu) und Schiller der Dichter der Entbehrenden und Begehrenden. Ist es denn aber nicht Goethe, der die Rettung Fausts mit den Worten begründet: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen"? Und dem abschließenden Teil der Dichtung, die neben dem Faust vor allem die Summe seiner Lebensweisheit zusammenfaßt, dem Wilhelm Meister hat er den Nebentitel: „Die Entsagenden" gegeben. Fulda ist hier doch wohl, ohne es zu wollen, in denselben Fehler verfallen, den er den Verkleinerern Schillers vorwirft. Um Schiller zu heben, hat er willkürlich und übertreibend eine Seite in Goethes Wesen herausgekehrt und ist dadurch ungerecht gegen die sittliche Bedeutung seiner Persönlichkeit geworden. Aber anderseits, wenn wir auch Goethe einen namhaften Anteil an dem sichern wollen, was Fulda als Schillers ausschließliche Domäne bezeichnet, so bleibt dabei doch die Würdigung Schillers unangefochten, und wir müssen Fulda zugestehen, daß er treffend hervorgehoben, worauf die unvergängliche Bedeutung Schillers beruht.

Wenn wir das zusammenfassen, was wir bald übereinstimmend, bald abweichend zu Fuldas Brochüre bemerkten, so will es uns scheinen, als ob Fulda den taktischen Fehler begangen, daß er zur Verteidigung seiner Stellung zu viel Positionen aufgestellt hat, deren Festigkeit indessen eine sehr verschiedene ist. Dadurch wird nun leicht in den Augen von zu wenig oder allzu kritischen Lesern das Vertrauen in die Haltbarkeit seiner Hauptstellung beeinträchtigt, und das wäre sehr zu bedauern; denn im Grunde und im Wesentlichen hat Fulda doch das Rechte getroffen und es glücklich verteidigt, und es ist höchst wünschenswert, daß sein interessantes Schriftchen nicht bloß viel gelesen, sondern auch überdacht und beherzigt werde.

K. Girgensohn.

Neuerschienene Bücher.

Jeremias, Dr. Alfr., Das A. Testament im Lichte des alten Orients. Handbuch z. bibl.-orient. Altertumskunde. 383 S. m. 145 Abbild. und 2 Kart. Lpz. M. 6,50.

Weber, O., Theologie u. Assyriologie im Streite um Babel und Bibel. 31 S. Lpz. M. 0,50.

Lemme, Religionsgeschichtl. Entwicklung oder göttl. Offenbarung? Vortrag. 96 S. Karlsruhe. M. 0,80.

Fester, Prof. R., Religionskrieg u. Geschichtswissensch. E. Mahnwort an das deutsche Volk aus Anlaß v. Denifle's „Luther". 50 S. München. M. 1.

Oettli, Prof. D. S., Die Propheten als Organe d. göttl. Offenbarung. Vortrag. 34 S. Brln. M. 0,30.

Schmidt, F. J., Der Niedergang des Protestantismus. E. religionsphilos. Studie. 27 S. Brln. M. 1.

Clasen, L., Zurück zu Luther! Kritische Richtlinien f. d. Aufgaben der Gegenwart. 121 S. Halle. M. 2.

Falkenegg, Bn. v., Russland als Vormacht gegen das Mongolentum. Zeitgem. Betrachtungen. 40 S. Brln. M. 0,50.

Rohrbach, Dr. P., Die russ. Weltmacht in Mittel- u. Westasien. 176 S. (= Monographien z. Weltpolitik Bd. 1.) Lpz. M. 3,50.

Lippert, Dr. G., Das Alkoholmonopol. E. Darstellung und Besprechung des Alglaveschen Projekts, des österreich. u. deutschen Entwurfs, sowie der schweizer u. russ. Gesetzgebung. 75 S. Wien. M. 1,80.

Eucken, Rud., Geist. Strömungen der Gegenwart. Die Grundbegriffe der Gegenwart. 3. umgearb. Aufl. 398 S. Lpz. M. 8.

Rittelmeyer, Prof. Dr. Fr., Friedr. Nietzsche und die Religion. 4 Vorträge. 95 S. Ulm. M. 1,80.

Key, Ellen, Über Liebe und Ehe. Essais. Übertr. von Fr. Maro. 496 S. Brln. M. 4.

Die Lebensweisheit der Hindus. Aus d. Papieren e. alten Brahminen hrsg. v. Graf v. Chesterfield. Dtsch. v. J. Schmitz. 187 S. Lpz. M. 3.

Ruskin, John, Menschen untereinander. Auszüge aus seinen Schriften. Ausw. u. Übers. v. M. Kühn. 228 S. (= Lebende Worte u. Werke. Bd. 4.) Düsseldorf. M. 1,80.

Alt, Priv.-Doz. Dr. Karl, Schiller u. die Brüder Schlegel. 130 S. Weimar. M. 2,80.

Lublinski, S., Die Bilanz der Moderne. 374 S. Brln. M. 4.

Stern, Adf., Studien z. Literatur der Gegenwart. N. F. 387 S. m. 14 Bildn. Dresden. M. 10,50.

Die Dichtung. E. Sammlung von Monographien. Hrsg. v. P. Remer. Bd. 1—9. Brln. Je M. 1,50. (1. P. Ernst, Henrik Ibsen. 90 S. — 2. J. David, Anzengruber. 73 S. — 3. H. v. Hoffmansthal, Victor Hugo. 80 S. — 4. P. Remer, Detlev Liliencron. 82 S. — 5. J. Hart, Leo Tolstoj. 81 S. — 6. H. Bethge, Hölderlin. 96 S. — 7. H. Hesse, Boccaccio. 75 S. — 8. P. Scheerbart, Cervantes. 93 S. — 9. Ric. Huch, Gottfr. Keller. 97 S.)

Hübner, Grf. J. A., Neun Jahre der Erinnerungen e. österreich. Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich 1851—59. Bd. 1. 274 S. Brln. Vollst. in 2 Bdn. M. 14.

Hauvillier, Dr. E., Franz Xaver Kraus. E. Lebensbild a. d. Zeit des Reformkatholizismus. 154 S. Colmar. M. 3,50.

53 Jahre aus e. bewegten Leben. Vom Verf. der Memoiren eines österreich. Veteranen. 1. Bd. 2. Aufl. 305 S. Wien. M. 5.

Ostwald, [Prof. Dr.] W., Malerbriefe. Beiträge z. Theorie u. Praxis der Malerei. 165 S. Lpz. M. 3.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

[Kleine Streifzüge in unser Zeitungsdeutsch.]

— Das waren die Lockmittel, die genügt hatten, alle die Hunderte hinauszulocken und zufrieden zurückfahren zu sehen. (Notiz über den Sportverein „Kaiserwald".)

— . . . denn wie es mit den Nachsendungen aller möglicher guter Dinge bei der enormen Inanspruchnahme der Bahnen bestellt sein wird, erscheint doch mindestens sehr zweifelhaft.

— die Ussurische und die chinesische Eisenbahnen operieren usw.

— . . . Seine Stärke besteht nur in der Offensivkraft, Geschütze und Mut der Mannschaft.

— Zur Warnung für die Spareinlagen reproduzieren wir. . . .

— Enoch Arden . . . mit Musik von Richard Strauß, Komponist des imposanten Tongemäldes. . . .

— Im Ministerium der Landwirtschaft und der Reichsdomänen werden zur Zeit Vorbereitungen getroffen zur Ausrüstung einer Expedition ins Kaspische Meer, das in der Richtung der allseitigen Ausnutzung erforscht werden soll.

— Am 16. Januar wurde ein verbrecherischer Gang unter dem Postkomptoir (in Charbin) entdeckt.

— Die gelbe Presse im Osten greift Rußland heftig an und beschuldigt letzteres, daß es zur friedlichen Schließung des Konfliktes usw.

— Das hier verbreitete . . . Gerücht, als ob die Aussiedelung der Japaner auf Verfügung russischer Behörden erfolgt sei, wird kategorisch dementiert.

— . . . die Kolonne des Generalen Grafen Keller . . . .

— Am 1. Mai findet eine außerordentliche Sitzung der Stadtverordneten-Versammlung statt, deren Tagesordnung wie folgt lautet:

1. Antrag des Stadtamts hinsichtlich der Feier des 200. Jahrestages der Einverleibung der Stadt Dorpat, jetzt Jurjeff, ins russische Reich. — 2. Antrag des Stadtamts hinsichtlich der Teilnahme der Stadtverwaltung an der Feier des hundertjährigen Jubiläums der Begründung des Jurjewer Gymnasiums. — 5. Antrag des Stadtamts auf Streichung aus der Liste der Wertpapiere des Kapitals der Schenkerei-Kasse der Kleinen Gilde von 4 Schuldobligationen des früheren Kreishospitals im Betrage von 4800 Rbl. . . . (Hölzerner kann man sich auch im Kanzleistil schwerlich ausdrücken.)

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben
von
Fr. Bienemann.

57. Band. — Jahrgang 46.

Heft 6.

Juni 1904.

Riga.
Verlag der Baltischen Monatsschrift.
Nikolaistraße 27.

Baltische Monatsschrift.

Erscheint monatlich in Heften von 5—6 Bogen; einmal jährlich zwei Hefte zusammen als Doppelheft.

Abonnements werden von allen deutschen Buchhandlungen entgegengenommen, sowie von der Expedition der „Baltischen Monatsschrift" in Riga.

Abonnementspreis: 8 Rbl. jährlich, direkt unter Kreuzband **9 Rbl.** (ins Ausland **20 M.**) pränumerando.

Insertionspreis: Die einmal gespaltene Petit-Zeile — 15 Kop. 1/1 Seite — 12 Rbl.; 1/2 Seite — 7 Rbl.; 1/4 Seite — 4 Rbl. Bei ganzen und halben Seiten im Abonnement auf 1/1 oder 1/2 Jahr entsprechende Ermäßigung.

Briefe und Beiträge sowie alle zur Besprechung in dieser Zeitschrift bestimmten Verlagswerke sind **an den Herausgeber der Baltischen Monatsschrift,** Riga, Nikolaistr. 27 zu richten.

Eine Besprechung unverlangt eingesandter Bücher kann nur nach Raum und Gelegenheit erfolgen.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Welche Moral verlangt die Predigt Jesu? Von **Gregor von Glasenapp**	401
Über unser landwirtschaftliches Ausstellungswesen	427
Sage von der Entstehung der Neuseeländischen Vulkane. Von **Helene v. Engelhardt**	444
Kulturgeschichtliche Miszellen:	
Der Zustand der Kirchen in Livland 1630	452
Literarische Rundschau:	
Kleiststudien. Von **K. Stavenhagen**	460
Kunstformen der Natur. Von **F. S.**	463
Anzeigen: (Luiga, Die Fürsorge für Geisteskranke im baltischen Gebiet (russisch). — K. v. Freymann, Pupa und anderes. — Gildemeister, Essais.)	465
Neuerschienene Bücher	470
Preisausschreiben der „Balt. Monatsschr."	472

* * *

Baltische Chronik vom 9. Januar bis zum 28. Februar 1904.

Nachdruck verboten.

Die beiden nächsten Hefte, zu einem Doppelheft vereinigt, erscheinen im August d. J.

Verantwortlicher Herausgeber und Redakteur Dr. Fr. Bienemann.

Дозволено цензурою. — Рига, 19 Іюня 1904.

Druckerei der „Baltischen Monatsschrift", Riga.

Welche Moral verlangt die Predigt Jesu?

Von

Gregor von Glasenapp.

> Wollt ihr, Jesus soll in Gnaden
> Herz und Sinnen euch regieren,
> Müßt ihr Liebe zu euch laden,
> Haß und alten Groll verlieren;
> Statt der bösen Tücken allen
> Füllt eu'r Herz mit süßem Frieden:
> Das wird droben und hienieden
> Jesu ganz allein gefallen.

Obige Strophe aus den geistlichen Hymnen des Märtyrers Savonarola, der eine Reformation der christlichen Religion — jedoch ohne Schisma — anstrebte, veranlaßte die Aufzeichnung der nachfolgenden Studie.

Die meisten Menschen, die sich jetzt aufrichtig zum Christentum bekennen, kommen — sei's in der Theorie, sei's in der Praxis — nicht zurecht mit der Moral, die Jesus besonders in der Bergpredigt, aber auch sonst in den Lehren und Gleichnissen der vier Evangelien gepredigt hat. Sie können sich nicht völlig widerspruchsfrei hineinfinden; denn bald scheint es, als ob die Lehre Jesu mit der Wirklichkeit unvereinbar sei, bald, als ob die Christen ihrem Herrn und Meister abtrünnig werden.

Die Einen denken, die Lehre Jesu biete freilich eine reiche Fülle der Belehrung für jede Art von moralischen Alternativen, verlange jedoch nach ihrer Meinung (obzwar sie dies nicht gern ausdrücklich sagen) zu viel an völliger Hingabe, Entsagung und Selbstentäußerung; eine solche totale Entselbstung und Weltverneinung (meinen sie in ihrem tiefen Innern) hindere ja die kraft-

volle Entwicklung der Persönlichkeit, ihre Selbstbehauptung, den berechtigten Lebensgenuß und die Teilnahme an den Gütern dieser Welt. Sie halten also in der Stille ihres Herzens dafür, daß man eine so strenge Moral doch wohl eigentlich nicht ganz zu befolgen brauche.

Die Zweiten, zu denen auch Adolf Harnack gehört, geben zwar zu, die von Jesu gepredigte Moral sei die erhabenste und vollkommenste, die es gibt. Allein, da diese Moral doch auch ihnen im Grunde genommen zu hart vorkommt, fügen sie hinzu: man müsse sie nur recht verstehen; denn die Forderungen seien tatsächlich nicht so arg gemeint, wie es uns bei buchstäblicher Auffassung der Aussprüche vielfach erscheine; man müsse doch auch diesen Geboten „ihr Maß lassen“; an das, was spätere düstere Askese in die Worte hineinlegte, habe Jesus offenbar gar nicht gedacht. Dabei führt A. Harnack („Das Wesen des Christentums“ 3. Auflage, 1900, S. 56) das alttestamentliche Wort an: „Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist“, wo doch das Wort Jesu: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ entscheidender gewesen wäre. Jenes Wort aus dem Alten Testament wird zwar auch von dem Apostel Paulus zitiert, jedoch — wie der Zusammenhang lehrt — um jene jüdischen Speisegesetze abzuschaffen, durch welche viele Tiere für unrein erklärt wurden. Ein solcher Ausspruch ist also nicht zur Verallgemeinerung geeignet.

Die Dritten nehmen die Gebote Jesu ohne Vorbehalt und Klauseln, ohne Kompromisse mit der Weltlichkeit an und meinen: wer diese Predigt einmal gehört habe, müsse — von Stund an ein neuer Mensch werdend — alle die Bande zerreißen, die ihn an die Familie, an Freunde, an das Vaterland und an alles das fesselten, was ihm sonst auf der Welt lieb war. Demzufolge wählen sie menschliche Askese, gehen in die Wüste oder ins Kloster, werden Missionare usw. — Ihnen ist durch das Wort Jesu ein eindeutig bestimmter Weg vorgezeichnet.

Die Vierten, zu denen besonders der Graf Leo Tolstoj zu rechnen ist, nehmen die Predigt Jesu ebenso rückhaltlos an, wie die dritten. Sie behalten dabei jedoch im Auge, daß niemand meinen darf, er liebe Gott, den (nach den Worten des Neuen Testaments) niemand gesehen hat, falls er nicht tatkräftige Liebe beweist an seinem Nächsten, den er sieht (1. Johannis, 4, 20);

und sie sind dabei zugleich der Worte Jesu eingedenk, die sich gegenseitig ergänzen: „Liebet mich, wie ich euch liebe“; und ferner: „Wer mich liebt, der liebt nicht mich, sondern den, der mich gesandt hat.“ — Hiermit sind sie zur Erkenntnis durchgedrungen, daß die echte, in Werken zu tage tretende Liebe des Menschen sich nie direkt und unmittelbar auf den Schöpfer, sondern immer nur an seiner Statt auf die Geschöpfe richtet; und sie wollen daher an die Stelle passiver Weltflüchtigkeit aktive Nächstenliebe setzen. Hierbei nun aber halten sie sich vorzugsweise an das, was Jesus von Nazareth über das passive Verhalten gegen unmoralische Mitmenschen gesagt hat, an die Worte: „Ihr sollt dem Übel (dem Bösen) nicht widerstehen! richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“ usw. Dementsprechend verwerfen sie jegliche Anwendung von Strafen, verwerfen somit die Obrigkeit, welche Strafen verhängt, und verabscheuen jegliche solche Verteidigung gegen Angriffe, bei welcher dem Angreifer ein Leid geschehen könnte. Sie meinen, der durch ein solches Verhalten von ihrer Seite unter den Menschen herbeizuführende Zustand werde ein „Reich Gottes“ sein.

Ist nun schon der Umstand unbefriedigend, daß unter den aufrichtig ergebenen Anhängern der von Jesus gebrachten Religion einander so widersprechende Auffassungen vorkommen, so muß es noch mehr befremden, daß keine dieser Anschauungen den Anforderungen eines geschlossenen ethischen Weltsystems genügt. Wo liegt also der Fehler? Wie ist die Lehre Jesu zu verstehen, damit sie als in sich selbst einig sich darstelle und auch unser Gewissen befriedige?

Denn die *beiden ersten* Kategorien von Christen wollen doch eigentlich das, was über die völlige Hingabe des eigenen „Ich“, Selbstverleugnung und Abkehr von allem Weltlichen deutlich gesagt ist, nicht gelten lassen; und wo die goldne Mittelstraße zwischen Weltbejahung und Weltverneinung zu finden ist, dafür geben sie keinen Maßstab der Beurteilung. Es gehört wahrlich viel Dreistigkeit und Sophistik dazu, um zu leugnen, daß Jesus von Anfang bis zu Ende nur gänzliche Weltverneinung gepredigt hat.

Die Christen der *dritten* und *vierten* Kategorie lehren hinwiederum ein Verhalten, durch dessen Anpassung an die gegebenen Verhältnisse — so wie die Menschheit nun einmal wirklich beschaffen ist — alle die Gesittung, aus der heraus uns auch erst das Ver-

ständnis und die Empfänglichkeit für die Religion Jesu erwachsen und beschert worden ist, rückgängig gemacht würde, und statt des „Reiches Gottes" vielmehr Verwilderung, Verödung, Abstumpfung, ja Anarchie Platz greifen müßte.

Derjenige also, der nichtsdestoweniger daran festhält, die Predigt Jesu bringe die beste Moral, die jemals der Menschheit geboten worden, muß von der Überzeugung durchdrungen sein, daß alle jene vier Kategorien von Christen sich in ihrer Interpretation des Sinnes der Moralpredigt irren. Da jedoch in der ganzen Zeit bisher dieses Mißverständnis unaufgeklärt geblieben ist, so muß — wie man sich sagen wird — das Hindernis nicht in Mangel an Einsicht und Verstand bestanden haben, sondern in etwas anderem.

I.

Zunächst hat man auf die Form zu achten, in der das Moralsystem Jesu uns geboten wird: auf den semitischen Charakter der Darlegung.

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten der ganzen semitischen Völkerfamilie, daß ihre Geistesprodukte in der Form kurzer, scheinbar isolierter Sprüche, Anekdoten und Parabeln auftreten. Vergebens würde man in der hebräischen, syrischen und arabischen Literatur nach epischen und dramatischen Kunstwerken suchen, wie sie den Stolz der indischen, persischen und griechischen Dichtung ausmachen. Semitische Weisheit hat von jeher in Aphorismen und Gleichnissen Ausdruck gefunden.

Und ganz derselbe Mangel, der an der semitischen Poesie auffällt, der Mangel der Bindeglieder, die das viele Einzelne ordnend zum Ganzen verketten und gestalten, der Mangel an vermittelnden Nuancen und zarten Übergängen kennzeichnet die politische und soziale Veranlagung dieses Stammes; auch in den historischen Leistungen auf diesem Lebensgebiete herrschen die schroffsten Gegensätze: Unterwerfung unter die Willkür einzelner Despoten, Theokratie oder eine Freiheit, die in Anarchie übergeht. Mit Recht bemerkt E. Rénan, die nomadisierenden arabischen Beduinen und die Israeliten seien in politischer Hinsicht hin und wieder die freiesten Leute unter der Sonne gewesen, bis eines Tages über sie ein „Sultan" zur Herrschaft kam, der nach Belieben köpfen

ließ, ohne daß sich das Volk ihm gegenüber auf seine „Rechte" berief. — Auch der Koran, das heilige Buch, an dem sich die ganze islamitische Welt genügen läßt, besteht ja aus bunt zusammengewürfelten einzelnen Aussprüchen.

Dieser Zug der semitischen Volksseele ist in der literarischen Welt längst bemerkt worden. So sagt Ahlwardt („Über Poesie und Poetik der Araber", Gotha, 1856): „Mit kurzen Versen ganz subjektiven Inhalts, mit denen die arabische Poesie begonnen hat und in denen sie eine augenblickliche Empfindung oder Wahrnehmung ausspricht, oder eine Seite des Lebens in und mit der Natur hervorhebt, fährt sie im Grunde auch dann noch fort, als sie bei größerer Übung und angeeigneter Kunstfertigkeit zum Hervorbringen größerer Gedichte vorgeschritten war. Ich meine nämlich dies, daß selbst in dieser Zeit sie sich nicht zu einem großen, einheitlichen Ganzen verstieg, sondern daß sie sich aus einer Zahl einzelner Gedichtchen oder Bilder, wie sie die ältere Zeit gekannt hatte, zusammensetzte." Und A. F. Schack („Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien", Berlin, 1865) sagt: „Die frühsten poetischen Ergüsse der Araber waren einzelne auf Anregung des Augenblicks improvisierte Verse. Alle Traditionen und Sammlungen von Gedichten aus vorislamischer Zeit sind voll von solchen kleinen rhythmischen Äußerungen ganz persönlichen Inhalts. . . . Es ist wichtig, diese Urform der arabischen Dichtung zu kennen, denn sie liegt nicht allein allen späteren kunstmäßigen Gestaltungen zugrunde, sondern hat sich auch neben denselben fortwährend unverändert erhalten. . . . Auch in den berühmten mu'allakāts ist so an die Einheit einer leitenden Idee nicht zu denken. . . . Statt der höheren Besonnenheit bemerkt man ein stetes blitzartiges Zucken der Affekte, ein Wirbeln und Schäumen der Leidenschaften." — In Bezug auf das hebräische Geistesleben und die Formen, in denen es literarisch fixiert wurde, bietet uns ja das Alte Testament genügende Belege. Auf dem Gebiete der Philosophie haben wohl im Mittelalter Araber und Juden Übersetzungen und Kommentare zu Werken griechischer Denker geliefert; aber die ihnen gewöhnlich zugeschriebenen, selbständig gestalteten philosophischen Systeme stammen aus der Feder von Persern (Alfarabi, Avicenna) und Spaniern (Ibn Tofail, Averroes), die arabisch schrieben. Keines hat einen Semiten zum Verfasser.

Einen andren Charakter tragen die Geistesprodukte der Arier an sich. Weder so knapp gefaßt noch so scharf zugeschliffen und geistsprühend sind ihre Aussprüche; denn sie legen Wert auf etwas andres, nicht auf die Beweglichkeit, sondern auf die Ruhe: auf den nach allen Seiten wohlüberlegten und abgeschlossenen Zusammenhang des Ganzen, das sie schaffen. Dieser Zusammenhang soll sich als Harmonie dem empfangenden Geiste (Leser oder Hörer) aufdrängen; er ist fast ebenso wichtig wie die Bestandteile des Gehalts selbst (das, was zusammenhing). Deshalb haben die Arier den Sinn für das Plastische, für das Gleichgewicht.

Auch in semitischer Spruchweisheit kann schließlich derselbe Zusammenhang liegen: die Einheit der schöpferischen Persönlichkeit, die die Sprüche gesprochen, bürgt dafür. Aber der Zusammenhang ist verschwiegen, latent; er beherrscht nicht die Form. Es ist dem Hörer überlassen, ihn — nicht immer ohne Willkür — für sich herzustellen. Die meisten kurzen Sprüche können mannigfach gedeutet werden; jeder einzelne steht also wie ein Wehrloser vor dem Hörer, der wohl merkt, daß Wahrheit in ihm liegen kann oder muß, aber nicht bestimmt weiß, welche? der sich folglich gerade durch die ungestützte Vereinzelung und Schutzlosigkeit des Spruches aufgefordert fühlt, ihn in dem allerweisesten, tiefsten Sinne, der ihm selbst nur möglich ist, zu fassen, oder ihn, obzwar fast ganz unverstanden, als geheime Weisheit um so mehr zu verehren. Viele kommen in Gefahr, die Geltung des einzelnen Ausspruches außerordentlich weit auszudehnen, da er selbst keine Grenze nennt, und akkomodieren jeden Aphorismus den verschiedensten Fällen.

In solchen, einzeln für sich dastehenden Sätzen, Bildern, Gleichnissen ist auch die Lehre Jesu niedergelegt. Man hat es als einen Vorzug an dieser Lehre gepriesen, daß sie nichts besonderes festsetzt für die einzelnen Stände, Berufsarten, Lebensverhältnisse, Gemeinden, Völker und Zeiten, sondern durch ihren allgemeinen Charakter giltig und anwendbar bleibt auf alle Menschen, an allen Orten und für alle Zeiten. Im ganzen genommen ist das auch gewiß ein Vorzug, aber nicht in jeder Beziehung; denn der aphoristische Charakter der Darlegung, die keine Unterordnung der Sprüche kennt und ihrer jeden als gleichwertig hinstellt, läßt auch der Deutung nach allen Richtungen inen überaus großen Spielraum.

Dort dagegen, wo arische Weise versucht haben die Menschheit, oder ihr Volk, oder ihre Gemeinde durch eine neue sittliche Lebensordnung zu beglücken, schufen sie — wie Lykurgos in seiner Gesetzgebung, wie Platon in seinem Idealstaat („Politeia") und Staat und Gesetze („Nomoi"), oder wie die indischen Weisen in der Festsetzung der Lebensstufen (Açramah) — vor allem einen ganz festgefügten Bau; sie gaben durchaus zusammenhängende Regeln, wie dieser Bau zu gestalten sei. Diese Regeln lassen sich freilich nicht gleich gut auf alle Erdenbewohner und zu allen Zeiten anwenden, worüber auch niemand sich täuschen wird; allein, dort wo sie gelten sollten und zutrafen, leisteten sie mehr als Aphorismen: sie wiesen jedem, der sich diesem System im allgemeinen fügen wollte, seine Stelle im Ganzen an und leiteten ihn einigermaßen sicher von der Geburt bis zum Tode. Gleicherweise wurde der athenischen Jugend die Moral nicht in einzelnen Sprüchen oder abstrakten Regeln beigebracht, sondern durch den Vortrag zusammenhängender Erzählungen aus dem Lebenslauf berühmter und edler Männer. Dadurch wurde jeder in spezielle menschliche Verhältnisse hereingeführt und erkannte gleich, daß eines sich nicht für alle schickt.

Nach der Lehre Jesu bleibt zunächst die Frage offen, was dem einzelnen Stande und verschiedenen Lebensalter frommt; und so wird diese Lehre denn leicht mißdeutet, sobald der einzelne Spruch nach Willkür herausgegriffen, auf ein beliebiges Lebensalter und Verhältnis angewandt wird. Dagegen durch die Festsetzung der indischen Lebensstadien (Açramah) wurde jedem gleich eingeschärft, wie Verschiedenes an Pflichten und Beschäftigungen sich den verschiedenen Lebensaltern ziemt. Auch bei Lykurgos und Platon richteten sich die Pflichten nach Ständen und Berufsarten. Überblickt man nun die vier indischen açramahs, wie sie schon zur Zeit der alten Grihya-sutras und Dharma-sutras bestanden und noch heutzutage von manchen Indern zum Teil eingehalten werden*; — überblickt man die Lebensweise des brahmacarin (Brahmanenschülers), dessen Pflichten im Studium, im Gehorsam und der Bedienung seines Lehrers bestehen; — des grihastha (Hausvaters), der mit seiner Frau den Haushalt besorgt und die

*) Vgl.: Romesh Chunder Dutt, „The Literature of Bengal", Calcutta 1895, passim.

Kinder erzieht; — des vanaprastha (Waldeinsiedlers), der mit seiner Frau, oder als Witwer allein, im Walde ein dem Studium und der Askese gewidmetes Leben führt; — und schließlich am Lebensabend den Stand des parivrajaka oder samyasin (Bettlers), der, von allen Banden der Heimat und Familie gelöst, herumzieht; betrachtet man diese den Altersstufen entsprechenden Lebensstufen, die zugleich klar machen, wie für die meisten Menschen es erst allmählich möglich wird, die höchste Staffel der Weltverneinung zu erreichen, so kann man die Sittenlehre Jesu — teilweise wenigstens — dementsprechend ebenfalls nach den einzelnen Aussprüchen klassifizieren und in Gruppen zerlegen, je nachdem auf welches açramah sich das einzelne Gebot bezieht. Z. B. das Gebot, daß ein Mann sich von seiner Frau nicht scheiden, also die Gemeinschaft mit ihr fortsetzen solle, paßt gewiß auf die Verhältnisse des grihastha (Hausvaters); ebenso das Gebot, wen man zu Gast laden solle (Ev. Lucä 14, 12), und das, was vom Geben guter Gaben auf die Bitte der Kinder gelehrt wird (Ev. Matth. 7, 9—11); ferner die Worte (Ev. Joh. 19, 26): „Weib, hier ist dein Sohn" und zum Jünger: „Hier ist deine Mutter." Dagegen was von den beiden Söhnen (Ev. Matth. 21, 28 ff.) gesagt ist, bezieht sich auf die Lebensstufe des brahmacarin; ebenso die von Jesus ausgesprochene Wiederholung des Gebotes „Du sollst Vater und Mutter ehren"; doch wenn es heißt: „Wer nicht haßt Vater und Mutter, kann nicht mein Jünger sein" (Ev. Lucä 14, 26), so bezieht sich diese entgegengesetzte Vorschrift nur auf das Verhältnis des parivrajaka (samyasin). Ebenso beziehen sich auf das Stadium des parivrajaka die Stellen:

Ev. Marci 3, 33—35: „Man sagt ihm: siehe! deine Mutter und deine Brüder sind draußen und suchen dich. Und er antwortete ihnen: wer ist meine Mutter und meine Brüder? sah um sich auf die, welche rings um ihn her saßen und sagt: siehe, meine Mutter und meine Brüder. Wer den Willen Gottes tut, der ist mir Bruder, Schwester, Mutter."

Ev. Matth. 8, 20: „Die Füchse haben Gruben und die Vögel des Himmels Nester; des Menschen Sohn aber hat nicht, da er sein Haupt hinlege."

Ev. Matth. 12, 46—50 und Ev. Matth. 19, 29: „Wer verlassen hat Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater

oder Mutter oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wird viel größeres empfangen und ewiges Leben ererben."

Ev. Matth. 19, 21: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast und gib es den Armen. . ."

Ev. Lucä 9, 3: „Nehmet nichts auf den Weg, weder Stock noch Tasche noch Brot noch Geld noch einen zweiten Anzug; und wo ihr ein Haus betretet, da bleibet, und von da geht wieder weiter." Und Ev. Lucä 9, 58.

Ev. Lucä 12, 22: „Sorget nicht um das Essen fürs Leben und um Kleider für den Leib." Und Ev. Lucä 14, 15—27.

Ev. Lucä 14, 33: „Es kann keiner von euch, der nicht allem, was er hat, entsagt, mein Jünger sein."

Wir mißdeuten jedoch die Moral Jesu, sobald wir einen Spruch herausgreifen und ihn beliebig auf alle Lebensalter und Verhältnisse (açramahs) glauben anwenden zu dürfen. Denn obgleich mancher dieser Sprüche ebenso gut einem indischen samyasin hätte in den Mund gelegt werden können, so vermag doch keiner an sich allein schon uns an eine systematische Einteilung in açramahs zu erinnern. Das liegt an der semitischen Darstellungsweise, die das Systematisieren nicht kennt; und gerade darum ist es für die Einsicht in die Predigt Jesu förderlich, das Institut der açramahs heranzuziehen: zur Vergleichung, nicht aber zur Nachahmung, etwa durch christliche açramahs.

Wenn einige durch die semitische Form der Darstellung bedingte Eigentümlichkeiten der Predigt Jesu sich leichter sichten und befriedigend begreifen lassen, indem man ihnen die indischen açramahs gegenüberstellt, so ist das nur ein einzelnes Beispiel für den mannigfachen Nutzen, den hier die Religionsvergleichung gewährt. Es sei gestattet ein zweites Beispiel anzuführen. Man hat es an der Lehre und dem Leben Jesu seltsam und sogar widerspruchsvoll gefunden, daß einerseits, wie der Apostel sagt, „Christus des Gesetzes Ende" war, seine Anhänger von der Verbindlichkeit, die Vorschriften der bisherigen religiösen Moral einzuhalten, löste, sich über Fasten und Sabbathruhe hinwegsetzte und seine Lehre mit den Worten begann: „Ihr wißt, daß zu den Alten gesagt ist . . . ich aber sage euch . . ." und daß anderseits nichtsdestoweniger Jesus von Nazaret, wie es heißt, „unter das Gesetz getan*)", allen

*) Galater 4, 5.

Forderungen der israelitischen Glaubensgesetze Genüge leistete, auch von seinen Jüngern die Feste feiern und Opfer darbringen ließ. Um zu erkennen, ob in diesem Gegensatz ein wirklicher Widerspruch steckt, werfen wir einen Blick auf eine andre, auf indo-arischem Boden erwachsene religiöse Strömung: auf den muhammedanischen Çufismus. Man nennt ihn gewöhnlich eine Sekte; er ist jedoch einfach die notwendige Ergänzung, die der unter Semiten entstandene und ausgebildete Islam erfahren mußte, sobald er von arischen Kulturvölkern angenommen wurde. Daraus erklärt sich, weshalb unter den Arabern, Syrern und auch unter den Türken der Çufismus noch bis heute fast garnicht vorkommt, während die Perser und Afghanen — soweit ihnen die Religion überhaupt am Herzen liegt — größtenteils in höherem oder geringerem Grade Çufis sind; und dasselbe gilt von den muhammedanischen Indern. Unter ihnen ist, durch persische Vorbilder angeregt, ein besonderes Genre religiöser Romane entstanden, die in der Hindustâni-Sprache geschrieben sind und die Lehren des Çufismus in wirksamster Weise verbreiten (z. B. „Tadj Ulmuluk w Bakawali von Nihal Chand in Delhi). Der Çufismus, seinem historischen Ursprunge nach ein Abkömmling der indischen Vedânta-Philosophie, besteht in einer zum System ausgebildeten Lehre von dem, was der Mensch tun muß, um seine Seele über die Wirklichkeit zu erheben, von allen irdischen Bestandteilen zu läutern und schließlich ganz mit Gott zu vereinigen. An dieser mystischen Erhebung zu Gott werden Stufen oder Stationen unterschieden (makāmāt), die der fromme Waller zurückzulegen hat. Sie heißen nach der gewöhnlichsten und kürzesten Zusammenfassung des Systems: 1) tarîket (Methode), 2) marifet (Erkenntnis), 3) chakîket (Gewißheit), worauf das Ziel des religiösen Strebens, das fanâ (ungefähr das nämliche wie das buddhistische nirvâna), das völlige und allendliche Aufgehen der Seele in Gott, erfolgt. Nach andern Einteilungen gibt es vier und sogar sieben Stufengrade bis zur Erlösung; eigentümlich ist jedoch allen, daß immer die erste Stufe vom Gläubigen die völlig regelrechte Erfüllung der orthodox-muhammedanischen Moral mit ihren Riten und Zeremonien, fünfmaligen kanonischen Gebeten, Absolutionen, Fasten, Almosengeben 2c. verlangt, während auf den späteren, höheren Stufen die Befreiung von den Riten verkündet wird. Dort gelten dem Çufi alle Sekten, ja die Dogmen

aller positiven Religionen für gleich wahr, gleichwertig und gleich sehr unverbindlich; denn er ist in des Wesens Tiefe hinabgestiegen und bedarf nicht der alten Formen. So findet man im Çufismus die oben an den Lehren Jesu hervorgehobenen Gegensätze wieder, aber nicht mehr als scheinbar unverbundene Forderungen nebeneinander, sondern als zeitlich auf einander folgende Stufen in dem Erlösungswerk, so daß die eine die Vorbereitung auf die andre ist, also nicht mit ihr im Widerspruch steht, vielmehr die zweite Stufe nur für den existiert, der die erste durchgemacht hat. Es heißt die Natur des religiösen Sinnes verkennen, wenn man — wie geschehen ist — in dieser ersten Forderung des Çufismus bloß einen listigen Kniff sieht, um der Verfolgung von seiten der orthodoxen Muslimen zu entgehen. Sind doch auch viele Çufis mutig den Märtyrertod gestorben. Es steht vielmehr so: der Ernst und die Gewissenhaftigkeit des Menschen in der Erfüllung sittlich-religiöser Forderungen äußert sich ganz natürlich zuerst darin, daß er die Gebote derjenigen, obzwar von ihm noch nicht geprüften religiösen Sitte, in die er durch Geburt und Erziehung hineingewachsen ist, voll und ganz einhält. Ein Echo von den Imperativen dieser Sitte ist die Stimme seines empirischen Gewissens. Darauf erst, wenn der Mensch vor sich selbst die Probe bestanden hat, daß nicht etwa Selbstliebe oder Scheu vor der Schwere der Forderungen dieser alten Sitten und Religionsgesetze ihn zu Neuerungen treiben, mag er zur wahren Gewissensfreiheit, zu einer höheren Sittlichkeit mit selbstgefundenen, nicht nachgesprochenen, sondern aus der Stimme Gottes im eigenen Herzen entnommenen Gesetzen aufsteigen.

So erscheint denn auch die Predigt Jesu in neuer Beleuchtung, wenn man die oben erwähnten und manche andern Lehren aus ihr als auf verschiedene Stufen des çufischen Erlösungsweges bezüglich unterscheidet; und man wird sich über den nur scheinbaren Widerspruch immer weniger wundern, sobald man ähnliche Lehren in verschiedenen Religionen wiederfindet. Schon die brahmanische Theologie, die Mutter des Çufismus, trennte den Veda in einen „Werkteil" (karma-kanda, nämlich die Mantra's und das meiste an den Brahmana's) und einen „Erkenntnisteil" (jnāna-kanda, die Upanishaden). An den „Werkteil" hielt sich die Religionslehre der karma-mīmansa, indem sie vor allem die pünktliche Erfüllung sämtlicher vom Veda gebotenen religiös-sittlichen Pflichten (dharma),

Opfer ꝛc. verlangte. Dann folgte die zweite, höhere mimansa-Lehre (uttara-mimansa oder vedanta); sie schließt sich an den Erkenntnisteil des Veda, der zum Werkteil sich ungefähr wie das Neue zum Alten Testament verhält, und befreit den Menschen von der Pflicht der Befolgung irgend welcher positiver Forderungen des alt-vedischen Ritualgesetzes. An diese Reihenfolge der beiden theologischen Systeme erinnert auch die Theorie des vedanta von der krama-mukti, der stufenweisen Erlösung auf dem „Weg der Väter“ und dem „Weg der Götter“ (vgl. Deussen, „Das System des Vedanta“, 1883, S. 430 f.). — Noch manche Parallelen zu dem hier Erörterten bietet die Geschichte der Religionen. Z. B. die noch jetzt in einem Teile Indiens ziemlich verbreitete Sikh-Religion (gestiftet von Nanāk, einem Zeitgenossen Luthers) lehrt ganz ähnlich dem Çufismus eine in vier Stufen aufsteigende sittlich-religiöse Vervollkommnung (vgl. E. Trumpp, „The Adi Granth or the holy scriptures of the Sikhs, translated ꝛc., London 1877). Hier hat der Schüler (sikh) ebenfalls auf den ersten Stufen in strenger Gesetzerfüllung seinen Egoismus zu überwinden, 2) sich von dem Treiben der Welt loszumachen, 3) die Leidenschaften und Qualitäten (gun) abzulegen; und erst auf der vierten und höchsten Stufe, wo die Vereinigung der Seele mit Gott (Hari, d. h. Vishnu) erfolgt, heißt es, daß religiöse Handlungen für den Schüler nicht mehr verbindlich sind; und daß er, Hari suchend, ihn in seinem eigenen Herzen findet (Ausspruch Nanāks Majh. Var. XII, Pauri; wie Ev. Lucä 17, 21). — Also auch in diesem Religionssystem erscheinen die Gebote, die im Neuen Testament gewissermaßen wie unvermittelte Gegensätze auftreten — Erfüllung des Gesetzes und Befreiung davon — als organische Bestandteile eines gegliederten Ganzen.

Solche Vergleiche sind förderlich zum Verständnis des wahren Geistes der Lehre Jesu und ebensosehr um ihre oben angedeuteten Vorzüge hervortreten zu lassen vor Çufismus, Sikhismus und andern nur unter bestimmten Völkern und für gewisse Zeiträume brauchbaren Ausgestaltungen der Religion. Denn wie die vedanta-Lehre in der krama-mukti (Stufenerlösung) nur eine niedere Form der religiös-sittlichen Vervollkommnung anerkennt und daneben vermöge des samyagdarçanam (völligen Durchschauens des Truges dieser Scheinwelt) eine an den Menschen durch die Gnade (anugraha)

gewirkte, im Moment sich vollziehende Läuterung und Erlösung für möglich hält, bei welcher also die Stufen, sozusagen, übersprungen werden, hätte auch die Predigt Jesu, wenn sie als festgefügtes System aufgetreten wäre und unzweideutig die Erfüllung des altisraelitischen Gesetzeszeremoniells zur Vorbedingung gemacht und dann erst Geistes- und Gewissensfreiheit gewährt hätte, ihr Ziel, eine Weltreligion zu werden, überall und immer zu gelten, verfehlt. Es hätte ja durch solchen Zwang jeder Anhänger des Evangeliums, um ein Christ zu sein, zuerst ein Jude werden müssen, der nach den Geboten des Pentateuchs Opfer bringt. Die Predigt Jesu hat gewiß zunächst die Personen, von denen sie angehört wurde, im Auge, läßt aber im übrigen diese Fragen unentschieden und bietet damit für den Ausbau mannigfacher Systeme Raum. Feste Lebensordnungen als Muster für die Christen aufzustellen, hat man sich bald bei der weiteren Ausbreitung des Christentums auf nicht-semitische Völker veranlaßt gesehen; und man schuf dabei ähnliche Unterscheidungen, wie Jahrhunderte früher der Buddhismus sie festgesetzt hatte. Aber alle diese Ordnungen galten nur dem Leben der Geistlichen, Mönche und Nonnen. Damit waren in Bezug auf die geistliche Anwartschaft alle übrigen Christen ihnen nicht mehr gleichgestellt; sie waren Christen zweiten Grades. Kann Jesus das gewollt haben? Soll nicht das Verhältnis der Seele zu Gott und zu ihrer Erlösung über alle irdischen Ungleichheiten der Lebensstellung erhaben, für alle Menschen dasselbe sein?

Anderseits gibt es nun aber — wie einzuräumen ist — in den Worten Jesu wirklich nur sehr wenige ausdrückliche Hinweise darauf, welchen speziellen Fällen die einzelnen Gebote gelten. — Wie ist das zu deuten und die Schwierigkeit zu lösen? Man hat zu diesem Zweck, scheint mir, erst ein andres, allgemein gehegtes Mißverständnis zu beseitigen.

II.

Wenn Jesus denjenigen, die ihn fragen, was sie zu ihrer Erlösung tun sollen, antwortet, sie sollten das erfüllen, was das bisherige Gesetz verlangt; — wenn ferner Jesus sagt: nicht die Gesunden bedürften des Arztes, sondern die Kranken; er sei gesandt, nicht um den Gerechten, sondern um den Zöllnern und Sündern

zu predigen, so pflegt man das so auszulegen, als habe Jesus durch die erstere Aufforderung nur das Gefühl des Ungenügens an der Gesetzeserfüllung wecken wollen; und unter den Gesunden habe er die gemeint, welche sich in ihrer Selbstverblendung selbst gerecht dünken. Man faßt also die Worte ironisch, was eigentlich nicht gerechtfertigt ist, schon deshalb, weil schwerlich sichere Spuren von Ironie in der Predigt sich sonst nachweisen lassen. Warum sollen wir nicht unter den Gesunden und Gerechten einfach die verstehen, die bereits auf dem rechten Wege waren? Solche hat es doch auch damals in Israel gegeben; und wir Christen wollen doch nicht etwa behaupten, daß keiner, der am Judentum festhält, erlöst werden könne. Wenn es heißt, über einen geretteten Sünder werde im Himmel mehr Freude sein, als über hundert Gerechte, die der Rettung nicht bedürfen, so sind unter solchen Gerechten doch nicht etwa die zu verstehen, die so total verloren sind, daß es sich für den Heiland nicht einmal lohnte, sich mit seinem Wort an sie zu wenden. In diesem Sinne total Verlorene gibt es überhaupt nicht.

Eine für den Zweck des Gleichnisses frei gewählte Hypothese, die zur psychologischen und ästhetischen Vollendung des Bildes, nicht aber zum Wesen der verglichenen Sache gehört, ist hier die Zahlenproportion (1 : 99) zwischen Gerechten und erretteten Sündern; daher variiert sie und ist im Gleichnis vom verlorenen Groschen 1 : 9, im Gleichnis vom verlorenen Sohn 1 : 1.

Schwerlich wird man meine Meinung so arg verkennen, als ob jene „Gerechten" in Palästina, die sich nicht ausdrücklich dem Prediger von Nazaret anschlossen, sich „selbst erlösen konnten". Das hieße eine verkehrte Alternative aufstellen. Denn solange man die Überzeugung hegt, daß Gottes Kraft und Gnade mit jedem Morgen in uns neu wird, sich nicht nur einmal, sondern unendlich viele Mal in uns offenbart; daß sie in allen lebt und wirkt und wohl auch Mittel und Wege zur Erlösung dessen findet, der wahrhaft nach ihr strebt und dürstet, dem jedoch vielleicht nur die große Ähnlichkeit seiner bisherigen Religionsauffassung mit der von Jesus gelehrten ein ausdrückliches Übertreten zum neu gepredigten Glauben überflüssig erscheinen läßt, — wird man einzig an der Erlösung durch Gottes Gnade festhalten, ohne dieser Gnade ihre Wege vorzeichnen zu wollen. Sagt doch Jesus selbst deutlich genug, es hätten noch andre Lehrer zu seiner Zeit (Ev. Matth.

21, 32), wie auch früher den rechten Weg zur Erlösung gelehrt. Mancher freilich weidet sich mit dem Behagen des geschmeichelten Proletariers daran, daß die „stolzen Gerechten", der landläufigen Meinung zufolge, im Evangelium gedemütigt werden. Das kommt daher, weil es immer viel leichter war, ein Sünder zu sein, als ein Gerechter.

Vergebens würde man mir hierauf erwidern, daß die auserlesenen Männer, die Jesus als seine Jünger beständig unterwies und denen er ihm zu folgen gebot, doch nicht etwa in höherem Grade der Arznei und Besserung bedurften, als jene Gesunden und Gerechten, an denen Jesus vorüberging. Denn die Jünger waren ja nicht nur um ihrer selbst willen erwählt, sondern von Anfang an als „Menschenfischer", um das Evangelium in alle Welt zu tragen. Das Verhältnis zwischen dem Schriftgelehrten, dem Jesus, ohne ihn zur Nachfolge aufzufordern, sagt (Ev. Marci, 12, 34): „Du bist nicht fern vom Reiche Gottes", und den Aposteln, die das Reich allen Völkern verkündigen sollten, ist vergleichbar dem Unterschied, der nach der buddhistischen Lehre besteht zwischen einem „Paccekabuddha", der als einzelner die Erlösung hat, und einem Welt-Buddha, der sie auch andern zu bringen bestimmt ist.

Geben wir also fürs erste ruhig zu, daß Jesus die nicht gering schätzte oder gar für unheilbar hielt, die er unbelehrt ließ; und nehmen wir das Resultat der früheren Betrachtung hinzu, nämlich daß die Spruch- und Gleichnismoral Jesu nur in dem allgemeinen Geiste der selbstlosen, liebenden Hingabe, der sie beseelte, vollständig, dagegen in der Anwendung auf die einzelnen konkreten Fälle des Daseins äußerst fragmentarisch war, und daß nur mit viel Willkür und Zwang sich heutzutage ein Mensch in den peinlichen Dilemmen des Lebens immer einen Ausspruch des Heilands zur Richtschnur vorhalten kann, so ergibt sich uns mit Notwendigkeit, daß die Lehre Jesu in Hinsicht der Moral auf etwas bereits im Menschen vorhandenes rechnet, wodurch sie ergänzt werden muß. Wie heißt dieses Etwas, das Jesus bei den gerechten und moralisch gesunden Juden voraussetzt, dieses Etwas, das ihm die Arbeit erleichtert und um deswillen er das bisherige Gesetz nicht aufzulösen braucht, „sondern nur zu ergänzen" („ἀλλὰ πληρῶσαι" Ev. Matth. 5, 17)?

Die kurze Antwort auf diese Frage schicken wir der jetzt nachfolgenden Erörterung voraus: Es ist das Gewissen, oder — bestimmter formuliert — das Pflichtbewußtsein, daß die Lehre Jesu nicht als bloße keimhafte Anlage, sondern als eine konkrete Macht bei jedem Menschen vorfindet. Dem Gewissen wird die Lehre Jesu wohl oft nachhelfen; sie will es aber nicht ersetzen. Nie soll durch die neue Moral das bereits vorhandene Pflichtbewußtsein überflüssig gemacht werden. Wo nun ein Pflichtbewußtsein ist, da müssen sicher positive Pflichten der Menschen bereits existieren. Dieser Umstand lehrt uns das richtige Verhältnis kennen, das zwischen einem System moralischer Imperative und den einzelnen gegebenen Individuen besteht, zu welchen diese Moral redet. Moralische „Ideen" sind voll und ganz anwendbar auch nur auf den Menschen als „Idee", d. h. als bloßen abstrakten Begriff im Kopfe andrer Menschen; kein Moralsystem findet aber die Menschenseele als beziehungslos im blauen Äther schwebend vor; so daß die Seele etwa aus freier sittlicher Wahl von Stund an alles, was sie tun soll, diesem Moralsystem entnehmen könnte; — jede Moral vielmehr trifft den Menschen als Erdenbewohner an, verwachsen und verstrickt in eine Menge fester Beziehungen zu andern Menschen und Dingen.

Diese Auffassung von der Moral der Predigt Jesu vertritt auch, um ein Beispiel anzuführen, der berühmte Humanist und treue Anhänger des Katholizismus Erasmus von Rotterdam; er schrieb in seinen Regeln der Weisheit und Tugend einem Manne, der verheiratet war, aber Franziskaner werden wollte: „Was! — Du willst in einen Orden treten, den ein einfacher Sterblicher eingesetzt, du, der du dich zum zum Orden des Evangeliums bekennst? Hast du dich denn bei der Verheiratung an nichts gebunden? Fasse ins Auge, was du deiner Frau, deinen Kindern, deiner Familie schuldig bist, und du wirst finden, daß du schwerere Pflichten hast, als wenn du alle Ordensregeln des heiligen Franziskus übernommen hättest."

Nicht auf eine Seele, die wie eine tabula rasa ist, soll daher die neue Moral wirken, sondern auf eine Seele, die in ein System von Pflichten hineingeboren ist, die auch später, selbst ohne davon immer ein deutliches Bewußtsein zu besitzen, eine Menge Pflichten, teils stillschweigend, teils ausdrücklich übernommen hat.

So wird die neue Moral dem Menschen oft neue Ideale der einzelnen Pflicht vorhalten, ihn über das richtige Verhältnis der Wichtigkeit verschiedener Pflichten aufklären, nicht aber ihm einreden, daß in der Annahme dieser Moral selbst, als einer abstrakten Lehre, die einzige Pflicht des Menschen bestehe. Die sittliche Freiheit bleibt für den Menschen doch eine höhere Gabe Gottes, als jedes Moralsystem. — Wohl ist daher die Predigt Jesu dazu geeignet, den Menschen von dem Wahne zu kurieren, daß er irgendwelche Rechte, sog. „Menschenrechte" mitgebracht habe. Denn die Rechte eines jeden haben ihr Dasein nur in den Pflichten, die andre gegen ihn erfüllen. Daß aber jeder Mensch sich von dem Bewußtsein vorhandener Pflichten, — so wie ein jeder sie nach bestem Wissen und Gewissen faßt, — soll leiten lassen: — das hat die Lehre Jesu nie geleugnet. Falls etwa ein Mensch meint, es sei wichtiger jetzt das Opfer zu vollziehen, als sich mit seinem Bruder auszusöhnen, so wird ein solcher durch das Evangelium eines besseren belehrt. Jedoch überhaupt das Darbringen von Brandopfern für eine Pflicht zu halten, — tadelt der Heiland durchaus nicht. Nirgendwo hat Jesus gesagt, daß man arbeiten solle; und dennoch besteht in der Arbeit die hauptsächlichste positive Pflicht aller Menschen auf dieser Erde. Ohne sie bliebe auch die liebende Hingabe ein heuchlerischer Schein. Wie kann man also meinen, es ließen sich aus der Lehre Jesu direkt alle Arten von Pflichten entnehmen? Nur der allgemeine Geist dessen, was der Mensch für seine Pflicht halten soll, ist mit unzweifelhafter Sicherheit gekennzeichnet: die Pflicht des Menschen besteht darin, daß er in wohlwollender Hingabe, „nicht mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der Tat" (I. Joh. 3, 18) sich völlig seiner selbst, seiner Persönlichkeit entäußert, daß er „die Welt haßt", auf gar keine Gefühle der Lust, der Selbstbehauptung und des Genusses Anspruch macht; es sterbe in ihm „das Ich, der dunkele Despot"! Das ist Christenpflicht. Denn was vor der Welt groß und herrlich ist, das ist vor Gott ein Greuel, sagt der Apostel. Ob jedoch der Einzelne als seine hauptsächlichste und eigentlichste Pflicht — bewußt oder intuitiv — erfaßt hat: die Sorge für seine Angehörigen, die Linderung des Elends der Armen und Kranken, die Pflege der Bildung oder Förderung einer Wissenschaft (auch sie ist dem Reiche Gottes nicht fremd), das

Wohl seiner Gemeinde oder das des Vaterlandes, — darüber schreibt Jesus gar nichts vor, sondern spricht bloß: tue nichts um deiner selbst, um deines Genusses, deiner Eitelkeit, deiner Herrschaft, deines Ruhmes willen („die da trauern, sollen sein, als ob sie nicht trauerten, die sich freuen, als ob sie sich nicht freuten"). Verlier dich ganz und gar, dann bist du erlöst; einerlei ob es Hungernde, Durstende, Frierende, Kranke und Gefangene waren, denen du halfst; einerlei, ob du es tatst, indem du dein Brod hingabst, oder indem du die Widersacher niederschlugst und die Verbrecher verurteiltest: dich selbst mußt du dabei vergessen haben.

Es hat z. B. Bismarck als Kanzler jedesmal, wenn er in der Presse oder sonst beleidigt wurde, die Schuldigen gerichtlich verfolgen lassen; aber von dem Tage seiner Entlassung an ist er, obgleich die Injurien auch noch weiter erfolgten, keinmal mehr klagbar geworden. Das Motiv seines früheren Verhaltens ist also wohl einzig in seiner Auffassung von der Pflicht eines Ministers und nicht im Drange nach sogenannter Selbstbehauptung der eigenen Persönlichkeit, d. h. in Rachsucht, zu suchen.

Wenn einmal der Heiland einem besonderen Menschen sagt: Gehe hin, verkaufe alles, was du hast und gib es den Armen, so gilt das nur von diesem bestimmten Menschen, seinen Verhältnissen und bei der Art des Strebens, die ihm eigen ist; es bedeutet nicht, daß alle dasselbe tun sollen, wobei denn bald alles Hab und Gut in den Händen der Armen wäre, die konsequenterweise verpflichtet wären, wieder alles zu verkaufen (an wen?) und das Geld zu verteilen (an wen?). — Ein solches Gebot hätte Jesus wahrlich nicht den Eltern der Kinder gegeben, die er liebkoste und segnete. — Wenn es ferner heißt: richtet nicht! sorget nicht für den andern Tag! — so muß man nach dem Geiste des Evangeliums immer als selbverständlich hinzufügen: „um euretwillen, um euren Gefühlen damit zu genügen; wohl aber dürft ihr beides tun, soweit es zu eurer, euch klar bewußten Pflicht gehört." „Liebet eure Feinde!" d. h. wollet nicht, daß ihnen um euretwillen, um euren Haß und eure Rache zu befriedigen, ein Leid geschieht; vielmehr, wo eure Pflicht nicht anderes verlangt: fördert ihr Wohl. Also jedem dieser Gebote ist hinzuzufügen: „Falls sonst deine unbedingte Pflicht selbstlosen Wohlwollens es zuläßt." Die neuverkündete Moral ist also der eine Faktor, und

die vorgefundenen konkreten Verhältnisse, zu denen auch das Bewußtsein bestimmter Pflichten gehört, ist der andre Faktor; erst aus dem Zusammenwirken beider Faktoren soll der Lebenswandel des durch das Evangelium wiedergeborenen Menschen sich ergeben.

Nur im Allgemeinen, nicht durch erschöpfende Aufzählung sämtlicher Einzelfälle, entscheidet die Lehre Jesu, daß wir, zwischen Pflicht und Neigung zur Wahl gestellt, immer der Pflicht folgen sollen; wie jedoch die vielfachen Kollisionen zwischen verschiedenen Pflichten zu entscheiden sind, das wird mehr angedeutet, als vorgeschrieben. Die Stellen Ev. Matth. 19, 8 und dann Vers 12 zeigen, auf wie verschiedenen Wegen, nach der Lehre Jesu, die Erlösung zu erreichen ist.

Wenn die älteste Christengemeinde zu Judäa Gütergemeinschaft einführte, so ist das weder eine unrichtige noch die einzig richtige Art das Gebot des Heilandes zu erfüllen. Es kann sogar ein Mensch viel besitzen, ohne im Geringsten am Mammon zu hängen. Annaeus Seneca hatte von seinem Schüler, dem römischen Kaiser viele Millionen Sesterzien geschenkt bekommen; und als darauf der Tod durch Mörderhand ihm drohte, starb er so gern und freudig, wie wenige. Es muß also wahrscheinlich sein ganzes Streben von andrem als weltlichem Hab und Gut eingenommen gewesen sein. Freilich ist so etwas sehr selten, es kommt wohl nicht häufiger vor, als das Durchgehen eines Kamels durch ein Nadelöhr, und die Gefahr des Reichtums bleibt überwältigend groß. Wer also, durch ernste Selbstprüfung belehrt, merkt, er besitze nicht völlig selbstlos die irdischen Güter; wer in die Gefahr kommt, sie lieb zu gewinnen, sein Herz an seinen Schatz zu verlieren; wer sich in dieser Hinsicht auch nur mißtraut, — der findet die Rettung seiner Seele in dem unvergleichlich schönen Worte des Heilandes: Wenn dich eines der Glieder deines Körpers ärgert, so haue es ab und wirf es weg! Wozu soll der Mensch sich selbst in Versuchung führen! Er macht es dann, wie der heilige Franziskus von Assisi und Anaxagoras von Klazomenai: er wirft den Reichtum fort, welcher droht, ein Glied seines Körpers zu werden. Warum soll nicht auch das plötzliche Aufgeben von Beruf und Stand und das Eintreten in das Klosterleben für manchen der richtige Weg sein? Jeder sehe selbst zu, was sich

mit seinen Pflichten verträgt! Darum sagt der Apostel (I. Korinth., 6, 12): „Es ist mir alles erlaubt, aber es soll nichts über mich Gewalt bekommen.“ — Wer Hab und Gut besitzt, ist deshalb noch nicht ein erbarmungslos verlorener Sünder; er wäre aber auch in Indien noch kein Samyasin (herumschweifender Bettler) und gehörte in Platons Idealstaat noch zu den „Philochrematoi“, also zur niederen Klasse der Bürger. Denn auch bei Platon sind die Ersten und Vornehmsten ohne Besitz und weltliche Gewalt. Das entspricht dem Worte Jesu: wer unter euch groß sein will, sei euer Diener; und der erste unter euch sei euer Knecht (Ev. Matth. 20, 26). So ließen sich auch nach ihrer Beziehung auf die Grade und Klassen des platonischen Staates (in theoretischem Interesse) die Moralgebote Jesu gruppieren.

Man sieht: über die Art der Hingabe hat beim sittlichen Handeln der Einzelne nach seiner Wahl aus seinen eigenen konkreten Verhältnissen heraus zu entscheiden. Über das Maß der Hingabe dagegen entscheidet das Gebot Jesu. Dem Maße oder Grade nach soll die Hingabe absolut, ganz unbegrenzt sein. Es widerstritte dem klaren Gebote, wollte man ein „erlaubtes Maß“ des Lebensgenusses statuieren. Und dieses Gebot verlangt nichts Übermenschliches; denn die Geschichte zeigt nicht wenige Beispiele, wo Menschen in der gebotenen Weise ihr Alles und selbst ihr Leben hingegeben haben. Zum Troste derjenigen jedoch, welche die Kraft so völliger Selbstverleugnung in diesem Lebenslaufe noch nicht besitzen, sagt Jesus: Nehmet mein Joch auf euch, so werdet ihr Erquickung finden für eure Seele (Ev. Matth. 11, 29) und ferner: Bei Gott ist nichts unmöglich (Ev. Matth. 19, 26).

Aus diesen Betrachtungen ergibt sich vor allem, daß uns der Heiland in der Auswahl der Art dieser Selbsthingabe viel zu tun hinterlassen hat; und dabei soll sich die sittliche Selbstbestimmung des Menschen beständig betätigen. Die Überwindung sittlicher Konflikte soll im einzelnen Falle vollzogen werden, indem die vorgefundenen sittlichen Motive: Pflichten der Liebe, des Gehorsams, der Dankbarkeit usw. mit dem Geiste der Lehre Jesu durchdrungen werden. Dann resultiert aus beiden zusammenwirkenden Komponenten die sittliche Tat.

Nicht uninteressant ist hier die Parallele mit dem Buddhismus, der ebenfalls nicht das „in verba magistri jurare“, sondern

selbständige Betätigung der sittlichen Einsicht verlangt. Da heißt es z. B. in einer Predigt Buddhas (Mahatanhasamkhyasutta, Majjhima Nikaya, Bd. I S. 265): „Wenn ihr, o Jünger, dies also, wie ihr es erkannt habt, erfüllt, werdet ihr dann die Sache so ansehen, daß ihr sagt: wir achten unsern Meister und aus Achtung vor ihm halten wir es so?“ — „Nein, Herr, das werden wir nicht sagen!“ — „Werdet ihr nicht vielmehr sagen, o Jünger, daß ihr es dann selbst erkannt, gefaßt, begriffen habt?“ — „Ja, wahrhaftig, o Herr!“

Nach der hier vertretenen Auffassung gibt es somit keinen größeren Gegensatz, als den der Moral Jesu und Nietzsche's „Herrenmoral“. Diese letztere ist, — sobald man von den Einzel-Individuen zu den größeren sozialen Einheiten übergeht, — dasselbe, was man heute auch „Realpolitik“ nennt; sie bedeutet einen Umweg; man versucht durch sie den Kollektivegoismus zu heiligen. Härte, Selbstsucht und gleißende diplomatische Lügen, deren jeder als Privatmann sich schämen würde, kultiviert man aus realpolitischem Patriotismus, „Gemeinsinn“ und Parteiinteresse. Der Einzelne als Massenatom, als Mikrobe des Bazillenstaates glaubt unmoralisch handeln zu dürfen gegen die fremde, schwächere Bazillenkolonie; was er für sich, den Einzelnen, nicht rauben darf, raubt er zum Besten des Ganzen (des Staates, des Vereins, der Partei) und genießt es dann wenigstens mit den andern zusammen. Darin bestand der Umweg.

III.

Jetzt sind wir gerüstet, auch an jene anfangs aufgeworfene Frage heranzutreten: was wohl der Grund gewesen ist, daß jene vier aufgezählten, wie uns scheint, irrtümlichen Auffassungen der Moralgebote Jesu entstehen und die richtige Einsicht verdunkeln konnten?

An Verstand hat es den Interpreten dieser Lehre doch wahrlich nicht gefehlt! Bei den Christen der ersten und zweiten Kategorie war das ihnen unbewußte Hindernis indessen offenbar der Mangel völliger Selbstlosigkeit; oder Mangel an Mut, die Selbstlosigkeit von andern im Namen der Moral zu fordern. So trübt beständig der Egoismus unsern Intellekt und hindert ihn, die Aufgaben zu lösen, denen der Intellekt sonst wohl gewachsen

wäre. Denn wie deutlich predigt doch Jesus und nach ihm der Apostel Paulus die Weltentsagung, den Unwert aller weltlichen Güter, das Aufgeben des eignen „Ich" („das Verlieren des Lebens") und die Ertötung der Persönlichkeit. Man muß alles verkehren, um diesen gewaltigen Protest zu verkennen: den Protest gegen die Sinnlichkeit, gegen jeden Versuch des Menschen, in Gefühlen sein Glück zu suchen. Aber die Selbstsucht rät dem Menschen dabei vom „Maßhalten" wie von einer Tugend zu sprechen; „der alte Wein ist ja milder" (Ev. Lucae 5, 39); mäßig soll man nach beiden Seiten sein: mäßig im weltlichen Genuß und mäßig in der Entsagung. Das sind Kompromisse, Versuche, zweien Herren zu dienen; und zu diesem Maßhalten rät schon die Klugheit; dazu brauchte Jesus von Nazareth nicht erst zu kommen.

Wahr ist es freilich, daß die hier vertretene Auffassung von der Moral der Predigt Jesu schwer zu erfüllende Forderungen stellt; und die Wahrheit war von je her die Mutter des Hasses. Aber soll man um der Drohnen willen eine unzutreffende Auslegung der besten Moral dulden? Schwer fällt es ja auch, die Stimme gegen Männer, wie Adolf Harnack und Leo Tolstoj zu erheben: Männer, auf die billigerweise das Wort des Aristoteles Anwendung findet: „Sie auch nur zu loben, steht dem Schlechten nicht zu." Indessen nicht zu beneiden ist auch der, aus dessen Herzen der Reiz des Schweren nie schlummernde Funken schlug. A. Harnack beruft sich („Das Wesen des Christentums" S. 52) auf die Worte des Evangeliums: „Johannes ist gekommen, aß nicht und trank nicht; so sagen sie: er hat den Teufel. Des Menschen Sohn ist gekommen, isset und trinket; so sagen sie: siehe, wie ist der Mensch ein Fresser und ein Weinsäufer." Darf man aus dieser Stelle, wie aus dem Umstande, daß die Jünger Jesu nicht fasteten, folgern, daß der Heiland auch nur im allergeringsten Maße die Pflege sinnlicher Gefühle gestattet hat? Uns scheinen diese Stellen im Zusammenhange des ganzen Lebens und der Lehre Jesu genau das Gegenteil zu bestätigen: Man ißt und trinkt, um Hunger und Durst zu stillen. Hunger und Durst sind lebhafte Gefühle; sie können uns in der Erfüllung dessen, was das Gewissen gebietet, nur stören; uns beim rechten, pflichtgemäßen Streben nur hinderlich sein. Darum sollen wir sie vermeiden,

unterdrücken und nicht aus dem Auskosten dieser Gefühle (d. h. aus dem Fasten) uns ein Verdienst machen. Das wäre ein Kultus der eigenen Unlustgefühle, ein Schwelgen im Gefühle des eigenen Leidens. Jesus hat gebetet, der Kelch des Leidens möge an ihm vorübergehn, und durch sein Leben und seine Lehre einem bis auf den heutigen Tag äußerst verbreiteten verderblichen Hang der Christenheit entgegengearbeitet: dem Hang, die eigenen Qualgefühle zu verehren; dem Hang, das Leiden selbst für eine positive, heilsame sittliche Potenz und gottgewollte Läuterung zu halten. In allen Tonarten larmoyanten Geplärrs wird uns diese, die Pflichterfüllung hindernde Lehre immer wieder vorgetragen. Wer dagegen wahrhaft fromm ist, läßt die unnützen Schmerzgefühle nicht aufkommen; er vernichtet die Gefühle und überwindet das Leid; ja, so sehr überwindet er es, daß er zuletzt vom Kreuze herab für seine Mörder beten kann. — Auch A. Harnack, — selbst ein Heros der Tat, — sagt (a. a. O. S. 100): „daß das Leiden des Gerechten und Reinen das Heil in der Geschichte ist"; wie aber die folgenden Worte zeigen, meint er darunter das entgegengesetzte: kein Leiden, sondern ein Tun.

Wie Jesus, so hat 500 Jahre früher Buddha die Selbstpeinigungen der Askese des vorausgehenden Brahmanismus abgeschafft. Auch er verbot, daß der Mensch bei den eigenen Gefühlen, — seien es auch Unlustgefühle, — verweile und sich den „tapas" (Gluten) aussetze. Darum gehören zu den 10 Gegenständen, die jeder buddhistische Bettelmönch bei sich führt, nicht nur Rasiermesser, Nadel und Faden (um die Kleidung in Ordnung zu halten), sondern vor allem der Sonnenschirm. Ein ähnliches Vorgehen gegen selbstgefällige Wehleidigkeit läßt sich bei jedem Reformator, der einen wirklichen Fortschritt in der Religionsgeschichte bedeutet, nachweisen; es gehört zu den psychologischen Merkmalen der Veredelung des Glaubens. Deshalb täten viele Christen gut, zum Verständnis der eigenen Religion aus dem Studium fremder zu lernen, statt sich nur, wie sie pflegen, hierbei pharisäisch der Überlegenheit ihres Glaubens bewußt zu werden.

Hinwiederum das Hindernis bei den Christen der dritten und vierten Kategorie ist offenbar die Trägheit in dem Gebrauche der eigenen sittlichen Freiheit. Aus Trägheit verkennt man die Aufgabe, welche die Moral Jesu jedem einzelnen Menschen übrig-

läßt: nämlich aus eigenem freiem Entschlusse in jedem Falle des Lebens das eigene Pflichtbewußtsein entscheiden zu lassen, welcher Art die Hingabe unter den obwaltenden Umständen sein solle. Den meisten Menschen fällt es aber leichter, die härteste Kettenarbeit in den Bergwerken zu ertragen, als sich sittlich frei zu wissen; sie setzen an Stelle des Gewissens lieber ein Gebot Jesu; und für das, was weiter daraus folgt, mag es auch das monströseste sein — nicht mehr sittliche Weltordnung, sondern wie bei Tolstoj, unsittliche Weltordnung, — berufen sie sich aus Bequemlichkeit auf das einzelne evangelische Gebot: „Richtet nicht" rc. Sie schieben die Verantwortung von sich auf das Sittengesetz zurück, froh, ein solches asylum pigritiae zu besitzen. Das ist im Degenerationsprozeß nur eine Etappe. Noch ein kleiner Schritt rückwärts auf demselben Wege der Entsittlichung — und der Mensch unterscheidet nicht mehr zwischen wirklich moralischen und kultischen Geboten; er beruhigt sich statt aller Moral beim vollziehen des Kultus.

Nur Indolenz verdient es zu heißen, aber nicht Erfüllung der *einen* Christenpflicht, wenn bei der Ausübung der *andern* klar erkannten Christenpflicht ich durch sie gehindert werde, und mich gegen den, der mich dabei stört, nicht wehre. So führt diese sich selbst durch die Tat widersprechende Auffassung von der Moral zu ihrer eigenen Auflösung, indem sie sie selbst erfolglos macht.

Weit entfernt mithin gar zu hoch, heilig und streng in ihren Anforderungen zu sein, zeigt sich die Auffassung der Christen dritter und vierter Kategorie als eine Spezies sittlicher Taktlosigkeit. Denn da wir als gesellschaftliche Taktlosigkeit doch den Fall bezeichnen, wo jemand zwar das Richtige in Wort oder Tat treffen will und auch einem an sich berechtigten Motive dabei folgt, aber andre innere oder äußere Momente, die dabei mitbestimmend hätten wirken sollen, unberücksichtigt läßt; — so muß es eine moralische Taktlosigkeit heißen, den einzelnen Ausspruch des Evangeliums durchsetzen zu wollen und dabei die Augen zu verschließen für die Berechtigung der übrigen sittlichen Motive, die nicht im Gegensatz zu jenem Ausspruch, aber zusammen mit ihm unsre Tat zu stande bringen sollen. Die Pflicht des Wohltuns gegen einen und einige Menschen läßt sich oft nicht anders erfüllen, als

indem man andern wehe tut (judex damnatur cum nocens absolvitur). Und die Wehetat braucht den von ihr Betroffenen nicht einmal zum Unheil zu gereichen; selbst wenn es der Tod ist. „Das Leben ist der Güter höchstes nicht"; und wir sollten uns hüten vor dem Kultus des bloß animalischen Lebens an anderen Menschen. Darum heißt es: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten."

Um die Richtung Tolstoj's zu kennzeichnen, muß freilich noch auf ein zweites Moment hingewiesen werden. So wie es in der Masse des Volkes Leute gibt, die eine Arznei nur für heilkräftig halten, wenn sie möglichst schlecht schmeckt und übel riecht; so wie manche Inder bei den „tapas" (Glut) genannten Bußübungen und die mittelalterlichen Flagellanten bei ihren Selbstpeinigungen die Verdienstlichkeit ihres Tuns für umgekehrt proportional hielten den angeborenen Neigungen der Menschennatur, ohne weiter zu fragen, ob diese Neigungen andern Menschen schließlich Schaden oder Nutzen bringen; — ebenso haben auch die Tolstoianer ihre herbe Lust daran, ihr besseres „Selbst" zu niemandes Nutzen ans Kreuz zu schlagen, indem sie die Art von Selbstentäußerung für moralisch ausgeben, die dem unbefangenen moralischen Sinne am allerschärfsten, verletzendsten entgegengesetzt ist. Der unbefangene, d. h. noch nicht doktrinäre moralische Sinn des Menschen hat die, obzwar oft latente (nicht deutlich bewußte), Disposition, sich in einer sozialen Ordnung zu verwirklichen und tendiert demgemäß dahin, in aktiver Weise für gute soziale Verwaltung (Obrigkeit) zu sorgen. Folglich verlangt Tolstoj's Lehre von den Menschen: jede, auch die verruchteste Verwaltung, wenn sie da ist, passiv über sich ergehen zu lassen („dem Übel nicht zu widerstehen"); aber sich gar keine Obrigkeit (Strafgewalt) selbst zu schaffen. Zweitens: Der dem Menschen eingepflanzte moralische Sinn hält es für pflichtgemäß, die Bösewichte zu bestrafen, damit die soziale Ordnung nicht gestört werde. Folglich verbietet Tolstoj's Lehre die Bestrafung der Bösewichte, ihnen freistellend, wie große soziale Störungen sie zustande bringen wollen. An dem edlen Streben nach völliger Hingabe ist bei Tolstoj diese verkehrte, krankhafte Neigung, die eine über das Individuum hinausgehende Tendenz der Ethik verkennt, das Prius gewesen und nachträglich dann mit der gelegenen Autorität des Namens Christi gedeckt worden. Das ist

der Ausweg eines Desperaten, der durchaus das Höchste erreichen will und dem doch auf diesem Gebiete des Geisteslebens gänzlich die Anlage fehlt, positives zu schaffen und zu organisieren: es ist selbstlose Negation des moralischen Sinnes. Kein Wunder, wenn dann bei manchem Nachbeter die Sympathie mit dieser Richtung auf der Schwäche der eigenen Sittlichkeit beruht; da heißt es dann: hanc veniam damus, petimusque vicissim.

Es sei gestattet, nochmals kurz ein Ergebnis dieser Abhandlung hervorzuheben.

1. Während bei guten Christen die Ansicht vorherrschend ist, daß zwar in jedem vom wirklichen Leben gebotenen Falle die Predigt Jesu für sich allein schon hinreichend sei, um mit deutlichen Worten und kräftigem Spruche den Weg zu weisen, den wir zu gehen haben; daß man indessen im Grade der Entsagung und Selbstentäußerung, also im Geiste, in dem die Gebote zu erfüllen sind, denn doch nicht ganz so weit zu gehen brauche, als es nach den Worten des Evangeliums den Schein habe, hat obige Untersuchung genau zu dem Gegenteil dieser Ansicht geführt.

2. Ebenso sicher, wie die Predigt Jesu jeden Menschen, zu dessen Herzen sie gelangt, schon inmitten moralischer Pflichten vorfindet, welche sie ergänzen, beleuchten, im rechten Sinne verstehen lehren, aber nicht verdrängen, für unverbindlich erklären und aufheben will, — überläßt sie auch der freien, selbständigen Willensentscheidung eines jeden noch viel moralische Arbeit.

Über unser landwirtschaftliches Ausstellungswesen.

Man hat unsrer Zeit so oft den Vorwurf gemacht, der Materialismus, die Unruhe und das Jagen nach Gewinn beherrsche die Menschheit derart, daß sie keine Zeit mehr fände für die Pflege ideeller Güter. Das Gemütsleben verkümmere, die Menschen gingen im Stofflichen auf usw. — Mir ist es immer besonders ungerechtfertigt erschienen, wenn man diesen Vorwurf zu weit ausdehnt, wenn man allem wirtschaftlichen Streben den Stempel des Materialismus aufprägen und ihm jeden Idealismus absprechen will. Die Tatsache, daß wir verhältnismäßig schnell mit der Zeit fortgeschritten und deren Errungenschaften zugleich mit ihren Schäden unsere Lebensgewohnheiten wesentlicher umgestaltet haben als früher, liegt unzweifelhaft vor. Aus dem Umstande allein, daß auf philosophische Epochen stürmischere und auf diese wiederum friedliche, der wirtschaftlichen Sammlung und Sicherung gewidmete Zeiten folgen und einzelne Völkergruppen diesem Wechsel schneller als andere unterliegen, kann — mit Recht — kein Vorwurf konstruiert werden. Wenn also solche Anklagen von seiten derer stammen, die nicht mit der modernen Evolution fortwollen oder können, so bliebe uns zwar die einfache Möglichkeit, kühlhöflich auf die Geschichte als unsren Anwalt zu verweisen und unbeirrt weiter zu streben, wenn nicht das Selbstbedürfnis einer Bilanz über unser Tun ebenfalls sein Recht heischte und uns zugleich einige Genugtuung verspräche.

Der Aufforderung, meine Ansichten über unser landwirtschaftliches Ausstellungswesen in kurzen Zügen darzulegen, bin ich gerne nachgekommen, muß aber gleich vorausschicken, daß ich als mitten im sozusagen technischen Teil des Vereins- und Ausstellungslebens stehend, mich davor werde hüten müssen, diese Seite der

Frage eingehender zu behandeln als es dem Interesse der Leser dieses Blattes entsprechen dürfte.

Unsre Ausstellungen ganz im Allgemeinen sind entschieden eine für ihre Zeit typische Erscheinung. Und wenn sie auch in Zukunft durch die steigende Verkehrsentwicklung verdrängt oder wesentlich modifiziert werden sollten, so ändert das nichts an der Tatsache, daß sie auch in ihrer augenblicklichen Form unser Interesse beanspruchen. Wir stehen im Zeichen des Verkehrs und der Konkurrenz und das Endziel der letzteren ist Erwerb. Die Motive aber, die den Erwerbssinn verschärft haben, sind gesteigerter Individualismus, befruchtet durch alle Schattierungen des Selbsterhaltungstriebes, gesteigerte Lebensbedürfnisse und last not least eine vom vorigen Menschenalter nicht geahnte Konzession der Gesellschaft an den menschlichen Geist und Ehrgeiz, sich auf wirtschaftlichem Gebiete zu betätigen. Die Kapital- und Kreditwirtschaft, die jeden fähigen Kopf umschmeichelt einst selber Kapitalist zu werden, nötigt den „Anfänger", einen größtmöglichen Unternehmungsgewinn zu erzielen; das führt zur Spekulation und diese hinterläßt außer reichlichen Schlacken als bleibenden Kern: Erfindungen, Neuerungen, Verbesserungen in nimmerendenwollender Kette. Das Bessere ist eben des Guten Feind.

In diesem egoistischen Konkurrenzkampf erscheint als einziger Ruhepunkt und natürliche Reaktion auf den schrankenlosen Individualismus der eben im Verscheiden begriffenen Epoche: die Vergesellschaftung — das Vereinswesen. — Im landwirtschaftlichen Vereinswesen aber ist „Ausstellung" Trumpf geworden. Doch hiervon später. — Vorerst drängt sich uns die Frage auf: Welche Rolle spielen wir dabei? Sind wir nur die Sklaven unserer Bedürfnisse? Konkurrieren wir nur, um zu existieren? und werden wir nur unfreiwillig weiter und weiter gedrängt in dem Trubel, der Kampf ums Dasein heißt, ohne mit unsrem Streben auch nur das Geringste mehr erreicht zu haben, als daß uns eben wirtschaftliche Spekulationen glücken oder nicht glücken? Können wir nicht vielmehr mit dem modernen Wirtschaftsleben auch eine Aufgabe von bleibendem Wert verbinden — am Fortschritt der Kultur arbeiten?

Der Vorwurf, den man der regeren wirtschaftlichen Betätigung und der produktiven Arbeit unsrer Generation macht,

hat mir gar oft eine starke Empfindung abgenötigt, wenn die Mußestunden für erholende Lektüre ins Reich der pia desideria verwiesen werden mußten, und ich habe unsre Vorväter beneiden gelernt, die mit ihren mehr oder weniger harmlosen schöngeistigen Beschäftigungen eine Anspruchslosigkeit verbanden, die sie garnicht auf den Gedanken brachte, neue materielle Werte zu schaffen. Sind denn unsre gesteigerten Ansprüche ans Leben, die wir uns durch regere Beziehungen mit der übrigen Kulturwelt geschaffen, tadelnswert? Sollen und können wir das, was wir erreicht wieder aufgeben? Müssen wir uns aus der schaffensfreudigen Epoche der Elektrizität zurücksehnen zur Postkutsche und zum Talglicht, nur weil sie das dolce far niente jener Tage charakterisieren? Mir scheint, wir könnten es nicht einmal; — ergo wir müssen uns mit den Schäden der Zeit abfinden, selbst wenn wir sie unter dem Bogenlicht geschärfter Kritik deutlich genug erkennen, und wir müssen sie zu mildern suchen —, denn auch das involviert Fortschritt.

Kommen wir ganz direkt auf unsere wirtschaftlichen Pflichten zu sprechen, so muß es tröstlich für unser Wirken im Kleinen sein, daran zu erinnern, daß der französische Nationalökonom Say († 1832) und nach ihm andere unter die „wirtschaftlich produktive Arbeit“ auch die persönlichen Dienste rechnet, die die unmittelbar produktive Arbeit fördern.

Die unerfreulichen Erscheinungen im sozialen Leben, die in den westeuropäischen Kulturzentren Spekulation und Subjektivismus geschaffen, hat unsrer historisch geschulten prophylaktischen Begabung die Wege gezeichnet. Wir müssen uns, um mit Wallace zu reden, so klar wie möglich vergegenwärtigen, daß Reichtum, Kenntnisse und Bildung einer kleinen Schicht die Zivilisation nicht ausmachen. — Die politische Selbstverwaltung entzog uns die Staatsraison, die wirtschaftliche muß um so wirksamer in die Erscheinung treten, schon um den Überschuß latenter Kräfte, die der Staat entbehren zu können glaubt, kulturell fruchtbringend zu verwerten. Die Herrschaft des Menschen über die Naturkräfte hat nicht nur ein mächtiges Anschwellen der Produktivität, sondern gleichzeitig ein Anwachsen von Armut und Verbrechen gezeitigt, und hat man uns auch die offizielle Verantwortung für diese Zustände genommen, die moralische fühlen wir dennoch! —

Die schwachen Elemente im Wirtschaftskampf stärken, eine möglichst große Menge wirtschaftlich gesicherter Existenzen schaffen, das ist eine immer neue Aufgabe, die wir selbst da als Pflicht empfinden müssen, wo nationalistischer Chauvinismus uns die Erfüllung erschwert. Mag immerhin mit süffisantem Lächeln von uns gesagt werden: „Wenn drei Deutsche zusammen sind, singen sie: Vaterland, Vaterland und gründen einen Verein“ — die Geschichte wird anerkennen müssen, daß wir gedacht und gewirkt haben, dem Staat zum Nutzen und unsrer Heimat zur Ehre mit unsren wirtschaftlichen Vereinen.

Und wer diese Pflicht empfindet, wird auch zur Ausübung berufen sein, nicht aber derjenige, der sich zum Führer vordrängt, ohne das historisch gewordene zu achten. In den Köpfen solcher Volksbeglücker lebt noch immer jene Illusion, die dem Tierzüchter von der Wissenschaft nicht oft genug benommen werden kann, nämlich, daß man durch Futter Rassetypen erzielen kann. Sie füttern ihren Erzug, der seit einer Generation mit Kenntnissen ausgerüstet ist, mit verschiedenen appetitreizenden Mitteln und wollen nicht begreifen, warum die Milch, die hierbei produziert wird, auf dem Weltmarkt keinen Kredit findet. Sie halten den Zufall für Gesetz, daher sich selbst und ihre Anhänger für die herrschende Rasse. Der Größenwahn stammt also rein von plötzlich überladenem Magen und es ist alle Hoffnung vorhanden, daß die Schröpfmaschine persönlicher Eitelkeit allgemeinere Kongestionen behindern und eine allmähliche Gesundung des Organismus herbeiführen wird, ohne die Krankheit chronisch werden zu lassen.

Wer der wirtschaftlichen und kulturellen Leitung bedarf, braucht kaum gesagt zu werden. Es ist das unser gut veranlagter und dank einer von Europa beneideten Agrarverfassung in natürlicher Entwicklung begriffener Bauer. — Und wem diese Aufgabe in gesundem Interessenaustausch zufällt, erscheint selbst durch die neuesten Kundgebungen auf sozialem Gebiet nicht verdunkelt, denn es bedarf dazu einer Summe von Eigenschaften, die nicht durch plumpes Umwerten bestehender Kräfte und Verhältnisse ersetzt werden kann. Diejenigen, die ihre Scharen zum Ikarusfluge rüsten, tragen zu sehr die Kennzeichen der Spekulation in ihrem Gebahren, durch den Flügelschlag der Menge an die Sonne getragen zu werden. Die Sonnenglut der Wahrheit, die ihnen bevorsteht,

muß das Wachs ihrer Denkungsart schmelzen. Zur Führerschaft bedarf es keines anderen Mandats, als der kulturellen Pflicht und der durch innere Notwendigkeit und traditionelle Schulung zur Kraft gewordenen Gesinnung. Diese Pflicht haben bisher unsere heimischen Körperschaften stets nach bestem Wissen erfüllt und wir müssen im Interesse des Gesamtwohles hoffen, daß sie sich trotz aller Schwierigkeiten dieser verantwortungsvollen Tätigkeit auch in Zukunft nicht entziehen werden. Gilt es doch, nicht nur der Umformung und Zersplitterung der Kräfte zu steuern, sondern sie auch zu erhalten.

Die Idee und die äußere Gestaltung unsres Vereins- und Ausstellungswesens sind ja wie die meisten unsrer geistigen und kulturellen Fortschritte aus Deutschland entlehnt; es bedurfte hierzu aber wie immer des weitausschauenden Blickes einer angesehenen Persönlichkeit.

Dieses besondere Verdienst der Propagierung und Einbürgerung speziell des landwirtschaftlichen Ausstellungswesens gebührt in hohem Maße keinem Geringeren als Alexander von Middendorff. — Als Präsident der Kaiserlich Livländischen Ökonomischen Sozietät, welche von ihrem hochherzigen Stifter die Hebung und Pflege der landwirtschaftlichen Entwicklung Livlands zur Aufgabe erhalten, trat Middendorff ein Menschenalter lang für diese Aufgabe ein. Vier Versammlungen baltischer Land- und Forstwirte hat Middendorff beseelt, 3 Zentralausstellungen sind unter seiner Aegide in Riga ins Werk gesetzt worden. Er war es, der die ersten Ausstellungen in Dorpat von 1863 ab ins Leben rief und persönlich leitete. Middendorff gründete auch den ersten landwirtschaftlichen Verein für Kleingrundbesitzer in Livland und zwar in Dorpat. Als dieser Verein am 17. April 1870 seine erste Sitzung abhielt, fehlte es nicht an allgemeinen Sympathiekundgebungen. Man erwartete von ihm, daß er zur sittlichen Ausbildung der Landbevölkerung viel beitragen werde und knüpfte die Hoffnung an sein Entstehen, daß ihm viele solche Neugründungen folgen würden. Der Konnex mit diesem Verein und der Ökonomischen Sozietät blieb auch gleich dem mit den übrigen neuentstehenden gewahrt und gelangte 1880 bei Gelegenheit der IV. Versammlung Baltischer Land und Forstwirte in Riga zu sympathischem Ausdruck, indem der bekannte estnische Volksmann C. R. Jakobson als Delegierter den auf-

richtigen Dank des Volkes für die rege Förderung der kleinen Vereine und Ausstellungen durch die Ökonomische Sozietät und die Großgrundbesitzer zum Ausdruck brachte, worauf Middendorff ihm antwortete, daß die Vereine durch ersprießliche Tätigkeit ihren Mitgliedern und ihrer Heimat zu Nutze arbeiteten und deswegen auch für die Zukunft jeder möglichen Unterstützung sicher sein könnten. —

So manches Wort Middendorffs aus jenen Tagen kann auch heute als programmatisch gelten. Auch die Hoffnung braucht man nicht aufzugeben, daß die früheren Tendenzen der Einigkeit in den Bestrebungen unsrer durch Nationalität unterschiedenen Heimatgenossen mit ihren einstigen Führern wiederum platzgreifen werden. Nationalistische Velleitäten, die auf Selbstkritik zugunsten metaphysischer Wünsche verzichten, können zwar alles aus allem konstruieren, müssen aber notgedrungen gerade wegen der hierdurch zunehmenden Trübung des guten Verhältnisses der Heimatgenossen unter einander zu realen Beziehungen und gesundem Kräfteaustausch zurückführen.

Kehren wir nach diesen Exkursen zu unseren Ausstellungen selbst zurück, so ist zu konstatieren, daß die Dorpater Ausstellung, die älteste im Lande, im Jahre 1904 zum 41. Mal in ununterbrochener Reihenfolge wiederkehrt. An der Hand des überaus reichen Materials, das sich besonders in der „Balt. Wochenschrift" über unsere Ausstellungen angesammelt hat, will ich nun versuchen, eine Skizze der Entwicklung derselben zu geben, wozu besonders die Dorpater Ausstellung und die Zentralausstellungen in Riga in ihrem Werdegang zu verfolgen sind. Drei Schriften sind es außer unserem baltischen Fachblatte, die hier als einschlägiges Material Berücksichtigung gefunden*.

Im Jahre 1863 werden in der vom Livländischen Verein zur Förderung der Landwirtschaft herausgegebenen „Baltischen Wochenschrift" die „Statuten der jährlichen Ausstellung und Auktion von Vieh und Pferden in Dorpat" veröffentlicht, welche

---

*) C. Petersen-Eutin, Die landwirtschaftlichen Tierausstellungen &c. Bremen 1882; G. Armitstead-Neu-Moden und A. Tobien, Die IV. balt. landw. Zentralausstellung zu Riga 1899. Ergebnisse und Kritik, Riga 1900 und B. Wölbling, Das deutsche landw. Ausstellungswesen (Vortrag). Berlin 1904.

die Kaiserlich Livländische Ökonomische Sozietät im Januar abhält*. Die Sozietät und der Livl. Verein haben seitdem die Rollen getauscht. Erstere giebt heute die „Balt. Wochenschr." heraus und hält im Januar landwirtschaftliche Sitzungen ab, letzterer veranstaltet die Augustausstellung.

Der Bericht über diese erste Ausstellung (Schauen hatte es schon vorher im Sommer und Herbst gegeben) mutet uns eigentümlich an. Es heißt da unter anderem: Den ersten Preis erhielt ein Hengst „aus reiner Träberrasse". Eine Anerkennung wird einem „braunen Hengst" verliehen „von einem Träberhengst aus einer Öselschen Stute", obgleich nicht ganz regelrecht gebaut, mit Neigung zum Senkrücken" rc., „wünschend auf die Fortsetzung derartiger gelungener Kreuzungsversuche aufmerksam zu machen" usw. Wir würden heute solchen Wunsch als Ketzerei empfinden und können die Prämiierung derartiger „gelungener" Kreuzungsprodukte erst verstehen, wenn wir erfahren, daß von den in Summa 26 ausgestellten Pferden „das relativ beste prämiiert wurde, um zur Ausstellung anzuregen." Ein Grundsatz, der auf den Landesausstellungen schon längst perhorresziert wird, auf den Lokalschauen aber leider noch vielfach zur Anwendung kommt.

Wie richtig Middendorff damals den Zweck und die Aufgaben der Ausstellungen erkannt, geht aus seinen 1865 niedergeschriebenen Äußerungen hervor: „Worin liegt der Grund für die nicht seltene Unzufriedenheit mit solchen Ausstellungen? Gewiß teilweise in der ungerechten Ungeduld, in den zu hochgespannten Erwartungen, die nicht berücksichtigen, daß es sich hier um eine Wirkung handelt, die nicht in die Augen fallen kann, weil sie eine allmählich fortschreitende, nämlich vorzugsweise durch unzählbare Nachwirkungen der vielseitigsten Art tätig ist, zu denen der Anstoß durch die Ausstellungen gegeben wird. Nicht die Beschränktheit, welche nur den Kopeken des Augenblicks zu fassen vermag, darf über die Ausstellungen zu Gericht sitzen, sondern das höhere Verständnis für Volkswirtschaft, das den Kapitalwert zu berechnen versteht, welchen die geistige Anregung in sich trägt, wenn sie vervielfältigt wird durch den Verkehr vieler untereinander, die sich zu gemeinsamen gemeinnützigen Zwecken versammeln. — — Man hat fast

*) „Balt. Wochenschrift" 1863 S. 664.

immer zu viel gewollt und deshalb zu wenig erreicht. Jedenfalls ist es ratsam, den Wirkungskreis gleich in der Anlage enger zu stecken. Es ist ein Erfahrungssatz, daß die Zahl der Aussteller immer anwächst, wenn der Hauptzweck der Ausstellung erreicht wurde. — — Wollen wir uns Märkte eröffnen, wollen wir gar Märkte beherrschen, so gilt es nach gemeinsamem Plan zu handeln und mit gleichartigen, preiswürdigen Massen auf dem Weltmarkt zu erscheinen."

Weiter meint Middendorff, daß die Ausstellungen „einstweilen den Charakter des Konkurses annehmen werden, schließlich aber sich in solche wandeln müssen, in denen die Prämien ganz wegfallen und das Geschäft das bestimmende ist." Heute steigern wir beständig die Prämien und verschärfen dabei die Konkurrenzbedingungen. Zur Anregung des Umsatzes aber bleibt unsere ultima ratio eine qualitativ gute reiche Beschickung und hohe Besuchfrequenz der Ausstellung zu fördern.

Auf die Frage: was will und soll unsre Ausstellung? gibt Middendorff bei Gelegenheit die gewiß charakteristische Antwort: „Es gilt die Ehrenhaftigkeit des sonstigen Handels und Wandels auch auf den sonst so verrufenen Pferdehandel zu übertragen. Wir verlassen uns auf die Prüfungskommission, diese kann ihre verantwortungsvolle Aufgabe aber auch nur dann ganz erfüllen, wenn die Aussteller es sich zur Ehrensache machen, alle Fehler und Krankheiten der Tiere, die sie kennen, selbst anzugeben."

1865 wird „laut Beschluß des Landratskollegiums" am 7. Juni zu Dorpat eine Ausstellung von Pferden veranstaltet.

1866 findet im Januar eine Tierschau statt, während am 6. und 7. Juni eine Tierschau nebst Wettrennen veranstaltet werden. Hierbei findet ein Bauerpferd für 180 Rbl. einen Käufer, was Aufsehen erregt. Die 4 Werst Straßenrennen werden von einem Bauernpferde in 7 Minuten gut absolviert und dieser Rekord bleibt hierauf jahrelang bestehen.

Über die Ausstellungen der nächstfolgenden Jahre ist nichts Wesentliches zu berichten. Der Livl. Verein veranstaltet sie alljährlich und zwar im Veterinärinstitut. Die Pferde werden hier nicht nur gemessen und in ihren Leistungen geprüft, sondern auch gewogen, was fraglos mit dazu beigetragen hat, daß die Bauern

noch heute ihre Pferde mit Vorliebe gemästet auf die Ausstellung bringen.

1869 nimmt ein Bauer alle 3 ersten Preise in der Pferdeabteilung, in Summa 110 Rbl.

1870 finden wir die Landwirte und Vereine mit Vorarbeiten für die balt. landw. Ausstellung des J. 1871 in Riga beschäftigt. Ein „Absatzgebiet für Zuchtvieh schaffen" ist schon damals die allgemeine Parole. Die Volkspresse wird aufgefordert möglichst viel Besucher nach Riga zu schaffen. Nach Schluß der Ausstellung, die 80 Pferde, 266 Rinder und sonst manches Gute aufweist, geht das Erstaunen über den fast gänzlich mangelnden Besuch bäuerlicher Landwirte, auf deren Belehrung man so großes Gewicht legte, mählich in den Entschluß über, Lokalschauen ins Leben zu rufen und zu begünstigen, die den größeren Veranstaltungen vorarbeiten sollen. Man fängt an richtig zu kalkulieren, die Schauen müßten einstweilen gewissermaßen zu den Tieren kommen und nur in größeren Zeitabschnitten könne vom Züchter verlangt werden, daß er mit seinen Tieren zur Schau komme. Diese noch heute geltende Anschauung wurde besonders durch eine gleichzeitig in Dorpat stattfindende, sehr gelungene Tierschau gestützt. —

War so die eine Seite der Zentralausstellung durch eine falsche Prämisse als mißglückt zu betrachten, indem der Bauer weder hinkam, geschweige denn ausstellte, weil er sich nicht in die Unkosten der beschwerlichen Reise stürzen und sich seiner Wirtschaft nicht entziehen konnte, so fehlte anderseits die Anerkennung des Auslandes für die Veranstaltung nicht. Besonders auf dem Gebiete der Rinderzucht wurden die baltischen Provinzen durch diese Ausstellung eigentlich erst so recht auf ihre günstige Lage aufmerksam gemacht. Ein bekannter Zuchtviehhändler sagte von der Hellenormschen Zucht direkt, daß sie alle Holsteinischen und Schleswigschen übertreffe und daß er einsehe, bald nicht mehr als Verkäufer, sondern als Käufer in den Ostseeprovinzen auftreten zu können. Ein weiteres Produkt der Reflexionen, die der Ausstellung folgten, war die rechtzeitige Wahrnehmung einer Gefahr, welche der jungen Landeszucht drohte: die vorzüglichen Zuchtprodukte würden früher nach Deutschland und Rußland Absatz finden, als der innere Bedarf annähernd gedeckt sei. Alles müsse daran gewandt werden, den Bauer zum Viehzüchter und Erzieher heraus-

zubilden, sonst käme der bereits errungene Vorteil nur einzelnen Besitzern und nicht dem ganzen Lande zugute. Es gälte eine Frage der Zeitersparnis zu lösen: „Welche Rasse veredelt das Landvieh am schnellsten?" Bot auch die 1871er Ausstellung noch ein recht buntscheckiges Bild in Bezug auf Zuchtrichtung, so waren doch bereits 42,5 pCt. des ausgestellten Viehs Angler und Anglerkreuzungen. Und wirklich, es hat den Anschein, als sei dieser Schlag zum Regenerator des baltischen Landviehs berufen, denn obgleich die ihm zur Last gelegte Prädestination zur Tuberkulosis viele Züchter von ihm abgebracht hat, beweist die Praxis — seine zunehmende Verbreitung bei den Bauern — den Wert, den die Anglerkuh für den bäuerlichen Züchter hat.

Diejenigen, die für den Spott nicht zu sorgen brauchten, waren 1871 die Anhänger der autochtonen Züchtung. Man hängte ihnen den Ruhm an, sie hätten durch ihre mit großem Fleiß vorgenommene Inzucht den unfreiwilligen Beweis geliefert, daß ohne edles Blut keine Aufbesserung zu erzielen sei. Das Fressen und andre Bedürfnisse hätten sie ihren Tieren fast ganz abgewöhnt, nur leider nicht ganz und das mit dem Resultat, daß sie für diese Zuchtprodukte rücksichtslosester Vernachlässigung 6 Rbl. Kopfpacht pro Jahr erzielten. Sie werden „Quäler der Landrasse" genannt usw. Auf kaum einem wirtschaftlichen Gebiete ist durch zielbewußte Arbeit so radikal Remedur geschaffen und Fortschritt erzielt worden. Heute merzt der baltische Landwirt jede Kuh aus, die ihm nicht mindestens 10 mal soviel brutto einbringt. Und er muß es, hängt doch die Aufbringung der Grundrente und damit die ganze Frage des „Sein oder Nichtsein" im letzten Grunde hiervon ab, seitdem sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß das Baltikum ein in erster Linie Milch- und Zuchtvieh produzierendes Land sein muß.

Welches Bild gab aber die II. baltische Zentralausstellung in Bezug auf die Pferdezucht? — Auch hier ein nicht verkennbarer Fortschritt, obzwar noch ohne einheitliche Ziele. Auf der ersten Ausstellung war ein prachtvoller Ardennerhengst des Torgelschen Gestüts auf der Auktion außer Landes gegangen, 1871 konnte man nicht genug Ardenner auftreiben. Vor 6 Jahren war es niemandem eingefallen, eine besondere Sektion für Pferdezucht einzurichten, jetzt lebhafte Debatten, Delegation von der Reichs-

gestütsverwaltung und Pläne für bäuerliche Beschälstationen. Die Prämiierungsliste weist vorherrschend Ardenner und Ardenner-Livländer auf. Im Ganzen genommen hat die Ausstellung sehr anregend gewirkt und auch die ständige Parallele mit der im Jahre 1870 in Helsingfors abgehaltenen und weit großartiger ausgefallenen Ausstellung spornt mehr an als sie entmutigt. Der Rechenschaftsbericht balanciert mit 22,564 Rbl. Die Einnahme durch den Besuch beträgt 18,756 Rbl.; der von der Ausstellung eingenommene Flächenraum über 20 Lofstellen usw.

Die darauffolgenden Jahre bringen die regelmäßigen Ausstellungen in Dorpat, von denen sich jede durch langsamen, aber stetigen, Fortschritt von der vorhergehenden unterscheidet, bis 1874 bei der bescheidenen Balance von 532 Rbl. sich ein Verkaufsumsatz von 10,000 Rbl. verzeichnen läßt, die erwarteten Käufer aus Rußland eintreffen und sich bedeutender Raummangel fühlbar macht. 1867 wird, diesem Bedürfnis Rechnung tragend, der neue Platz in der Teichstraße durch eine landwirtschaftliche und Gewerbeausstellung vom 28. August bis 4. September eingeweiht, wobei Frequenz und Aufschwung überraschen. Das Tempo des Fortschritts wird in nicht geringem Maße der entstehenden Zweiglinie Taps—Dorpat zugeschrieben, die zum ersten Mal eine nennenswerte Besucherzahl von auswärts bringt. Haben schon die Zentralausstellungen die Notwendigkeit von Lokalschauen erwiesen, so bedarf jetzt auch Dorpat als Regionalausstellung enger und enger differenzierter Vorarbeit durch Schauen. In Bezug auf das Gewerbe, das zum erstenmal in bedeutenderem Umfange zur Anschauung gelangt, wird konstatiert: „Unser Gewerbe, das noch heute auf der soliden Basis historischer Traditionen des deutschen Handwerks ruht, hat gezeigt, daß es durch die Aufhebung des Zunftzwanges, der morschen Stütze der Tradition, nicht gelitten, wohl eher gewonnen hat.“ Als befremdende Erscheinung wird die mangelhafte Entwicklung eines selbständigen Geschmacks der Gewerbetreibenden hervorgehoben, zumal diese mit Produkten vertreten seien, welche an der Grenze von Kunst und Gewerbe liegen. In dieser letzteren Beziehung Wandel zu schaffen ist erst in den allerletzten Jahren versucht worden und müssen wir ein sicheres Anlehnen an anerkannte Formrichtungen des Auslandes auch heute noch einem spekulativen Haschen nach Originalität vorziehen.

Die Kriegsjahre 1877/78 äußern durch Pferdemangel und andre Folgeerscheinungen allerdings ihre Wirkung auf die Ausstellungen, vermögen sie aber nicht zu lähmen. Die Konkurrenzbedingungen werden verschärft, als Prämien werden aber bis auf einzelne von Privaten gestiftete Summen nur Medaillen und Anerkennungen verwandt. Ein zeitgenössischer Kritiker sagt hierzu: „Auf den Tierschauen der Ostseeprovinzen muß sich der Aussteller mit einer sachverständigen Beurteilung und der Anerkennung durch ein Zeichen begnügen. Diese Verhältnisse sichern uns vor der Gefahr einer Treibhausentwicklung in falscher Richtung.“ — Das „Interessanteste“ und Meistbewunderte auf den Schauen dieser Jahre bilden „gelungene Kreuzungsprodukte“. Die Entscheidung in der Zuchtrichtung ringt sich sehr allmählich durch, und die Dispute über die geeignetsten Rinder- und Pferdeschläge beleben die zeitgenössische Diskussion. Die Dorpater Ausstellung findet schon rege Beachtung in den Nachbarprovinzen und Gouvernements. Der Oeselsche landw. Verein macht einen Kollektivankauf von Rindern und Pferden. Die Frequenz der Besucher steigt. Der nachmalige Minister Jermolow wird als bekannter Fachschriftsteller auf der Ausstellung begrüßt. Der Livl. Verein folgt mit Umsicht den veränderten Konjunkturen und weiß seine Ausstellung durch Annexe stets anregend zu gestalten.

Wie langsam die Intentionen wirken, sieht man beispielsweise aus folgender sich später oft wiederholender Erscheinung: eine Molkereiausstellung und eine für Maschinen sind in den betr. Jahren, für die sie projektiert, fast leer, im darauffolgenden Jahr aber weisen sie eine unerwartet lebhafte Beschickung auf. — 1879 muß vom livl. Bauern gesagt werden, daß er in der Viehzucht noch sehr zurück ist, während er von der Pferdezucht soviel versteht wie der Bauer andrer Länder. Auf die Verbesserung des ersteren Übelstandes ist die Stiftung einer jährlich zu verteilenden goldenen Medaille des Landrats v. Liphart Ratshof gerichtet.

Die dritte Zentralausstellung 1880 in Riga steht im Zeichen der größeren Sammlung und Systematisierung. Das Preisausschreiben stipuliert, daß nur absolut tüchtige Leistungen prämiiert werden, und das relativ bestvorhandene noch kein Grund zur Prämiierung sei. Eine systematische Organisation des Ausstellungswesens hänge auf das innigste mit einem geregelten landw.

Vereinswesen zusammen. Professor Wolff will einen Zentralverein mit Tochtervereinen streng nach deutschem Muster, um eine straffe Organisation und genügende Mittel zu schaffen. Theoretisch müsse auch die Tierschau von den Gewerbeausstellungen getrennt werden. Für Dorpat wird wegen seiner Lage und seiner gesunden Ausgestaltung zum Viehmarkt ein Fortbestehen der Kombination und regelmäßige Wiederkehr zugestanden, im übrigen sei es wünschenswert, größere Veranstaltungen nur in periodischer Wiederkehr zu befürworten.

Das Budget der Ausstellung bilancierte mit 45,000 Rbl., ohne daß Garanten in Anspruch genommen zu werden brauchten. Ausgestellt waren 266 Rinder und 147 Pferde.

1882. Die Wünsche steigern sich, man verlangt einen tadellosen Katalog, der bei Eröffnung der Ausstellung in den Händen der Besucher sein muß. Die Öffentlichkeit meldet sich zum Wort: „Nicht nur wer was auszustellen, sondern auch wer was auszusetzen hat", müsse sich äußern können. Im Gegensatz zu diesen von Interesse für die Sache zeugenden Stimmen muß die estnische Presse zurückgewiesen werden: „Daß die guten Anfänge des Zusammengehens von Groß und Klein nicht zu freudiger Entwicklung gelangen, haben wir den verhängnisvollen Richtungen zuzuschreiben, in welche das estnische landw. Vereinswesen und die estnische Presse hineingerissen worden sind. Die Saat des Mißtrauens verhindert die natürliche Ausgestaltung der Wechselwirkungen zwischen den Gutsherren und den Bauern auf dem Boden des landw. Vereinswesens und die Disziplinierung der bäuerlichen landwirtschaftlichen Vereine zu Faktoren der estnischen Agitation forderte eine die Sache der Landwirtschaft hinderliche Fesselung."

Die jetzt folgenden Jahre zeigen auf den regelmäßigen Ausstellungen im August, daß die Anregungen gute Früchte getragen. Die Viehzucht gedeiht, die Kauflust für Rinder steigt und 1888 werden Klagen laut über das Fehlen von Reinblutzuchten auf der Ausstellung, weil alles verkäufliche Zuchtmaterial direkt aus dem Stall bei steigenden Preisen glatten Absatz findet. Dieser Appell bewirkt, daß 1889 14 Zuchten auf der Ausstellung erscheinen. 1890 gelangt die von Liphartsche goldene Medaille zum ersten Mal zur Verteilung. Es erhält sie Peter Org aus Meyershof für einen Anglerstier. Der Verein kauft für 1300 Rbl. Vieh auf der

Ausstellung und verauktioniert es ohne Verlust. Von der Reichsgestütsverwaltung gelangen 400 Rbl. Prämien an Bauerpferde zur Verteilung. Die Gesamtfrequenz an Pferden und Rindern ist beständig im Wachsen begriffen und übersteigt mit 400 Haupt das Fassungsvermögen der Stallungen. Verhandlungen wegen Akquisition eines neuen Ausstellungsplatzes werden eingeleitet.

1893 werden in dem vom Livl. Verein angekauften Ressourcengarten neue Ausstellungsgebäude mit einem Kostenaufwand von 45,000 Rbl. aufgeführt. Zahlreiche Spenden von Mitgliedern ermöglichen und verschönen die Schaffensfreudigkeit, mit der zu Werke gegangen wird. Der Präsident N. von Grote-Kawershof stiftet dem Verein ein schönes Eisengitter für die Fassade des Platzes und leiht ihm 18,000 Rbl. — Die Ausstellung wird das Fest der Arbeit genannt. Es treten viele neue Mitglieder in den Verein, die eine Fachbildung im Auslande und auf dem Baltischen Polytechnikum in Riga genossen. 1894 weist die Ausstellung einen Reingewinn von 6800 Rbl. auf und der Verein kann seinen wachsenden Aufgaben ohne wesentliche Beihilfe von Staat oder Kommunen gerecht werden; die Selbsttätigkeit ist Ehrenpflicht.

Das Zunehmen einer zielbewußten Einheitlichkeit in den Bestrebungen der zahlreichen Fachvereine und die steigende Ungunst der Konjunkturen für den Ackerbau reift in Dorpat den Gedanken, nach langer Pause wiederum eine Baltische Zentralausstellung zu veranstalten. Nach zweijährigen Vorarbeiten findet diese im Jahre 1899 in Riga statt und nimmt gleichzeitig mit der V. Versammlung der baltischen Land- und Forstwirte im Juni einen durchaus befriedigenden Verlauf.

Diese letzte Zentralausstellung ist wohl noch allen, die sie besucht — und das sind rund 100,000 Personen gewesen — so lebhaft in der Erinnerung und ihre Ergebnisse sind in dem vortrefflichen Werk von G. Armitsteadt-Neu-Mocken und Alex. Tobien* so umfassend der Nachwelt aufbewahrt, daß an dieser Stelle eigentlich nur an sie erinnert zu werden braucht.

Fassen wir hier kurz die Meinungen zusammen, die sich bei uns seit der V. Versammlung baltischer Land- und Forstwirte

---

*) Ergebnisse und Kritik nebst den Verhandlungen der V. Versammlung balt. Land- und Forstwirte. Riga. 1900. Druck von W. F. Häcker. 576 S. 8°.

Geltung erworben, so sind es etwa folgende: In der Landespferdezucht sei unser Ziel: ein gutes Gebrauchspferd. Damit legen wir das Fundament für Spezialzuchten, für welche bei unsern Bauern einstweilen das genügende Verständnis noch nicht vorhanden. Versuchen wir das ideale Temperament unsres Landpferdes zu erhalten und dabei Größe und Adel zu steigern. Ein jeder Züchter hat die Möglichkeit, durch die Aufzucht die Entwicklung seiner Fohlen in der einen oder andern Richtung zu beeinflussen und hierdurch den Einfluß unsrer Zone, welche kleinere Pferde hervorbringt, zu paralysieren. Zur Auffreuzung sind zu empfehlen konsolidierte schwerere Schläge englischen Blutes. — In der Rindviehzucht ist anerkannt, daß unser Land für die Zucht von Angler-Fünen und Holländer-Friesen gleich gute Vorbedingungen hat, daß daher beide Zuchtrichtungen gleichmäßig zu fördern sind, wobei es jedem Züchter freigestellt bleiben muß, nach Futter-, Markt- und anderen Verhältnissen sich für die eine der beiden Landeszuchten zu entscheiden.

In Bezug auf die Arbeit in fast allen Gebieten unsres wirtschaftlichen Lebens sind wir seit einer Reihe von Jahren in der glücklichen Lage, uns auf Fachvereine stützen zu können, von denen hier nur folgende erwähnt zu werden brauchen, um darzutun, daß wir der Gefahr der empirischen Verknöcherung glücklich entgangen sind. Wir haben Pferde- und Rindviehzüchterverbände mit Stammbüchern, ein liv-estländisches Landeskulturbureau mit einer Versuchsstation, Versicherungs- und Kreditgesellschaften, den Baltischen Forstverein, die Fischereivereine, einen Livl. Hausfrauenverein, den Baltischen Samenbauverband, Gartenbauverbände, eine Schweineexportschlächterei, Geflügelzuchtverein ꝛc. ꝛc.

Den Forderungen und Zielen all dieser Vereine und Verbände kommt das Programm der Nordlivländischen Augustausstellung im weitesten Umfang nach, woraus die Berechtigung erwächst, an der Hand der Entwicklung dieser Ausstellung und der Baltischen Zentralausstellungen Schlüsse über die gesamte wirtschaftliche Entwicklung zu ziehen. Möge es auch in Zukunft dem Livl. Verein zur Förderung der Landwirtschaft vergönnt sein, in Gemeinschaft mit den übrigen Landesausstellungen die Intentionen der Fachvereine zu beleben und hierdurch das Interesse für gemeinsame wirtschaftliche Pflichten zu erhalten.

Zum Schluß scheint mir die Beleuchtung zweier Fragen betreffend die letzte Zentralausstellung von Wichtigkeit. Erstens: Was sollte die IV. Baltische Zentralausstellung? und zweitens: Was hat sie uns gelehrt? — — —

Die Verarmung der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung Rußlands ist eine unleugbare traurige Tatsache, die durch die vielen Vorschläge zu ihrer Heilung nur besiegelt worden ist und durch alle Kommissionsberatungen und administrativen Maßnahmen ist wenig mehr erreicht, als daß der Bauer mit gemütvollem Fatalismus eingesehen hat, daß der Staat ihm ja doch helfen muß, wenn Mütterchen Erde ihn nicht mehr freiwillig ernährt.

Vor einigen Jahren fragte ich einen Bauern in einem „Notstandsgouvernement", der soeben das Saatgetreide, das er durch Vermittlung der Landschaftsverwaltung geschenkt bekommen, in der benachbarten Mühle verkauft hatte, was er denn weiter anfangen wolle, wenn seine Felder unbesäet blieben, worauf er mit dem freimütigsten Gesicht erklärte: „Euer Hochwohlgeboren, ich bin eine sündige Seele und weiß das nicht, aber Väterchen Zar wird schon weiter helfen." Wie typisch diese Auffassung von Mißernte und staatlicher Hilfeleistung sein muß, ersah ich daraus, daß der betreffende Müller mir brüsk erklärte, „Vorschuß haben die Hunde alle von mir, was sollte ich anderes tun, mußte schon das lumpige Korn von ihnen nehmen." Nachdem er sich vollends versichert, daß ich kein Tschinownik sei, rühmte er sich, im Umkreise von 50 Werst sei kein Bauer zu finden, der nicht seine „Notstandssaat" in seine Mühle getragen.

Ist es unter solchen Umständen zu verwundern, wenn die „besondere Kommission zur Feststellung der Ursachen der Verarmung des Zentrums" als Gegenmaßnahmen „Hebung der Energie des Landmannes" vorschlug. — Nun, solche Verhältnisse sind traurig und bedenklich genug, um jeden zu berühren! Was lehren sie uns aber und wie liegt die Sache bei uns? Anders freilich, ganz anders! So leicht wie der russische Bauer kommen wir nicht über die Krisis in der Landwirtschaft hinweg, sondern wir müssen mit Anspannung aller Energie arbeiten. Die Gewohnheit und die Erziehung zur Arbeit haben uns durch eigene Kraft einen wirtschaftlichen Vorsprung erringen lassen, den wir uns zu erhalten und täglich zu verteidigen bemüht sind. Diese Pflicht diktiert uns

nicht nur der Selbsterhaltungstrieb, sondern es gebietet uns auch die Ehre, unsren historischen Aufgaben treu zu bleiben. Wir haben zu beweisen, daß die Selbständigkeit, die dem baltischen Bauern von unsren Väter geschaffen, nicht nur auf Gottvertrauen sondern auch auf Selbstvertrauen gegründet war und daß wir ihnen auf wirtschaftlichem Gebiet auch heute noch als Führer und Vorbilder dienen.

Den Dank für diese Kulturarbeit, den noch kürzlich einer der radikalsten estnischen Volksvormünder mit größtem Pathos ungefragt verweigerte, verlangen wir natürlich nicht. — Den Volksbeglückern hieße es ja eine Existenzberechtigung zusprechen, wollte man ihnen ihr Element – das Schimpfen über ihre Erzieher — verwehren und der Bauer lohnt seine Erziehung durch wirtschaftliche Erstarkung.

Kehren wir zu der Frage zurück, was sollte die IV. Balt. Zentralausstellung und was sollen unsre Ausstellungen überhaupt? so werden wir die Antwort darin finden, daß sie einen Beweis liefern sollte dafür, daß wir uns trotz aller unsäglichen Schwierigkeiten an der Spitze der Kultur zu bewegen gewillt sind und den richtigen Weg dafür in der Erhaltung wirtschaftlicher Energie gefunden zu haben glauben. — Und was hat uns die Ausstellung gelehrt? — Viel ist noch zu leisten, viel zu verbessern, aber unsre Arbeit hat in der Heimat im weiten Reiche und im Auslande Anerkennung gefunden, wir wissen, was wir wollen und wir haben neue Kraft gesammelt, den dornenvollen Kampf um Existenz und Kultur weiterzuführen.

Möge dieser Kampf zu einem Frieden führen, welcher uns unbehindert unsre Entwicklung garantiert, dann können die bedeutsamen Worte, die der Minister der Landwirtschaft 1899 in Riga gesprochen: „Die baltischen Landwirte sind trotz der Notjahre Herren der Situation geblieben" für uns ein noch größerer Ansporn sein und der Staat kann in unsren Landen, wie seit Jahrhunderten, auf leistungsfähige arbeitsfreudige und energische Stützen rechnen — und diese kann er nicht entbehren.

v. P.

Sage von der Entstehung der Neu-Seeländischen Vulkane.

Von

Helene von Engelhardt.

In dem Lande der Maori,
Wo des Kowhai grüne Ranken
Sich in blanken Seen spiegeln,
Wo weißblühende Manuka
Von den Bergen niedergrüßen, —
In dem Lande der Maori,
Reich an Rätseln, reich an Wundern,
Ragt ein Eiland aus den Wogen,
Eingehüllt in Nebelwolken,
Eingehüllt in weiße Dämpfe,
Die — in Säulen aufwärts steigend —
Über seinem Haupte schweben. — —

In der Urzeit grauen Tagen,
Da noch keines Mannes Sohle
Je Maoriland betreten,
Kam ein Kanoe geschwommen
Von Hawai's ferner Küste,
Schnitt behend mit spitzem Kiele
Furchen in die Meereswogen;
Und im Kanoe, im flinken,
Saß Hawai's großer Renner,
Saß der Held Ngatoroi-rangi,
Und sein Weib Manukablüte.
Doch durch Schaum und Brandung lenkte
Das Gefährt sein treuer Sklave,
Ngauruhoe, ruderkundig. —

Blühend endlich vor den Wandrern
Lag Maoriland gebreitet, —
Lag in jungfräulicher Schönheit,
Nie gewahrt von Menschenblicken,
Nie berührt von Menschenhänden,
Seit vor ungezählten Jahren
Es der große Geist der Vorzeit
Maui-tiki-o-taranga,
Aus der Meerestiefe fischte.

Rotgeschnäbelte Jabiru
Stehn an murmelnd blauen Strömen, —
Staunend aus des Busches Dickicht
Näher tritt der braune Kiwi,
Sträubt sein haariges Gefieder, —
Hoch im Winde majestätisch
Regt der Kauribaum die Wipfel,
Und es neigen sich begrüßend
Tausend flammendrote Blüten
Am Pohutukawa-Stamme! — —

Freudig an's willkomm'ne Ufer
Springt der Held Ngatoroi-rangi;
Sorgsam in den starken Händen
Trägt er das geweihte Feuer,
Welches — aus Hawai scheidend —
Er dem Feuerberg entnommen.

„Raste hier, Manukablüte",
Sprach der Held Ngatoroi-rangi;
„Hier wo schattend der Totara
Die gewalt'gen Zweige breitet,
Hier auf moosigweichem Sitze
Raste nach der langen Meerfahrt,
Das geweihte Feuer hütend,
Indeß ich und Ngauruhoe
Forschend dieses Land durchziehen."

Also sprach der große Renner,
Und enteilte flücht'gen Schrittes;
Eilte wie nur Helden eilen
Über Täler, Höhn und Gründe!
Nimmer in gewalt'gern Sätzen,
Jeder Himmnis spottend, floh das
Riesenkänguruh von dannen,
Hinter ihm des Dingo Meute — — —
Nimmer vor dem Speer des Buschmanns
Über Haid' und Moor so windschnell
Lief der Urweltvogel Moa,
Wie Hawai's großer Renner
Durch Maorilands Gebiete!

Über Sumpf und Strom gefahrlos
Trug ihn seiner Sehnen Spannkraft,
Trug ihn in gewalt'gem Schwunge
Über Schlünd' und Felsenblöcke;
Und noch eh' der Bäume Schatten
Länger ward um eine Stunde,
Auf des Tangariro Gipfel
Stand der Held Ngatoroi-rangi!

Ha! da liegt das weite Eiland
In enthüllter Schönheit vor ihm!
Strahlend in azur'ner Bläue —
Ein Stück Himmel, das zur Erde
Taumelfroh herabgefallen —
Blinkt der Riesensee Maona
In der Tiefe ihm zu Füßen;
Drauf wie Lämmerwölkchen schwimmen
Weißer Schwäne lichte Scharen!
Schillernd blitzen Sund' und Fjorde
Überströmt vom Sonnengolde . . .
Grüne Waldung unabsehbar
Dehnt sich fern in Duft zerfließend . . .
Und in weiten Tälern grasen
Friedlich Känguruh und Moa
Unbedroht von Menschenhänden. . . .

Kakadu und Arras wiegt sich
Buntbeschwingt auf regen Wipfeln . . .
Tief im Rohr des Seehuhns Kreischen, —
Hoch im Blau der Schrei des Adlers, —
Waldesrauschen, — Vogelstimmen, —
Alles Leben und Bewegung!
Von umbuschten Höhen stürzen
Brausend schaum'ge Katarakte,
Ferner Berge Echo weckend . . .
An der Küste Felsenkanten
Brausend, tosend, aufwärts bäumend
Bricht das Meer die kecken Wogen . . .
Während greise Riesenwächter,
Schneebedeckte Bergeshäupter,
Stumm in tausendjähr'gem Schweigen
Auf die Ebne niederstarren. — — —

Lang — in Anschaun tief versunken
Stand der große Held Hawai's
Auf des Tongariro Gipfel.
Wohin seine Blicke schweiften,
Nirgends in den reinen Äther
Stieg der Rauch aus Menschenhütten.
Nirgends sprühten, heimlich grüßend,
Trauten Heerdes Feuerfunken;

Ferne nur, — noch kaum erkennbar, —
Loderte ein rotes Flämmchen,
Wo Manukablüte harrte,
Des geweihten Feuers hütend. — —

Endlich nahte Ngauruhoe,
Nahte zitternd, schwanken Schrittes;
Bebend und erschöpft zum Tode
Sank der Sklave, kälteschauernd,
Auf des Berges Gipfel nieder.
Glühte doch in seinen Adern
Nicht das heiße Blut des Renners,
Wohnte doch in seinem Busen
Nicht das starke Herz des Helden,
Nicht die Kraft, die göttergleiche,
In der Sehnen Stahlgewebe.
Auf des Berges starrem Schneefeld
Bebend lag der Ruderkund'ge,
Bat um Wärme, bat um Feuer!

II.

Unterdeß auf moos'gem Sitze,
Dor wo schattend der Totara
Die gewaltgen Zweige breitet,
Rastend saß Manukablüte.

Kakadu auf ros'gen Schwingen
Schwebte näher wißbegierig,
Klugen Blicks sie zu betrachten.
Fremde, niegeschaute Fische
Steckten ihre breiten Köpfe
Aus den Meereswogen, staunend
Ob des rätselhaften Gastes.
Denn noch herrschte keine Feindschaft
Zwischen Mensch und Tier; noch hatte
Nie ein Netz in diese Wogen
Sich gesenkt, den Tod verkündend,
Nie ein mörderischer Pfeil sich
Von des Jägers Bogensehne
In Maoriland geschwungen.

Arglos drängte sich die Tierwelt
Näher um Manukablüte.
Und sie schlang ein bunt Gewinde
Aus des Rimu grünen Quasten,

Schmückte es mit Ratablüten,
Warf es spielend dem Koala
Um den zottigbraunen Nacken,
Lacht' und tändelt' frohgemutet. . . .

Horch! da tönt ein Ruf, gewaltig,
Markerschütternd durch die Lüfte,
Langgezogen, herzdurchdringend. — —
Und das junge Weib, voll Beben,
Springt von ihrem moos'gen Sitze!
Von des Tongariro Gipfel
Rief Hawai's großer Renner,
Rief wie nur die Helden rufen!
Lauter als die Meeresbrandung,
Lauter als Orkanes Tosen,
Lauter als Gewitters Grollen
Tönte die gewalt'ge Stimme!
Flüchtend in des Waldes Dickicht
Bargen zitternd sich die Tiere;
Scheu im Neste duckt der Vogel,
Die erschreckten Jungen deckend;
Und die schaum'gen Katarakte,
Die von busch'gen Höhen brausen,
Ferner Berge Echo weckend — —
Wie erstarrt in jähem Grausen
Inne halten sie im Sturze,
Lauschend mit verhaltnem Atem
Für Momente jenem Wunder,
Jenen nie vernomm'nen Tönen.

„Eile, eile", rief die Stimme,
Schmetternd wie die Kriegstrompete,
„Eile her, Manukablüte,
In der Hand das heil'ge Feuer!
Eile wie die Turteltaube,
Wenn im Nest die Kleinen rufen,
Wie die scheue Waldestaube,
Wenn sie durch die Lüfte schießend
Vor des Steinaars Klauen flüchtet.
Eile wie der Pfeil, der schlanke,
Von des Helden Bogensehne,
Wenn er mit Gedankenschnelle
Unbegrenzten Raum durchschneidet . . .
Eile her, Manukablüte,
In der Hand das heil'ge Feuer:
Sterbend liegt in meinen Armen
Ngauruhoe, ruderkundig,
Fleht um Wärme, fleht um Feuer!"

Bei der Stimme erstem Laute
Springt von ihrem moos'gen Sitze
Schreckerfüllt Manukablüte!
Bebend rafft mit hast'gen Händen
Sie den Feuerbrand zusammen,
Achtet nicht, das unter'm Baume
Glimmend noch ein Scheit zurückbleibt, —
Nur des Gatten Stimme folgend,
Nur die Unglücksmär vernehmend.

Und von hinnen eilt sie flüchtig, —
Eilet wie die Turteltaube,
Wenn im Busch der Liebste locket,
Wie die scheue Waldestaube
Vor des Vogelstellers Netzen;
Wie der Boomerang, der leichte,
Von des Helden Hand geschleudert,
Wenn er sich mit Windesschnelle
Fernem Ziel entgegenschwinget!
Neben ihr der kühle Bergquell,
Über Grant und Kiesel springend,
Bleibt zurück im flinken Wettlauf!
Über ihr die schwarzen Schwäne,
Hell im Sonnenglanze blitzend,
Kurze Frist auf starken Schwingen
Mit ihr um die Wette fliehend,
Müssen ihrer Eile weichen.
Stets von neuem tönt die Stimme,
Ihren Sohlen Flügel leihend:
„Eile, eile, süße Gattin,
Sterbend liegt der starke Rudrer!"

Hier und da, vom Feuerbrande
In des treuen Weibes Händen
Fallen Kohlen, fallen Späne. . . .
Weiter eilt Manukablüte,
Weilt nicht sich darnach zu bücken
Hält im flinken Lauf nicht inne:
Vorwärts strebt sie unermüdlich
Zu des Tongariro Gipfel. — —

Weh, vergebens war die Eile!
Weh, umsonst behende regten
Sich die leichtbeschwingten Füße!
Eh die letzte Höh' genommen,
Eh die letzte Scholl' erklommen,
Lag erstarrt der treue Sklave
In des großen Renners Armen.

III.

Dämm'rung steigt unhörbar nieder
Auf Maoriland's Gebiete;
Breitet dunkle Riesenschwingen
Schützend über alles Leben,
Breitet zartgewebte Schleier
Um Manukablütes Antlitz,
Deckt das Grab des starken Rudrers
Tief mit nächtlichdüstern Schatten,
Wie mit einem Trauermantel. —

Als die Gattin, näher eilend,
Tot in ihres Gatten Armen
Ngauruhoe angetroffen, —
Schweigend legte trüben Mutes
Sie das heilge Feuer nieder
Auf des Tongariro Gipfel;
Half dem Helden, frommen Sinnes,
Gruft und Bahre zu bereiten;
Half ihm still den Leichnam betten,
Rief mit ihm zum großen Geiste,
Und als — Vätersitten folgend —
Jeder Brauch getreu vollzogen,
Müde an des Gatten Schulter
Lehnt' ihr Haupt Manukablüte,
Und die Dämm'rung senkte nachtend
Ihre schwarzen Riesenschwingen
Auf Maorilands Gebiete. — —

Doch im mitternächt'gen Dunkel . . .
Welch ein Glimmen? welch ein Lodern?
Hier und da, gleich Lagerfeuern,
Sprüht es auf in roten Flammen
Vor des Paars erstaunten Blicken!
Horch . . . ein Knistern! horch . . . ein Knattern . . .
Unter ihnen bebt der Boden,
Wie erfaßt von wildem Krampfe —
Und mit grollendem Getöse
Aus des Tongariro Gipfel
Schlägt hervor gewalt'ge Lohe!

Wo Manukablütens Händen
Vom geweihten Feuerbrande
Je und je ein Scheit entfallen,
Leckten rote Flammenzünglein
Gierig an der Erde Decke,
Nagten weiter, zauberkundig,
Fraßen durch der Erde Kruste,
Lockten aus verborg'nen Tiefen,
Was verwandt mit ihrem Wesen;

Flammen — Dämpfe — Lavamassen —
Quellen, siedend aufwärts steigend,
Daß Maoriland erbebte,
Wie von wildem Krampf geschüttelt!

Heute noch erblickt der Wandrer,
Durch des Eilands Marken streifend,
Überall die Flammenspuren
Des geweihten Feuerbrandes,
Den der heldenstarke Vorfahr
Aus Hawai's Bergen brachte. —
Und wo einst auf weichem Moose
Unter'm schattenden Totara
Rastend saß Manukablüte,
Wo bei ihrem jähen Aufbruch
Glimmend noch ein Scheit zurückblieb, — —
Ragt befremdend aus dem Wasser
Nebelhaft ein weißes Eiland,
Stets verhüllt von Dampfeswolken,
Die in Säulen aufwärts steigend —
Wogend geisterhafte Massen —
Über seinem Haupte schweben.

Wie ein Riesenstrauß Manuka
Grüßt das Eiland aus den Wogen,
In dem Lande der Maori,
Reich an Rätseln, reich an Wundern!

Kulturgeschichtliche Miszellen.

Der Zustand der Kirchen in Livland 1630.

Der langjährige schwedisch-polnische Krieg zu Beginn des 17. Jahrhunderts hatte in Livland ganz außerordentlich große Verheerungen angerichtet und allenthalben die Spuren eines allgemeinen Zerfalls hinterlassen, eines Zerfalls, der vielleicht noch größer gewesen ist, als ihn der Nordische Krieg verursachte. — Wir geben im Folgenden einen zusammenfassenden und sehr interessanten Bericht über die kirchlichen Zustände im J. 1630 wieder. Er ist von dem 1622 von Kg. Gustav Adolf zum livländischen Superintendenten ernannten Mag. Hermann Samson verfaßt und wurde am 14. April 1630 vom Generalgouverneur Johann Skytte dem König übersandt. Das Original befindet sich in Schwedischen Reichsarchiv zu Stockholm (Liv. Vol. 176). Der Bericht zeigt uns, daß von allen Kirchen (mit Ausnahme der nicht mitberücksichtigten in Riga und Dorpat) nur 17 gut oder doch wenigstens einigermaßen imstande waren. Alle übrigen waren entweder ganz und gar zerfallen und unbenutzbar, oder doch ohne Dach und sonst defekt und baufällig. Sehr schlimm sah es auch mit den Pastoraten aus, vielfach auch mit dem Unterhalt der Pastoren. Es zeigt sich, daß die in Livland Güter besitzenden schwedischen Großen oder ihre Verwalter keineswegs immer bereitwilliger waren, etwas in dieser Hinsicht zu tun, als die alteinheimischen Edelleute. Im J. 1622 waren in ganz Livland nur noch 5 Pastoren übrig; im Laufe von acht Jahren hatte Samson 45 Pastoren eingesetzt und 3 Pröpste ernannt. — Auch über die Pastoren erfahren wir aus Samsons Bericht mancherlei Neues: mehrere bisher unbekannte Personen werden uns hier genannt; von andren wenigstens über ihren Wirkungskreis neue Daten geboten; in unsrem Abdruck ist das jedesmal durch Hinzufügung eines * zu dem Namen kenntlich gemacht worden.

Der Bericht lautet:

Relation des H. Superintendentis vom Zustande der Kirchen in Liefland.

Als ich bin Superintendens geworden Ao. 1622, hab ich nicht mehr als sieben Pastoren in Liefland gefunden, davon dasselbe Jahr ihrer zween sind gestorben. Itzo aber hab ich bei vierzig Pastoren gepflanzet, und wenn noch zwei vacierende Pastoraten werden besetzet sein, alsdann weiß ich nicht, was noch mehr kunnte und möchte besetzet werden. So stehet es nunmehr im Lande:

1. Ampt Rappin. Thomas Orraff, Jan Raggle, beide Cubiassen von Rappin, beklagen sich im Namen aller Rappinschen Pauren, daß sie weit auf 6, 7, 8, 9 Meilen von der Jacobskirchen im Aiaschen, nach der Pölwischen aber die neheren auf 4, die weitesten aber auf 6 Meilen Weges entlegen; bitten, daß ihnen gestattet werde, in ihrem Gebiete eine eigene Kirche aufzusetzen. — Darauf ist ihnen zur Antwort gegeben, daß ihnen zugelassen werde, eine hölzerne Filialkirche im Dorf Leidesitz zu erbauen, mit diesem Vorbehalt, daß die eine Hälfte des Gebiets oder Ampts Rappin die Jacobs-Kirche im Aiaschen bei Wendehof [Wendau], die andere Hälfte die Pölwische Kirche für ihre Hauptkirchen, wie vor alters gebräuchlich gewesen, erkennen und den Herren Pastoren zu Pölwe und St. Jacob für ihren einigen Pastoren und Seelsorger behalten.

Die Kirche zu St. Jacob ist von Steinen erbauet, hat eine Thür mit eisernen Hängen und ist schloßfest, hat ein baufällig Dach von Ziegeln, keine Glocke und keinerlei Geräthe, noch Fenster. Es ist aber verordnet, daß solches alles möge repariret werden. — Der Herr Pastor dieses Orts heißet Bernhardus Schlorffius von Rostock. — Nach der Jacobs-Kirchen gehören folgende Höfe: Aia und Wendehof, Kangesitz [Moisekatz], Mecks, das halbe Ampt Rappin und die Pauren von Haselau, der Hof gehöret nach Dörpt. — Die Pölwische Kirche ist von Steinen erbaut, aber nunmehr stehet sie ohne Dach, sonst ist ein ziemlich vermalet Altar daselbst, hat keine Glocke, noch irgend einige Zierate. — Das Pastorat ist ganz baufällig, muß ganz von neuem erbauet werden.

2. Neuhausen. Der Pastor Christianus Henrici Wiburgensis hat nichts über seine estnische Zuhörer sich zu beschweren, ohn daß er erinnert, man wolle verschaffen, daß das abgöttische Wesen bei ihnen eingestellet werde. Die Zuhörer haben auch nichts wider den Herren Pastoren. — Es haben die königliche deputierten Commissarien als Rötger von Tiesenhausen, Wolmar von Ungern, Heinrich von Rosen, Fridericus Rogius Secretarius, verordnet, daß vom halben Haken ein Külmet Roggen, ein Külmet

Gersten, ein Külmet Habern, ein Knocken Flachs von jedem Pauren gegeben werde, vom Kinde zu taufen 6 Groschen, und von ein Paar Ehevolks zu copulieren 8 Rundstücker, bis daß bessere Unterhaltung ihm geschaffet werde. — Die Kirche ist auf dem Schloß. — Nicht weit hievon ist die Raugesche Kirche entlegen, ist von Steinen erbauet, dachlos, hat keine Fenster, sondern mit einem hangenden Schloß verwahrte Thür. Der Pastor zu Neuhausen prediget auch zu Rauge.

3. Marienburg. Da ist ein Pastor mit Namen Jacobus Praetorius, hat sein fein Auskommen, ist mit seinen Zuhörern woll zufrieden. Die Kirche lieget im Schloß, da sie zusammenkommen.

4. Adsel. Der Pastor heißet Matthias Haber* ein feiner Mann. Die Kirche befindet sich außerhalb dem Schloß; die ist abgebrannt von den Cosacken. Aufm Schloß ist eine Kirche angefertiget, dabei befindet sich ein zinnerner Kelch, welchen sel. Wilhelm Schwarzhoff zur Ehre Gottes gegeben, sonsten ist keinerlei Kirchengeräth vorhanden. — Es wird berichtet, daß 1 Meil Weges vom Schloß ein Pastorat nach der Adselschen Kirchen gehörig liege, und wird itzo Garzemesch genennet, hat 5 Pauren gehabt, so auf einen Haken Landes gesessen; der Herr Peter Sparre hält es itzo. — Vorzeiten haben die Pauren gegeben ein jeder Wirt 1 Landkülmet jedes Korns, 1 Heu, $^1/_2$ M. Geld, Flachs so viel er gegönnet.

5. Fölk. Die Kirche lieget ein viertel Meile Weges vom Hofe, ist in Stenderwerk gebauet und mit roten Ziegeln gedeckt gewesen, aber nunmehr alt, und ist für ratsam angesehen, daß eine neue Kirche von Holz erbauet werde. Die Glocke ist am gewissen und bewußten Ort versenket. Der Herr [Fabian] Plater hat sich erboten, eine neue Kirche zu bauen lassen. — Es müssen aber die Thealsche und Fölksche Kirche zusammen geleget werden. Nach des Moskowiters Zeiten hat sel. Taube zum Pastorat verleget 1 Haken Landes, die zween Kirchenpauren haben ein jeder $^1/_2$ Haken gehabt. Itzige Herrschaft erklärt sich dahin, wenn die Thealsche und Fölksche Kirche beisammen bleiben, daß das Land der alten Verordnung nach dem Pastoren bleiben solle.

6. Antzen. Es befindet sich lauter jung Volk bei dem Antzenschen Hofe, daß man von alten Sachen nichts mit denselben handeln mag. Der Pastor Henricus Fabricius wartet auf bei der Kirchen zu Urbs, dahin Antzen gehöret um den dritten Sonntag. Der Amptmann ist ein Schwede; man kann es fast nicht anders ordnen.

7. Odenpäh. Die Kirche ist von Steinen erbauet, ohne Dach, ganz verfallen, hat keinerlei Geräthe. Das Pastorat ist fast schlecht, jedoch häts nottürftige Gebäude und 2 Gesinde, daraus 3 Tage 2 Arbeiter kommen.

8. Ringen. Auf meinem Hofe Attern [Attramoise] stehet eine feine Kirche unter Ringen belegen. Ein zinnern Kelch und Paten hab ich zur Kirchen verehret. Vorhin sind 3 Kirchenpauren gewesen, itzo nur einer, welchen ich dem H. Pastoren ausgeantwortet. Das Pastorat ist dem Pastoren ganz neu erbauet. Der Herr Claus Fleming giebt vom Hause Ringen nichts dem Pastoren, ohn was die Pauren geben, welches zu beklagen.

9. Randen. Die Pauren sind mit ihrem Pastoren Herren Nicolao Rüggen* [Rüchken] woll zufrieden. Dieser Pastor versiehet auch Kawelecht, bei welcher Kirchen sich gar kein Geräthe findet, ohn einen zinnernen Kelch. Die Kirche ist von Steinen erbauet, stehet ohn Dach; sie sind ermahnet worden, es doch fest zu machen. Sie sagen, daß zum Pastorat zween Haken Landes gehöret. Das Pastorat liegt ganz in der Aschen.

10. Oberpahlen. Die Pauren haben sich nichts über ihren Pastoren Johannem Pomeranum zu beklagen. Weil keine Kirche beim Schloß ist, so wird aufm Saal geprediget. Den Pauren ist angedeutet, sie sollen die Kirche und das Pastorat wiederbauen. Bei der Pillistferschen Kirchen, welche eine Filialkirche ist und daselbst wird einen Sonntag um den andern geprediget, ist ein Dorf, Pillistfer genannt, gehöret dem Pastoren, der es auch besitzt, von $1^1/_2$ Haken.

11. Lais. Der Pastor heißt Bartholdus Erici*, wird von den Junkern und Pauren unterhalten. Die Pauren sind zusammen 98, geben 3 Külmet Getredich. Die von Adel geben 20 Tunnen Getredich, die Hälfte an Roggen, die Hälfte an Gersten. Der Pastor hat keine eigene Kirchenpauren. Die Kirche ist von Steinen, stehet auch ohn Dach. Es finden sich bei der Laisischen Kirchen 3 teutsche Haken Landes, und bei der Jungfrauen-Kirchen (bei welcher um den 3. Sonntag geprediget wird) 1 Haken, welche der Pastor mit seinem eigenen Volk bebauen muß.

12. Talkhof ist zu schwach einen Pastoren zu halten, die Pauren sind an die nächste Örter verleget worden.

13. Rüggen. Die Kirche stehet ohne Dach. Der estnische Prediger von Dorpt prediget im Chor, genannt Joachimus Rossinius.

14. Ecks. Da prediget der Pastor Henricus Fabricius. Bei der Kirchen ist nichts zum besten, ohn ein Stück Landes, welches zum Schloß zu Dörpt verleget. Der Pastor bittet, daß ers wiederbekommen möge.

15. Koddafer. Da kann man kaum etwas gewisses erfahren. Der Pastor heißt Laurentius Michaelis, wird von den Pauren unterhalten.

16. Camby. Die Cambysche Kirche soll mit dem ersten visitiert werden. Soviel vom Dörptischen Kreis.

17. Walk. Zu Walke stehet eine steinerne Kirche ohn Dach, es wird geprediget in des Pastoren Losament. Der Pastor ist gar ein guter Mann, der Walk und Adsel versiehet, Matthias Haber genannt. Er hat bei der Walke wenige Lande und einen Pauren.

18. Fellin und Paistel sind zusammengeleget, der Pastor heißet Johannes Becker* Rigensis. In Fellin stehet noch eine ziemliche Kirche. J. Gn. der Herr Feldherr [Jakob De la Gardie] haben den Pastoren mit 2 Pauren und anderen Geschenken jährlich versehen. Zu Paistel hat er einen Pauren.

19. Karkus. Da prediget Melchior Engelsen*, wird von der Frau Schatzmeisterin übel gehalten. Er hat kaum einen Kirchenpauren. Die Kirche wird mit Gebäud übel versehen. Man tut so viel man kann.

20. Rujen. Der Pastor heißt Christophorus Serarius [Kleinschmidt], hat zwei Pauren. Die Kirche muß auch im Gebäude erhalten werden. Der Pastor tut sein Ampt, wie sichs gebüret.

21. Helmet und Tarwast. Der Pastor heißt M. Ludolphus Holler Rigensis, ist von J. Gn. dem H. Feldherren woll versehen. Das Chor ist bedeckt, darinnen wird geprediget, die Kirche aber noch nicht. Der Pastor hat 2 Kirchenpauren bei Helmet.

22. Ermes. Der Herr [Generalmajor Wilhelm de] la Barre hat 3 Pastoren enturlaubet, treibet es wunderlich mit ihnen; Franzosen und catholische Herzen meinen die lutherische Pastoren nicht. Ich weiß nicht, was ich fast von Ermes schreiben soll.

23. Pernau hat itzo einen Pastoren [wohl Friedrich Loewenstein], sie wollen mich für keinen Superintendenten erkennen, trotzen auf ihr jus patronatus.

24. Salis. Der Herr Per Bannier sollte billig seines Pastoren sich besser annehmen, als geschieht. Ich schreibe und vermahne die Amptleute, es will da nichts helfen. Ich hab müssen zu Salis legen Pürckel und Eichenangern, welche was weit von einander sein, und ist gar ein böser Weg dahin. Der Pastor kann sich dennoch kaum erhalten. Der Pastor heißt Jonas Coperius* [Coppenius?].

25. Dickeln. Zu Dickelhof ist Jonas Ficinus* und hat geringe Intraden, muß in der Junkern Wohnstube predigen. Was die Pauren ihm geben, das hat er.

26. Lemsal und Wainsel sind zusammengeleget, und hat der Pastor [Rötger Pröbsting] sein gut Auskommen. Er hat 3 Kirchenpauren. Die Kirchen aber als Ubbenorm und Lemsal müssen im Gebäude erhalten werden.

27. Lobdiger und Roop sind zusammengeleget. Der Pastor heißt Johan Kappun. Bishero ist man sehr faul gewesen in Erbauung der Kirchen zu Lobdiger, Gott gebe hinfüro besser. Der Pastor hat nichts überflüssiges. In Roop verfällt die Kirche ganz und gar. Es soll aber an den beiden Örtern andere Ordinanz gemachet werden.

28. Zu Pernigel ist ein Pastor mit Namen M. Matthias Relandt* Rigensis, hat 4 Kirchenpauren. Die Kirche ist ziemlich erbauet, daß man kann zufrieden sein. Die Junkern, so dazu gehören, tun so viel sie vermögen.

29. Dünamünde, Paul Wulffs Gut [Zarnikau], Neuermühlen und Rodenpois sind zusammengeleget. Der Pastor heißt Fridericus Menius, ist neulich dahin gesetzet. J. Gn. Herr Johann Skytte hat ihm seine Pauren verordnet.

30. Wohlfahrt. Zu Wohlfahrt ist Pastor Johannes Fabricius, hat 50 Flor. an Gelde und in allem 35 Pauren, die geben 3 Külmet Korns. Aufs Haus wird geprediget.

31—35. J. Gn. des H. Reichskanzlers Güter, als Burtneck, Wolmar, Trikaten, Wenden, Mojan und Papendorff sind woll versehen. J. Gn. haben des großen Ruhm, daß sie in diesem Fall nichts an sich mangeln lassen. Die Pastoren heißen also: M. Hermanus Ibinck* zu Burtneck; Claudius Sigfridi* zu Wolmar; Antonius Burchardi* zu Trikaten; Bartholomäus Meier* zu Wenden; Andreas Hermanni*, ein alter Mann, zu Papendorf. Sie haben nicht zu klagen. Die Kirchen stehen ziemlich, ohn daß an die Burtneckische Kirchen das Dach muß gebauet werden. Gottes Wort wird da woll getrieben.

36. Zu Salisburg ist Zacharias Holdius, hat schlechte Gelegenheit, muß in sein Pastorat predigen.

27. Zu Treiden und Cremon ist Pastor Wenceslaus Lemchen Rigensis. Er prediget zu Treiden aufm Schloß. Die Cremonsche Kirche ist nicht dachfest, ohn das Chor. Da prediget er ein. Er hat 2 Kirchenpauren, krieget vom Hause Treiden ein Genanntes, hat gleichwoll nichts überflüssiges.

38. Segewold und Allasch. Die beede Örter verwalten Henricus Kleinschmidt Rigensis. Ein Pastorat ist zu Segewold neu gebauet; hat beim jeglichen Ort 4 Pauren, seine Kirchenlande und stehende Gelde. Die Kirche zu Segewold steht was schlecht, zu Allasch ist sie etwas besser.

39. Ritau und Lemburg werden zusammen verwaltet von Laurentio Hendermanno*. Der Herr Asserson hat ihm vom Hause ziemlich versehen. Er hat 2 Kirchenpauren. Die Kirchen sind was verfallen, müssen an beeden Örtern gebauet werden.

40. Suntzel und Sissegall sind zusammengeleget, da soll ein Pastor hinkommen Johannes Hartmannus Rigensis. An beeden Örtern sind 140 Pauren, geben 3 Külmet Korn. Es sind an beeden Örtern 4 Kirchenpauren. Die Edelleute wollen zusammen geben laut ihrer Hand 184 Taler.

41. Erlaa und Jürgensburg sind zusammengeleget, und werden verwaltet von Andrea Gezelio*. Er hat zwar schlechte Gelegenheit, mag nun besser werden. Zu Jürgensburg ist eine ziemliche Kirche. Er hat über einen Kirchenpauren nicht.

42. Ronneburg und Smilten. Die beede Örter verwaltet Georgius Gravius, hat zusammen an beeden Örtern 9 Pauren. Zu Smilten ist ein ziemlich Pastorat, bei Ronneburg aber ist eine bessere Kirche.

43. Tirsen und was dazu gehörig. Zu Tirsen gehöret Lisohn, da hab ich gesetzet einen Pastoren Michael Cörber* genannt, welcher seine Sustentation hat, und nicht viel mehr. In der Edelleute Höfe wird geprediget, weil da keine Kirchen vorhanden sein.

44. Pebalg und Schuien hat einen Pastoren mit Namen Philippus Nicolai aus der Pfalz, welcher auf das Schloß prediget, und auch da wohnet. Er hat 300 Tlr. von J. Gn. den Herren Reichsadmiral [Karl Karlsson Güldenhielm] und der Pauren Gerechtigkeit. Die Kirche ist ganz und gar zerfallen.

45. Zu Seßwegen ist ein feiner Mann Johannes Gruelius, hat 4 Kirchenpauren und der Pauren Gerechtigkeit, vom Hause hat er wenig. Die Kirche ist ziemlich.

46. Zu Berson ist ein Pastor Johannes Behm, hat 66 Pauren. Vier Pauren gehen dem Pastoren täglich zur Arbeit, und hat ein vollkommen Haken Landes. Die Herrschaft gibt 40 Gulden an Geld, 1 Last Roggen, 1 Last Gersten. Aufs Schloß wird geprediget, da auch noch der Pastor wohnet.

47. Kaltzenau, Lubahn rc. Der Pastor heißet Johannes Georgius Cureus*, hat ziemliche Gelegenheit; die Pauren geben ihre Gerechtigkeit, 3 Külmet Korns. Hat 3 Kirchenpauren, 1/2 Haken Landes. Seine Sachen können verbessert werden.

48. Zu Kokenhusen ist Pastor Donatus Praetorius, hat vom Hause 24 Lof Roggen. Hat 7 Kirchenpauren, versiehet auch Kroppenhof und Ascheraden.

49. Lennewarden und Jungfernhof. Da ist Pastor Antonius Rose*, hat 3 Kirchenpauren. Sein Pastorat muß gebauet werden. Die Pauren geben 3 Külmet Korns. Die Kirchen müssen nunmehr recht eingerichtet werden wegen des Krieges.

50. Dahlen ist eine schlechte Gelegenheit. Der Pastor [Balthasar Schönemann] ist neulich an der Pest gestorben. Es soll dahin gesetzet werden ein Rigensis mit Namen Eberhardus Herbers. Er hat 50 Tlr. vom Herren Gubernatore und Commissario [Anders Eriksson Hästehufvud], einen oder zweene Kirchenpauren.

Also siehet aus, Ew. Kgl. Mt., wie ich mich meines Ampts angenommen. Was ich sonst mehr getan, mit Abschaffung dieses oder jenes Greuls, mit guten consiliis, solches weiß der, der mich an jenem Tage richten wird. Ich hab an Liefland in diesem währenden Kriege ein krankes Corpus zu curieren gehabt, da hab ich oft praktisieren müssen: Ibant quo poterant, quo non poterant ibi stabant. Wie es Fried ist, sollen die Synodi fortgehen, was ich durch Gottes Gnade darinnen gedenke zu praestieren, solches soll der eventus weisen.

M. Hermannus Samsonius.

Literarische Rundschau.

Kleiststudien.

Zwei deutsche Dichter hat Kant in ihrer geistigen Entwicklung besonders beeinflußt: Schiller und Heinrich von Kleist. Aber sehr verschieden, um nicht zu sagen entgegengesetzt, war die Wirkung dieses Einflusses des Königsberger Philosophen auf die beiden. Der seelisch gesund und stark beanlagte Schiller rang sich durch das Studium der Philosophie Kants zu jenem grandiosen Idealismus durch, der allen Werken seiner Reifezeit den unvergänglichen Stempel aufgedrückt hat. Es war die „Kritik der praktischen Vernunft", die Schiller gefangen nahm und seinem Genius die Richtung gab, so die Richtung gab, daß jedes seiner großen Dramen, vom Wallenstein bis auf den Tell, gewissermaßen als eine immer wieder neue Probe auf das Exempel erscheint.

Kants „Kritik der praktischen Vernunft" konstatiert die teleologische Verknüpfung der Dinge, ein göttliches Weltregiment, dem sich alles, was ist und geschieht, ausnahmslos einordnet. Der kurzsichtige Mensch kann diesen teleologischen Zusammenhang im Leben nicht erkennen, die Aufgabe des Dichters, insbesondere des Dramatikers, ist, ihn in seinen Schöpfungen wie im Bilde klarzulegen. Und das tat Schiller in der Tat in allen seinen Dramen. Man hat, namentlich in jüngster Zeit, diesen Durchgang des Schillerschen Genius durch die Kantische Philosophie bedauert, man hat behauptet, der Philosoph hätte auf Kosten des Dichters zugenommen, die Kantische Philosophie hätte den Dichter um seine Ursprünglichkeit gebracht und ihn damit in der Fähigkeit beeinträchtigt, ganzes, volles Menschenleben und Menschenschicksal unbefangen auszugestalten. Das mag zutreffend sein, zumal Schiller selbst in einem Briefe an Goethe aus dem Jahre 1794 klagt, daß ihn früher gewöhnlich der Poet übereilt habe, wo er philosophieren sollte, und der philosophische Geist, wo er dichten wollte, und noch jetzt begegne es ihm häufig genug, daß die Einbildungskraft seine Abstraktion und der kalte Verstand seine Dichtung störe.

Auch Goethe ist, und noch lange später, derselben Ansicht, denn in einem Gespräch mit Eckermann vom 14. November 1823

sagt er: „Ich kann nicht umhin, zu glauben, daß Schillers philosophische Richtung seiner Poesie geschadet hat, denn durch sie kam er dahin, die Idee höher zu halten als alle Natur, ja die Natur dadurch zu vernichten.“ Das mag also alles zutreffend sein, es mag wahr sein, daß Schiller ohne Kant ein noch größerer Dichter geworden wäre, nicht zu leugnen ist trotzdem, daß der Gewinn aus dem Studium Kants, das mächtige sittliche Pathos, das seine Schöpfungen durchweht, in erster Linie dazu beigetragen hat, ihn zum Lieblingsdichter nicht nur der deutschen Jugend, sondern der ganzen deutschen Nation zu machen. Man hat eben wieder bei den Feierlichkeiten von Kants hundertstem Todestage wiederholt hervorgehoben, daß Kant der Philosoph des Protestantismus sei; dann aber ist Schiller der Dichter des Protestantismus, er ist das eigentlich viel mehr als Shakespeare, dem dieses Epitheton häufig beigelegt worden ist.

Ganz anders als auf Schiller wirkte Kant auf Heinrich von Kleist. Schiller stieg in dem gewaltigen Gebäude, das der Philosoph aufgeführt hatte, bis zu der Spitze des Turmes empor und gewann dort eine alles umfassende Fernsicht; Kleist verirrte sich in den unteren Regionen der „reinen Vernunft“. Das Ergebnis seiner Kantischen Studien war die Erkenntnis, „daß wir nichts wissen können“. Schillers starker Geist wird durch Kant geklärt und gefestigt, die grüblerische, krankhafte Natur Kleists verfinstert sich immer mehr und mehr bei denselben philosophischen Untersuchungen. „Was der Himmel mit uns will, ahnen wir noch im Tode nicht. Nicht den Zweck des Daseins kennen wir und nicht unsre Bestimmung. Unbegreiflich ist der Wille, der über der Menschengattung waltet.“ In seinen letzten Lebensjahren kommt Kleist etwas weiter, aber doch auch nur zu dem Bekenntnis: „Es kann kein böser Geist sein, der die Welt regiert, es ist bloß ein unbegriffener.“

Kleists Weltanschauung erscheint also im Gegensatz zu der Schillers als eine völlig negative. Wie Schiller aber ist Kleist darin ein subjektiver und vielleicht der subjektivste aller Dramatiker, daß seine Werke in ihrer Idee seine Weltanschauung zum Ausdruck bringen. Das gilt namentlich von den Werken seiner ersten Periode, z. B. von der „Familie Schroffenstein“. Objektiv dagegen ist Kleist wieder — und darin unterscheidet er sich vorteilhaft von Schiller — in der Zeichnung seiner Charaktere. Er gibt trotz mancher Übertreibungen und mancher krankhaften Züge ganze, volle, lebendige Menschen. Er schöpft hier aus der Fülle und kommt in dieser Beziehung unter allen deutschen Dramatikern dem großen Briten wohl am nächsten.

Neben dem Weltenrätsel quälen den Dichter in seiner ersten Schaffensperiode ein glühender, alles verzehrender Ehrgeiz. Er

wollte Goethe den Dichterkranz von der Stirne reißen, und zwar wollte er diesen Sieg mit einem Wurf erringen. Und dieser große Wurf, in dem er auf einmal alles leisten wollte, sollte seine Tragödie „Robert Guiskard“ sein. Jahrelang trägt er sich mit dem Plan, jahrelang arbeitet er daran, und dann, als er am Ende scheint, überkommt ihn die Verzweiflung, er fühlt es, er kann die unmögliche Aufgabe nicht leisten, und überliefert sein Lebenswerk den Flammen. Mit einem völligen Zusammenbruch endigt die erste Schaffensperiode. Langsam erholt er sich, rafft er sich auf, leise winkt ihm neue Lebenshoffnung, und scheu und wie vorsichtig tastend greift er wieder in die Saiten der Leier. Die Werke dieser Periode sind weniger von seiner Weltanschauung diktiert, als von seinen persönlichen und den Schicksalen seiner Nation; sie haben den Vorzug, daß sie in der Idee immer objektiver, immer positiver werden. Das letzte ist das einzige wahre große Hohenzollerndrama, das die Deutschen haben, — „Der Prinz von Homburg“. Mit diesem Werk scheint sich der Dichter endlich durchgerungen zu haben, und da — erfolgt die Katastrophe: Heinrich von Kleist geht 1811 freiwillig aus dem Leben. Um ganz zu gesunden, wenn er überhaupt gesunden konnte, fehlte es ihm an dem Einen, das er nicht entbehren konnte, an der Anerkennung, dem Ruhm. Er fand für seine letzten großen nationalen Dichtungen nicht einmal einen Verleger, so daß sie erst erschienen, als er schon lange im Grabe am einsamen Wannsee schlummerte. So kam es, daß der Mann, der feurig wie kein andrer seine mißhandelten Volksgenossen zum Kampf für die Freiheit zu wecken versucht hatte, als der Morgen des Freiheitstages hereinbrach, seine Strahlen nicht mehr sah. Und das war so bald nach seinem Tode. Fürwahr, tragisch war das Geschick dieses Tragödiendichters!

Es erhellt aus dem Gesagten, wie ein intimeres Verständnis für die Kleistische Dichtung nur aus einer schrittweisen Verfolgung seiner Lebensschicksale zu gewinnen ist. Das aber ist ein recht mühsamer Gang. Hoch willkommen müssen daher alle Arbeiten sein, die zu solchem Gange den Weg ebnen. Ein Werk dieser Art sind die jüngst im Cottaschen Verlage erschienenen „Kleist-Studien“ von Spiridion Wukadinovic. In der ersten dieser Studien behandelt der Verfasser zwei Lustspiele, die Prof. Eugen Wolff in Kiel aufgefunden und von denen er nachzuweisen versucht hatte, daß sie unzweifelhaft von Kleist stammten. Schlagend tut nun Wukadinovic zunächst dar, daß sie nicht von Kleist herrühren können, und beweist dann ebenso sicher, daß der Verfasser kein andrer als Ludwig Wieland ist. Es ist eine wahre Lust, solch eine Untersuchung zu lesen. — Noch reizvoller sind die nächsten beiden Studien über den Guiskard. Die eine verfolgt die innere Entstehungsgeschichte der Dichtung, die andre sucht das verlorene Werk

zu rekonstruieren. Der Verfasser spricht zum Schluß nur von „Vermutungen". Uns erscheinen seine Ausführungen ebenso geistvoll wie überzeugend. Neues und Interessantes bringen auch die letzten beiden Abschnitte über das Werden des „Kätchens von Heilbronn" und des „Prinzen von Homburg". Das Buch erquickt schon als geistreiche Lektüre, ganz abgesehen von seinem bedeutenden wissenschaftlichen Werte.

K. Stavenhagen.

Kunstformen der Natur.

Die bildende Kunst geht überall von der Natur aus und benutzt sie als Stoff, als Staffage, als Typus oder Symbol. Aber ausschließlicher Gegenstand eines Kunstwerks wird die Natur doch nur im Landschaftsbilde sein können und auch da bloß vermöge der typischen Stimmung, die der Maler hineinlegt und der Beschauer herausfühlt. Zwar haben schon die Niederländer jene musterhaften Blumen-, Frucht- und Geflügelbilder verfertigt; aber wirkliche Kunstwerke von absolutem Wert wurden derartige leblose Darstellungen nicht. Erst wenn menschliche Einwirkung die Szene belebte, entstanden solche, wie die großen Jagdbilder von Snyders. Im Stilleben bewundern wir doch nur die subtile Technik, im Jagdstück schon die geistreiche Erfindung. — Während die symbolische Naturauffassung der Griechen in erhabenen, aber doch immer menschlichen Göttergestalten gipfelte, bevorzugt die heutige Malerei phantastische Mischwesen; sie verirrt sich durch raffinierte Symbolik zur Unnatur. In der Landschaftsmalerei aber steigert sich die Gefühlserregung nicht selten bis zu einem Tiefsinn, welcher dem von der Natur gelieferten Landschaftstypus nirgends entspricht.

Solcher Gefahr ist der Dichter weniger ausgesetzt. Die früher beliebte Landschaftsmalerei in Worten ist abgetan. Dagegen hat die Poesie zu allen Zeiten sich beflissen, große und kleine Naturgegenstände und -erscheinungen für ihre Zwecke zu verwerten als Staffage, als Symbol, besonders aber als Allegorie und Metapher. Selbst die geringsten Wesen sind von dieser Anwendung nicht ausgeschlossen; ja sogar alltägliche Entwicklungsvorgänge eignen sich zu effektvoller Einflechtung. Nur ein Beispiel:

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künftgen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittigen der Rose in den Schoß.

Goethe, Ilmenau, 3. Sept. 1783.

Für die bildende Kunst sind solche Motive selbstverständlich nicht brauchbar.

Wenn nun von „Kunstformen der Natur" die Rede ist, kann zunächst die Kunst gemeint sein, mit der die Natur ihre Lebewesen ausstattet, daß sie auch im kleinsten Maßstabe, ja gerade in diesem die bewunderungswürdigsten, originellsten Gestaltungen aufzubauen imstande sind. — Solche natürliche Kunstformen nachzubilden wird nicht Aufgabe höherer Kunst sein; allenfalls wird der Maler oder Bildhauer sie als nebensächliches Beiwerk in Anspruch nehmen. Dagegen vermag die Kunstfertigkeit zu technischen Zwecken aus jenem Naturgesetz Gewinn zu ziehen. Jene regelmäßigen oder seltsamen, zierlichen, phantastischen Pflanzen- und Tiergebilde, die mit dem bloßen Auge nicht mehr wahrgenommen oder überschaut werden können, sondern erst unter der Lupe oder dem Mikroskop ihre Mannigfaltigkeit und Schönheit offenbaren, laden geschickte Hände zur Nachbildung ein. — So zahlreich nun die Stoffe und Zwecke der Kunstfertigkeit in Gewerbe und Handwerk — den Hausfleiß nicht zu vergessen — sein mögen, so vielfältig wird die Verwendung der „Kunstformen der Natur" sein können. Hier finden tätigschaffende Menschen und Maschinen eine unerschöpfliche Fülle von Vorlagen für ihre Technik. In diesem Bereiche bedarf es nur zweckmäßiger, geschmackvoller Anwendung schön stilisierter Modelle, keiner geistreichen Erfindung.

Solch ein originelles Werk* zu begründen war Haeckel ganz besonders berufen; er brauchte nur aus der unendlichen Reihe seiner wissenschaftlichen Entdeckungen auf mikroskopischem Gebiet das Ansprechendste auszuwählen und zusammenzustellen, was sonst in gelehrten Arbeiten zerstreut und dem Laien durchaus unzugänglich war.

Alles, was die „Kunstformen" an niederen Tieren und Pflanzen enthalten — es sind ca. 90 pCt. aller Tafeln und man könnte wünschen, es wären alle 100 —, mögen es mikro- oder makroskopische Objekte sein, eignet sich vortrefflich zur Nachahmung. Ihre Muster finden hier: Gold-, Silber-, überhaupt Metallarbeiter, Kunsttischler, Tapetenfabrikanten, Weber, Strickerinnen, Schmuckarbeiter in Zeug, Leder oder andrem Material, Dekorationszeichner, z. B. Verfertiger von Kotillonorden und ähnlichen Artikeln, von Buchschmuck, Verzierungen aller Art u. a. m.

Ganz besonders überraschen die zierlichen Urpflanzen und Urtiere durch beneidenswerten Geschmack in ihrem Aufbau. Solche Tafeln, wie 11, 51, 71 (Protozoen) oder die vielen Nesseltiere

---

*) Kunstformen der Natur. Von Prof. Dr. Ernst Haeckel. 1. u. 2. Sammlung. 100 Illustrationstaf. m. beschreib. Text. Lpz. u. Wien. Verlag des Bibliographischen Instituts. Preis M. 30. — Supplementheft. Allgemeine Erläuterung und systematische Übersicht. M. 1,50.

und Quallen, ferner wie 34 (Protophyten) und andre Pflanzenbilder, spotten aller menschlichen Phantasie, die sich vergeblich bemühen würde, derartige Formen- und Farbenschönheit in gleicher Vollkommenheit und Vielgestaltigkeit zu erfinden. Denn nicht nur die Formen, auch die Farben sind von bezauberndem Schmelz und reizender Zartheit, dabei doch so einfach temperiert, daß sich die alte Wahrheit bewährt: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“ Derartige Meisterwerke gehen nur aus der großartigen Werkstatt der rastlos und schrankenlos schaffenden Natur hervor.

Die glänzende Ausstattung des Werks hat aber auch dafür gesorgt, daß es sich allen empfiehlt, die nicht gerade auf Reproduktion ausgehen, sondern einen kostbaren Beitrag für ihre Sammlung illustrierter Werke wünschen. Die „Kunstformen“ gehören von Rechts wegen auf jeden Prunktisch. Für ein so eigenartiges, wertvolles Bilderbuch ist der Preis ein sehr mäßiger. — Als Supplementheft ist den „Kunstformen“ ein Nachtrag zur Orientierung über ihren wissenschaftlichen Gehalt beigegeben. Da findet man in Kürze eine Übersicht der dargestellten Naturschöpfungen nach ihrer aufsteigenden Entwicklung. Endlich schließt das Heft mit Tabellen, die über den Gesamtinhalt Aufschluß geben, namentlich auch die Verwendbarkeit der „Kunstformen“ im Gegensatz zu der großen Masse sonstiger Erscheinungen hervorheben. — So hat deutsche Wissenschaft allen Gebildeten einen Einblick in das wundervolle Walten der Natur eröffnet und ein Kunstwerk geliefert, das in seiner Art einzig sein dürfte.

F. S.

J. Luiga, Die Fürsorge für Geisteskranke im Baltischen Gebiet. I. Teil. Jurjew 1904. 108 S.

Der Verfasser, Assistent an der psychiatrischen Klinik zu Jurjew, veröffentlicht unter obigem Titel eine Abhandlung, die die Geschichte der Bestrebungen zur Fürsorge für Geisteskranke in den Ostseeprovinzen behandelt. Er schildert die Entwicklung und die Entstehung der Kollegien der allgemeinen Fürsorge, der Anstalten Alexandershöhe und Rothenberg bei Riga, der Anstalt Seewald bei Reval usw. Die Tätigkeit der Gesellschaft Livl. Ärzte und die jahrelangen Bemühungen derselben, die Fürsorge für die bäuerlichen Geisteskranken befriedigend zu gestalten, ist ausführlich gewürdigt, desgleichen die Errichtung einer Fakultät für Nerven- und Geisteskranke in unsrer Universitätsstadt durch weil. Prof. Wahl ihrer Bedeutung entsprechend hervorgehoben. Die Arbeit ist fleißig und erschöpfend und enthält in ihrem sachlichen Teil manchen beherzigenswerten Vorschlag, und unter Umständen wäre die Arbeit es wert, eine fühlbare Lücke auszufüllen.

Leider hat sich aber der Autor berufen gesehen, seiner Abhandlung eine politisch gefärbte Einleitung vorzusetzen, die seine Arbeit zu einer argen Tendenzschrift stempelt. Die an sich beklagenswerte Tatsache, daß die Geisteskranken in den Ostseeprovinzen bis in die Gegenwart hinein ein elendes Dasein führten, dient Herrn Luiga als Argument, um die in unsren Landen herrschende „Herrenmoral" zu beweisen. Seiner Meinung nach waren die raßlichen und sprachlichen Unterschiede zwischen der „herrschenden" Gesellschaftsklasse und den „niederen" Ständen so groß, daß die herrschende Kaste an den Sorgen und Schmerzen des bäuerlichen Landvolkes teilnahmlos vorüberging und jeglichen Interesses für die Unterdrückten bar, mit schuld wurde an der physischen und seelischen Degeneration, die unser Landvolk gegenwärtig aufweise. „Konnte überhaupt die schwarze, niedergedrückte Volksmasse, die gesunde oder auch die kranke, irgend ein Interesse erregen, und um so mehr das Interesse unsres Adels."

Es zeigt von großer Voreingenommenheit und größter historischer Unbildung, die Schuld der mangelhaften Fürsorge für Geisteskranke auf die herrschende Gesellschaftsklasse abzuwälzen und diese für eine allgemeine soziale Erscheinung verantwortlich zu machen! In der ganzen westeuropäischen Welt sehen wir denselben Entwicklungsgang in der Frage der Fürsorge für Geisteskranke, wie in unsrer engern baltischen Heimat. Bis tief in die Mitte des vorigen Jahrhunderts bestand eine ausgesprochene Gleichgiltigkeit aller Gesellschaftsschichten gegen Geisteskranke und von einer zweckmäßigen Fürsorge war nur ausnahmsweise und an einzelnen Orten die Rede. Erst die letzten 30 Jahre brachten einen Umschwung nicht nur in der Frage der Irrenfürsorge allein, sondern überhaupt auf allen Gebieten der öffentlichen Wohlfahrt beobachtet man das wachsende Interesse für soziale Fragen. Es weist auf eine spezialistische Beschränktheit, sein Spezialfach losgelöst von andern Gebieten zu betrachten und Anklagen zu erheben, die doch nur im Zusammenhang mit allgemeinen Zeiterscheinungen richtig zu beurteilen sind. Was würde Herr Luiga sagen, wenn wir in den gleichen Fehler verfallen wie er und an ihn die Frage richten, woran es wohl lag, daß bei den Arbeiten der Gesellschaft Livl. Ärzte in Sachen der Irrenfürsorge, die doch ausschließlich nur die Interessen des bäuerlichen Standes berührten, auch nicht ein einziger estnischer oder lettischer Arzt sich beteiligte! Wir sind weit entfernt, aus dieser auffallenden Tatsache dem estnischen oder lettischen Volke einen Vorwurf zu machen, das wäre ja töricht. Wir erklären uns dieses Faktum aus einer Unbekanntschaft mit psychiatrischen Fragen und aus einem mangelhaften Interesse für gewisse medizinische Nebengebiete. Ein so strenger Beurteiler der baltischen Deutschen, wie Herr L., hätte aber den Mut finden sollen, seine eigenen Volksgenossen zu tadeln und nicht nur den Splitter in seines Nächsten Auge zu sehen. Um uns kaufmännisch auszudrücken, so hoffen wir, daß der Verf. auf eigene Gefahr und Rechnung schreibt und nicht etwa die Ansichten des Prof. W. v. Tschisch und seiner Schule widergibt. Wir würden einen derartigen radikalen Standpunkt im Interesse der gedeihlichen Fürsorge der Geisteskranken im baltischen Gebiet schmerzlich beklagen. Glaubt Herr L. allen Ernstes, daß die Fürsorge für Geisteskranke während der früheren Jahrhunderte und während des Mittelalters im Russischen Reich im Vergleich mit andern europäischen Ländern bessere waren? Beweisen seine phrasenhaften, tendenziösen Zitate gegen den „protestantischen und katholischen" Westen nach dieser Richtung auch nur das allergeringste?! Weiß Herr L. es nicht, daß auch heutzutage in allen unkultivierten Ländern der einzelne Geisteskranke eine verhältnismäßig geschützte Stellung einnimmt, aber es würde doch keinem einfallen, daraus den geringsten Schluß zu ziehen auf soziale Ord-

nung und Wohlfahrt, geschweige denn herabsetzende Vergleiche anzustellen zwischen dem Baltischen Gebiet und andern Ländern! Welcher Dünkel und welche Anmaßung! Ferner, beruht es wirklich auf Tatsachen, daß die „arme und unkultivierte Bevölkerung" (d. h. unser Bauernstand) einen höheren „Prozent" an Geisteskranken darbietet, als die übrigen Gesellschaftsschichten? Sollen wir wirklich an diese sozialistische Phrase glauben und Arme-Leute-Romane als Wahrheit ansehen? Welche Statistik der ganzen Welt könnte diese Tatsache erhärten, und bedeutet es nicht einen Denkfehler, aus einer statistischen Erwägung eines bestimmten Kreises solch folgenschwere Schlüsse abzuleiten. Zugegeben, daß in dem Dörptschen Kreise die Zahl der Geisteskranken eine enorm hohe ist, so sind doch die Ursachen der Geisteskrankheit viel verwickelter, als der Verf. es glaubt, und der Beweis ist noch lange nicht geliefert, daß „der chronische Hunger des baltischen Bauern und seine Überanstrengung unumgänglich eine schwere körperliche und seelische Degeneration hervorrufen mußten, deren Spuren nicht so schnell verschwinden werden."

Es gebricht mir an Raum, um alle Irrtümer des Verfassers im einzelnen zu widerlegen, ich glaube auch, es dürfte eine vergebliche Mühe sein, denn der Haß gegen die Vergangenheit und die baltische Gesellschaft trüben seinen Blick und engen das psychiatrische Gesichtsfeld. Der Verf. ist offenbar noch jung, und wir hoffen, daß er sich nicht in fruchtlosen greisenhaften Anklagen dauernd gefallen wird, sondern daß er die Zeichen der Zeit begreift und in ernster Arbeit die soziale Pflicht an seinen Volksgenossen aufnimmt und dem Beispiel folgt, das die deutsche Gesellschaft in den letzten Jahren darbietet, deren Arbeiten und Erfolge Herr L. selbst im Kap. V—IX so anschaulich schildert.

A.

Karl v. Freymann, Pupa und anderes. Dresden, 1904. E. Pierson. Preis M. 2.

Ein Büchlein für junge Menschen und solche, die es werden wollen, dachte ich mir nach der Lektüre der ersten und letzten Skizze. Der Verfasser Karl von Freymann nennt es kurzweg: „Pupa und anderes". Umgekehrt wäre es vielleicht richtiger gewesen, denn „das andere" ist weit besser und interessanter als „Pupa" und die Schlußskizze „Mein Onkel Adolar", die lieber ganz hätten wegfallen können, schon weil sie im Ton nicht zu dem Übrigen passen. So wie es ist, enthält das hübsch ausgestattete Bändchen 6 Skizzen von ungleichem Wert, die zum Teil nur flott und fließend, zum Teil stimmungsvoll-poetisch, alle aber gut geschrieben sind. Vielen wird besonders der Inhalt der ersten und letzten Skizze zu jugendlich und allzu belanglos erscheinen, andre werden wohl beim Lesen einiger lebhaft an eigene Empfindungen und Gespräche „aus den Tagen der Rosen" und an jugendliche Philosophien erinnert werden. Das soll kein zu harter Vorwurf sein; alle werden Freude haben an der Erstlingsproduktion eines jungen begabten Landsmannes, der Beobachtungsgabe und entschiedenes schriftstellerisches Talent besitzt. Etwas aufdringlich erscheint nur die Mühe, die er sich bisweilen gibt, humoristisch und witzig, gelegentlich auch geistreich zu sein. Das aber ist, im Verein mit geringfügigen stilistischen und kompositionellen Unebenheiten und Härten sowie öfters abfallenden Schlußsätzen, nur ein Zeichen für die Jugend des Verfassers, der Stoff und Feder noch nicht genügend meistert.

Wenig oder nichts dürfte aber auszusetzen sein an der reizenden kleinen Erzählung „Der Lohn“. Sie ist meisterhaft geschrieben, ist in ihrer Art eine kleine Perle. Ernst und schlicht, tief gemütvoll und poetisch ergreift sie den Leser durch Stimmung und Inhalt. Sie liefert den Beweis für das wirkliche Können des Verfassers. Sie wird auch von jedermann gern zum zweiten und dritten Mal gelesen werden.

Wenn ich, nach all dem Gesagten, mit dem Vivat auch noch einstweilen zurückhalten muß, so rufe ich dem jungen baltischen Autor doch gern ein lautes und ehrliches Crescat und Floreat zu.

S. v. Sivers.

Otto Gildemeister, Essais. Hrsg. von seinen Freunden. I. Bd., 4. Aufl. Stuttg. u. Brln. 1903. J. G. Cotta.

Wenn ein Werk, das nicht der Unterhaltungsliteratur angehört und keine Tages- und Modenfragen behandelt, in wenigen Jahren vier Auflagen erlebt, so darf man darin wohl ein beredtes Zeugnis für seinen Wert sehen, und in vorliegendem Falle sicher mit höchstem Recht. Otto Gildemeister, der 1902 verstorbene Bremer Senator und Bürgermeister, war bisher weiteren Kreisen vor allem als einer der ersten Meister der Übersetzungskunst bekannt, als genialer Verdeutscher Shakespeare's, Byrons, Dantes und Ariosts, der treue Wiedergabe des Originals und künstlerisch selbständige Nachgestaltung wunderbar zu vereinigen wußte.

Auch in seinen gesammelten „Essays“ nimmt uns die souveräne Sprachgewalt schon von der ersten Seite an gefangen. Gildemeister ist nicht einer der jetzt so häufigen Sprachkünstler, die durch neugeschaffene Worte und Wortkombinationen oft mehr verblüffen als erfreuen, — eine Virtuosität, die oft mit recht geringem Sprachverständnis verbunden ist. Was bei ihm imponiert, ist die Herrschaft über das vorhandene Sprachgut, die Reinheit und Klarheit des untrüglichen Feingefühls, das ihn für jeden Gedanken den Ausdruck finden läßt, der uns als der selbstverständlich richtige und angemessene erscheint. Einen solchen Mann über die Handhabung der Sprache urteilen zu hören, muß von höchstem Interesse sein; zwei Essays sind diesem Kapitel gewidmet, „Der Kampf gegen die Fremdwörter“ und „Allerhand Nörgeleien“, von denen namentlich der erste anzieht durch die Besonnenheit, mit der dies oft leidenschaftlich umstrittene Thema behandelt wird, vor allem aber durch die reiche Fülle sitten- und kulturgeschichtlicher Belehrung, die uns hier aus dem Schatze eines außerordentlich vielseitigen Wissens und einer tiefen und feinen historischen und philosophischen Bildung zu teil wird.

In noch höherem Maße zeigen sich diese Vorzüge in den Aufsätzen, die die Sammlung eröffnen: „Vom Reichtum“, „Freuden des Lebens“, „Von Höflichkeit“. Das sind Fragen der Lebensphilosophie, die jeden nahe angehen, über welche die verschiedenartigsten Urteile die Luft durchschwirren, zumeist aber doch solche, die auf dilettantischer Halbbildung und einem beschränkten Kreise von Erfahrungen beruhen. Dem Grund und Ungrund solcher landläufigen Meinungen geht Gildemeister mit scharfer Kritik zu Leibe. Hierbei kommt ihm außer den oben gerühmten Eigenschaften noch eines zu statten: als Hanseate, als Bremer Patrizier hatte er Beziehungen zu fast aller Herren Ländern, insbesondere zur angelsächsischen Welt, zu England und Nordamerika. Das reiche Beobachtungs-

material, das ihm dadurch zu Gebote stand, hätte freilich kaum ein andrer so sichten und verwerten können, wie er, der mit dem weiten Blick und der Vorurteilslosigkeit des Weltmanns die methodische Schulung des Gelehrten verband.

Endlich enthält die Sammlung eine Auswahl politischer Aufsätze, eine kleine Auswahl nur aus einer großen Menge, denn Gildemeister hat beinah ein halbes Jahrhundert hindurch allwöchentlich zwei Leitartikel für die Weser-Zeitung geschrieben. Daß von diesen Artikeln oder Tagesfragen nur wenige ein bleibendes Interesse haben können, ist ja selbstverständlich; auch über die vorliegende Auslese des Besten aus ihnen wird das Urteil je nach der politischen Parteistellung schwanken, denn sie zeigen auch den Verfasser bei allem Streben nach Objektivität und vornehmer Ruhe des Urteils doch als entschiedenen Parteimann. Sie betreffen meistenteils Fragen der Sozialpolitik und wenden sich polemisch gegen das, was man jetzt mit Vorliebe „praktisches Christentum“ nennt, gegen das Bestreben, die soziale Politik auf den Boden der religiösen Weltanschauung zu stellen. Eine Erörterung der prinzipiellen Frage weist Gildemeister allerdings von der Hand und beschränkt sich auf die Bekämpfung einzelner Übertreibungen und Konfusionen, für die das politisch-religiöse Grenzgebiet ja allerdings ein besonders fruchtbarer Boden ist. Auch hier ist Gildemeister stets scharfsinnig, geistvoll und fesselnd; aber es erweckt doch ein gewisses Gefühl der Unbefriedigung, wenn soviel Geist und Scharfsinn auf die Kleinkritik einzelner Äußerungen und Äußerlichkeiten verwandt wird, wo doch die Kernfrage eine so überaus wichtige und dringliche ist.

Diese Zurückhaltung Gildemeisters ist indeß wohl erklärlich; seine besten Mannesjahre fallen in die Zeit, wo sich in wohlberechtigtem Mißtrauen gegen beschränkten Bureaukratismus jene politische Anschauung entwickelte, die in einer freien, möglichst wenig bevormundeten Entwicklung der individuellen Kräfte ihr Ideal sieht. Dieser Überzeugung ist Gildemeister bis zuletzt treu geblieben, auch als seit der sozialen Reform der 80er Jahre eine Umgestaltung in den wissenschaftlichen Anschauungen und in der öffentlichen Meinung eintrat. Diesen Wandlungen steht Gildemeister fremd gegenüber: er vermag ihnen keine Sympathie entgegenzubringen, ist aber anderseits doch eine zu vornehme Natur, ein zu freier Geist, um sie deswegen zu verdammen und zu verketzern. Ihm gegenüber sollten darum auch die auf anderm Boden Stehenden die schöne Kunst üben, fremde Meinung mit Achtung anzuhören. Namentlich aus den politischen Aufsätzen Gildemeisters wird jeder reiche Anregung und Belehrung schöpfen, in denen die Darlegung der eigenen Ansichten im Vordergrunde steht, wie: „Zur Naturgeschichte des Königtums“ und die geistvolle Apologie Adam L. Smiths im Essay „Die trostlose Wissenschaft“. — — Summa: Ein Buch, dessen Lektüre aufs dringendste empfohlen wird.

K. G.

Neuerschienene Bücher.

Lachenmann, E., Die evangelische Bewegung in Frankreich. 1. Hälfte 50 S. (= Berichte üb. den Fortgang der „Los von Rom-Bewegung." 2. Reihe. 6. Hft.) München. M. 0,60.
Köhler, Dr. W., Ein Wort zu Denifle's Luther. 49 S. Tübingen. M. 1,25.
Fiebig, P., Altjüdische Gleichnisse und die Gleichnisse Jesu. 167 S. Tübingen. M. 3.
Friedländer, M., Griechische Philosophie im Alt. Testament. E. Einleit. in die Psalmen- u. Weisheitsliteratur. 223 S. Brln. M. 5,40.
Goetz, K. G., Die Abendmahlsfrage in ihrer geschichtlichen Entwicklung. E. Versuch ihrer Lösung. 312 S. Lpz. M. 9.
Graß, M. Karl Konr., Grundriß der Offenbarung Johannis für gebildete Bibelleser. 32 S. Riga, Jonck u. Poliewsky. 30 Kop.
Nerling, Past. Fr., Wesen und Form des Abendmahl-Konsekrationsaktes nach Schrift u. Bekenntnis. 65 S. Riga, Jonck u. Poliewsky in Komm. 60 Kop.

Liman, Dr. P., Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Neue verm. Volksausgabe. 294 S. Brln. M. 3.
Pringsheim, A., Über Wert u. angeblichen Unwert der Mathematik. Festrede. 44 S. München. M. 1,20.
Beiträge zur Psychologie der Aussage. Mit bes. Berücksichtigung von Problemen der Rechtspflege, Pädagogik, Psychiatrie u. Geschichtsforschung. Hrsg. v. L. W. Stern. 4. Hft. 123 S. Lpz. M. 4.

Grabowsky, Dr. N., Die ideale Ehe, wie muss sie beschaffen sein? 38 S. Lpz. M. 0,50.
Böckel, Dr. Fr., Detlev v. Liliencron im Urteile zeitgenöss. Dichter. 144 S. Brln. M. 1,50.
Witkowski, Prof. Dr. G., Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen? Vortrag. 32 S. Lpz. M. 0,20.
Knortz, K., Die amerikanische Volksschule. 49 S. Tübingen. M. 0,60.
Gaehde, Chr., David Garrik als Shakespeare-Darsteller u. seine Bedeutung f. d. heut. Schauspielkunst. 198 S. Brln. M. 4,50.
Sieper, E., Das Evangelium der Schönheit in der engl. Literatur u. Kunst des 19. Jahrh. 30 Vorträge üb. die Vorbereitung u. Entwicklung der ästhet. Kultur in England. 377 S. Dortmund. M. 7.

Bleibtreu, Karl, Die Vertreter des Jahrhunderts. 1. Bd. 359 S. Lpz. M. 7,50.
Sawalischin, O. J., Memoiren. 2 Bde. 380 u. 446 S. (russ.). München. M. 5.
v. Elsberg, R. A., Elisabeth Báthory (Die Blutgräfin). Ein Sitten- und Charakterbild. 2. verm. Aufl. 269 S. Breslau. M. 3.

v. Glümer, Claire, Aus e. Flüchtlingsleben (1833–39). Die Geschichte meiner Kindheit. 323 S. Dresden. M. 4.
Klaeber, Oberstleutn. a. D. H., Fürst Alexander I. von Bulgarien. Ein Lebensbild. 347 S. Dresden. M. 9.
Kretzschmar, J., Gustav Adolfs Pläne u. Ziele in Deutschland und die Herzöge zu Braunschweig u. Lüneburg. 529 S. Hannover. M. 10.
Schneegans, Aug., 1835–88. Memoiren. E. Beitr. z. Gesch. des Elsasses in der Übergangszeit. A. d. Nachlasse hrsg. von Prof. Heinr. Schneegans. 479 S. Brln. Gebr. Paetel. M. 10.

Gleiner, Dr. A., Sibirien, das Amerika der Zukunft. Nach J. Foster Fraser's The real Siberia. 80. S. Stuttg. M. 1.
Seidel, A., Das Geistesleben der afrikanischen Negervölker. 340 S. Brln. M. 4.

Dresdner, Alb., Der Weg der Kunst. 349 S. Jena. M. 7,50.
Geisel, W., Wie ich mit meinen Jungens Kunstwerke betrachte. 115 S. Glückstadt. M. 3.
Muthesius, H., Kultur und Kunst. Gesammelte Aufsätze über künstl. Fragen der Gegenwart. 155 S. Jena. M. 4.

Preisausschreiben

der

Baltischen Monatsschrift.

Die **Baltische Monatsschrift** setzt einen Preis aus von **75 Rbl.** für die beste **Novelle** oder **novellistische Skizze.** Die Bedingungen sind folgende:

1) Als Bewerber kommen nur einheimische Autoren in Betracht.
2) Der Stoff ist dem wirklich charakteristischen und typischen heimatlichen Leben der Gegenwart oder doch der jüngsten Vergangenheit (19. oder 20. Jahrhundert) zu entnehmen.
3) Der Umfang soll nicht größer sein als 2 Druckbogen unsres Formates.
4) Einlieferungszeit: **Februar 1905.**
5) Dem nur mit einem Kennwort versehenen Manuskript ist ein mit demselben Kennwort bezeichnetes, verschlossenes Kuvert beizufügen, das den Namen des Autors enthält. Mit dem offenen Autornamen versehene Manuskripte können keine Berücksichtigung finden.
6) Die des Preises für wert befundene Arbeit soll sodann in der „Baltischen Monatsschrift" veröffentlicht werden.

Ihre Mitwirkung als Preisrichter haben bereitwilligst zugesagt: Herr Guido Eckardt, Herr Oberlehrer Karl Girgensohn, Herr Redakteur Dr. Ernst Seraphim, Herr Redakteur Karl Stavenhagen.

Die Redaktion
der „Baltischen Monatsschrift."

Juni 1904.

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Friedrich Bienemann.

Sechsundvierzigster Jahrgang.

LVIII. Band.

Riga 1904.
Verlag der Baltischen Monatsschrift.
Nikolaistraße Nr. 27

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Band LVIII.

Seite

Vor fünfzig Jahren. Erinnerungen aus der Schmidtschen Knabenpension in Fellin. Von **Th. Petzold** 1
Eine völkerpsychologische Studie. Von **F. v. Wrangell** . . 17
Noch ein Wort über die estnische Presse. Von **G. Haller** . . 24
Über den Geist der livländischen Kolonisation. Von **Karl v. Freymann** 33
Wie man in Riga spricht. Eine Plauderei von **G. Eckardt** . . 44
Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. Von **K. Stavenhagen** 89
Geschichte der deutschen Landwirtschaft. Von **Astaf von Transehe** 103
Jeremias Gotthelf ein Pränaturalist? Von **K. Girgensohn.** 122
Johann Friedrich La Trobe. Ein baltischer Musiker 129. 216
Die Estländische Luxusordnung von 1780. Von **A. v. Gernet.** 158
Paul Heyse als Dramatiker. Von **Karl Stavenhagen** . . . 177
Volkslieder. Von **E. v. Schrenck** 179
Zur Geschichte des Hofes von St. Peter in Nowgorod. Von Prof. Dr. **R. Hausmann** 193. 257
Kirchenarchiv und Kirchenchronik. Von Pastor **H. Grüner**-Salgaln 231
Wie ein Elsässer aus einem Franzosen ein Deutscher wurde. Von **K. Girgensohn** 248
Meine Lehr- und Schuljahre in St. Petersburg 1858/59. Von **Th. Pezold** 292
Welcher Predigt bedarf die Gegenwart? Von Mag. theol. **E. Sokolowski** 306
Der Darwinismus und die Probleme des Lebens. Von **T.** . 311
Die Rhythmik der modernen Poesie und ihre psychophysische Grundlage. Von **Gregor von Glasenapp** 321
Eine Erinnerung an Hans von Bülow. Von **A. Hippius** . . 360
Kulturgeschichtliche Miszellen:
Eine Diskussion über Hexenprozesse vor 50 Jahren 170
Von unseren Theatern. Über das Revaler Interimstheater 1903/4. 82

Seite

Gedichte:

Tio. Aus dem Estnischen. Von **Emil Rathlef** 16
Schloß Neuenburg. Von **Helene von Engelhardt** . . . 82
Lyrische Intermezzi. Von **S. v. S.** 81
Vom Krankenlager. Von **Helene v. Engelhardt-Pabst** . 372

Bücheranzeigen:

E. Wolf, Vom Fürsten Bismarck und seinem Haus 126
Goethes und Schillers Sämtliche Werke. Cottasche Jubiläumsausgabe. Von F. S. 184
Gf. Hübner, Neun Jahre der Erinnerungen. — Verzeichnis empfehlenswerter Jugendlektüre 318
Hunnius u. Wittrock, Heimatstimmen. — Bertram, Baltische Skizzen. — Rostowzeff, Anton Tschechow. — Luther, Byron, Heine, Leopardi 374

Neuerschienene Bücher 127. 188. 255. 319. 381

Zur Schärfung des Sprachgefühls 190

* * *

Beilage: Baltische Chronik vom 1. März bis zum 31. August 1904.

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Fr. Bienemann.

---

58. Band. — Jahrgang 46.

Heft 7/8.

Juli / August 1904.

Riga.

; der Baltischen Monatsschrift.

Nikolaistraße 27.

Baltische Monatsschrift.

Erscheint monatlich in Heften von 5—6 Bogen; einmal jährlich zwei Hefte zusammen als Doppelheft.

Abonnements werden von allen deutschen Buchhandlungen entgegengenommen, sowie von der Expedition der „Baltischen Monatsschrift" in Riga.

Abonnementspreis: 8 Rbl. jährlich, direkt unter Kreuzband **9 Rbl.** (ins Ausland **20 M.**) pränumerando.

Insertionspreis: Die einmal gespaltene Petit-Zeile — 15 Kop. 1/1 Seite — 12 Rbl.; 1/2 Seite — 7 Rbl.; 1/4 Seite — 4 Rbl. Bei ganzen und halben Seiten im Abonnement auf 1/1 oder 1/2 Jahr entsprechende Ermäßigung.

Briefe und Beiträge sowie alle zur Besprechung in dieser Zeitschrift bestimmten Verlagswerke sind **an den Herausgeber der Baltischen Monatsschrift,** Riga, Nikolaistr. 27 zu richten.

Eine Besprechung unverlangt eingesandter Bücher kann nur nach Raum und Gelegenheit erfolgen.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vor fünfzig Jahren. Erinnerungen aus der Schmidtschen Knabenpension in Fellin. Von **Th. Petzold**	1
Tio. Aus dem Estnischen. Von **Emil Rathlef**	16
Eine völkerpsychologische Studie. Von **F. v. Wrangell**	17
Noch ein Wort über die estnische Presse. Von **G. Haller**	24
Schloß Neuenburg. Von **Helene v. Engelhardt**	32
Über den Geist der livländischen Kolonisation. Von **Karl v. Freymann**	33
Wie man in Riga spricht. Eine Plauderei von **G. Eckardt**	44
Lyrische Intermezzi. Von **S. v. S.**	81
Von unseren Theatern. Über das Revaler Interimstheater 1903/4.	82
Literarische Rundschau:	
Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. Von **Karl Stavenhagen**	89
Geschichte der deutschen Landwirtschaft. Von **Astaf v. Transehe**	103
Jeremias Gotthelf ein Pränaturalist? Von **K. Girgensohn**	122
Anzeigen: (E. Wolf, Vom Fürsten Bismarck und seinem Haus.)	126
Neuerschienene Bücher	127

* * *

Baltische Chronik vom 1. März bis zum 21. April 1904.

Nachdruck verboten.

Verantwortlicher Herausgeber und Redakteur Dr. Fr. Bienemann.

Дозволено цензурою. — Рига, 19 Августа 1904.
Druckerei der „Baltischen Monatsschrift", Riga.

Vor fünfzig Jahren.

Erinnerungen aus der Schmidtschen Knabenpension in Fellin.

Von

Th. Pezold.

Unter den kleinen baltischen Landstädten dürfte wohl Fellin durch seine Naturlage und die geschichtlichen Erinnerungen, die sich an den Ort knüpfen, am meisten geeignet sein, jenen romantischen Zauber auszuüben, an dem der Sinn der Jugend so sehr haftet, und den das Alter, wenn sein Blick auf der Vergangenheit ruht, mit so großer Vorliebe sich ins Gedächtnis zurückzurufen trachtet. Sobald mit dem Monat März die Schneeschmelze beginnt, das Rauschen und Wogen all der kleinen Wasser, die die mäßigen Bergabhänge herab dem See zuströmen; im Sommer und Herbst eine prächtige Baumvegetation, durch das abwechslungsvoll sich hebende und senkende Gelände den Farbenwirkungen von Licht und Schatten reichen Spielraum gebend; im Winter der zu spiegelhellem Eise erstarrte Landsee und ihm zur Seite, rot, weiß, grau, die Trümmer des alten Ordensschlosses, zu jeder Jahreszeit von eigentümlichem landschaftlichem Reiz und mannigfache Bilder der Vergangenheit wachrufend. — In der Tat, Holst und nach ihm Schmidt hatten keinen Fehlgriff getan, als sie ihre Schule, die zuvörderst für den nördlichen, estnischen Teil Livlands bestimmt sein sollte, gerade hier anlegten, und bot auch der Fleck, auf dem sich der Gebäudekomplex der Schmidtschen Anstalt — er wurde später zum Landesgymnasium erweitert — erhob, in dem platten Einerlei seiner nächsten Umgebung keine sonderlichen Reize, das junge Volk hatte nur wenige Schritte zu machen, um,

wenn der Frühling herankam, mit Spaten und Stange den Sturz der Wasser in den See zu beschleunigen, auf Schrittschuhen oder schrittschuhversehenem Holzgerüst des Winters über den See zu gleiten, während der warmen Jahreszeit in der kühlen Schlucht des städtischen Gartens seine Spiele vorzunehmen und am Gemäuer der Ruine die daheim getriebenen Turnübungen fortzusetzen.

Das Lehrerpersonal der Anstalt war in der Zeit, von der das Folgende handeln soll, den fünfziger Jahren des verflossenen Säkulums nämlich, ein ungemein wechselndes. An der Spitze der Dirigent des Ganzen, Schmidt, von den Schülern gemeiniglich „der Alte“ genannt, ein kräftig gebauter Mann mittleren Lebensalters und mittlerer Statur, im langen graublauen Hausrock mit weißen Perlmutterknöpfen, den etwas finsteren Blick unter buschigen Augenbrauen über die dunkel gefaßten Brillengläser hinauswerfend. Ihm zur Seite ein bleibender Stab von etwa fünf oder sechs alterprobten Lehrern, in weiterem Kreise zahlreiche pädagogische Wandervögel guter oder zweifelhafter Beschaffenheit: junge Theologen von der Landesuniversität, die es noch nicht zum Adjunkten gebracht, hier und da ein ausländischer Abenteurer oder eine schiffbrüchige Existenz aus der eigenen Heimat, unerwartet erscheinend und ebenso unerwartet verschwindend, denn um ein ständiges pädagogisches Korpus nach Art der damaligen Staatsgymnasien zu haben, dazu mag wohl das mäßige Schul- und Pensionsgeld kaum gelangt haben. Die Schüler, wenn Pensionäre, zum großen Teil dem wohlhabenden Adel Nord-Livlands, wenn sog. Tagesschüler, der begüterten Klasse des auch kommerziell florierenden Fellin entstammend; ein kleines Häuflein Estländer, die der damals gerade ausgebrochene Krieg mit den Westmächten mit der durch ihn bedingten Unterbrechung des Unterrichts in den Schulen Revals der sicheren Oase des inneren Livland zugeführt hatte; bisweilen wohl ein kleiner Petersburger oder gar Anwohner des Ural und Pontus, in Summa an die hundert kleiner Denkvermögen und Willensrichtungen, denen die Fellinsche Anstalt von Schmidt Zucht, Leitung und Förderung bieten sollte.

Was dieser Anstalt nun ihr eigentümliches Gepräge gab, war, daß sich die Oberleitung bei weitem geneigter erwies, dem individuellen Gutdünken und Vermögen des einzelnen Lehrers Rechnung zu tragen, als das damals und heutzutage bei uns und

anderswo die Regel zu sein pflegt. Mochte hier und da auch eine gewisse Kraftvergeudung, eine Einbuße an Geschlossenheit und Einheitlichkeit des Lehrganges aus beregtem Verhalten resultieren, dem wirklich begabten Pädagogen war bei freierer Initiative die gesteigerte Schaffensfreudigkeit ermöglicht, welche, wenn nicht immer, so doch sehr oft jene Mißstände wieder gut machte oder sie immerhin in den Kauf nehmen ließ. Frappieren mußte namentlich der Umstand, daß man sich mit verhältnismäßig wenigen Lehrbüchern zu behelfen wußte. Der heutige Pädagoge mit seinem unerschöpflichen Apparat immer neu aufgelegter und oft nur um ein Winziges verbesserter Kompendien würde sich nicht wenig desorientiert vorkommen bei einem Status der Dinge, wo beispielsweise die Lehrbücher für Weltgeschichte, Arithmetik, Algebra, Geometrie gar nicht vorhanden waren und selbst die russische Grammatik durch diktierte Regeln ersetzt wurde. Man half sich eben durch freien Vortrag, gelegentliches Diktat oder kurz gefaßte Notizen, die vom Geschichtslehrer auf ein kleines Blättchen Papier hingeworfen, von Hand zu Hand gingen, um in ein besonderes Heftchen abgeschrieben zu werden, dessen fragmentarischen Inhalt der Vortrag während der Unterrichtsstunde ergänzte und belebte. Grammatiken für die alten Sprachen, Lexika, Klassikerausgaben und geographische Atlanten waren selbstverständlicher Weise vorhanden samt wenigen Chrestomatien für den neusprachlichen Unterricht, immerhin pflegte man mit der Hälfte etwa desjenigen auszukommen, was heute an Schulbüchern für ganz unerläßlich gilt.

Die Lösung des gewichtigsten aller pädagogischen Probleme, eine der Individualität und Entwicklungsstufe des einzelnen Zöglings wirklich angepaßte Erziehung, wird wohl noch auf lange hinaus zu den piis desideriis gehören und es konnte, was die Fellinsche Anstalt betrifft, schon für einen nicht geringen Vorzug gelten, daß Schmidt durchaus bemüht war, die Zugeständnisse, welche die Schuldisziplin den vorgerückteren Alters- und Entwicklungsstufen von Klasse zu Klasse einzuräumen pflegt, mit tunlicher Folgerichtigkeit aufrecht zu erhalten. Namentlich mochte er, angesichts der Gefahren, die ein zu jäher Übergang aus der Klausur der Schule in die Ungebundenheit des Universitätslebens im Gefolge zu haben pflegt, wohl im Großen und Ganzen das Richtige getroffen haben, als er den Primaner der Assistenz eines dejourierenden Lehrers

enthob, ihm eigene Schlaf- und Wohnräume zuwies und sich selbst als der maßgebendsten Autorität die nicht allzu sehr ins einzelne gehende Aufsicht über jene Zöglinge der obersten Klasse vorbehielt.

Wenn ich jetzt nach fünfzig Jahren an das Lehrerpersonal der Schmidtschen Anstalt zurückdenke, so will es mir fast scheinen, als ob einzelne Persönlichkeiten unter ihm sich eines größeren Einflusses auf die Schüler erfreut hätten, als der im übrigen allen in nicht geringem Maße imponierende Leiter des Ganzen. Vor allem wäre hier Karl Cröger zu nennen, wie mir scheint Norddeutscher, eine hohe, männliche Gestalt, wenn er in Begleitung seiner Schüler den üblichen Spaziergang machte, in einen zwischen Mantel und Paletot die Mitte haltenden Habit aus äußerst anspruchslosem grünem Stoff gekleidet. Der Kopf verhältnismäßig klein, die Haare bereits stark ergraut, das Gesicht immer stark gerötet, die lebhaft funkelnden grauen Augen hinter goldgefaßter Brille, in der ganzen Erscheinung männliche Würde und Sicherheit. Cröger verfügte über ein so fest fundiertes Kapital von Liebe und Achtung unter seinen Schülern, daß es wohl kaum je einem in den Sinn gekommen ist, sich ihm gegenüber auch nur die geringste Unbescheidenheit zu erlauben. In hohem Grade reizbar, konnte er wohl bisweilen wegen einer Kleinigkeit in Paroxismen des Jähzorns ausbrechen, wo dann seine Donnerstimme den ganzen Raum beherrschte, ohne dabei je, was seine Kollegen nicht verschmähten, sich zu Tätlichkeiten hinreißen zu lassen. Sein Verhalten der Jugend gegenüber entbehrte durchaus jener flotten, burschikosen Vertraulichkeit, mit der mancher damalige Pädagoge die Herzen zu gewinnen wußte, vielmehr konnte sein Wesen eher ein abwehrendes genannt werden, wie er denn bei der Anrede auch dem jüngsten Knaben gegenüber nie von dem kühlen „Sie" abging. Man wußte, daß wer sich ihm allzu beflissen zu nähern suchte, leicht in den Verdacht der Zudringlichkeit, ja berechnender Einschmeichelei kam, und nichtsdestominder war es bei den Schülern der oberen und mittleren Klassen, mit denen Cröger es ausschließlich zu tun hatte, eine vielumstrittene Ehre, bei Spaziergängen an seiner Seite zu gehen und auf seine Worte horchen zu dürfen. Über hervorragend gründliche Kenntnisse — außer den alten Sprachen waren Geschichte und Literatur seine Fächer — mag

Cröger kaum verfügt haben, es war vorzugsweise die durchaus originelle Art, mit der er seine Sache anfaßte, was seinen Unterricht dem Schüler so überaus anziehend machte. Besonders originelle und gewisse gesteigerte Ansprüche an das individuelle Denk- und Vorstellungsvermögen des Schülers stellende Themata für den sog. Aufsatz pflegen jetzt in Deutschland ziemlich außer Brauch gekommen zu sein, der Pädagoge fürchtet eben allzu ängstlich dem Hang zur Phrase Nahrung zu geben und zirkelt seine Ansprüche leicht nach einem Mindestmaß ab, dem auch der Mindestbefähigte Rechnung zu tragen im stande. Eine durchaus entgegengesetzte Methode befolgte Cröger, der sich dabei sagen mochte, daß, wie es die blaue Ferne ist, die des Wandrers Sehnsucht wachruft und seinen Fuß beschleunigt, just ebenso die weit und tief gehende Perspektive in einem dem Geist vorschwebenden Problem auch im jugendlichen Alter latente Kräfte zu wecken vermag, die die herkömmliche Schulweisheit zu unterschätzen pflegt. Hier war offenbar die Nachwirkung deutscher Universitätsstudien aus den vierziger Jahren bei Cröger wahrnehmbar, und mochten die von ihm bevorzugten Themata auch die Leistungsfähigkeit der Mehrheit seiner Schüler übersteigen, es ward durch sie eine Art Ferment in die ganze Klasse getragen, das durch das Medium gegenseitigen Gedankenaustausches den Schüler, wenn nicht immer, so doch sehr oft zu leidlicher Lösung befähigte. Lebhaft erinnere ich mich noch, wie eines seiner anspruchsvolleren Themata, „Die Macht des Gesanges nach den Kranichen des Ibikus und des Sängers Fluch", zu lebhaften Diskussionen Veranlassung gab, die wenigstens das Gute hatten, daß sie die Schüler ohne jede anderweitige Anleitung die Idee, welche hier Uhland, dort Schiller ihren Dichtungen zugrunde gelegt, wie aus sich selbst herausfinden ließen. Man würde Unrecht tun bei Betrachtung des Einflusses, den dieser in gewissem Sinne geniale Lehrer auf seine Zöglinge ausübte, der großen Empfänglichkeit nicht zu gedenken, die namentlich Livlands adlige Jugend derartigem entgegenzubringen im stande war. Wenn ich beispielsweise an jene deutsche Kirchenschule Petersburgs zurückdenke, in die mich das Schicksal nach Verlassen der Schmidtschen Anstalt verschlug, so muß ich mir sagen, daß bei der deutschen Jugend der Residenz durchaus jede Bedingung fehlte, die ein Wirken im Sinne Crögers hätte möglich machen können. Eine derartige Persönlichkeit wäre dort

einfach unmöglich gewesen, ihre Mühewaltung andauernd steril geblieben. Die Lösung des Rätsels ergibt sich dadurch, daß Cröger einen ungemeinen Feinsinn gerade für das alt-livländische Selbstgefühl besaß, und für alles Gute, das in jenem Selbstgefühl vorhanden, über eine ganz außerordentlich wirksame Wünschelrute verfügte, ohne gleichwohl immer, was sich vielleicht durch sein schon vorgerücktes Lebensalter erklären läßt, den ungesunden Auswüchsen jenes Selbstgefühls energisch genug entgegenzutreten. Durch eine Pension aus Beiträgen seiner früheren Schüler vor Alterssorgen sichergestellt, verbrachte Cröger seine letzten Lebensjahre in Petersburg, unverehelicht wie er war und nur wenig Fühlung mit der dortigen deutschen Gesellschaft habend, in ziemlicher Vereinsamung, sich, was wir als Schüler kaum vermuten konnten, in kirchlichen Dingen an die dortige Herrnhutergemeinde haltend. Seine „Geschichte Liv-, Est- und Kurlands", der schon Jahrzehnte vor ihrem Erscheinen (Teil I — 1867, T. II — 1870) von der Felliner Jugend mit gläubiger Zuversicht entgegengesehen wurde, mag dem herangereiften Manne freilich nicht ganz das gegeben haben, was der Knabe und Jüngling erwartete. Crögers Tod fällt in das Jahr 1886 und mancher ehemalige Schüler wird seinem schlichten Sarge gefolgt sein.

Mehr Fachmann auf dem Gebiete alt-klassischer Philologie und nach seinem Scheiden aus der Fellinschen Anstalt durch populäre Darstellungen aus der griechischen und römischen Geschichte auch weiteren Kreisen bekannt geworden, war Göll, dessen jovial-gutherziges Wesen und lebhafte Expansivität ihm eine andre Art Beliebtheit bei den Schülern eintrug, als die des für gewöhnlich so zugeknöpften und schwer zugänglichen Cröger war. Göll war recht eigentlich der Abgott der unteren und mittleren Klassen. Sein Gesicht, verglichen mit dem meist etwas finster und verstimmt blickenden Cröger, ein vollendeter Vollmond von so wohlwollendem Lächeln, daß auch der bissigste Köter es schwerlich je angebellt hat. Kam Cröger nie aus dem würdigen Wesen, der gemessenen Gangart heraus, so kugelte sich die wohlbeleibte Gestalt Gölls fast in beständigem Laufschritt vom Klassenraum in den Korridor, vom Korridor auf den Spielplatz, nicht selten einen kleinen Jungen auf den Schultern und von einer ganzen Bande kleiner Jungen unter nicht endenwollendem Jauchzen begleitet. Im beliebten Kampfspiel

des Huckebuckeringens war Göll der Rufer im Streit, in den Unterrichtsstunden hingegen ein scharfer Frager und unermüdlicher Eindriller des lateinischen a verbo, das wohl jedem ehemaligen Felliner heute ebenso fest im Kopfe sitzen wird, wie beim Göllschen Unterricht selbst, denn um dem guten Göll nicht einen Schmerz zu bereiten, trichterte man es sich wie nur je das Einmaleins ein. Mit viel Herzeleid sah man Göll Abschied nehmen von der Anstalt, als seitens eines Gymnasiums in Deutschland ein ehrenvoller Ruf an ihn erging, und mit ihm schwand ein gut Teil des gesunden Humors, der Lehrern und Schülern gar oft das Herz erfrischt hatte.

Von den Inländern, Balten, die während der beregten Zeit an der Schmidtschen Schule tätig waren, ist mir besonders der Dorpater Theologe und Religionslehrer W. Christiani, „Sela", wie er seines bisweilen etwas salbungsvollen Wesens wegen nach dem Harfenspiel des Psalters genannt wurde, in dankbarem Gedächtnis geblieben. Seine äußere Erscheinung: der schlichte Rock, die leinene Hose, mit entsprechendem Halskragen und Halstuch samt dem flotten, turnerischen Auftreten erinnerten ein wenig an die Zeit des Wartburgfestes, und als Knabe konnte ich den Gedanken nicht loswerden, wie sich Christiani wohl ausgenommen hätte, wenn er den auf blanken Schläger gespießten Kotzebue den Flammen überantwortete. Christiani war eine frische, fröhliche und zugleich ernste Natur, bei ein wenig burschikosem Gebahren fest bibelgläubig und, wo es sich gebührte, wohl auch bereit, das Vergehen mit kräftigem Backenstreich zu ahnden. Überkommene Rücksichten pflegten nicht seine Sache zu sein und ein gewisser Mut der Überzeugung sprach aus seinem ganzen Wesen. So tritt denn Christiani einmal sehr ernst in die Klasse — es war die Unter-Tertia, wo er gerade den Religionsunterricht gab — „diesmal will ich euch etwas vorlesen", sagt er und langt dabei ein grau gebundenes Buch aus der Tasche. Es war eine warm geschriebene und verständlich abgefaßte Darstellung der Folgen gewisser Jugendsünden, wie sie namentlich in dem Alter keimender Reife vorkommen und verheerend auf Körper, Geist und Gemüt einwirken. Mäuschenstill folgte alles, man konnte die gelben Blätter da draußen im Garten durch die klare Semptemberluft rieseln hören; im Schulraum manch unbefangenes, aber auch hier und da ein bald errötendes, bald erbleichendes Knabengesicht. Die Stunde ist zu Ende und

Christiani richtet nach ihrem Schluß eine herzliche Ansprache an die Jugend, es möge doch niemand, dem es darum zu tun, sich durch Scham und Besorgnis abhalten lassen, ihn, wenn er allein zu Hause, aufzusuchen und ihm freimütig sein Herz zu öffnen. Wie ich heute überzeugt bin, ein durchaus richtiges Verfahren.

Nicht immer dürfte der Grund dafür auf flacher Hand liegen, weshalb der oder jener Pädagoge, welcher im sonstigen bürgerlichen Leben durchaus ernst zu nehmen ist und auch ernst genommen wird, unter seinen Schülern unaufhörlich die Zielscheibe des Witzes und Spottes abgibt. Oft spielt hier eine gewisse angeborene Schüchternheit mit und vielfach bedarf es nur eines unglücklichen Zufalls, ja bloßen Mißverständnisses, um einer an sich höchst achtungswerten und durchaus nicht lächerlichen Persönlichkeit ein Stigma anzuheften, das die Lach- und Emotionslust ganzer Schülergenerationen zu nähren vermag. Hat jener Zunder, an dem sich die Spottlust entzündet, einmal Feuer gefangen, so setzt sich deren Wirkung, wie durch elektrische Leitung verallgemeinert, fort, und es ist eine Art Epidemie des Verspottungs- und Verhöhnungstriebes ausgebrochen, si parva licet componere magnis, jenen sozialen Epidemien verwandt, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts im Paris des Schotten Law die Kurse, zu seinem Schluß in dem Robespierre's die Köpfe fallen machten. Zahlreiche Fälle sind mir von Fellin her in der Erinnerung geblieben, wo ganze Schulklassen meuteartig und mit einer Grausamkeit, wie man sie bei Knaben aus hochachtbaren Familien mit verfeinerter Sitte nie hätte erwarten können, trotz wiederholten Einschreitens Schmidts und der gereifteren Schüler, immer und immer wieder über Lehrer herfielen, von denen es wirklich schwer zu sagen war, was denn eigentlich an ihnen die unbändige Spottlust der Knaben reizte. Moralische Mängel kamen hiebei fast nie in Betracht, am wenigsten wohl Härte, ja Rohheit — ein sehniger Arm im kritischen Moment in Bewegung gesetzt, konnte Wunder wirken —, desto häufiger mögen es kleine, kaum wahrnehmbare Lächerlichkeiten, bisweilen der bloße Kontrast des Fremden mit dem Einheimischen gewesen sein, was solche Exzesse veranlaßte.

Wer um die Mitte jener fünfziger Jahre in der Fellinschen Anstalt gewesen ist, wird sich wohl noch eines gutherzigen und durchaus harmlosen Württembergers erinnern, der als Informator

in einer adligen Famlie nach Livland gekommen war und zeitweilig auch ein Unterkommen in der Fellinschen Anstalt gefunden hatte. War es nun der schwäbelnde Dialekt dieses ehemaligen Dorfschulmeisters oder seine uns so überaus verhaßte Wurstsche Grammatik, — ein Buch, dessen graues, auf Billigkeit und Dauer berechnetes Papier an einen hausgebackenen Kümmelkuchen aus schlecht gereinigtem Weizen erinnerte, — Herr Hailer mochte seinen Gesangunterricht noch so ansprechend auf seiner kleinen Geige begleiten, wenn er den Fuß über das ihm vertraute Revier der untersten Klasse hinaussetzte, erhob sich ein allgemeines Gejohl und Gelächter, von entsprechendem Mienenspiel begleitet, das nur durch ein Donnerwetter Schmidts und langandauerndes Nachsitzen seinen immerhin auch nur zeitweiligen Abschluß finden konnte. — Noch schwerer erklärlich als dieser Protest gegen einen wissenschaftlich und sozial vielleicht etwas minderwertigen Pädagogen war der gegen den schon ziemlich betagten und bei aller Heftigkeit gutherzigen Rücker, welcher seinerzeit in Dorpat studiert hatte und einer guten livländischen Familie angehörte. So gewissenhaft er seinen Unterricht geben mochte, die Jungen zitterten geradezu vor Begier, Rücker irgend einen Schabernack anzutun, ihn bei seinem Spitznamen „Heischeform" zu rufen. Was eigentlich die Ursache dieses Treibens war, ist mir bis zur Stunde ein Rätsel geblieben. Rücker hatte nichts Lächerliches, vielmehr etwas Ehrwürdiges in seinem Wesen, den Unterricht gab er, wenn auch nicht mit der jüngeren Lebensjahren entsprechenden Frische, so doch mit großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, sein äußeres Leben war durchaus makellos und an Mut mangelte es ihm keineswegs. Ich glaube fast, es lag daran, daß er weiß Gott durch welchen Unstern den Spitznamen „Heischeform" — der etwas deutschtümelnde Terminus für Imperativ — weghatte, ein Name, dessen bloße Phonetik ein je ne sais quoi des Herausfordernden, die Gemüter Exzitierenden besaß, das wie ein elektrisches Fluidum die ganze Klasse in eine Art nervöser Erregtheit versetzte.

Es gewisses Talent, sich mit den Knaben gütlich abzufinden, konnte dem gleichfalls ziemlich bejahrten B., der wie Rücker seine Studien in Dorpat gemacht, ihm aber an sittlichem Gehalt wohl kaum gleichstand, nicht wohl abgesprochen werden. B.'s erstes Debut in der Quarta, also unter recht kleinen Jungen, wird mir

immer unvergeßlich bleiben. In die Klasse tritt ein wohlbeleibter, stattlicher Herr im stark verschossenen gelben Überrock, eine schwarzseidene Kravatte, die auch nichts weißes blicken läßt, um den etwas apoplektischen Hals geschlungen, das Gesicht stark gerötet und etwas gedunsen, die kräftig entwickelte Nase von bedenklicher Bläue. Seine Sprache hat etwas Heiseres, Fettiges. „Meine Herrn", hebt er an, „um mich über das Maß Ihres Verständnisses für historische Wahrheiten zu vergewissern, scheint es mir das Geeignetste, Sie zu Dinte und Feder greifen zu lassen, damit Sie mir die folgenden Fragen, die ich Ihnen sogleich diktieren werde, hier an Stell und Ort beantworten. Also schreiben Sie. Erstens: Welche Gedanken zogen durch die Seele der Athener, als sie nach der Schlacht von Marathon den Paian anstimmten? Zweitens: Welches waren die Ursachen, die die hervorragende Bedeutung alt-phönizischer Industrie bedingten und welchen Einfluß mochte dieselbe auf die benachbarten Völker des Altertums gehabt haben?" Es folgten noch etwa zwei bis drei Fragen ähnlicher Art, worauf B. mit imponierender Gravität das Katheder bestieg, einen breiten Stoß Bücher, die er unter dem Arm in die Klasse getragen, vor sich aufstapelte und sich an die Lektüre eines der mitgebrachten Bände machte, nicht ohne dabei, wie nachher der Vorwitz der Quartaner wissen wollte, insgeheim dann und wann durch einen tüchtigen Schluck aus nur wenigen erkennbarer Flasche seine Gedankenarbeit zu unterbrechen. B.'s Verweilen in Fellin war von kurzer Dauer, er ist vor etwa drei Jahrzehnten schon in einem ihm verwandten Hause Livlands gestorben. Ihm irgend nahe zu treten, wie das mit Rücker und Hailer geschah, wagte niemand, sein Verständnis für historische Wahrheiten, sein Paian und vor allem das „Meine Herrn" seiner Anrede imponierten doch allzu sehr und hatten ihm eine gute Anzahl Freunde verschafft.

Das „Saure Wochen, frohe Feste" behauptete, wie sich's gebührt, auch in dem Schmidtschen Internat sein gutes Recht. Aber wir brauchten nicht wochenlang zu warten, denn zu wahren Festen gestalteten sich die Spiele, die wir in der guten Jahreszeit bei Spaziergängen außerhalb der Stadt oder auf dem geräumigen, von Bäumen umstandenen Hofe der Anstalt selbst vorzunehmen pflegten. Fußball und Tennis in ihrer heutigen Gestalt gab es dazumal noch nicht; unser Lieblingsspiel, das wir Barre nannten,

war ein Laufspiel, das für die Entwicklung von Behendigkeit und Elastizität des Körpers wie kein andres geeignet war und einen Wetteifer erzeugte, der den ohnehin dabei immer obwaltenden Frohsinn noch besonders steigerte, wenn ein beliebter Lehrer am Spiel teilzunehmen sich herbeiließ. An eigentlichen Anstaltsfesten periodisch wiederkehrender Art gab es zwei im Jahre: die Geburtstage Schmidts und seiner Frau, wobei ersterer Geburtstag sein besonderes Gepräge noch dadurch erhielt, daß er gerade mit dem Martinitage mit seinem Mummenschanz und Gänsebraten zusammenfiel. Die gesamte ländliche Nachbarschaft, soweit sie einen Jungen in der Anstalt ihr eigen nannte, beeilte sich bei dieser Gelegenheit der Schule ein Präsent von ca. je einem Dutzend Gänsen und mehr zu machen und der Speisetisch pflegte dann von wahrhaft fürstlicher Üppigkeit zu sein. Jeder einzelne Schüler hatte das Recht auf vollgemessen eine halbe Gans, und was sein Magen davon nicht beherbergen konnte, fand sein Unterkommen unter Büchern und Heften im wohlverschlossenen Pult des Eigentümers, das indeß nicht immer dem Nachschlüssel dessen widerstand, der sich geräumigerer Magenwände und besseren Appetits rühmen konnte. Sehenswert vor allem war der Festzug, der sich an diesem Tage durch die Straßen Fellins bewegte. Natürlich durfte der Don Quixote mit seinem Sancho nicht fehlen, aber an Charaktermasken war ja überhaupt kein Mangel: Indianer im enganschließenden rot-braunen Trikot, skalpgegürtet und über und über von bunten Federn starrend; Ritter im Ordensornat und ihnen zur Seite — wem kann denn auch die ganze Historie immer im Sinn bleiben — üppige Burgfrauen und liebliche Burgfräulein; zum Schluß, wie es dem denkwürdigen Kriegsjahr 1854 wohl anstand, die zwei unteren Klassen in russischer Soldatenuniform, kommandiert von einem kleinen, chronisch schalbernden Petersburger, dem Schreiber dieses ein lieber Freund, der jetzt auch nicht mehr unter den Lebenden weilt. Den Festtag schloß ein solenner Maskenball mit manch allerliebstem Backfisch von Land und Stadt und vielen, vielen verlegenen kleinen Tanzbären, die trotz des überschwänglichen Maßes Gänsebraten mit Heißhunger über die Schüsseln anspruchslosen Konfekts herfielen, wenn es dem gewitzigten Anstaltsdiener nicht gelang, sie im kritischen Moment hoch in die Luft schnellen zu lassen.

Den eigentlichen Höhepunkt des Schulfrohsinns bildeten indeß die oft recht weit ins Land hinaus unternommenen Fußreisen, die gemeiniglich auf Ende Mai oder Anfang Juni fielen. Derartigen Unternehmungen waren immer Einladungen vorausgegangen, von begüterten Grundherren Livlands ausgehend, deren Söhne die Anstalt besuchten und die die nicht eben bequeme und recht kostspielige Bewirtung der Felliner Jugend als eine Art Ehrenpflicht des noblesse oblige ansehen mochten. Solche Wanderfahrten sollten eigentlich denen der alten Turner gleichen, wie sie in der Zeit der Burschenschaft von Deutschland her adoptiert worden, und frisch, fromm, fröhlich, frei war die Devise, unter der man sich auf den Marsch begab. Indeß lag es in der Natur der Dinge, daß der anspruchslose Genuß von Auge und Herz, die Körper und Geist zugleich stählende Gymnastik, deren ersprießliche Wirkung auf die Felliner Jugend Schreiber dieses keineswegs verkennt, insofern vielleicht einer gewissen Beeinträchtigung unterlagen, als das eigentliche Ziel der Reise ein opulentes Capua zu sein pflegte, das die obenerwähnten Freuden der Martinifeier, nur zehnfach vermehrt und verfeinert, in Aussicht stellte. Bezeichnend waren schon die Vorbereitungen für eine solche Wanderfahrt. — Unser Gesanglehrer — und Gesang gehörte gewiß untrennbar zur Fußreise, — eine überaus liebenswürdige Musikernatur, durch nie getrübten Frohsinn und herzliches Entgegenkommen gegen jedermann ausgezeichnet, hatte eine ausgesprochene Vorliebe dafür, den irgend sangesmächtigen Zöglingen Lieder einzupauken, die fast ausschließlich der Verherrlichung von Ceres und Bachus geweiht waren: „Herr Zachäus, Herr Zachäus war ein kreuzfideles Haus, er trank aus keinem leeren Glas, lirum, larum, was ist das, er und seine Gäste.“ Oder ein gar nicht endenwollendes Lied, das auf ein Haar einer versifizierten Wein- und Speisekarte glich: „Rosinen, schönen Malaga, auch süßen Sekt aus Portici, kauft Früchte, kauft und kostet sie“ usw. Es war die Zeit, wo Scheffel seinen schwarzen Walfisch von Askalon und seinen Herrn von Rodenstein dichtete, wo auf die mehr zum Gemütsleben sprechenden Weisen in der Art des „Wir hatten gebauet“, mit der Ernüchterung, die den vierziger Jahren gefolgt, die Verherrlichung des derben Lebensgenusses einzusetzen begann, und M. mit seiner Sorglosigkeit und Genußfreudigkeit war hier recht eigentlich in seinem Element.

Wochenlang, bevor es auf die Wanderschaft ging, konnte man in dem sonnerfüllten Schulsaal das „Rosinen, schönen Malaga" erschallen hören. Man zitterte förmlich vor Verlangen, bald in die weite Ferne hinauszukommen. Lustige und rüstige Bewegung in der herrlichen Frühlingsluft, ein Maß von Ungebundenheit, wie man es daheim nicht kannte und bei weitem nicht an letzter Stelle, in blauer Ferne, wohl fünfzig, wohl siebzig Werst weit, der opulente Herrensitz mit Bayrisch-Bier und Braten, phantasieberückendem Crême und Backwerk.

Endlich beginnt der Mai eine freundliche Miene, die Dauer verspricht, anzunehmen; die Regenschauer sind in der warmen Luft verdunstet, junges Grün weit und breit, Duft und Vogelgezwitscher von Busch und Baum. Und wirklich wird eines schönen Tages ins Feld gerückt. Der „Alte" selbst ist garnicht wiederzuerkennen, statt des graublauen Hausrocks mit weißen Perlmutterknöpfen hat er sich ein leichtes Sommerjaquett angetan und darüber eine dicke Ledertasche gehängt. Wie er da bei den Fouragewagen steht, gleicht er fast einem dicken Major, der eben einen Militärtrain dirigiert. Im Hof und vor dem Tor reiht sich Wagen an Wagen, zu einem Teil für den übermüdeten oder an Fuß- und Beinwerk geschädigten Wanderknaben, zum andern für die Reiseprovision bestimmt, ungeheure Quanta Butterbrote mit Sauerbraten (in Essig getränktem Rindfleisch) belegt. Der Zug der Schüler ordnet sich nach Klassen, diese nach Gruppen von je sechs, hier und da assistiert ein Lehrer, besser aufgeräumt und toleranter gestimmt, als bei den sonstigen, vorschriftsmäßigen Spaziergängen. In heißer Ungeduld, daß es endlich zum Abmarsch komme, steht alles da, die Frühlingsluft begierig einschlürfend und vor dem Frühlingshimmel dann und wann die Kappe lüftend. Endlich hebt der Wandergesang an: „Die Pinzgauer wollten wallfahrten gehn, sie täten immer singen und konnten's nicht gar schön", Kolonne auf Kolonne setzt sich in Marsch, an dem Fräuleinsstifte vorbei und gen Süden in die blaue Ferne. Nach dem ursprünglichen Plan sollte man beim Marschieren, der doch immerhin noch erforderlichen Disziplin und Kontrolle wegen, in ziemlich eng geschlossenen Reihen vorrücken, aber Frühling und Jugend sind allzu traute Bundesgenossen, als daß, wenn sie einmal einig, viel gegen diesen Zweibund auszurichten wäre, und so entfernen sich denn die einzelnen Gruppen immer weiter

von einander, bis sich der Zug über eine Gesamterstreckung von an die drei oder vier Werst ausdehnt und der überwachende Lehrer die Knaben so ziemlich sich selbst überlassen muß. Auf eine so weite Distanz kann ein Wölkchen Tabaksdampf schwerlich vom aufwirbelnden Staube unterschieden werden und dieser Umstand wird reichlich ausgenutzt, um sich so recht con amore dem sonst so streng verpönten Genuß des Papirosrauchens hingeben zu können: „Schämst du dich denn garnicht, diesen elenden Maryland doux zu paffen, Baffra mußt du paffen wie ich", ereifert sich ein kleiner Tabaksrenommist, aber der Angeredete ist auch nicht auf den Mund gefallen: „Man sagt nicht paffen", gibt er zurück, „paffen sagen nur die Knoten, man sagt einen Zug machen, denn so ist's fein."

T. ist wohl einer der stattlichsten Herrensitze Nord-Livlands; das Wohngebäude, mehr Palazzo als Schloß, in einem etwas gekünstelten, aber doch imposanten Stil errichtet, mit Türmen, Erkern und Altanen, rings herum ein prachtvoller Garten und Wildpark. Im großen Prunksaal wird die ganze Längendimension von einer Mittagstafel eingenommen, die speziell für die unteren und mittleren Klassen bestimmt ist, denen diesmal weder Schmidt noch irgend ein Lehrer assistiert, denn diese sowie die Sekunda und Prima speisen am Tisch des Hausherrn und seiner Familie und das kleine Volk ist diesmal ganz sich selbst überlassen. Mein Gott, wie gleißt und glänzt das alles im Saal; das glatte Parquet, die gebohnten Wandschränke und Buffets, die hellen, lachenden Tapeten und der lustig ausgemalte Plafond mit seinen blitzenden Kronleuchtern. Denn über all die Herrlichkeit ist ein breites Band Sonnenschein ausgespreitet, das durch die sperrbreit geöffneten Fenster den ganzen Duft des Maimorgens hineinzutragen scheint. Und die Mittagstafel selbst, schon das Bewußtsein, hier auf einem Stuhl Platz nehmen zu dürfen und nicht, wie in der Anstalt, auf einer harten Bank zu sitzen, hat etwas beseligendes und dazu die vier Gänge und eine ganze Flasche Bayrisch, nicht Langhals, sondern wirkliches und wahrhaftiges Bayrisch für je zwei sich vis à vis sitzende Schüler. Die Speisen umherreichend zwei Diener im schwarzen Frack, weißer Kravatte und Handschuhen, nicht dummdreist, wie der Anstaltsdiener, uns ins Gesicht grinsend, sondern ehrfurchtsvoll unsres Winkes gewärtig, als legitimen Gästen und

Herrn. Während wir noch im besten Schlingen, Schwatzen und Renommieren begriffen, öffnet sich ganz schüchtern und wie aus Versehen eine der monumentalen Flügeltüren und guckt ein kleiner blondlockiger Mädchenkopf und gleich darauf ein zweiter in den Saal; es ist ein gewisses Wohlwollen im Mienenspiel beider Gesichter, aber auch etwas anderes, als wollten sie sagen: „Aber so ruppig hätte ich mir euch nicht vorgestellt, und schlingen könnt ihr, als ob ihr's im Bärenzwinger gelernt." Einen Augenblick, und die beiden sind wieder verschwunden und befriedigen jetzt wohl ihre Neugier hinter dem Schlüsselloch.

Wir brauchen vor niemandem Parade zu machen, uns niemandem zu zeigen und ergehen uns nach der opulenten Mahlzeit mit aller Unbefangenheit und Gemütlichkeit im Garten und Wildpark. Wer mag uns wohl beim Sonnenuntergang die Schlafräume gewiesen haben? Ich setze voraus, daß es ein unsichtbarer und guter Genius gewesen ist, denn keiner wußte recht über ihn Auskunft zu geben und zugleich übertrafen die zu ebner Erde liegenden Schlafzimmer an Herrlichkeit noch den Speisesaal. Man denke nur, fünfundzwanzig Werst von morgens halb fünf an marschiert, und nun, da wir totmüde, Pfühl bei Pfühl, Kopfkissen bei Kopfkissen, weißer als der Schnee des Libanon, und die Wände entlang, über am Fußboden ausgespreitete Teppiche gelegt. Durch die von der Abendsonne beschienenen hohen Bogenfenster sieht man üppige Seringadolden im Abendwinde auf und ab schaukeln, sie sind feuerrot anzuschaun und gleichen so Zauberblumen aus einem Märchenlande. Und ein Märchenland ist es, in dem die Knabenphantasie sich im Traume auf und ab schaukelt: Feenpaläste und Armidahaine, Bayrisch und Crèmekuchen mischen und mengen sich da zu einem ungewissen Ganzen mit verschwimmenden Umrissen, das aber ganz himmlisch, ganz überschwänglich beglückend ist.

Der Morgen ist da, aber statt des „Auf, auf, munter, munter!" des unermüdlichen Alten mit seinem rhythmischen Anpochen von Schlafschrank zu Schlafschrank ein durchaus spontanes Wachwerden und Aufstehn; der herrlichste Kaffee mit Kümmelkuchen, wie sie nur eine livländische Haushälterin backen kann, dann rasch hinaus und vor den Altan, wo bereits die Reihen sich ordnen und Schmidt samt den Lehrern sichtbar werden. Man schwenkt die

Mützen zum Abschied, wieder klingt es: „Die Pinzgauer wollten wallfahrten gehn“ und rüstig setzt man sich in Marsch, denn es gilt noch heute ein zweites Eldorado erreichen, vielleicht nicht weniger herrlich als das, welches wir soeben verlassen.

Tio.

Aus dem Estnischen.

Tio sanft und hold und lieblich
War mein liebes Röslein rot.
Bald erblühte sie und — welkte,
Welkte hin zu frühem Tod.

Ach wie flüchtig ist die Freude,
Flüchtig Duft und Schönheit auch!
Du, mein Röslein, meine Freude,
Flüchtig wie ein Frühlingshauch!

Grüner Rasen deckt die Teure,
Blumen blühen auf dem Grab.
Vöglein singt aus heißem Herzen,
Wie ich sie geliebet hab'. —

Doch es blüht jetzt Tio wieder
In des Himmels Rosenhag.
Eile, Zeit, und dorthin trag mich,
Wo kein Tod uns scheiden mag!

Emil Rathlef.

Eine völkerpsychologische Studie.

Von

F. von Wrangell.

Chacun a les défauts de ses qualités.

Nach einem Bericht in der „Nowoje Wremja" über ein Interview eines Amerikaners mit L. Tolstoj soll der greise Dichter sich dahin geäußert haben, die amerikanische Nation sei frühzeitig gealtert, sei materialistisch gesinnt, habe keinen Idealismus; und doch stehe darin die anglo-sächsische Rasse höher als die Deutschen: die hätten Idealismus nur in Worten, in ihrer Poesie, — im Leben seien sie jeden Idealismus bar, hätten Gott verloren!

Ob dieses herbe Wort authentisch ist oder nicht, laß ich dahingestellt; möglich wäre es schon und zeigt recht deutlich, wie töricht und schädlich es ist, allgemeine Urteile ausschließlich tadelnder oder ausschließlich lobender Art auszusprechen über ganze Völker. — Schon der einzelne Mensch ist meist weder ganz gut noch ganz schlecht, weder ganz unfähig noch zu allem fähig, wieviel mehr gilt das von dem millionenköpfigen Begriff — Nation!

Es gilt die Nation wie den Einzelnen in dem ihm eignen Gemisch von Positivem und Negativem zu erkennen, um seinen Wert und die in ihm liegenden Möglichkeiten richtig zu würdigen. Und dazu ist ein liebevolles, nicht aber ein abwehrendes Eingehen Grundbedingung.

Mich hat ein wechselvolles Leben und ein vielgestaltiger Bildungsgang in nahe geistige und persönliche Beziehungen zu den vier großen Nationen Europas, — Deutschen, Russen, Engländern

und Franzosen gebracht; ich schulde jeder von ihnen viel innerliche Förderung, habe unter ihren Vertretern teure, hochgeschätzte Freunde. Oft hat mich die Frage beschäftigt: wie kommt es, daß Russen von Deutschen und Anglo-Sachsen, Deutsche von Russen und Engländern oft glauben sagen zu dürfen, die hätten keinen Idealismus. Der Grund liegt, meines Erachtens, nicht nur darin, daß die Ideale der verschiedenen Nationen verschieden sind, sondern auch die Art, wie sich der Idealismus äußerlich betätigt.

Der Inhalt der Ideale ist auch beim selben Volk und Menschen in der Zeit veränderlich; die Art der Betätigung des Idealismus jedoch, das was man zweckmäßig „praktischen Idealismus", im Gegensatz zum „theoretischen", nennen könnte, hängt mehr vom Grundcharakter des betreffenden Volkes ab und ist deshalb weniger wechselnd.

Ich will versuchen die Unterschiede näher zu bezeichnen, wobei ich mir der Gefahr, die in jedem Schematisieren liegt, vollkommen bewußt bin; es ist jedoch, bei der Begrenztheit menschlicher Vorstellungen, nicht ohne Nutzen, allgemeine Erfahrungen, aus unzähligen Einzeleindrücken gebildet, in einer übersichtlichen Form zusammenzufassen.

Mir scheint, der praktische Idealismus nimmt beim Deutschen vornehmlich die Form der Hingabe an die Pflicht an.

Beim Russen ist es die Bereitschaft, jedes Opfer zu bringen seinem inneren Gefühl.

Beim Anglo-Sachsen — das Einsetzen der ganzen Person für einen konkreten, faßbaren, fest umschriebenen Zweck.

Beim Franzosen — das sich Hinreißenlassen zu opferwilligem Tun durch eine allgemeine Idee.

Es ist ersichtlich, daß diese in der Rassenanlage bedingte Verschiedenartigkeit der Betätigung des praktischen Idealismus ihre starken und schwachen Seiten, ihre Gefahren und Vorzüge hat, und daß, wenn man in nationaler Befangenheit nur den einen Weg für den richtigen hält, man unfähig wird, den andern Nationen gerecht zu werden. Daß aber anderseits diese Verschiedenartigkeit in ihrer gegenseitigen Rückwirkung, Verschmelzung und Kombination den Europäer der Jetztzeit, noch mehr den der Zukunft, zu höchsten Leistungen befähigt und befähigen wird.

*

Die Gefahr der deutschen Art des praktischen Idealismus (Pflichtgefühl) liegt in der Tendenz zu philiströser Engherzigkeit und pharisäischer Selbstzufriedenheit. Der kategorische Imperativ der Pflicht — „du sollst!“ — ist nicht zufällig in Deutschland als Basis der Ethik hingestellt worden.

Was ist Pflicht? Darauf antwortet der deutsche Geistesheros: die Forderung des Augenblicks! Für einen so weit ausschauenden Geist wie Goethe ist der gegenwärtige Augenblick bewußt mit ferner Zukunft verknüpft, für den Durchschnittsmenschen liegt aber die Gefahr des engen Gesichtskreises bei solcher Maxime auf der Hand. Und welcher unbefangene Beobachter, der mit verschiedenen Völkern in naher Fühlung und regem persönlichem Verkehr gestanden hat, wird das Philiströse, das dem Deutschen oft anhaftet und das meist nur die Kehrseite seiner großen Tugend, der Gewissenhaftigkeit ist, bestreiten.

Dem verständnislosen, gar lieblosen Beobachter fällt nur diese Kehrseite, durch keine angeborene Grazie und Takt gemildert, oft aber durch ungeschlachte Wahrhaftigkeit verschärft, häßlich in die Augen. Einem Franzosen oder echten Slaven kommt selbst das olympisch ruhige, aber allen Details des aktuellen Lebens gerecht werdende Gebahren des größten deutschen Lebenskünstlers, Goethes, philisterhaft pedantisch vor, und seine in tiefem, ernstem Pflichtgefühl geübte Sparnis seiner eigenen Kräfte für den Dienst der großen oder kleinen Dinge, die zu tun ihm oblag, erscheint solchem Beobachter egoistisch kleinlich.

Aus den oben skizzierten Anlagen des Deutschen folgt seine Neigung und Befähigung, sich im Vereinsleben zu begrenzen und durch organisierte, kombinierte Assoziation zu betätigen, was strenges Einhalten der übernommenen Pflichten seitens des Einzelnen voraussetzt.

*

Die Neigung des Russen, seinem Gefühl, seiner Stimmung jedes Opfer zu bringen, äußert sich bei Elite-Naturen, deren Gefühle eine edle Richtung genommen haben, in wahrhaft heroischer, dabei unreflektierter (im höheren Sinne naiver) Hingabe an das vom Gefühl erfaßte: Gott, Vaterland, der Nächste. . .

Die große Sensitivität der Rasse, die Fähigkeit des Mitempfindens, das Anpassungsvermögen, alle diese Eigenschaften in

Verbindung mit einer großen Klarheit und Beweglichkeit des Verstandes, machen den edlen Russen zu einer der liebenswertesten Erscheinungen, und selbst beim Durchschnittsrussen ist das Anziehende dieser Eigentümlichkeiten so groß, daß sich daraus die moralischen Eroberungen dieses Volkes erklären, wo es nicht unter dem Einfluß religiöser oder politischer Doktrinen seiner toleranten Natur Gewalt antut.

Die Kehrseite dieser schönen Tendenz liegt jedoch in einem Sichgehenlassen auch bei unendlen Gefühlen, in einer gewissen Haltlosigkeit, Unsicherheit im Detail des Lebens.

Der oberflächliche, gar lieblose fremde Beobachter, dem diese Kehrseite zuerst in die Augen springt, wird ein ganz falsches Urteil fällen, wenn er nicht Gelegenheit hatte, die Lichtseiten zu beobachten, nicht nur an den Helden und Heiligen des Handelns und Duldens, sondern auch am Durchschnittsrussen: zu welcher Leistung, weit über das gewöhnliche Maß hinaus, er fähig ist, sobald sein Gefühl mitspricht. Deshalb kann man mit russischen Untergebenen, deren Liebe man gewonnen, Unglaubliches leisten, Unerhörtes von ihnen verlangen; auf das bloße Bewußtsein der Pflicht kann man jedoch bei ihnen nicht in gleichem Maße rechnen, wie beim Deutschen. — Es ist auch mehr das Gefühl der Billigkeit, als des Rechts, was bei ihm sittliche Norm ist (жить по божески).

*

Beim Anglo-Sachsen ist die Ausbildung des Willens, des persönlichen Ich im Gebiet des Handelns (nicht des Denkens) stärker als bei andern Nationen. Durch die dieser Anlage entsprechende große Freiheit des Individuums dem Staate gegenüber ist in der Nation die Gewohnheit großgezogen, jede neu auftretende Aufgabe öffentlicher Natur nicht durch ständige oder gar staatliche Organisation zu bewältigen (wie z. B. in Deutschland), sondern durch freie, ad hoc gebildete Vereinigungen, deren Kraft mehr von der Leistung des einzelnen Individuums abhängt, nicht von der Trefflichkeit der Organisation.

Aus dieser durch Jahrhunderte geübten Schulung, als Folge der Rassenanlage und in Verbindung mit dieser, hat sich die anglo-sächsische Form des praktischen Idealismus entwickelt, welche in der Hingabe der ganzen Person an eine ihr zur Zeit wichtig

erscheinende konkrete Aufgabe besteht. Diese Konzentration auf greifbar Übersichtliches macht dem oberflächlichen Beobachter den Eindruck des Einseitigen, des Beschränkten (im Sinne engen Sehwinkels, aber großer Sehweite); ja für den, der nur abstrakte Ideale (des Gedankens oder Gefühls) anerkennt, scheint dieser praktische Idealismus diesen Namen überhaupt nicht zu verdienen. Und doch, welch großartige Leistungen, welcher Heldenmut, welche Selbstlosigkeit und welche Kraft offenbart sich dem, der Fühlung hat mit diesem Herrschervolk.

*

Beim Franzosen muß das Ideal, um ihn zu Taten zu entflammen, in allgemein gültiger, schöner Form geprägt sein. Ob es nun die Idee der liberté, égalité, fraternité oder der patrie, gloire, honneur ist, — für eine solche allgemeine Idee ist er im stande die größten Opfer zu bringen an Gut und Blut.

Dank der Klarheit des französischen Geistes, seinem Sinn für Eleganz der Form und Übersichtlichkeit, haben die von den Franzosen geprägten allgemeinen Formeln auch den größten Einfluß bei andern Völkern, vornehmlich bei den Massen; doch gerade der Vorzug solcher Formeln, ihre Faßlichkeit und Allgemeinheit, ist auch ihr Mangel, denn sie sind nicht im stande, der unendlichen Kompliziertheit und Vielgestaltigkeit des Wirklichen gerecht zu werden. Das Phrasenhafte, die übergroße Bedeutung des schönen Scheins, sind ja bekanntlich schwache Seiten in der Lebensführung der Franzosen, während ihre angeborene Liebenswürdigkeit und guter Geschmack den Umgang mit ihnen zum Genuß machen und stets im Sinne gesteigerter und verfeinerter Kultur wirken.

*

Betrachtet man den theoretischen Idealismus der verschiedenen Völker (worunter ich nicht den stets wechselnden Inhalt der Ideale verstehe, sondern die Art, wie sie gesucht und gebildet werden), so ist es sehr bemerkenswert, wie ganz verschiedene Wege zu gleichem Ergebnis führen können.

So treffen z. B. Russen und Deutsche, die doch in ihrem äußeren Gebahren grundverschieden sind, in den letzten Konsequenzen des Denkens und Fühlens oft zusammen; bei Germanen sowie

bei Russen drängt die intellektuelle Anlage dazu, „der Dinge letzte Gründe zu erforschen".

Die Tatsache spiegelt sich u. a. darin ab, daß die deutsche Philosophie, von Hegel bis auf die Gegenwart, nirgends solchen Einfluß auf die Geister gehabt hat, wie in Rußland. Anderseits glaube ich, daß die großen russischen Schriftsteller, namentlich die nationalsten unter ihnen, wie Dostojewskij, Tolstoj, nirgends sonst solches Verständnis und Nachempfinden gefunden haben, wie in Deutschland.

Bei dem Deutschen ist es die Gründlichkeit, die Wahrheitsliebe, die Wißbegier, die ihn dazu drängen, die Verkettung der Dinge zu erforschen, ohne Rücksicht darauf, welche Folgen diese Forschungsarbeit ergeben mag.

Beim Russen wirken sowohl seine Ungebundenheit (широкая натура), die sich keinerlei inneren Zwang auferlegt, wie auch die Aufrichtigkeit, der natürliche Scharfsinn sowie die relativ junge Kultur zusammen, um ihn in theoretischen Dingen dem Deutschen nahe zu bringen, während im praktischen Leben sich mehr die Gegensätze als die Affinitäten geltend machen.

Übrigens zeigt mir die Beobachtung, daß auch hier das gegenseitige Verständnis von Mensch zu Mensch leichter ist, als bei andern Nationen. Das Gemütsleben der beiden Völker ist ähnlicher, wenn es sich auch sehr verschieden äußert.

Der Franzose, dem der Formensinn angeboren ist und der infolgedessen, sowie durch alte, tiefgewurzelte Kultur mehr an der Konvention hängt, als der relativ harmlose Germane und der frischkultivierte Russe, ist im allgemeinen weniger geneigt, in die Tiefe der Dinge einzudringen; ihm liegt mehr am logischen Zusammenhang der Gedanken (Äußerung des Formensinnes), als an der Tiefe ihrer letzten Begründung.

Beim Anglo-Sachsen ist die männliche Tatkraft so dominierend, daß jede Gedankenarbeit zu allererst darauf gerichtet wird, etwas im Leben brauchbares, für eigenen oder fremden Nutzen anwendbares zu erreichen. Freilich hat dieses große Volk, sowie auch die scharfsinnigen Franzosen, große, bahnbrechende Denker hervorgebracht; es ist hier nur von der großen Masse der Gebildeten die Rede, von deren allgemeiner Geistestendenz, und da ist es wohl unzweifelhaft, daß metaphysische Spekulation bei Franzosen und

Engländern weniger allgemein sind, wie bei Russen und Deutschen. Der gebildete Anglo-Sachse ist sich dessen bewußt, daß eine feste Basis überkommener Anschauungen (man nennt sie Vorurteile) förderlich ist zu sicherem Handeln. Darum sieht er jede Abweichung vom geistigen Erbe der Väter als schädliche, durch die gesellschaftliche Kritik zu bekämpfende Willkür an.

Damit hängt auch zusammen das strenge Festhalten an gewissen Äußerlichkeiten im täglichen Verkehr. Auch hier bedingt feste Sitte — Ersparnis an Zeit und Kraft. Wer in England gelebt hat, weiß aus Erfahrung, wie viel sicherer und deshalb freier das tägliche Leben sich dort gestaltet, dank den festen, für jedermann verbindlichen und jedwedem geläufigen Formen des Verkehrs. Diese Formen sind in England hauptsächlich dem Bedürfnis nach Zweckmäßigkeit entsprungen und angepaßt. Bei den Franzosen verdanken die äußeren Umgangsformen mehr dem Schönheitssinn, dem ausgebildeten Geschmack, dem liebenswürdigen Naturell ihren Ursprung. Daß bei gebildeten Franzosen, ebenso wie bei Engländern, die Umgangsformen, die Konvention tiefere Wurzeln haben und eine größere Macht ausüben, als unter Deutschen und Russen, ist ja bekannt.

So führen verschiedene geistige Anlagen und verschiedene geschichtliche Entwicklungen doch zu ähnlichen Resultaten.

Ich brauche wohl kaum zu wiederholen, daß im Vorstehenden nur auf die charakteristischsten Verschiedenheiten und Ähnlichkeiten in der Psychologie der vier Völker hingewiesen werden sollte. Reine Typen, einer Schablone entsprechend, finden sich nirgends im Leben.

Noch ein Wort über die estnische Presse.

Der im Februarheft der „Balt. Mon." veröffentlichte Überblick über die gegenwärtige estnische Presse hat letztere zu einigen Entgegnungen veranlaßt, über die ich nun, soweit sie mir zu Gesicht gekommen sind, referieren will.

Die „Uudised" geben (in den Nr. 31 und 32 vom März 1904) zunächst zu, daß ich von meinem Standpunkt aus versucht habe, recht unparteiisch zu sein und zum Teil die estnische Presse ganz wahrheitsgetreu schildere, meinen jedoch zum Schluß in ausfahrendem Tone, daß die von mir gegen einen Teil der Presse erhobene Anklage der Unchristlichkeit und Hetzerei durchaus unbegründet sei.

Wie den Lesern erinnerlich sein wird, sind in dem betreffenden Artikel recht viele Belege mit genauer Quellenangabe gebracht worden, so daß die dort aufgestellten Behauptungen leicht kontrollierbar sind und wohl jedem unparteiischen Leser wohlbegründet erscheinen. Wie können die „Uudised" trotzdem behaupten, sie seien unbegründet? — Die Sache erklärt sich sehr einfach. Die „Uudised" geben nämlich in ihrem Referat wohl ziemlich ausführlich die in dem Artikel über die einzelnen Blätter geäußerten Meinungen wieder, übergehen jedoch sämtliche von mir angeführten Belege mit Stillschweigen. Sie haben es dann leicht, zum Schluß ihren Lesern emphatisch zuzurufen: Solange Herr Haller keine Beweise bringt, bleiben wir bei der Meinung, daß er sich schwer gegen das achte Gebot versündigt habe!

Zur Widerlegung meines Vorwurfs, daß sich in der estnischen Presse Auslassungen finden, die auf Umstürzung der Grundlagen des christlichen Staates hinzielen, sagen die „Uudised": „Niemals hat die estnische Presse gegen die Reichstreue gewirkt. Im Gegenteil — jede Maßregel der Regierung, die zur Erleichterung des Lebens unsrer Bauern getroffen wurde, fand und findet

in unsrer Presse die größte Wertschätzung." Das Letztere ist allerdings richtig, aber eben darum muß ich bei meiner Behauptung bleiben, denn zur Reichstreue gehört mehr, als nur Wertschätzung solcher Regierungsmaßregeln, die den Lesern angenehm zu hören sind.

In der Entgegnung der „Uudised" auf mein Referat über die estnische Presse findet sich übrigens eine bemerkenswerte Selbstkritik. Es heißt dort (in Nr. 31): „An den älteren Blättern findet Herr H. noch manches, was gut, lieblich und schön ist; je weiter aber der Herr Pastor kommt, desto mehr findet er an den zu kritisierenden Blättern auszusetzen, bis er endlich bei den neuesten nichts Gutes mehr entdecken kann („kuni kõige uuemate juures tal enam midagi head leida eiole")." Nun habe ich aber in meinem Artikel den ganzen Inhalt der damals erschienenen ersten Nummer der neuesten Blattes, der „Uudised", kurz und denjenigen Artikel derselben, in welchem offenbar die Haupttendenz des Blattes, nämlich die Ankündigung des Kampfes gegen die Übermacht des Kapitals, zum Ausdruck kommt, ausführlich wiedergegeben. Wessen Schuld mag es da wohl sein, wenn nach meinem Referat an den „Uudised" nichts Gutes zu entdecken ist?!

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß die „Uudised" bei ihren Lesern meinem Referat gegenüber ein Vorurteil zu erwecken suchen, indem sie die Vermutung aufstellen, daß ich „aus der Landeskasse für heimliches Aufpassen auf die indigene Presse bezahlt würde". Also: weil ich in der Presse einen Artikel mit vollem Namen über die estnischen Zeitungen veröffentlichte, deswegen soll ich ein heimlicher Aufpasser sein! Diese „Vermutung" der „Uudised" ist jedenfalls eine mehr niederträchtige als geistreiche Andichtung. Doch sei zur Ehre der Redaktion bemerkt, daß sie bald darauf ein Schreiben von mir, in dem ich diese Vermutung als „selbstverständlich falsch (muidugi wale)" bezeichnete, ihren Lesern nicht vorenthielt.

Außer in den „Uudised" ist mir nur noch im „Olewik" eine Entgegnung auf mein Referat zu Gesicht gekommen. Der Pariser Korrespondent dieses Blattes, Herr A. Tulewik (der zugleich Korrespondent des „Teataja" und der „Uudised" ist) veröffentlicht in Nr. 23 und 24 des „Olewik" (im Juni 1904) zwei offene Briefe an mich.

Im ersten Briefe, dem er die Überschrift „Hut ab" giebt, protestiert er gegen folgenden Satz in meinem Referat: „(Der „Olewik" macht sich) desgleichen über einige Deutsche (lustig), die

in Paris beim Einzuge des englischen Königs, als die englische Nationalhymne intoniert wurde, ihre Hüte abnahmen — das zeuge von mangelhaftem Freiheitsbewußtsein!" (S. 150). Herr Tulewik meint, er habe nicht von „mangelhaftem" Freiheitsbewußtsein gesprochen, sondern nur vom „Unterschied" des Freiheitsbewußtseins der verschiedenen Völker, vergißt aber dabei offenbar, daß er das Hutabnehmen in dem gegebenen Falle als „possierlich" (weider) bezeichnete, also doch offenbar, im Gegensatz zur französischen Sitte, verdammte.

Damit übrigens jeder Leser sich selbst ein Urteil darüber bilde, ob ich in meinem Referat zuviel gesagt habe, gebe ich hier die ganze hierauf bezügliche Pariser Korrespondenz des Herrn A. Tulewik, wie er sie in seinem offenen Briefe an mich von neuem abdruckt, in wörtlicher Übersetzung wieder. Sie lautet:

„Beim Vorüberfahren der Staatsoberhäupter lenkte noch ein kleines Ereignis meine Aufmerksamkeit auf sich. Neben mir standen zwei der feineren Gesellschaft angehörende Deutsche, welche sich über die Lieblichkeit der Champs-Elisés nicht genug wundern konnten. Sobald in unsrer Nähe beim Herannahen der Staatsoberhäupter die englische Nationalhymne „God sawe the king" intoniert wurde, zogen beide Deutsche ihre Hüte ab und blieben unbedeckten Hauptes, bis die letzte Kutsche und die Schar der Kürassiere vorbei war. Es war durchaus possierlich, die beiden barhäuptigen jungen Leute unter der Volksmenge zu sehn, während kein Franzose noch Engländer weder vor der englischen Nationalhymne noch beim Vorüberfahren des Königs seine Kopfbedeckung lüftete. Das läßt schließen, daß in Deutschland die Leute gezwungen sind, wenn die Nationalhymne gespielt wird oder der Kaiser vorbeifährt, den Hut abzunehmen, und daß jene Deutschen das nun nach mitgebrachter Gewohnheit taten, während in Frankreich und England niemand einen solchen Zwang oder solche Sitte kennt. — Welcher Unterschied im Freiheitsbewußtsein jener Völker!"

Seinem zweiten offenen Briefe an mich in Nr. 24 des „Olewik" (v. 16. Juni 1904) giebt Herr A. Tulewik die Überschrift: „Er paßte zum Heizen des Kessels" (Ta läheks katla kütteks). Ich hatte in meinem Referat einem Teil der estnischen Presse und speziell dem „Olewik" vorgeworfen, daß in ihm öfters ein direkt unchristlicher Geist in allerlei Ausfällen zutage tritt, die, soweit es nur hier zu Lande äußerer Umstände wegen möglich ist, das Christentum zu verdächtigen und lächerlich zu machen suchen

(S. 142), und hatte als Beleg unter andrem die Apotheose des „modernen Heidentums“ im Artikel „Saat und Ernte“ („Olewik“ 1903, Nr. 3—4) und aus einem Artikel über Indien (Nr. 8) den Satz angeführt: „eine Religion schwindet, eine andre tritt an die Stelle, der Betrug [!] in einer Form hat aufgehört, wird aber noch viel schlauer eingeführt“ (s. Februarheft S. 121). So direkte, offene Ausfälle gegen das Christentum habe ich doch in keinem andren estnischen Blatte gefunden, daher bezeichnete ich den „Olewik“ als das allerunchristlichste unter den estnischen Blättern.

Darauf nun antwortet mir Herr A. Tulewik in seinem zweiten offenen Briefe, den ich als Kuriosum hier vollständig wiedergebe, da er ja leider dafür charakteristisch ist, mit wie wenig Sachlichkeit und wie viel Gehässigkeit der „Olewik“ seine Polemiken zu führen pflegt. Der Brief lautet:

Paris, den 8. Juni (26. Mai) 1904.

Er paßte zum Heizen des Kessels.

Geehrter Herr Pastor!

Sie behaupten auf S. 150 der „Baltischen Monatsschrift“: „Der „Olewik“ kann wohl eben mit Recht als das allerunchristlichste unter den estnischen Blättern bezeichnet werden.“

Nun, in die Hölle ginge der „Olewik“ dafür natürlich, das ist klar, wenn ein solcher Herr (isand), wie Sie, ihm ein Zeugnis für Betragen auf den Weg mitgäbe. — Zum Glück leben wir nicht mehr zur Zeit der Scheiterhaufen, sonst würde er schon lebendig verbrennen, wie ihrer Zeit Hunderte von philosophischen Büchern. An was für ein Christentum dachten Sie aber, als Sie das behaupteten? An den Glauben der ersten Christen, die mit Selbstverleugnung diesen Glauben zum idealen Liebesglauben zu machen und ihn in aller Reinheit zu erhalten suchten, oder schwebte Ihnen das Mittelalter im Sinne, als der Glaube in der Hand der Päpste zu einer weltlichen Macht wurde und auch Könige unter sich demütigte, oder dachten Sie beim Niederschreiben Ihres Urteils an dasjenige, was einige Personen unter dem Namen des Glaubens als Schild einer gewissen Gesellschaftsschicht zu benutzen suchten?

In Wahrheit hat diese Sache ja mit dem Glauben gar nichts zu tun. An allen den Stellen, die Sie aus dem „Olewik“ vorbringen, haben Sie nicht ein einziges Wort gegen die christliche

Religion zu finden vermocht. Alles bezieht sich nur auf einzelne Taten einiger Glaubensmänner [!?].

Sich selbst mit der Religion zu identifizieren, das ist der Hochmut und Fehler eines Teils von Ihresgleichen. Das ist ebensolcheine Meinung, wie jede Religion, wie sie auch sei, sich selbst immer für richtig und wahr hält, andre aber falsch nennt. In der Welt gibt es eben 1000 Glaubensbekenntnisse (danach also auch 1000 besondere Wahrheiten), von denen alle sich für richtig und 999 für falsch halten. Dieselbe Meinung haben auch Sie von sich. Sie allein sind die Religion, Sie allein sind die Wahrheit, Sie allein sind die Unfehlbarkeit, und derjenige, der auf den Irrtum irgend eines Ihrer Amtsbrüder hinzudeuten, irgend einen ins Auge fallenden Fehler zu offenbaren wagt, der ist gleich ein Gegner der Religion, der Wahrheit.

Als Luther gegen den Verkauf der Ablaßzettel und andre verwerfliche Handlungen der katholischen Priester auftrat, war er ja auch ein großer Gegner des Christentums und hatte den Scheiterhaufen verdient, gleichwie J. Huß und tausend andre.

Christus selbst wurde der größte Feind der Religion genannt, als er im Tempel das Geld und die Tische der Händler umwarf, während die damaligen Glaubensmänner ihn als politischen Hetzer verdächtigten und als „König der Juden" ans Kreuz schlagen ließen, denn die alten Römer waren in Glaubenssachen sehr tolerant und mischten sich nicht in die Religionsangelegenheiten der von ihnen unterworfenen Völker.

Herr Pastor, diejenigen Blätter, die Fehler und Irrtümer irgend eines Ihrer Amtsbrüder oder unzeitgemäße Zustände ans Licht bringen, sollten auch in ihren Augen bessere Beschützer des Glaubens und Reformatoren sein, als diejenigen, die sie unter dem Scheffel zu begraben suchen. — Das Patronatsrecht ist einem kleinen Teil der Bewohner der Heimat noch ein unantastbares und heiliges Wesen. Wer z. B. von der Vernichtung dieses Privatrechts redet, ist nach Ihnen bereits ein Gegner der Religion. Verstehen Sie nun, Herr Pastor, den Unterschied zwischen Religion und einem sterblichen, irrenden Menschen?

Daß Sie das estnische Sonntagsblatt für eine „gesunde Lektüre" halten, daß Sie dem „Eesti Postimees" und „Postimees", als den Blättern der Pastoren estnischer Nationalität, ein gutes Zeugnis für Betragen ausstellen, daß Sie die „Linda" für ihr „vornehmes" Betragen liebkosen, dagegen habe ich nichts, das ist Ihre und jener Privatsache. Jedoch gestatten Sie, daß nicht alle

Blätter in Ihrem, d. h. im Dienste der heimatlichen luth. Kirche stehen, daß einige von ihnen auf das soziale Leben von einem menschlicheren, höheren, zeitgemäßeren Standpunkt sehen können, als von dem Standpunkte einer kleinen Partei.

In Ländern, in denen eine Konfession in der Majorität ist, da ringen ihre Führer auch nach Erlangung weltlicher Macht, während sie dort, wo sie sich in der Minorität befinden, still sind und auch niemand sie anrührt. In Frankreich z. B. gibt es sehr wenig Lutheraner, daher mischen sie sich hier auch nicht in die politischen Streitigkeiten und niemand hört etwas von ihnen. Die Katholiken dagegen sind hier in der Mehrzahl und befinden sich in beständigem Kampfe mit der Regierung um weltliche Macht. So ist es auch im baltischen Lande, nur umgekehrt. Wer hört viel von katholischen Priestern dort, wo es ihrer so wenige gibt? Und was würden Sie dann sagen, wenn sie in unsrer Heimat den Geist des Volkes durch die Presse zu leiten versuchten, wie in Frankreich? Die Macht der luth. Kirche ist aber in unsrer Heimat noch sehr groß, daher meinen ihre Pastoren, daß alle, auch die Presse, ihren politischen Bestrebungen dienen müssen. Weicht aber irgend ein Blatt einmal von der Tendenz dieser Privatpartei ab, dient es ihr nicht demütig, so versucht man es vor der Regierung zu verdächtigen und zum Gegner der Religion zu stempeln, wie es die Aufgabe Ihres Artikels ist. Der „Olewik“ sei ein Feind des Christentums, der „Teataja“ und die „Uudised“ Sozialdemokraten. . . .

Bei dieser verleumderischen Angeberei vergessen Sie aber, daß Sie damit nicht allein Ihre Glaubensbrüder verdächtigen, sondern auch diejenigen Organe der Regierung, die über die Ordnung und Pflichterfüllung wachen, als ob die letzteren nicht sorgfältig und treu genug ihre Pflichten erfüllen. Sie wollen sich auch zum freiwilligen Aufseher der Zensoren und Gendarmen erheben. Wenn es nicht so sein sollte, so wäre es ja eine direkte Beschuldigung der Regierung selbst, daß sie von den Handlungen und Fehlern einiger Ihrer Amtsbrüder und Freunde zu reden erlaubt, und Sie wünschen folglich die Unfehlbarkeitserklärung Ihrer Amts- und Stammesbrüder und besondere Gesetze zur Verdeckung ihrer Fehler. Mit einem Wort, Sie sind „plus royaliste que le roy“, oder scheinen es wenigstens zu sein.

Um es anders auszudrücken, Sie wünschen die Vernichtung derjenigen Blätter, die nicht Ihrer Partei dienen, während Sie es nicht begreifen wollen, daß die Regierung auch solche Blätter

konzessioniert, die derjenigen Privatpartei, die sich im baltischen Lande stets für den alleinigen Herrn hält und keine andre Macht neben sich duldet, wenn auch nur teilweise (osaltki) ein Gegengewicht bieten.

Endlich muß man sich wundern, daß eine so ernste Zeitschrift, wie die „Balt. Mon." es sein will, grade einen Pastor um eine Kritik der estnischen Presse gebeten hat. Gibt es denn unter den baltischen Deutschen keinen einzigen sachkundigen sachlichen Schriftsteller, der die estnische Presse unparteiisch, ohne Parteihaß hätte schildern können, daß man nun die Zustände und das Geistesleben unsrer Heimat nur durch das Fenster eines luth. Pastorats oder von der Turmspitze zu betrachten vermag?

Möge Ihr Kirchturm auch höher als der Eiffel-Turm sein, so braucht man doch, um über die Grenzen des Kirchspiels hinauszusehn, auch ein richtiges, zeitgemäßes Auge. Sie aber blicken, gleichsam von einer mittelalterlichen Feste, mit einem mindestens zweihundert Jahre alten Auge und vergessen dabei natürlich, daß das Menschengeschlecht ebenso auf dem Wege des Fortschritts weitergelangt, wie die Erdkugel und die ganze Schöpfung.

Ich kann diesen Brief nicht besser schließen, als mit dem Satze, den ein Freund, der Ihre Kritik aus demselben Exemplare der „Balt. Mon." gelesen hatte, darunter geschrieben: „Ein oberflächliches Geschreibsel, geschrieben mit der Absicht, den „Olewik", den „Teataja" und die „Uudised" an den Galgen zu bringen."

Haben Sie, Herr Pastor, einen neuen Bestrafungsort schon auserwählt?

Die Antwort darauf erwartend, verbleibe ich mit der verdienten Hochachtung Ihr ergebener Diener

A. Tulewik.

So lautet der Brief des Pariser Korrespondenten des „Olewik". Er bedarf weiter keines Kommentars. Da Herr Tulewik mir keinen sachlichen Irrtum in der Wiedergabe der Belege aus dem „Olewik" nachweisen kann, so versucht er es auch garnicht, sondern ergeht sich bloß in allgemeinen Expektorationen, seinem Haß gegen die heimatliche lutherische Kirche Luft machend.

Die Redaktion des „Olewik" sagt in einer Anmerkung zum Briefe ihres Korrespondenten, daß sie mir von sich aus auch noch einiges zu sagen habe, fügt aber hinzu, daß sie damit noch einige Zeit warten wolle. Daher verzichte ich darauf, diese Entgegnung abzuwarten (es sind ja auch schon bald 5 Monate her, daß mein

Artikel erschien), da man von einer Redaktion, die sich nicht geniert einen Brief, wie den obigen, im Ernst zu ihrer Verteidigung abzudrucken, doch nichts Sachliches mehr erwarten kann.

Der „Olewik" kann ja nicht sagen, daß die „Balt. Mon." den Grundsatz „audiatur et altera pars" unbeachtet lasse, da der ganze zweite Brief seines Mitarbeiters hier zum Abdruck gelangt ist. Und zwar habe ich deswegen grade diesen Brief vollständig wiedergegeben, weil er sich gegen meinen Hauptvorwurf richtet, zu dem ich als Pastor einer estnischen Gemeinde mich gedrungen fühlte, nämlich den Vorwurf, daß der „Olewik" sich heftige Ausfälle gegen das Christentum erlaubt.

Es ist ja selbstverständlich, daß die unchristliche Tendenz des „Olewik" nicht offen ausgesprochen ist, sondern, wie gesagt, sich bloß in einzelnen Ausfällen äußert. Aber bekanntlich ist ja ein Gift, das nicht mit der entsprechenden Etikette versehen ist, besonders verderblich, da es so manchen zu grunde richtet, der sich sonst davor gehütet hätte.

Wenn Herr Tulewik zum Schluß seinem Freunde in der Meinung zustimmt, daß ich durch mein Referat diejenigen estnischen Blätter, deren Mitarbeiter er ist, habe an den Galgen bringen wollen, so meint er damit offenbar, daß sie nach meiner Darstellung als Blätter von schädlicher Richtung erscheinen. Damit spricht er ihnen selbst das Urteil, da er ja meinem Referat keinen einzigen sachlichen Irrtum hat nachweisen können.

Da übrigens Herr Tulewik so freundlich war, mir die Meinung seines Freundes mitzuteilen, so möchte ich ihm doch auch die Meinung meines Freundes nicht vorenthalten. Ich muß gestehn, daß auch dieser mit meinem Referat nicht zufrieden war. Er meinte nämlich: ich sei in meinem Urteil viel zu milde gewesen!

Gustav Haller.

St. Martens, d. 5. Juli 1904.

Schloß Neuenburg.

Von
Helene von Engelhardt.

Wie still! . . wie still! . . wie düfteschwer! . .
Das ist verzauberter Sagengrund! . .
Erzählte mir jemand die alte Mähr,
Oder tat sie der Wald mir kund?
Die Mähr von dem versunk'nen Schloß
Mit Turm' und Zinnen goldesrot,
Und von dem Häuptling makellos,
Der einst darin gebot. . . .

Hilf Gott! es fällt der Feind in's Land —
Von Menschenblut der Acker dampft —
Die Hütten sind zerstört, verbrannt,
Der Saaten Grün zerstampft!
Doch eh der heimatliche Grund
Des teuren Häuptlings Herzblut trank,
Erschloß die Erde ihren Mund —
Und Burg und Held versank. —

Die Welt vergaß, die Zeit verfloß,
Die Sag' ist manch Jahrhundert alt,
Und über dem versunk'nen Schloß
Wogt hoher, grüner Wald.
Ob nicht der Stamm, der weitverzweigt
Hoch über mir die Wipfel schwingt,
Um uralt Mauerwerk vielleicht
Der Wurzel Fasern schlingt?

Horch auf! wie süße Melodei
Durchzieht's die Wipfel wonnesam . . .
Ein blauer Falter blitzt vorbei —
Ein Lichtschein ging und kam. . . .
Und erfass' ich sie endlich, die Melodei,
Und des Häuptlings Name schlägt an mein Ohr,
Dann künd' ich ihn laut mit jubelndem Schrei,
Und die Burg taucht leuchtend empor!

Kaum hörbar summt's in Busch und Strauch,
Goldkäfer schwirren drüber her, —
Rings lagert warmer, würz'ger Hauch . . .
So still, so düfteschwer!
Kaum säuselt leis' das Laub im Wind. . . .
Ich lausche träumend Stund' um Stund',
Indes die Sonne ein Goldnetz spinnt
Um den dämm'rigen Sagengrund. — —

Über den Geist der livländischen Kolonisation.

(Nach Heinrichs Chronicon Livoniae.)

Von

Karl von Freymann.

Um das Jahr 1205 spielte man in Riga Theater. In dumpfer Neugier betrachteten Heiden und Neubekehrte die fremden Bühnengestalten und schwerfällig folgten sie den Worten des Dolmetschers, der ihnen den Inhalt des Stückes auseinandersetzte. Plötzlich aber kam Bewegung in die lauschende Menge, das Stück hatte den gleichgültigen Boden des Erdichteten verlassen und den Punkt berührt, wo das unmittelbare Verständnis der Zuschauer begann. Als die Gewappneten Gideons mit den Philistern kämpften, begriffen die Liven den tieferen Sinn des unklaren Schauspiels und flohen. Zu natürlich spielten die Deutschen, und zu unnatürlich erschien den Liven die Harmlosigkeit des Festes. Sie dachten an das Gastmahl Bischof Alberts, das mit Geißeln und Knechtschaft geendet[1], und nur ungern ließen sie sich zum Bleiben überreden; sie waren ein störriges Volk und vergaßen nur allzu leicht, daß sie in Spiel und Ernst den Deutschen verfallen waren. Die Armut hatte die Deutschen über das Meer getrieben und sie spielten Komödie zur Erbauung der Liven; doch war es ein böser Komödiantenschlag, dem die Eroberungslust noch von der Kinderzeit der Völkerwanderung im Blute steckte.

Im Mittelalter, den Zeiten fester Zucht und strenger Sitte, ist der Wandertrieb das notwendige Korrelat der engen Lebensformen. In gleichem Klang, wie das Schwert des Normannen,

[1]) Kap. IX, 14; IV, 4.

klirrt die Pflugschar des deutschen Kolonisten auf jungfräulichem Boden, und wenn wir genauer aufmerken, vermögen wir denselben Ton aus dem leichten Knirschen der Mönchssandale im fremden Strandsand herauszuhören. Auch der Mönch empfand den Rausch des Eroberers, jenes Gemisch von Herrschsucht und Freiheitsliebe, den Zauber fremder Erde und den wilden Reiz der unbeschränkten Kraftentfaltung. Mit gutem Recht, denn unter den Eroberern des Mittelalters war der römische Missionar der großartigste und bewußteste, der einzige, der keinen Fuß zurückwich von der Bahn, die er einmal betreten und dessen Eroberungstrieb keine andern Schranken kannte, als das Ende der Welt. Ihm und dem heiligen Vater gehörten ja all die verirrten Seelen auf dem weiten Erdenrund, und nicht nur die Seelen, sondern auch das Land, das sie bewohnten [1].

Schon die Organisation der römischen Kirche, in der Christentum und Gehorsam, Glaube und Zehnten auf das engste verbunden waren, schloß eine rein geistliche Mission von vornherein aus und machte das Christentum stets auch zur weltlichen Herrschaftsform. Wenn die Apostel des Mittelalters ein tiefes religiöses Empfinden in die düsteren Heidenwälder trieb, so bildete doch den wesentlichen Inhalt dieses Empfindens der Glaube an die allumfassenden Herrscherrechte der katholischen Kirche. Seelen verfielen in jedem Jahre in ungezählter Menge der Gewalt des Bösen, es war der schöne Gottesboden, den sie dem Teufel mißgönnten; daher war das Schwert die Ergänzung des Kreuzes.

In jeder Entwicklung gibt es Momente der Vorbereitung, wo die gebundenen Kräfte des erlösenden Gedankens harren, der ihnen Richtung und Leben einflößt, Ruhepausen, die etwas totes an sich haben. Dieses Bild schlafender Kräfte bietet uns Livland gegen Ende des 12. Jahrhunderts. An den Ufern der Düna treiben Lübisch-Wisbysche Kaufleute ihren Handel mit Russen von Nowgorod und Polozk, zwischen ihnen bewegen sich die Eingeborenen des Landes, in Krieg und Frieden ohne Beziehung zu den fremden Händlern an der Küste. Dem geschäftigen Treiben fehlt der leben-

---

[1]) Kap. II, 2. Auf der Wendenfahrt des Jahres 1147 gelobten die Kreuzträger, entweder alle Wenden zu bekehren oder keinen übrig zu lassen — ein Gelübde, das Land und Seelen mindestens gleich taxierte. Vgl. Giesebrecht, Bd. IV.

bringende Fortschritt. Das Interesse der Kaufleute haftet nicht am Boden, sie kamen und gingen, auch darin den Zugvögeln vergleichbar, daß nur die leeren Lagerstätten im Winter den Ort bezeichneten, wo sie genistet. Aber das Bild ändert sich mit dem Erscheinen Meinhards, die Gegensätze, die nebeneinander herliefen, berühren sich und prallen aufeinander im Ringen um den Besitz des Landes, denn der erste Priester trägt den weltbewegenden Eroberungsgedanken in die kosmopolitische Kaufmannskolonie. Er kam, nach den Worten des Chronisten, lediglich um Christi willen, aber er kam, um zu bleiben. Er säte und erntete im fremden Lande, er baute Burgen in Holm und Ürküll, und in dieser Burg lagen deutsche Reisige. Ein Kind seiner Zeit, vertraute er nächst Gott auf den heilsamen Einfluß der weltlichen Waffen, und als er starb, folgte das erste Kreuzheer den Spuren des Priesters. Er hatte das Land getauft und gezeichnet, und auf der universalen Herrschaftsidee der römischen Kirche gründete sich von nun an der Rechtsanspruch der deutschen Einwohner auf den Besitz des Erdfleckens, der Marienland war im vollen Sinne des Wortes[1].

Wie die Meeresbrandung, die vom Ufer hinwegflutend nur einen leichten Schaum im Sande zurückläßt, rollten die schweren Kreuzzugsheere über Livland, und nur wenige Pilger blieben und verstärkten den Stamm der Deutschen, der allmählich um Riga emporwuchs. So war es ein stetes Anschwellen und Sinken der deutschen Macht in den regelmäßigen Zwischenräumen der Kreuzfahrten.

Ein buntes und eigenwilliges Volk waren diese Pilger. An dem Ziel des Ganzen hatten sie nur ein geringes Interesse, sie bauten mit den Bürgern Rigas die Stadtmauer, sie fällten Holz und schlugen die Heiden, alles zum Heil ihrer Seelen, und nach getaner Arbeit zogen sie zufrieden heim mit ihrer Habe — ein seltsames Gemisch frommer Kampfeslust und gleichgültiger Kontraktmäßigkeit. Als Bischof Albert die abziehenden Pilger zur Verlängerung der Pilgerschaft bewegen wollte, versprach er den einen größeren Ablaß, den andern Sold. Die Pilger taten nichts umsonst, aber auch die Sündenvergebung war gangbare Münze.

Während eine Pilgerschar in Wisby lagerte, fuhren Oeselsche Raubschiffe am Hafen vorüber, beim Anblick der Feinde Christi

[1]) Kap. I, 2. 6. 7. 11.

erwachte der Zorn der Kreuzfahrer und sie schmähten Kaufleute und Bürger, „daß sie die Feinde des Christennamens in Frieden an ihrem Hafen vorbeiließen.“ Die Kaufleute waren darüber andrer Meinung und auch der Bischof wollte den Kampf vermeiden. „Die Pilger aber, welche gleiche Standhaftigkeit zur Zeit und Unzeit bewiesen und niemals an der Barmherzigkeit Gottes zweifelten, waren nicht willens ihr Vorhaben aufzugeben; sie behaupteten, daß zwischen heidnischen Esten und Liven kein Unterschied sei und baten . . . den Bischof, ihnen diesen Kampf zur Vergebung der Sünden aufzuerlegen“[1]. . . .

Eine sonderbare Art von Einjährig-Freiwilligen, fragten die Pilger weder nach Herkunft noch Zahl der Heiden, ihr Handeln leiteten die dumpfen Instinkte der Massenbewegung, sie waren ein furchtbares Schwert in der Hand des zielbewußten Führers, indessen ein zweischneidiges.

Auch der Kern deutscher Macht, der im Lande bleibend, zum Träger der Herrschaft bestimmt war, erscheint auf den ersten Blick als wirre Menge, führerlos in der Alltagsgefahr des Ansiedlerlebens, denn nur im Großen vermochte sie ihr Bischof zu leiten, der die meiste Zeit in Deutschland und auf beschwerlicher Reise verbrachte. Auch die Zahl der Deutschen war gering, ein unscheinbarer Haufe, „kaum genug, daß man eine Handvoll Staubes davonbringe.“ Doch in diesen Leuten, welche losgelöst von den festen Formen der Heimat, an fremder Stätte ohne einheitliche Leitung den Kampf des Daseins ertragen mußten, wohnte ein Geist der Gemeinschaftlichkeit, eine Fähigkeit der Selbstverwaltung, ein natürliches gegenseitiges Vertrauen, die sie dem Schwersten gewachsen machten[2]. Wenn in Riga, der buntgescheckten Handelsstadt, die Sturmglocke ertönte, so preßte die Hand der Gefahr Ritter und Handwerker, Pilger und Kaufleute zur festen Masse zusammen, und die Stadt erhob sich wie ein Mann — die Bürger, die Brüder Christi und die Armbruster, dazu die Geistlichen und die Weiber, alle nahmen ihre Zuflucht zu den Waffen. Nicht die wohlgeschulten Reisigenzüge, welche die wenigen Edlen aus Deutschland mit sich brachten, nicht die Menge der Kreuzfahrer, sondern der Gemeingeist der Schwachen, der Mut, der sich, selbst

[1]) Kap. VII, 8; VIII, 4; XI, 9; VII, 1. 2. — [2]) Eine gewisse Führerlosigkeit: Kap. IV, 7; V, 4; VIII, 1. — IX, 1. 2; XI, 8 u. ö.

handelnd, auf seinen Nächsten verläßt, bildeten die Stärke der Deutschen. In ungewöhnlich hohem Grade besaßen sie die Eigenschaften, die das Entstehen lebensfähiger korporativer Bildungen ermöglichen und ebenbürtig tritt in der Geschichte Livlands die Korporationsidee der theokratisch-kirchlichen zur Seite. Durch die Zaubermacht des Gemeingeistes erhoben sich Kuppeln und Türme der Civitas Rigensis und das mächtige Gebäude der Brüderschaft Christi, die vor dem Hause des Herrn standen als Mauern, Tag und Nacht[1].

„Dich schlage der Gott der Christen!" riefen die Estenweiber, während sie am gefangenen Feinde den Rest der Rache genossen. Mit Hilfe der Deutschen hatten ihre Männer das Oeselsche Raubheer geschlagen und frohlockend fügten sie zur körperlichen Vergeltung den blutigen Fluch. Denn der Gott der Deutschen züchtigte zwar die Seinen mit der Rute, die Heiden aber, die Kinder des Teufels, strafte er mit der Schärfe des Schwertes. Männer, die in voller Rüstung ihre Saaten mähen, denen die Furcht vor den Feinden draußen und den Freunden drinnen den Schlaf raubt, vergessen nur zu leicht, daß auch sie vom Weibe geboren sind und Leben und Qual eines Feindes wird ihnen gegenstandslos. Fast versinkend in einem Meer von Feinden, deren Kräfte, wie die der Litauer und Russen, unberechenbar waren, umringt von Leidenschaften, die Bündnis und Friedensverträge wie Spinngewebe zerrissen, mußten die Deutschen zu jener Auffassung gelangen, die nur die Toten für harmlos hält. Aus diesem Grunde freute sich Bischof Albert und dankte Gott, als ihm der Kopf des Livenhäuptlings Ako zum Siegeszeichen überbracht wurde[1]. Die Grausamkeit wurde zum Prinzip und das Blutvergießen geschah mit der Umständlichkeit und Sorgfalt einer notwendigen Verrichtung. — „Unterdeß kamen Bertold von Wenden mit den Seinigen . . . und die Söhne Talibalds mit ihren Letten zu Hauf und zogen mit ihrem Heere nach Ugaunien. Und die griffen viele Esten, die vorher den Letten entronnen waren, und töteten sie, und steckten die Dörfer an, und was die ersten halb getan, führten sie sorgfältig aus. Sie zogen durch alle Landschaften, über das Mutterwasser bis nach Waiga und verwüsteten in gleicher Weise das Land jenseits des Flusses, verbrannten die Dörfer, töteten die

---

[1]) Kap. XIV, 5; XXIII, 9. — [2]) Kap. IX, 11 X, 12. 8.

Männer, griffen Weiber und Kinder, und wie sie alles Übel angerichtet, das sie vollbringen konnten, kehrten sie zurück nach Livland. . . Denn sie wollten die Esten bekriegen, bis die letzten, die übrig blieben, um Frieden und Taufe flehten oder sie gänzlich von der Erde tilgen"[1].

Diese Schilderung ist klassisch in ihrer bluttriefenden Sachlichkeit. Auch die livländische Kolonisation trägt Spuren des wendisch-preußischen Ausrottungssystems und auch ihr Heldenlied hat Klänge, die dieses System erläutern. Indessen nur Anklänge und Spuren, die gleichen Zuckungen unter den gleichen Schmerzen — nicht mehr.

Nach dem Verfahren Albrecht des Bären und Heinrich des Löwen bildete die Vernichtung der Eingeborenen gewissermaßen die selbstverständliche Voraussetzung der Kolonisierung, und die Besiedlung des Landes begann eigentlich erst — „als allmählich die Slaven sich verringerten." Auch in Preußen konnte nach der endgültigen Unterwerfung des großen Heidenaufstandes von einer slavischen Unterschicht der Bevölkerung nicht mehr die Rede sein[2]. In Livland aber war eine Lösung des Streites durch die Ausrottung der schwächeren Partei nicht möglich, denn zum gründlichen Roden fehlte der Bauer. Der deutsche Kolonist war auf die Arbeit des eingeborenen Landvolkes angewiesen, und die Vernichtung der Feinde hätte das Land zur Wüste gemacht. War die Vernichtung unmöglich, so war die Verbindung notwendig. Die schwierigere Aufgabe weckte den größeren Gedanken, in dem Augenblick des Triumphs trat Schonung an Stelle der Vertilgung. Während in Preußen der Schwerpunkt des Krieges in den Nachegerichten nach geschehenem Abfall zu suchen ist, ist das Verfahren der Deutschen in Livland gegenüber getauften und rückfälligen Heiden ein ungewöhnlich mildes, milder als gegen den Feind, der sich noch niemals den Deutschen unterworfen. Die lange Reihe der Livenabfälle bringt kein einziges Blutgericht: 1205 wurden den aufrührerischen Liven, weil sie sich von neuem von der Finsternis des Heidentums abwandten, Dörfer und Äcker, wie billig, zurückgegeben, ebenso widerfuhr ihnen 1206 „um der heiligen Taufe

[1]) Kap. XIX, 3; ähnlich XII, 1; XVIII, 9 u. ö.

[2]) Hierzu: Simonsfeld, Die Deutschen als Kolonisatoren in der Geschichte. Hamb. 1885. (Zit. Helmold, Chronica Slavorum, lib. I, cap. 88.)

willen, die sie schon längst empfangen hatten, kein Leides", und als sie im selben Jahr abermals abfielen, wurde ihnen zwar anfangs der Friede verweigert, weil sie mit nichten Friedenskinder wären, auf ihr inständiges Bitten aber nach geringer Buße bewilligt. Sogar bei der Eroberung Fellins, nach der Unterdrückung eines Estenaufstandes, der von dem Haß und der leidenschaftlichen Grausamkeit der Besiegten keine schlechte Probe gegeben hatte, begnügten sich die Deutschen damit, einige wenige Russen, als Verführer der Abtrünnigen, vor der Burg zu hängen[1]. Wenn der Feind am Boden lag, gedachten sie, wie Bischof Albert, als die Liven ihn um Erleichterung des Zehnten baten, ihrer väterlichen Fürsorge und der schweren Kriege, die mit den Völkern ringsum bevorstanden, und diese Gedanken stimmten sie friedfertig. Der unterworfene Feind wurde der Kampfgenosse der Deutschen, denn das Ringen der Deutschen hatte die enge Wahlstatt des Rassenkampfes verlassen und geschah auf dem weiten Felde der positiven Kulturarbeit, auf dem Platz ist für alle. Das Ziel ihrer Mühen war der Aufbau eines neuen Ganzen aus den gegebenen Elementen, und sie gingen, entsprechend den großherzigen Worten Wilhelms von Modena, mit ihren törichten Untertanen bei Zehnten und andren Händeln nicht allzu streng ins Gericht. Auf der Grundlage der Kriegsgenossenschaft und der Heeresfolge bildete sich zwischen Deutschen und Eingeborenen ein aufrichtiges Bündnis, denn der Kampf gegen die außerhalb stehenden Völker war wohl geeignet, die Gegensätze zu versöhnen und den Begriff eines einigen Gutes zu stande zu bringen[2]. Am klarsten tritt dieser heilsame Einfluß gemeinsamen Kampfes in dem Verhältnis zwischen Letten und Deutschen entgegen. Hier vollzieht sich die Verbindung auf dem Boden gleichen Strebens, denn die Letten waren, bedrängt von Liven und Esten, an der Bildung neuer Lebensformen ebenso interessiert wie die Deutschen. Die Deutschen brachten den streitenden Völkerstämmen gleiches Recht und gleichen Frieden, und dessen bedurften die Letten zu ihrer Entwicklung.

Während des bösen Zehntenaufstandes vom J. 1212 waren die aufständischen Liven und mit ihnen Letten in der Burg Dabrels von den Deutschen umschlossen. Ein tagelanger Widerstand hatte

[1]) Kap. II, 6; IX, 13; X, 8. 13; XI, 6; XIV, 5; XVIII, 2. — [2]) Kap. XXIX, 3; XI, 5 u. 6.

die Köpfe der Streitenden erhitzt und die Erbitterung war auf beiden Seiten groß. Die Aufständischen waren hart bedrängt. Da trat der Lettenhäuptling Russin auf die Brustwehr, nahm den Helm vom Haupte, neigte sich gegen Bertold, den Meister von Wenden und redete ihn an mit Draugs, Kampfgenosse. Und er sprach von einstigem Frieden und alter Freundschaft. Ein verirrter Pfeil, der ihn durchs Haupt darf, ließ ihn verstummen. Die kurze Szene gibt ein weites Bild. Der Lettenhäuptling handelt nicht wie ein aufrührerischer Knecht, den die Angst zur Ergebung zwingt, sondern wie ein Genosse, dem der Zwist leid ist[1]. Und in der Tat hatten Bertold und Russin so manche Gefahr und manche Beute geteilt. Am stillen Lagerfeuer in düsterer Nacht, im Lärm des Kampfes, im Jubel der Beutefreuden und wilder Trinkgelage war zwischen Deutschen und Liven ein Freundschaftsgefühl erwachsen, dessen Analogien vielleicht am treffendsten im Lederstrumpf Fenemore Cooper's zu finden sind. Die kampfesfrohen Lettenhäuptlinge erscheinen den deutschen Kriegern fast ebenbürtig, das lettische Bündnis war in jahrzehntelangem Kampf gegen Esten und Russen die wertvollste Hilfe der Deutschen, und die Vereinigung dieser beiden stammverschiedenen Völker bildet einen der führenden Gedanken des Chronicon Livoniae. Die Form des deutschen Bündnisses war die Taufe[2].

Mit den geistlichen Waffen kämpften die Priester gegen die Besten des Landes. Sie schwangen den Taufwedel ebenso unverdrossen über die Kinder des Teufels, wie die Krieger das Schwert. Nach der heißen Arbeit der Schlacht begann die Arbeit der Taufe. Waren der Teufelskinder gar zu viele und wollte der Arm der Priester erlahmen, so blieben sie dennoch guten Mutes, denn die saure Mühe gereichte ihnen zur Vergebung der Sünden. Vor der Estenburg Wolde lag das Heer Bischof Alberts in ungezählten Scharen; beim Anblick der Feinde überfiel eine Furcht Gottes die Esten und sie waren bereit sich taufen zu lassen. Das war das

---

[1]) Kap. XI, 7; XII, 6; XVI, 4. — Die Ausführungen Transehe's (Die Eingeborenen Altlivlands im 13. Jahrh. Balt. Mon. Bd. 43. Sonderabdr. S. 72 u. 80) über das Verhältnis der Deutschen und Letten scheinen in einem gewissen Widerspruch zu meiner Schilderung zu stehn. Indessen auch Transehe gibt als Grundlage des Bündnisses das gemeinsame Interesse, als psychologische Begründung der Interessengemeinschaft die Intelligenz und Kulturfähigkeit der Letten an. — [2]) Kap. XIII, 5; XII, 6. — XXIII, 16 u. ö. — Livl. Urkb. I, nr. XIV. — Kap. XI, 6; XIX, 8 u. ö.

Zauberwort, das Tod und Blutvergießen in eitel Freude verkehrte. Schwert und Spieß sanken zu Boden und aus dem gottgefälligen Würgen wurde ein gottgefälliges Fest der Taufe. Mit Freuden stiegen die Priester zur Burg empor, sie trieben Thara aus und brachten Christum mit sich. Sie weihten einen Quell in der Burg und füllten ein Faß mit dem heiligen Wasser. „Und um sie war ein Gedränge der Männer, Weiber und Kinder, die schrien: Eile, mich zu taufen!“ Sechs bis fünf Priester tauften vom Morgen bis zum Abend und ermatteten über der Arbeit[1]. . . Sonderbar dieser plötzliche Übergang vom Zorn zum Frieden, dieses Taufen auf offener Wahlstatt, so wild und doch feierlich. Die Erbitterung des Kampfes, der der Taufe vorherging, gab ihr die Weihe des Friedens, des freudigen Ereignisses in höherem Grade. Als Sontagana fiel, hatte der Kampf 10 Tage gedauert, am elften baten die Esten um Frieden[2]. „Die Deutschen aber sprachen: Wollt ihr die treulosen Waffen niederlegen und den wahren Frieden, das ist Christus, in eure Burg aufnehmen, so werden wir gern eurer schonen und euch mit einschließen in unsre brüderliche Liebe!“ Nachdem die Esten Taufe und Friede gelobt hatten, wurde der Priester Gottfried zu ihnen gesandt; der segnete sie und fragte: Wollt ihr entsagen dem Götzendienst und an den einigen Gott der Christen glauben? Und da sie alle erwiderten — wir wollen's, so goß er das Wasser über sie und sagte: So werdet denn alle getauft im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“

Nur bei der Eroberung Fellins wurde die Taufe verschoben wegen des argen Blutvergießens. Hatte eine ganze Landschaft sich unterworfen, so wurde von einer augenblicklichen Taufe abstand genommen. Dann zogen später die Priester von Dorf zu Dorf, versammelten die Einwohner um sich und tauften sie 300 bis 400 am Tage. Immer aber folgte die Taufe der Unterwerfung möglichst schnell, denn sie war mit ihr identisch. Die Taufe war das feierliche Zeichen der Unterwerfung, der einzig vollgültige Akt des Friedens und der Versöhnung, denn mit Heiden hatten die Deutschen keine Gemeinschaft. Daher entbehrte auch die Taufe der Deutschen nie einer gewissen Würde, und logischer Weise ging

---

[1]) Kap. XXX, 5. — [2]) Kap. XIX, 8.

der Aufnahme in die Glaubens- und Kriegsgemeinschaft, das Abschwören des Teufels, ebenso aber der Feinde Christi und der Deutschen, und die Anerkennung der Christenpflichten voraus[1]. Auch die Anerkennung der Christenpflichten war wichtig, denn dieser Ausdruck umfaßte bezeichnender Weise geistlichen und weltlichen Gehorsam, Zehnten und Heeresfolge, mit einem Worte die Hoheitsrechte der Deutschen. War die Taufe im gewissen Sinne äußerlich, so war sie zugleich im gewissen Sinne aufrichtig. In einer Zeit des primitiven Bewußtseins und der lebensfähigen Symbole, welche durch die ihnen innewohnende Feierlichkeit auch unverstanden die Menschen beherrschten, blieb die Taufe das wertvolle Symbol des Friedens und der Freundschaft, und es war kein schlechtes Charakteristikum des deutschen Bündnisses, wenn die Taufe sein Unterpfand war, kein unwürdiger Inhalt der Taufe, wenn sie den Frieden brachte. Hierdurch unterschieden sich die Deutschen aufs vorteilhafteste von Dänen und Russen, denn die Taufe der Dänen war kein Bündnis, das Bündnis der Russen aber kannte keine Taufe. Weder Dänen noch Russen waren fähig, mit dem Siege den Schutz und die Herrschaft zu verbinden[2].

Wie jede Herrschaft von einer Fürsorge unzertrennlich ist, so brachte das Joch Christi den Heiden die Seelsorge. Über das Land hin spann sich ein Netz von Kirchen und Pfarreien, nicht viel weiter als eine Tagereise von einander liegend[3]. Vertrauensvoll hausten und schalteten die Priester unter ihren neugewonnenen Brüdern und wiesen ihnen die Glückseligkeit des ewigen Lebens ohne Unterlaß. Sie brachten die Gnadenmittel, den fremden Zauber des großen Christengottes, aber sie brachten auch die Pfarrlasten und die strengen Satzungen des kanonischen Rechtes, von denen die Gebräuche der Einwohner bis zur Vielweiberei verschieden waren. Es gehörte ein tiefes Verständnis für die Bedürfnisse der Zeit und des Ortes dazu, um dieses Gesetz so zu

---

[1]) Kap. XV, 1; XXIV, 5; XXIII, 7; XII, 3. — In wie enger Verbindung Taufe und Bündnis standen, zeigt uns die Erneuerung der Taufsakramente nach dem Livenaufstand von 1212, die auch Schiemann als auffallend hervorhebt, in der Tat ein Vorgang, der entweder unerklärlich oder sehr erklärlich ist. — [2]) Kap. XI, 6; XIX, 8; XXI, 5 u. ö. — [3]) Kap. X, 14; XI, 2; XXI, 7. — Der Priester Gottfried in Metsepole schickt nach Hilfe in die benachbarten Pfarreien die Nacht durch und erwartet die Hilfe am nächsten Tage.

handhaben, daß es Art und Lebensgewohnheit der Neubekehrten den Formen des Christentums annäherte, ohne ihren Haß zu erwecken, daß es verbindend wirkte und nicht zerstörend. Viel Eifer und viel Geduld zugleich erforderte eine Seelsorge — gemäß den Umständen, wie sie vom Stuhl Petri gefordert wurde, eine Seelsorge, deren Kern nicht die Erfüllung der Regeln, sondern die Einwirkung auf die fremdartige Gemeinde bildete [1]. Die Last Jesu sollte eine sanfte Last sein und der Schwerpunkt der Seelsorge lag in der Versöhnung in der vermittelnden Stellung der Priester zwischen Siegern und Besiegten. Dem Stamm der Eroberer entsprossen und Würde und Recht des Siegers wahrend, blieb dennoch der Seelsorger nicht nur Lenker und Richter seiner Gemeinde, sondern wurde der Genosse der Beherrschten. Er ist der geeignete Unterhändler in den Streitigkeiten der Deutschen und Eingeborenen, er ist der Schutz der Seinen vor Unrecht und Willkür und ihr Gefährte im Mißgeschick des Krieges und den Schrecken der Plünderung. In Metsepole rief der Priester Gottfried bei nächtlichem Überfall die Männer zu den Waffen, er gürtete seinen Harnisch um und verfolgte die Feinde, wie ein Riese, der seine Schafe dem Rachen der Wölfe entreißen will. Ihm glich der Priester auf Burg Bewerin, der den Angriff der Esten verachtend, von der Burg herab mit lautem Sange den Herrn anrief, während die andern kämpften; ihm glich Johannes Stryk in Kubbesele, der im Lärm des Plünderns die Messe las, und viele. Es waren Hirten, die ihre Schafe liebten, in ihrer Art [2].

In Haß und Leidenschaft, in Verrat und Mord war das Reich der Jungfrau Maria geboren und gewachsen, ein größeres geschichtliches Wunder, als die Errichtung des preußischen Ordensstaates. Denn nicht wie dort hatte ein Stamm den andern verdrängt, sondern aus Siegern und Besiegten war ein Ganzes geworden, das geschlossen nach außen dastand. Der Kampf hatte den Haß gebunden, und nur die zuletzt Besiegten grollten, aber auch sie empfanden die Wohltat der Einigung. Das Land ruhte. „Und es kamen die Esten aus ihren Burgen und bauten ihre abgebrannten Dörfer von neuem und ihre Kirchen, und auch die

---

1) Kap. XI, 7; XXIX, 3; Livl. Urkb. I, nr. XIII. — 2) Kap. XXIX, 3; X, 15; XI, 7; XVI, 3; XVIII, 2; XXI, 7; XII, 6.

Liven und Letten traten aus den Verstecken der Wälder, darin sie schon viele Jahre zur Kriegszeit versteckt gelegen, und kehrte ein jeglicher heim in sein Dorf und zu seinen Äckern und pflügten und säten in großer Sicherheit, welche sie vierzig Jahre zuvor nicht gehabt hatten [1]."

Es ist ein hohes Gut, in Frieden seinen Acker zu bauen; durch die Gabe dieses Friedens hatten die Deutschen ihr Bürgerrecht im Lande erworben, das Recht, dem Wohle der neuen Heimat ihre Kräfte zu weihen, sagen wir das Recht.

---

[1]) Kap. XXIX, 1.

Wie man in Riga spricht.

Eine Plauderei

von

Guido Eckardt.

Was weinst du Junge?

„Ich bin heruntergefallen."

Herunter? Von wo herunter? Der Knabe machte ein verdutztes Gesicht. „Auf der Diele, und da hab ich mir den Kopf abgeschlagen."

Den Kopf abgeschlagen? — Kein Wort mitleidigen Trostes kam über die Lippen des jungen Magisters. Er schmunzelte vergnügt und zog sein Notizbuch aus der Brusttasche hervor.

Was hustest du denn so erbärmlich, Karl?

„Ich — ich habe mich verschluckt, Herr Meyer!"

Was? dich — verschluckt? Wieder ein Sonnenblick in des Magisters nebelgrauer Schulatmosphäre und wieder ward das Notizbuch um einen Schatz reicher.

Es gab bald eine stattliche Blumenlese spezifisch livländischer Redewendungen, an denen der junge Philologe und Sprachforscher — dazumal Lehrer an der Schmidtschen Knabenanstalt zu Fellin — seine helle Freude hatte. Er mag sich wohl nach Jahren, nachdem er längst in seine Heimat, die Schweiz, zurückgekehrt war, in einsamen Stunden oder im Kreise guter Freunde an ihnen ergötzt haben.

Wir Knaben hatten solchen Notizen gegenüber die Empfindung, als zeitige nur unser entlegener nordisch-deutscher Sprachwinkel derlei Treibhausblüten. In späteren Jahren, als sich mir die Gelegenheit bot, mich von der Überfülle provinzieller und

dialektischer Sonderheiten in allen Landen, soweit die deutsche Zunge klingt, zu überzeugen, war meine Ausbeute nirgend so reich als in der Heimat unsres guten Magisters, wo ich beispielsweise in einem Dorfe der Deutschschweiz einer freundlichen Bürgersfrau gegenüber nicht geringe Mühe hatte, mich verständlich zu machen. Ich fragte deutlich und in tadellosem Hochdeutsch nach einem Wirtshause, in dem man eine Tasse Kaffee trinken könne.

Wie mainen Sie? Was ischt gfällig? so ging's eine Weile fort, bis mir endlich der Bescheid ward: „Ja! da gehn's naußi die Krilla (an der Kirche vorüber), do hamns a Kacheli Warmes."

Es gibt ja freilich kaum größere Dialektgegensätze als das niederdeutsche Platt und das oberdeutsche Alemannisch. Aber noch lange bevor wir auf dem weiten Wege von der Ostsee her bis an die Alpen gelangen, drängt sich uns mit jedem Schritt unsrer Wanderung die Überzeugung auf, wie es kaum eine zweite Kultursprache geben mag, die so reich gegliedert wäre als die deutsche.

Von den Hauptstämmen in Nebenstämme, in weitere Äste und immer kleinere Verzweigungen hineintreibend, verschiebt sich das Sprachgefüge in jedem Gau, in jeder Gemarkung des deutschen Mutterlandes zu einer schier unendlichen Fülle von Mundarten und Idiomen, deren subtile Unterschiede zuletzt nur ein überaus feinhöriges, sprachempfindliches Ohr noch auseinanderzuhalten weiß.

Alle diese Sonderheiten, bis auf die letzten Modulationen und Schwingungen hinab, sind auf den heimischen Volksdialekt, als auf den Grundton gestimmt. Überall klingt er mit an, in der Aussprache, im Tonfall, den charakteristischen Wendungen und Redensarten der halbgebildeten und gebildeten Gesellschaftsklassen, bis hinab auf die drastischen Bilder und Kraftausdrücke des einfachen Mannes. Er erweist sich als der Urquell und zugleich als der Jungbrunnen, an dem sich das Sprachgefühl der Heimatgenossen kräftigt und neu belebt.

Bei uns zu Lande, wo wir eines Volksdialekts entbehren, wo die Mahnung Luthers, man möge „auf den Markt gehn und den Leuten aufs Maul schauen", übel angewandt wäre, da sie uns, angesichts des überwiegenden „Undeutsch" und „Halbdeutsch" unsrer niederen Volksschichten, keineswegs zu erfrischendem Quell, vielmehr zu trübem Wasser hinführte, — bei uns dürfte danach, so scheint es, von einer eigenen Mundart nicht wohl die Rede sein.

Dem ist aber keineswegs so. Das niederdeutsche Platt, ist es gleich seit etwelchen Menschenaltern bei uns verstummt, erweist sich als das Fundament, auf dem sich unser ostseeprovinziales Deutsch aufgebaut hat, der Zustrom aus allen Gauen Deutschlands, vornehmlich aus dem westphälisch-niedersächsischen Sprachgebiet, trug unausgesetzt neue Steine zum Bau; die koloniale Absonderung, die durch Generationen hindurch vererbten und überkommenen Gepflogenheiten und das zähe Festhalten an ihnen gaben den Mörtel ab, und so stehen wir in der Tat einem in sich geschlossenen Sprachgebilde gegenüber, das sich ausgibig und augenfällig von all den zahlreichen Idiomen des Mutterlandes unterscheidet. Die Bezeichnung „baltische Mundart" ist mithin durchaus zutreffend, wo wir den Ausdruck Mundart nicht synonym mit Volksdialekt, sondern in seiner weiteren Bedeutung als Sprecheigenart eines begrenzten Ländergebiets nehmen, wie denn solches auch bei unsern einheimischen Sprachforschern seit Bergmann, Hupel und Gadebusch üblich ist. Die volle Berechtigung aber hiezu wird jedem ohne weiteres klar, sobald er einen Blick tut in das umfangreiche Werk unsres vor ein paar Jahren heimgegangenen Veteranen W. von Gutzeit. Sein „Wörterschatz der deutschen Sprache Livlands", an dem er mit staunenswertem Fleiß, gleichen Schritt haltend mit dem Grimmschen Wörterbuch, ein halbes Jahrhundert über in treuer Hingabe gearbeitet hat, bietet uns eine überraschende Fülle provinzieller Sprachsonderheiten in einer Reichhaltigkeit, die uns geradezu verblüfft, von der wir nicht annähernd einen Begriff hatten, bevor wir Zeit und Gelegenheit fanden, uns auf diesem Gebiet näher umzusehen.

Als äußerste nach Osten hin vorgeschobene deutsche Sprachmark, die Jahrhunderte über in engster Berührung mit fremden Elementen gestanden, konnte sich unser Heimatland nicht wohl dessen erwehren, vielfach Ausdrücke und Wendungen der Nachbarvölker teils wörtlich, teils korrumpiert in seine Umgangssprache mit aufzunehmen, ohne daß man hiebei über ein erträgliches Maß hinausgegangen wäre, wie das beispielsweise im Elsaß geschehen ist. Von nachhaltigstem Einfluß mußte hiebei begreiflicher Weise das Zusammenleben mit der indigenen Bevölkerung sein. Wir unterscheiden hienach deutlich zwei Hauptgruppen unsres ostseeprovinzialen Deutsch.

Man spricht in Estland, dem estnischen Teil Livlands und auf der Insel Oesel wesentlich anders als in Kurland und im lettischen Südlivland, Riga mit einbegriffen.

Unsre baltische Metropole aber, die sich jederzeit sozialpolitisch, kulturell und gesellschaftlich von den Provinzen zu sondern wußte und vielfach ihr eigenes Gepräge trug, verfügt auch auf sprachlichem Gebiet über ein stattliches Quantum spezifischer Redegewohnheiten, eigenartiger Ausdrücke, markanter Provinzialismen, denen wir sonst im Lande nicht begegnen.

Von diesem Rigaer Idiom insonderheit soll also hier die Rede sein, von der Art und Weise, wie man in Riga spricht, zum Unterschiede von dem Deutsch, das wir sonst im Baltenlande zu hören gewohnt sind.

Ich wahre mir hiebei ausdrücklich das Recht des Plauderers. Danach soll es mir unbenommen bleiben, gelegentlich auch über das Patrimonialgebiet hinaus einen kleinen Streifzug zu unternehmen, sobald Vergleich und Gegenüberstellung mich hiezu auffordern, — dem Leser aber soll es verwehrt sein, von mir erschöpfende Gründlichkeit bezüglich der Ausbeute oder schulmeisterliche Pedanterie bezüglich der Anordnung des Stoffes zu fordern.

1.

Redensarten und Redewendungen.

Man schlägt sich in Riga so gut den Kopf ab wie in Pernau oder Reval, verschluckt sich hier wie dort ein paar Mal des Tages, ohne an seinem Wohlbefinden Schaden zu nehmen. In Riga so gut wie in Mitau oder am Embach setzt man sich con amore in den Fuhrmann oder auf den Fuhrmann und beide Teile sind es zufrieden. Mit all derlei Arten oder Unarten der Lebensführung, zu denen wir uns als gute Balten gemeinsam bekennen, haben wir es hier also nicht zu tun, wir belauschen dagegen unsre mit unverfälschtem Dünawasser getauften Mitbürger in ihrer harmlosen Unterhaltung und achten lediglich auf jeden Laut und jede Wendung, die auch uns Provinzlern ungewohnt und fremd ans Ohr klingen.

Moj'n! — Moj'n moj'n! Prost Nachfest! Wohnt ihr schon im Grünen? Ja, wir sind schon vor Pfingsten gezogen — und ihr? Wir haben noch immer keine Sommerfrau. Unsre Sachen sind schon über Düna auf unsrem Höfchen. Heute gehn wir nach dem Wöhrmannschen Garten Mittag essen. Komm doch auch hin! Is gemacht! Meine Frau und ich werden dich bis fünf Uhr warten! Wiedersehn! Moj'n! — Moj'n!

Moj'n! Moj'n!

Diesen Gruß ruft man sich meist eilig im Vorübergehn auf der Straße zu. Man leitet aber auch hin und wieder ein kurzes Gespräch mit ihm ein. Am häufigsten hört man ihn in Kaufmannskreisen, unter guten Bekannten, bei jungem Volk. Das eilige Tempo, mit dem man ihn in der Regel abhaspelt, erinnert an das time is money und beeinträchtigt den unbefangen herzlichen Ton, auf den der Gruß in seiner leicht hingeworfenen Art gestimmt ist.

Prost Nachfest!

Saure Wochen — frohe Feste! Die hastigere, angestrengtere Arbeit an den Werktagen, die Fülle von Vergnügungen aller Art, die der Feiertag oder gar die Festzeit bietet, bringen den Großstädter von selbst darauf, derlei Erholungspausen mehr zu betonen und geflissentlich auszunutzen, als das auf dem Lande und in den kleinen Städten geschieht. Überdies gibt es Leute, die dem Rigenser nachsagen, er sei intensiver als seine Heimatgenossen mit dem Vergnügungsbazzillus behaftet. Es mag schon etwas daran sein. Ich wüßte in der Tat hier zu Lande keinen Ort, in dem sich beispielsweise von alters her zu den Festzeiten die gemeinsamen Ausflüge unter zahlreicher Beteiligung von Jung und Alt so großer Beliebtheit erfreuten, als hier — im Sommer wie im Winter. Im Sommer auf Extradampfern mit den obligaten „Plaschkotten", im Winter in voluminösen Schlitten, wobei denn ein halber oder ganzer Tag und Zweidritteil der Nacht regelrecht verjubelt werden. „Prost Fest" heißt es daher bei uns häufiger als sonst im Lande. Gute Bekannte, vornehmlich Kollegen der Arbeit, trennen sich schon am Vorabend nicht von einander, ohne sich ausdrücklich „vergnügte Feiertage" zu wünschen, und Fanatiker rufen sich noch extra des

Sonnabends — „vergnügten Sonntag“ zu, und zwar durchaus „vergnügt“, ein andres Begleitwort hört man selten. Da ist es denn begreiflich, daß man in dankbarer und schmunzelnder Erinnerung gemeinsam oder getrennt genossener Freuden allendlich ein „Prost Nachfest“ mit einander austauscht. Es liegt hierin keineswegs eine Aufmunterung zu einem blauen Montag, der Zuruf vertritt vielmehr lediglich die Stelle eines bravgemeinten „Wohl bekomm's“ oder „gesegnete Mahlzeit“!

Im Grünen — auf dem Höfchen — über Düna.

Diese Bezeichnungen gehören genau genommen zusammen. — „Ins Grüne“ — „aufs Höfchen“ zieht der rechte Rigenser nur, wenn er dabei „über Düna“ im Sinn hat. Jeder sonstige Sommeraufenthalt wird eigens beim Namen genannt. „Über Düna“ kommt aber als Sommerfrische kaum mehr in Betracht. Je mehr sich die Vororte Hagensberg, Sassenhof, Altona zu regelrechten Vorstadtteilen mausern, je energischer in letzter Zeit gar die elektrische Straßenbahn vordringt, um so mehr schrumpfen die „Höfchen“ zusammen und wandeln sich in Quartiere für Winter und Sommer. Man „zieht“ zwar nach wie vor — „Wann ziehst du?“ „Bist du schon gezogen?“ hört man bei Beginn der schönen Jahreszeit oft ohne nähere Bestimmung, aber es geht nicht mehr „ins Grüne“ — „über Düna“, sondern an den Stintsee, nach Oger, nach Segewold und Cremon, in der großen Mehrzahl endlich an die Strandorte, hier wohnt man „an der Aa“, „am Walde“, „an der See“ auf seiner „Villa“, aber nicht mehr im „Grünen“, nicht mehr auf seinem „Höfchen“.

Doch auf den Namen kommt es ja weiter wohl nicht viel an. Die Sehnsucht nach „Mutter Grün“, wie es der Berliner nennt, steckt jedenfalls jedem Rigenser tief im Blut. Wer es irgend erschwingen kann, wohnt eben doch, und sei es auch nur für wenige Wochen im Jahr, „im Grünen“, gleichviel ob dieser Ausdruck heute mehr oder weniger im Schwange ist als sonst. Partien „ins Grüne“ und „Grünfeste“ sind nach wie vor überaus beliebt, und unsre „Materialisten“ (dies ist unter Kaufleuten allen Ernstes die gangbare Bezeichnung für Inhaber von Materialwarenhandlungen) haben sogar für einen wunderlichen Sammelnamen gesorgt. Sie empfehlen ihre unentbehrlichen Artikel zur Sommerzeit mit Emphase — allen „Grünbewohnern“!

Sommerfrau!

Verglichen mit den in ihrem Wesen leicht erkennbaren, lichtvollen Gestalten einer Brotfrau, Milchfrau, Eierfrau und andren mehr, hat die Sommerfrau auf den ersten Blick etwas geheimnisvolles — schleierhaftes würde Bruder Studio sagen. Bei näherem Zusehn entpuppt sie sich jedoch ebenfalls als durchaus harmlos und einwandfrei und läßt von vornherein keinen Gedanken an eine „Eheirrung“ oder was dem ähnlich sähe, aufkommen. Sie steht in der Regel in den Sechzigern. Ihre Haupttugenden sind Reinlichkeit, Treue. Unter „Treue“ verstehen wir bekanntlich bei Dienstboten den nötigen Respekt in der Unterscheidung von mein und dein. Als Hüterin der Stadtwohnung, während die Herrschaft auf der Villa ist, sieht die Sommerfrau nach dem Rechten — „sie paßt das Haus auf“, wie wir es ab und zu mit einem unedlen Ausdruck bezeichnen hören —, sie wischt den Staub, „gießt“ die Blumen (für begießt) und füttert den Kanarienvogel und den Papagei.

Letzter Sorge ist sie heutzutage meist enthoben, seitdem die abenteuerliche Vorliebe altrigascher Familien für diesen Unhold und Schreihals einer gesunderen Geschmacksrichtung hat weichen müssen, wobei wir indeß nicht verschweigen wollen, daß hier und da unter der jüngeren Generation — es handelt sich hier vermutlich um hartnäckige Fälle erblicher Belastung — „Papchen“ im Grammophon einen würdigen Nachfolger gefunden hat, der ihn allerdings ausgibig ersetzt.

„Aufpassen“

im Sinne von Acht auf etwas geben, beaufsichtigen, für etwas sorgen, hört man häufiger in der niederen Gesellschaftsschicht. „Unedel“ heißt es in solchem Fall bei Gutzeit, dem ich den Ausdruck entlehne, soweit unter ihm ein korrumpiertes Deutsch verstanden wird, dem wir in besseren Kreisen garnicht oder nur ausnahmsweise begegnen. Immerhin entschlüpft auch mancher Mutter aus der Zahl der oberen Zehntausend, wenn sie beispielsweise auf Besuch geht, die Mahnung: „Marie, bis ich fort bin, passen Sie die Kinder ordentlich auf!“ Auch hört man: er „paßt ihr“ (oder auch sie) in letzter Zeit sehr „auf“ — für: kümmert sich um sie, — macht ihr den Hof.

Bis ich fort bin.

Der Gebrauch von „bis“ für „so lange als“ kommt dagegen nicht nur auch in den besten Familien vor, wie man begütigend sagt, er ist vielmehr in allen Kreisen durchaus heimisch und eingebürgert. Allerdings auch ebenso zweifellos, durchaus falsch und unzulässig. Es darf im obenerwähnten Sinn nur heißen: so lange ich fort bin oder — bis ich wiederkomme. Ob das kleine Wort bei uns wohl je seine ehrliche Bedeutung wiedererlangen wird? Schwerlich! dazu ist die Sprechunart zu fest eingenistet. Mitunter nimmt sie eine komische Form an, so, wenn die gutherzige Tante gelegentlich auf die Anfrage einer kleinen Naschkatze kurz resolviert: „Liebes Kind, iß bis is!“ — will sagen, solange der Vorrat reicht, also eigentlich „bis nich is“.

Nach dem Wöhrmannschen Garten.

Für „Wöhrmannschen Park“ oder kurzweg „Park“ hört man nur von geborenen Rigensern noch hin und wieder den früher allgemein gangbaren Ausdruck „Wöhrmannscher Garten“. — Das Vorwort „nach“ in der Zusammenstellung mit gehen ist sehr beliebt. Man geht zwar auch hier wie in der Provinz in die Kirche, ins Theater, zum Markt, zum Wettrennen, aber ebenso häufig auch nach der Kirche, nach dem Markt, nach der Post, nach der Düna, nach der Börse und wie man noch vor kurzem auf einem Wegweiser groß und deutlich lesen konnte, auch — „nach der Traberbahn“.

Is gemacht.

„Is gemacht“, „machen wir“, „hat ihm schon“, „wohnt nich“ und all die vielen Juxartikel gleichen Schlages bis herab auf „Krahn umgedreht“ und „rinne ins Verjnügen“ haben mit dem Rigaschen oder livländischen Idiom weiter nichts zu schaffen, sind Berliner importierte Ware, heute gangbar, morgen vergessen und durch andre ersetzt.

Wir werden dich warten.

„Warten“ für erwarten oder auf jemand warten ist allgemein im Gebrauch. Man hört nicht einmal ausnahmsweise das richtige „erwarten“. Die Version ist gerade so festgesessen und eingewurzelt wie das oben erwähnte „bis“ für so lange als. Überall sonst, auch in unsren Provinzen, wartet man nur Kinder, allenfalls Kranke, hier werden die gesündesten, ausgetragensten Jungen bis

an ihr Lebensende „gewartet", und da hierin weder der handelnde noch der leidende Teil etwas auffälliges sieht, wird es ja wohl für absehbare Zeit beim altherkömmlichen Brauch bleiben.

So! da hätten wir denn unser kleines Zwiegespräch und dazu noch einige Redeblüten, die wir mit hineinstreuten, gebührend zerpflückt. Wir überlassen unsre Gewährsleute den Freuden des Mahls im „Wöhrmannschen" und überreichen ihnen

„die Speisenkarte".

In etwa zwanzig Jahren hat sich nämlich — soweit unsre Gasthäuser und Restaurants in Frage kommen — die altbewährte Speisekarte allmählich ausnahmslos in eine unleidliche „Speisenkarte" umgewandelt. Gott schütze uns vor unsern Freunden, möchten wir hiebei ausrufen. Denn es handelt sich ja wohl um überzeugungstreue Puristen und Spracheiferer, denen wir die unglückliche Neuerung zu danken haben. Sie ist nicht eigenartig rigisch, treibt vielmehr, wie wir in Wustmanns Sprachdummheiten nachlesen können, auch in Deutschland ihr Wesen. Bei uns datiert sie etwa aus der Zeit, wo die zweisprachige Karte Eingang fand, und es mag der russische Ausdruck „карта кушаньямъ" mit dazu beigetragen haben, die Verstümmelung zu beschleunigen, unter der fälschlichen Annahme, es handle sich bei der deutschen Bezeichnung um eine Zusammensetzung aus zwei Hauptwörtern, wonach sich dann ja allenfalls über die Version reden ließe, wenngleich auch hier das Analogon „Weinkarte" (nicht Weinekarte) deutlich für den alt überkommenen Ausdruck spräche. Nun trifft obige Annahme aber keineswegs zu, vielmehr ist „Speisekarte" aus der Stammsilbe des Zeitworts speisen (also speis) und dem Hauptworte Karte entstanden, wobei des Wohlklangs wegen ein „e" zwischen die Wörter geschoben wird. Vergleiche: Speis—e—zimmer, Wartesaal, Badereise, Reisekoffer, Hängematte, Lesebuch, Brausepulver usw.

Wie uns nun niemand statt einer Badereise eine Badreise, Bäderreise oder gar Badenreise aufzwingen darf, auf der wir gelegentlich etwa unsern Reisenkoffer im Wartensaal abzustellen hätten, wie es für alle Zeit hinaus keinem sprachmeisternden Wagehals (noch weniger einem „Wagenhals") gelingen soll, uns, sobald ihn die Lust dazu anwandelt, statt eines harmlosen Blasebalgs einen unappetitlichen Blasenbalg in die Hand zu spielen oder in weiterer Analogie uns das biedere Nashorn in ein Nasenhorn

zu verkehren, so sollte es, wenn es nach dem Rechten ginge, auch ein für alle Mal bei der „Speisekarte“ sein Bewenden haben, und die Herren Gastwirte täten gut daran, reuig zu dem alten, richtigen Sprachgebrauch zurückzugreifen. Reuig, denn es darf von ihnen verlangt werden, daß sie sich, wo ihnen Zweifel über die Richtigkeit eines Ausdrucks aufstoßen, an zuständigem Ort Rats erholen, statt, ihrem eigenen Urteil blind vertrauend, auf einem Gebiet Entscheidung zu treffen, das ihnen erfahrungsmäßig fern liegt. Es käme solche behutsame Praxis sicher auch dem Text ihrer „Speisenkarten“ zu gut, mit dem es gleichfalls nicht immer zum Besten bestellt ist. Beispielsweise würden sie ihren Gästen nicht weiterhin zumuten, „en tricot“ zu speisen (sic! statt Entrecôte), wie das in einem unsrer öffentlichen Gärten, im Kaiserlichen, durch Jahre hin üblich war.

Dem gleichen unberufenen sprachlichen Übereifer auf Grund des gleichen Mißverstehens verdanken wir die Wendungen:

„Rechnenfehler“, „Zeichnenlehrer“, „Turnenschuhe“.

Auch hier handelt es sich um eine Zusammensetzung der Stammsilben des betreffenden Zeitworts mit einem Hauptwort, während die Infinitivform durchaus unzulässig ist. In die Stammsilbe „rechn“, „zeichn“ wird des Wohllauts wegen vor das Schluß-„n“ ein „e“ eingeschoben und alsdann das Hauptwort drangefügt. Danach heißt es richtig nur Rechenfehler, Zeichenlehrer und endlich Turnschuhe, — hier in einfacher Verbindung der Stammsilbe des Zeitworts turnen mit dem Hauptwort. Vergleiche: Turnstunde, Singstunde, Springflut, Laufpaß, Lauffeuer u. s. f.

Nach dieser kurzen schulmeisterlichen Exkursion kehren wir nochmals zum Geplauder unsrer Mitbürger zurück.

Diesmal eine kleine Abschiedsszene:

> Erbarmung! Wollen Sie schon fort? Es ist ja noch schrecklich früh. — Sie haben doch Ihr eigenes Fahrzeug unten stehn, da können Sie doch noch ein wenig bleiben. Danke sehr, aber ich habe meinem Mann versprochen, zum Abendbrot zu Hause zu sein.

Es folgen nun die 7 bis 17 unvermeidlichen Minuten, in denen beim Ankleiden im Vorzimmer noch mit erhöhter Verve und

in fliegender Hast alle erdenklichen Neuigkeiten und Familieninterna kurz verhandelt werden, bis es dann zum Schluß heißt:

Nun adieu, adieu, grüßen Sie Ihren Mann recht sehr, wird er denn auch nicht einmal zu uns kommen? Laß er doch nicht immer über seinen Büchern sitzen! Adieu, adieu! Kommen Sie gut nach Hause!

Erbarmung!

Dieser wunderliche Ausdruck des Erstaunens ist eigenartig rigisch. Man hört ihn sonst im Lande nicht, auch bei uns selten aus männlichem Munde. Er scheint eigens vom schönen Geschlecht und hier wieder insbesondere von den jüngeren Jahrgängen in Pacht genommen zu sein. Die Anfangssilbe wird gedehnt und akzentuiert gesprochen. Der Tonfall variiert, ist jedoch meist schmachtend und von einem Augenaufschlag begleitet, der eine leise Koketterie verrät. Es wird der beliebte Ausruf danach sehr verschieden, weil persönlich und nach Maßgabe der angewandten Mittel gewertet. Viele verurteilen ihn als geziert und läppisch, aber es gibt sicher welche, die, vom rechten Pfeil getroffen, dem entgegenhalten: „Pfui, ich finde ihn schrecklich nett!“

Fahrzeug.

Karl Sallmann in seinen „Lexikalischen Beiträgen zur deutschen Mundart in Estland“ führt 52 verschiedene Benennungen an für allerlei Gefährte, Wagen und Schlitten, deren man sich in Estland bedient, und man könnte der Sammlung noch ein gutes halbes Dutzend hinzufügen. Im Gegensatz zu dieser subtilen Art, zu unterscheiden, die dem Lexikographen an den Estländern auffällt, greift in Riga häufig eine Verallgemeinerung Platz, die hinwieder in den Provinzen so gut wie unbekannt ist.

In neun unter zehn Fällen spricht der Rigenser einfach von seinem Fahrzeug. Freilich nur in der Verbindung mit dem Pronomen mein, dein und sein. Es heißt nicht etwa: „mir begegnete ein Fahrzeug“, „ich habe ein hübsches Fahrzeug gesehen“, wohl aber fast ausschließlich: Ich habe mein Fahrzeug unten stehn. Hast du dein Fahrzeug nachbestellt? Er hat immer sein Fahrzeug mit.

Abendbrot.

Diese schlichte, anheimelnde, altbürgerliche Bezeichnung für Abendessen ist in Riga noch vielfach üblich, übrigens auch in Kurland. In Livland hört man sie leider garnicht mehr.

Auch nicht (für nicht auch).

Diese sinnverwirrende Umstellung von nicht auch in „auch nicht" in der Frageform ist in besseren Kreisen selten. Trifft sie dich aber, so empfindest du sie fast wie einen körperlichen Schmerz. — Alles trinkt Tee, da fragt dich der Wirt, ob du „auch nicht" ein Glas trinken werdest. Alles rüstet sich zu einem Spaziergang — ob du ihn „auch nicht" mitmachst. Alles tanzt im Saal — ob du „auch nicht" tanzen wollest u. s. f. Es ist zum Verzweifeln! Zum Glück ist der Sündenbock dein Freund, du machst ihm klar, wie unsinnig die Wortverstellung ist. Er begreift, — er gelobt Besserung. Die üble Gewohnheit aber und die mangelnde Sprachempfindung behalten die Oberhand. Du begegnest ihm am andern Tage — er empfiehlt dir eine neue Sorte Zigarren, sie sei billig und bekömmlich —, zieht sein Etui und fragt dich mit der harmlosesten Miene: „Probierst du auch nicht eine? — nur der Wissenschaft wegen."

Der Wissenschaft wegen.

Die allergewöhnlichsten und ungewöhnlichsten Dinge stellt man bei uns in den Dienst der Wissenschaft. Man probiert Schnäpse, Weinsorten, besucht eine Maskerade, macht eine Ausfahrt zum Griesenberg hin — alles der Wissenschaft wegen.

Eine alte, würdige, zugleich lebensfrische Dame meiner Bekanntschaft war vor Jahr und Tag beim Anblick der Eisberge im Kaiserlichen Garten — sie kannte den Sport noch nicht — so hingerissen, daß sie — obgleich schon bedenklich in den Siebzigern — nicht übel Lust hatte, mit von der Partie zu sein. Es gelang ihr zwar nicht, sich auf die in ihr schlummernden Talente hin zu prüfen, da die Kinder energisch dagegen Protest erhoben, aber die gute Alte war jedenfalls schwer von der Notwendigkeit so strenger Observanz zu überzeugen, da sie immer wieder beteuerte: sie wolle ja nur ein einziges Mal hin und her rutschen — „der Wissenschaft wegen"!

Der Ausdruck stammt aus dem zopfigen Juristendeutsch, nach welchem in alter guter Zeit die unfehlbare Oberbehörde den Unterinstanzen mancherlei wichtige und unwichtige Dinge zur „Wissenschaft und Nachachtung" — mitzuteilen die Gepflogenheit hatte. Hieran anklingend begegnen wir dem Ausdruck auch im übrigen Livland, jedoch immer als Zitat, immer nur im jovialen Scherzton.

In Riga wird er durchaus ernst genommen. Sogar von Oberlehrern, wie ich bezeugen kann. — Na also! Da ist ja wohl, wie der Berliner sagt, nicht weiter „daran zu tippen!"

„Laß er" —

Mit besonderem Eifer hat Gutzeit in seinem Wörterbuch das „laß er" in der Bedeutung von „mag er" oder „möge er" unter die Lupe genommen.

„Laß doch der Stand bedrängter Waisen,
Mein Leser, dir zu Herzen gehn" —

finden wir aus der Inschrift vom J. 1649 am Rigaschen Waisenhause als ältesten Beleg für Riga angeführt, es folgen Zitate aus Stender's lettischer Grammatik v. J. 1665, aus Krüger, Kohl und andern mehr, bis auf Frischbier (in Bezug auf die gleiche Redewendung in Preußen), und das Resultat der Erörterungen läuft darauf hinaus, daß, entgegen der gangbaren Annahme, die Ausdrucksweise weder dem Lettischen noch dem Russischen entnommen oder nachgebildet sei. Ich kann mich nicht zur Anschauung Gutzeits bekennen. Der Einwand, daß wir im lettischen „lai winsch nahk" und im russischen „пускай онъ ѣдетъ" die dritte Person der Einzahl, statt des im Deutschen beliebten Infinitivs, angewandt sehen, wiegt meines Erachtens keineswegs schwer genug, um hier eine Anlehnung an die fremdsprachliche Form für gesucht oder gar ausgeschlossen zu halten. Vielmehr erscheint sie durchaus wahrscheinlich, da wir sonst in deutschen Idiomen nirgend dem „laß er" begegnen, auch in Nordlivland nicht, wo die Wendung dem Estnischen gleichfalls fremd ist. Frischbier als Gewährsmann für einen Winkel Ostpreußens ist jedenfalls von geringem Belang. Hier dürften leicht Einflüsse des litauisch-slavischen Idioms mit hineingespielt haben, bei dem wir wohl eine gleiche Ausdrucksweise wie im Lettischen und Russischen annehmen dürfen. Auch steht ihm ein andrer guter Preuße gegenüber, der, wenn auch nicht speziell Sprachforscher, doch überaus vertraut ist mit den Dialekten seiner Heimat und nicht ansteht, das „laß er" kurzweg als „Russizismus" zu bezeichnen. Es ist das kein Geringerer als Fürst Bismarck, der uns in seinen „Gedanken und Erinnerungen" Bd. II S. 138 die nette Anekdote von Gortschakow bringt, der auf die Frage hin, was etwa Kaiser Wilhelm ihm wohl schenken dürfte, wie es an zitierter Stelle heißt, zur Antwort gab: „Laß er mir (Russizismus)

eine tüchtige Dose geben mit guten Steinen" (avec des grosses bonnes pierres).

Bei uns käme jedenfalls nur eine Anlehnung an das Lettische in Frage, da das weit zurückliegende Datum oben angeführter Inschrift den Einfluß des russischen Idioms ausschließt. Jedenfalls ist das „laß er" in Riga, auch in Kreisen, in denen man ein gewähltes Deutsch hört, durchaus gang und gäbe. Laß er morgen zu mir kommen, laß er seine Papiere mitnehmen, laß er selbst den Preis bestimmen, laß er hübsch bescheiden bleiben u. s. f.

Kommen Sie gut nach Hause!

Wir haben schönes klares Wetter. Im Kalender steht weder dritter Hungerkummer noch der Andreastag verzeichnet, wir erwarten keinen Eisgang, auch ist es nicht die Zeit der Rekrutenaushebung, im Alkoholgenuß gingen wir nicht über das erlaubte Maß hinaus, wonach also auch eine sarkastische Anspielung auf unsre behinderte Bewegungsfähigkeit völlig ausgeschlossen scheint, und doch versäumt der Wirt nicht, uns scheidenden Gästen die wohlgemeinten Geleitworte mit auf den Weg zu geben. Danach handelt es sich hier also wohl um eine alte überkommene Gepflogenheit, die sich von Vater auf Sohn vererbt hat, — von Generation auf Generation. Sie stammt vielleicht noch aus jenen finsteren Zeiten, von denen uns Andreas (Badendieck) ein so anschauliches Bild entwirft, aus jenen Tagen, in denen die unausgesetzten Händel zwischen Orden und Bürgerschaft zur Signatur altrigischen Straßenlebens in vorgerückter Abendstunde gehörten, und die Jungen zwitschern nun das Lied der Alten trotz „Gorodowois" und Gasbeleuchtung weiter fort. Die Altvätergewohnheit steckt manchem so tief im Blut, daß er uns noch nach Wochen fragt: „Kamen Sie neulich gut nach Hause?" oder „Wie kamen Sie neulich nach Haus?" Als worauf wir dann alle Mühe haben uns zu besinnen, welcher denkwürdige Tag gemeint sei und was den besorgten Frager dazu veranlassen kann, sich so hartnäckig um uns besorgt zu zeigen, maßen doch jahraus jahrein alle die tausende, die abends auf Besuch waren, stets ungefährdet den Herd der heimischen Penaten erreichten.

Zum Schluß möge noch eine Reihe von Sonderausdrücken folgen. Ich wähle auch hier nur die gangbarsten, auf die ich mich gerade habe besinnen können. Entlehnungen aus dem Lettischen und Russischen behalte ich mir für einen besonderen Abschnitt

vor. Bei diesen sowohl wie bei den unten in alphabetischer Reihe folgenden mögen viele auch in Kurland und einem Teil des lettischen Livland im Gebrauch sein, jedenfalls sind sie in Estland und im estnischen Livland meist durchaus fremd. Viele von ihnen sind nur in den niederen Volksklassen üblich. Ich bezeichne diese mit „gew." = gewöhnlich oder unedel, wie es bei Gutzeit heißt.

Angeben (gew.) — für sich Ausschreitungen erlauben: Was geben die nicht alles an — sie geben an wie Verrückte.

Aufbeißen — für Frühstücken oder zu ungewohnter Stunde, wenn einem flau zu Mut ist, etwas zu sich nehmen: Ich will erst etwas aufbeißen.

Ausfehlen (gew.): Es stimmt nicht, es fehlen noch 20 Kopeken aus. Ich will das Grundstück kaufen, aber mir fehlen noch 200 Rubel aus.

Ausstudierte — für „junge Philister", wie sonst im Lande Leute genannt werden, die kürzlich an der einheimischen Universität das Examen bestanden haben und im Begriff sind, sich in den bürgerlichen Beruf einzureihen: Es waren auf dem Ball Studenten, Polytechniker und auch Ausstudierte.

Bei eins (gew.) — für zusammen: Das kann man bei eins abmachen.

Beestmilch — die Milch einer Kuh, die gekalbt hat — Kälberdanz oder Kalberdanz sagt man in Livland —, zugleich eine rigisch-livländische Lokalspeise, die gleich dem unten angeführten Klunkermos sich in gewissen Kreisen großer Beliebtheit erfreut, während beide Gerichte meines Erachtens mit vollem Recht in der Regel grenzenloser Verachtung begegnen.

Brätlinge — (auch Breitlinge), ein kleiner zarter Fisch, wohl mit der norddeutschen Sprotte identisch. Frisch geräuchert oder gar am Spieß geröstet, zählen sie zu den delikatesten Leckerbissen unsrer Strandgäste.

Brücken — niederdeutsch für pflastern, in Riga bereits im Jahre 1413 üblich (nach Brotze), hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten und wird fast häufiger gebraucht als der hochdeutsche Ausdruck.

Zigorien — allgemein für Zichorien (lat. cichorium).

Drist — für Trift, nur von Tauben gebraucht: in einer Drift fliegen. „Streicher" halten nicht Drift.

Dummerhaft — für dumm. Auch „Dummick" für Dummkopf.

Dwalen — in zwei Bedeutungen, einmal: unruhig schlafen, dann: albernes Zeug schwatzen.

„Gott schütz". — Kurzer Ausruf des Schreckens, fast nur bei kleinem, geringfügigem Anlaß im Gebrauch, wie das früher erwähnte „Erbarmung" und gleich diesem vom zarten Geschlecht bevorzugt.

Gruft, grüftig — für Grube, grubig: Der Weg ist voller Grüfte, ein grüftiger Weg, statt Weg voller Gruben, wie wir in der Provinz sagen.

Handkammer — in Livland sagt man dafür meist „Schafferei".

Hasenholmer — auch „Hasenholmscher Engländer", ein Mann, der sich die Allüren eines Engländers gibt, aber nicht waschecht ist. Diese sonderbare scherzhafte Bezeichnung soll aus einer Zeit stammen, die ein paar Jahrhunderte zurückliegt. Den Engländern, heißt es, sei es dazumal verwehrt gewesen, über die Schiffahrtsperiode hinaus in Riga Quartier zu nehmen und haben sie danach in Hasenholm oder sonst in der Umgegend überwintern müssen, ein Umstand, der ab und zu unternehmende Ureinwohner der Dünainsel dazu verleitet hat, sich selbstbewußt, wenngleich ohne Glück und Erfolg, als Söhne Albions aufzuspielen.

Hungerkummer — bekanntes Volksfest am 1., 2. und 3. Montag nach Christi Verklärung, schon 1637 soweit eingebürgert, daß es in einer Urkunde dieses Jahres heißen konnte, „der Prediger predige zu Dünamünde auf Laurentii und zu Neuermühlen auf Hungerkummer" (Gutzeit). Es wäre erfreulich, wenn die Stadtverwaltung oder sonst gesellschaftliche Autoritäten, mit denen wir ja in den vielen Vereinen reich gesegnet sind, sich bemüht zeigten, einen dieser Hungerkummertage, vor allem aber den Krautabend, zu hübschen, freundlichen und würdigen Volksfesten auszugestalten, statt daß, wie bisher, die oberen Zehntausend naserümpfend und achselzuckend stumme Zeugen dessen sind, wie die hübschen Volksfeste und Gedenktage von Jahr zu Jahr mehr und mehr versumpfen und verlumpen. Das panem et circenses kann bei weiser Ökonomie und in rechter

Schüssel serviert, gewiß dazu beitragen, erzieherisch und veredelnd zu wirken. Die freie Musik des Sommers über im Wöhrmannschen Garten scheint ein Beispiel dafür. Aber auch der kleine und kleinste Mann, und gerade er, weil sein schmaler Beutel es ihm sonst verbietet, hat ein Anrecht darauf, an ein paar Tagen des Jahres wirkliche Feste zu feiern, und je mehr man dafür sorgte, daß solche in erhöhtem harmlosem Frohsinn und wechselvoller Schaulust, statt in gesteigertem Alkoholkonsum gipfeln, um so ausgibiger entledigte man sich hiebei einer sozialen Pflicht, und es ist nicht gering anzuschlagen, daß hiebei überdies eine gewisse Fühlung, ein gewisser Kontakt zwischen den oberen und niederen Gesellschaftsschichten, der allmählich ganz verloren zu gehen droht, notdürftig gewahrt bliebe.

Jahré (gew.) — mit scharfer Betonung der Endsilbe, für viele Jahre, Jahr und Tag: Das kann Jahré dauern. Darüber können Jahré vergehn.

Klunkermos (—mus) — eine dünne Milchsuppe mit darin schwimmenden „Klümpen", eine gastronomische Verirrung, der man, wenn auch selten, auch in Nordlivland begegnet (vgl. Beestmilch).

Knochenhauer — in Riga seit ältester Zeit und zwar ausschließlich im Gebrauch für Fleischer (Knokenhouwer in d. rig. Bursprake von 1412). In Nordlivland hört man den Ausdruck seltener.

Kopfkäse — für Sülze.

Krautabend — seit alters her hübsches Dünafest zwei Tage vor Johanni, am 22. Juni. Es droht allmählich zu verkümmern. Überaus hübsch und würdig wurde es letzthin 1901 im Jubiläumsjahr gefeiert (siehe Hungerkummer). Näheres über Krautabend und Krautmarkt finden wir im Gutzeitschen Wörterbuch.

Kulengräber — das plattdeutsche Kule, noch häufig wechselnd mit dem pathetischen Gruft (s. oben) für Grube im Gebrauch; uneigentlich bezeichnet man mit Kulengräber ab und zu den Kirchhofsaufseher.

Lachsvögel — für Wasserjungfern, Libellen, weil diese sich zur Zeit, da die Lächse stromaufwärts ziehen, in Scharen einstellen.

Murcheln — für quälen: Er murchelt mich, auch: ich habe mich mit der Sache schrecklich abgemurchelt, plattdeutschen Ursprungs, wie das in den Provinzen allgemein gehörte: sich abmarachen in gleicher Bedeutung.

Nüchternmäßig —: ein nüchternmäßiger Böttchergeselle wird gesucht — laut Zeitungsinserat.

Schierfleisch — von dem niederdeutschen schier — hell, klar, makellos. In niederdeutschem Sprachgebrauch schiert man die Eier, die Butter, d. i. prüft sie auf ihre Reinheit (nach Adelung). Schierfleisch gleich Fleisch ohne Knochen.

Sprenkwasser — für Quellwasser. Sprenkstraße.

Studiermachergesellen — scherzhafter Ausdruck, unter den Handwerkern üblich, für — Studenten.

Süßsauerbrot — für „Feinbrot", wie man in Livland sagt, worunter (auch nach Hupel belegt) gebeuteltes Brot im Unterschied von grobem Brot verstanden wird. In Riga versteht man unter „Feinbrot" süßes Gebäck.

Überlei — für überzählig.

Was hab ich für Schaden! — soviel wie: mir kann es gleich sein — ich leide darunter nicht.

Was schadt ihm! (gew.) — etwa soviel wie: er kann es vertragen, er sitzt ja in der Wolle.

2.

Eine Fahrt auf der Düna. Ein Gang durch die Stadt.

Reich ist Riga an eigenartigen Bezeichnungen für gewisse Stadtteile, Ortsgelegenheiten, Straßen und Häuser im Weichbilde der Stadt sowohl als in den Vorstadtgebieten, und der Dünastrom mit seinem wechselvollen Handel und Wandel sorgt an seinem Teil für ein stattliches Bündel markanter Ausdrücke.

Solange im Winter die Düna „steht", gibt es „Wensel", kleine Zufuhrbrücken, die vom Ufer auf das Eis führen. Die beliebten Wetten über den Termin des Eisganges haben in letzter Zeit nachgelassen, seit das Aufbrechen der Schollen nicht mehr vom lieben Gott, sondern in erster Reihe von der Hafenverwaltung und den ihr unterstellten Eisbrechern bestimmt wird.

„Geht" dann die Düna endlich, so ist halb Riga auf den Beinen. An „Dünakant" und an „Brückende" wimmelt es von schaulustigem Volk. Während Gutzeit „Dünakant" einfach als „unedel" bezeichnet, wie das ja auch zutrifft, ist er gegen

„Brückende“ duldsamer: „die am Ende der Brücke belegene Örtlichkeit — ein als unedel angesehener Ausdruck, der aber im Munde Vieler ganz geläufig ist und die Sache kurz bezeichnet.“

Nach dem Eisgang holt man die Pontonbrücke (früher Floßbrücke) aus ihrem Winterquartier hervor, sie wird „aus dem Graben aufgebracht“ und neu „gelegt“. Der Strom bedeckt sich oberhalb mit „Strusen“, wunderlichen Gefährten, die, riesenhaften Butten ähnlich, aus Weißrußland her die Düna hinabschwimmen, um ihre Schätze an der Brücke feilzubieten. Die Ware wird teils verhöckert, teils in größeren Partien verkauft und wandert in die eigens zu diesem Zweck erbauten Speicher — die „Ambaren“. Dem russischen Ausdruck „Ambare“ (eigentlich Scheune) begegnen wir schon 1805 in den Rigaschen Stadtblättern. Ist endlich alle Ware an den Mann gebracht und zuguterletzt auch das rohgezimmerte schwimmende Magazin als Brenn- oder Nutzholz verschachert, dann rotten sich die Insassen, die uns trotz alljährlicher Wiederkehr in ihrer ganzen Erscheinung und ihrem Gebahren nicht weniger seltsam und fremdartig anmuten, als ihre Gefährte, zu hellen Haufen zusammen und streben in abenteuerlichem Aufmarsch der Bahn zu, um, dicht in die eigens für sie — die „Strusenrussen“ — bereitgehaltenen Wagen gepfercht, der Heimat zuzueilen.

Mittlerweile gewährt uns die Düna ein neues überraschendes Bild. Soweit das Auge reicht, ist sie in ihrem oberen Lauf mit Flößen bedeckt, ein schmaler Streifen nur ist für den Verkehr der Dampfer freigelassen. Bei den vielen Windungen des Flusses und den zahlreichen Holmen, die aus ihm aufragen, haben die schwimmenden Balkenprähme von der Insel Dahlen ab an der „Gypsecke“ vorüber bis zur Stadt hin schwierige Fahrt. „Es gelingt ihnen denn auch oft vergebens“, — um mich einer skurilen Ausdrucksweise zu bedienen, die ich in Deutschland hörte, — sich auf der rechten Bahn zu halten und ungefährdet durchzuwinden.

Verschwören sich dann noch extra Wind und Wetter gegen sie, so bricht der gefürchtete „Salom“ über uns herein, unter dem die örtlichen Holzhändler aufs empfindlichste zu leiden haben. (Das russische „Salom“ für das alte gut deutsche „Floßbruch“ ist übrigens erst in neuerer Zeit bei uns aufgekommen).

Es ist dann eine Zeit über viel von „Flöſſern" (kurzes ö) und „Hölmern" die Rede. Diese ungewöhnliche und unzulässige Pluralbildung ist in Riga allgemein. Auch Gutzeit bedient sich ihrer schlankweg.

Bei dem bösen Drunter und Drüber, im eigentlichen Sinne des Wortes, wo sich die wild gewordenen Balken wie Kraut und Rüben ineinander mengen, unter und übereinander verschieben, haben dann die „Ankerneeken" alle Hände voll zu tun, um, soweit solches erreichbar ist, aus dem Gewirr notdürftig wieder ins Gleis zu kommen. Die „Ankerneeken" mit ihrem „Ankerneekenamt" und allem, was dem zugehörig ist, stellen sich, sprachlich genommen, als ein eigenartiges, deutsch-lettisches Zwittergeschlecht dar, dem in seiner weitgreifenden Berufssphäre keine unwichtige Rolle im Rigaer Verkehrsleben zugefallen ist. Stilvoll und bezeichnend für die nationale Verbrüderung, die durch den Namen der Innung angedeutet wird, heißt seit Jahr und Tag eine ihrer bewährtesten Firmen: „Strauch und Kruhming".

Neben den Ankerneeken" interessieren uns die „Ligger", deren Tätigkeit bereits in den Amtsschragen von 1430 bestimmt wird. Es werden darunter alle Tagelöhner, Lastträger, Bollwerk- und Schiffsarbeiter verstanden, die früher in besondere Zweige getrennt, nunmehr ein Amt bilden, wie aus einer alten Verordnung für die Marktkommission ersichtlich: „Die Träger, Asch- und Heringsligger, Wagschalknechte, Flachsstopfer, Leinsaat- und Wachspacker sind alle in ein Amt, in das der Ligger, vereinigt." Die Etymologie des Wortes ist nicht ganz klar, doch spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß es gleichbedeutend mit „Lieger" ist, einem alten kaufmännischen Ausdruck für Wächter, Aufpasser (so auch nach Grimm, bei dem die Form „Ligger" indeß nicht Erwähnung findet). Ligger aber ist nach Gadebusch und andern die holländische Version für Lieger.

Je nachdem wir unsern Weg von der Brücke oder dem Schloß her nehmen, passieren wir die Lübecker, Stettiner, Hamburger oder Pernauer, Windauer und Arensburger Passagierdampfer, um zu den „Augsburgern", die am „Undinenstege" halten, zu gelangen. Mit der Seestadt Augsburg haben diese Strandfahrer nichts gemein, sie verdanken ihre Benennung lediglich dem Eigennamen ihres Besitzers.

Auf unsrer Tour den Fluß hinab nehmen wir nach der uns gestellten Aufgabe zunächst Notiz von den uns begegnenden oder im langsamen Tempo begleitenden „Schleppern“, auch „Bugsierer“ genannt, „Jollen“, „Bordingen“ und „Plaschkotten“.

Unter den „Schleppern“ bevorzugt der Volkswitz die Herren „Mark“, „Mes“ und „Kules“ („Herrnmarck“, „Hermes“, „Herkules“). „Bugsierer“ leitet nach Grimm seinen Namen vom Bug des Schleppers her und ist gleich „Jolle“ (nach Grimm eine Art kleiner Kähne an der Nordseeküste und in der Elbe) und „Bording“ gut deutschen Ursprungs. Letzteres bezeichnet eine Art kleiner einmastiger Seehalter der Schiffe, deren Namen schon in den ältesten Zeiten Rigas vorkommt — „Bordingmeister“ schon in der Bursprake von 1412. „Plaschkott“ endlich ist aus dem Russischen entlehnt, das deutsche „Prambot“ oder „Fährbot“ dagegen bei uns nicht im Gebrauch.

Wir fahren am Zollquai vorüber, wo uns die voluminösen Stückgüter, Maschinen und dergl. mehr auffallen, die außer mit „Nagoshen“ (eine Bezeichnung, die überall im Lande üblich) mit „Präsenigen“ (schwedisch), geteerten und geölten Leinüberzügen vor der Unbill des Wetters geschützt werden. Die vielen „Kajen“ auf unsrem Wege — Heringskaje, Ballastkaje u. s. f. — sind der Etymologie nach niederdeutschen und holländischen Ursprungs, sinn- und sprachverwandt mit dem französischen Quai, die Uferränder, an denen Waren ein- und ausgeladen werden.

Weiter unterhalb zweigt sich ein breiter Nebenarm, „die rote Düna“ ab — bis Mühlgraben, wie der Ausfluß des Stintsees oder richtiger des Jägelflusses in die Düna genannt wird, bis wir dann an der „weißen Kirche“ vorüber nach Bolderaa gelangen.

Der drastischen Kennzeichnung von Baulichkeiten nach Farben begegnen wir mehrfach. Stadtbekannt sind außer der „weißen Kirche“ die „grüne Apotheke“ (Kaufstraße), die „gelbe Bude“ (Sassenhof), die „roten Speicher“ (im Ambarenviertel).

Am linken Ufer haben wir auf unsrer Fahrt zunächst die Partie von „Über-Düna“, von der bereits mehrfach die Rede war, dann „die Sunde“, sicher gleichbedeutend mit Sund, einen Nebenarm der Düna, der bei Hagensberg abzweigt, um bei Podera

wieder in den Hauptstrom zu münden. „Podera" hat den Ton auf der ersten Silbe und ist eine Verkürzung aus „Poderagge". Ragge bedeutet im Lettischen Spitze, Ecke, Landzunge — vergleiche Kengeragge, Raggezeem. Endlich dehnt sich weit die „Spilwe" vor uns aus, eine Niederung, die den Rigenser mit vorzüglichem Heu versorgt. Woher das Wort mit dem plattdeutschen Klange stammt, habe ich nicht herausbringen können; es kommt schon im 15. Jahrh. vor.

Nun lenkt unser Schiff an dem Städtchen Bolderaa vorüber in die Bolderaá, das ist in die Mündung der kurischen Aa ein, und zwar im scharfen Winkel. In alter guter Zeit versäumte der größte Teil der männlichen Strandfahrer nicht, sich bei diesem bedeutungsvollen Ereignis wie auf Kommando von den Plätzen auf Deck zu erheben, um sich in der Kajüte, altem Brauche folgend, den „Biegungsschnaps" zu gönnen, der gleich den übrigen Schnäpsen unsres Landes die Eigenschaft besaß, daß man sich nach ihm wie „ein andrer Mensch" fühlte, wonach man sich dann klar zu werden suchte, ob dieser andre Mensch nicht gleichfalls eines Schnapses bedürftig sei. Unter solchen Erwägungen, die meist im bejahenden Sinn entschieden wurden, ging es dann schließlich die Aa hinauf am „Durchbruch" und am „Rehstand" vorüber bis an einen der Strandorte. Der „Durchbruch" bei Bullen ist ein Abfluß, den sich die Aawässer zu einem Teil schon vor der offiziellen Mündung in die Düna direkt ins Meer hinein erlauben, — der „Rehstand" bei Alt-Bilderlingshof endlich eine hübsche Uferpartie, die gern zu Picknicks und Grünfesten auserlesen wird, während Rehe dort freilich seit Menschengedenken nicht weiter „gesichtet" wurden, wie es im modernen Zeitungsdeutsch heißt.

Mit dem Bahnzug kehren wir zur Stadt zurück, über Sassenhof, Thorensberg und Klüversholm, wo wir die eiserne Brücke erreichen. Auch hier wieder Holm, Berg und Hof. Die Menge der Holme, die aus dem Wasser der Düna aufragen, veranschaulichen uns am besten das mächtige Stromgebiet. Außer den vielen unbewohnten und den vielen von einem Straßennetz überzogenen Flußinseln finden wir im Adreßbuch noch weitere 16 Holme angeführt. An Ortsnamen, die auf „hof" enden (hoff, wie wir sprechen), sind wir ganz merkwürdig gesegnet. Ich finde

deren — außer Hagenshof, Sassenhof, Schwarzenhof und vielen andern — nicht weniger als 66 im Adreßbuch verzeichnet. Wer will's da dem Rigenser verdenken, wenn er bei der Fülle von hoffs und Höfen im Sommer der Hoffnung lebt, ein bescheidenes Höfchen beziehen zu können. Der Freigebigkeit der Bewohner des Flachlandes insgemein und unsrer Ostseeprovinzialen insbesondere, jede kleinste Bodenerhebung mit Berg, Kaln und Mäggi zu kennzeichnen, verdanken wir auch eine Reihe von Ortsnamen, die den Uneingeweihten zur Annahme verleiten könnte, unser gutes Riga trage einen alpinen Charakter — fehlt es uns doch nicht an Thorensberg, Hagensberg, den Lämmerbergen, Alexandershöhe, Rothenberg, Griesenberg und unsrem beliebten Basteiberg.

Die Namen der einzelnen Stadtteile und Straßen gäben zu mancherlei Betrachtungen Anlaß, wir bescheiden uns indes auf ein geringes Maß.

„Altstadt" ist die Bezeichnung für den an der Weberstraße belegenen abgesonderten Straßen- und Häuserkomplex, der weiter nichts besonders altertümliches aufzuweisen hat, wie denn unser Riga überhaupt arm ist an Wahrzeichen aus früheren Jahrhunderten. Einen versteckten Winkel dieser Altstadt, auf dem eine geraume Zeit über geplant wurde eine Synagoge zu erbauen, hat man zu einem kleinen unscheinbaren Ausruheplatz hergerichtet und ihm den volltönenden und bedeutungsvollen Namen „Albertus-Square", zu Ehren des Bischofs Albert, des Gründers der Stadt, beigelegt. Verglichen mit den vielen hübschen Squares und der Fülle reizender Anlagen, die Riga zieren, hätte jedenfalls ein weniger anspruchsvoller Name, — „Abrahamsruhe" etwa oder dem ähnliches, der Umgebung sowohl als den bescheidenen Konturen der Anlage besser entsprochen.

Die Tore oder „Pforten" der Stadt sind bis auf den letzten Stein verschwunden, mit Ausnahme zweier elender Pfosten an der Johannispforte in der Moskauer Vorstadt, und es sind auch die Ausdrücke „an der Sandpforte — Schaalpforte — Neupforte" usw. — Bezeichnungen, die nach Abtragung der Wälle noch Jahre über frisch vorhielten, immer mehr im Schwinden begriffen. Nach der Düna zu gibt es jetzt dafür mehrfach „Ausfahrten", unter denen „die katholische Ausfahrt" als ein Sprachunikum auffällt.

Das Schwarzhäupterhaus trug im 15. Jahrhundert den Namen „Artushof“, wobei wir an den Artushof in Danzig erinnert werden. Der umfangreiche Komplex von Häusern, der mitten in der Stadt, dem Konvent zum Heiligen Geist gehörig, der mildtätigen Aufnahme von Witwen dient, wird kurzweg „Heiliger Geist“ genannt. In ihm befindet sich auch „Campenhausen's Elend“, das einzige noch übrige von den vielen „Elenden“ Rigas in alter Zeit, unter denen man anfänglich Herbergen für armes, wanderndes Volk, späterhin Asyle für Kranke und Sieche verstand. Das Georgenhospital heißt im Volksmunde „Jürgenshof“, mit dem Akzent auf der letzten Silbe.

Die „Riesingstraße“ an einer Stelle, wo früher die Rige, das kleine Flüßchen, dem Riga seinen Namen verdankt, ihr Bett hatte, ist bemerkenswert, weil von ihr die Bezeichnung „Riesing“, Riesingarbeiter usw. hergeleitet wird, eine Verallgemeinerung für Kanalisation und Kanalarbeiter.

Auf die Jakobsstraße, dieses Sorgenkind Rigas, deren Verbreiterung man eifrig anstrebt, ohne daß man bisher dabei recht damit in Zug gekommen wäre, münden die große und kleine „Lärmstraße“, die sich durch besondere Stille und Geräuschlosigkeit auszeichnen.

Auch die Klosterstraße, deren Name schon auf die Abgeschiedenheit der Welt hindeutet, tut ein Übriges und entzieht sich mehr und mehr der Obliegenheit, die ihr von Rechts wegen zukommt. In letzter Zeit ist es nämlich üblich geworden, zu ganz willkürlich gewählten Stunden bald auf kürzere, bald auf längere Zeit beim Ritterhaus eine Sperrkette vorzuhaken und dadurch den Wagenverkehr beliebig zu unterbrechen und Passanten zu unnützen Umwegen zu nötigen.

Wir schließen unsre Straßenrevue, indem wir nach den vier Windrichtungen hin, sprachlich genommen, vier eigenartige Bezeichnungen kurz anführen: „die Krasnaja Gorka“, kurz „Gorka“ genannt, auch sozusagen ein „Berg“, aber eben auch nur sozusagen. „Altona“ jenseit der Düna, wohl dem Hamburger Altona nachgebildet, die „Vorburg“, das Straßengebiet um den Kaiserlichen Garten und „die hohe Brücke“, zugleich die Grenze des Stadtpatrimonialgebiets nach Norden hin.

3.

Einflüsse des Lettischen und Russischen.

Wir unterscheiden hier wörtliche Entlehnungen von Nachbildungen und Übertragungen. Unter letzteren fällt uns das kurze „Was?" als Gegenfrage im alltäglichen Gespräch auf. In Deutschland wie in den baltischen Provinzen heißt es statt dessen überall „Wie?" Auch im Estnischen. Der Russe bedient sich in der Regel eines etwas gedehnten „aaah?" im Frageton, das Schluß-„a" scharf akzentuierend. „Что?", kurzweg, ist wenig im Gebrauch. Im Lettischen dagegen hören wir bei allen Gelegenheiten, unzählige Mal, das „Koa?", und ein Teil unsrer Rigenser eifert dem nach in dem kurz hingeworfenen „Was?", von dem wir danach wohl Grund haben, es für eine einfache Übertragung aus dem Lettischen zu halten. Mit dem „что" hat es bei uns noch überdies seine eigene Bewandtnis. Wir hören es in Riga, zwar ausnahmsweise, aber wir hören es eben doch. Am häufigsten wohl im Dubbelnschen Kurpark und auf der Dubbelnschen Strandpromenade, wo es dann nicht mehr „Schto", sondern „Tschto" lautet. Dieses pseudorussische „Tschto" ist aber sicher gleichfalls das lettische „Koa", aus zweiter Hand, nachdem es eine Weile in deutscher Verpuppung gelegen. Es ist diese Redewendung nämlich bei einem Bruchteil unsrer Bevölkerung im Schwange, der für gewöhnlich deutsch spricht, es aber für vornehmer und daher ersprießlicher hält, an öffentlichen Orten, zumal in der haute saison, sich der Reichssprache zu bedienen. Auf Reinheit der Aussprache oder Satzbildung besonderes Gewicht zu legen, liegt nicht in der Eigenart dieser Gesellschaftsklasse, die sich an der praktischen Erkenntnis genügen läßt, daß es — so oder so — Hauptaufgabe der Sprache bleibt, ein leidliches Mittel der Verständigung abzugeben. Dieser realistische Standpunkt wird greifbar durch die alte gute Anekdote verdeutlicht, die mir gerade in den Sinn kommt: „Mauschelleben! du sagst immer „Scherm" — es heißt doch: Schirm!" — und Moses darauf: „Faule Sachen! man kann sagen: Schirm, Scharm, Schorm, Schurm — es bleibt immer ä Scherm!"

Wörtliche Entlehnungen aus dem Lettischen werden nicht eigentlich als Ersatz für deutsche Bezeichnungen, sondern meist mit Vorbedacht gleichsam als Zitat, sei es in scherzhafter Rede oder

um des drastischen Ausdrucks willen, angewandt, so in gegebenen Fällen „puike" (für kleiner Knabe), „skukke" (sprich skutje, kleines Mädchen, oft Halbwüchsling, zur Hilfeleistung im Hause verdungen), dann „braling", „atzing", „duding" (Brüderchen, Äugchen, Täubchen) in der Kinderkosesprache. Ob dagegen Papping und Mamming auch hierher gehören, ist fraglich.

Es empfiehlt sich für uns bei der Wertung des „ing" eine gewisse Vorsicht, da diese Verkleinerungssilbe sowohl dem Lettischen wie dem Plattdeutschen eigen ist — man erinnere sich des Reuterschen „Lining und Mining". Immerhin trifft die Häufigkeit der Verkleinerungen auf „ing", wie in Tanting, Sohning, Tochting, Süßing, Kleining, Pupping mit der Vorliebe für Diminutiva, die dem Lettischen eigen ist, merkwürdig zusammen. Man hört diese „ing" lediglich in Lettisch-Livland, während sie dem estnischen Gebiet fremd sind, wo dann aber auch das Landesidiom eine gewisse Enthaltsamkeit bei Diminutiven zeigt. Die deutschen Kinder-Kosenamen lauten hier meist auf i aus und decken sich nur zu geringem Teil mit dem Estnischen. Direkte Entlehnungen gibt es seltener als in Lettland, wo beispielsweise für Karl, Julius, Eduard — Kasche, Jusche, Esche (mit überall weichem sch) geläufig sind. Ich bin geneigt, diese ausgesprochene Vorliebe der Rigenser insgemein, auch wo das deutsche „chen" an Stelle des „ing" tritt, auf das Konto lettischen Einflusses zu setzen. In der Sprache mit Kindern wird in Riga, mit „Klabberchen" und „Stampfchen" beginnend, ziemlich alles zu „chen", aber auch unsre jungen Damen (immer im Gegensatz zu Nordlivland und Estland) stehen bisweilen, wobei individuelle Anlage natürlich mit ins Spiel kommt, zu den Gegenständen ihrer Toilette vor allem in einem zärtlichen Koseverhältnis. Sie stellen ihr Spiegelchen vor sich auf, legen ein frisches Kragchen um, schmücken sich mit einem Blumchen oder Bandchen (natürlich überall mit Verachtung des Umlauts, wie wir das in Livland nicht anders gewohnt sind), stecken sich ein Broschchen vor und versorgen sich noch extra mit einigen „Karamelchen" und „Monpensierchen", um unterwegs ein wenig zu „knabbern". Der neue Hut mit dem hübschen „Fluchtchen" krönt das kleine Gebäude, es ergreift sein Schirmchen und schickt sich zur Promenade an, so lange — pardon — „bis" das „Sonnchen" noch scheint.

Sicher bietet der Nordlivländer, mehr noch der Estländer,

in seiner Anlehnung an das Volksidiom dem Südlivländer und Rigenser gleiche Gelegenheit, dazu große Augen zu machen oder vielmehr die Ohren zu spitzen, wenn er etwa von koljen (umziehen), tilksen (tröpfeln), versolkern (verunreinigen), verlagguniren (zerbrechen) oder gar von Pulmajürri und Pulkajunker redet. „Wai Papping", was heißt denn das nur alles? hat jener auf der Zunge, und dieser denkt bei den scheuen Blicken des andern — „pai Kullachen", deutsch scheint er nicht recht zu verstehen. — Immerhin halten sich die Anleihen, die wir hüben wie drüben bei den Landessprachen machen, in bescheidenen Grenzen, wenn wir sie z. B. mit den überreichen Anklängen an das Plattdeutsche vergleichen, wofür uns Sallmann in seinen lexikalischen Beiträgen interessante Belege liefert.

Zweier provinzieller Ausdrücke erwähne ich noch, die insbesondere das Erstaunen unsrer frisch aus dem Mutterlande zugewanderten Mitbürger erregen: „Zeig etwas Licht" und — „leg' die Lampe auf den Tisch!" Es liegt nahe, hier kurzerhand lettisch-estnischen Einfluß zu vermuten. Bei dem ersten Ausdruck trifft das ja wohl auch unbedingt zu. Er entspricht dem lettischen: „Rahdi swezi" und dem estnischen: „neita tuld" — eigentlich: „zeig Feuer". Einen andern Ausdruck für leuchten — transitiv — hat der Este nicht. Bezüglich des ausgedehnten Gebrauchs von „legen" — legen wir doch sogar die brennende Lampe, die gefüllte Flasche auf den Tisch, ohne daß sich die Elemente dagegen aufbäumen — habe ich mich nun allerdings durch Frisch, Adelung und namentlich durch Grimm darüber belehren lassen, daß auch im Mutterlande, wenn auch nur vereinzelt und zerstreut, ziemlich alle gewagten Verbindungen mit „legen", deren wir uns hierzulande bedienen, ausnahmsweise anzutreffen sind, bis auf: die „Pferde vor den Wagen legen", den „Unruhstifter ins Gefängnis legen" u. s. f. Immerhin halte ich dafür, daß wir die überaus häufige Anwendung des Wortes, in der die Nordlivländer ihren südlichen Heimatgenossen noch um einige Nasenlängen voraus sind, dem „pannema" zu verdanken haben, mit dem der Este geradezu verschwenderisch umgeht.

Hiezu ein paar kleine Illustrationen.

Estnisch. — In der Krugsstube haben sich die Köpfe erhitzt. Zwei Parteien stehen sich in bitterem Streit gegenüber. An der

Spitze einer jeden tritt ein Rädelsführer vor. In scharfen, höhnenden Wechselreden, gleich den Helden Homers, bevor sie den Kampf begannen, beschmähen sie einander ausgibig. Wie das enden wird, ist allen klar, aber noch immer heißt es Geduld haben. Die Situation spitzt sich immer beängstigender zu. Es fehlt aber noch der Punkt auf dem i. Schon hat der eine der Führer die Hand zum Schlage erhoben — da wendet er sich noch einmal zu seinen Genossen hin um und fragt gelassen: „Kas ma nuit pannen?" — soll ich ihm jetzt eins „legen?" — „Panne" erschallt es im Chor — „Leg!" und nun erst beginnt die regelrechte „Keilerei", das Raufen, wie es in Oberbaiern heißt.

Kinderdeutsch. — Eine kleine taufrische Fellinerin von 7 Jahren, Naturfreundin, noch nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt und nicht vertraut mit den Haarspaltereien bewährter Biologen, erfreut die Mutter eines Morgens mit der Nachricht: „Weißt du schon Mama? unsre Kuh hat diese Nacht ein Lamm gelegt."

Halbdeutsch. — Der Stalljunge Pribo (Fritz) hat sich grobe Versehen zu schulden kommen lassen. Der alte Kutscher berichtet darüber notgedrungen dem Gutsherrn. Dieser entscheidet, Pribo sei aus dem Dienst zu entlassen. Da dreht der alte Johann verlegen seine Mütze: „Nu ja, is ja wohl wahr, knädige Err, bei Wärde (Pferden) ist Pribo wohl schlecht, aber er is doch immer kute Jung und Err kennt ihm immer in Dienst lassen." Ja was soll ich denn mit ihm anfangen? — „Nu, ich dacht immer so — Err kennt' ihm ja als Mädchen in den Garten legen!" — Die überraschende Prozedur schlug zu Pribos Heil aus, er kam in sein rechtes Fahrwasser und glänzte in späteren Jahren als Stern unter seinen Berufsgenossen.

Der Einfluß der Reichssprache auf unser Baltendeutsch und auch speziell auf Riga ist wesentlich andrer Natur. Redewendungen und Ausdrucksweisen kommen hier viel weniger in Betracht, es handelt sich vielmehr um direkte Aufnahme von Fremdwörtern. Unser Nitschewo, Winowat, Nepremenno und was uns etwa sonst beliebt in unsre Rede mit hineinzuflechten, trägt deutlich den Stempel des Zitats. Höchstens könnten wir in vulgärer Sprechart einige Floskeln, wie etwa „was nich ist" und „wo nich ist" unter Anlehnungen an das Russische aufführen, in der Hauptsache

aber haben wir es mit einer Schar russischer Substantiva zu tun, die bei uns eindringen.

Behalten wir speziell Riga im Auge, so war von „Salom" und „Plaschkotten" bereits die Rede. Wir führen weiter an: „Dwornik", „Gorodowoi", „Rospuske" — für Hausknecht, Schutzmann, Lastwagen. Gegen Dwornik kommt Hausknecht nicht auf, angeblich weil in der Bezeichnung Knecht etwas geringschätziges und beleidigendes für den dienenden Teil liegen soll. Gorodowoi ließe sich sehr wohl ganz durch Schutzmann ersetzen. Lastwagen müßte es, wenigstens soweit die staatsbürgerlich anerkennenswerte Leistung dieses Mobils in den Vordergrund tritt, heißen, und „Rospuske" sollte nur ausnahmsweise gestattet sein, wenn dieses Transportmittels als unleidlichen Lärmmachers Erwähnung geschieht, da die gröberen russischen Laute der Brutalität dieses Straßenunholdes drastischeren Ausdruck geben. Es gibt noch manche Bezeichnungen, wie „Salog", insbesondere „Krepost" mit allen Zusammensetzungen, die von alters her üblich sind. Krepost, Krepostbehörde, Krepostamt heißt es schon seit Beginn des vorigen Jahrhunderts für Korroboration und was damit zusammenhängt, in den alten Ratsinstitutionen. In neuerer Zeit aber stürmt mit der Reform in Schule und Justiz ein ganzes Heer von Fremdwörtern auf uns ein und es gilt durchaus gegen sie Front zu machen, soll anders nicht unser Deutsch, soweit gerichtliche Vorgänge in Frage kommen, zum reinen Kauderwelsch degradiert werden. Unsre deutschen Herrn Juristen sollten sich daher allen Ernstes wieder mehr auf ihre Muttersprache besinnen und nicht weiter, wie das einstweilen der Fall ist, im bequemen Schlendrian schlankweg allen fremden Benennungen ihrer gerichtlichen Praxis Tür und Tor offen halten. Es ist durchaus nicht nötig, daß wir von Sjesd und Wypiß reden, von Swidetelstwo, Proschenije, Poloshenije, Predstawlenije, Nasreschenije, Ispolnitelnyj list und vielen Dutzend andern Dingen, für die alle wir gute deutsche Bezeichnungen haben. Die Herren Schulmeister scheinen hierin mehr Takt und Anstandsgefühl zu besitzen, ich habe wenigstens nicht gehört, daß jemand für das Unterrichtsfach Religion — „Sakon Boshij" gebraucht hätte. Ein verschärftes Gefühl für die Sprachreinheit unsres ostseeprovinziellen Deutsch hat sich ja überdies in letzter Zeit immerhin bei uns geltend gemacht. Ausdrücken wie „Tschulan" (Handkammer),

„Kasaweika" (Pelzröckchen), „Sastawa" (Schlagbaum), „Tamoschna" (Zollamt), „Majakke" (Leuchtturm), „Kurenne" (kleine Material bude) und andre mehr sind verschwunden oder doch im Schwinden begriffen, und die Vorliebe für russische Vornamen, wie Boris, Astaf, Roman, und die vielen Abkürzungen und Kosenamen, wie Anninka, Lisinka, Malinka, Kathinka, Sascha und Saschinka gehören einer vergangenen Periode an. Sie waren bei unsern Voreltern auch dort üblich, wo ein Zusammenhang mit den Taufnamen sich schwer nachweisen ließ. Eine alte liebenswürdige Frau, Mitbürgerin einer unsrer kleinen Städte, war weit und breit durch Generationen nicht anders als unter dem Namen „Luschinka" bekannt. Bei ihrer Todesanzeige erfuhr die Mehrzahl ihrer Freunde und Freundinnen voll Erstaunen, daß darunter eine „Abkürzung" ihres Taufnamens Agnes zu verstehen war.

Wo die Fremdsprache, und nicht nur sie, sondern gleicherweise ein gewählteres Deutsch die Kreise des kleinen Mannes berührt, geht es ohne arge Verstümmelungen nicht ab. Die Setzlinge treiben auf dem ungewohnten Boden oft absonderliche Frucht und Blüte. Ich kannte eine reputierliche Kleinbürgersfrau, die trotz ihres offenen und harmlosen Wesens die Leute oft im Verdacht hatte, daß sie „Rüben fischten" (im Trüben fischten), worüber sie dann, wenn ihr das unerwartet klar ward, zur „Bilzeule" (Bildsäule) erstarrte. Sie sprach mit Genugtuung von ihren beiden älteren Töchtern, die im „Innern" — so bezeichnete man in Fellin kurzweg die Gouvernements Rußlands — „für der deutschen Sprache" engagiert waren und Gouvernanten „spielten", während ihr Mutterherz mit besonderer Liebe an ihrer Jüngstgeborenen hing, deren praktischer Tätigkeitssinn ihr imponierte und von der sie nicht genug rühmen konnte, sie sei nicht „sitzsam" wie andre Mädchen, sondern „angreifsch wie der Deiwel". In Riga wird aus dem Bezirksgericht ein „Zirkusgericht", und vor Jahren fragte mich jemand auf der Straße: „Geht dies Tramawoi bis Terimstheater?" Es lag ihm nahe, das englische Wort russisch umzulauten, wie das noch heute häufig geschieht, während er bei „Interimstheater" die erste Silbe für die gleichlautende Präposition nahm.

Unsre Halbgebildeten und Halbdeutschen, die nur ein geringes Quantum deutscher Ausdrücke beherrschen, stehen einer gewählten

Diktion begreiflicherweise ratlos gegenüber. Das mußte eine Dame meiner Bekanntschaft erfahren, die auf ihre Mahnung hin, die sie einem unsrer „Expressen" gelegentlich ihres Umzugs in eine neue Wohnung zu teil werden ließ — freilich dazu mit scharf ausländischem Akzent — eine Antwort erhielt, auf die sie durchaus nicht gefaßt war: „Tragen Sie nur der Zerbrechlichkeit der Gegenstände genügend Rechnung und lassen Sie sich eine behutsame Behandlung angelegen sein, damit ich unter den Folgen des Umzugs nicht über Gebühr zu leiden habe!" — Antwort: „Gnädige Frau nehmen nich für ungut, aber Französch versteh ich wohl nich."

Es liegt nicht in unsrer Absicht, uns auf das weite Gebiet sprachlicher Verrenkungen und Verbildungen hinauszuwagen, an denen unser Halbdeutsch reich ist. Das Kauderwelsch und Mischmasch dieses Jargons spielt dem ostseeprovinziellen Idiom gegenüber nur eine begleitende, untergeordnete Rolle, so wenig wir ihm eine erfrischende Wirkung auf unsre Lachmuskeln absprechen wollen. Es hat sogar, wenn Zeit und Raum es gestatten, auch rein sprachlich genommen seinen Reiz, den verschlungenen Pfaden der Marodeure nachzuspüren und sie auf ihre Konterbande hin zu prüfen. Den gar zu rigorosen Verächtern dieses Genres gegenüber möchten wir nur erwähnen, daß eine anerkannte Größe auf dem Gebiet der Sprachforschung, Viktor Hehn, in den Mußestunden sein Ergötzen darin fand, ein „Vocabularium Minnense" zusammenzustellen, worunter er eine Sammlung sprachlicher Mißbildungen und Auswüchse begriff, die sich seine alte Wirtschafterin Minna leistete.

Die Popularität, die Jeannot von Dünakant und Konsorten in Riga genießen, verdanken sie dem gesunden Humor unsres Lokalpoeten Rudolf Seuberlich, der sie aus der Taufe gehoben. Und wenn sie an schlagender Komik den Figuren und Typen des Dr. Schultz-Bertram und der Oberpahlschen Freundschaft Malms nachstehen, so liegt das zu großem Teil an dem weniger dankbaren Material, das sich dem Humoristen im Lettisch-deutsch bietet, gegenüber dem Estnisch-deutsch, das bei weitem grobkörniger, eigenartiger und urwüchsiger ist. Den Gründen hiezu begegnen wir im folgenden Abschnitt.

4.

Betonung und Aussprache.

Es werden uns in der Regel über unser Deutsch nicht wenig Komplimente gemacht. Kohl, Arndt und viele sonst, darunter auch Hamann und Herder, wissen unsre provinziale Sprechart zu rühmen, und wenn wir einen Teil des Lobes immerhin als einen Tribut der Courtoisie ansehen können, so bleibt es doch in der Hauptsache dabei, daß wir ein reines, sauberes, dialektfreies und „zierliches“ Deutsch reden, an dem mancher Fremddeutsche seine Freude hat. Es braucht uns diese Anerkennung aber nicht zu sehr zu Kopf zu steigen, denn wenn wir auch das Urteil im allgemeinen als zutreffend erachten und darüber gern quittieren, so erkennen wir doch bald, daß wir auch von den Fehlern unsrer Tugenden nicht freizusprechen sind. Dialektfrei in der Aussprache — das hat gewiß mancherlei für sich und schließt eine Menge von Unarten aus, die wir sonst wohl oder übel in den Kauf nehmen müssen, es bedingt nur diese Korrektheit und vor allem der Mangel an Modulation zugleich eine gewisse Mattigkeit, eine farblose Gleichförmigkeit, die etwas starres und lebloses hat. Nicht den Berliner oder Sachsen nehmen wir zum Gegenpart, um uns mit ihm zu vergleichen, sondern etwa den Rheinländer, den Bayern, den Niederösterreicher oder auch den Niederdeutschen mit seinem Platt. Wie kernig und lebensvoll, wie voller Saft und Kraft, voll farbiger Nuancen mutet uns da jedes Wort, jeder Satz an, wogegen, bei unsrem Mangel an Akzentuierung, unsre gleichförmige, kaum je im Ton sich hebende oder senkende Rede sich daneben wie ein blutleerer Schatten ausnimmt. Wo das vielleicht weniger zutrifft, wie beim Kurländer, können wir ihn dieserhalb nicht beneiden, da der Tonfall hier etwas gezwungenes und unschönes hat. Der Kurländer spricht mit einem Knie oder Knix, wie jemand das bezeichnete, indem er stereotyp bei der Schlußsilbe des Satzes ruckweise aus der höheren Tonlage in die tiefere Terze einknickt. In der Vokalisierung aber und in der Aussprache einiger Konsonanten lehnt er sich sehr zum Nachteil des Wohlklanges an das Lettische an. Noch viel auffallender und unschöner ist das bei der prononcierten Sprechart der Estländer und Oeselaner in Bezug auf das Estnische der Fall, so daß wir wohl ohne Bedenken der ausgeglicheneren Sprache des

Rigensers und Livländers den Vorrang vor ihren Heimatgenossen einzuräumen haben, wiewohl auch sie von manchen Unarten nicht frei sind, die wir zum Teil gleichfalls auf das Konto der Anlehnung an die Landessprachen zu setzen haben.

Nun in specie die Aussprache des Rigensers:

Das o lautet hier häufig offener, als sonst gebräuchlich, namentlich vor dem Buchstaben r, also bei vor, Tor, Chor, verloren, geboren, wo man in der Provinz das geschlossene o hört.

Das a in dem Mitlaut au ist gleichfalls hier breiter und offener, als im Lande sonst; es hält etwa die Mitte zwischen dem sächsischen au, indem das u kaum mittönt, und dem livländischen dunkleren au, das fast wie „ou" lautet. Danach ist beim Leipziger die „Fraa zu Haase", beim Rigenser die Fra—u zu Ha—use, beim Livländer die „Frou zu House". Diese letzte Aussprache kann wohl als die richtigere gelten. Im Alt- und Mittelhochdeutschen, wie noch heute im größeren Teil Deutschlands, hat das au die dunkle Färbung, Frau im Althochdeutschen, das Femininum von „Fro", der Herr (das uns noch in Frohndienst und Frohnleichnam erhalten ist) lautete Frouwe — Herrin. Frau und Haus werden im Dialekt zu „Fru" und „Hus" — nie zu Fra und Has; im Französischen wandelt sich au in o und ou in u. Mithin überall ein Vorwalten des dunkleren Tones in der Aussprache.

Das „ch" vor dem a wird guttural gesprochen, auch wo es in der Stammsilbe weich lautet, so bei den Eigennamen Richard, Reichardt, Borchart, Burchart. Es klingt hier überall wie ch vor o und u und wie in den Fremdwörtern (Bachanal, Astrachan).

Auffallend ist in Riga die inkorrekte Aussprache des Französischen. Man betont bisweilen die erste statt des letzten Silbe — Páletot für Paletót, negligiert den Nasallaut und das harte S im Anlaut — Salong für Salon, spricht das in wie en — cenquieme und Pencenez — für cinquime und Pincenez, läßt beim Gebrauch von Fremdwörtern Buchstaben aus oder verstellt sie — kompelziert und pubbelziert hören wir oft statt kompliziert und publiziert. Gewiß sind das alles meist Nachlässigkeiten und Flüchtigkeiten, auf denen wir Balten uns alle im täglichen Gespräch vielfach ertappen können.

Zum Schluß aber müssen wir, um mit „Wippchen" zu reden, die Rigaer Zunge noch an ihrer Achillesferse treffen.

Der Rigenser zieht nämlich garnicht „über Düna — ins Grüne“, wie wir dessen zu Anfang unsrer Plauderei erwähnten, sondern „ieber Diena — ins Griene“. Ist es hier im Friehling schon scheen, so kann man sich bei gliehender Hitze und schwielen Sommertagen nirgends anders so wohl fiehlen. Man bleibt dann auch im Grienen bis in den August hinein, wo die Winde kiehler wehen, die Tage kirzer und die Abende diesterer werden.

Haben wir so unsern Mitbürgern ein feines Sündenregister vorgehalten, so fordert die Gerechtigkeit, daß wir ihnen im Großen und Ganzen das Zeugnis ausstellen müssen, daß sie sich in Tonfall und Aussprache von mancher Unart freigehalten haben, die ihren Heimatgenossen anhaften. Das Kurländerdeutsch hat viel mehr vom lettischen Klang — man rufe sich nur ins Gedächtnis die mit weichem s gesprochenen „Ausbritje“ — „Flosbritje“ und „Grasmitje“, die immerhin in Riga mit scharfem „s“ „Floßbricke“ und „Graßmicke“ lauten. Also 3 Anlehnungen an das Lettische beim Kurländer, gegen eine beim Rigenser, denn daß das scharfe i für ü wie das ee für ö dem Landesidiom nachgebildet ist, scheint auf der Hand zu liegen, da das Lettische die Umlaute ö und ü nicht kennt, während sie im nordlivländischen Deutsch intakt bleiben konnten, da auch dem Estnischen beide Umlaute, und zwar in reichem Maße und in vollem und prägnantem Klange eigen sind.

Am auffälligsten und fremdartigstem aber klingt zweifellos das Deutsch der Estländer und Oeselaner, wobei es natürlich viele Abstufungen gibt.

Der Este, im Besitz einer volltönenden, vokalreichen Sprache, die sich eines eigenartigen, besonderen Wohlklangs rühmen darf, ist für den Rapport mit andern Idiomen überaus dürftig und mangelhaft ausgestattet. Seine Bemühungen, sich die fremde Sprache anzueignen, mißglücken nur zu leicht, und seine Entlehnungen aus ihr werden zu auffälligen Verstümmelungen. Es erklärt sich das aus der merkwürdigen Eigenart des Estnischen, das ja überdies einem fremden Sprachstamm angehört. Es kennt erstens einmal kein H, ebensowenig ein weiches S im Anlaut, verfügt über keinen einzigen Zischlaut, und entbehrt endlich, was am wunderbarsten ist, auch des F-Lautes.

Man kann sich danach eine Vorstellung davon machen, in welch hilfloser Lage sich der ungeübte Este befindet und welches

Kauderwelsch sich — um mich eines beliebten gequetschten Ausdrucks zu bedienen — dem Gehege seiner Zähne entringt, wenn er die ersten verzweifelten Versuche macht, das Deutsche und Russische zu radebrechen. Das H läßt er fort oder haucht es mühsam hervor, wo es nicht hingehört. Mit den Zischlauten ist er ebenso übel dran, er streicht sie einfach oder ersetzt sie durch ein scharfes S, das überall herhalten muß, auch für das weiche S im Deutschen. Wie geht es? — „Sso sselbtig, liebe Err — ich andel jetz mit Heier!" Das F wird zum W, wie es in der „Oberpahlschen Freundschaft" heißt: „Da nahm ich Wuchs mit lange Wanz." Nimmt man dazu das gequetschte dünne ei, das bei seiner häufigen Wiederkehr besonders häßlich mit hineinklingt, so begreift sich leicht, daß an grotesker, unfreiwilliger Komik Jeannot von Dünakant dem geborenen Esten im Stammelstadium seines Halbdeutsch nicht das Wasser reichen kann.

Wo nun das ostseeprovinziale Deutsch sich in Vokalisierung und Akzentuierung dem Estnischen anlehnt, oder gar dem estnischen Halbdeutsch mit dem mißtönenden ei-Laut und dem scharfen S, ist die kakophone Wirkung geradezu verheerend und es klingt das übrige Baltendeutsch, verglichen mit der Sprache vieler Estländer auch aus der besseren Gesellschaftsklasse, wie reine Musik.

Der Rigenser, der natürlich von diesen Unarten frei ist, hat überdies gegenüber dem Livländer eine wohllautendere Aussprache des „e", das er in den Wörtern: Pferd, Meer, leer, schwer, er, wie ein gedehntes „eh", nicht mit dem breiten ä-Laut spricht. Hierin macht er mit dem einzigen Wort „Beere" eine Ausnahme, so daß bei „Erdbeere" die Konfusion ihren Höhepunkt erreicht, da die beliebte Gartenfrucht beim Nordlivländer „Ärdbehre", beim Rigenser aber „Ehrdbäre" lautet.

* * *

Am Schlusse unsrer Betrachtungen liegt nun die Frage nah, wie wir zu unsrer baltischen Mundart, zu unsren Provinzialismen Stellung zu nehmen haben. Auf Reinhaltung und Veredelung seiner Sprache zu achten ist die Aufgabe und das Bestreben jedes Gebildeten, soweit ihm nur eine Spur künstlerischen Empfindens eigen ist. Wir Balten deutscher Zunge, sprachlich isoliert, haben vollends allen Grund, dem zuzustimmen, insbesondere den Einflüssen

fremder Idiome, die von allen Seiten her auf uns eindringen, eine gewisse Grenze zu setzen. Es braucht unsre berechtigte Reserve aber keineswegs in eine nervöse Empfindsamkeit auszuarten. Das Nichtwahrhabenwollen und Leugnen so manchen sprachlichen Buckels ist ebensowenig gutzuheißen, als das Bestreben, derlei Auswüchse vornehmtuerisch ausschließlich dem ungebildeten kleinen Manne aufzuhalsen. Vor einem zimperlichen Ausmerzen provinzieller Eigenart, wo wir ihr auch begegnen, ist also, als vor einem ungesunden Übereifer zu warnen. Sallmann bezeichnet es richtig als eine kleinstädtische Betrachtungsweise, „als ob es bei dem Idiom einer Landschaft sich um etwas mangelhaftes oder gar um Fehler handle. Eigenart ist immer ein Zeichen von Kraft.“

Für den Stammgenossen hat überdies jede Mundart noch ihren eignen Reiz, der sich nicht definieren, nicht kühl und klar in Erweis bringen läßt; er will empfunden sein, denn er ist verschwistert mit dem Heimatgefühl und wie dieses in seinem Wert unwägbar. So ist uns Balten unsre Sprache zugleich eine Interpretin unsrer kolonialen Entwicklung, sie gibt uns Zeugschaft von unsrer oft mühevoll behüteten Kultur. Wir halten darum treu zu ihrem Banner! In seinem hier und da zerfetzten — meinethalben ruppigen — Aussehen erblicken wir die beredten Wahrzeichen überstandener Kämpfe und Gefahren. Im übrigen aber getrösten wir uns dessen, daß wir, wie es bei Sallmann heißt, „keine kümmerliche, abgeblaßte, dürre, nur künstlich genährte Büchersprache vor uns haben, sondern einen in frischem, vollem Laube stehenden Zweig am deutschen Sprachstamm“, einen Sprachzweig, dem auch Gutzeit nachrühmt — und wir können nur wünschen, daß sich das auch für die Zukunft bewahrheitet —, daß er „auf fremdem Boden Wurzel schlug und ungeachtet vielfacher Stürme, die auf ihn einbrachen, nicht gebrochen ist, sondern lebhaft fortgrünt.“ Danach haben wir in der Hauptsache ein Recht dazu und dürfen cum grano salis sogar ein Behagen darin finden, zu sprechen, wie uns der Schnabel gewachsen ist.

Daß er sich nicht häßlich verkrümme, darauf zu achten soll bei alledem unsre ernste Sorge sein und bleiben.

Lyrische Intermezzi.

Motto: Sie fühlten sich alt und glaubten, das Leben gehe zu Ende. . . . A. Strindberg, La maladie de quarantaine.

Der Abend dunkelt,
In dumpfer Schwüle
Endet der Tag:
Blutrot, zerrissen trauern
Wolken der Sonne nach.

Rings in dem Dämmern
Ein Nebelsteigen,
Langsam und kalt,
Graues, lautloses Schweigen
Geht durch den Wald.

Jetzt — noch ein Strahlen,
Aus Aetherräumen
Scheidend entfacht,
Ein letztes Tagesträumen
Vor drohender Nacht.

* * *

Der Mai ist jach vergangen,
Dahin das Blütenprangen,
Ein flüchtig Glück.
Die Jahre sind zerronen,
Von all' den Jugendwonnen
Blieb nichts zurück.

Nach all' dem wilden Sehnen,
Nach stolzem Siegeswähnen
Zu Lenzeszeit
Blieb in dem Sturm der Jahre,
Früh, an der Jugend Bahre,
Nur Bitterkeit.

Das tolle Überschäumen
In eitlem Glückerträumen
Gebar nur Weh, —
Nach Frühlingssturmesbrausen,
Nach Herbstes Windessausen
Fiel kalter Schnee.

Wohl tausend Wimpel flogen
Auf schaumgepeitschten Wogen
Zur Meereshöh' —
Ein mattes Segel drüben
Ist einsam nachgeblieben
Auf toter See.

S. v. S.

Von unseren Theatern.

Über das Revaler Interimstheater in der Saison 1903/4.

Der Bericht über die Tätigkeit des Rigaer Stadttheaters in der verflossenen Saison bringt zugleich einen, begreiflicherweise nur auf äußeren Daten beruhenden, Vergleich mit der Tätigkeit des Revaler Interimstheaters, der, insoweit er schmeichelhaftes für die Revaler Bühne enthält, insofern gegen das Publikum der estländischen Metropole sprechen müßte, als die diesjährige Saison einen noch nicht dagewesenen Mißerfolg in unsrem einheimischen Theaterleben bezeichnet. In der Tat läßt sich mit vollem Recht ein Vorwurf gegen die Revaler Theaterbesucher erheben. Ich meine das Beharren bei einem einmal gefaßten Vorurteil. Die Saison begann unter, nur zum Teil der Direktion zur Last zu legenden, ungemein ungünstigen Verhältnissen. Die geringen Mittel, über die unser Theaterkomitee verfügte, ließen es als schwierig erscheinen, die Engagements auf Grund persönlicher Kenntnis der zu gewinnenden Kräfte abzuschließen. Diese Sparsamkeit hat sich in jeder Beziehung als unpraktisch und unangebracht erwiesen. Die ersten Vorstellungen im Schauspiel waren nicht mehr als mittelmäßig, die der Operette direkt schlecht. Der Erfolg davon war, daß unser Publikum von vorn herein den Schluß zog, die diesjährige Theatersaison sei nichts wert und, trotz aller Bemühungen der Direktion, unser mit so mancherlei Schwierigkeiten kämpfendes Kunstinstitut mied. In diesem Punkt kann auch einem Teil der in unsern Tagesblättern zu Worte kommenden Kritik der Vorwurf nicht erspart werden, um des guten Zweckes willen beide Augen zugedrückt und ohne weitere Bedenken alle Darbietungen unsrer Bühne in den Himmel erhoben zu haben. Wenn in einigen Rezensionen stets zu lesen war: „Die Darstellung war, wie wir das bei unsrem vortrefflichen Ensemble nicht anders erwarten konnten, ganz vor-

züglich", so mußte sich der Leser das, nach seinen erstgemachten Erfahrungen, natürlich dahin übersetzen: die Darstellung war so, wie sie in den ersten Tagen war, d. h. bedingungslos schlecht.

Die Engagements lediglich auf Empfehlungen der Theateragenten hin abzuschließen, hat aber noch einen zweiten, nicht zu unterschätzenden, üblen Einfluß. Die unbeliebten Mitglieder müssen wohl oder übel zur ersten Kündigungsfrist entlassen werden. So ist denn auch z. B. das Fach der ersten Sängerin in der Operette nicht weniger als drei Mal besetzt worden. Die erklärliche Abneigung des guten deutschen Schauspielers, sich in die unbekannten „sibirischen" Verhältnisse zu begeben, muß natürlich um so stärker werden, je größer die Aussicht ist, nach kurzer Zeit entlassen zurückkehren zu müssen. Ein derartiger Gesichtspunkt ist seinerzeit schon, nicht mit Unrecht, in Bezug auf die Verhältnisse des Sommertheaters in unsrer Universitätsstadt in der deutschen Bühnengenossenschaftszeitung geltend gemacht worden.

Unter diesen unglücklichen Umständen gestaltete sich denn der Verlauf unsrer Theatersaison zunächst äußerst traurig. Die Operette konnte kein einziges volles Haus erzielen. Ein Tenorbuffo wurde entlassen, der erste Tenor, H. Richter, war stimmlich gut veranlagt, konnte aber schauspielerisch nicht genügen, der Komiker H. Clement, ein tüchtiger Schauspieler, litt unter chronischer Heiserkeit, die erste Sängerin war entlassen, und so bildete denn, von dem Fach der komischen Alten, das durch Frau Schäfer-Kruse nicht ungünstig besetzt war, abgesehen, die überaus anziehende jugendliche Soubrette Frl. Klerwin, mit einer hübschen Stimme und ungewöhnlich reizvollem Spiel ausgestattet, den einzigen Lichtpunkt und die wirkungsvolle Stütze der Operettenvorstellungen. Erst gegen Ende der Saison gelang es der Theaterleitung in Gestalt des H. Alois Resny einen Tenorbuffo von echt wienerischem Humor und musikalisch wie schauspielerisch gleich großem Können zu gewinnen. Auch die neuengagierte erste Sängerin Frl. Erichsen verfügte wenigstens über eine tadellos reine und umfangreiche Stimme, wenn sie auch als geschulte Opernsängerin ernsten Stils in Spiel und Bewegung den Anforderungen der leichtgeschürzteren Muse nicht ensprach. Aber das Publikum blieb hartnäckig bei seinem Vorurteil. So konnten denn auch jetzt nur in der bewegten Terminzeit einige volle Häuser mit „Madame Sherry" und dem „Rastelbinder" erzielt werden. Inwieweit noch zu berücksichtigen ist, daß die Operette überhaupt beginnt für die kleineren Bühnen auszusterben, weil zu wenig Neues von allge-

meinem musikalischem und stofflichem Interesse geschaffen wird (die Teile des „Rastelbinders", die von durchschlagender Wirkung sind, gehören mehr in das Gebiet der Oper), kann hier nicht weiter untersucht werden.

Dagegen hat das Theater allerdings von vorn herein auf dem Gebiete des klassischen Dramas recht anerkennenswertes geleistet. Das Ensemble war hiefür besonders glücklich zusammengesetzt. Zunächst bewährte sich Frl. Munkwitz durchweg als sehr glückliche Interpretin klassischer Frauengestalten. Die Innigkeit ihres Vortrages, ein schön abgetöntes Maß der Bewegung vereinigten sich mit einer lieblichen Bühnenerscheinung, und schufen, dank einer ernsten Auffassung ihres Berufes und wirklicher Liebe zum klassischen Fache, ganz prächtige Rollen, von denen ihre „Hero" und die „Maria Stuart" manchem Revalenser noch lange unvergeßlich bleiben werden. Auch H. Jacoby zeigte reiche Gestaltungskraft und lebhaftes Temperament und durfte in Rollen, wie in der des „Orest", wirklich als ganz vorzüglich bezeichnet werden. H. Baumeister als jugendlicher Held, durch ein schönes Organ und ein einnehmendes Äußere für sein Fach geradezu prädestiniert, wußte durch echtes Feuer seinen Figuren warmes Leben einzuhauchen. Wenn wir auch noch die tüchtigen Leistungen Frl. Stohm's in Betracht ziehen, so bliebe eigentlich nur der Charakterdarsteller H. Medenwald übrig, dessen übertriebenes Pathos häufig nicht ganz in den Rahmen einer guten Vorstellung paßte. Dabei hatten die jeden Sonnabend zu ermäßigten Preisen stattfindenden Klassikervorstellungen ihr festes Publikum, mit dem man rechnen konnte, und die Kassenerfolge hielten sich auf einer gleichmäßigen, wenn auch nicht gerade schwindelnden Höhe.

In Berücksichtigung dieser für die Pflege des klassischen Dramas besonders günstig liegenden Verhältnisse und der guten alten Tradition der Revaler Bühne, die in allen Vorjahren dieses Gebiet mit besonderer Liebe kultiviert hat, können der Theaterleitung der letzten Saison spezielle Verdienste nicht zuerkannt werden. Es muß vielmehr betont werden, daß in der Auswahl der Stücke bedeutend glücklicher hätte vorgegangen werden können. Während Kleist, Hebbel und Ludwig ganz unberücksichtigt blieben, Grillparzer außer mit „Des Meeres und der Liebe Wellen" unglücklicherweise gerade mit der „Ahnfrau" zu Wort kam, gelangten Shakespeares „Richard III.", Körners „Zriny" und Schillers „Räuber" zur Aufführung, Stücke, die an die Reichhaltigkeit des Personals und Technik der Dekoration Ansprüche stellen, denen unsre Bühne

gerecht zu werden nicht in der Lage war. Zur Charakterisierung braucht wohl nur angeführt zu werden, daß die Rolle der Anna in „Richard III." von einer Dame gespielt wurde, die sonst aushilfsweise zuweilen kleinere Soubrettenpartien zu übernehmen pflegte. Dagegen könnten Sachen wie Kleists „Zerbrochener Krug", Lessings „Minna von Barnhelm", Freytags „Journalisten", Hebbels „Maria Magdalena" auch außerhalb der „klassischen Tage" gespielt werden, anstatt daß Redwitz's „Philippine Welser" zu ermäßigten Preisen zur Aufführung gebracht wurde.

Aber das klassische Repertoire ist ja allein nicht imstande, einer Provinzialbühne ihren Stempel aufzudrücken. Hier kommt das neuere ernste Drama noch ausschlaggebend in Betracht, das leider nur allzu oft mit dem französischen Schwank einen harten Konkurrenzkampf zu bestehen hat. Wollen wir — und das ist ja wohl die Aufgabe einer guten Bühne — mit dem zeitgenössischen geistigen Leben und den Strömungen, die die Literatur unsrer Muttersprache bewegen, in Verbindung bleiben, so muß jedem einzelnen die Möglichkeit geboten werden, zu den Werken, die als „Zeiterscheinungen besonders charakteristisch sind", Stellung zu nehmen.

Im allgemeinen muß hier ein Faktor tätig werden, der sich seiner Aufgabe als Vermittler zwischen Bühne und Publikum noch viel zu wenig bewußt ist, ich meine die Tageskritik. Ein Rezensent, der über einen neuen Halbe und L'Arronge's „Hasemanns Töchter" in gleicher Weise schreiben kann: „Das tief ins wirkliche Leben greifende Stück kam unter der trefflichen Darstellung" usw., der hat eben keinen Sinn für seinen Beruf und sollte das Kritikenschreiben lieber ganz bleiben lassen. Auch von der Kritik der Residenz, die einen Dichter „macht" oder vernichtet, können wir nichts lernen. Der Rezensent an einer Provinzialbühne hat zunächst zu prüfen, ob der zu Wort gekommene Autor Kunst bringt, oder Marktware. Hat der Autor wirklich etwas zu sagen, dann soll der Kritiker versuchen, diese Intentionen und Gedanken des Künstlers dem Publikum zur selbständigen Stellungnahme vorzulegen, wobei es ihm keineswegs verwehrt sei, seinen eigenen Standpunkt in künstlerischer sowie moralischer Beziehung hervorzuheben. Wenn z. B. Schmidt-Bonus' „Mutter Landstraße", das in jugendlich übertriebener und häufig abstoßender Form die Gefahren der Verantwortungslosigkeit zeichnet, die in der Entschuldigung begehrlichen Leichtsinns durch das Wort „Jugend" hervortritt, so hat es für Hinz und Kunz gar keine Bedeutung, wenn sie am andern

Tage mit Genugtuung die Worte wieder lesen, die sie selbst einstimmig bei der Aufführung gebraucht haben: „abstoßend", „empörend", „Kunst soll erheben" usw. Der persönliche künstlerische Standpunkt darf nicht dazu verführen, den Gedankengang des Dichters totzuschweigen.

Dagegen möchte ich eine ganze Anzahl von meist recht wohlwollend besprochenen Stücken der älteren Zeit einer weit härteren Kritik empfehlen. Es sind das Dramen, die, einer Epigonenzeit entstammend, mit dem heutigen Geistesleben in keiner Beziehung mehr stehend, auch der Literaturgeschichte nur in statistischer Beziehung angehörend, einer gewissen Bühnentechnik, die sich hauptsächlich an die Rührseligkeit des größeren Publikums richtet, auch heute noch ihre tatsächliche Wirksamkeit nicht ganz verleugnen. Die Urheber dieser literarischen Richtung sind entweder in den Franzosen der siebziger Jahre zu finden, die in Dumas' „Cameliendame" eine ebenso schiefe wie tränenreiche Moral zur Herrschaft brachten, oder aber ihre Spuren weisen auf die selige Charlotte Birch-Pfeiffer zurück und repräsentieren den geschickt dramatisierten Kolportage- und Zeitungsroman, der der ernsten Literatur genau so fern steht wie die neuere Posse. Schließlich möchte ich hierhin noch diejenigen Nachahmungen der klassischen Dramen rechnen, die mit ihren Vorbildern nichts weiter als das historische Kostüm und die Versform gemeinsam haben, ohne an Vertiefung der Charaktere und psychologischer Motivierung irgend welchen Ansprüchen zu genügen.

Prüfen wir das Repertoire unsres Theaters nach diesen Gesichtspunkten, so kommen wir, zumal für den ersten Teil der Saison, zu recht wenig erfreulichen Resultaten. Der Bericht über die Rigaer Theatersaison nennt 22 an der Revaler Bühne zur Aufführung gelangte Schauspiele (vgl. B. M. 1904 Januar und April). Dazu rechnen wir den Dumas'schen „Kean" und auch Thomas' „Lokalbahn" darf wohl unter die literarischen Stücke gerechnet werden. Bis zum Schluß der Saison kamen hinzu: Redwitz' „Philippine Welser", Ibsens „Hedda Gabler" und die „Frau vom Meere", Hauptmanns „Versunkene Glocke", Sudermanns „Heimat", Wildes „Frau ohne Bedeutung", Lubliners „Der kommende Tag" und drei Einakter-Abende, an denen zwei Sachen von Schnitzler, ein Dreyer, ein Hartleben und ein Stück von Marie della Grazie zur Aufführung gelangten.

Von diesen 36 Stücken müssen in obigem Sinne als unliterarisch neun ganz ausgeschaltet werden, nämlich: „Der kleine Lord", „Nur eine Seele", „Die Hochzeit von Valeni", „Kameliendame",

„Zaza", „Leibeigenschaft", „Die Kaiserin des Balkans", „Kean" und „Philippine Welser". Drei Stücke: „Alt-Heidelberg", „Der kommende Tag" und „Das dunkle Tor" können erst in zweiter Linie in Betracht kommen. Von den nachbleibenden 24 Stücken gehören zwei, Ibsens „Frau vom Meere" und Hauptmanns „Versunkene Glocke" der Nachsaison an, und vier, Ibsens „Gespenster" und „Klein Eyolf", Halbes „Strom" und Bojers „Theodora" sind dem Lindemannschen Ensemble mit Louise Dumont zu verdanken. So bleiben 18 Schauspiele übrig. Davon entfallen auf die ganze Zeit bis zum Februar nur sechs, nämlich: „Hoffnung auf Segen", „Über den Wassern", „Nachtasyl", „Glück im Winkel", „Lokalbahn" und „Gerechtigkeit". Bis auf die beiden letzteren gelangten diese Dramen alle in den ersten Wochen zur Aufführung, konnten aber keine Anerkennung finden, weil sich die Darstellung als unzureichend erwies. Eine wirklich moderne Künstlerin war nur Frau Ruhden, die bald von der Bühne zurücktrat. Herr Ambronn, der sich später als tüchtiger Heldenvater erwies, kam nicht zu Worte. Die übrigen Kräfte waren nicht etwa ganz ungenügend, konnten aber unter der schwerfälligen, der modernen Kunst ganz verständnislos gegenüberstehenden Regie des jungen Herrn Medenwald nicht zur Geltung kommen. So wurde denn das ernste Schauspiel vom Repertoir abgesetzt und „Die Reise um die Erde" schlug den Rekord mit 9 Vorstellungen, „Lutti" verzeichnet die größten Kassenerfolge.

Ein Umschwung trat erst ein, als das auch in den andern baltischen Städten bekannte „Ensemble des Theaters der Modernen" unter der Direktion Behrend und Brettschneider seinen Einzug in Reval hielt und mit der vortrefflich inszenierten Aufführung moderner Stücke eine Reihe voller Häuser erzielte. Nachdem es der Direktion gelungen war, von dem aufgelösten Ensemble in der Person von Frl. Gusti Brand eine erstklassige Interpretin moderner Frauengestalten und in H. Arthur Teuber nicht nur einen vorzüglichen Schauspieler, sondern zugleich einen mit feinem literarischen Verständnis begabten Regisseur zu gewinnen, haben wir dem so ergänzten Ensemble eine Reihe höchst genußreicher Abende zu verdanken, bei denen Repertoir und Darstellung aufs beste harmonierten.

Ein naheliegender Mißstand aller kleineren Bühnen ist natürlich der, daß die Notwendigkeit, allzu häufig mit neuen Stücken herauszukommen, es fast unmöglich macht, die Aufführungen genügend einzustudieren und durchzuarbeiten. Sollte sich eine Ver-

einbarung finden lassen, der zufolge die Truppe des Interimstheaters auch in unsrer Universitätsstadt auftreten könnte, so würde eine Konzentrierung der Arbeitskraft auf das einzelne Stück leichter zu erreichen sein.

So kann im Ganzen das vergangene Jahr mit Recht als ungünstig bezeichnet werden, und voller Hoffnung blickt der Revalenser der kommenden Saison entgegen, die unter neuer Direktion in neue Bahnen einzulenken verspricht.

—m—

Literarische Rundschau.

Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts.

Bei der Teilung der Erde ging nach Schiller Einer leer aus. Das war der Poet. Er verlor das Irdische, weil sein Blick einzig und allein dem Himmlischen zugewandt war. Geht Schiller nicht am Ende zu weit, wenn er dem Poeten im allgemeinen dies Schicksal nachsagt? Mich dünkt, er hat in seinem Gedicht zunächst nur an den deutschen Poeten oder vielmehr an das dichtende deutsche Volk gedacht und dann in unzulässiger Weise verallgemeinert. Denn andre Völker haben die Poesie auch gepflegt und kaum weniger auf diesem Boden geleistet als die Deutschen — man denke an die Spanier, Franzosen, Engländer —, trotzdem aber ihre irdischen Ansprüche voll zur Geltung zu bringen verstanden. Ja, es scheint, daß bei diesen andern Völkern beides so Hand in Hand ging, daß eins das andre förderte, daß der irdische Erfolg den himmlischen geradezu bedingte, und der himmlische dem irdischen zu gute kam. Demnach litte das deutsche Volk an einer gewissen Einseitigkeit: es kann zur Zeit immer nur eines, entweder erobern oder dichten. „Dem Franzosen die Erde, dem Engländer das Wasser, dem Deutschen — die Luft", so hieß es, als der Deutsche dichtete. Und man glaubte fest, es würde immer so bleiben. Da erschien Bismarck und riß das Volk der Denker und Dichter mit sich, wies es energisch auf die Erde, und siehe, es verlangte zum nicht geringen Staunen der andern seinen Platz an dieser Sonne. Und da machte sich wieder seine Einseitigkeit geltend, und es hörte auf zu dichten und zu denken? War es so?

In der Tat hört man bewegliche Klagen in diesem Sinne innerhalb Deutschlands und außerhalb. So sagt z. B. ein bekannter russischer Literat und panslavistischer Parteigänger in seinen Briefen an Edith von Rhaden, das Deutschland, das „wir" geliebt, das Land der Dichter und Denker, wäre tot, verschlungen vom preußischen Militarismus. Gewiß, es war so schön, dies Volk der

Dichter und Denker zu lieben und dabei auf seinem Boden die eigenen Schlachten zu schlagen! Wie dem nun aber auch sei, ob die Deutschen, seit der preußische Militarismus über sie kam, aufgehört haben zu dichten und zu denken, oder nicht — zu schreiben und Geschriebenes drucken zu lassen haben sie jedenfalls nicht aufgehört. Das wird einem jeder beliebige deutsche Buchhändler auf Wunsch bestätigen. Die Klage über die große Konkurrenz auf literarischem Gebiet ertönt lauter denn je in Deutschland, und man muß heute als Verleger schon sehr pfiffig sein, um mit einiger Gewißheit voraussehen zu können, was „gehen" wird. Der Verbrauch von Tinte, Druckerschwärze und Papier ist enorm, auch die Brillenträger nehmen beängstigend zu. Literarisch ist Deutschland also trotz Bismarck geblieben, ja es ist in dieser Hinsicht gewachsen wie nie zuvor. Auch auf dem speziellen poetischen Gebiet wird rastloser denn je produziert und publiziert. Allerdings behaupten viele, daß, was man an Breite gewonnen, an Tiefe verloren wurde. Das Genie fehle, es bleibe dem literarischen und speziell poetischen Gebiet fern, weil es von den praktischen Aufgaben, die Politik, Militarismus, Industrie und Handel stellen, ganz absorbiert würde. In poetischer Hinsicht ständen wir, wenn nicht in einer Periode gänzlichen Niederganges und völliger Verwilderung, die mit totalem Bankrott endigen müsse, so doch in einer Zeit kleiner und kleinster Talente. Andre dagegen meinen, wir lebten in einer Zeit bedeutungsvoller Gährung und vielverheißenden Überganges, in der die neue Form geschaffen würde, in die dereinst — und dieses „dereinst" stehe vor der Tür — das überlegene Genie den neuen Geist gießen werde. Nicht Senilismus sei die Signatur unsrer Zeit, sondern vorwärts stürmende, überschäumende Jugendkraft. So schwanken die Ansichten hin und her, und sie schwanken nicht nur hin und her, was die Erscheinungen im allgemeinen anlangt, sondern auch in der Einschätzung der einzelnen Persönlichkeit. Diametral entgegengesetzte Urteile gleich angesehener Literarhistoriker kommen zum Ausdruck.

Bei der Masse, die täglich auf den Markt kommt, und bei dem flüchtigen Wechsel der Erscheinungen ist es schwer, sich auch nur rein äußerlich zurecht zu finden, eine Übersicht zu gewinnen — eine endgültige Abschätzung nach Wert und Unwert bleibt einer späteren Zeit vorbehalten. Sie kann mit Sicherheit erst erfolgen, wenn die Beurteiler nicht innerhalb, sondern außerhalb des Kreises der Erscheinungen und ihrer Zeit stehen. Dennoch muß mit einer solchen Schätzung schon jetzt begonnen werden. Sie schärft in Zustimmung und Ablehnung den Blick der Mitlebenden und fördert die Arbeit Späterer.

Ein Werk dieser Art liegt uns eben vor. Es ist „Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts" von G. Wittkowski, bei

B. G. Teubner in Leipzig in der Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens, die den Namen „Aus Natur und Geisteswelt“ führt, erschienen.

Es sei gestattet, auf dieses Buch etwas näher referierend und hier und da auch abwägend einzugehen.

Der Verfasser charakterisiert zunächst mit wenigen Strichen das deutsche Drama am Ende des 18. Jahrhunderts. Das bürgerliche Schauspiel, das Lessing begründete, überwiegt durchaus in dieser Zeit. Es ist realistische Kunst. Auch die Dichter der „Sturm- und Drangperiode“ gehen keine wesentlich andern Wege, sie unterscheiden sich nur durch ihre Regellosigkeit und eine stark unklare Begeisterung für Shakespeare. Goethe schafft, indem er in der Stoffwahl über die Grenzen des bürgerlichen Dramas hinausgeht, aber im Stil dieselbe Richtung einhält, seinen „Götz von Berlichingen“, das erste national-historische Drama, leider in zu lockerer Form. Schiller erscheint in seinen Jugendwerken, von denen eines gleichfalls auf historischem, wenn auch nicht nationalem Boden spielt, als der erste große Meister des neuen realistischen Stils. Dann aber schwenken beide Großen, Schiller mit seinem „Don Karlos“, Goethe mit der „Iphigenie auf Tauris“ — beide Werke erscheinen in dem nämlichen Jahr 1787 — gänzlich ab und eignen sich den äußerlich durch den Vers gekennzeichneten idealisierenden Stil zu, den bereits Lessing in seinem letzten dramatischen Werk zur Anwendung gebracht hatte. Die Bühne aber bleibt in Iffland und Kotzebue dem realistischen Drama, das durch die Darstellung plattester Wirklichkeit, hausbackener Moral und weichlicher Sentimentalität, wozu sich bei Kotzebue noch eine starke Dosis Lüsternheit gesellt, immer mehr und mehr herabsinkt. Unterdessen verfolgen Goethe und Schiller abseits des großen Stromes, einsam und nur von wenigen verstanden, ihre Ziele. In schneller Folge dichtete Schiller seine großen Dramen vom „Wallenstein“ bis zum „Wilhelm Tell“, während Goethe sich bemühte, eine diesen Dramen entsprechende Schauspielkunst zu schaffen. Witkowski sagt, Schiller habe danach gestrebt, „mit dem antiken Fatalismus die Forderung sittlicher Freiheit zu vereinigen.“ Aber in keinem seiner Werke sei der Versuch, „diese entgegengesetzten Kunst- und Weltanschauungen zu verbinden“, völlig geglückt. Gegen diese Sätze W.'s lassen sich starke Einwendungen machen. Ist die griechische Kunst- und Weltanschauung, wie sie in den großen Tragödien eines Aeschylos und Sophokles zur Anschauung kommt, in der Tat der unsrigen entgegengesetzt? Ist es wirklich so, daß wir dort nur Fatalismus, hier die Forderung der sittlichen Freiheit haben? Mir hat sich bei wiederholter genauerer Prüfung der antike Fatalismus, soweit dabei Aeschylos und Sophokles in Betracht kommen, als unzutreffend, als nicht vorhanden erwiesen. Mir scheint, daß

Äschylos und Sophokles diesem Fatalismus, wie er sich wohl bei der ungebildeten Masse, nicht aber in der antiken Welt überhaupt geltend machte, zu Gunsten einer geläuterteren Anschauung in ihren Tragödien zu steuern suchten, indem sie im künstlerischen Bilde dartaten, daß im Geschick des Menschen in letzter Linie doch nicht das Fatum, sondern der Wille des Menschen das Ausschlaggebende ist. Ein Beispiel — die Antigone. Die Heldin geht nicht schuldlos in einem Konflikt der Pflichten zugrunde, nicht daran, daß sie dem höheren Sittengesetz vor dem Staatsgebot Folge leistet, sondern daran, daß sie, in ihrem jähen Sinn dem Schicksal vorgreifend, sich selbst das Leben nimmt, wo Versöhnung und Rettung bereits auf dem Wege sind. Ihr Wille tötet sie, nicht das Fatum. Und der vielberufene König Ödipus? Dieses Stück des Sophokles ist es ja gerade, das den modernen Leser an dem Glauben festhalten läßt, der Fatalismus sei die Lebensluft der griechischen Tragödie. Das Los des Ödipus war diesem durch Göttersspruch lange vor seiner Geburt vorausgesagt und so verfiel er gänzlich ohne Schuld und Fehl seinem unentrinnbaren Geschick. Und das hätte Sophokles in seiner größten Tragödie dargetan? Wahrlich, dann hätte einer der größten Dichter aller Zeiten den unkünstlerischesten Stoff in unkünstlerischester Weise behandelt. Ich glaube, die Aufgabe, die sich Sophokles stellte, war eine andre, in gewissem Sinne der entgegengesetzt, die ihm untergeschoben wird. Ich meine, er wollte dartun, und zwar so dartun, daß es dem Zuschauer in seinem Empfinden zur unumstößlichen Gewißheit wird, nicht, daß erbarmungslos und unabänderlich geschieht, was die Götter nach ihrer Willkür vorausbestimmen, sondern daß die Götter nur voraussehen und voraussagen, was dem Charakter des Menschen gemäß und aus seinem Wollen heraus geschehen wird. Ödipus verfällt unrettbar der Verkettung der Umstände, aber er verfällt ihr, weil er so war, wie er war. Seine Gemütsart mußte ihn ins Verderben stürzen. Die Kunst des Sophokles bestand darin, den Stoff so zu formen und zu modeln und die Handlung so zu führen, daß der Zuschauer trotz des vorausgehenden Götterspruchs diese Gewißheit gewann. Der Dichter wählte sich zu seiner Aufgabe den scheinbar ungeeignetsten Stoff, an dem ein Talent notwendig hätte scheitern müssen, das aber in den Händen des Genies zum geeignetsten wurde, weil es seine ganze Kunst an ihm beweisen konnte. Und Sophokles hat die Aufgabe gelöst, nicht nur für den Griechen, sondern auch — das abgezogen, was jeder, auch der größten Dichtung Zeitliches anhaftet — für den modernen Menschen, der normal denkt und empfindet, er hat die Aufgabe gelöst, soweit sie sich überhaupt lösen läßt. Denn im letzten Grunde bleibt für den Sinnenden hier wie in jeder echten Tragödie ein ungelöster Rest nach. Das liegt aber nicht an dem Vermögen des

Dichters oder dem Unterschied von antiker und moderner Weltanschauung, sondern daran, daß die Tragödie ihrem Wesen nach bis auf den Urgrund des Seins geht, daß sie die tiefsten Menschheitsprobleme behandelt, die ganz ohne Rest zu lösen dem Menschen nie gelingen kann. Es sind das die Fragen über die Vereinbarkeit von Notwendigkeit und Freiheit, von göttlicher Allmacht und Heiligkeit und der Existenz des Bösen, kurzum über den letzten Zusammenhang der Dinge. Diesen Zusammenhang denkend zu ergründen, bleibt dem Menschen versagt, will er dennoch die Kluft überbrücken — und es liegt in der menschlichen Natur, dies zu wollen — so kann er es allein aus dem seinem Gefühl innewohnenden Glauben. Die griechische Tragödie, auf religiösem Boden entstanden, hat auf ihrer Höhe dieses religiöse Element nicht verleugnet, sondern in Aeschylos und Sophokles den Götterglauben in die rechten, gesunden Bahnen zu lenken gesucht. Das gerade gab ihr ihre hohe Würde und ihren Wert für alle Zeiten, und auch die moderne Tragödie wird sich, sofern sie nicht nur Zeitdichtung sein, sondern Menschheits- und Ewigkeitsdichtung bleiben will, in ihrem letzten Grunde des religiösen Elements nie ganz entschlagen können. Das hatte Schiller erkannt, und deshalb wandelte er, so modern er dachte, doch auf den Spuren der Alten. Was bei Schiller anfechtbar erscheint, ist die oft unzureichende Verknüpfung von Ursache und Wirkung in seinen Dramen. Wir glauben nicht an die Notwendigkeit des Schicksalsverlaufs, weil uns die Hamartie als künstlich konstruiert, als eine fiktive erscheint. Schiller hat dies zuletzt selbst erkannt und schlug in seinem „Demetrius" eine andre Richtung ein, wie der Plan erweist. Hier hätte es eine streng folgerichtige, gradlinige Entwicklung gegeben, wie bei den Alten und Shakespeare. W. sagt, Schiller wäre, als ihn der Tod hinraffte, auf dem Wege zu einem realistischen Stil, welcher das Schicksal des Menschen ausschließlich aus seinem Wollen ableitet, gewesen, zählt aber den „Demetrius" noch zu den verfehlten Werken alten Stils. Da wäre es interessant, zu hören, woher W. die Kunde von dem Wandel in den Kunstanschauungen Schillers hat. Bisher schloß man meines Wissens auf sie gerade aus dem „Demetrius".

Schiller hatte, wie Goethe sagt, für das deutsche Theater „dichtend und bestimmend" gearbeitet, Goethe selbst „belehrend, übend und ausführend". Schiller starb, 45 Jahre alt, noch im Aufsteigen seines Schaffens, Goethe aber wandte der Bühne, für die er Jahrzehnte rastlos tätig gewesen war, verärgert und an allem verzweifelnd, für immer den Rücken.

Den ersten Zeitraum des 19. Jahrhunderts, die Jahre von 1800—1830, charakterisiert W. zusammenfassend in folgender Weise: „Die herrschende literarische Richtung der ersten drei Jahrzehnte, die Romantik, war dem dramatischen Schaffen nicht günstig.

Die Romantiker haben der Bühne kein einziges Werk zu dauerndem Besitz geschenkt. Die großen dramatischen Dichter dieses Zeitraums, Kleist und Grillparzer, gingen ihre eigenen Wege, der erste kaum beachtet, der zweite nach den großen Erfolgen seiner ersten Werke bald durch Unverstand und Verbitterung vom Theater fortgescheucht. Das Feld der Tragödie gehörte den Nachahmern Schillers, für Schauspiel und Lustspiel blieben Iffland und Kotzebue Herrscher und Vorbilder. Nur das Dialektstück und die romantische Oper entfalteten sich zu selbständiger neuer Blüte."

Es ist hier meines Erachtens als besonders charakteristisch hervorzuheben: An einer Fortentwicklung der großen dramatischen Dichtung fehlte es also nicht, im Gegenteil, kaum ist Schiller tot, so ersteht Heinrich von Kleist, ein Dichter, der an mächtigem Impuls und in der Kunst, scharf zu charakterisieren und das historische Kolorit zu treffen, Schiller überlegen ist. Und unmittelbar auf Kleist folgt Grillparzer, ein Nachfolger Schillers und Goethes, insofern er die „großen reinen Linien der Menschheit nie verschwinden ließ", aber zugleich in seiner Kunst, zu individualisieren und subtilste psychologische Konflikte darzustellen, ein Mehrer des klassischen Erbes und dem Streben der Gegenwart weit näher stehend, als er selbst vermutete. Aber nun das Schauspiel: Sie sind da, aber sind, weil groß, auf keine literarische Koterie, keine Klique eingeschworen, ja stehen zu diesen in einem ausgesprochenen Gegensatz und — kommen (deshalb?) nicht zur Geltung. Sie sind da und mit ihnen Fülle und Reichtum, Bühne und Publikum aber nähren sich von der rohen Speise, die ihnen die auf dem Boden der Romantik erblühte Schicksalstragödie bietet, und den Brosamen vom Tische eines Raupach, der vielleicht der platteste und seichteste unter allen denen war, die Schillers Dramatik veräußerlichten. Ein seltsames Schauspiel, und doch ein Schauspiel, das sich bereits wiederholt, denn zu Ende des 18. Jahrhunderts haben wir ungefähr dasselbe Bild. Und ein Schauspiel, das uns im nächsten Zeitraum von 1830—1835 aufs neue begegnen wird.

Von diesem Zeitraum sagt W. zusammenfassend: „Alles kräftige Vorwärtsstreben scheint erloschen zu sein; die alten ausgenutzten Stoffgebiete werden mit immer geringerem Ertrage angebaut, die erstarrte Form widerstrebt jedem Versuch zu Neuerungen. Ein äußerer Schönheitskultus ist das höchste Ziel; die Sittlichkeit wird zu gunsten einer konventionellen bürgerlichen Moral unterdrückt. Alles Zeitgemäße wird von den vornehmen Dichtern als gefährlich und kunstwidrig ängstlich vermieden, während einige oppositionelle Naturen ihrem Ingrimm gegen die bestehenden Verhältnisse mit roher und formloser Verachtung von Satzung und Sitte Luft machen.

Das bürgerliche Drama ernster und heiterer Art büßt den tüchtigen Gehalt, den ihm das Standesbewußtsein und die Behandlung der sozialen Gegensätze früher verliehen hatte, ein und will nur noch Unterhaltung bieten. Die Phantastik der Zauberposse, der gesunde Humor des Volksstückes geht zu Grunde in unflätiger Gemeinheit und fadem Wortwitz. Die Schauspieler verlieren das ernste Streben nach Wahrheit und die Unterordnung unter ihre Aufgaben. Virtuosen mißbrauchen die großen Werke der Klassiker zum Spielball ihrer verblüffenden Künste und zerstören das Zusammenwirken; die Sorgfalt der Einstudierung, der äußere Schmuck der Szene, der Gehorsam gegen die Anweisungen des Dichters und die Ehrfurcht vor dem Wortlaute des Werkes gehen allmählich ganz verloren."

Und zum Schlusse dieses Überblickes heißt es: „Als eine Reihe von gewaltigen Kriegstaten und das Genie Bismarcks das Denken und Streben aus dem luftigen Bereiche der Ideale auf den festen Boden der Wirklichkeit herabführte, da ging der Kunst, und besonders dem Drama, die letzte Stütze verloren, die sie vor völligem Versinken in äußerlichen Formenkultus und andere Genußsucht bewahrt hatte. Die Jahre von 1870—1880 sind die traurigsten in der Geschichte des neueren deutschen Dramas geworden."

Alles in allem genommen dasselbe Bild, meint W., wie in der Periode von 1800—1830.

Und dabei ist in dieser Zeit von 1830—1885 zu konstatieren, zunächst: regstes, reichstes Schaffen auf dem Gebiete der Lyrik, eine bisher nie dagewesene Fülle, und nicht nur Fülle, sondern auch Fortentwicklung nach Inhalt und Form, und in der Epik die Geburt des realistischen Romans und seine und der Novelle Ausgestaltung bis zur künstlerischen Höhe. Wir haben also eine Zeit großen und zum Teil größten poetischen Wollens und Könnens, die man nicht mit Unrecht das silberne Zeitalter genannt hat. Und einen Blick auf das Feld des Dramas geworfen: Noch lebt und schafft Grillparzer, wenn er auch in den letzten 30 Jahren nichts mehr veröffentlicht, und neben ihm erscheinen Hebbel, Ludwig und dann etwas später Anzengruber. W. nennt Hebbel den größten Dramatiker, den Deutschland nach der Zeit der Klassiker hervorgebracht hat. Er ist absoluter Realist und dabei der Dichter der verwickeltesten und — modernsten Probleme, der deutsche Ibsen lange vor Ibsen. Fast alle Lebens- und Gesellschaftsprobleme, auf die wir bei Ibsen stoßen, finden wir bereits bei Hebbel behandelt, mit derselben Schärfe und auf einer viel größeren, allgemeiner gültigen und daher poetischeren Basis. Von Hebbel haben wir das erste und größte ganz moderne soziale Drama, seine „Maria Magdalena". Bei der Prüfung dieser

bürgerlichen Tragödie Hebbels erkennt man deutlich, wie Ibsen auch in seiner Technik ganz auf den Schultern Hebbels steht. „Mit „Maria Magdalena" sagt W., beginnt das soziale Drama der Gegenwart, das nicht mehr den Gegensatz der Stände in leidenschaftlichen Zusammenstößen vorführt, sondern die Gesellschaft schildert und ihre Gebrechen aufdeckt. Deshalb wird hier an Stelle der Handlung die Zustandszeichnung das Wichtigere, und eine neue Technik ist die Folge. Nur die letzten Stadien eines Schicksalsverlaufs, der durch die allgemeinen Zustände ebenso sehr wie durch die Eigenheit der beteiligten Menschen bedingt ist, werden vorgeführt, und von hieraus wird analytisch die Notwendigkeit alles Vorausgehenden abgeleitet. Die hauptsächlichste Schwierigkeit dieser Technik beruht darin, alle notwendigen Voraussetzungen im Laufe der Handlung lückenlos und zugleich ungezwungen dem Dialog sich einfügend, so mitzuteilen, daß die Spannung der Zuschauer bis zum Schlusse erhalten bleibt und die Handlung anhaltend fortschreitet." Und das führt Hebbel mit eben solcher Meisterschaft durch wie Ibsen.

Der zweite große Dramatiker dieser Periode ist Otto Ludwig. Leider beeinträchtigten seine unablässigen theoretischen Untersuchungen die in ihm von Natur wohl vorhandene naive poetische Schaffenskraft. Von ihm haben wir das zweite große bürgerliche Trauerspiel dieser Epoche, den „Erbförster". Wieder wird hier von der größeren dichterischen Befähigung mit einem Griff vorweggenommen, was spätere kleinere Talente langsam tastend nachschaffen und so allmählich zu dichterischem Allgemeingut machen: Der „Erbförster" ist das erste und zugleich bedeutendste Milieudrama. Im Stil der größeren Tragödie verfaßt sind die „Makkabäer". „Wir haben hier einen jener Ansätze zur dramatischen Massenpsychologie, wie in Kleists „Robert Guiskard", in Hebbels „Judith". Beiden ist Ludwig in der Zerlegung und Zusamenfassung der Gesamtinstinkte und -Stimmungen durch einzelne Sprecher mindestens ebenbürtig." Das Zeit- und Rassenkolorit ist in hervorragender Weise getroffen. Leider leidet das große Stück an einer gewissen Unruhe in der Komposition. Das Interesse springt von einer Hauptperson auf die andere über. „Gradlinig, einfachst und gedrängt, geschlossen, ja kein Verästeln", so bestimmt Ludwig zutreffend die Richtung der Tragödie; zu seinem Schaden folgt er dieser Maxime nicht immer.

Der dritte Dramatiker dieser Periode, Anzengruber, hebt das Volks- und Bauernstück hoch hinaus und drückt ihm durch sein Schaffen den Stempel der Klassizität auf. Er erkennt richtig, daß die lehrhafte Tendenz zum Wesen des Volksstückes gehört und bleibt deshalb dieser Tendenz immer treu. „Die Guten werden belohnt, die Schlechten gebessert; aber nicht der äußere Verlauf

der Handlung ist die Ursache des Wandels, sondern das innere Schicksal, das die Menschen läutert und zur Selbsterkenntniß leitet." Weil Anzengruber an die Menschheit glaubt, wird er in einer Zeit des Pessimismus der Dramatiker des Optimismus, und weil er in seinen Bauernstücken kraftvoll, anschaulich und bühnengerecht die großen Fragen und Anliegen der Menschheit zu behandeln weiß, wird das Bauernstück durch ihn klassisch.

Aber Anzengruber hat dasselbe Schicksal wie Hebbel und Ludwig; jenem wie diesen steht das Publikum fremd und verständnislos gegenüber, und die Bühne erschließt sich allen dreien nur widerwillig und vorübergehend. Man wandelt in den alten, ausgetretenen Alltagsschuhen weiter. Wieder dasselbe Bild!

Im Grunde genommen stellt sich alle drei Male, 1800, 1830 und 1885, das Resultat so: Die Schulen, die literärischen Richtungen verkünden mit lauter Stimme, daß sie den Geist der Zeit haben und machen den literärischen Markt, und Publikum und Bühne gehen auf diesen Markt und kaufen. Außerhalb der Schulen und außerhalb des Marktes und scheinbar auch außerhalb des Geistes der Zeit stehen die großen Dramatiker. In Wahrheit aber sind sie es, die, wenn auch anders, als die Schulen es meinen, im Geiste der Zeit und zugleich über diese Zeit hinaus im Geiste aller Zeiten und der Menschheit ihre Werke schaffen.

Wie gestaltet sich nun die Entwicklung weiter, in der letzten Periode von 1885—1900?

Als neue literarische Richtung tritt zunächst der Naturalismus auf. W. charakterisiert ihn zutreffend folgendermaßen: „Der Naturalismus wählt seine Stoffe ausschließlich aus dem Leben der Gegenwart und zwar vorzugsweise aus den Gebieten des Niedrigen, Häßlichen, moralisch Anstößigen, die bisher der künstlerischen Behandlung verschlossen waren; er bietet statt Handlungen genau beobachtete Bilder und einzelne Vorgänge, die als typisch für den Zustand der Gesellschaft gelten sollen. Außerdem werden den vorgeführten Gestalten annormale, krankhafte Eigenschaften beigelegt, die aber ebenfalls, als Ergebnisse der widernatürlichen Bedingungen des modernen Lebens, typische Bedeutung beanspruchen. Alles wird aus physiologischen und pathologischen Ursachen abgeleitet. Das Kausalitätsgesetz herrscht unbedingt, vertreten durch naturwissenschaftliche Hypothesen, wie die Vererbung und die Beeinflussung des Willens durch die Suggestion, und durch die Theorie des Sozialismus. Statt starker Aeußerungen der Leidenschaft dient nur das Gespräch als Mittel der Charakteristik und des Fortschreitens der Ereignisse. Unwillkürliche Andeutungen statt absichtlicher Mitteilungen, scheinbare Gleichstellung des Wesentlichen und Unwesentlichen, Vermeidung des Monologs und alles dessen, was nur zur Aufklärung des Zuschauers dient, und die genauesten Vorschriften für alles Äußer-

liche sollen die vollständige Illusion ohne jede Mitwirkung der Phantasie des Zuschauers herbeiführen. Die einzige Tendenz ist angeblich der Kampf gegen die Lüge, die Heuchelei, das Veraltete in Kunst und Leben. Dabei wird aber meist das Urteil vom Standpunkt jugendlicher Unreife und extremer politischer und sozialer Bestrebungen gefällt, die mit einem Schlage eine neue Gesellschaftsordnung und eine neue Kunst an Stelle der alten setzen möchten und denen deshalb alles willkommen ist, was den herrschenden Anschauungen ins Gesicht schlägt."

Diese mit lautem Lärm und wildem Fanatismus in die Welt posaunte neue Kunstrichtung, die übrigens gar nicht in Deutschland entstand, sondern aus Frankreich herübergenommen wurde, schuf sich, gleichfalls nach französischem Muster, eine eigene Bühne, um dem Publikum ihre großen Dramen zu veranschaulichen. Und diese „Freie Bühne", wie sie hieß, hielt sich in Berlin, dem Sitz der neuen Richtung, ganze drei Jahre. Dann war es aus, aus, weil es an brauchbaren Werken der naturalistischen Richtung fehlte. Im ersten Jahre waren 10, im zweiten 5 Stücke, im dritten gar nur eins gegeben worden, und davon war ein gutes Drittel nicht deutschen Ursprunges, und mehr als die Hälfte entsprach keineswegs den von dem Naturalismus aufgestellten Kunstgesetzen. Von den Fremden, denen die naturalistische Schule Opfer darbrachte, sind weder Ibsen noch Tolstoi Naturalisten. Ibsen bedient sich nur derselben technischen Mittel wie die Naturalisten, aber er ist Problemdichter, er will Werturteile geben und steht deshalb inhaltlich ganz auf dem Boden der alten Kunst. „Nicht der einfache Zusammenhang von Ursache und Wirkung, wie der Naturalismus verlangt, sondern das Walten eines nur etwas moderner eingekleideten Schicksals bestimmt den Ausgang, der in erster Linie durch höchst komplizierte Persönlichkeiten bedingt ist und dadurch den vom Naturalismus geforderten typischen Charakter einbüßt." Tolstoi aber zeichnet in seiner „Macht der Finsterniß" zwar streng nach der Natur und steigt zu den Tiefen des Lasters hinab, verfolgt jedoch eine christlich moralische Tendenz. Diese Tendenz gerade ist — allem Naturalismus zuwider — der Hauptzweck seiner Dichtung.

Die Grundsätze, die der Naturalismus für das Drama aufstellt, laufen eigentlich alle dem Wesen des Dramas, namentlich des großen, zuwider, und sie streng einhalten, heißt ein Drama schreiben, das nicht dramatisch ist. Daher mißglückte der Versuch, in Deutschland eine neue Bühnenkunst zu begründen, vollständig.

Der Naturalismus als Kunstrichtung ist aus dem philosophischen Pessimismus und Materialismus heraus geboren, und diese beiden philosophischen Grundrichtungen wurden wieder durch das

starke Ueberwiegen der Naturwissenschaften und ihren Einfluß auf das Denken gezeitigt. Da kam Nietzsche und beschenkte die Welt mit seiner aristokratischen Herrenlehre, und die Dichter richteten sich sofort nach ihr ein. Der „Höhenmensch" lebt sich entweder schonungslos aus, oder „er nährt nur in seinem Innern die großen Gefühle, die sich aber nicht in Taten umsetzen, und die großen Anschauungen, die aber nicht zu Erkenntnissen werden, sondern in geheimnisvollen dunkeln Symbolen, unklar, wie sie in ihm aufdämmern, durch sein künstlerisches Schaffen zutage treten." So tritt der Symbolismus als neue dramatische Kunstrichtung auf den Plan. Das Tasten im Nachtbereich der Seele, die passive Hingabe an eine Traumwelt bedeutet hier künstlerisches Schaffen. Die Kunst beginnt beim Symbolismus im Grunde genommen erst da, wo sie sonst aufhört. Aus dem Symbolismus entwickelt sich schließlich die Neuromantik, deren liebstes Stoffgebiet wieder das Märchen wird. „Hier zerfließt alles in luftige, schwebende Gebilde, und nur ein überfeines Gefühl vermag die Seelenregungen des Dichters in ihren hauchartigen Äußerungen nachzufühlen."

Damit scheint die letzte Etappe auf dem Wege der Versuche, das neue Drama zu schaffen, erreicht. Die Resignation macht sich geltend, und man besinnt sich wieder auf Shakespeare, Goethe, Schiller, Kleist und Grillparzer. Das historische Drama und das Problemstück feiern heute ihre Auferstehung.

Und nun die Dichter dieser letzten Periode. W. unterscheidet zwischen Bühnenschriftstellern und dramatischen Dichtern. Die ersteren streben nach dem Wege der sicheren Tantiemen. Zugkräftige Stücke zu schaffen, ist ihr einziges Ziel. Sie stehen allen Kunstgesetzen teils harmlos, teils skrupellos gegenüber. Ich hebe einige von den Genannten heraus: Fulda, ein liebenswürdiges Talent, das der leichten Unterhaltung dient, einer von den mehr Harmlosen; Felix Philippi — „er kennt genau alle die Mittel und Mittel und Mittelchen, mit denen man den Schein einer Handlung vortäuschen, das Empfinden des großen Haufens aufstacheln kann, und er nützt das rohe Interesse am neuesten Tagesinteresse, die Neugier, hinter die Kulissen der Zeitgeschichte zu blicken, ohne jeden künstlerischen Skrupel aus"; Otto Ernst Schmidt, bei dem eine aufdringliche Tendenz mit wahrheitswidrigen Übertreibungen das in jeder Beziehung unzureichende dramatische Talent zu ersetzen sucht; Wilhelm Meyer-Förster, der Verfasser des Zugstückes „Alt-Heidelberg", in dem er „Sentimentalität und das von Poesie umflossene Heidelberger Studentendasein zu dem schmackhaftesten theatralischen Gemenge zusammenrührte."

Das Niveau sinkt immer mehr. Situationskomik und lerer Wortwitz beherrschen schließlich einzig die Situation, jede Rücksicht

auf Zusammenhang und Charakterzeichnung schwindet. Hier finden wir den Namen Oskar Blumenthal. Er betreibt das Schreiben nach den Grundsätzen des skrupellosen Kaufmanns. „Diese Gattung nimmt auf unserer Bühne nach der Zahl der Aufführungen die erste Stelle ein.“ Blumenthal leitet zu den Doppelfirmen hinüber, als da u. a. sind: Blumenthal-Kadelburg, Kadelburg-Schönthan, Schönthan-Moser, Schönthan-Koppel-Ellfeld, Laufs-Jacobi, Walter-Stein.

Den Tiefstand der Bühnenproduktion bedeutet die „ganz heruntergekommene“ Berliner Posse und Wiener Operette, „wo sich zu dem Blödsinn die Ausstellung entblößter Frauenleiber widerlich gesellt.“

Als den hervorragendsten unter den Bühnenschriftstellern der Gegenwart nennt W. — Hermann Sudermann, ein bedeutendes Talent von scharfer Beoabchtungsgabe und treffsicherem Darstellungsvermögen. Zweimal versucht er es, nachdem er durch seine „Ehre“ den ersten großen Erfolg errungen hat, ohne Rücksicht auf das Parkett selbständige Wege zu gehen, ein dramatischer Dichter zu werden, beide Male wird er abgelehnt, und reuig beugt er sich und wird ein treuer Diener seines Fünfmarkpublikums. Immer mehr und mehr sinken seine Dramen zu Effektstücken herab. Sudermann macht die Hauptmoden mit, aber er nimmt vom Neuen vorsichtig immer nur so viel, als sein vornehmes Geldpublikum vertragen kann. Er behandelt Tagesprobleme, aber seine Brotgeber werden in seiner Darstellung rücksichtsvoll eliminiert oder schöngefärbt. So wurde er der Erfolgreichste von allen und — der Reichste.

Wir kommen zu den dramatischen Dichtern der Gegenwart. Sie unterscheiden sich von den Bühnenschriftstellern dadurch, daß das Kunstbestreben über den Erfolg gestellt wird. Im allgemeinen hält W. sie „sämtlich“ für Vorläufer, wie die Stürmer und Dränger des 18. Jahrh. es waren Damals rangen sich Goethe und Schiller durch, die Genossen aber scheiterten. „Auch auf den literarischen Schlachtfeldern der Gegenwart haben schon so manche hoffnungsvolle Talente ihre Kräfte nutzlos verströmt, aber von den Überlebenden hat noch keiner den Siegespreis eingeheimst.“ Den einzelnen weiß W. viel Gutes nachzurühmen, mehr als ich zugeben möchte. Ich hebe die Hauptnamen wieder hervor: Georg Hirschfeld, Max Halbe, beide als naturalistische Dichter zu Seiten Hauptmanns schreitend; Otto Erich Hartleben, von keckem Humor und treffend in der Zeichnung — seine Komödie „die sittliche Forderung“ ist eine hübsche Parodie auf Sudermanns „Heimat“, im „Rosenmontag“ aber wird er sichtlich Sudermanns Schüler, er arbeitet hier nach dem bewährten Rezept, „äußerlich getreue Wirklichkeitszeichnungen eines bestimmten Kreises — hier der Offiziersweit —

mit der Nachgiebigkeit gegen die Ansprüche des Publikums zu vereinigen"; Hermann Bahr, eine schwankende, ewig sich wandelnde Erscheinung, as Chamäleon in der Gesellschaft; Arthur Schnitzler — er weiß die Energie des echten Dramatikers mit der Stimmung, die auch ihm die Hauptsache ist, zu verbinden, und ebenso die weiche Behaglichkeit des alten Wiens mit der Frivolität der modernen Großstadt; Franz Wedekind, „eine durchaus lasterhafte, dabei aber durch und durch künstlerische Natur, die von der Begierde zum Genuß getrieben wird, im Genusse vor Begierde verschmachtet und sich selbst ebenso verhöhnt, wie die, welche an irgend einen höheren Zweck in seinem Schaffen glauben"; Hugo von Hofmannsthal, ganz Stimmungsdramatiker, der in schönen Formen und Farben schwelgt, dem aber jedes stärkere Empfinden, jede Leidenschaft abgeht.

Für den hervorragendsten Dramatiker der Gegenwart hält W. Gerhard Hauptmann. Über keinen schwankt das Urteil so, wie über ihn. Die einen stellen ihn neben die Größten, die anderen reißen ihn in den Staub. W. nimmt in seinem Urteil die Mittellinie. Dennoch aber, und so viel Rühmendes er an den einzelnen Werken hervorhebt, meint er, von den dreizehn Dramen Hauptmanns werde sich kaum eins dauernd behaupten; „aber sie alle, die besten wie die mißlungenen, werden in der Geschichte als Denkmäler dieser wirren, unsicher umhertastenden Zeit fortleben." Er hält also auch Hauptmann für eine zeit- und literarhistorische Größe. „Gegen Hauptmanns Größe spricht, ganz abgesehen von allem Uebrigen, die Tatsache, daß er sich schwankend in allen Richtungen versucht und bis zur Stunde noch nicht zu einem selbständigen Stil und eigener Weltanschauung durchgearbeit hat. Der große Dichter steht trotz aller Entwicklung im Flusse seiner Zeit über den Richtungen und findet seinen Halt in sich selbst. Ich möchte denjenigen beistimmen, die von Hauptmann sagen, daß er seiner Anlage nach durchaus nicht Dramatiker, sondern der Dichter der kleinen intimen Novelle ist.

Noch einen möchten wir zum Schluß nennen, den W., wie uns scheint mit Unrecht, der Periode von 1885 beizählt, das ist Ernst von Wildenbruch. W. meint, bei den edelsten Absichten, ausgestattet mit den wertvollen Eigenschaften eines starken Temperaments und eines sicheren Blickes für das Bühnenmäßige, habe Wildenbruchs Talent dennoch dem deutschen Drama wenig Heil gebracht. Mir scheint dieses Urteil zu hart. Schon der Umstand, daß Wildenbruch in diesen Zeiten und bei diesen Kunstrichtungen das Drama großen Stils gepflegt hat, bleibt ein dauerndes Verdienst. Dabei hat er, was an dem Neuen wirklich Fortschritt war, durchaus erkannt und nach seinen Kräften zu verwerten gesucht, so daß seine Dramen merklich in vielem die Züge einer

neuen Zeit und Kunstrichtung tragen. Allerdings zeigt er mehr Temperament als wirkliche Leidenschaft, und seine Kompositionen erscheinen nicht wie mit Notwendigkeit aus sich selbst erwachsen, sondern klug bühnengerecht gemacht, und so ist er in seinem letzten Wesen mehr Theatraliker als Dramatiker, ein Edler zwar, aber kein Großer.

In Summa stellt sich uns das Resultat für den letzten Zeitraum so: Viel Kunstrichtungen, die sich schnell überleben, viel Reden und Theoretisieren über die ganz und absolut neue Kunst, die kommen soll, aber kein Dichter, kein Großer, der die Zeit überdauern wird. Die Tische waren gedeckt und der Gäste kamen viele, aber bisher keine im festlichen Gewande.

Für das gesamte Jahrhundert ergibt sich nach W. folgendes: Die große Tragödie blieb im wesentlichen unverändert. „Für die wichtigstigste Funktion, die dem Drama im Gesamtkreis der Künste zerfällt: durch sichtbare Vorführung innerer und äußerer Vorgänge auf die breitesten Schichten des Volkes eine unmittelbare tiefe ästhetische Wirkung auszuüben, kommen heute noch neben den großen Werken der klassischen Zeit nur Kleist und Grillparzer in Betracht, während sich für Hebbel und Ludwig erst ein größerer Kreis von verständnisvollen Anhängern bildet.“ Das höhere Drama hat weder gesicherte formale Fortschritte, noch eine der Zahl nach bedeutende Vermehrung an Besitzstücken zu verzeichnen.

Die mittleren Gattungen, Schauspiel und Lustspiel, sind dagegen nach Form und Inhalt nicht unwesentlich gewachsen, und zwar in zwei Absätzen, zuerst durch Einfluß des französischen Intriguenstückes, aus dem eine gewandtere Führung der Handlung und des Dialogs gewonnen wurde, dann durch Ibsen und den Naturalismus, indem der Stoffkreis erweitert, die Charakterzeichnung vertieft und eine erhöhte Illusion durch eine analytische Technik bewirkt wurde.

Schwank, Posse und Volksstück dagegen bieten das Bild stetigen Verfalls, der durch einzelne bessergesinnte und höher begabte Dichter nicht aufgehalten wurde.

Der Gewinn ist also ein im ganzen bescheidener, er beschränkt sich auf das mittlere Gebiet. Zu betonen aber ist, daß die neue Technik, wie sie namentlich durch Ibsen hier geläufig geworden ist, sich für das große Drama bisher nicht als brauchbar erwiesen hat.

K. Stavenhagen.

Geschichte der deutschen Landwirtschaft.

Seit dem Erscheinen der Geschichte der deutschen Landwirtschaft von Ed. Langethal 1847—56 besaßen wir keine zusammenfassende historische Darstellung der deutschen Landwirtschaft. Dieser Mangel mußte umsomehr empfunden werden, als das Langethalsche Buch, so tüchtig es an und für sich ist, weder was Forschungsmethode noch was Beherrschung der rechtshistorischen und sozialpolitischen Verhältnisse betrifft, auf der Höhe der derzeitigen Wissenschaft steht, auch das letzte für die die technische Entwicklung der Landwirtschaft so bedeutungsvolle Jahrhundert nicht behandelt und als ferner die wirtschaftlichen Probleme immer mehr in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt sind.

Daß diesem Mangel nicht früher abgeholfen worden ist, läßt sich wohl aus dem Umstande erklären, daß die Rechts- und Wirtschaftshistoriker sich scheuten einen Stoff zu behandeln, der die gründliche Kenntnis der technischen Seite der Landwirtschaft erforderte, eine Kenntnis, die ihnen der Natur der Sache nach in den weitaus meisten Fällen abgehen mußte. Dieser Umstand läßt es auch erklärlich erscheinen, daß die ältere empirische Landwirtschaft wiederholt, sowohl zusammengefaßt als auch in monographischer Darstellung, behandelt worden ist; ich erinnere nur an Georg Hanssens klassische „Agrarhistor. Abhandlungen", an A. Meitzen's „Boden des preuß. Staates" und „Siedelungen und Agrarwesen der Germanen", an v. Inama-Sterneggs „Deutsche Wirtschaftsgesch.", K. Lamprechts „Deutsche Wirtschaftsgeschichte im Mittelalter", an R. Hildebrands „Recht und Sitte", W. Roschers und E. Gotheins Schriften und endlich an die Schriften G. Fr. Knapps und der Straßburger Schule. — Das Hauptgewicht aller dieser Schriften liegt aber nicht in der Darstellung der Landwirtschaft als Wirtschaftsbetriebes, sondern in der Untersuchung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung.

So ist es denn mit Freude zu begrüßen, daß ein als hervorragender Kenner des Landwirtschaftsbetriebes und als Sozialökonom bekannter Universitätslehrer, wie Prof. v. d. Goltz, es unternommen hat, uns eine zusammenfassende „Geschichte der deutschen Landwirtschaft"[1] zu bieten, ein Gelehrter,

[1]) 2 Bde. Stuttg. u. Brln. J. G. Cotta. 1902. 1903.

der als theoretischer und praktischer Landwirt wie kein andrer geeignet war, die Lücke in der deutschen Wirtschaftsgeschichte auszufüllen. — Unser Urteil über das Buch können wir dahin zusammenfassen, daß seine Stärke in der genetischen Darstellung des Landwirtschaftsbetriebes der beiden letzten Jahrhunderte, sowie der modernen Arbeiterfrage liegt. Was die ältere Landwirtschaft und insbesondere was die Sozialgeschichte der agrarischen Bevölkerung betrifft, so bietet v. d. Goltz nichts wesentlich neues, sondern beschränkt sich auf die Wiedergabe eines Teils der eingangs erwähnten wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen. Hierbei zeigt er einerseits eine Neigung zum Generalisieren, die nicht allein aus dem Bestreben einer alle deutschen Verhältnisse kurz zusammenfassenden Darstellung erklärt werden kann; anderseits geht er der Auseinandersetzung mit neuen sozialen Theorien aus dem Wege; so findet sich z. B. kein Wort über die jedenfalls beachtenswerten Ansichten R. Hildebrands und W. Wittichs von den sozialen Zuständen der germanischen Vorzeit, obgleich diese Periode eingehend behandelt wird. Was mir jedoch der schwerste Fehler zu sein scheint, ist, daß v. d. Goltz die sozialwirtschaftlichen Verhältnisse des ganzen deutschen Reiches unter einen Hut zu bringen sucht. Das ist m. E. ganz unmöglich. Die agrarischen Zustände des keltisch-germanischen Deutschland und des slavischen Deutschland sind in ihrer Entstehung und Entwicklung so verschieden, daß ein gelegentlicher Hinweis auf Abweichungen und andersartige Zustände im westelbischen und ostelbischen Deutschland nicht genügt, um uns klar zu machen, wie heterogen die Verhältnisse hüben und drüben sind. Um nur ein Moment hervorzuheben: die Leibeigenschaft des Westens war sowohl begrifflich als auch besonders in ihrer praktischen Wirkung ein ganz andres Gebilde, wie die ostelbische Leibeigenschaft. Mit welcher plastischen Schärfe hat uns das Knapp in seinem Buche „Die Landarbeiter in Knechtschaft und Freiheit“ vor Augen geführt! Bei Goltz wird dieser Gegensatz nicht berührt, ja bei der Darstellung der Bauernemanzipation heißt es (I, S. 433): „Im westelbischen Teil des deutschen Reiches war die Lage der bäuerlichen Bevölkerung durchschnittlich eine günstigere, als im ostelbischen. — Aber auch im westelbischen Deutschland befand die weitaus überwiegende Mehrzahl der Bauern sich im Zustande der Leibeigenschaft oder der Gutsuntertänigkeit.“

Da im Vorhergehenden von der Leibeigenschaft in den Ostseeländern Deutschlands, also in ihren schlimmsten Auswüchsen die Rede war, so wird beim Leser die Vorstellung hervorgerufen, daß im Westen derselbe Umstand, wenn auch nicht praktisch, so doch rechtlich geherrscht habe. — Die Folge dieser generalisierenden Darstellungsweise ist die, daß wir zuerst — für die Periode bis zu den großen Bauerkriegen — die Geschichte des deutschen Westens

und für die spätere Zeit die Geschichte des deutschen Ostens als „Geschichte der deutschen Landwirtschaft“ erhalten.

Die vom Verfasser gelegentlich gegebenen Hinweise auf die territorialen Verschiedenheiten der Entwicklung genügen, wie bereits erwähnt, nicht, um den mit den Verhältnissen nicht genau vertrauten Leser auf diese Tatsache aufmerksam zu machen. Aber auch bei sorgfältigster Auseinanderhaltung der territorialen und zeitlichen Verschiedenheiten ließe sich m. E. keine Geschichte der gesamt-deutschen Landwirtschaft nach der von v. d. Goltz gewählten Disposition schreiben, ohne daß die Übersichtlichkeit des Stoffes empfindlich leiden würde. Denn tatsächlich ist das einzige Moment, das für die konforme Behandlung der beiden geographischen Hälften des deutschen Reiches spricht, deren staatsrechtliche Zusammengehörigkeit seit 1870!

Die nationale Zusammengehörigkeit ist bei v. d. Goltz nicht maßgebend gewesen, denn einerseits wären dann Deutsch-Österreich, die Schweiz und die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands mit in den Kreis der Untersuchung gezogen, anderseits die polnischen, dänischen und französischen Gebiete Deutschlands ausgeschlossen worden. Gegen den nationalen Gesichtspunkt ließe sich an und für sich nichts einwenden, im Gegenteil, es würde vieles dafür sprechen; doch müßte in jedem Falle der historische Standpunkt festgehalten werden, daß Gebiete mit heterogener Entwicklung nicht in einen Topf geworfen werden dürfen.

Es muß ohne weiteres zugegeben werden, daß eine solche Darstellungsweise eine gewisse Buntscheckigkeit zeigen würde, doch bedeutet dieser Nachteil wenig gegenüber der Unübersichtlichkeit, die die Darstellung nach bloß chronologischen Gesichtspunkten haben würde, und nichts gegenüber einer generalisierenden Darstellung, die die örtlichen Verschiedenheiten überhaupt nicht hervortreten läßt. — Überdies wäre die Buntscheckigkeit nicht so groß, wenn man im Auge behält, daß die Entwicklung der Agrarverhältnisse bis zum 18. Jahrhundert im germanisch-keltischen Deutschland inkl. die deutsche Schweiz und Deutsch-Österreich einerseits und die im slavischen Kolonialgebiet inkl. die Ostseeprovinzen anderseits doch im Großen und Ganzen homogen verlaufen ist. Die Betonung der territorialen Verschiedenheiten innerhalb dieser zwei großen Gebiete würde keinen Mißklang geben und die Übersichtlichkeit der Darstellung wenig stören.

Fassen wir unsre Erwägungen kurz zusammen, so ergibt sich Folgendes. Die Disposition des v. d. Goltzschen Werkes scheint verfehlt, insofern als der Verfasser sein Untersuchungsobjekt nicht vom Gesichtspunkt der nationalen und historischen, sondern der staatsrechtlichen Zusammengehörigkeit betrachtet und zu gunsten einer

konformen Darstellung die zwei durch Siedlung und Geschichte verschiedenen Hälften Deutschlands nicht auseinanderhält.

*

v. d. Goltz definiert die Landwirschaft als „dasjenige Gewerbe, welches die Erzeugung pflanzlicher und tierischer Rohstoffe zum Zweck hat, welches daher mit der Bebauung des Bodens sowie mit der Zucht und Pflege der Haustiere sich beschäftigt.“ Die Landwirtschaft ist die älteste Form gewerblicher Tätigkeit; überall dort, wo die Bevölkerung sich so stark vermehrt, daß zu ihrer Ernährung die bloße Okkupation der Naturprodukte nicht ausreicht, muß zur Landwirtschaft gegriffen werden. Zunächst zähmt und züchtet man solche Tiere, die zur regelmäßigen Nahrung dienen können; um größere Massen von Haustieren dauernd zu ernähren, ist man genötigt neue Weideplätze aufzusuchen. So entsteht die erste Phase der Landwirtschaft: das Nomadentum. Doch bald genügt diese Wirtschaftsform allein der anwachsenden Bevolkerung nicht mehr. Man beginnt solche Gewächse anzupflanzen, die neben den Produkten der Viehzucht zur regelmäßigen Nahrung dienen können. Die Viehzucht tritt im Laufe der Zeit immer mehr in den Hintergrund gegenüber dem Anbau von Nutzpflanzen; das Halbnomadentum geht über in den Ackerbaubetrieb, die eigentliche Landwirtschaft. Dieser Betrieb bedingt feste Wohnsitze, an ihn knüpft sich die Bildung geordneter Gemeinwesen, aus denen allmählich Staaten entstehen. So ist die Landwirtschaft Wurzel und Grundlage des Staates.

Von der Landwirtschaft waren in den älteren Kulturperioden alle andern Gewerbe abhängig, deren Loslösung sich später langsam vollzog. Doch stehen viele Gewerbe bis auf den heutigen Tag in direkter Abhängigkeit von der Landwirtschaft. Ihre wichtigste Aufgabe, der auch die Viehhaltung dient, war und ist aber die Ausnutzung der produktiven Kräfte des Bodens, durch dessen Eigenschaften der Charakter der Landwirtschaft bestimmt wird. — Der Boden hat drei Eigenschaften, durch die er sich von den übrigen Produktionsmitteln unterscheidet; er ist unvermehrbar und unbeweglich, d. h. seine Ausdehnung und Produktivität haben von der Natur gesetzte Grenzen, während die Vermehrung der auf die Erzeugnisse des Bodens angewiesenen Menschheit unbegrenzt ist. Infolgedessen kann der Boden nicht immer den an ihn gestellten Ansprüchen genügen, wie dieses in Deutschland und in andern europäischen Kulturstaaten mit dichter Bevölkerung der Fall ist. Der Boden ist ferner aber unverzehrbar, d. h. in seiner produktiven Kraft unerschöpflich; auch der ausgesogenste Boden erholt sich ohne menschliches Dazutun soweit, daß seine Kultur Arbeit und Kapital wieder reichlich vergilt. — Aus diesen drei

Eigenschaften negativer Natur resultiert, daß der Boden dem Einfluß des Menschen nur in bedingtem Grade zugänglich ist.

Diese relative Unzugänglichkeit des Bodens bedingt den konservativen Charakter der Landwirtschaft. Noch heute wie vor tausenden von Jahren wird der Boden mit Hacke, Spaten und Pflug aufgewühlt und bearbeitet und mit Getreide besät, wird allerlei Getier gehalten, das dem Landmann zur Arbeit und Nahrung dient; noch heute wie vor tausend Jahren wird der von den Tieren produzierte Dünger auf den Acker gefahren und bildet das unentbehrliche Mittel, um dem Boden Lockerheit, Feuchtigkeit und Wärme, den Pflanzen die erforderliche Nahrung zu verleihen. Bei aller Vertiefung der Erkenntnis, bei aller Ausbildung der Technik ist der Grundcharakter der Landwirtschaft derselbe geblieben. Hierin wird sich auch in Zukunft nichts ändern.

Ein zweites Moment, das den konservativen Charakter der Landwirtschaft bedingt, ist, daß ihre Unentbehrlichkeit, ihre Notwendigkeit für die Ernährung der Menschheit ewig bestehen bleiben wird.

Ein drittes Moment endlich für die konservative Richtung der Landwirtschaft ist der Umstand, daß sie in der Art ihrer Handhabung und in der Größe ihres Erfolges zunächst von den unabänderlichen Gesetzen der Natur abhängig ist. Die größere oder geringere Erkenntnis dieser Gesetze befähigt allerdings den Landwirt, sich ihnen besser anzupassen, verändert aber an ihnen selbst nichts.

Die Beobachtung und empirische Erkenntnis der Naturgesetze ist ebenso alt wie die Landwirtschaft selbst; an dem Niederschlag solcher subjektiven Erkenntnis, den sog. Bauerregeln, haben die Landwirte bis in die neuere Zeit zäh festgehalten. Erst im 19. Jahrhundert hat die Naturwissenschaft hierin eine Umwälzung zustande gebracht, indem sie vielfach die empirische subjektive Erkenntnis in eine objektive wandelte. Der Charakter des Berufes oder Gewerbes bestimmt auch mehr oder weniger den Charakter der damit beschäftigten Menschen. So ist auch der Landwirt seinem Denken und Fühlen, seinem ganzen Wesen nach konservativ, nicht selten konservativer als sein Gewerbe. Das gilt ganz besonders vom Bauer, dessen geistige Eigenart nicht nur von seinem Gewerbe allein, sondern auch durch die mangelhafte Schulbildung, Abgeschiedenheit des ständigen Wohnsitzes, Abhängigkeit von dem Wirtschaftssystem der Gemeinde und vor allem seine meist gedrückte rechtliche Stellung beeinflußt werden mußte. Der deutsche Bauer hielt zäh an den von den Vätern überkommenen Gewohnheiten und stand allen Neuerungen mißtrauisch, ja feindlich gegenüber.

Da bis in das 19. Jahrhundert hinein der Landwirtschaftsbetrieb vorwiegend in den Händen von Bauern oder aus ihnen

hervorgegangenen Personen lag, denn der Großgrundbesitzer pflegte nur selten selbst zu wirtschaften, so ist es klar, welch einen Einfluß dieser konservative Charakter der agrarischen Bevölkerung auf die Geschichte der Landwirtschaft gehabt hat. Erst die durchgreifenden Reformen der Rechtsverhältnisse zu Beginn des 19. Jahrhunderts, die Hebung des Bildungswesens durch Schule und allgemeine Wehrpflicht, und endlich der Aufschwung der Naturwissenschaften haben neues Leben in die starre Masse der landwirtschaftlichen Bevölkerung gebracht. Wir werden hierauf im Laufe unsrer historischen Darstellung noch zurückkommen.

v. d. Goltz unterscheidet vier Perioden der deutschen Landwirtschaft. Die erste reicht vom Beginn eines eigentlichen Ackerbaubetriebes bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, umfaßt also den weitaus größten Teil der deutschen Geschichte. Es ist die Zeit der Geburt und Unmündigkeit der Landwirtschaft und ihrer Unfreiheit in den Banden des Dreifeldersystems. — Die zweite Periode umfaßt die letzte Hälfte des 18. Jahrhunderts. Es ist die Zeit der Erkenntnis der Unhaltbareit der bisherigen Zustände, die Zeit der Gährung und der Befreiungsversuche. — Die dritte Periode reichts bis etwa in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Es ist die Zeit der Befreiung, der durchgreifenden Umgestaltung aller agrarischen Verhältnisse, des Überganges von der empirischen zur rationellen Landwirtschaft. — Die vierte Periode endlich reicht bis in die Gegenwart und bedeutet die Zeit des Ausbaues der Errungenschaften der vorhergehenden Periode, die Zeit der Entdeckung neuer Naturgesetze und ihrer Anwendung auf die Landwirtschaft. Innerhalb der ersten Periode unterscheidet v. d. Goltz zwei Epochen: die Zeit bis zu Karl dem Großen und die Zeit von diesem bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Über die Landwirtschaft der Germanen, zur Zeit Caesars und Tacitus' ist viel gestritten worden. v. d. Goltz ist der Ansicht, daß der Wirtschaftsbetrieb der alten Germanen weder wilde Feldgraswirtschaft, wie Georg Hanssen und nach ihm Roscher angenommen haben, noch wilde Waldfeldwirtschaft, sondern, wie das schon Arnold in seiner Deutschen Geschichte lehrt, ein halbes Nomadentum gewesen sei. Das Bild, das er gibt, bleibt aber verschwommen und die Frage vorläufig noch ungelöst.

In Bezug auf die soziale Gliederung und die politische Organisation folgt v. d. Goltz der herrschenden Auffassung, ohne sich, wie schon erwähnt, mit den neueren Theorien auseinanderzusetzen. Den geregelten Ackerbaubetrieb übernahmen die Germanen von den Römern. Zuerst finden wir ihn in der Rheinebene und im Dekumatenlande, dem durch den sog. Limes abgegrenzten römischen Germanien im südwestlichen Deutschland. Der Uebergang zum geregelten Ackerbau kann sich natürlich nur ganz allmählich

vollzogen haben. Wenn wir als wichtigste Symptome der Landwirtschaft folgende drei annehmen: 1. Felderwirtschaft mit dauernd getrenntem Getreideland und Grasland, 2. Feldgraswirtschaft mit Wechsel von Getreide- und Grasland und 3. Weidewirtschaft mit vorwiegendem Grasland, so ist es wahrscheinlich, daß die alten Germanen zuerst auf die Feldgraswirtschaft und dann von dieser auf die Felderwirtschaft übergegangen sind.

Die alten Germanen kultivierten von Körnerfrüchten fast nur Hafer, vielleicht hier und da Gerste. Von den Galliern und Römern lernten sie dann außerdem den Roggen und den Weizen (Spelz) kennen; allmählich verdrängte der Roggen den Hafer. Sehr bald lehrte die Erfahrung, daß der Acker höhere Erträge brachte, wenn man die einzelnen Getreidearten im Wechsel mit einander baute; auch daß hierdurch eine gleichmäßigere Verteilung der Arbeit erzielt wurde, da Saat und Ernte der verschiedenen Getreitearten zeitlich auseinanderliegen. Man zerlegte also den Acker in soviel Felder (Fluren) als man Getreidearten baute. Ferner lehrte die Erfahrung, daß der Acker bei ununterbrochenem Getreidebau schnell an Ertragsfähigkeit verlor. So kam man zur Brachhaltung des einen Feldes einen Sommer hindurch, während dessen man dieses Feld gründlicher bearbeiten und düngen konnte. Damit war die Dreiteilung gewissermaßen von selbst gegeben; es folgten einander nun im Wechsel Brache und zwei Sommergetreide oder Brache, Wintergetreide, Sommergetreide. Letztere Fruchtfolge wurde später allgemein. Wann das Dreifeldersystem zuerst in Deutschland aufkam, wissen wir nicht. Die erste urkundliche Erwähnung seines Bestehens stammt aus dem Jahre 971; seitdem finden sich zahllose Belege für seine Handhabung.

Der geregelte landwirtschaftliche Betrieb hatte eine Änderung der Besitzverhältnisse, sowie überhaupt der persönlichen Lage der ländlichen Bevölkerung zur Folge. Ursprünglich war das ganze Land Eigentum der Gemeinde, der Markgenossenschaft. In bestimmten Zeiträumen fanden Verteilungen der Anteile des Gemeindeackers, der Gewanne, unter die Markgenossen statt. Daß ein derartiger Modus den Fortschritt der Bodenkultur hemmen mußte, indem er die Entfaltung der individuellen Kräfte lähmte, bedarf keiner Erörterung. Bei einem so tatkräftigen, individualistisch veranlagten Volke, wie es das deutsche ist, konnte die Erkenntnis dessen nicht lange ausbleiben. Ihre Folge war die Beseitigung des Gesamteigentums am Acker und die Einführung eines privaten Nutzungsrechts der einzelnen Markgenossen, allerdings unter der Voraussetzung einer für alle verbindlichen Betriebsweise, unter dem sog. Flurzwang. Auch die Wiesen gingen später allmählich in Privatbesitz über, dagegen blieben die ständigen

Weiden, die Waldungen und Gewässer, die alle keiner besonderen Pflege bedurften, noch Jahrhunderte hindurch Gesamteigentum der Markgenossen als „gemeine Mark“ oder „Allmende“. Diese Besitzverhältnisse gelten nicht nur für die Dörfer, sondern auch für die Einzelhöfe, welche zwei Siedelungsweisen sich von Anfang an in Deutschland finden. Die Siedelungsweise steht in keinem kausalen Zusammenhang mit dem Wirtschaftssystem, wie schon Hanssen nachgewiesen hat, sondern ist eine nationale und geographische Eigentümlichkeit.

Eine weitere bedeutsame Folge des geregelten Ackerbaubetriebes war die Entstehung einer neuen sozialen Gruppe aus den Gemeinfreien und Unfreien des Bauerstandes. Dieser Vorgang brauchte natürlich Jahrhunderte und ist zur Zeit Karls des Großen erst im Werden. Karl der Große bildet einen Markstein in der Geschichte der deutschen Landwirtschaft. Seine Domänenwirtschaft wurde vorbildlich für alle übrigen Wirtschaftseinheiten und hat nebst den Wirtschaften der zahlreichen Klöster den nachhaltigsten Einfluß auf die Entwicklung der damaligen Landwirtschaft gehabt. Eine ähnlich hervorragende Bedeutung wie Karl der Große haben in dieser Hinsicht nur noch Friedrich der Große und Albrecht Thaer gehabt.

Die folgende Epoche bis zu den großen Bauernkriegen zeichnet sich durch keinen wesentlichen Fortschritt aus, mit Ausnahme des Garten- und Weinbaues, worin von Klöstern und Städten bedeutendes geleistet wurde. Dagegen fanden große soziale Umwälzungen statt, indem sich die Ausbildung des Bauernstandes endgültig vollzog und sich anderseits Ritter und Bürger in gesonderte Gesellschaftsgruppen differenzierten. Der Bauerstand kam mehr oder weniger in Abhängigkeit vom Ritterstande. Nach Ausbildung des Feudalsystems beanspruchten und erlangten vielfach die Ritter eine Art grundherrlichen Obereigentums an Höfen und Wäldern der freien Markgenossen, so daß diese immer mehr auf eine Stufe mit den auf grundherrlichem Boden angesetzten Pächtern sanken, die meist unfreie oder halbfreie Bauern waren. So wurden die Bauern zum großen Teil Untertanen ihrer Grundherren, der Ritter.

Die geschilderte Entwicklung gilt für das südliche und westliche Deutschland, denn erst in dieser Epoche tritt das ostelbische Deutschland in die Erscheinung.

Die zunehmende Bevölkerung verlangte eine entsprechende Steigerung des landwirtschaftlichen Betriebes. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese in extensiver Weise durch räumliche Ausdehnung des Ackerbodens und nicht durch intensivere Kultur vorgenommen wurde. Seit Karl dem Großen fand eine eifrige innere Kolonisation durch Rodung und Besiedelung der weiten

grundherrlichen Waldungen statt. Insbesondere zeichneten sich die Klöster hierin aus.

Seit dem 10. Jahrhundert dehnte sich die Kolonisation auf die außerdeutschen, von verschiedenen slavischen Völkerschaften dünnbesiedelten Gebiete östlich der Elbe aus. Die treibenden Faktoren dieser großartigen Expansion des deutschen Volkes können als bekannt vorausgesetzt werden.

Die Ansetzung deutscher Bauern in den slavischen Gebieten durch die eingeborenen Fürsten oder durch die Eroberer fand meist auf grundherrlichem Boden durch Vermittlung eines Unternehmers, des Burmeisters oder Schulzen statt. Dieser Umstand, sowie das Beispiel der autochthonen Bauern, die meist Leibeigene ihres Herrn waren, mußten von vornherein ungünstig auf die rechtliche Lage der bäuerlichen Bevölkerung einwirken, und zwar immer stärker, je mehr die Verschmelzung der beiden Nationalitäten vor sich ging. Hierzu kam, daß die deutschen Grundherren, wohl an und für sich wie alle Eroberer zu selbstherrlichen Anschauungen neigend, sehr bald diejenigen der slavischen Grundherren über ihre Untertanen annahmen.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen den Verhältnissen des Ostens und des Westens bestand ferner darin, daß im ersteren die Wirtschaftseinheiten wegen der geringeren Dichtigkeit der Bevölkerung durchschnittlich weit größer waren als im letzteren. Dies gilt sowohl für die Grundherrschaften, wie für die Bauerhöfe. Im Westen war der Bauer wirtschaftlich meist der Nachbar des Ritters, im Osten wurde er immer mehr und mehr Gutsuntertan seines Grundherrn. Die nächste Folge dieser Entwicklung war allerdings die, daß der einzelne Bauer seine rechtliche Abhängigkeit vom Grundherrn in wirtschaftlicher Hinsicht im Westen weit schärfer spürte als im Osten. Bei dem kulturellen Aufschwung, den der Süden und Westen Deutschlands im 14. und 15. Jahrhundert erlebte, dem Anwachsen des städtischen Reichtums, der Steigerung aller Lebensbedürfnisse, mußte der Ritter, dem sein eigener kleiner Besitz längst nicht mehr die zur erhöhten Lebensführung nötigen Mittel gewährte und deren Rolle als privilegierter Ritter ausgespielt war, darauf bedacht sein, die Leistungen seiner wenigen Hintersassen zu erhöhen. Denn nur hierin oder höchstens in einer höfischen Stellung oder aber im Straßenraube beruhten seine Einnahmequellen.

Im Osten dagegen lagen die Verhältnisse anders. Hier war der Ritter sowohl wohlhabender als auch weniger anspruchsvoll, weil weniger kultiviert. Falls er aber seine Einnahmen erhöhen wollte, griff er zur Vergrößerung seiner Gutswirtschaft. Die Möglichkeit hierzu stand ihm bei der Menge des unkultivierten Landes immer offen; allerdings mußte er dementsprechend die

Arbeitsleistungen seiner Untertanen erhöhen, der Druck verteilte sich aber auf viele Personen und war daher weniger fühlbar. Mir scheint, dieser Umstand und auch das psychologische Moment der wenig freiheitliebenden Stimmung und überhaupt des niedern geistigen Kulturniveaus des slavisch-deutschen Bauernstandes und nicht, wie v. d. Goltz annimmt, die wirtschaftlich günstige Lage der Bauern deutscher Abkunft im Osten, geben die Erklärung dafür, daß die großen Bauernaufstände zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts sich nicht auf den Nordosten Deutschlands erstreckten. Es mag an dieser Stelle auch erwähnt werden, daß v. d. Goltz irrt, wenn er sagt (I. S. 152), daß die Ursachen der verschiedenartigen Entwicklung der agrarischen Verhältnisse im Westen und Osten „bisher noch kaum erörtert worden" sind. Unter anderen hat G. F. Knapp in seiner unvergleichlich plastischen Gestaltungsweise diese Ursachen auf das Deutlichste nachgewiesen.

Die äußere Geschichte der sozialen Revolutionen des 15. und 16. Jahrhunderts, insbesondere der großen Bauernkriege von 1524 und 1525 darf als bekannt vorausgesetzt und unter den mannigfaltigen Ursachen mag hier nur der wirtschaftliche und persönliche Druck hervorgehoben werden. Die Folge war zunächst eine Verschärfung dieses Druckes in allen den Gebieten, wo die Aufstände gewütet hatten. Dann aber trat im ganzen Westen durch die Ausbildung der landesherrlichen Gewalt, die hierdurch bedingte straffere Handhabung der Gesetze, die Unterbringung zahlreicher Ritter in den stehenden Heeren und an den Höfen der Landesfürsten, sowie endlich infolge der durch die Reformation vertieften sittlichen Anschauungen eine allmähliche Besserung der sozialen Verhältnisse des Bauernstandes ein.

In der Darstellung dieser Periode, die v. d. Goltz gibt, zeigt sich, zu wie falschen Vorstellungen man durch Generalisieren gelangen kann. Die Zustände, die er (I. S. 215 ff.) als Folgen der Bauernkriege schildert, beziehen sich auf die Mark Brandenburg und Pommern. Daß aber die zeitlich mit den Bauernkriegen beginnende Verschlimmerung der bäuerlichen Verhältnisse im östlichen Deutschland in einem ursächlichen Zusammenhang mit den Bauernkriegen gestanden hat, ist keineswegs der Fall, ebensowenig wie sie durch den Einfluß des römischen Rechts, wie man früher allgemein glaubte, zu erklären ist. Die Verschlimmerung ist vielmehr auf rein wirtschaftliche Vorgänge zurückzuführen und bedeutet nur eine Phase der begonnenen Entwicklung.

Die Grundherren, die im deutschen Osten allgemein zu Gutsherren geworden waren, sahen sich, wie schon erwähnt, immer mehr in die Zwangslage versetzt, ihre Gutswirtschaften zu vergrößern, indem sie Wald und Unland in Acker verwandelten. Es

stand ihnen aber noch eine zweite Möglichkeit der Vergrößerung offen, nämlich schon bestehende Bauerhöfe einzuziehen; ja bei dem vielfach herrschenden Streubesitz, z. B. in der Mark Brandenburg, war diese Möglichkeit nicht nur sehr viel verlockender, sondern sozusagen das einzige Rationelle.

Sehr bald nahm das Einziehen der Bauerhöfe, das sog. Legen der Bauern, einen außerordentlich großen Umfang an, besonders in den Gebieten an der Ostsee. Die gelegten Bauern wurden auf Neuland oder kleinen Häuserstellen angesetzt, wobei sich nicht nur ihre sozialwirtschaftlichen Verhältnisse, sondern auch ihre rechtliche Stellung immer mehr verschlimmerten. So bildete sich aus der Schollenpflichtigkeit und Gutsuntertänigkeit in vielen Gebieten die Leibeigenschaft aus, die nicht nur ein überkommener rechtshistorischer Begriff war wie im Süden und Westen Deutschlands, sondern die völlige körperliche Abhängigkeit des Gutsuntertanen vom Gutsherrn bedeutete, die nur durch das dem Zufall unterworfene patriarchalische Verhältnis gemildert wurde.

Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß diese niedergehende Entwicklung der bäuerlichen Verhältnisse des deutschen Ostens weder gleichzeitig noch gleichmäßig in den verschiedenen Gebieten vor sich ging. In einzelnen Ländern, wo die landesherrliche Gewalt den Ständen gegenüber zu stärkerem Ausdruck kam, wie z. B. in der Mark Brandenburg, fand sie einen Hemmschuh; ihren niedrigsten Punkt erreichte sie nach dem dreißigjährigen Kriege und zwar in den „Adelsrepubliken" Holstein, Mecklenburg und Neuvorpommern und im polnischen Westpreußen.

Wir haben im Vorhergehenden die sozialen und rechtlichen Zustände der agrarischen Bevölkerung eingehender schildern zu müssen geglaubt, weil die spätere wirtschaftlich so bedeutsame Entwicklung des 18. und 19. Jahrhunderts nur dann vollkommen verständlich erscheint, wenn man die Entstehung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses im Mittelalter genauer kennt. Um so kürzer können wir uns bezüglich der Landwirtschaft dieser ein Jahrtausend umfassenden Periode fassen.

Die Landwirtschaft veränderte während dieser Zeit ihren primitiven Grundcharakter so gut wie garnicht. Nach wie vor blieb im weitaus größten Teile Deutschlands die Dreifelderwirtschaft das herrschende Betriebssystem; daneben wurden in einzelnen Küstengebieten und Gebirgsländern Feldgraswirtschaft oder auch Weidewirtschaft betrieben. Alles durchaus extensiv, wie das bei der herrschenden Frohne, dem allgemeinen Flurzwang und den mangelhaften Verkehrsverhältnissen nicht anders sein konnte. Doch gelangten verschiedene neue Kulturpflanzen, wie Mais, Kartoffel und Tabak zur Einführung, auch wurde der Viehzucht allmählich größere Sorgfalt zugewendet. Von Bedeutung für den Umschwung,

der sich allmählich vorbereitete, ist auch die Entstehung einer landwirtschaftlichen Literatur, die ausgehend von den römischen Schriftstellern im 16. Jahrhundert begann, trotz der unheilvollen Wirkungen des dreißigjährigen Krieges auch im 17. Jahrhundert blühte und endlich im 18. Jahrhundert einen großen Umfang annahm.

Der Zustand der Landwirtschaft auf empirischer Grundlage um die Mitte des 18. Jahrhunderts wird auf Grund zeitgenössischer Schriften eingehend geschildert. Hier zeigt sich v. d. Goltz, als genauer Kenner der landwirtschaftlichen Technik, in seiner ganzen Stärke. Wir können diesen Abschnitt, wie auch die folgenden in jeder Hinsicht zur sorgfältigen Lektüre empfehlen.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt eine neue Epoche der Landwirtschaft, der Übergang von der empirischen zur rationellen Wirtschaft. Ganz allgemein brach sich die Erkenntnis Bahn, daß sowohl die agrarrechtlichen Verhältnisse als auch die Technik der Landwirtschaft von Grund aus reformiert werden müßten. Mit Wärme vertrat die deutsche Wissenschaft diese Erkenntnis. Die Kameralisten traten für die Aufhebung des Flurzwanges, die Gemeinheitsteilung und Feldregulierung, Teilung großer Betriebe, Besserung des Besitzrechts, Abschaffung der Frohnen usw. ein. Die Landwirtschaftslehrer vertraten dieselben Grundsätze und befürworteten gleichzeitig den Uebergang zum Fruchtwechselsystem mit Stallfütterung und Anbau von Futterkräutern.

Auch die Naturwissenschaft begann sich mit der Bodenlehre zu beschäftigen, brachte es aber noch nicht zu einer richtigen Auffassung der Pflanzenernährung. Das blieb der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts vorbehalten.

Doch ungleich wichtiger als die Stellung der Wissenschaft zu der Reform, war die Stellung, die viele deutsche Fürsten zu dieser Frage einnahmen. Wie sich die preußischen Könige Friedrich Wilhelm I und Friedrich der Große zu der Agrarreform verhielten, gehört in der Tat zu den interessantesten Kapiteln der deutschen Geschichte. Ohne jede Sentimentalität, nur geleitet von praktischen Erwägungen, rein hausväterlich, haben sie sich an die Beseitigung sozialer Schäden und veralteter wirtschaftlicher Zustände gemacht. Weitblickend, zielbewußt und im großen Stil, wie die Hohenzollern es lieben, und mit der eisernen Konsequenz, die der Absolutismus ermöglichte. Besonders großartig ist die innere Kolonisation dieser Könige: Friedrich der Große gewann durch Entwässerung des Oderbruches 225,000 Morgen, des Warthebruches 162,000 Morgen Kulturland. Als der große König 1753 das vollendete Werk der Oderbruchentwässerung sah, brach er in die Worte aus: „Hier habe ich eine Provinz im Frieden erobert.“ Sein Ausspruch: „Die Macht eines Staates besteht nicht in der

Ausdehnung des Landes, sondern in dem Reichtum und der Zahl seiner Bewohner" ist leider noch immer nicht Gemeingut geworden.

Gleichzeitig nahm Friedrich in umfassender Weise die Gemeinheitsteilung (Separation) und Zusammenlegung der Grundstücke in seinen Staaten vor, die allerdings durch den hartnäckigen Widerstand vieler Privatbesitzer nicht den vom König gewünschten Erfolg hatten. Auch seine Bestrebungen zur Verbesserung der persönlichen und wirtschaftlichen Lage der Bauern stießen überall auf den Widerstand der interessierten Stände und Gutsherren, obgleich der König vor energischen Maßregeln nicht zurückschreckte, und z. B. 1760 in Pommern drohte, daß alle diejenigen, die nicht „ohne das geringste Raisonnieren" alle Leibeigenschaft abschaffen würden, zuerst mit Güte, dann aber „mit der Force" dazu gebracht werden würden. — Immerhin erfuhr die Lage der bäuerlichen Bevölkerung nicht nur auf den Domänen, sondern durch die Verstärkung des Bauernschutzes auch auf den Privatgütern Preußens eine bedeutende Verbesserung.

Eine weitere Reformtätigkeit Friedrichs bestand in der Hebung oder eigentlich Schaffung eines landwirtschaftlichen Kredits durch Gründung von Immobiliarkreditinstituten in der Form von ritterschaftlichen Genossenschaften mit Solidarhaft (sog. Landschaften), ferner durch den Erlaß einer allgemeinen Hypothekenordnung 1783, die bis 1872 Geltung gehabt hat.

Von den nichtpreußischen Fürsten Deutschlands sind reformatorisch besonders tätig gewesen: Karl Theodor von Bayern, Friedrich August III. von Sachsen, Karl August von Sachsen-Weimar und Karl Friedrich von Baden.

Die landwirtschaftliche Praxis erfuhr in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bedeutende Fortschritte durch Einführung intensiven Futterbaues, durch allgemeinere Verbreitung der Kartoffel und des Flachses, durch Anbau des Tabaks, intensivere Obstkultur, sorgfältige Waldwirtschaft und Hebung der Viehzucht. Damit im Zusammenhang stand der Übergang zu einer verbesserten Dreifelderwirtschaft durch Bebauung der Brache mit Blattpflanzen, wodurch man zu einer Sechs-, resp. Neunfelderwirtschaft gelangte. Auch die Feldgraswirtschaft verbesserte sich durch Einsäung von Klee in die letzte Getreidefrucht. Eine der bedeutendsten Veränderungen der landwirtschaftlichen Praxis dieser Zeit war aber die Verwendung der Kartoffel zur Herstellung von Spiritus und Stärke, sowie die Zuckerfabrikation aus Rüben. Damit wären die wichtigsten technischen Nebengewerbe der Landwirtschaft für die Folgezeit gegeben.

Zu den eifrigsten Förderern der landwirtschaftlichen Entwicklung gehörte wiederum Friedrich d. Gr., dessen Bedeutung für

die Landeskultur nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Ueberhaupt widmeten viele Fürsten, Staatsmänner und Gelehrte der Landwirtschaft ihre besondere Aufmerksamkeit, so daß sie von einem neuen frischen Geist beseelt zu sein schien, der sich nicht nur in der erhöhten Tätigkeit der Praktiker, sondern auch besonders in der Gründung zahlreicher landwirtschaftlicher Vereine zeigte, die sich von ganz außerordentlichem Nutzen für die Verbreitung landwirtschaftlicher Kenntnisse erwiesen. Am wenigsten wurde von dem neuen Geist der Bauer berührt, der von den Zeitgenossen noch als das stumpfe, träge und tückische Arbeitstier geschildert wird, zu dem ihn die verflossenen tausend Jahre gestempelt hatten. Seine Zeit sollte erst noch anbrechen.

Die nun folgende die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts umfassende Epoche der deutschen Landwirtschaft ist wohl die bedeutsamste; in ihr vollendet sich der in der vorigen Epoche begonnene Uebergang der empirischen zur rationellen Landwirtschaft. Der Geist dieser Epoche verkörpert sich in der Persönlichkeit eines Mannes, des Hannöverschen Leibmedikus Albrecht Thaer, geb. 1752, † 1828, der mit Fug und Recht Vater der modernen Landwirtschaft genannt werden kann. „Thaer war der erste, der klar und bestimmt lehrte, daß jeder landwirtschaftliche Betrieb ein einheitliches, in sich geschlossenes Ganzes bilden und in diesem die einzelnen Teile oder Glieder nach Art und Umfang so gestaltet sein müssen, daß sie in ihren Funktionen und Wirkungen sich gegenseitig unterstützen und ergänzen. Er war ferner der erste, der es aussprach, daß die Organisation und die Handhabung des landwirtschaftlichen Betriebes lediglich den einen Zweck im Auge haben müsse, aus demselben den höchstmöglichen dauernden Reinertrag zu erzielen." Sowohl die Ackerbau- als auch die Viehzuchtlehre, namentlich die Lehre von der Bearbeitung und Düngung des Bodens sind durch Thaer auf ganz neuen und sichereren Grundlagen, als den bisherigen, aufgebaut worden. Thaer hat die Landwirtschaftslehre zu einer selbständigen Wissenschaft erhoben, der die Naturwissenschaften, die angewandte Mathematik und die Volkswirtschaftslehre als Hilfswissenschaften zu dienen haben. Seiner Wissenschaft hat Thaer sowohl durch seine zahlreichen Schriften als auch durch seine praktische und Lehrtätigkeit bahnbrechend gedient. Unter seinen vielen Anhängern und Schülern sind als Lehrer der Landwirtschaft besonders zu nennen: Schwerz, Koppe, Burger, v. Wulfen, Block, ferner unter den Kameralisten: Joh. Heinr. v. Thünen und Fr. Gottlob Schulze. In Bezug auf die volkswirtschaftlichen Anschauungen stand diese ganze Richtung unter dem Einfluß Adam Smiths, der in dem Königsberger Professor Chr. Jakob Kraus (1753—1807) einen hervorragenden Vertreter seiner Lehren in Deutschland hatte. Als besonderes Verdienst

Thaers und seiner Schule muß auch noch die Gründung einer Reihe von landwirtschaftlichen Lehranstalten und die Bildung landwirtschaftlicher Vereine hervorgehoben werden.

Bevor wir uns der technischen Seite der Landwirtschaft dieser Epoche zuwenden, müssen wir einen kurzen Überblick über die Reform der gutsherrlich-bäuerlichen Rechtsverhältnisse gewinnen, ohne die die von Thaer angestrebte Entwicklung der Landwirtschaft garnicht denkbar gewesen wäre.

v. d. Goltz schildert ausschließlich die Agrarreformen in Preußen. Es muß allerdings zugegeben werden, daß diese sowohl vorbildlich für das übrige Deutschland waren, als auch an und für sich das meiste Interesse des Historikers beanspruchen. — Wir haben oben erfahren, daß die Bestrebungen Friedrich d. Gr. nicht den beabsichtigten durchgreifenden Erfolg hatten; immerhin machten sie einen guten Anfang, besonders auf den Domänen. Friedrich Wilhelm III. folgte wenigstens hierin den Fußstapfen seines großen Vorgängers. Das Schicksal, das ihm sonst so übel wollte, gab ihm die hervorragendsten politischen Ratgeber: v. Stein, v. Hardenberg, v. Schrötter und v. Schön, an deren Namen die preußische Agrarreform unlöslich gebunden ist. Der Gang der Agrarreform und die sog. Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung dürfen als bekannt vorausgesetzt werden. Bei gleichzeitiger Aufhebung der Schollenpflichtigkeit und Erbuntertänigkeit, in einzelnen Gebieten der Leibeigenschaft und aller aus diesen Rechtszuständen stammenden Verbindlichkeiten wurde das bisherige Besitzrecht der Bauern an ihren Höfen in Eigentumsrecht verwandelt, wobei die erblichen Besitzer ein Drittel, die nicht erblichen Besitzer die Hälfte ihrer Ländereien dem Gutsherrn abzutreten hatten. Nur die Patrimonialgerichtsbarkeit der Gutsherren blieb bestehen und wurde erst 1849 beseitigt. An die Regulierung der Eigentumsverhältnisse schloß sich die Durchführung der Gemeinheitsteilungen (Separationen und Zusammenlegungen).

Es liegt auf der Hand, daß diese einschneidenden Reformen eine vollständige Neugestaltung der sozialen Verhältnisse der agraren Bevölkerung zur Folge haben mußten. Der sittlich stark herabgekommene Adel (Jena!) hatte schon durch die Befreiungskriege (1813—15) eine Wiedergeburt erfahren. Nun erhielt er durch die Lösung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses einen Beruf. Der adlige Gutsbesitzer mußte Landwirt, landwirtschaftlicher Unternehmer werden, falls er seine materielle Existenz sicherstellen wollte, dieses um so mehr, als nun jedem Nichtadligen freistand, ein Rittergut zu erwerben. Dazu kam der erzieherische Druck der Zeit, indem mit dem dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts eine starke wirtschaftliche Depression eintratt. Der Scheffel Roggen, der zwischen 1800 und 1820 im Durchschnitt 13,5 Mark gekostet

hatte, fiel auf 7,75 Mark, also fast auf die Hälfte. Der Preisrückgang drückte um so schwerer, als die meisten Gutsbesitzer stark verschuldet, das Geld knapp und der Zinsfuß hoch war. Infolge dessen verarmten damals viele adlige Familien, an deren Stelle kapitalkräftige und energische Nichtadlige rückten. Was aber die Krise überstand, war eine Auslese der Besten.

Noch viel stärker wirkten die Reformen auf den Bauerstand. Wie der Adel war er vor die schwierige Aufgabe gestellt, sich wirtschaftlich selbständig zu machen. Zwar war der Bauer darin im Vorteil, daß er von jeher praktischer Landwirt gewesen war, doch hatte er anderseits stets unter Bevormundung gestanden und nicht gelernt, sich wirtschaftlich auf eigenen Füßen zu bewegen. Der Wegfall der Frohndienste und des Flurzwanges, die Zusammenlegung der Grundstücke und endlich die Einführung des Futterbaues bedingten eine vollständige Umwandlung der bisherigen Betriebsweise. Hierzu kam der Verlust eines Teiles seiner Ländereien und die wirtschaftliche Krise. Unzählige Bauern zeigten sich der neuen Aufgabe nicht gewachsen; sie verkauften ihre Höfe, meist benachbarten Gutsbesitzern, und wurden lieber Häusler oder „Gutstagelöhner“ mit kümmerlicher aber gesicherter Lebensführung. Die Mehrheit der Bauern behauptete, allerdings nach hartem Kampf, ihre Höfe und befand sich um die Mitte des 19. Jahrh. in einer unendlich viel günstigeren Lage als im Anfang desselben. Auch nahm die geistige Entwicklung des Bauerstandes durch die persönliche Unabhängigkeit, die Verbesserung des Unterrichtswesens, die allgemeine Wehrpflicht und das Aufblühen des Vereinswesens immer mehr zu. Natürlich war die Entwicklung in den verschiedenen Gebieten Deutschlands, je nach Klima, Bodenbeschaffenheit, Absatzverhältnissen und nicht zum wenigsten Erbrecht sehr verschieden; am günstigsten dort, wo, wie im Nordwesten, günstige Bodenverhältnisse mit gebundener Erbfolge (Anerbenrecht) zusammentrafen. Am meisten blieben in der Entwicklung zurück die Bauern polnischer Nationalität und zwar, wie v. d. Goltz ausführt, nicht wegen schwieriger äußerer Verhältnisse, sondern aus nationaler Untüchtigkeit. Aber weder der Stand der Großgrundbesitzer noch der der Bauern hätte in dieser Zeit die aufstrebende Entwicklung durchmachen können, wenn nicht die Regierungen ihnen durch Gesetzgebung und durch Vorschüsse und Unterstützungen während der Krise tatkräftigen Schutz gewährt hätte.

So können denn die Resultate der Agrarreform in vielfacher Hinsicht als befriedigend bezeichnet werden. Nur in einer Hinsicht hat sie ungünstig gewirkt, nämlich in der Verteilung der landwirtschaftlich benutzten Fläche zwischen den Großgrundbesitzern und den Bauern zu Ungunsten der letzteren und zwar sowohl infolge der Regulierung als auch des freien Verkehrs. Diese ungünstige

Wirkung trat allerdings erst im letzten Drittel des 19. Jahrh. zutage und steht im Zusammenhang mit einer der wichtigsten sozialwirtschaftlichen Fragen der Neuzeit, der Landarbeiterfrage, einer Frage, die gleichfalls durch die Agrarreform entstanden ist.

Bis zur Aufhebung der Gutsuntertänigkeit gab es keinen besonderen Stand der Landarbeiter. Mit geringfügigen Ausnahmen wurde alle landwirtschaftliche Arbeit von den zur Frohne verpflichteten Bauern geleistet. Jetzt wurde es mit einem Schlage anders. Der landwirtschaftliche Großbetrieb bedingte eines festen Stammes regelmäßiger Arbeiter. Er schaffte ihn sich durch Ansetzung von Bauern auf kleinen Grundstücken, deren Ertrag im Wesentlichen den Lohn für die zu leistenden Arbeiten bildete. Diese freiwilligen Fröhner führen in den verschiedenen Gegenden verschiedene Namen: Dienstleute, Insten, Gärtner, Dreschgärtner usw. v. d. Goltz bezeichnet sie mit dem Ausdruck „Gutstagelöhner", wie mich dünkt, keine glückliche Bezeichnung, da unter Tagelöhner ein Arbeiter verstanden wird, der für jeden Arbeitstag einen baren Lohn empfängt; einen Tagelohn empfing der Inste aber nur für die Leistungen seiner Frau und des von ihm zu stellenden Scharwerkers. Treffender wäre die in Livland gebräuchliche Bezeichnung „Landknecht", d. h. ein auf Land gesetzter und im Wesentlichen mit Land gelohnter Arbeiter. Neben dieser Hauptgruppe ländlicher Arbeiter gab es noch sog. Einlieger, in den Dörfern zur Miete wohnende Leute, die auf Akkord oder gegen Tagelohn auf den Gütern arbeiteten und endlich die Kleinstellenbesitzer, sog. Häusler oder Eigenkätner, die ähnlich wie die Einlieger auf den Gütern Arbeit fanden.

Die bäuerliche Bevölkerung hatte sich also infolge der Agrarreformen in zwei soziale Schichten gespalten: in Bauern und in Landarbeiter. Diese Spaltung war in Westdeutschland weit weniger scharf wie im Osten. Dort bildeten die Häusler, hier die Insten die Hauptmasse der Arbeiter; die Häusler aber waren selbst kleine Bauern. Dazu kam, daß im Westen auch die Söhne großer Bauern es nicht verschmähten, auf den Gütern als Knechte zu dienen, wie überhaupt die Wertschätzung körperlicher Lohnarbeit im Westen größer ist, eine Folge der geringeren Differenzierung aller Schichten der ländlichen Bevölkerung.

In der Landwirtschaft erfuhr die Betriebsweise in dieser Periode eine vollständige Umgestaltung. An die Stelle der 1000jährigen Dreifelderwirtschaft trat die Fruchtwechselwirtschaft oder ein aus Fruchtwechsel- und Feldgraswirtschaft zusammengesetztes System. Damit ging Hand in Hand eine größere Intensität auf allen Wirtschaftsgebieten. Der Boden wurde tiefer und sorgfältiger bearbeitet, die Ackergeräte wurden verbessert, die Düngung wurde reichlicher und durch Anwendung mineralischer

Düngemittel mannigfaltiger, die Viehzucht erhielt durch bessere Fütterung und zielbewußte Veredelung des Viehes einen großen Aufschwung. In den technischen Nebengewerben wurde der Zuckerproduktion aus Rüben ein erhöhtes Interesse zugewandt. Die Zahl der Brennereien wurde geringer, die einzelnen Betriebe aber größer, während die Bierbrauerei auf dem Lande zurückging und mehr und mehr ein städtisches Gewerbe wurde. — Die Folge dieses Aufschwunges der Landwirtschaft war eine allgemeine bedeutende Steigerung der Naturalroherträge des Bodens in der Zeit zwischen 1800 und 1850, eine Steigerung von mindestens 50 pCt., nicht selten bis 100 pCt. Dieser Steigerung der Naturalroherträge entsprach die der Geldroherträge, ja diese übertraf jene noch erheblich. Auch die Steigerung der Reinerträge war bedeutend, läßt sich aber mangels statistischen Materials nicht zahlenmäßig nachweisen.

Wir kommen nun zu der vierten und letzten Periode der deutschen Landwirtschaft, die von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die Jetztzeit reicht und deren Entwicklungskurve bis zum Jahre 1880 eine aufstrebende und von da ab eine niedergehende Tendenz zeigt. „Das wesentlich Neue, was diese Periode brachte, bestand darin, daß der Lehre wie der praktischen Handhabung von Ackerbau und Viehhaltung die bisher fehlende sichere naturwissenschaftliche Grundlage gegeben wurde."

Was der Name Albrecht Thaer für die vorhergehende Periode, das bedeutet der Name des großen Chemikers Justus Liebig für diese Periode. Er wies zuerst auf die Notwendigkeit des Ersatzes der dem Boden entzogenen Mineralstoffe durch entsprechende Düngemittel hin. Auf die Einzelheiten seiner Lehren hier einzugehen, müssen wir verzichten und verweisen auf v. d. Goltz, der diese ganze Periode vortrefflich zur Anschauung bringt. Es sei nur bemerkt, daß die Stellung Liebigs zur Landwirtschaft — bei aller Bedeutung seiner Forschungen für die Agrikulturchemie — durchaus einseitig war, indem er das landwirtschaftliche Gewerbe ausschließlich mit dem Auge des Chemikers betrachtete und dabei nicht nur die physikalischen Bedingungen für die Pflanzenernährung unterschätzte, sondern auch die ökonomische gewerbliche Seite der Landwirtschaft fast ganz ignorierte. Der Widerspruch, den seine einstige Stellung bei Fachgelehrten und Landwirten fand, hat aber zu weiteren energischen Forschungen auf dem Gebiete der Pflanzenernährung und Tierzüchtung geführt, so daß sich auch hierin Liebigs Einfluß mittelbar kundgibt.

So nahm in dieser Periode die Intensität des Ackerbaues durch Verbesserung der Technik beständig zu, auch machten Viehhaltung und Nebengewerbe bedeutende Fortschritte, so daß für die Zeit von 1850—1880 trotz erheblicher Steigerung der Wirtschafts-

kosten ein Wachsen der Reinerträge um etwa 100 pCt. angenommen werden kann. Gleichzeitig fand eine enorme Entwicklung der Verkehrsmittel, der landwirtschaftlichen Kreditinstitutionen, des Vereins-, Genossenschafts- und Versicherungswesens statt. Mit dem zuströmenden Gewinn entstand aber in der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung ein materialistischer Geist, der sich im Streben nach materiellem Vorteil, im Hange zum Wohlleben und Luxus und in der Verkennung idealer Pflichten äußerte. Diese Richtung führte dann zu übertriebenem Heraufschrauben der Güterpreise, zu übermäßig starker Verschuldung und zur Nichtberücksichtigung und verkehrter Behandlung der Arbeiterfrage.

Wir haben oben die Entstehung der Landarbeiter kennen gelernt. Es liegt auf der Hand, daß mit dem Wachsen des landwirtschaftlichen Betriebes die Arbeiterfrage immer mehr in den Vordergrund des Interesses treten mußte. Hier scheidet sich aber wieder der Westen vom Osten. Im Westen spielt die Landarbeiterfrage so gut wie gar keine Rolle, aus Gründen, die wir oben berührt haben. Um so mehr im Osten, wo der Großgrundbesitz einen latifundienhaften Charakter annahm und den Kleingrundbesitz aufsaugte. Die Lage der östlichen Landarbeiter hatte sich zunächst verbessert; dann aber trat eine Veränderung ein, indem die „Gutstagelöhner" (Insten) statt mit Land, mit einem festen Quantum von Naturalien gelohnt wurden; zugleich wurde ihnen die Haltung von Vieh allgemein eingeschränkt, zum Teil ganz untersagt. Aus den Landknechten wurden Deputatisten. Hierdurch erfuhr die Interessengemeinschaft zwischen Gutsherren und Arbeitern eine Abschwächung. Allerdings wurde häufig die Geldlöhnung erhöht, doch in keinem Verhältnis zu den steigenden Reinerträgen der Wirtschaft. Eine Folge der veränderten Lage der Landarbeiter war ihre Auswanderung, besonders aus solchen Gebieten, wo der Großgrundbesitz stark überwog, die Bevölkerung also ohnehin sehr dünn war. Diese Auswanderung erreichte einen unheimlichen Umfang, als nach Gründung des neuen deutschen Reiches die Industrie einen gewaltigen Aufschwung nahm. Tausende und Abertausende von Tagelöhnerfamilien zogen damals in die Städte; um Fabrikarbeiter zu werden. Diese Bewegung hat mit gewissen Schwankungen bis heute fortgedauert. Als Ersatz für die fehlenden einheimischen Arbeiter mußten die Großgrundbesitzer sich fremde Kräfte verschaffen; so nahmen die Wanderarbeiter im Osten immer mehr überhand, meist Polen, die wegen ihrer niedrigeren Lebensführung mit einem geringeren Lohn als die wenigen nachgebliebenen Eingeborenen zufrieden waren und daher auch diese immer mehr verdrängten. Ein verhängnisvoller circulus vitiosus, dessen Wirkungen für die deutsche Landwirtschaft überaus ungünstig gewesen sind und mit zu der Krisis beigetragen haben, die in den

achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts begann und noch immer nicht überwunden ist. Die Veranlassung zum Ausbruch der Krisis hat das Sinken der Getreidepreise in Folge der Konkurrenz Rußlands und der überseeischen Länder und die gleichzeitige Steigerung der Wirtschaftskosten gegeben. Diese Erscheinungen trafen zusammen mit der übermäßigen hypothekarischen Verschuldung, die durch die Ueberschätzung des Bodenwerts und durch die Nichtbeachtung der für die Höhe der hypothekarischen Belastung maßgebenden wirtschaftlichen Grundsätze veranlaßt worden war.

Die Krisis hat besonders solche Gegenden getroffen, die vorzugsweise auf Getreideproduktion angewiesen sind, weit weniger, zum Teil kaum, solche Gegenden, deren Schwerpunkt in der Viehhaltung liegt. Innerhalb der landwirtschaftlichen Bevölkerung ist die Lage der Großgrundbesitzer ungünstiger als die der Bauern, weil erstere mehr unter dem Niedergang der Getreidepreise, den hohen Wirtschaftskosten und der Arbeiterfrage zu leiden haben, auch verhältnismäßig stärker verschuldet sind. Dagegen hat sich die Lage der Landarbeiter, bei denen die Nachfrage das Angebot bei weitem überwiegt, so günstig gestaltet, wie sie bisher noch nicht gewesen ist. — Hiernach ist also das ostelbische Deutschland und in ihm besonders der Nordosten erheblich schlimmer daran als der Westen, wo die großen Latifundien fehlen, der Grundbesitz normaler verteilt ist, der Bauerstand gerundet, überhaupt die Bevölkerung dichter ist und Verkehrs- und Absatzverhältnisse günstiger liegen und endlich keine Landarbeiterfrage existiert.

Mit der Schilderung der Ursachen und des Charakters der gegenwärtigen Krise schließt v. d. Goltz sein interessantes Buch, dessen Verbreitung in den Ostseeprovinzen, deren agrarische Verhältnisse mit den deutschen eng verwandt sind, sehr wünschenswert wäre.

Astaf v. Transehe.

Jeremias Gotthelf ein Pränaturalist?

Ein eigenartiges literarisches Schicksal knüpft sich an den Namen Jeremias Gotthelf. Albert Bitzius, Pfarrer zu Lützelflüh im Berner Emmental, wählte ihn zum Pseudonym, unter dem er eine ansehnliche Reihe von Büchern erscheinen ließ. Diese waren aus seiner Amtstätigkeit erwachsen, sie verfolgten praktische Ziele der Seelsorge und waren zunächst für die besonderen Verhältnisse der Schweiz und des Emmentals berechnet. Künstlerische Zwecke standen ihm durchaus im Hintergrunde, und jedenfalls stand seine Kunst

weit ab von dem, was damals, in den Tagen des jungen Deutschland und seiner Epigonen, von der Kunst gefordert wurde. In einer Zeit, da politisch-religiöser Liberalismus und Bildung fast gleichbedeutende Begriffe geworden waren, predigten sie Festhalten an den Satzungen und dem Glauben der Väter; es war in ihr nichts von geistreichem Raisonnement und auch nichts von romantischem Stimmungszauber. Jeremias Gotthelf schilderte das Bauernleben seiner Heimat mit einer resoluten Wahrhaftigkeit, die dem Geschmacke seiner Zeit roh und kunstlos erscheinen mußte; mit unverhohlen ausgesprochener Tendenz stellte er abschreckende Beispiele von Trunkenbolden, liederlichen Wirten, schlumpigen Mädchen usw. hin und anderseits Musterbilder von guten Wirten, treuen Knechten und frommen Mägden, immer mit deutlichem Hinweis auf das fabula docet. Selbst seine Sprache war mit ihrer Überfülle von Provinzialismen offenbar nur auf einen Leserkreis unter seinen engeren Heimatgenossen berechnet. Trotz alledem offenbarte sich in diesen Büchern eine so große und eigenartige Erfindungs- und Gestaltungsgabe, daß sie sich Aufmerksamkeit und Achtung in allen deutschen Landen und auch unter politischen und religiösen Gegnern erzwangen. Dann geriet Gotthelf für längere Zeit in Vergessenheit, bis in unsern Tagen das Interesse an ihm neu erwachte und seine Hauptwerke mehrfach in billigen Neuausgaben erschienen.

Der rührige Literarhistoriker Adolf Bartels hat ihm eine kleine Monographie* gewidmet, aus der ihn auch diejenigen bequem kennen lernen können, die vor der nicht ganz leichten Lektüre des ganzen Gotthelf zurückscheuen. Mit einer Darstellung des Lebensganges und einer Analyse seiner Werke ist in geschickter Weise eine Auslese besonders charakteristischer Stellen verbunden. Bartels wirft auf der ersten Seite seiner Schrift die Frage auf, wodurch die literarische Auferstehung Gotthelfs gerade in unsrer Zeit zu erklären sei, und beantwortet sie kurz dahin: Jeremias Gotthelf ist neben Balzac der Vater des Naturalismus; „aber freilich, fügt er hinzu, die Kinder wissen nichts von ihrem Vater.“ Und wenn sie auch von ihm wissen könnten, so wäre es doch noch zweifelhaft, ob sie ihn anerkennen wollten, denn gerade der Vergleich mit Balzac zeigt, wie weit der Naturalismus Gotthelfs von dem eigentlich so genannten absteht. Der Naturalismus Balzacs ist der Ausdruck eines künstlerischen Programms; Balzac wollte der Kunst neue Aufgaben weisen, neue Wege eröffnen, sie sollte das Bild der Gegenwart für zukünftige Zeiten festhalten, so daß die Werke der Dichter einst gleichsam ein Archiv für die rückblickenden Historiker, für den Geschichtsschreiber des Gesellschaftslebens bilden könnten. Darum vereinigte er auch seine Dichtungen in dem Sammelwerke

---

*) Ad. Bartels, Jeremias Gotthelf. Lpz. und Brln. G. H. Mayer, Heimatsverlag. Preis M. 2,50.

der „Comédie humaine“, das ein Universalbild des Frankreich seiner Zeit geben sollte, systematisch gegliedert nach Schauplätzen der Handlung und Berufsklassen der handelnden Personen. Vom Standpunkte der vornaturalistischen Kunst und Ästhetik konnte das nur als eine Verleugnung des eigentlich Künstlerischen angesehen werden, ein Übertrit in ein der Kunst fremdes Gebiet, das der Wissenschaft, während die Anhänger des Naturalismus in diesem natürlich das Prinzip der wahren Kunst sehen. Jeremias Gotthelf dagegen wollte, wie wir schon gesehen, weder der Kunst noch der Wissenschaft dienen; wenn seine Werke auch tatsächlich eine Enzyklopädie des Bauernlebens seiner Heimat bieten, so war ihm das ohne Absicht, von selbst zugefallen, weil er durch seine Seelsorge mit allen Schichten, allen Arbeiten, Freuden und Leiden des Bauernstandes bekannt und überall zu tätigem Eingreifen genötigt wurde. Und ähnlich verhält es sich mit den unleugbaren künstlerischen Vorzügen seiner Werke. Sie dienen nicht künstlerischen Absichten; sie sind aus dem Bestreben erwachsen, Lehren und Forderungen seinen Lesern recht eindringlich ans Herz zu legen.

Aber anderseits läßt sich eine auffallende Ähnlichkeit zwischen Gotthelf und den Naturalisten nicht verkennen, insbesondere den Naturalisten jüngster Formation, Zola und seiner Schule. Es ist das ein Beispiel dafür, wie sich aus verschiedenartigen Vorbedingungen gleiche Erscheinungen entwickeln können. Zola hat sich über die Ziele, die Ideale, die ihm vorschwebten, in seinen künstlerischen Schriften ausgesprochen, und es ist erklärlich, daß seine dichterischen Erfolge in weiten Kreisen als Wahrheitsbeweis für seine Kunsttheorie angesehen werden. Dabei wird stillschweigend vorausgesetzt, daß Theorie und Praxis sich bei ihm durchaus decken; aber wenn das auch selbstverständlich seine Absicht gewesen, tatsächlich läßt sich doch ein Widerspruch zwischen beiden oft genug erkennen. Zola will die Wirklichkeit genau so darstellen, wie er sie wahrnimmt, und verwirft all jene Umgestaltungsprozesse, die nach der älteren Ästhetik gerade das Wesen der Kunst bilden und deren Aufgabe man darin suchte, daß sie die dem Wirklichen zugrunde liegende Idee reiner und vollkommener als die Wirklichkeit ausdrücken sollten. In der Tat stößt man denn auch in den Romanen Zola's fort und fort auf Einzelzüge, die keinem künstlerischen Zweck im althergebrachten Sinne des Wortes dienen, die für den Fortgang der Handlung, die Charakteristik der Personen und ihrer Umgebung unwesentlich sind; der Dichter hat sie herangezogen, entweder weil sie ihm zufällig bei seinen Vorstudien für die Darstellung des betreffenden „Milieu“ entgegengetreten sind oder vielleicht auch, um recht drastisch darzutun, wie fern seine Kunst von allem Stilisieren und Idealisieren ist. So erklären sich wohl auch die vielen oft an den Haaren herbeigezogenen Widerwärtigkeiten und

Schmutzereien, die ihn empfindlicheren Gemütern ungenießbar machen. Aber auch abgesehen von dieser Besonderheit, die ja vielen als das Wesentliche bei Zola erscheint, ermüden seine Werke nur zu häufig durch das Überwuchern des Details, durch Einschaltung von interesselosen, öden Episoden. Und doch leuchtet durch alles Angehäufte eine originelle Dichterkraft hervor, die sich ungetrübt auch wieder in zahlreichen Episoden offenbart, in jenen Episoden, die man als Monumente naturalistischer Kunst zu zitieren pflegt. Es sind das namentlich dramatische Schilderungen von Massenbewegungen, von Krieg und Schlachten in „Le debâcle", oder die Grubenkatastrophe in „Germinal", oder die Börsenkrise in „L'argent", oder auch Schilderungen von grandiosen Massenwirkungen, der in den Markthallen von Paris aufgehäuften Lebensmittel etwa in „Le ventre de Paris", der „exposition en blanc" in „Au bonheur des dames". Gerade in diesen Schilderungen aber macht der Dichter, wenn auch unbewußterweise, der idealisierenden und stilisierenden Kunst jedenfalls recht starke Zugeständnisse. Wenn auch die Einzelzüge alle protokollarisch nach der Wirklichkeit aufgenommen sein mögen, so wie sie hier aufeinander folgen oder nebeneinander gruppiert sind, verraten sie aufs deutlichste die künstlerische Absicht, das „Durchscheinen der Idee durch die Form", wie eine platonisierende Ästhetik sagen würde. So erscheint uns Zola als ein bewußt schaffender, von fest formulierten Prinzipien ausgehender Künstler, der durch die Einseitigkeit seiner Theorie oft auf Irrwege verleitet wird, in dem aber dann doch schließlich der Dichter ebenso oft über den Kunstdogmatiker siegt.

Wenn man nun Jeremias Gotthelf mit Zola vergleicht, so tritt die Ähnlichkeit zwischen ihnen wohl weniger in ihren eigentlich dichterischen Vorzügen hervor, als vielmehr in der Unerschrockenheit, mit der beide Abstoßendes, physisch oder sittlich Ekelerregendes schildern. Aber bei Gotthelf ruht dieser Naturalismus auf ganz andrem Grunde, als bei Zola; als Seelsorger, der das Laster bekämpft, der zudem noch unter einem harten Bauerngeschlechte wirkt, mußte er ja ganz ungeschminkt und derb das Kind beim rechten Namen nennen, wenn seine Leser ihn überhaupt verstehen sollten. Deshalb wirken auch all diese Naturalia bei ihm nicht so widerwärtig wie bei Zola, weil sie nie zwecklos scheinen, weil man stets die ernste Absicht erkennt, der sie dienen. Freilich macht sich eine moralisierende Tendenz auch in den Romanen Zolas bisweilen bemerkbar, aber erst in den letzten, dem Zyklus „Les quatre Evangiles" angehörigen Werken tritt sie in den Vordergrund und erscheint doch auch hier immer verquickt mit den Zola eigentümlichen künstlerischen Tendenzen. Und gerade da, wo sich in Zola der Moralprediger enthüllt, zeigt sich besonders deutlich, wie ganz verschiedenen Welten der radikale Demokrat und Rationalist und

der strenggläubige, konservative Pastor angehören. Dieser Unterschied zwischen Zola und Gotthelf ist ja natürlich auch einem so guten Beobachter wie Bartels nicht entgangen, aber er läßt ihn hinter dem Übereinstimmenden zu weit zurücktreten, läßt das Unterscheidende unwesentlicher, das Gleichartige wesentlicher erscheinen, als es tatsächlich ist. Diese Einschränkung vorausgeschickt, müssen wir Bartels zugeben, daß sich aus Gotthelf wertvolle Einsicht in Wesen und Recht des Naturalismus in weiterem als dem Schulsinne schöpfen läßt, namentlich soweit er sich die Schilderung des eigenartigen Lebens in den Landschaften, unter den Volksstämmen angelegen sein läßt und so zur Bildung einer „Heimatkunst" beiträgt. Und noch nach einer andern Seite hin ist die Beschäftigung mit Jeremias Gotthelf lehrreich: es wird jetzt fort und fort wiederholt, daß es in der Kunst nur auf das Wie und nicht auf das Was ankommt, die verschiedensten Richtungen bemühen sich die reine Kunst, die Kunst um der Kunst willen in möglichst sublimierter Form darzustellen; da muß es doch zum Nachdenken stimmen, wenn man von dem vielen Verkünstelten, Unerquicklichen, Gehaltlosen, das diese Bestrebungen nur zu oft zutage gefördert, den Blick zurückwendet zu dem schlichten Mann, dem das Was so durchaus die Hauptsache war, das Wie nur ein Mittel zu diesem Hauptzweck, dem künstlerische Absichten ganz fern lagen und den doch ein von seiner Sache ganz erfülltes Herz den Höhen wahrer Kunst oft so nahe brachte.

K. Girgensohn.

Eugen Wolf, Vom Fürsten Bismarck und seinem Haus. Tagebuchblätter. Brln., E. Fleischel u. Ko. 1904. 232 S. m. 3 Portr. u. e. Faks. Preis M. 3.

Soviel auch über Bismarck geschrieben ist, solche Bücher, wie das obengenannte, kann es nie zuviel und nie genug geben. Der bekannte Weltreisende und Kolonialpolitiker hat in ihm seine persönlichen Erinnerungen an den großen Staatsmann niedergelegt, in dessen Hause er freundschaftlich verkehren durfte. Fast durchweg hat er sich darauf beschränkt, aus seinen Tagebüchern das auszuziehen, was sich auf den Fürsten Bismarck und seine nächsten Angehörigen bezieht. Es sind kurze, unter dem Eindruck des eben Erlebten entstandene Aufzeichnungen, die er uns mitteilt, ohne stilistische Ausarbeitung, ohne Raisonnement, und daran hat er recht getan. Denn noch immer ist es uns viel wertvoller, ihn selbst zu hören, als noch so fein pointierte Urteile über ihn. Wolfs Büchlein führt uns, gleich andern jüngst erschienenen Publikationen, Bismarck von einer Seite nahe, die in ganz besonderem Maße verunglimpfender Beurteilung ausgesetzt gewesen ist.

Männer, die die Proportionen des gewöhnlichen Menschentums überragen, deren Wirken in der Öffentlichkeit das Gepräge des Heroischen trägt, pflegt der Philister seinem Gesichtskreise näher zu bringen, indem er nach kleinen Schwächen bei ihnen späht, insbesondere in ihrem Privatleben; wo er solche gefunden zu haben glaubt, erscheinen sie ihm als eine Art von Kompensation, die ihm das Unbegreifliche und Bedrückende der genialen Persönlichkeit erträglich macht. So ist es seinerzeit Goethe ergangen, so in unsren Tagen Bismarck. Von beiden galt es lange als Axiom, daß sie groß nur in ihrem Schaffen, in ihren Werken seien und kleinlich in ihren persönlichen Eigenschaften. Wer an diesen eigentümlichen Zwiespalt nicht glauben wollte und hinter den großen Werken auch den großen Menschen suchte, galt für einen kritiklosen Bewunderer. Was Goethe betrifft, ist allerdings das Material zu seiner Beurteilung bereits so weit gesichtet, daß jene doppelte Buchführung ihm gegenüber sich überlebt hat; wer an ihr heute noch festhält, kennt die Quellen und die aus ihnen gewonnenen Tatsachen nicht oder will sie nicht kennen. Hoffen wir, daß Bismarck nicht so spät erst, wie Goethe, Gerechtigkeit findet. Dazu können besonders Bücher wie das vorliegende beitragen, in denen uns im Kreise seiner Hausgenossen seine edle und liebenswerte Persönlichkeit entgegentritt, deren Zauber sich keiner der ihm Nahestehenden hat entziehen können.

K. G.

Neuerschienene Bücher.

Lemme, Geh. Kirchenr. Prof. Dr. L., Das Wesen des Christentums und die Zukunftsreligion. 17 Reden üb. christl. Religiosität. Gr. Lichterfelde-Berlin. 219 S. M. 2.

Clemen, Prof. Dr. Karl, Die religionsgeschichtliche Methode in der Theologie. Gießen. 39 S. M. 0,80.

Troeltsch, Prof. D. E., Politische Ethik u. Christentum. Göttingen. 54 S. M. 1.

Wolff, Pfr. W., Wie predigen wir der Gemeinde der Gegenwart? Konferenzvortrag. Gießen. 54 S. M. 1.

Coniecki, O., Geschichte der Reformation in Polen. 3. Aufl. Lissa. 276 S. M. 2,50.

Zum Gedächtnis an Prof. Dr. D. Wilhelm Volck. Worte der Erinnerung von seinen Freunden. Lpz. 46 S. M. 0,75.

Sulze, Past. emer. D. u. Prof. Dr. Böhmert, Die Frage des Patronatsrechts u. die Wahl der Geistlichen durch die Gemeinde. Vorträge. Dresden. 23 S. M. 0,50.

Krahmer, Gen.-Maj. z. D., Die Beziehungen Rußlands zu Japan (mit bes. Berücksicht. Koreas). Lpz. 221 S. M. 6.

Rußland u. Indien. Auf Grundlage russ. u. engl. Quellen bearb. v. J. Sch. (Aus Streffleurs östr. milit. Zeitschr.) Wien. 104 S. M. 2,40.

Ostwald, Wilh., Abhandl. u. Vorträge allgem. Inhalts. Lpz. 468 S. M. 8.

Flynt, Josiah, Auf der Fahrt mit Landstreichern. A. d. Engl. v. L. du Bois-Reymond. Brln. 259 S. M. 3.

v. Reusner, ehem. Prof. M., Gemeinwohl u. Absolutismus. Brln. 142 S. M. 4.—

Michaelis, Curt, Prinzipien der natürl. u. sozialen Entwicklungsgeschichte des Menschen. Anthropolog.-ethnolog. Studien. (= Natur und Staat. Bd. 5.) Jena. 211 S. M. 3,50.

Hertz, Fr., Moderne Rassentheorien. Krit. Essays. Wien. 354 S. M. 5.

Maeterlinck, Maur., Der doppelte Garten. Deutsch von F. v. Oppeln-Bronikowski. Jena. 194 S. M. 4,50.
Schmidt, C. W., Das Wesen der Kunst, abgeleitet u. entwickelt aus dem Gefühlsleben des Menschen. Lpz. 171 S. M. 3,60.
Verworn, Max, Naturwissenschaft u. Weltanschauung. Eine Rede. Lpz. 48 S. M. 1.
Windelband, Prof. W., Geschichte u. Naturwissenschaft. Rektoratsrede. 3. Aufl. Strassb. 27 S. M. 0,60.
Heine, Realschuldir. Dr. R., Der Idealismus als Bildungs- u. Lebenselement. Eine sozialpädagog. Studie auf histor. Grundlage. Langensalza. 67 S. M. 1,20.

Münz, Dr. J., Goethe als Erzieher. Wien. 116 S. M. 2.
Schultz, W., Das Farbenempfindungssystem der Hellenen. Lpz. 277 S. m. 3 Taf. u. Abbild. M. 10.
Ilgenstein, Dr. H., Wilhelm v. Polenz. Ein Beitrag z. Literaturgesch. der Gegenwart. Brln. 94 S. M. 2.
Lamprecht, Karl, Deutsche Geschichte. Bd. VI, Abt. 2, Bd. 2: Neuere Zeit. Zeitalter des individuellen Seelenlebens. Freib. i. B. 482 S. M. 6.
Fournier, Aug., Napoleon I. Eine Biographie. Bd. I. 2. umgearb. Aufl. Wien u. Lpz. 328 S. M. 5.
Goetz, Prof. Dr. L. K., Das Kiever Höhlenkloster als Kulturzentrum des vormongolischen Russland. Passau. 242 S. M. 7.
Delbrück, Zur Jugend- u. Erziehungsgesch. des Kg's Friedrich Wilhelm IV. u. des Ksr's u. Kg's Wilhelm I. Denkwürdigkeiten ihres Erziehers. Hrsg. v. G. Schuster. 1. Teil. Brln. 114 S. M. 3.
v. Mittnacht, Staatsminister a. D. Dr. Frh., Erinnerungen an Bismarck Stuttg. 86 S. M. 1,50.
Lindner, Th., Allgemeingeschichtl. Entwicklung. Rektoratsrede. Stuttg. 24 S. M. 0,50.
v. Blumen, Gen.-Maj. K. Fr., Von Jena bis Neiße. Militär- u. kulturgesch. Bilder a. d. J. 1806—19. Tagebuchaufzeichnungen. Hrsg. von K. M. v. Unruh. Lpz. 262 S. M. 3,80.
Nieuwenhuis, Dr. A. W., Quer durch Borneo. Ergebnisse seiner Reisen i. d. J. 1894, 96—97, 98—1900. Unter Mitarb. v. Dr. M. Nieuwenhuis — v. Üxküll-Güldenbandt. 1. Tl. Leiden. 495 S. m. 97 Taf. u. 2 Karten. (Vollst. 2 Teile M. 42.)

Pückler-Muskau, Fürst, Andeutungen üb. Landschaftsgärtnerei, verb. m. der Beschreib. ihrer prakt. Anwendung in Muskau. (= Klassiker der Gartenkunst I, 3.) Brln.-Carlshorst. 3. Lief. m. 44 Ansichten u. 4 Plänen. M. 0,50.
Schneider, C. K., Deutsche Gartengestaltung u. Kunst. Zeit- u. Streitfragen. Lpz. 184 S. m. 4 Abbild. M. 4,50.
v. Samson-Himmelstierna, E., Tabelle über den Wert der Vollmilch bei verschiedenen Butterpreisen und bei bekanntem Fettprozent. Reval, Kluge und Ströhm. 7 S.
v. d. Goltz, Prof. Dr. Th. Frh., Agrarwesen und Agrarpolitik. 2. umgearb. u. durch ein Agrarprogramm vermehrte Aufl. Jena. 330 S. M. 7.

Schwindrazheim, O., Deutsche Bauernkunst. Hrsg. im Auftrage der Lehrervereinigung f. d. Pflege künstler. Bildung zu Hamburg. Wien. 168 S. mit Abbild. u. Taf. M. 12.
Stümke, H., Die vierte Wand. Theatralische Eindrücke und Studien. Lpz. 408 S. M. 6.
v. Lenbach, Frz., Gespräche u. Erinnerungen. Mitgeteilt v. W. Wyl. Stuttg. 160 S. Mit 1 Bildnis u. 4 bisher unveröffentl. Bildern. M. 3.

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Fr. Bienemann.

---

58. Band. — Jahrgang 46.

Heft 9.

September 1904.

Riga.

Verlag der Baltischen Monatsschrift.

Nikolaistraße 27.

Baltische Monatsschrift.

Erscheint monatlich in Heften von 5—6 Bogen; einmal jährlich zwei Hefte zusammen als Doppelheft.

Abonnements werden von allen deutschen Buchhandlungen entgegengenommen, sowie von der Expedition der „Baltischen Monatsschrift" in Riga.

Abonnementspreis: 8 Rbl. jährlich, direkt unter Kreuzband **9 Rbl.** (ins Ausland **20 M.**) pränumerando.

Insertionspreis: Die einmal gespaltene Petit-Zeile — 15 Kop. 1/1 Seite — 12 Rbl.; 1/2 Seite — 7 Rbl.; 1/4 Seite — 4 Rbl. Bei ganzen und halben Seiten im Abonnement auf 1/1 oder 1/2 Jahr entsprechende Ermäßigung.

Briefe und Beiträge sowie alle zur Besprechung in dieser Zeitschrift bestimmten Verlagswerke sind **an den Herausgeber der Baltischen Monatsschrift,** Riga, Nikolaistr. 27 zu richten.

Eine Besprechung unverlangt eingesandter Bücher kann nur nach Raum und Gelegenheit erfolgen.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Johann Friedrich La Trobe. Ein baltischer Musiker 129

Die Estländische Luxusordnung von 1780. Von **A. v. Gernet.** 000

Kulturgeschichtliche Miszellen: Eine Diskussion über Hexenprozesse vor 50 Jahren 170

Literarische Rundschau:

Paul Heyse als Dramatiker. Von **K. Stavenhagen** . . 000

Volkslieder. Von **E. v. Schrenck** 000

Anzeigen: (Goethes und Schillers Sämtliche Werke. Cottasche Jubiläumsausgabe. Von F. S. 184

Neuerschienene Bücher 188

Zur Schärfung des Sprachgefühls 190

* * *

Baltische Chronik vom 21. April bis zum 2. Juni 1904.

Nachdruck verboten.

Verantwortlicher Herausgeber und Redakteur Dr. Fr. Bienemann.

Дозволено цензурою. — Рига, 25 Сентября 1904.

Druckerei der „Baltischen Monatsschrift", Riga.

Johann Friedrich La Trobe
ein baltischer Musiker*.

Die Familie La Trobe stammt ihrer Tradition nach von dem südfranzösischen Geschlecht der Grafen Bonneval ab, das gelegentlich der Auffindung einer wichtigen Urkunde am Geburtstage eines neuen Erben sich den Namen La Trobe (provençalisch statt La Trouve) beigelegt haben soll. Die Familie hatte ihre Besitzungen in der Nähe von Montauban in Languedoc, verlor diese aber, da sie protestantisch war, durch die Aufhebung des Edikts von Nantes. Von drei Brüdern, die zu Ende des 17. Jahrh. lebten, blieben zwei in Frankreich und deren Nachkommen gelang es 1765 die verlorenen Besitzungen wieder zu gewinnen. Der dritte Jean Henri trat in die Dienste Wilhelms von Oranien und wanderte dann nach England aus. Hier pflegte er sich John Henry Bonneval de la Trobe zu nennen und starb im hohen Alter von 96 Jahren 1766 in Dublin. Seine Nachkommen waren arm, sie ließen den Grafentitel fallen und nannten sich einfach La Trobe. Einer seiner Söhne, Benjamin, studierte

*) Nachfolgende Skizze bildet im Wesentlichen eine Wiedergabe der 1846 niedergeschriebenen „Blätter der Erinnerung an J. Fr. La Trobe, den Künstler und den Menschen", deren Verfasser Woldemar v. Bock ein Schwiegersohn La Trobe's war. Sie befinden sich handschriftlich in der Bibl. der Gesellsch. f. Gesch. in Riga; ein kleiner Teil davon, der die Jugendzeit umfaßt, ist bereits 1848 im „Inland" (Nr. 10. 13. 15. 21) veröffentlicht. Unsre Darstellung ist ein Auszug daraus, der den Text, bald mehr, bald weniger sich an seinen Wortlaut anlehnend, teils in verkürzter und anders angeordneter Form widergibt, teils aber auch in erweiterter, wo sich die Möglichkeit bot, aus andren Quellen ergänzende Nachrichten herbeizuschaffen, was dann an den betreffenden Stellen jedesmal angemerkt wurde. FB.

Theologie zuerst in Glasgow, dann am Trinity-College in Dublin und schloß sich darauf, sehr gegen den Willen der Seinigen, der Herrnhuter-Gemeinde an. Er blieb seiner Überzeugung auch treu, als er vom Vater dafür verstoßen, von einem Onkel enterbt wurde. Er starb in hohem Ansehen 1782 als Superintendent der Herrnhuter-Gemeinden in England. Im J. 1757 hatte er sich mit Anna Margaret Antes vermählt. Von seinen drei Söhnen wurde der älteste, Christian Ignatius, Sekretär der Brüdergemeinde in London († 1836); der zweite, Benjamin Henry, Architekt und Ingenieur, ging nach Amerika in die jungen Vereinigten Staaten, wo er unter andrem die Domkirche und die Börse in Baltimore erbaute und die Schiffbarmachung des St. James-Flusses leitete, und 1820 als Inspektor der öffentlichen Bauten starb. Der dritte endlich ist Johann Friedrich, dem die nachfolgenden Blätter gewidmet sind.

Johann Friedrich La Trobe ist am 30. Mai / 10. Juni 1769 in Chelsea bei London geboren. Die erste Erziehung erhielt er in England; als dann sein Vater starb, wurde er, 13 Jahre alt, nach Niesky in die bekannte Herrnhuter Schule gegeben. Hier entwickelte sich, geweckt durch die sorgfältige Pflege, die dort der Kirchenmusik zuteil wurde, bei La Trobe schon frühzeitig ein großes musikalisches Talent, das sich anfangs freilich nur beim Chorgesang, dann aber nach einem gründlichen Unterricht im Generalbaß und auf der Orgel, besonders in der sicheren und kunstgemäßen Handhabung dieses Instruments zeigte; angeregt durch diesen Erfolg, eignete er sich aus eigenem Antrieb auch noch die Behandlung verschiedener Streich- und Blasinstrumente an. Gegen Ende der 80er Jahre ging La Trobe in die andre Herrnhuter Anstalt über, ins Seminar zu Barby im Magdeburgischen. Dem dortigen Direktor, der ein leidenschaftlicher Musikfreund war, hatte La Trobe es zu verdanken, daß er nun die verschiedensten Meisterwerke von Gluck, Bach, Händel und Mozart kennen lernte, bei deren Aufführung die Seminaristen selbst die Sänger und Musiker waren, wodurch ihnen das Verständnis für den Reichtum dieser Werke in ganz besonders nachhaltiger Weise aufgehen konnte. Sogar die Musik der Gluckschen Oper „Alceste" wurde aufgeführt, was in dem strengen herrnhutischen Seminar beinahe einer ärgerlichen Freigeisterei gleichkam. Aber das musi-

kalische Verständnis und der Enthusiasmus waren bei dem Direktor größer als jene Bedenken; wurde er doch, wie La Trobe später humorvoll zu erzählen wußte, von der Macht jener Gluckschen Musik oft so überwältigt, daß er den Strom seiner Tränen nicht zurückhalten konnte und dann wohl, als schämte er sich seiner „fleischlichen" Regung, sich abwandte und halb scheltend ausrief: Kinder, s'is man nix, s'is man nix! Kehrte aber der musikalische Abend wieder, so wurde „Alceste" doch wieder hervorgeholt.

Im Jahre 1790 trat La Trobe infolge eines Konflikts zwischen den Seminaristen und den Lehrern aus der Anstalt aus und schied damit auch äußerlich aus der Gemeinde der Herrnhuter, wenn er auch bis ins hohe Alter eine pietätvolle Sympathie für diese Gemeinschaft bewahrte. Da er nur ein sehr geringes Vermögen zur Verfügung hatte, entschloß er sich kurz zu dem Brodstudium der Medizin und bezog die Universität Jena. Vorher aber reiste er noch einmal in die Heimat nach England, um seine Mutter und seine Geschwister wiederzusehen und mit seinem selbständigen Schritt auszusöhnen.

Nach einem kurzen, aber genußreichen Aufenthalt bei den Seinen traf er dann im Oktober 1790 in Jena ein. Unter andern waren es besonders die Professoren Starke und Hufeland, die damals die medizinstudierende Jugend nach Jena zogen, und mit besonderem Eifer widmete sich La Trobe seinem Studium. Auch die Philosophie, durch Professor Reinhold, den Vorgänger Fichtes, vertreten, lockte den geistig regen und reichbegabten jungen Studenten, doch konnte sie ihn nur kurze Zeit fesseln; seinem künstlerischen, auf unmittelbare Anschauung und schöne Darstellung gerichteten Geist fehlte die Fertigkeit zu abstrahieren und kritisch zu analysieren. „Für mich sind all die Herren", schreibt er in einem Briefe an seinen Freund Lehrberg, „unverständlich; es fehlt mir an deutlichem Verstand der Terminologie und die verworrene Sprache der deutschen Philosophen verleidet mir das Studium ganz. Ich kann mich nicht enthalten zu glauben, daß die meisten sich selbst nicht verstehen und nur mit Worten Rechenexempel machen; denn was man klar versteht, muß man wohl einfach und doch bestimmt ausdrücken können. Da der Hume sich in der Hölle noch gleich bleibt, so hätte ich Lust ihn einmal vorzunehmen." Das tat er denn auch und der Skeptizismus David Hume's blieb fortan

der treueste Ausdruck seiner philosophischen Weltanschauung, dessen „Naturgeschichte der Religion" und „Untersuchungen über den menschlichen Verstand" blieben von nun an seine philosophischen Lieblingsbücher.

Seine pekuniäre Lage erlaubte ihm nicht einer der Studentenverbindungen beizutreten, überdies war er eine etwas zurückhaltende, nicht leicht sich anschließende Natur. Dennoch gewann er bald einen geistig lebendigen und anregenden Verkehr, in ihm auch eine ganze Reihe warmer Freunde, und mit manchem von ihnen ist er auch in der Folgezeit freundschaftlich verbunden geblieben. Da war zunächst Friedrich von Hardenberg, der später als Dichter unter dem Namen Novalis bekannt wurde, der „Prophet der romantischen Schule"; dann David Veit, den wir durch seine Freundschaft und seinen Briefwechsel mit der Rahel kennen; zwei Brüder Poelchau aus Livland, August Magnus[1] und Georg Johann, der nachmals Mitdirektor der Berliner Singakademie wurde[2] und noch bis kurz vor seinem Tode La Trobe aus seiner reichen Sammlung handschriftlicher klassischer Musikwerke manch' kostbaren Schatz zugänglich machte; ferner Ludwig Reinhold v. Stegemann[3], gleichfalls ein junger Livländer und später ein ausgezeichneter Arzt in der Heimat; Fr. Ludw. Lindner[4], ein Kurländer, der nachmals in den 20er Jahren des 19. Jahrh. zu den berühmtesten Publizisten Deutschlands gehörte; endlich Gabriel Jonathan Schleusner, der sich bald darauf in Jena als Privatdozent der Medizin habilitierte, aber schon nach

---

1) Geb. 1769, Sohn des Pastors Johann Daniel P. zu Kremon; † 1789 in Jena.

2) Geb. 1773 zu Kremon, † 1836. Er legte durch Ankauf der hinterlassenen Musikalien Phil. Eman. Bachs den Grund zu seiner großen und kostbaren Musikaliensammlung, die namentlich auch an Bachschen Autographen reich war. Sie wurde nach seinem Tode teils von der Singakademie, teils von der kgl. Bibliothek in Berlin erworben.

3) Geb. 1772 in Mitau, † 1845 in Stuttgart. — Seine Bekanntschaft mit La Trobe erwähnt Fehre, Leben und Schriften Fr. L. Lindners. Baltische Monatsschr. Bd. 42 (1895) S. 540.

4) Geb. 1770 in Dorpat, † 1849. Seit 1800 Landarzt bei Fellin, 1804 rigascher Kreisarzt, wurde dann an die Wolga und in den Kaukasus zur Besichtigung der Quarantaineanstalten gegen die Pest gesandt, 1813 Medizinalchef der russisch-deutschen Legion, 1815 erster Arzt im Hauptquartier des Fürsten Barklay de Tolly in Frankreich. Lebte später als praktischer Arzt in Dorpat und Walk.

wenigen Jahren, 1798, starb. Vor allem aber war es August Christian Lehrberg[1], mit dem ihn die herzlichste Freundschaft verband. Recht bezeichnend ist, wie diese Freundschaft entstand[2]. Lehrberg wünschte englisch zu lernen und wandte sich an La Trobe, den er übrigens bis dahin kaum mehr als dem Namen nach kannte. Der eckige Engländer antwortete ihm kurz: ich bin hier um zu lernen, nicht um zu lehren — und kehrte ihm den Rücken. Lehrberg ließ sich durch diese Antwort nicht abschrecken und wußte einige Tage darauf seinen Diogenes zu überreden. Aber wenn die beiden sich auch täglich sahen und fleißig englische Autoren mit einander lasen, es entspann sich keine Vertraulichkeit aus ihrem Umgang. Zufällig kam Pope's Universal Prayer an die Reihe. Der Engländer ärgert sich, daß die ungeübte Zunge des Deutschen dies Meisterwerk so holprig liest. Er nimmt hastig das Buch und spricht das herrliche Gebet im Tone der höchsten Rührung. Und nun entspinnt sich ein Gespräch über religiöse Dinge, in dem die beiden Jünglinge ihre Herzen aufschließen und ein jeder den andern erkennt: befreundete Seelen, denen nur der Berührungspunkt zur Vereinigung gefehlt hatte. Von dieser Stunde an blieben sie Freunde bis zum Tode.

Über seinem eigentlichen Fachstudium vernachlässigte La Trobe auch sein musikalisches Talent keineswegs. An der Hand von Kirnbergers „Kunst des reinen Satzes“ gab er sich fleißigen Studien hin; namentlich waren es auch die Werke von Gluck, Bach und Händel, mit denen er sich eifrig beschäftigte. Jetzt entstanden auch schon mehrere eigene Kompositionen, meist mehr lyrischen Charakters, darunter eine 4stimmige Trauerkantate auf den Tod des Freundes August Poelchau, der sich 1792 in Jena erschoß, und die Komposition von Goethes „Fischer“. Viele dieser kleinen Tondichtungen sind später im Manuskript verloren gegangen, einige aber auch im Druck erschienen, so „Zwölf Variationen für's Klavier“, die er seinem früheren Lehrer in der Herrnhuter Schule Johann Gambold widmete.

---

[1]) Geb. 1770 in Dorpat, † 1813. Studierte Theologie, ging später jedoch zu historischen Studien über und wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Petersburg.

[2]) [Parrot's] Biograph. Notizen über Lehrberg S. XXIV. (= Einleit. zu Lehrbergs Untersuchungen z. Erläut. der ält. Gesch. Rußlands. Pbg. 1816.)

Auch für die Malerei hatte er ein hübsches Talent, das in der landschaftlich schönen Umgebung Jenas mannigfache Anregung fand und das er während seiner Studienjahre eifrig zu entwickeln strebte, wenn er es auch freilich nicht sehr weit über dilettantische Versuche hinausbrachte. Immerhin hat selbst Goethe für seine Zeichnungen anerkennende und ermutigende Worte gefunden. Bald nachdem La Trobe Jena verlassen, hatte Schleusner sie Goethe vorgelegt und konnte dem Freunde darüber schreiben: „Goethe ist hier, er hat Deine Bilder gesehen, er lobte den artigen Pinsel — das sind seine eigenen Worte —, auch vieles in der Zusammenstellung, er tadelte aber, daß sie noch kein Ganzes ausmachten, und sagte, daß in einer guten Schule Du viel werden müßtest.“

Über allen diesen geistigen Genüssen waren es auch noch Erlebnisse von ganz andersartiger Bedeutung, die in diese Zeitepoche fielen und in die La Trobe mit hineingezogen wurde. So fand am 19. Juli 1792 der bekannte Auszug der Jenenser Studentenschaft unter Anführung des Livländers Heinrich v. Dahl nach Nora bei Erfurt statt. La Trobe war aus pekuniären Gründen verhindert, sich den Ausziehenden anzuschließen, doch sollte er trotzdem eine gewisse Rolle bei dieser Gelegenheit spielen, denn dank seiner stattlichen Figur und einem Paar neuer hirschlederner Beinkleider wurde er von den zurückgebliebenen Studenten erwählt, diesen voran die Fahne zu tragen, als die am 23. Juli wieder nach Jena Zurückkehrenden von ihren Kommilitonen feierlich eingeholt wurden. Auch bei einer andern ziemlich stürmisch verlaufenden Begebenheit scheint La Trobe persönlich beteiligt gewesen zu sein. Unweit Jena, zum Besitztum des Grafen Hardenberg auf Weißenfels gehörig, befand sich ein von den Studenten oft besuchtes Wirtshaus, dessen Inhaber sich gelegentlich ihren heftigen Zorn zugezogen hatte und dieses mit vollständiger Zerstörung seines Hauses büßen mußte. Der junge Hardenberg selbst war als erster auf dem Dache.

Die Ferien wurden von den Studenten häufig dazu benutzt, reitend die nähere Umgebung Jenas sowohl, als auch weiter entfernte Orte zu besuchen; so ritt auch La Trobe häufig mit Hardenberg nach Weißenfels zu dessen Vater und besuchte auch Leipzig in dieses Freundes Gesellschaft. Im Sommer 1792 reiste er, einer Einladung folgend, mit einem andern Freunde, W., nach

Braunschweig in dessen Elternhaus, wo ihm das für ihn so seltene und besonders große Glück zuteil wurde, ein wohltuendes, freundliches Familienleben kennen zu lernen, das er ja seit seinen frühesten Knabenjahren nicht mehr kannte. Freilich wurde diese schöne Zeit auch verhängnisvoll für ihn, denn er erkannte bald, daß die eine der Töchter ihm eine warme Neigung einflößte; er hielt sie für unerwidert und beschloß darum diese Zeit, die er in einem Briefe an Lehrberg seine „glücklichsten Tage“ nennt, in trauriger und mutloser Stimmung. Einige Zeit danach führte der Professor der Rechte, Hufeland, diese von La Trobe still Geliebte als seine Gattin heim, und während des Verkehrs in diesem Hause, von dem er sich nicht gut zurückziehen konnte, wurde es ihm bald klar, daß er wohl Gegenliebe gefunden hätte. Nun aber verstand er es, bei seinem streng rechtlichen Charakter, doch einen Verkehr herzustellen, der nach allen Seiten befriedigend wirkte, und das Mittel dazu war die Musik. Hufeland selbst spielte Klavier und seine Gattin sang, das gab ein erfreuendes gegenseitiges Genießen, denn La Trobe konnte nun seine Lieder nicht nur vortragen hören, er fand auch viel Anregung zu neuen Kompositionen. Mit der Zeit entwickelten sich aus diesem gemeinsamen Musizieren regelmäßige Abendunterhaltungen im Hufelandschen Hause, und Goethe, der hier häufig ein und ausging, fand bald Gefallen an dem jungen La Trobe; er lud ihn sogar mit einigen andern Jenaer Freunden zu sich nach Weimar ein. Goethe war bei dieser Gelegenheit der liebenswürdigste Wirt, unterhielt seine Gäste aufs beste, führte sie nach Tisch in seinen Garten, wo den am Spalier gereiften Trauben zugesprochen wurde, und forderte sie schließlich auch noch auf, mit ihm ins Theater zu fahren, wo „Claudine Villabella“ gespielt wurde; für Plätze hatte er selbst gesorgt. — Auf La Trobes Beziehungen zu Goethe wird später noch zurückzukommen sein.

Mit Beginn des Jahres 1793 waren La Trobes medizinische Studien soweit gediehen, daß er an das Schlußexamen und die Promotion denken konnte, doch reichten zu letzterer seine außerordentlich knappen Mittel nicht aus; was er sich durch englische Sprachstunden und Musikunterricht in seiner freien Zeit verdienen konnte, hatte eben nur für das Notwendigste hingereicht. Eine Bitte um Unterstützung an seinen Bruder in England mußte dieser abschlägig beantworten und so konnte La Trobe nicht umhin, nach

vorzüglich absolviertem Examen die Promotion hinauszuschieben und sich nach einer Erwerbsquelle umzusehen, um sich die Mittel dazu zu verschaffen.

Da traf es sich, daß sein Freund Lehrberg beauftragt wurde, sich nach einem geeigneten Hauslehrer für den Besitzer von Heimthal in Livland, Peter v. Sivers, umzusehen. Er dachte sogleich an La Trobe, und schlug ihm vor, die Stelle anzunehmen. La Trobe sagte, wenn auch schweren Herzens, zu. Freilich machte ihm Professor Hufeland das Anerbieten, von ihm die Mittel zur Promotion anzunehmen, er könne ihm dann auch gleich eine Anstellung als Burgphysikus auf Burg Friedberg bei Frankfurt als sicher in Aussicht stellen. Aber so verlockend dieser Vorschlag war, La Trobe konnte sich doch nicht entschließen, darauf einzugehen; erstens hatte er sich schon in Livland gebunden und zweitens fiel es seinem Selbstgefühl zu schwer, eine Unterstützung gerade von dieser Seite anzunehmen, und so trat er denn im Spätherbst 1793 seine Reise nach Livland an — nicht ganz leichten Herzens, wurde er doch dem wissenschaftlichen, künstlerischen und literarischen Leben gar so weit entrückt.

Auf der Durchreise hielt sich La Trobe einige Zeit in Berlin auf, und diese Tage wurden ihm für sein ganzes weiteres Leben von großer Bedeutung. Zwei Institutionen waren es vornehmlich, die ihn zu diesem Aufenthalt bestimmt hatten: einmal das Opernhaus mit herrlichen Aufführungen, besonders der Gluckschen Opern — hier hörte er zum ersten Mal in vollständiger Aufführung und Darstellung Glucks „Alceste" und vergoß dabei Tränen musikalischer Begeisterung —; und dann die allerdings in ihren ersten Anfängen stehende Singakademie, die aber doch schon unter der Leitung ihres Gründers Karl Fasch, eines damals rühmlichst bekannten Musikers und Komponisten, einen bedeutenden Namen hatte. La Trobe gelang es sowohl Fasch[1] selbst, als auch dessen Schüler und Gehilfen Karl Friedr. Zelter kennen zu lernen, und warme Freundschaft hat

[1]) K. Fr. Chr. Fasch (1736—† 1800), wurde 1756 als Kammermusikus in den Dienst Friedrichs d. Gr. nach Berlin berufen, wo er abwechselnd mit K. Ph. E. Bach des Königs Flötensoli zu begleiten hatte. 1756—58 Kapellmeister; gründete 1792 aus einem kleinen Gesangverein die Berliner Singakademie, die ein Vorbild für viele ähnliche Vereine in Deutschland wurde. Seine Kompositionen sind heute wohl alle vergessen.

ihn für sein ganzes Leben mit letzterem verbunden. Das war von allergrößtem Einfluß besonders auf seine musikalische Entwicklung. Zelter wurde nach dem 1800 erfolgten Tode Fasch's dessen Nachfolger als Direktor der Singakademie (1800—32), erhielt bald darauf den Professortitel und hat sich als fleißiger Komponist, namentlich von Männerchören, ein großes Verdienst erworben (1758—† 1832). Sein Schüler war Felix Mendelsohn.

Auf seiner weiteren Reise nach Heimthal hielt sich La Trobe eine zeitlang auch in Riga auf. Hier lernte er den Maler und Dichter Karl Graß kennen, der sich mit einer schwärmerischen Freundschaft an ihn schloß, die für La Trobe von unschätzbarem Wert wurde. Er fand durch ihn nicht nur mitten in der Fremde einen Anhaltspunkt für die Erinnerung, denn Graß hatte vor ihm auch in Jena studiert, war vielleicht sogar dort noch mit ihm, wenn auch nur kurze Zeit zusammen gewesen, sondern Graß war auch mit dem Heimthalschen Sivers befreundet und kannte die dortigen Personen und Verhältnisse. Und dazu waren ihre Interessen in künstlerischer Hinsicht dieselben. Sie lasen damals den „Tasso“ zusammen. Wie bezeichnend für ihre empfängliche Seelenstimmung ist, daß Graß, in der Erinnerung an die gemeinsam verlebten Tage schwelgend, ihm bald darauf schreibt: „Solch ein Buch ist wie der Frühling, immer schön, wenn man ihn noch so oft erlebte. Ich würde nur halb genießen, wenn ich nicht bei jeder Lesung an Dich dächte, Du stehst mir vor Augen, Du liesest mir vor und ich höre Deinen Ton und das Mitgefühl in demselben.“ — Durch Graß war er auch in dessen Freundeskreis bekannt geworden, so mit Garlieb Merkel, mit dem späteren kaiserlich russischen Leibarzt und Geheimrat Dr. Beck, wohl auch mit dem Dichter Samuel Andreae, der damals eben in Riga die ersten Gesänge einer großen epischen Dichtung herausgab; er hatte ebenfalls in Jena studiert und wurde nachmals Pastor in Narva († 1823); und mit manchen andern. Es war ein lebhaft angeregter Kreis von geistvollen und freisinnigen jungen Männern, die voller Interesse über die „aufgeklärten“ Zeitideen diskutierten und für Humanität und Freundschaft schwärmten, die begeistert Schillers „Lied an die Freude“ sangen und dabei, wie Graß einmal schreibt — auch La Trobe war damals (1794) dabei gewesen — „allen Mißmut vergaßen“.

Von Riga ging's dann endlich weiter, dem eigentlichen Ziele, Heimthal entgegen. Unterwegs suchte er auf Graß' Veranlassung noch dessen intimsten Freund auf, Joh. Wilhelm Krause, den späteren Dorpater Professor der Ökonomie und Architektur, der damals Hofmeister beim Grafen Ludw. Aug. Mellin war. Über diesen Besuch hat Krause interessante Aufzeichnungen in seinem Tagebuche[1] gemacht, in denen uns die Persönlichkeit La Trobes lebendig entgegentritt.

„Im November des J. 1793", erzählt er, „erschien La Trobe und brachte Grüße, Zeichnungen und Briefe aus Riga von Graß. Hoch und stattlich gebaut, mit herrischem Anstande, kurz und bestimmt in Wort und Geberde, gab er sich als Becks und Graßens Kameraden an, der, von letzterem angewiesen, auf seiner Reise nach Heimthal die empfohlene Bekanntschaft mit mir jetzt machen wollte. Graßens Brief sprach herzlich von dem Engländer, der durch Philosophie und tüchtiges Studium der Medizin der Herrnhutischen Kopfhängerei entronnen sei, um als Hofmeister zum Herrn von Sivers zu gehen. Dies Wenige gab denn doch eine Basis zur Unterhaltung. Graßens Treiben und Wesen gefiel La Trobe nur teilweise; das Zeichnen sei allzu unbestimmt und flüchtig, nur geldeinbringend, ebenso auch seien die rhapsodischen Dichtereien, Predigten, Reflexionen, alles viel zu viel, dazu reiche seine Kraft nicht hin. Und da er, sagte La Trobe, vom Streben nach Gewinn, von Geist und platonischer Liebessehnsucht, von philosophischen Entbehrungen und happigem Genusse, wie vom Ehrgeiz, in allem etwas Rechtes zu sein, getrieben und gespornt wird, so gerät er mit seinem besseren Selbstgefühl in Streit und wird unsicher für sich und andre. Wie von ungefähr setzte er sich ans Klavier, ein paar Gänge und Akkorde deuteten auf Fertigkeit. Dann schweifte sein Blick an den Wänden umher und unwillkürlich durchliefen die Finger die Modulation des alten Liedes: „Ich klage hier" mit unendlicher Lieblichkeit. Das Klavier redete hier ganz anders als unter meinen und aller derer Händen, die es je berührt hatten. Das verkündete den Meister, zugleich aber auch den Wink, keine Bitte um Fortsetzung zu wagen. Dann stand La Trobe würdevoll auf, stemmte beide Hände auf die Hüften, überlief Zimmer,

[1]) Vgl. Bilder aus Altlivland. „Balt. Monatsschr." Bd. 52 (1901), S. 108 ff.

Anordnung und Ameublement mit einem Blicke, lugte nach der Aussicht und äußerte halb für sich: man kann in der elendsten Hütte, mit sich einig, recht zufrieden leben. Wohnen alle livländischen Hofmeister so? fragte er, innerlich besorgt, kennen Sie Heimthal und den Herrn von Sivers? Ich gab, was und wie ich es wußte; in meiner Seele kämpfte Widerwille gegen die scheinbare Anmaßung und Superiorität mit einem sanft hinneigenden Gefühl der Achtung. La Trobe durchlief meine Zeichnungen, Bücher und Notensammlung ohne Ja und Nein, als lauter Bekanntes und Unwertes. Ein paar hingeworfene Bemerkungen von mir über Herrnhut, Bertelsdorf und Niesky machten ihn wohl aufmerksam. Ja, sagte er, Natur und Kunstfleiß sind da wohl schön, erreichen aber die Schönheiten von Leeds und Manchester nicht, so viel mir noch aus den Kinderjahren vorschwebt. Ich meinte, daß die Verschiedenheit der Länder und Völker, der Grad ihrer Kultur und Wohlhabenheit dem aufmerksam fühlenden Menschen überall lieb und wert sein müsse. Die Augen wurden La Trobe klar und wie kleinlaut fiel er ein: diese 50 Werst von Riga bis hierher sollen doch nicht den Maßstab für das ganze Land geben? Martin rief zum Abendessen; ich orientierte meinen Gast in der Eile. Er gefiel, die alte [blinde] Landrätin bat ihn neben sich, sie befühlte ihn und sagte: Ihre Stimme gefällt mir, Sie müssen groß sein, und so gab sie sich oft in ihrer Art offen und freundlich, obgleich manche seiner scharfen Äußerungen vom gewöhnlichen Weltton abwichen. Die Gräfin war holdselig, besonders gegen mich, während ich viel mit Amalie sprach. La Trobe sehnte sich nach Ruhe. Morgen muß ich meinem Schicksal wieder einen Schritt näher treten, sagte er und empfahl sich. Ein einfaches, reines Bett erfreute ihn. Wir rauchten im Bett eine Friedenspfeife; es blitzten heitere Ideen und starke Gefühle mitunter auf. Beim Erwachen fühlte er sich freundlicher und leichter gestimmt; eine Pfeife und eine Tasse Kaffee im Bett ist ein solamen miseris (ein Trost für Unglückliche), meinte er, ein Freund, ein Buch dazu, köstlich! Aber ich muß fort, doch wie? Nun, Livlands Hospitalität ist ja dick belobt. Das von dem Morgenlicht beglänzte Wäldchen lockte ihn aus dem Neste; es war seit langer Zeit der erste freundliche Strahl, aber er war nur von kurzer Dauer; Gott bewahre, daß dies ein Analogon meiner hiesigen Tage sei! meinte er. Martin räumte auf

und brachte das Frühstück; die Equipage der alten Landrätin hielt vor der Tür. Vor dem Klavier stehend, spielte La Trobe den Choral „Befiehl du deine Wege“; bedeutender konnte man nicht scheiden, und ich war ihm für immer gewonnen. Ich brachte ihn nun auf die Postierung; wir trennten uns mit dem Wunsch: auf Wiedersehen!“

* * *

Heimthal, wo La Trobe vom Gutsherrn in der freundlichsten Weise begrüßt wurde, war seiner Lage und Umgebung nach vielleicht einer der geeignetsten Orte Livlands, um jemand, der aus einer der lieblichsten Gegenden Deutschlands kam, das Vermissen dessen, was er verlassen, ein wenig zu erleichtern. Die ganze Umgebung mochte ihn wohl an Thüringer Landschaften, in verkleinertem Maßstabe, erinnern: ein wellenförmiges Hügelland, durchfurcht von langen sanftgewundenen, von schmalen Bächen durchströmten Talgründen, reich geschmückt mit dem mannifaltigsten Baumwuchs, der die allmählich zu grünen Wiesen niedersteigenden Talwände bekleidet. Hier liegt auf einem Hügel inmitten herrlicher Baumgruppen, gleichsam in einem natürlichen Parke, wie Jegor v. Sivers es nachmals geschildert hat [1], Heimthal, das „im Schmucke der üppigsten Birken, Eichen, Ulmen, Tannen, Eschen, Linden, Kiefern, Ahorn, sibirischen Zedern, mit seinem Blumen- und Rosengarten, mit seinen Höhen und Schluchten, seinen rauschenden Quellen, seinen malerischen Stauungen, mit seinem stattlichem Wirtschaftshofe, der unter Laubgruppen verstreut den Ausdruck trockner Prosa verlor, wohl unter die anziehendsten Punkte Livlands zählen darf.“

Damals freilich, als La Trobe hier sein Amt als Hofmeister antrat, waren von alledem kaum mehr als die ersten bescheidenen Anfänge vorhanden. Heimthal war noch eine ganz junge Schöpfung. Früher Kurwitz genannt, war es bis vor kurzem eine Appertinenz von Eusekull gewesen und erst 1789 infolge einer Erbteilung zu einem selbständigen Gute erhoben worden, das dann 1793 von seinem Besitzer Peter Reinhold v. Sivers in Erinnerung an seine verstorbene Braut Luise Heimenthal seinen neuen Namen erhielt. Der Waldreichtum der nächsten Umgebung war der Jagd besonders

[1]) Heimthal. Im Album balt. Ansichten (1866) Bd. II.

günstig gewesen und so war Kurwitz bisher vorzugsweise als Jagdareal benutzt worden; daher war hier auch kein großes, für ständigen Aufenthalt berechnetes Gutsgebäude vorhanden, sondern bloß ein schlichtes hölzernes Jagdhaus, auf einem hochgelegenen Platze mitten im Walde, dessen Bäume sich dicht an das Häuschen herandrängten. Dem neuen Gutsherrn erwuchs so die Aufgabe, von diesem romantischen, aber noch halb wüsten Punkte aus sich seine ländliche Welt selbst zu schaffen. Nicht nur wurden neue Wirtschaftsgebäude aufgeführt, der Garten erweitert und in sorgliche Pflege genommen, — die schluchtenreiche Bodengestaltung und die reiche Vegetation forderten gleichsam stillschweigend dazu heraus, mit Axt und Spaten im Schatten der herrlichen alten Bäume Wege anzulegen, Durchsichten durch den geschlossenen Wald nach den freundlichen, tiefer gelegenen Talwiesen auszuhauen, Fernblicke zu gewinnen übers wellige Land bis weit hinaus zu den Holstferhofschen „blauen Bergen“, die vielen dem feuchten Waldgrunde entrinnenden Quellen aufzufangen, kurz aus der stillen Wildnis des Waldes mit schonender Hand und kunstverständigem Sinn eine köstliche Landschaft zu schaffen. Und dem feinen Verständnis und der rastlosen Arbeit Peter v. Sivers' ist das auch im Laufe der Jahre in reichem Maße gelungen.

In alter Zeit, so ging die Sage unter den Leuten, hatte hier eine Waldkapelle gestanden. In der Nähe des Jagdhäuschens, mitten in dem es umgebenden Urwald, stand noch ein altes granitenes Kreuz, halb im Boden versunken, verwittert und moosbedeckt. Und als man nun daran ging, den Wald zu lichten, trat auch eine Anzahl mächtiger Baume in eigentümlich symbolischer Gruppierung hervor: sieben uralte, in Kreuzesform gepflanzte Linden, die, zum Teil schon hohl, mit ihren grünen Wipfeln den ringsum wild aufgeschossenen Wald in ungebrochener Lebenskraft weit überragten [1]. Man ließ sie sorgsam stehen und sie stehen zum Teil noch heute stattlich da. Das Kreuz wurde später wieder aufgerichtet und darunter die vielen menschlichen Gebeine gebettet, die man bei den Rodungsarbeiten gefunden. Eine Sepiazeichnung von der Hand Joh. Wilh. Krauses aus dem J. 1795, die in der Rigischen Stadtbibliothek aufbewahrt wird [2] — wir geben sie auf

[1]) S. auch Jegor v. Sivers, Heimthal. Im Album balt. Ansichten. Bd. II.
[2]) In der Brotzeschen Sammlung.

Heimthal im Jahre 1795. Nach einer Sepiazeichnung von J. W. Krause.

Digitized by Google

der vorstehenden Seite in Federzeichnung wieder —, zeigt uns den Platz und das alte, nur wenige Jahre später durch eine Feuersbrunst vernichtete Häuschen, wie sie damals aussahen, als auch La Trobe in Heimthal weilte und an den Verschönerungsarbeiten mit künstlerischem Blick lebhaften und tätigen Anteil nahm. Das ergab sich fast von selbst aus den freundschaftlichen Beziehungen, die ihn bald mit Sivers verbanden, aus der beiden gemeinsamen Liebe zur Kunst und Natur.

In Peter Reinhold von Sivers fand La Trobe einen feingebildeten, von den vielseitigsten Interessen erfüllten Mann und einen guten und edel denkenden Menschen. Damals 33 J. alt, hatte er in Leipzig studiert und war seit kurzem — es ist die Zeit der Statthalterschaftsverfassung — Pernauscher Kreismarschall. Er wurde später auch Oberdirektor des Livl. Kreditvereins, Mitglied der Ökonomischen Sozietät, dann Deputierter des Pernauschen Kreises und 1818 livländischer Landrat; er starb 1835, nachdem er seines hohen Alters wegen diesen Posten niedergelegt. Wie seine Brüder, die Landräte Friedrich v. S. zu Rantzen und August v. S. zu Eusekūll, war er ein überzeugter und hingebender Verfechter der Aufhebung der Leibeigenschaft. Bei seinen Vorschlägen zur Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse, so schildert ihn eine spätere kurze Charakteristik[1], „trat er niemals leidenschaftlich und stürmisch, sondern stets ruhig und milde auf, ohne daß dadurch seine ausdauernde Energie beeinträchtigt worden wäre. Alles mußte er selbst probieren und erfahren, ehe er sich ein Urteil erlaubte. So soll er einmal, um recht inne zu werden, wie einem armen estnischen Bauerknecht bei der schweren Arbeit und Entbehrung zu Mute sei, die Rolle eines solchen übernommen und eine ganze Woche hindurch oder noch länger durchgeführt haben. Kleidung, Nahrung, Schlafstätte, alles war der Rolle angemessen. Mit Tagesanbruch war er in der Mitte seiner Gefährten bei der Arbeit und teilte gewissenhaft mit ihnen alle Strapazen, bis die Abendglocke verkündigte, daß das Pensum für den Tag abgemacht sei. Nachdem er seine Probe ehrlich und redlich bestanden hatte, wußte er allerdings, was er wissen wollte, und unsre Leser wissen es sicherlich auch, welche Folgen daraus für die Heimthalschen

[1]) Charakterskizzen aus Livland. Inland 1849, Sp. 122.

Bauerknechte erwuchsen. — Bei dem praktischen Sinn, den er besaß, lebte der vorurteilsfreie Mann beständig geräuschlos schaffend, jedermann, der ihn um Beistand ansprach, ein wohlwollend belehrender Ratgeber, seinen Bauern ein Vater, in seinem gastlichen Heimthal stets an sich fortbildend mit derselben Gründlichkeit in Künsten und Wissenschaften, deren warmer Verehrer er war."

Und es waren der Gebiete sehr viele, denen er sein Interesse schenkte und mit denen er sich zu verschiedenen Zeiten beschäftigte: Literatur, Philosophie, Geschichte, aber auch Physik, Botanik, Mineralogie, rechtswissenschaftliche und kameralistische Studien. Der Buchhandel war damals in Livland noch wenig entwickelt und so verschaffte man sich die nötigen Bücher oft durch Vermittlung ausländischer Freunde und Bekannten. Für P. v. Sivers besorgten das häufig Freunde La Trobes, Schleusner und nach dessen Tode der Jurist Hufeland. Sogar Goethe ließ sich einst bereit finden, auf Schleusners Bitte, den Sivers darum angegangen, Auskunft über die zum Studium der Baukunst erforderlichen Werke zu erteilen [1]. Das war 1797; Goethe faßte in Form eines Briefes an Schleusner einen förmlichen Aufsatz ab über die darin vorhandene Literatur, den er mit den Worten schloß: „Ich wünsche, daß dieser unvollkommene Aufsatz Ihrem Herrn Korrespondenten nützlich sein und ihm Anlaß geben möge, uns seine Bedürfnisse näher anzugeben, ich werde mit Vergnügen das weitere, was mir bekannt ist, mitteilen." Ob Sivers von diesem Anerbieten hernach Gebrauch gemacht hat, wissen wir nicht.

Das lebendigste Interesse brachte er auch der Kunst entgegen, vornehmlich der Malerei, in der er sich auch selbst als Dilletant versuchte. Hierin traf er bei La Trobe, wie wir bereits wissen, auf die gleiche Neigung und Liebhaberei; sie förderten sich gegenseitig und regten sich an und wurden beide wiederum angeregt durch den gemeinschaftlichen Freund Karl Graß, der ihnen aus Riga die nötigen Utensilien zu besorgen pflegte. Fleißig wurde gemalt und gezeichnet, und manches anmutige Landschaftsbild von La Trobes Hand nach Motiven aus der nächsten Umgebung wurde noch lange in Heimthal bewahrt und findet sich wohl auch noch heute dort vor. Man suchte Vertiefung und Belehrung auch

---

[1]) Vgl. Zur Biographie des weil. livl. Landr. P. K. v. Sivers. Inland 1845, Sp. 805 ff.

anderswo, mit der schwärmerischen, erörternden, maniristischen Gründlichkeit, wie sie oft den künstlerischen Dilletantenkreisen jener Tage eigen war. Wenige Jahre später knüpfte Sivers — noch weilte La Trobe unter seinem gastlichen Dach — einen Briefwechsel an mit dem Landschaftsmaler und braunschweigischen Gallerieinspektor Joh. Fr. Weitsch, den auch La Trobe auf seiner Reise nach Deutschland 1795, von der weiterhin noch die Rede sein wird, aufgesucht hatte, wie auch mit dessen Sohn Friedr. Georg, dem preußischen Hofmaler und Rektor der Akademie zu Berlin[1]. Der Wunsch nach technisch lehrreichen Vorbildern hatte ihn im Frühjahr 1799 veranlaßt, durch Vermittlung einer Frau von Stackelberg beim alten Weitsch einige Bilder zu bestellen. Dieser antwortete, berichtete über seine eigene Entwicklung und gab ihm dabei auch allerlei freundliche Ratschläge. „Sie sehen hieraus", ermutigte er ihn, wohl mit etwas übertriebenem Optimismus, „daß es möglich ist, auch ohne Anweisung wohin zu gelangen. Da Sie nun bei Ihnen noch einen Freund der Kunst an H. Dr. La Trobe haben, so wird es beiden glücken, zu Ihrem Vergnügen nicht [nur] erträgliche Sachen zu machen, sondern durch diese Aufmunterung werden Sie Meisterstücke darstellen können. Ich bitte Ihnen aber recht sehr, folgen Sie ja nicht meiner Arbeit zu sehr, sehen Sie ja auch andere gute Meister an. Wollen Sie nach meiner Arbeit etwas machen, nehmen Sie immer das heraus, was Ihnen scheint der Natur am nächsten zu kommen. Da Sie dort so schöne majestätische Eichen haben, zeichnen Sie die ab, es kommt immer von der Natur was herein. . . . Wenn meine Stücke . . . zur Aufmunterung dienen, so soll es mir eine herzliche Freude sein, und so Sie einigen Rat verlangen, so äußern Sie nur worin. Mit dem größten Vergnügen werde ich mit raten. Da aber der H. Dr. La Trobe bei mir war, warum gab der sich nicht mehr bloß, so hätten wir doch von Farben noch etwas sprechen können."

Dieser Briefwechsel hält bis zum Tode des alten Weitsch († 1803) an, der damals ein recht beliebter Landschafter war und namentlich in seinen Eichenwäldern und Viehgruppen geschätzt wurde. Auf Sivers' und La Trobe's Anregung mag es vielleicht

---

[1]) Vgl. Inland 1846 Nr. 34. 35. 38. 40.

auch zurückzuführen sein, daß mehrere Gutsnachbarn sich damals gleichfalls Bilder von Weitsch malen ließen, so der Staatsrat Frz. G. v. Oettingen auf Puderküll, der spätere Landrat H. A. v. Bock, von denen sich vielleicht noch heute hier oder da eins vorfinden mag. — Überhaupt gab es unter den Gutsnachbarn der Umgegend damals gerade mehr als einen, der nicht nur an den ökonomischen und agrarischen Verbesserungen der livländischen Zustände lebhaften und tätigen Anteil nahm, sondern auch für geistige Interessen Verständnis hatte und tat, was die Entlegenheit und die schwerfälligen Verhältnisse irgend gestatteten, um sich mit Literatur und Kunst des Westens in möglichst lebendige Beziehung zu setzen.

So war der Umkreis beschaffen, in den La Trobe nun in dem ihm fremden, entlegenen Lande für die nächsten Jahre gestellt war. Wer aus einem Zentrum geistigen Lebens kam, dem mochte freilich diese engere Welt mit ihrem langsameren Pulsschlag keinen vollen Ersatz bieten können. Und so hat auch La Trobe sich nur schwer darein gefunden und lange Zeit hindurch unter seiner „den Musen entrückten" Isoliertheit gelitten. Dazu kam nun noch zweierlei, was ihm die erste Zeit in seinem neuen Wirkungskreise zu einer drückenden und zum Teil auch unerquicklichen machte. Er konnte sich gar nicht so recht mit seinem Beruf als Hauslehrer befreunden und dann waren damals gerade die häuslichen Verhältnisse in Heimthal in einem Zustande innerer Zerrüttung: Sivers gelangte zu dem Entschluß, seine Ehe zu lösen, die Gatten hatten sich gegenseitig nicht zu verstehen, sich nicht ineinander zu finden vermocht. — Aber La Trobe war doch jung und gesund und von mehr als gewöhnlicher Körperkraft, so daß er seine Zeit außer den Unterrichtsstunden, die er zu erteilen hatte, noch reichlich ausfüllen konnte mit den eifrigen Arbeiten in Wald und Garten, mit medizinischen und literarischen, malerischen und musikalischen Selbststudien. Und dann hatte er doch immerhin wenigstens zwei Menschen, zu denen er bald in nähere Beziehungen gelangt war: Karl Graß, der ihm in seiner etwas überschwänglichen Weise, wie erwähnt, eine geradezu schwärmerische Freundschaft entgegentrug, und dann den Hausherrn von Heimthal selbst, dem er in den schweren Tagen häuslichen Kummers getreulich zur Seite gestanden.

Mit Graß unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel; hier fand der sich schwer erschließende jenes tiefe Verständnis, nach dem

ihn verlangte, eine gleichgestimmte Seele. Auch Graß' Künstlernatur hatte eben in jenen Jahren harte innere Kämpfe zu bestehen; ihn zerquälte die Frage: soll ich Pastor, soll ich Künstler werden? und die Sehnsucht zog ihn mit Allgewalt zu den Pfaden der Kunst. Wie La Trobe, so korrespondierte auch Sivers eifrig mit Graß und Beider Briefwechsel mit dem gemeinschaftlichen Freunde wirft manch interessantes Streiflicht auf das Wesen und die Denkweise dieser so verschiedenen, unter einander befreundeten Männer. Die Briefe von Graß ergehen sich meist in allerlei seelischen Stimmungen und Betrachtungen, oder sie erzählen auch von Erlebnissen mit gemeinsamen Bekannten oder sprechen dem bedrückten Freunde Trost zu. „Man sollte", sucht er den über den lästigen Beruf Klagenden zu ermutigen, „man sollte sich gewöhnen können, über alles — versteht sich mit frommem Herzen — zu lachen, so würde man manches nicht für so ein großes Übel halten."

„Teurer Bruder in Heimthal!" redet er ihn in einem seiner Briefe an, der für den Schreiber überaus charakteristisch ist, und fährt dann fort: „Jetzt komme ich zu Dir nicht im Dichterflug und Gewand — im ehrbaren Kandidatenrock, die Schriften des heil. Paulus unterm Arm komm ich, Dir zu sagen: Hier ist nicht unsre heimische Stätte, sondern das Zukünftige suchen wir. Du und ich, beide Pilger im Tale! Hand in Hand durch Dämmerung und Nacht — wollen wir es suchen, das Ziel, wovon eine innere Ahndung uns sagt: wir werden's finden! An treuer Brust wollen wir ausruhn, wenn der Steinweg der Pädagogik und das glatte Pflaster der Konvenienz uns ermüdet haben. Unsre Seelen sollen bei einander daheim sein, wenn wir nur als Fremdlinge unter den Gleichgestalteten wandeln. Freundschaft soll unser Stern sein und Natur unser unverlierbarer Schutzgeist! So, mein Bruder, laß uns gehn, in Geduld und Hoffnung, bis wir funden haben das wahre „Heimthal" und singen können: Endlich ist's errungen, endlich sind wir da! jetzo wird gesprungen, jetzo laut gesungen: Heil! Victoria! — Herzensbube! daß ich Dir sagen könnte, wie mir so wohl bei Dir zu sein pflegt und wie ich vergesse, wenn meine Seele bei Dir ist, daß die Stunden wandeln und Tag sich in Nacht verkehrt. Ja, oft bin ich bei Dir, d. h. nun eben nicht in Deiner Schulmonarchie, sondern in dem Freistaate des Denkens und Empfindens treff ich oft und unwillkürlich auf Dich. Da ist

kein Winter und kein Frost, da ruft man nicht zum Essen und kein bleicher Sohn des Kummers schleicht unter dem Fenster hin. Da scheint Gottes helle und allerwärmende Sonne und der Mensch freut sich des Menschen. In diesem heimlichen Revier der Liebe, das nur harmonisch fühlende Seelen kennen — sei mir gegrüßt! Das ist das „Heimthal", wo ich Dich suche."

Über sein Verhältnis zu Sivers schreibt La Trobe dem Freunde[1], etwa ein halbes Jahr nachdem er seinen Posten angetreten, am 24. Juni 1794:

„. . . Sivers, der einzige, mit dem ich eigentlich umgehe, ist ein braver Mann, den ich in manchen Stücken täglich mehr schätzen lerne; ich habe Dir deswegen etlichemal vielleicht günstiger, als Du es erwartetest, über ihn geschrieben, und ich glaube nichts zurücknehmen zu brauchen, ja sogar zu manchem Lobenswürdigen an ihm finde ich stets neue Belege — und dennoch genügt er mir nicht, dennoch läßt er meine Seele allzu leer — noch nie hat er mich erwärmen können, und ich fürchte, leider ich nie ihn. Mir wird es immer klarer, daß die Meinung, die ich von ihm erhielt, als ich das erstemal über ihn ein Urteil wagen konnte, und welche auch mit der Deinen übereinstimmte, wahr ist — seine Verhältnisse haben eine schädliche (mir graut zu sagen), unvertilgbare, schlechte Wirkung auf die Freiheit seiner Gefühle gehabt. Dieser Glaube zerstört auch die Freude, die ich sonst haben würde über das, was ich an ihm loben, schätzen und achten muß. Das Gute, das ich finde, macht meinen Wunsch nur desto heißer, auch in andern so wesentlichen Dingen von ihm befriedigt zu werden, und läßt mich diesen Mangel doppelt empfinden. Dir brauche ich nicht zu erklären, wie dies gegen ihn gesagte sich mit dem vereinbaren läßt, was ich für ihn gesprochen habe, und Dir wird es nicht Widerspruch scheinen, wenn ich sage, daß der Mann, der manchmal meine liebsten Gefühle kränkt, mir oft Trost und Zuflucht wird; wie ich trotz allem, was ich an ihm vermisse, doch mit ihm manche heitere Stunde verlebte und daß dieser Mann am Ende das einzige ist, was mich einen einzigen Augenblick länger in Heimthal hält. Nach allem, was ich über uns beide gedacht, glaube ich nun so bestimmen zu können: er ist mehr Mann als ich, ich vielleicht

[1]) Die nachstehend mitgeteilten Briefe von La Trobe und Sivers an Graß haben sich in des Letzteren literarischem Nachlaß erhalten.

mehr Mensch als er. Hunderte sind seine Schuldner, Hunderten tut er mit Aufopferung Gutes." . . .

Und am folgenden Tage: „. . . Du wirst Sivers wohl schon gesprochen haben. Er ist vorgestern von hier weggereist. Grüß ihn von mir. Ich mag nichts von seiner Geschichte sagen und wollte, ich könnte nie daran denken. Sie hat mir den wenigen Lebensgenuß, den man in Heimthal haben kann, fast ganz geraubt." . . .

Wieder einen Monat später endlich, am 24. Juli, berichtet er: „. . . Eben zu der Zeit war die Unzufriedenheit zwischen ihm und seiner Frau zu dem gewaltigen Ausbruch gekommen. Ich konnte mich trotz allen seinen Versicherungen nicht überzeugen, daß ich nicht wirklich wenigstens mittelbar dazu Anlaß gegeben hätte. Ich sah es für ein Glück an, daß er so drückende, schreckliche Fesseln abgeworfen hatte, aber es kostete ihm sein halbes Vermögen, und meine Überzeugung sagte mir, daß nur im Arm der Freundschaft ihm diese Freiheit Wohltat werden könnte. Ich war der einzige Freund, der ihm nahe war und gewiß sein konnte. Eine innere Stimme rief mir zu: du darfst den Mann nicht jetzt verlassen — du bist ihm vielleicht Wohltat . . ."

Etwa zur selben Zeit, am 9. Juli 1794, schreibt Sivers an Graß, und sein Brief gewährt uns ein anschauliches Bild vom täglichen Leben und Treiben in Heimthal:

„Unsere Tagesordnung haben wir seit einigen Tagen geändert und eine eingeführt, wovon die erste Hälfte derjenigen gleicht, die wir vor einem Jahr beobachteten. So sitze ich z. B. eben in unsrer Morgenlaube am Kaffeetisch in der Stunde von 7—8, die dem Briefwechsel gewidmet ist, und ich muß Ihnen in Wahrheit sagen, daß mit dieser Beschäftigung mir kein Morgen vorübergegangen ist, ohne daß mir nicht Ihr Bild in dieser Stunde so lebhaft geworden wäre, um wenigstens bis zum Mittag mein Begleiter zu bleiben. Unsre Lauben sind ungeprahlt die schönsten ihrer Art. Gleich um die Ecke des neuen Flügels führt ein schmaler Fußsteg nach dem Abhange zu gegen Morgen. Einen Flintenschuß vom Hause hat La Trobe zwei nicht weit von einander stehende dichte Gebüsche aus Erlen, Faulbaum und Vogelbeeren am Rande des Abhanges auf die einfachste und angemessenste Art zu Lauben gebildet, davon uns die eine des Morgens und die

andere am Abend aufnimmt, und selbige mit einem bequemen Gange verbunden; er räumte nämlich nur das sonst isolierte dichte Gesträuch in der Mitte auf und ebnete den Boden, so daß ein Raum zu einem Tisch mit 3 Stühlen darauf Platz hat. Die dichte Wand und das hohe Laubgewölbe schützen uns vor den Strahlen der Sonne und verstatten dem kühlen Morgenwehen nur, uns sanft zu erquicken; entsteht aber ein starker Wind, dann schließt sich das Laub näher aneinander und bildet eine festere Wand. Die Morgenlaube hat ein Fenster, aus welchem man den blumenreichen Vorgrund von einer Baumkette, die sich links den Berg hinabwindet, beschattet sieht. Das Tal wird vom Morgenlicht erhellt, und den Hintergrund den andern Berg hinan alte Bäume mit heiligem Dunkel, die heuer mehr als jemals den jungen Künstler durch ihren wollüstigen Astwurf belehren. Um uns diese Lauben interessanter zu machen, haben wir von ihnen Stufen in den Berg gegraben, die sich an die erwähnte Baumkette lehnen und durch ihre Schatten auf Graßens Morgengang hinableiten.

Von 8—12 Uhr wird im Kreise und beim Unterricht der Kinder gezeichnet. Der Nachmittag ist den Wissenschaften gewidmet, da bereite ich mich zu meinem großen Unternehmen vor. [— Er plante nämlich eine Reise nach Italien, von der wir später noch hören werden. —] Vor allen Dingen bleibt es auf immer Livland ein Geheimnis, daß La Trobe mich begleiten soll. Ich bin es seinem Rufe schuldig; denn seine Tadler würden nicht unterlassen, sobald sie es erführen, zu sagen, daß es nunmehro ausgemacht sei, daß er mich zu meinem wichtigen Schritt im Hause aus eigennützigen Absichten verleitet habe. Ich verbreite zu seiner Zeit das Gerücht, daß er mich bis Berlin begleiten und von dort nach England reisen werde. Seit La Trobe so unschuldig verleumdet wird, werde ich es dem Vernünftigsten nicht verdenken, wenn er aus der Ferne durch eine Reihe Tatsachen verleitet wird, einer Begebenheit falsche Ursachen zuzuschreiben; denn wahrlich hier treffen so viele Dinge zusammen, die auf La Trobe den Schein der Schuld werfen, daß selbst unparteiische Hausgenossen betrogen werden müssen, die keine genaue Bekanntschaft mit meinen Neigungen, Gefühlen und seit den letzten Jahren erhaltenen Vorstellungen, Eindrücken und entstandenen Wünschen haben. Ein

großes Opfer habe ich meiner Freiheit bringen müssen; mir ist es aber mit meinem Bedürfnis zu vergleichen nicht zu groß gewesen.

Meyers „malerische Beschreibung“ seiner Reise in die Italienische Schweiz hat meiner Erwartung nicht im geringsten entsprochen. Für eine schöne Darstellung der Gegenstände ist die Erzählung zu mager und die Sprache zu gesucht. Was ich eigentlich suchte, habe ich garnicht gefunden, nämlich eine lehrreiche Beschreibung der Aussichten, worin die Ursachen der so hinreißenden Eindrücke mit Künstlerblick erforscht und die entdeckten Geheimnisse dem Maler zur Nachahmung empfohlen werden. Ich verstehe hierunter keine trockene Kritik, die den Totaleindruck zerstört, sondern nur die Berührung einzelner Töne, die schon hinreichen, den empfänglichen Liebhaber der Kunst mit dem Charakter der Gegend vertraut zu machen und den Geweihten mit neuen Materialien zu bereichern. Dieses ist, was ich Unkundiger im ganzen davon denke. Wären Sie hier, so würde ich meine Meinung von dem Unwert des Buches, die schönen Kupfer ausgenommen, überall verteidigen. Belehren Sie mich eines besseren, das wäre dann ein angemessener Streit, wobei ich viel gewinnen würde. Sollten nicht die 3 fehlenden Kalender in Riga zu haben sein? Sie sind von den Jahren 1780, 1782 und 1784, und eben von Geßners Epoche her, die ich zehnmal so hoch als die folgenden schätze.

Daß Sie nun auch von meinem Plan wissen, gibt uns hier manche Veranlassung von Ihnen zu schwatzen. Wir schließen dann mit Wehmut und in meinem Herzen bleibt das Bedauern über Ihre derzeitige Lage und die Bewunderung Ihres edlen Muts, mit dem Sie Ihre herrschende Neigung besiegen und Gründe zur Unterstützung Ihres Heldenentschlusses mühsam hervorsuchen, zurück. — Ich werde mir Ihre Kunst, dem Genuß auf allen Wegen der Natur nachzujagen und überall an ihrem Busen zu schwelgen, recht eigen zu machen suchen. Dieses ist der Zweck meiner Ausreise, aus dieser Quelle entspringt mein Durst nach Erkenntnis und Kunst.

Ihr treuer Peter Sivers.

Von nicht geringem psychologischem Interesse und zugleich doch auch das persönliche Verhältnis La Trobes zu ihm beleuchtend, ist ein zweiter Brief von Sivers, der gleichfalls an Graß gerichtet

und zwei Wochen später, am 23. Juli, geschrieben ist; er ist auch sehr bezeichnend für das freundschaftliche Vertrauensverhältnis, in dem Graß und Sivers zu einander standen:

„Schelten Sie nicht, wenn ich Ihnen erst jetzt auf Ihren Brief, der zum Umschlag Ihrer schönen Epistel diente, antworte. Kummer, stete Anspannung meiner Aufmerksamkeit auf die Dinge, die mir anstunken und die ich doch nicht aus dem Gesicht lassen konnte, wenn ich nicht Gefahr laufen mußte, durch eine übereilte Tat oder unterlassene Vorsichtigkeit bei unaufhörlicher Bekriegung bedauernswürdiger Menschen in der wichtigsten Epoche meines Lebens einen unverbesserlichen Fehler zu begehen. Sie verstehen mich. Diese stete Anspannung hat mir diese ganze Zeit, da ich von erfahrenen Ratgebern entblößt war, keine andre Erholung verstattet, als die mir, dank sei es La Trobe, sein freundschaftlicher Umgang gewährte. O könnte ich die Begebenheiten dieser Tage auf ewig aus meinem Gedächtnis löschen. . . . Ich entreiße mich dieses Rückblicks, sehe weiter zurück und forsche nach dem, was mir aus den vorigen Zeiten wertes übrig geblieben. Mein Spähen ist vergebens. Außer einigen Edeln, die unter den Schatten wandeln, und der wenigen Jugendfreuden, die doch meistens im Taumel und Unbewußtsein verflogen, erblicke ich nichts, das mir jene Zeiten im schwächsten Glanz nur vorschimmern könnte. Steht mir etwan das bessere, was die Natur hier ihren Säuglingen gewährt, bevor? oder bin ich aus der Zahl der Glücklichen schon ausgestrichen? — O Freund, das letztere dürfte ich nicht sagen, wenn ich, wie jetzt geschehen, die Wahrheiten aus der Lebensphilosophie, welche aus Ihrer wohlgeratenen Epistel überall haucht, erkannt hätte. Aber es gibt Stimmungen, die mir von jeher die peinlichsten gewesen sind, in welchen ich mir ein Leben am Busen eines herrlichen Weibes, das ganz wie Ihre Freundin Einfalt und Natursinn haben muß, als unentbehrlich vorstellte, aus welcher mich keine Überzeugung zur Entbehrlichkeit mit aller Vernunft herausreißen kann, und wovon ich nur dann befreit zu werden hoffe, wenn überhaupt Leidenschaften ihre Gewalt über mich verlieren werden. Dann aber ist mir jetzt der letzte Trost, meiner schon hinscheidenden kraftvollen Jugend zu genießen, verschwunden. Wenn ich nicht dadurch unglücklich werden will, so muß ich jetzt auf alle Gefühle resignieren und der spekulativen Weisheit allein

mich widmen. Das geht aber bei meiner jetzigen Art zu denken und zu fühlen nicht an. Keine Ausschweifungen, kein unmäßiger Genuß hat mich entkräftet, daß ich die Lebensweise des Alters annehmen könnte. Zu Ihnen spreche ich so geradezu; denn ich weiß, daß Sie mich hierin verstehen, dabei an keine gröbere Sinnlichkeit denken, mir ein alleiniges Streben nach bloßer, edler, ehrwürdiger Sinnlichkeit zumuten werden und von dem sowohl geheimen als mächtigen Sporn dieses Triebes, der sich in allem unsern Begehren ungebeten mischt, überführt sind. Ich stelle diesen Sinn in Ansehung seiner Einwirkung auf unsere leidenschaftlichen Wünsche und Handlungen mit dem feinen Eigennutz parallel, den man allen unsern edlen Handlungen insgemein unterlegt. — Wenn ich nur so viel Weisheit hätte, der Gewalt dieses Sinnes nie zu unterliegen, oder auch nur soviel sicheres Voraussehen, um zu wissen, daß kein Weib mich jemals beglücken würde, so würde ich wieder beruhigt sein, dann fliehe ich jede auch geringe Wendung meiner Vorstellungen dahin, denn in meinen angehenden Freunden, Ihnen und La Trobe, sehe ich andere Freuden aufkeimen, die mir bald vergessen machen werden, daß das Schicksal mir den Umgang mit edlen Weibern, an deren Existenz ich nicht zweifle, versagt hat. Ich zweifle stark, daß das Resultat Ihrer Erfahrungen und Beobachtungen, welches Sie Ihrer Freundin in einem so lieblichen Gewande vorgetragen haben, Sie in jedem Sturme Ihrer Leidenschaften schützen werde. Ich kann hieran denken, ohne daß ich die Anwendbarkeit desselben bestreite; lehren Sie mich aber, wie i ch es mache, daß ich bei noch obwaltender Stärke meiner Kräfte dieselben überwinde. In ruhigen Stunden ist es keine Kunst, Ihnen bei jedem treffenden Urteil mit lautem Beifall zu folgen. Wie mache ich es aber in den leidenschaftlichen? da ich Ihnen obenhin gestehen muß, daß jede Vorstellung des Schönen, Edlen, Geschmackvollen, überhaupt jede ästhetische Vorstellung mich allmählich, ehe ich es gewahr werde, wieder auf meinen alten Gaul setzt?

Antworten Sie mir hierauf in einer Stunde, wenn Sie von ähnlichen Gefühlen hingerissen werden. Setzen Sie sich dann in der Gewißheit, daß diese Sehnsucht sie immerfort unbefriedigt verfolgen werde, und sagen mir in dem Augenblick, welche Betrachtung Sie ohnfehlbar in eine ruhige, gelassene und dabei glückliche Stimmung zu versetzen vermag, dessen ich Sie wohl fähig halte.

— Sie schrieben mir vorletzt, ich möchte ihnen mitteilen, was nun etwan mit meinen Gefühlen, umschwebenden Bildern ꝛc. vorgehen möchte. Dieser Brief ist mit — ein Fragment davon; ob sie Ihrer Erwartung entsprechen werden, weiß ich nicht. Nehmen Sie aber meinen letzteren mit dazu, und ist es Ihnen so recht, so will ich Ihnen mit der Zeit alle meine Schwachheiten mit der Aufrichtigkeit eines büßenden Sünders hinbeichten.

Ihr treuer Sivers.

* * *

Als sich das Jahr 1794 zu Ende neigte, konnte und mußte La Trobe wieder daran denken, seine Promotion zum Dr. med. ins Werk zu setzen. Anfangs glaubte er ohne eine solche sich in Rußland als Arzt niederlassen zu können und er wandte sich an Graß mit der Bitte, sich in seinem Interesse zu erkundigen, doch waren die Nachrichten, die er von dem Freunde erhielt, derartige, daß er bei seinem ersten Plane blieb. Da sich seine Geldmittel inzwischen durch ein kleines Erbteil aus dem Nachlaß seiner im letzten Jahre verstorbenen Mutter um 100 Taler vermehrt hatten, sowie auch durch eine kleine Gage, die er als Notar bei dem Fellinschen Oberkirchenvorsteher-Amt erhalten hatte, so trat er denn im Winter 1794/95 seine Reise nach Jena an, aber doch nur — so viel freundlicher Beziehungen hatte er doch hier schon gewonnen — nachdem er in Heimthal versprochen hatte, als Doktor wieder nach Livland zurückzukehren.

Auch auf dieser Reise hielt er sich einige Zeit in Berlin auf, wo er seine alte Bekanntschaft mit Fasch und Zelter erneuerte und, teils durch ihre Vermittlung, neue anknüpfte, von denen besonders genannt werden müssen Rahel Levin, die nachmalige Frau von Varnhagen, und Reichardt[1]. La Trobe wohnte bei Zelter, und es muß eine schöne Zeit gewesen sein, die er dort verlebte. Zelter schrieb ihm in späteren Briefen: „Ich habe Ihren Brief genossen und an nichts, als an die glückliche Zeit Ihres Hierseins gedacht. . .

[1]) Joh. Friedr. Reichardt, Komponist und Musikschriftsteller (1752 bis † 1814). Wurde 1775 von Friedrich d. G. an Grauns Stelle zum königlichen Kapellmeister ernannt. Seit 1794 aus seinem Amt entlassen, lebte er in Halle. Komponierte hauptsächlich Goethesche Lieder; von bleibendem Wert sind seine schriftstellerischen Arbeiten geworden.

Kommen Sie doch bald aus dem kalten Lande zurück und lassen Sie uns Tabak rauchen und komponieren." Damals hielt sich nun auch Reichardt in Berlin auf, besuchte Zelter häufig und befreundete sich mit La Trobe.

Über ihre erste Begegnung mit La Trobe schreibt Rahel an Veit am 1. Juni 1795: „Diesen La Trobe habe ich gesehen. Im Theater. Er geht ohne Puder und ist kurzsichtig; sieht melancholisch aus und trug einen braunen Rock . . . bei Fasch auf der Akademie war er auch. Man sprach als interessant von ihm; weil sie aber nie wissen, was hübsch und interessant ist, so war ich schon dickhäutig und gab garnicht Acht auf ihn, und wo sollte ich ihn auch sehen? ich kannt' ihn nicht. Geschehen ist geschehen, darüber denk ich immer wie ein großer Mann; d. h. ich bekümmere mich um meinen Verdruß nicht. Er muß kein Barbar sein, denn Apoll will ihm wohl und er wußte sich ihn günstig zu machen; er muß ein vorzüglicher gebildeter Engländer sein, weil er (die Schwächen kann man wohl nicht gut sagen) die Stärken seiner Nation einsieht; er muß ein Mensch sein, weil ihn Goethe liebt." Nachdem La Trobe diese interessante Frau später mehrmals gesehen, empfing auch er, wie alle, die sie gekannt haben, von ihr den Eindruck einer der bedeutendsten und glänzendsten Persönlichkeiten. Aber auch sie schreibt dann von ihm an Veit, und zwar als La Trobe schon seit drei Jahren wieder in Livland war, am 15. Nov. 1798: „La Trobe war zweimal bei mir. Er gefällt mir so — daß ich ihm austérité und krause Haare verzeihe. So lächerlich das klingt, so viel will es sagen. Ob ich ihn satisfaisire, weiß ich nicht. Ich glaub es nicht. Er hat zu viel von mir gehört und hört zu wenig von mir. Er kommt zu selten. Kurz: er ist wie ich: und darum kommen wir nicht zusammen. Zu fein, zu skrupulös. Ich lieb ihn sehr. Er sieht schon aus wie ein Mensch. Ich vertraute ihm à discretion."

Nun wieder in Jena und wie vor seinem Aufenthalt in Livland in den ihm vertrauten Kreisen verkehrend, traf La Trobe im Hufelandschen Hause auch wieder mit Goethe zusammen und bei Gelegenheit der wieder aufgenommenen musikalischen Abendunterhaltungen trug er häufig ihm von Zelter zugesandte kleinere Kompositionen vor, mit dem er damals bereits in lebhaftem künstlerischem Verkehr stand. Von diesen fand besonders eine, mit dem

Text des Matthisonschen „Ich denke dein“ Goethes Beifall und regte ihn zu jenem lieblichen Gedicht an, das er „Nähe des Geliebten“ nannte, mit dem Refrain „ich denke dein“. Dieses Gedicht trug er dann wieder bei Hufeland vor, und La Trobe, der das nicht versäumte Zelter mitzuteilen, wurde so gewissermaßen zum Vermittler der Freundschaft zwischen diesem und Goethe, denn in dieser Veranlassung entspann sich ja zuerst ein reger Austausch musikalischer und poetischer Erzeugnisse, der dann zum Briefwechsel und der persönlichen Bekanntschaft beider führte.

Mit Goethe ist La Trobe in späterer Zeit nicht wieder in persönliche Berührung gekommen. Aber daß dies auch ihm einst vergönnt gewesen war, das ist ihm sein Leben lang eine der liebsten Erinnerungen geblieben. Von ihm sprach er, wie Th. v. Bernhardi in seinen Memoiren[1] gelegentlich erwähnt, „immer mit der größten Begeisterung.“ — Er kannte ganze große Werke seines Lieblingsdichters auswendig, so den Tasso, die Iphigenie, und einen großen Teil des Faust, wie er in seinen jüngeren Jahren vorlag. Und selbst als altem Mann standen ihm noch lange Abschnitte jener Werke zu Gebot, die er in markiger, des mannigfaltigsten Ausdrucks fähiger und von innerer Erregung ganz durchdrungener Sprache zu rezitieren verstand. Doch lag es nicht in seiner Art, sich mit seiner Bekanntschaft mit dem Dichterfürsten zu brüsten, niemand konnte bescheidener davon denken. Als ihm in späteren Jahren Riemers „Mitteilungen über Goethe“ (Brln. 1841) in die Hände fielen, schrieb er über den Eindruck, den dieses Buch und einst Goethe selbst auf ihn gemacht, an seinen Freund und Schwiegersohn W. v. Bock (15. Febr. 1842): „Wenn man die Erbärmlichkeiten, die Goethe von seiner Nation hat erdulden müssen und noch tot erdulden muß, so wohl belegt neben einander gestellt liest, so kann man selber der Bitterkeit nicht entgehen, und dem dreißigjährigen Freunde und Gefährten ist sie am wenigsten zu verargen. Wie viel das Werk im allgemeinen helfen wird, fragt sich allerdings, aber es ist immerhin ein höchst interessantes schlagendes Dokument. Was Goethes Persönlichkeit betrifft, so muß ich ehrlich sagen, daß der Eindruck, den sie auf mich jungen Laffen von etlichen zwanzig Jahren machte und mir jetzt lebendig

---

[1]) Aus d. Leben Th. v. Bernhardis. Bd. I. Jugenderinnerungen. S. 169.

wieder geworden, vollkommen mit der vorteilhaften Riemerschen Darstellung übereinstimmt. Ich bin wohl mehr als ein dutzend Mal von Teezeit bis Schlafengehen bei Hufeland in seiner Gesellschaft gewesen und zuletzt einen ganzen Tag von 10 Uhr mit der Hufelandschen gewöhnlichen Gesellschaft als Gast bei ihm im Hause. Ich war sehr jung und unerfahren und längst für ihn enthusiasmiert — aber ganz dumm doch nicht — und so mag der dem Gefühl des damals noch unbefangenen Jünglings eingeprägte und gebliebene Eindruck vielleicht mehr Richtigkeit und Wert haben, als was andere nicht ohne schlimme Motive herausspekuliert und sich selber zu Ehren der Welt aufgebürdet haben."

* * *

Nachdem La Trobe am 21. Nov. 1795 auf Grund seiner Inauguraldissertation, einer Widerlegung des damals Aufmerksamkeit erregenden medizinischen Systems des Engländers John Brown, rite zum Doctor medicinae promoviert war, kehrte er auch bald wieder nach Livland zurück. Seine Dissertation, die erst nach seiner Abreise gedruckt wurde, fand in der damaligen medizinischen Welt keine geringe Anerkennung durch ihre Klarheit und Schärfe, und noch im Jahre 1844 schrieb Häser in seiner „Geschichte der Medizin": „Zu den frühesten der gegen den Browniaismus gerichteten Schriften gehören drei Jenaische Dissertationen, von denen die La Trobe's zu dem besten gehören dürfte, was über Brown geschrieben ist."

(Fortsetzung folgt.)

Die Estländische Luxusordnung von 1780.

Von

Axel von Gernet.

Der Nordische Krieg hat das wirtschaftliche Leben Livlands und Estlands bis in seine Grundvesten erschüttert, er hat Spuren hinterlassen, die sich bis auf den heutigen Tag nicht ganz haben verwischen lassen. Die Unterbindung von Handel und Gewerbe während der zwanzig Kriegsjahre, die verwüstenden Einfälle der russischen Heere, namentlich in den Jahren 1703, 1709 und 1710, und die Pest, die Begleiterscheinung des verheerenden Krieges, der der größte Teil der Bevölkerung zum Opfer gefallen war, hatten eine allgemeine Verarmung aller Gesellschaftsschichten des Landes zur Folge. Mehr als die städtische Bevölkerung war der gutsbesitzliche Adel in Mitleidenschaft gezogen, dessen Wohlstand schon durch die Güterreduktion Karl XI. stark erschüttert worden war.

Die hundert Jahre, welche auf den Nystädter Frieden folgen, sind eine Periode wirtschaftlicher Depression des Grundbesitzes, die erst im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts seine Schärfe verlor, als jene rationelle Landwirtschaft, die an den Namen eines Albert Thaer anknüpft, auch in den Ostseeprovinzen Boden zu gewinnen begann. Die Landwirtschaft des 18. Jahrhunderts war in den Ostseeprovinzen eine rein extensive, auf Erweiterung der Aussaatflächen gerichtete gewesen, überall herrschte die Gewohnheit, im Großen zu sparen und im Kleinen zu verschwenden, die Abneigung gegen Barausgaben gepaart mit steter Bereitschaft, für kleine Bareinnahmen große indirekte Vorteile aus den Händen zu geben; überall mangelhafte Ackerwerkzeuge, kleine Arbeitswagen und Arbeitspferde, schlecht gepflegte Rinder, unsolide Wirtschaftsgebäude,

Gleichgültigkeit gegen den Wald und Abwesenheit der Hilfsbetriebe[1]. Bei einer solchen Wirtschaftsmethode mußte sich die Rentabilität des Bodens auf einem äußerst niedrigen Niveau erhalten. Die Bodenpreise gingen nur sehr langsam in die Höhe und die Konkurse waren, befördert durch den Mangel an Kreditinstitutionen im Lande, eine sehr gewöhnliche Erscheinung.

Es dauerte mehrere Jahrzehnte, bevor der Adel Livlands und Estlands sich aus dem Druck der bittersten Armut empor zu arbeiten vermochte. Unter diesem Druck aber mußte sich das gesellschaftliche Leben in den bescheidensten Formen halten. Zu Hause lebte die adlige Familie nach einfachem Zuschnitt. Die Herrenhäuser waren in den Kriegsjahren niedergebrannt; die Wohngebäude, die wieder erstanden, waren klein, von Holz, mit Stroh gedeckt, mit einem einzigen Schornstein in der Mitte. Die adligen Kinder liefen mit bloßen Füßen umher, der Hausherr trug im Sommer einen leinenen Kittel, im Winter einen grobtuchnen Rock, beide zu Hause gesponnen, gewebt und zugeschnitten; nur bei hohen Festlichkeiten kam das Tressenkleid zum Vorschein. Ausfahrten machte die adlige Familie in Bauerwagen, auf den Tisch kamen nur Provinzialgerichte. Doch gerade die Einförmigkeit dieser oasenartig abgelegenen Sitze des Landadels gab der Lebensgestaltung den eigentümlichen Reiz, das anspruchslose Behagen, das sich jedermann mitteilte. Geistige Interessen wurden nur wenig gepflegt. Seinen Sohn auf eine Hochschule senden zu können galt bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts selbst den Edelleuten von höherer Position für einen Vorzug. Wie zu schwedischer Zeit war und blieb es Regel, daß der heranwachsende junge Edelmann in die Armee trat. Und kehrte ein solcher nach langjährigem Dienst in der fernen Garnison, in einem rohen, ungebildeten Offizierskorps, auf die väterliche Scholle zurück, so waren es nur selten höhere Lebensauffassung und verfeinerte Ansprüche, die er in seine Gesellschaft hineintrug[2].

Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts veränderte sich aber in den Ostseeprovinzen der Ton des ganzen gesellschaftlichen Lebens. Die alte, schlichte, ländliche Lebensart der genügsamen Ahnherren befriedigte den jungen Adel nicht mehr. Da dieser in häufigere

[1]) J. Eckardt, Livland im 18. Jahrhundert. Bd. I, S. 304.

[2]) Ebenda S. 375 ff.

und nähere Beziehungen zur Residenz trat und allgemeiner als sonst sich auf Reisen zu bilden bestrebt war, so brachte er größere Ansprüche an das Leben, an Wohnung, Kleidung, Equipage, Bedienung, Kost und Unterhaltung in das ärmliche väterliche Haus. Um diese außergewöhnlichen Ansprüche zu decken, wurden ebenso außergewöhnliche Maßregeln notwendig. Es wurden zu Ausgang des 18. Jahrhunderts alle nur erdenklichen Mittel angewandt, dem Boden soviel abzugewinnen, als sich ohne Anwendung von Kapitalauslagen und ohne völligen Ruin des Gutes erzwingen ließ. Der Gehorch wurde willkürlich erhöht. Ganze Waldstrecken mußten niederstürzen, um dem Acker Platz zu machen[1]. Aber alle diese Maßregeln genügten auch nicht, um den Wohlstand des Landes dauernd zu heben. Die neuen Lebensansprüche blieben nach wie vor im Mißverhältnis zur Bodenrente. Die Verschuldung der Gutsbesitzer nahm konstant zu. Namentlich Estland mit seinen meist kleinen Gütern hat in dieser Beziehung schwer gelitten. Wer die in den „Revaler Wöchentlichen Nachrichten", der einzigen Zeitung der Provinz, veröffentlichten Proklamata über Güterverkäufe aus jener Zeit durchsieht, wird erkennen, wie die Unsicherheit des Besitzes in dem häufigen Besitzwechsel und in den Bankrotten zum Ausdruck kam. Ganze Familien sind in jener Zeit auf immer aus dem Grundbesitz verschwunden, und Geschlechter, die noch im 18. Jahrhundert in Estland recht begütert waren, gelten nachdem als im Lande ausgestorben, da sie nur noch im Innern des Reiches, beiläufig bemerkt, vollständig im Russentum aufgegangene Vertreter haben. Neue Elemente drangen in den Grundbesitz ein, namentlich Kaufleute, aber auch zahlreiche Literaten und andre Personen. Wie ein Damoklesschwert schwebte der wirtschaftliche Ruin über zahlreichen angesehenen Familien des Landes und jeden Augenblick konnte für sie die Stunde der Liquidation schlagen, wenn es ihnen einmal, bei dem Fehlen von Kreditinstitutionen, nicht gelang, ihren finanziellen Verpflichtungen nachzukommen. Der Versuch der Ritterschaft, ein langbefristetes Darlehen zur ökonomischen Konsolidierung der wirtschaftlich ins Schwanken geratenen Gutsbesitzer von der Regierung zu erlangen, endete mit einem Fiasko, das dem Lande schweren Schaden gebracht hat.

[1]) (A. v. Hueck) Darstellung der landwirtschaftlichen Verhältnisse in Est-, Liv- und Kurland. S. 108 ff.

Es spricht stets für einen gesunden Organismus, wenn eine Gesellschaftsklasse oder eine Körperschaft in der Erkenntnis der in ihr eingesessenen Mißstände selbst Hand anlegt zu ihrer Beseitigung, wenn sie ihr eigener Arzt wird. Im Schoße der Estländischen Ritterschaft hat jedenfalls die Erkenntnis nicht gefehlt, daß die Ursache der kritischen Lage, in welche der adlige Grundbesitz geraten, in erster Linie in dem Mißverhältnis zwischen den Lebensansprüchen und den materiellen Mitteln zu ihrer Befriedigung liege. Es bedurfte nur der Anregung, sei es von außen, oder aus dem Schoße der Korporation selbst, um diese Erkenntnis auch zur öffentlichen, verfassungsmäßigen Perzeption gelangen zu lassen. Von dieser Erkenntnis aber bis zur Durchführung besonderer Maßregeln, die auf eine Beseitigung des Mißverhältnisses, das zwischen den Lebensbedürfnissen und den materiellen Mitteln bestand, war nur noch ein Schritt. Die Estländische Ritterschaft hat diesen Schritt getan. Sie hat aus freiem Entschluß durch Landtagsbeschluß Ordnungen ins Leben gerufen, die den um sich greifenden Luxus in der Lebensführung des Adels unterdrücken sollten, sie hat sich damit Beschränkungen auferlegt, die um so fühlbarer waren, als sie das Privatleben des einzelnen betrafen.

Luxusordnungen sind in den Ostseeprovinzen, namentlich in den Städten, zu wiederholten Malen eingeführt worden. Das Vorbild war gegeben. Daß auch die Estländische Ritterschaft eine solche geschaffen hat, und zwar zu einer Zeit, die den Eingriff der Korporation in das Privatleben des Individuums nicht so gern duldete, wie das Mittelalter, kann ihr nicht hoch genug angerechnet werden.

Die Anregung zur Estländischen Luxusordnung von 1780 kam von zwei Seiten: einmal von außen, von der Regierung, dann aber aus dem Schoße der Ritterschaft selbst. Diese Luxusordnung ist von dem ordinären Landtage ins Leben gerufen worden, der am 29. Januar 1780 in Reval eröffnet wurde.

Die dem Landtage vorgelegten „Postulate“ des General-Gouvernements [1] enthalten unter andrem den folgenden Passus:

[1]) Estländ. Ritterschafts-Archiv. Eingegangene Sachen. 1780. Nr. 2. Das Schriftstück ist vom Vizegouverneur v. Grotenhielm unterschrieben, der in Abwesenheit des in Riga residierenden Generalgouverneurs Grafen Browne die Geschäfte in Estland führte.

„Die Ritterschaft möge bei den verschuldeten Vermögensumständen und daher entstandener trauriger Lage, in welcher ein großer Teil des Adels sich befindet, das gemeinschaftliche Beste beherzigen und, von patriotischem Eifer beseelt, auf kräftige Mittel gesonnen sein, wie dem drohenden Verderben vorgebeugt werden könne; das General-Gouvernement richte die besondere Aufmerksamkeit der Ritterschaft auf die Frage, ob es sich nicht empfehlen lasse, nach dem rühmlichen Beispiele ihrer patriotischen Vorfahren durch einige gemeinschaftlich zu bestimmende Gesetze allen unnützen Aufwand in Kleidung, Kutschen und überhaupt aller Verschwendung und Üppigkeit, wodurch nicht selten das Verderben ganzer Familien bewirkt worden und das Kreditwesen keinen geringen Stoß erlitten, Grenzen zu setzen und in einer so dringenden und bei gegenwärtigen Umständen die äußerste Aufmerksamkeit verdienenden Polizeiangelegenheit, der Sache und den Umständen angemessene Vorschriften zu entwerfen."

Durch diesen Antrag der Regierung war die Frage der Einführung einer Luxusordnung in den Bereich der Landtagsverhandlungen gerückt. Wir zweifeln aber, daß dieser Antrag den erwünschten Erfolg gehabt hätte, wenn er nicht gestützt worden wäre durch ein auf dasselbe Ziel hinstrebendes Memoire eines ungenannten Landtagsmitgliedes aus Jerwen. Dieses anonyme Schriftstück, das vom 24. Januar 1780 datiert ist und die Spitzmarke „Ohnmaßgebliche Vorschläge eines Ungenannten"[1] trägt, wurde dem Ritterschaftshauptmann kurz vor Eröffnung des Landtages zugestellt. Von tiefem Verständnis für die gesellschaftlichen Schäden und deren Ursachen und von warmer Heimatsliebe getragen, weist dieses Memoire, ebenso wie die Postulate des Generalgouvernements, auf die Notwendigkeit einer Luxusordnung für den Adel hin. Wir neigen der Ansicht zu, daß diese beiden Schriftstücke, die ein und dasselbe Ziel im Auge hatten, auch in einem äußeren Zusammenhange mit einander standen, d. h. daß der Vertreter der Regierung und das Landtagsmitglied aus Jerwen in gegenseitigem Einverständnis handelten, als sie der zum ordinären Landtage versammelten Ritterschaft Vorschläge zur Unterdrückung des Aufwandes machten.

---

[1]) Estländ. Ritt.-Arch. Eingegangene Sachen. 1780. Nr. 16.

Der Inhalt der „Ohnmaßgeblichen Vorschläge eines Ungenannten" sind nach vielen Richtungen hin so interessant, daß wir es uns nicht versagen können, die wesentlichsten Abschnitte des Schriftstücks wörtlich wiederzugeben.

„Wie groß", schreibt der anonyme Verfasser des Memoires, „der große Geldmangel jetzt in unserem geliebten Vaterlande, wie schlecht der Kredit, wie nahe aber auch daher der Verfall ganzer Familien sei, dieses brauche ich nicht erst zu beweisen, sondern der Fall ist leider wirklich da, und vielleicht noch nie hat den größten Teil von Estlands Einwohnern die Schuldenlast so sehr gedrückt, als eben diese letzten Jahre. — Sehr wenige unter uns können sich rühmen, daß ihre Güter von Schulden befreit sind. Ereignet es sich, daß der Kreditor sein Kapital aufkündigt, entweder weil er es selbst braucht, oder weil er es bei dem Debitori nicht sicher genug zu stehen glaubt, so ist es manchmal dem letzteren bei dem besten Kredit nicht möglich, 300, viel weniger 1000 oder mehr Rubel aufzubringen. Was ist die Folge davon? Dieser wird ausgeklagt, muß entweder Immissionen mit schweren Unkosten in seine Güter ergehen lassen oder der Raub eines unbarmherzigen Wucherers werden, oder auch, wenn er nicht Gewissen genug hat, gar zu allerlei unerlaubten Mitteln greifen, um sich noch eine Zeit lang aufrecht zu erhalten. Hier muß also der Schuldige mit dem Unschuldigen leiden; Mißtrauen, Zwietracht und Verwirrung wird dadurch unter Mitbrüdern, ja unter nahen Anverwandten und Freunden angerichtet, große Summen werden für Sachwaltersgebühr und Gerichtskosten dahingegeben und nach Verlauf weniger Jahre sieht sich derjenige, den man noch vor kurzem für wohlhabend betrachtete, ruiniert und, freilich oft durch seine eigene Schuld, manchmal aber auch durch den Geldmangel im Lande, mit den Seinigen an dem Bettelstabe. Fiele er noch allein! Aber er zieht durch seinen Fall seine Kinder, er zieht ganze Familien mit ins Unglück.

„Sollen wir, geliebteste Mitbrüder, bei diesem Elend, bei dieser Not, die das Land drückt, gleichgültig sein? Sollen wir die Hände in den Schoß legen und alles Unglück mit kaltem Blute über uns ergehen lassen? Das sei ferne! Wir wollen vielmehr, so wahr wir den edlen Namen treuer Patrioten zu verdienen bemüht sind, die Ursachen unsres Verfalls aufsuchen, und dann,

wenn es möglich ist, Mittel ausfindig machen, die uns aus dem Verderben zu reißen, die unsern völligen Untergang, der am Ende selbst die vermögendsten treffen kann, zu hemmen imstande sind, kurz, die uns in bessere Umstände versetzen können. . . .

„Soviel ich bemerkt zu haben glaube, liegt der ganze Verfall unsrer Finanzen und des wenigen Geldroulierens bloß in dem jetzt mehr und mehr überhand nehmenden Aufwande in Kleidern, Equipage rc. rc., kurz in dem Luxus. Man gibt mehr aus, als man einnimmt, und wenn dieses freilich nicht von allen geschieht, so findet es doch bei sehr vielen statt. Viel Vorurteil ist zwar hieran schuld, wenn ein Armer oder mittelmäßig Begüterter es dem Vermögenderen gleich zu tun für Pflicht hält, um nicht zurückgesetzt zu werden, und wenn der Reiche vielleicht glaubt, daß man es ihm verdenken werde, wenn er nicht einen großen Teil seines Vermögens der Pracht und dem Wohlleben aufopfere. Allein soviel ist gewiß: werden wir dieses Vorurteil nicht zu bekämpfen suchen, so sind wir insgesamt in kurzer Zeit ruiniert und noch sehr viele werden ihre Güter mit dem Rücken ansehen müssen. — Ehe der Luxus, die Pest unsrer Zeiten, uns angesteckt hatte, lebten unsre Voreltern still und eingezogen und streckten sich nach der Decke. War ihr Aufzug zwar selten mit Pracht und Vorzug begleitet, so lebten doch die meisten von ihnen zufrieden und suchten durch Fleiß und Sparsamkeit ihre Umstände zu verbessern, um sich und ihren Familien aufzuhelfen. Jetzt ist er umgekehrt, und fahren wir so fort, so werden unsre Nachkommen darben müssen. — Eben dieser Luxus ist die Ursache, daß man Schulden macht und sie nicht bezahlen kann, daß über ein Drittel mehr Geld für Galanteriewaren, Equipage und unnötige Produkte ins Ausland geht, als gegen unsre Produkte wieder einkommt. Ist es Wunder, wenn ein Geldmangel entsteht, wenn dieser Mangel von Jahr zu Jahr zunimmt, wenn der Arme sowie der Wohlhabende endlich dadurch leiden muß."

Nachdem der Verfasser der „Ohnmaßgeblichen Vorschläge" so die Mißstände und ihre Ursachen in grellen Farben beleuchtet, erörtert er die Frage, wie dem Übel zu steuern und wie dem herrschenden Geldmangel abzuhelfen sei.

Er appelliert an den Patriotismus des Adels und spricht die Bitte aus, „daß die Wohlhabenden, die Angesehenen, selbst

die Reichen des Landes allen mit gutem Beispiel vorangehen möchten, daß sie darin keine Merite suchten, im Aufwande ihre Mitbrüder zu übertreffen, da wahres Verdienst nur in Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe besteht, jenes aber immer nur ein Blendwerk bleibt. Wirkliche Verdienste werden selten ganz verkannt, und geschieht es auch, so beruhigt das Bewußtsein, redlich zu denken und zu handeln, mehr als alle Vorzüge der Welt. Dieses Beispiel der Angesehenen und Reichen würde von ungemeinem Nutzen sein und auf alle übrigen Einwohner des Landes wirken."

Sodann schlägt er vor, „daß man alles Kostbare und noch mehr prächtige Kleider und Equipage gänzlich vermeide. Wozu dieser Unrat, der uns unter den Unsrigen nicht angesehener, nicht beliebter macht? Wir leben an keinem Hofe und niemand fordert es von uns. Warum sollen Cavaliers und Dames in unserem rauhen Klimate wie in Paris gekleidet gehen und, sich selbst zur Plage, der Tyrannei der Mode unterliegen? Da es ja von uns abhängt, wo nicht nach Gothischem Geschmack, doch nach einer uns selbst beliebigen Uniform, nach dem Beispiel andrer Länder, uns zu kleiden, wenn wir zuvor von unsrer huldreichsten Monarchin, der großen Katharina, die Erlaubnis dazu ausgewirkt haben [1]. Warum sollen wir mit Kutschen fahren, die wir für 5—800 Rubel verschreiben müssen, wenn wir hier im Lande recht gute, zierliche und bequeme Wagen uns für 200 Rubel machen lassen können?"

Schließlich empfiehlt der Antragsteller, „daß wir bei Gastmälern und Gelagen uns allen Überflusses in Speisen und der feinen Weine, ingleichen der englischen Biere gänzlich enthielten. Unsre Voreltern wußten von allem diesem nichts, ihre Gesundheit war dauerhaft, sie wurden alt und der Beutel war gefüllt. Können wir dieses von uns auch sagen? Glücklich, wenn wir es mit Wahrheit sagen könnten! Der sich an Wein gewöhnt hat, kann sich bei einem Glase Rhein-, Medoc- oder Frans-Wein besser als bei allen sogenannten feinen Weinen befinden. Sollten wir es unter uns nicht als ein Gesetz bestimmen können, sowohl keine andern, als die 3 genannten Sorten von Wein, als auch bei einer Gesellschaft von 20 Personen nicht mehr denn 6 Schüsseln auf

[1]) Die Landesuniform wurde durch die Adelsordnung von 1785 eingeführt.

die Tafel zu setzen? Dabei durchaus kein Silber, keine Porzellanteller und Schüsseln geduldet werden müßten, sondern man hätte sich nur bloß der Fayance und Service von englischem Gut zu bedienen."

„Hier fragt es sich wieder: wenn dieses alles unter uns festgesetzt wird, wer soll darüber halten, wer des andern Fiskal sein, wenn man sich an die Abmachung nicht kehrte? Dieses überlasse ich der Beprüfung meiner geliebten Mitbrüder. Doch soll ich meine Meinung sagen, so wäre sie unmaßgeblich diese: man setze demjenigen, von dem es bekannt wird, daß er dawider gehandelt, zum Besten der Armen eine Pön, die dem Vergehen angemessen ist und die ohne alle Rücksicht beigetrieben werden muß. Man sehe überdem einen solchen als keinen Patrioten, sondern seine Übertretung mit Verachtung an."

Auf diese Anträge zur Einschränkung des Luxus folgen Vorschläge zur direkten Abhilfe des Geldmangels, deren Behandlung, zumal sie keine Folgen gehabt haben, über den Rahmen unsrer Aufgabe hinausgehen würde. —

Am Tage nach der Eröffnung des Landtages, am 30. Januar 1780, wurde im Saal neben den übrigen Postulaten des Generalgouvernements auch der Antrag über Einführung einer Luxusordnung vorgetragen [1]. Sodann gelangte die Materie zur Verhandlung an die Kreise. Am 1. Februar gab das Landratskollegium sein Votum ab, indem es sich über den Gedanken der Unterdrückung des übermäßigen Luxus beifällig aussprach. Am 3. Februar gelangte der Antrag des Generalgouvernements im Plenum zu nochmaligem Vortrag. Sodann wurden die „Ohnmaßgeblichen Vorschläge des Ungenannten" aus Jerwen, sowie die Sentiments der vier Kreise verlesen, worauf der ritterschaftliche Ausschuß beauftragt wurde, eine Luxusordnung nach Maßgabe dieser Sentiments auszuarbeiten [2].

Am 6. Februar 1780 lag die Luxusordnung dem Landtage vor, der sie mit geringen Modifikationen in allen Kreisen akzeptierte [3].

---

1) Estländisches Ritterschaftsprotokoll. 1780. S. 9.
2) ebenda S. 10.
3) ebenda S. 2[illegible].

Die Luxusordnung[1] hat folgenden Wortlaut:

„1. Es soll Keinem von Adel erlaubt sein, anderes, als ein einfaches tuchenes Kleid zu tragen, wogegen alle samtne, seidene, stoffene Kleider, Stickungen und Besatze von allerhand Art, goldene und silberne Tressen, goldene und silberne gesponnene Knöpfe gänzlich untersaget sein sollen, jedennoch aber ein seidenes Unterfutter gestattet wird. Das adeliche Frauenzimmer wird ebenfalls künftig in ihren Kleidungen sich auf einfarbige Taften und Atlasse mit Besatz von denselbigen Zeugen und Farben einschränken, und sich nur der einfarbigen Samte zu Mäntelgens und Pelze bedienen, wobei alle Besatze und Verzierungen von Gold, Silber, Flor, Blonden, Spitzen und Blumen, auch alle auswärtig verfertigte Kopf-Zeuge zu vermeiden und nur die im Lande verfertigte Kopf-Zeuge zu tragen erlaubt sind. Wie denn auch, zu mehrerer Einschränkung des überflüssigen Aufwandes, der Gebrauch der Brillanten, und bei der Aussteuer des adelichen Frauenzimmers, die Anschaffung aller auswärtig verschriebenen kostbaren, auch schweren seidenen Meublen untersagt wird.

„2. Bey allen Trauer-Fällen wird eine einformige Trauer, bei denen Mannes-Personen von schwarzem Tuch, und bei dem Frauenzimmer von schwarzseiden oder wollen Taft erlaubet sein, auch bei Begräbnissen alle mit Sammet oder Tuch überzogene Särge verboten, und sich nur lediglich gebeitzter oder laquirter Särge zu bedienen verstattet werden.

„3. Bei Mahlzeiten werden alle feine Weine, Englisch Bier, kostbare Desserts und dergl. untersaget, und nur Rhein-Wein, Rot-Wein und Franz-Wein erlaubet, wobei man sich überhaupt allen Überflusses an Speisen und unnötigen Aufwandes, auch der Anschaffung neuer Tisch-Service, sowohl von Silber, als Porcelaine, ausgenommen silberne Löffeln, Messern und Gabel, in Zukunft zu enthalten hat.

„4. Von nun an soll Keinem ausländische Kutschen, Wagen-Geschirr und Kutsch-Pferde, sondern nur zur Pferde-Zucht fremde Racen zu verschreiben verstattet sein."

Diese Luxusordnung wurde vom Ritterschaftlichen Ausschuß dem Generalgouvernement mit dem Gesuch um Publikation vorgestellt und daran die Bitte geknüpft, die Regierung möge die

[1]) ebenda S. 101 ff.

Oberkirchenvorsteher sämtlicher Kirchspiele dahin autorisieren, bei einem jeden Kontraventionsfall die Übertreter in eine Pön von 50 Rbl. zu nehmen und dieses Geld für die ordentlichen Ausgaben der Kirchen zu verwenden. Um den Adel nicht in neue, durch die Luxusordnung verursachte Ausgaben zu stürzen, solle bis zum nächsten Landtage einem jeden erlaubt sein, die vorrätigen Kleidungsstücke zu vertragen. Jedoch solle verboten werden, nach Publikation der Luxusordnung, bei solennen Gelegenheiten, als Kronsfesten und Hochzeiten, anders als verordnungsmäßig gekleidet zu erscheinen. In allen übrigen Stücken aber möge die neue Verordnung a dato der hochobrigkeitlichen Publikation Gesetzeskraft erlangen [1].

In der Resolution des Generalgouvernements auf den Landtagsschluß, dat. 26. Februar 1780, wurde die Publikation der Luxusordnung zugesagt [2].

Wie die Luxusordnung nun 1780 im Lande gewirkt hat, ob sie den segensreichen Umschwung in der Lebensweise des Adels erzielt hat, der von ihr erhofft wurde, wissen wir nicht, da die geringe Memoirenliteratur aus jener Zeit uns keine oder doch nur äußerst wenige Anhaltspunkte zur Beurteilung der Verhältnisse gewährt. Die Zeitlage war keine günstige für eine strenge Durchführung des neuen Gesetzes. Im J. 1783 wurde die Statthalterschaftsverfassung eingeführt und im J. 1785 der Landesstaat aufgehoben. „Mit dem Sinken der schützenden und bewahrenden Formen aber", schreibt Dr. Friedrich Bienemann sen. in seiner Geschichte der Statthalterschaft in Liv- und Estland (S. 420), „mit dem Herausreißen der Behörden aus der Landesverfassung, der Beschränkung des Einflusses der Vertretung der Stände auf das ihnen gelassene engste Gebiet partikularer Interessen, wurden alle Regungen des Egoismus, der Willkür, der Indolenz, der Schwäche lebendig." Noch im J. 1809, eine geraume Zeit nach der Wiederherstellung der Landesverfassung, schreibt der alte erfahrene Hofrat Bröcker in Riga: „Die Statthalterschaftsjahre haben die Moralität von Stadt und Land durchaus verdorben" [3].

---

1) ebenda S. 103.

2) Estländ. Ritt.-Archiv. Eingegangene Sachen. 1780. Nr. 18.

3) Dr. Friedrich Bienemann sen. Die Statthalterschaftszeit in Liv- und Estland. S. 419 f.

Die wirtschaftliche Krisis fand aber keine Abschwächung, und schon 5 Jahre nach der Aufhebung der Statthalterschaft und der Wiedereinführung des Landesstaates war die Reaktivierung der Luxusordnung von 1780 wieder Gegenstand der Verhandlung des Estländischen Landtages. Auf den Antrag des Wiekschen Kreises, die im J. 1780 gefaßten Beschlüsse hinsichtlich einer Beschränkung des herrschenden Luxus wieder zur Beratung zu bringen, erwählte der am 23. Juni 1802 zusammengetretene Landtag eine Kommission, die der Ritterschaft auf dem nächsten Landtage Vorschläge in dieser Beziehung machen sollte[1]. Dieses ist nicht geschehen.

[1]) Estländ. Ritterschaftsprotokoll. 1802. S. 105.

Kulturgeschichtliche Miszellen.

Eine Diskussion über Hexenprozesse vor 50 Jahren.

Es war am 22. Mai 1608, als Ein Ehrbarer Hochweiser Rat der guten alten Stadt Dorpat zur Beratung in wichtiger, hochnotpeinlicher Frage zusammentrat. Unter des Bürgermeisters Georg Kretzmer's Vorsitz sollte in des „zauberischen Weibes Norrika Kathrin's“ Sache geurteilt werden. Ihre Aussagen überzeugen den Rat, „daß sie nicht mehr unter den Menschen dienet und der Strafe würdig ist“, und so wird einerseits der Gerichtsvogt Jost von Merenden beauftragt, die Beklagte nochmals peinlich zu befragen, anderseits verhört der Rat die Hausfrau des Hildebrand Schroye, von der die Beklagte ausgesagt hatte, daß sie von ihr mehrfach gebeten worden sei, ihren Mann zu bezaubern, „daß er sich möchte zu ihr halten und nicht zu andern.“ Die Frau Schroye weist die Beschuldigung energisch zurück, aber auch von Norrika Kathrin gelang es dem Gerichtsvogt nicht, auch nur ein weiteres Wort des Geständnisses zu erpressen, obgleich der Scharfrichter „mit Brennen und Wasserbegießen das äußerste versuchte.“ Am Nachmittag desselben Tages erstattet der Gerichtsvogt dem Rate Bericht und dieser beschließt nun einhellig, „weil das zauberische Weib selber sowohl gütlich als peinlich bekannt, was des Todes wäre, auch solches mit den Zeugnissen und der Tat offenbar: als soll sie vermöge göttlichen Befehls 2. Mos. 22 mit dem Feuer durch den Scharfrichter vom Leben zum Tode gebracht werden.“ Die Exekution fand am folgenden Tage statt. — Die übrigen in den Prozeß verwickelten Personen, die Frau Schroye, die Frau des Schusters Jürgen von Baden, die angeblich die Zauberin gebeten hatte, „ihr gut Glück im Bierschenken zu Wege zu bringen“, zwei estnische Weiber, Ebbo, die von der Zauberin gelernt haben sollte, „das Holz zu verbrennen und hin und wieder zu verbrennen“, und Ello, der die Zauberin versprochen, sie eine Kunst zu lehren, ihren Mann zu behexen, wurden nun noch mehrere Tage hindurch

einem scharfen Verhör unterworfen, doch waren sie so glücklich, mit ernsten Verwarnungen davonzukommen. Sie durften leben bleiben. — Einige Jahre später, 1617, wurde wiederum ein Hexenmeister in summarischer Procedur zum Scheiterhaufen verurteilt. Bedurfte doch offenbar keiner langen Untersuchung pedantischer Juristen, was „in Einfalt ein kindlich Gemüt" schon gleich im Anfange weg hatte!

* *
*

Es ist nun etwas über fünfzig Jahre her, daß Prof. Osenbrüggen nach den Akten des Dorpater Ratsgerichts über diesen Hexenprozeß in einer verbreiteten livländischen Wochenschrift, dem „Inland" (1848) einfach, schlicht und sachlich Mitteilung machte. In seiner kurzen Einleitung erwähnte er, daß es uns schwer falle, „uns in jene gläubige, schauerliche Zeit der Hexenprozesse zurückzuversetzen, und namentlich zu begreifen, wie es ein ruhiges Familienglück hat geben können in einer Zeit, wo ein Hexenrichter in Fulda, der 19 Jahre „zur Ehre Gottes" fungiert, sich rühmte, er habe allein 700 Personen beiderlei Geschlechts verbrennen lassen und hoffe es über 1000 zu bringen." Er wies hin auf den Ausspruch eines Schriftstellers, der die Hexenprozesse ein Drama nannte „von unermeßlicher Ausdehnung, mit dem an Jammer, Verzweiflungsszenen und Elend ohne Namen, Maß und Ziel auf der einen, und an Aberglauben, Unsinn und Barbarei auf der andern Seite kaum etwas in unsrer Geschichte verglichen werden könne." Er erinnerte auch an den Ausspruch Friedrich d. Gr., als in Preußen die Folter abgeschafft wurde: „Nun können doch die Frauen rotgeweinte Augen haben und dabei ruhig alt werden!"

* *
*

Das hatte der Jurist Professor Osenbrüggen geschrieben. Aber schon in einer der nächsten Nummern derselben Zeitschrift, wie gesagt, es war im J. 1848, wurde seiner Vermessenheit heimgeleuchtet und mit seinem „Aufkläricht" mannhaft, erbarmungslos, ernst und gründlich aufgeräumt. Da hatte wörtlich ein Ungenannter seinen Gedanken in einem Aufsatz unter dem Titel „Wie hat der biblische Christ den Hexenprozeß zu beurteilen?" Luft gemacht wie folgt:

„Es gehört gewiß zu den ernstesten, aber auch niederschlagendsten Zeichen der Zeit, daß die Dreistigkeit, mit der diejenigen, die sich ein ganz absonderliches Verdienst daraus machen, Kinder der Zeit zu sein, alle jene herrlichen Säulen, welche einst den ehrwürdigen Dom ungefärbten Glaubens trugen, eine nach der andern zu erschüttern, zu untergraben und wo möglich umzu-

stürzen sich unterfangen, von Tag zu Tag im Wachsen begriffen ist. Wo fände sich wohl der Punkt an dem Gebäude des kindlichen und doch strengen Glaubens unsrer Väter, auf welchen nicht schon irgend ein mehr oder minder kühner Angriff von jenen Kindern des Zeitgeistes gemacht worden wäre?

„Zwar müssen wir Bewohner der russischen Ostseeprovinzen es als eine ganz besonders gnädige Fügung der Vorsehung dankbar erkennen, daß jener Geist der Verneinung, dem keine Überlieferung für seine Afterkritik zu heilig ist, in unsern besonders auch auf dem Gebiete des Reiches Gottes auf Erden so mannigfaltig und vor andern gesegneten Landen verhältnismäßig noch wenig Boden gewonnen hat. Nächst Gott haben wir solche Bewahrung gewiß niemand so sehr zu danken, als unsern treuen, glaubensstarken Hirten und ihren würdigen Lehrern, welche seit Jahrzehnten sich der Pest moderner, unter dem prunkenden Namen „Philosophie" feilgebotener Irrlehren unerschütterlich zu erwehren wußten. Aber gerade diese gnädige Aushütung — weit entfernt, daß sie uns in fleischliche Sicherheit wiegen sollte — legt einem jeden unter uns die heilige Pflicht auf, überall, wo sich eine auch nur entfernte, scheinbar indifferente Hinneigung zu jenen kräftigen Irrtümern unsrer Tage hervortun will, mit aller Liebe des Bruders, aber auch mit allem Ernste des Christen zu zeugen, zu warnen, zu strafen.

„Nicht ohne ein schmerzliches Gefühl — schmerzlich in dem eben angedeuteten Sinne — haben wir denn auch einen Gegenstand besprochen gefunden, wie er eben von der Mehrzahl derer, die sich heutzutage die Gebildeten, die Aufgeklärten nennen lassen, besprochen zu werden pflegt — einen Gegenstand, der zwar bereits zum Gespött unsrer von unreifem Wissen aufgeblähten Kinder geworden, der aber vom Standpunkt der Schrift nicht minder, als von dem einer tieferen, gemütvolleren Anschauung aus gesehen, in einem Lichte erscheint, das freilich zu gewaltig ist, um nicht die blöden Augen unsrer kleingläubigen, zu jedwedem Ableugnen des nicht sofort Begreiflichen geneigten Geschlechts zu blenden.

„Unsere Leser erraten, daß von den Hexenprozessen die Rede ist.

„„Die Hexenprozesse" — so lesen wir — „werden häufig eine unbegreifliche Verirrung der christlichen Menschheit genannt."" — So weit, aber auch nur so weit stimmen wir mit dem verehrten Verfasser des Aufsatzes „Hexenprozeß in Dorpat!" überein. Ja wohl, leider nur zu häufig! Und doch befand sich die christliche Menschheit wahrlich damals, als sie kein Ärgernis nahm an dem, was das natürliche Licht verwirft, was dem unwiedergebornen Herzen widersteht, — auf heilsameren Wegen, sagen wir, denn jetzt! . . .

„Wir können uns alle weitere Ausführung unsrer Ansicht ersparen, wenn wir die zwei Hauptfragen, auf die es bei unsrem Gegenstande ankommt:

1) Gibt es Zauberei?

2) Wenn ja, wie haben wir sie zu behandeln?

vor ein Tribunal bringen, das hoffentlich unsern modernen Aufkläricht zum Schweigen bringt. Ja, wir haben Mosen und die Propheten; laßt uns die hören! 2. Mosis 22, 18: „Die Zauberinnen sollst du nicht leben lassen!" Schon hierin liegt eine genügende Antwort auf jene beiden Fragen. Aber auf die zweite geht er noch näher ein 3. Mosis 20, 27: „Wenn ein Mann oder Weib ein Wahrsager oder Zeichendeuter sein wird, die sollen des Todes sterben, man soll sie steinigen, ihr Blut sei auf ihnen." Das Verbrennen erscheint freilich unbiblisch. Daraus folgt aber nicht die Rechtfertigung jener Pseudohumanität, welche das Verbrennen bloß „empörend" findet. Sie findet gewiß das Steinigen ebenso, und doch steht es geschrieben — unsrer Schlaffheit zum Gericht!

„Wir schließen mit den Worten des Propheten Micha 5, 9 . . . 11: „Zu derselben Zeit, spricht der Herr, will ich . . . die Zauberer bei dir ausrotten, daß keine Zeichendeuter bei dir bleiben sollen.""

* *
*

Was sollte Professor Osenbrüggen auf diese Keulenschläge wuchtiger Geisteskraft, die so unerschütterlich fest in ihren guten altererbten Schuhen stand, erwidern? Er tat es in wenigen kurzen Worten. „Ich bin dem Verfasser des Aufsatzes", sagte er in derselben Zeitschrift, „im Interesse meiner kriminalistischen Arbeiten großen Dank schuldig, da er mir eine Zukunft der Hexenprozesse in Aussicht stellt, falls er und seine gleichgestimmten Brüder einigermaßen in ihren Bestrebungen Glück haben werden. Ein historisches Material, welches die Vergangenheit bietet, wird allmählich aufgezehrt. Was die Differenz betrifft, daß Hexen und Zauberer nicht nach biblischen Rechten gesteinigt, sondern verbrannt sind, so kann ich nicht zugeben, daß diese Strafverwandlung ohne Zutun der Geistlichkeit eingeführt ist. Aber wir wollen nicht über Kleinigkeiten rechten, der Verfasser soll mich billig finden: es können ja Hexen und Zauberer zuerst gesteinigt und dann verbrannt werden."

* *
*

Diese Hexenpolemik im „Inland" hatte damit aber noch kein Ende; auch noch einige andre Personen ergriffen dazu das Wort, bis die Redaktion verständiger Weise erklärte, daß einer weiteren

Behandlung dieses Gegenstandes die Spalten ihres Blattes nicht offen stehen können. Der Aufsatz über die Stellung, die ein biblischer Christ den Hexen und Zauberern gegenüber einzunehmen habe, war nicht unterzeichnet und man erging sich im Publikum in Mutmaßungen, wer wohl der Verfasser sein möge, ohne dabei immer das richtige zu treffen. Jedenfalls sah sich der Oberlehrer Santo vom Dorpater Gymnasium veranlaßt eine „Abgenötigte Erklärung in Hexen-Sachen“ zu veröffentlichen, worin er betonte, daß er jenen Artikel weder selbst verfaßt habe, noch auch den Autor kenne und „in Mutmaßungen hierüber durchaus keine Geschäfte mache, da er vollkommen gleichgültig dagegen sei, wer die besagten Hexen steinigen oder wer sie verbrennen will und nur wünsche wie bei der Sache selbst, so auch bei den Exekutionen gänzlich unbeteiligt zu bleiben.“ — Ein andrer, der sich Immanuel Schächer unterschrieb, machte in einem „Sendschreiben“ den ungenannten Autor jenes Artikels darauf aufmerksam, daß er aus 2. Mos. 22, 18 den Schluß ziehe: die h. Schrift spricht von Zauberinnen, also muß es solche geben; aber ebenda V. 20 heiße es: wer den Göttern opfert . . . der sei verbannt.

„Wie nun, wenn ein Ungläubiger uns sagt: „die Schrift spricht von Göttern, also muß es Götter geben. Oder sie werden nur darum Götter genannt, weil sie für Götter galten: nun, so werden die Zauberinnen auch nur darum so genannt, weil sie für Zauberinnen galten.“ Was sollen wir ihm darauf antworten? . . . Wohl ist mit den Hexenprozessen eine jener „herrlichen Säulen, welche einst den ehrwürdigen Dom ungefärbten Glaubens trugen“, umgefallen und es wäre von unberechenbarem Gewinn, wenn sie wieder aufgerichtet werden könnte. . . Aber je köstlicher der Zweck ist, den Sie verfolgen, desto schmerzlicher bedaure ich, daß Sie so unzureichende Mittel zu seiner Erreichung anwenden. Sie scheinen mir (möge ich mich irren!) viel stärker im Glauben als im Beweisen zu sein.“

Der Ungenannte gestand darauf, daß er nicht ohne schmerzliche Wehmut auf jene Reihe von Äußerungen des Unglaubens und Halbglaubens zurückblicken könne, die jenes sein Zeugnis hervorgerufen habe. Den Halbglauben fand er merkwürdigerweise in dem Sendschreiben des „Schächers“ vertreten und ihm erwiderte er: „Daß wir dem Unglauben gegenüber schweigen, versteht sich von selbst. Der Halbglaube aber lasse sich gesagt sein, daß sein Ausweg, als seien die zu steinigenden Zauberer der h. Schrift nicht sowohl wirkliche Zauberer, als vielmehr nur solche, die für Zauberer galten, ein höchst schriftwidriger ist. Denn abgesehen von 1. Sam. 28, gedenkt Psalm 58, 6 ausdrücklich „des Zauberers, des Beschwörers, der wohl beschwören kann.“ Wie aber dem Halbglauben allemal ein hoffnungsvoller, wenn auch noch unent-

wickelter Glaubensgehalt neben dem ungläubigen Element beiwohnt, so begrüßen wir auch in unsrem „Schächer“ den Zug echten Glaubens, welcher in der Bereitwilligkeit liegt Leute dafür zu steinigen, daß sie von andren irrtümlich für Zauberer gehalten werden. Diese Bereitwilligkeit, etwas das sogen. natürliche Gefühl Empörendes bloß deshalb zu tun, weil man, wenn auch gleichfalls irrtümlich, glaubt, es stehe in der Bibel, — diese glaubensstarke Bereitwilligkeit kann in unsrer glaubensschwachen Zeit nicht hoch genug angeschlagen werden.“

Diesen Artikel hatte unser Ungenannter betitelt: „Das Unbiblische des Sprichworts: der Sache Feind, des Mannes Freund.“ Augenscheinlich hatte man im Publikum beim Diskutieren über die Hexenartikel und ihre Verfasser gelegentlich betont, daß dabei natürlich wie stets die Person von der Sache zu trennen sei. Nein, ließ sich aber der Ungenannte vernehmen, grundfalsch ist das und gegen die heil. Schrift. Er konstatiert mit Entrüstung, daß man „sogar gewagt“ habe, diesen Satz als eine populäre Paraphrase des Gebots der christlichen Liebe darzustellen, und bedauert, daß selbst solche der besten Organe des Glaubens, wie Hengstenbergs evangelische Kirchenzeitung, nicht immer den Mut haben gegen den Stachel des Zeitgeists zu löcken, „sondern ihm huldigen, indem sie zwar in abstracto die Feindschaft gegen Gott verdammen, aber in concreto die Feinde Gottes mit ihrer fleischlichen Schonung decken.“ Er nennt solch ein Verfahren einen „Akt der hohlsten, von biblischer Wahrheit entleerten Abstaktion“, und beruft sich zum Beweise dafür auf Psalm 56, 6 u. 8, Psalm 58, 11 und 2. Joh. 9—11. „Wollt ihr zeigen“, schließt er, „daß es euch mit der Feindschaft gegen die Irrlehre, gegen die Sache, heiliger Ernst sei, so müßt ihr dem Irrlehrer, dem Manne, nicht nur Freundschaft, sondern sogar Gastfreundschaft, ja selbst das alleroberflächlichste Zeichen einer freundlichen Beziehung versagen. Entweder — oder! Jeder Mittelweg ist abgeschnitten.“

Die ernstesten Worte in dieser merkwürdigen Diskussion sprach aber ein kurzer, gleichfalls anonym im „Inland“ erschienener Artikel, der die Frage aus einer mehr spezifisch kirchlichen, in eine allgemeinere wissenschaftlich-theologische Beleuchtung rückte. Er lautete: „Bei vielen, die den Aufsatz „Wie hat der biblische Christ usw.“ gelesen, hat der Inhalt desselben gewiß Befremden erregt. Man fragt sich ganz verwundert, gibt es denn heutzutage unter den Gebildeten noch Leute, die wirklich an die Existenz von Hexen und Zauberern glauben, und solche gesteinigt oder verbrannt wissen wollen? Ist es möglich, daß in unsrem Zeitalter jemand solches aussprechen und drucken lassen kann? Die Sache hat aber eine viel erstere Seite, wenn man annimmt, daß die ausgesprochene Ansicht des Verfassers gewonnen ist aus dem theologischen

Studium, daß mithin die theologische Wissenschaft selber ihre Jünger zu solchen Glaubensansichten anleitet. Wer da weiß, in welchen Fesseln die Theologie gefangen liegt, wie die Lehrer derselben nicht gestatten, die christliche Lehre objektiv aus der heil. Schrift durch selbständige Schriftforschung zu entwickeln, wie nur die Dogmen des altkirchlichen Systems als bestimmende Norm für die Schrifterklärung gelten sollen, wie jede freiere Bewegung auf dem Gebiete der Schriftforschung als Kampf und Widerspruch der modernen Bildung wider das Christentum dargestellt wird, wie die Vernunft, — das wahrhaft göttliche im Menschen — geschmäht und herabgewürdigt wird, wenn sie sich unterfängt in Sachen der Religion stimmberechtigt aufzutreten: wer das alles weiß, der wird sich freilich über einen Aufsatz, wie den in Rede stehenden wenig wundern. Aber die Mehrzahl derer ist zu beklagen, die entweder jenen Standpunkt der theologischen Wissenschaft nicht kennen, oder auch so befangen sind, daß sie jede Abweichung von dem hergebrachten altkirchlichen Dogma für eine Sünde ansehen, dabei aber mit redlichem Herzen und frommem Gemüt den Männern vertrauen, welchen der heilige Beruf obliegt, in göttlichen Dingen die Wahrheit zu zeugen. Zu welchem Urteil aber, zu welchem Glauben werden diese angeleitet von einer Lehre, wie in dem Aufsatz obiger Art!

Man wird mit inniger Wehmut erfüllt, wenn man sieht, wie eine Theologie, die man auf der Kapelle des Mittelalters schon längst begraben glaubte, jetzt mit Entschiedenheit auftritt, und vielleicht — auf Generationen sich fortpflanzt! Welche Zukunft!!“ — —

Daß doch solch eine Diskussion noch Ao. 1848 möglich war! — „Auf Generationen . . .“ Nun, solche Besorgnis war freilich unnötig. Alle unsre Erkenntnis steht eben immer und überall unter dem Gesetz der Entwicklung.

Literarische Rundschau.

Paul Heyse als Dramatiker.

Die Kunst soll nicht nach Brot gehen, so heißt es, und auch nicht nach Ruhm. Und doch ging die Kunst, auch in ihren größten Jüngern, allzeit nach Brot und nach Ruhm. Denn des Brotes bedarf auch der Künstler, um leiblich zu leben, und des Ruhmes scheint er, wie die Menschennatur nun einmal ist, nicht entraten zu können, wenn anders er geistig gedeihen — wachsen, blühen soll. Nicht alle haben das der eigenen Keuschheit zugestanden, aber doch ist es immer so gewesen. Um nur vom Ruhm zu reden — Goethe und Schiller hätten ihren Xenienkampf nicht unternommen, wenn ihnen mehr Anerkennung geworden wäre, Kleist ging an dem Mangel an Ruhm zugrunde, und Grillparzer zog sich grollend und verbittert zurück, weil seine reiferen Werke kühl aufgenommen wurden. Einer, der es unumwunden zugibt, daß der Ruhm den Lebensodem des Künstlers bedeutet, ist der mittelalterliche Gottfried von Straßburg. In der merkwürdig modern anmutenden poetischen Einleitung zu seinem „Tristan“ läßt er sich weitläufig über dieses Thema aus und kommt geradezu zu dem Schluß, daß der Ruhm der Vater der Kunst ist: „Ehr und Lob, die schaffen Kunst.“

Wie viele von den echten Propheten — von den falschen, die wie Kometen plötzlich erschienen, um ebenso schnell und plötzlich zu versinken, schweigen wir natürlich —, wie viele der echten, wirklichen Dichter aber erreichten, wonach sie strebten, erreichten das Ziel noch bei ihren Lebzeiten? Wie vielen wurde der berauschende Trank gereicht, da sie seiner noch froh werden konnten? Es sind unter der Menge doch sehr wenige. Den meisten und zum Teil den größten blühte der Lorbeer erst auf dem Grabe. Die Künstlerlaufbahn wird daher mit Recht eine Dornenreise genannt.

Zu den Auserwählten, deren Stirn schon in der Jugend bekränzt wurde, gehört Paul Heyse. Und was noch mehr sagen will, die wetterwendische Göttin blieb ihm treu bis in sein späteres Alter. Die Feier seines siebenzigsten Geburtstages hat das noch jüngst bezeugt.

Und dennoch sind auch Paul Heyse die Künstlerschmerzen nicht erspart geblieben. Der Ruhm des Novellisten Heyse steht fest und wird bleiben, was man auch gegen die eine oder andre und gegen zahlreiche seiner Dichtungen auf diesem Gebiet einwenden mag und einwenden wird. Paul Heyse rang aber auch Zeit seines Lebens nach dem Preise des Dramatikers, und der blieb ihm versagt. Das ist der große Schmerz seines Lebens. Dennoch aber dürfte sich auch in Zukunft kaum etwas daran ändern, auch die Nachwelt wird für den Dramatiker Heyse keinen günstigeren Spruch finden.

Sehr zahlreich sind die Heyseschen Dramen. In allen Gattungen hat er sich versucht, und in allen Sätteln erscheint er gerecht. Weiter aber, über dies In-allen-Sätteln-gerecht-sein, kommt er nicht. Es fehlt an einem Letzten, so fein alles dargelegt und ausgearbeitet ist und so „interessant" es sich liest, und dieses Letzte ist die Hauptsache, es fehlt der dramatische Nerv, der sich in dem unaufhaltsamen Drange zielbewußten Wollens dokumentiert. „Ein kräftig eingreifendes Handeln — sagt Brandes zutreffend — das ein Ziel verfolgt, ist so wenig der Kern seiner Dramen, wie seiner Novellen und Romane. Kommt ab und zu eine energische Handlung vor, so geschieht sie aus Verzweiflung: das Individuum ist in die Enge getrieben, wo es keinen andern Ausweg erblickt, als den, das äußerste zu wagen." Eine gewisse Passivität, eine willenlose Hingabe in Freud und Leid haftet allen Gestalten Heyses an, das eigentliche Element des Dramas ist und bleibt aber Aktivität.

Dieser dramatische Mangel mag in Heyses dichterischer Anlage begründet sein — und deshalb ist er seiner Natur nach Novellist und Lyriker; entwickelt wurde die Anlage dann aber weiter durch die Geistesrichtung, die Heyse nahm. Er steht in Banne der Naturwissenschaften, ist seiner Grundanschauung nach pessimistischer Materialist. Der menschliche Wille ist auch ihm in letzter Linie gebunden und unfrei in der Materie, hört also eigentlich auf Wille zu sein.

Mit besonderer Vorliebe behandelt deshalb Heyse sexuelle Probleme, und in diesen gelingt ihm der weibliche Charakter fast immer besser als der männliche, unter seinen Frauen aber sind wieder diejenigen am feinsten gezeichnet, die nach der Seite der demi monde hinrücken. Hier aber spielt das in das unbewußte

und willenlose Triebleben übergehende Gefühlsleben eine Hauptrolle. Und dieses darzustellen ist Heyses Stärke.

So steht er den modernen Naturalisten im Grunde garnicht so fern, nur sein intensives Schönheitsgefühl hindert ihn, ihre Wege zu wandeln. Die nackte Wirklichkeit ist ihm ein Greuel, er muß verklären, und da er das große Leben, den nach sittlichen Grundsätzen frei dahinschreitenden Menschen nicht verklären kann, verklärt er das kleine, den in der Materie gebundenen Menschen. Er gibt hübsche Lebensausschnitte, interessante und immer interessantere, eigenartigere, singulärere Fälle. Damit hören aber die Beziehungen zum wirklichen Leben allmählich immer mehr auf, und seine Kunst wird am letzten Ende die echte rechte l'art pour l'art.

Die Naturalisten scheiterten in ihren Versuchen, ein neues Drama zu schaffen, weil sie das dramatische, den bewußt wollenden, d. h. nach sittlichen Maximen handelnden Menschen aus dem Drama eliminierten. Ähnlich steht es mit dem Drama Heyses. Nur verfahren jene mehr bewußt, Heyse mehr unbewußt. Diesen Mangel in der Heyseschen Dramatik fortzudisputieren gelingt auch einem so liebenswürdigen und liebevollen Interpreten wie Erich Petzet und seinem bei Cotta erschienenen Werke „Paul Heyse als Dramatiker" nicht. Dennoch sei das Buch auf das beste empfohlen. Wer den ganzen Heyse kennen lernen will, muß auch in den Dramatiker Heyse eindringen, und da hat er an Petzet einen trefflichen, verständnisvollen Führer.

K. Stavenhagen.

Volkslieder.

Volkspoesie — das Wort hat seit Herder einen guten Klang, und Kenntnis und Liebe zur Sache ist durch Herders Anregungen tüchtig gefördert worden. Wir brauchen bloß an die Romantiker mit ihrem Wunderhorn und ihren Hausmärchen, an Uhland und Simrock und an so manche späteren Sammlungen zu denken, von denen hier nur die trefflichen Volksliederbücher von Mittler (1865) und Böhme (1877) genannt sein mögen. Dazu gilt es sich des erinnern, daß das Volkslied wirklich in viele Häuser Einzug gehalten hat und dort gesungen wird, und daß die schönsten Blüten unsrer deutschen Lyrik — Goethe, Uhland, Eichendorff, Heine, Mörike — auf dem neuentdeckten Waldboden des Volkliedes erblüht sind. Kurz, der Stein, den seinerzeit Herder ins Wasser geworfen hat, zieht immer noch seine malerischen Linien. Wir sind durch

das alles dem Empfinden des Volkes näher gerückt, als man es noch zu den Zeiten des jungen Klopstock war. Und dennoch, wir brauchen ein erneutes, vertieftes Zurückgehn auf das Volkslied. Daß das richtig ist, sollen die folgenden Zeilen erhärten.

Die Hauptarbeit wird mir da freilich abgenommen durch die herrlichen deutschen Volkslieder, die jüngst unter dem originellen Titel „Von rosen ein krentzelein“ herausgegeben worden sind von Hubert Stierling.*) Wer diese Sammlung zur Hand genommen und darin mit empfänglichem Herzen gelesen, für den ist der Beweis schon erbracht, daß uns solch ein Volksliederbuch nottat. Denn wohl jedermann, auch der, dem der Anger des Volksliedes bisher nicht fremd geblieben, wird sich da einen ganzen Strauß neuer duftiger Feldblumen pflücken können. Wer einigermaßen Sinn hat für das Volkstümliche, dem muß dieses Buch einen reinen Genuß bieten. Und daß so viele der reizendsten unter diesen Liedern uns bisher völlig unbekannt gewesen, das zeigt schon, wie nötig ihre Sammlung gewesen ist. Im einzelnen aber sei auf folgende Gesichtspunkte hingewiesen, von denen aus uns die Bedeutung des Volksliedes, gerade auch für unsre Zeit, deutlich wird.

Vor allem: wir brauchen wirkliche wahrhaftige Dichtung, und die bietet uns das Volkslied, Gestalten, die wirklich geschaut, nicht erdacht, Vorgänge, die wirklich erlebt, nicht ausgetüftelt sind. Leben, Anschauung, Gegenwart — wie Goethe es nannte — das ist uns nötig. Der Konstruktionen und Abstraktionen haben wir nachgerade genug. Diese Gegenständlichkeit des Volksliedes, sie ist schon einst, in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts zu einem wohltätigen Heilmittel geworden: sie trug dazu bei, den Menschen aus den Wolken wieder auf die Erde zu stellen. Sollte nicht in unsrer Zeit die konkrete Kindlichkeit und Anschaulichkeit des Volksliedes zurückführen können von den düsteren Wegen des Spintisierens und Reflektierens auf die helle Höhe freudigen Schauens? Es ist zu bedauern, das unsre modernen Dichter nicht stärker auf das Volkslied zurückgehen. Waran liegt das? Einerseits stecken sie nun einmal zu tief in der Reflexion drin, sind — mit Schiller zu reden — zu sentimentalisch. Gewiß, unser Zeitalter hat sie auch nötig. Aber auf wie bedenkliche Fährten sie sich verlieren können, zeigt z. B. Ibsen, und wo ihre Schranke ist, zeigt Flaischlen mit seinen vielen Leiden und vielen Trostgründen. Anderseits aber ist Naivität eine Gabe des Himmels, und mancher, der sich alle Mühe gibt, sie zu erreichen, dem gelingt

*) 232 S. Preis vornehm geheftet Mk. 1,80. Der bekannte Verlag Langewiesche in Düsseldorf und Leipzig gibt damit schon den 5. Band seiner „Lebenden Worte und Werke“ heraus. Wie bekannt, immer gute Ausstattung.

es doch nicht. So scheint es mir Dehmel mit manchem seiner Gedichte für Kinder zu gehen. Sie werden nicht volkstümlich.

Denn das Volkslied — und das ist sein zweiter Vorzug — ist wirklich naiv. Nirgends Affektation, gesuchte Pointen, nirgends Arbeit auf besondere Effekte hin, sie sind eben wie sie sind, wachsen so, weil sie müssen und fragen nicht, ob sie jemandem gefallen.

Drittens die frische Lebendigkeit des Volksliedes. Es ist bekannt, wie oft im Volkslied die Erzählung als Gespräch auftritt. Dazu eine starke Stimmung, die aber nicht auseinandergefaltet wird, sondern die wie ein Duft über einer Haide liegt, ein Duft, von dem man auch nicht sagen kann: hier ist er oder da. Gerade die Knappheit, die wir im Volksliede finden, und die namentlich für den Schluß der Lieder charakteristisch ist, erzeugt die Stimmung. Wieviel bleibt da der Phantasie auszumalen übrig! Und welche Gewitterschwüle lagert oft über dem kleinsten Liedchen! Fassen wir all das zusammen, die knappe Erzählung, die häufige Gesprächsform und die Intensität der Stimmung, so begreifen wir das Urteil Goethes, der in der Verbindung epischer, dramatischer und lyrischer Momente einen Hauptreiz des Volksliedes gefunden hat.

Man wird nun für all das Angeführte Proben, Belege verlangen, und ich gäbe sie nur allzugern und allzureichlich. Aber es darf ja nicht ein neues Kränzelein entstehen, daher pflücke ich nur ein paar Rosen aus dem schon so lieblich gewundenen hier heraus.

Ich hört ein Sichlein rauschen,
Wohl rauschen durch das Korn,
Ich hört ein feine Magd klagen,
Sie hätt ihr Lieb verlorn.

„Laß rauschen, Lieb, laß rauschen,
Ich acht nit, wie es geh,
Ich hab mir ein Buhlen erworben
In Veiel und grünem Klee.“

„Hast du ein Buhlen erworben
In Veiel und grünem Klee,
So steh ich hier alleine,
Tut meinem Herzen weh.“

* * *

Es ist ein Schnee gefallen,
Und ist es doch nit Zeit,
Man wirft mich mit den Ballen,
Der Weg ist mir verschneit.

Mein Haus hat keinen Giebel,
Es ist mir worden alt,
Zerbrochen sind die Riegel,
Mein Stüblein ist mir kalt.

Ach Lieb, laß dich's erbarmen,
Daß ich so elend bin,
Und schließ mich in dein Arme!
So fährt der Winter hin.

* * *

Ich hab die Nacht geträumet
Wohl einen schweren Traum;
Es wuchs in meinem Garten
Ein Rosmarienbaum.

Ein Kirchhof war der Garten,
Ein Blumenbeet das Grab,
Und von dem grünen Baume
Fiel Kron und Blüte ab.

Die Blüten tät ich sammeln
In einen goldnen Krug;
Der fiel mir aus den Händen,
Daß er in Stücken schlug.

Draus sah ich Perlen rinnen
Und Tröpflein rosenrot.
Was mag der Traum bedeuten?
Ach Liebster, bist du tot?

* * *

Echte Melancholie des Volksliedes! Das Volk und die Kinder haben einen solchen Überschuß an Kraft, Frische und Frohsinn, daß sie traurige Dichtung nicht nur vertragen, sondern wünschen und schaffen. Freilich, diese Schwermut des Volksliedes mit ihren tiefen und melodischen Tönen findet ein Gegengewicht an dem herzerquickenden volkstümlichen Humor.

Und das ist der vierte Punkt, auf den ich besonders hinweisen wollte. Wie sehr brauchen wir den Humor, und wie selten wird er uns gerade in der modernen Dichtung geboten, so recht herzstärkend, fröhlich, gutmütig und übermütig zugleich. Unser Volksliederbuch trifft auch nach dieser Richtung eine nette Auswahl unter den Schnadahüpfeln und ähnlichen Liedlein.

O du mei liebs Herrgettle,
Was haun mer dir denn daun,
Daß du mi mein Leaba lang
Nett willst heirata laun?

Jetzt will i nimma beata
Und nimmer ins Kirchele gaun,
Gib acht, i kann di neata,*
Du wirst me heirata laun!

* * *

Man könnte noch manches hier anführen. Auch über die historischen Volkslieder wäre was zu sagen. Ganz besonderes Interesse für uns hat das Fluchtlied auf Napoleon, das zuerst in Riga 1813 auf einem fliegenden Blatte gedruckt worden ist.

---

*) nötigen.

Es ist eines der wenigen ernst gehaltenen Volkslieder auf den Sturz Napoleons.

Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen. —

Das ist der Refrain. — Doch wir haben uns hier zu bescheiden, das Weitere wird die Sammlung selber unsern Lesern erzählen. Möge sie dazu dienen, den Sinn für volkstümliche Kunst in unsrer Mitte zu stärken. Ich fürchte, die Zahl derer ist noch recht groß, die sie nicht recht würdigen. Aber wem ihre Schönheit aufgegangen ist, dem wird sie immer wieder zur Quelle der Freude.

Bielenstein, der treffliche Kenner und Sammler lettischer Volkslieder, führt in seiner Biographie im Gedanken an die Lieder des Volkes ein reizendes Wort in Shakespeares „Was ihr wollt" an. Möge das Wort, das so fein Wesen und Wirkung des Volksgesanges zeichnet, auch unsere kleine Betrachtung abschließen:

— — — Sing uns das Lied von gestern Abend,
Gib acht, Cesario, es ist alt und schlicht;
Die Spinnerinnen in der freien Luft,
Die jungen Mägde, wenn sie Spitzen weben,
So pflegen sie's zu singen; 's ist einfältig
Und tändelt mit der Unschuld süßer Liebe,
So wie die alte Zeit. — — — —
Mich dünkt, es linderte den Gram mir sehr,
Mehr als gesuchte Wort' und luft'ge Weisen
Aus dieser raschen, wirbelfüß'gen Zeit.

Rasche, wirbelfüß'ge Zeit! So klagte man schon im Zeitalter Shakespeares. Was sollen wir sagen? Und welch ein Gegengewicht haben wir nötig?

E. v. Schrenck.

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe. Stuttg. u. Brln. J. G. Cotta Nachf.: Bd. 8. Singspiele. Hrsg. von O. Pniower. — Bd. 13. Faust. I. T. Hrsg. v. Erich Schmidt. — Bd. 21. Die Wahlverwandtschaften. Hrsg. v. Fr. Munker. — Bd. 22. 23. 24. 25. Dichtung und Wahrheit. I.—IV. T. Hrsg. v. Rich. M. Meyer. — Bd. 28. Campagne in Frankreich. Belagerung von Mainz. Hrsg. von Alf. Dove. — Bd. 33. 34. Schriften zur Kunst. I. u. II. T. Hrsg. von W. v. Oettingen. Preis je M. 1,20.

Mit erwünschter Schnelligkeit folgen einander die Bände der Jubiläumsausgabe von Goethes Werken — bisher liegen ihrer 16 vor — und erfüllen vollauf die hohen Erwartungen, die man von vornherein diesem hervorragenden Unternehmen gegenüber hegen konnte. Die obigen Bände sind zwar von sehr verschiedenem Inhalt, haben aber den gemeinsamen Vorzug der gleichmäßig durchgeführten Methode: durch gedrängte Einleitungen und sorgfältig erwogene, knappe, aber ausreichende Anmerkungen dem Leser behilflich zu sein, so daß nicht nur jeder Gebildete gründlich in das Verständnis von Goethes Geistesart und -arbeit eingeführt wird, sondern auch der Goetheforscher durch manche neuerworbene Aufklärung sich gefördert findet. Zum vollen, reichen Verständnis des Problems der „Wahlverwandtschaften" beizutragen, ist auch heute noch eine keineswegs überflüssige, aber höchst dankbare Aufgabe; sie ist in Einleitung und Anmerkungen mit Geschmack und Geschick gelöst. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die äußerst gelungene Charakteristik der kunstvollen Anordnung planmäßigen Ausführung, der „unvergleichlichen Gegenständlichkeit" und sittlichen Bedeutung des Romans. — In den Einleitungen und Anmerkungen zu den selbstbiographischen Werken Goethes ist überall Absicht und Verfahren des Dichters deutlich und präzise dargestellt; letztere dienen überdies der notwendigen Erklärung von Details, der Beleuchtung bedeutender Abschnitte in ihrem Zusammenhange, sowie der Aufnahme von Andeutungen und Beziehungen, die dem Dichter vorgeschwebt haben. Auch werden gelegentlich Irrungen zurechtgestellt, die in den biographischen Erinnerungen dem Verfasser mit untergelaufen sind, oder zweifelhafte Auffassungen aus anderweitigem Zusammenhange berichtigt.

Kann sich der IV. Teil von „Dichtung und Wahrheit" an kunstvoller Gruppierung und Ausarbeitung auch nicht messen mit den viel früher entstandenen ersten drei Teilen, so bietet er dafür Gelegenheit zu mancher interessanten Beobachtung; es läßt sich namentlich konstatieren, inwiefern sich Goethes Denkweise in den letzten Lebensjahren gegen früher umgewandelt, auch wohl gemildert hat. Der Anhang dieses Bandes umfaßt überdies Briefe, Aufsätze und Reden Goethes, die man gern beisammen finden mag, wie z. B. die Schweizerbriefe von 1779, die Selbstschilderung von 1797, den Nachruf auf die Herzogin Anna Amalie 1807 und die Aristeia der Mutter 1810.

Höchst willkommen ist der Anhang zu Faust I: der Urfaust, d. h. der Abdruck jener ältesten uns bekannten Form der Dichtung, wie Goethe sie im

Herbst 1775 mit nach Weimar gebracht hat. Diese Zugabe bedeutet einen Vorzug vor dem entsprechenden 14. Bande der Weimarischen Ausgabe, wo sich nur einzelne Szenen in extenso vorfinden. Nichts ist instruktiver für das Studium von Goethes Lebenswerk, als der Vergleich der drei Entwicklungsstufen von Faust I: des „Urfaust" von 1775, des „Fragments" von 1790 und des vollendeten ersten Teils von 1808. Wir sehen den Dichter in Jahrzehnten vom genialen Entwurf zu meisterhafter Vollendung aufsteigen, bis Natur und Kunst sich innigst verbunden haben.

Den beiden Bänden „Schriften zur Kunst", denen übrigens noch ein dritter Sammelband folgen soll, mußten umfassendere Nachweise und Urteile über Künstler und Kunstwerke, über literarische Persönlichkeiten (zu Rameaus Neffen) und über Goethes jeweilige Kunstauffassung beigegeben werden, wenn die aus allen Lebensabschnitten des Dichters herstammenden Bestandteile genügendes Verständnis finden sollten. Diese Anforderung setzte weitläufige Studien voraus; sie ist in jeder Beziehung vortrefflich erledigt, so daß jeder Leser dem Entwicklungsgange von Goethes kunsthistorischen Überzeugungen bequem folgen kann, zumal die verschiedenen Bestandteile der Sammlung chronologisch geordnet sind. In der Einleitung ist ein geistvoller Überblick gegeben über die durch zwei Menschenalter natürlich wechselnde Stellung Goethes zur Kunst und zu aktuellen Kunstfragen. Sie endigt mit den treffenden Worten: „Am Schlusse seines Lebens kehrte Goethe zu der Gesinnung seiner Jugend zurück: die Kunst zu genießen und in ihr zu weben, ohne in ihre naturnotwendige Entwicklung eingreifen zu wollen."

F. S.

Schillers Sämtliche Werke. Säkularausgabe in 16 Bänden. Stuttg. u. Brln. J. G. Cottasche Buchhandl. Nachf. Preis je M. 1,20: 1. Bd. Gedichte I. Hrsg. von Eduard v. d. Hellen. — 7. Bd. Die Braut von Messina. Wilhelm Tell. Semele. Der Menschenfeind. Huldigung der Künste. Hrsg. von Oskar Walzel.

Es ist ein glücklicher, würdiger Gedanke, unsre beiden größten Dichter als zusammengehörig in einem bedeutenden literarischen Denkmal zu vereinigen. Neben der Jubiläumsausgabe Goethes erscheint nun eine ganz gleich eingerichtete und ausgestattete Säcularausgabe von Schillers Werken unter derselben bewährten Leitung. Sie wird im nächsten Mai (1905) zum hundertjährigen Todestage des Dichters fertig vorliegen. — In der Tat kann die Erinnerung an den Verlust, den Deutschland vor bald hundert Jahren durch den frühzeitigen Tod seines klassischen Idealisten erlitt, nicht lebendiger wachgerufen werden, als durch dieses kostbare Monument, das dem deutschen Volke in glänzender Sichtbarkeit vor Augen stellt, was ihm sein Dichter Unvergängliches hinterlassen hat als „das Eigenste, was ihm allein gehört".

Der erste Band enthält die Hälfte der Gedichte; aber die Anordnung derselben weicht durchaus von der hergebrachten, im großen Ganzen chronologisch

angelegten Reihenfolge ab. Es ist nämlich in dieser Ausgabe ein Plan verwirklicht, den Schiller selbst vor hundert Jahren entworfen, aber nicht zur Ausführung gebracht hat. Es sollte eine Prachtausgabe seiner lyrischen Dichtungen nach strenger Auswahl erscheinen. Schiller teilte alles in vier Bücher; diese vier Bücher bilden den Hauptinhalt des vorliegenden ersten Bandes. Als Anhang sind alle jene Gedichte hinzugefügt, die in Schillers beiden Sammlungen von 1800 und 1803 enthalten, in die Prachtausgabe aber nicht aufgenommen waren. Im zweiten Bande folgen dann alle übrigen lyrischen Gedichte Schillers. — Befremdet zunächst die Zerstückelung und die Neuordnung dessen, was wir von jeher beisammen zu sehen gewohnt waren, so ist es anderseits von hohem Interesse, zu beobachten, wie der Dichter sich die Zusammengehörigkeit seiner kleineren Dichtungen vorgestellt hat. Gewiß hat in dieser Beziehung „niemand einen höheren Anspruch darauf, seine Entscheidungen allgemein anerkannt zu sehen, als der Dichter selbst"; aber es wird doch zugleich in der Einleitung (S. XXI) eingeräumt, daß die Prachtausgabe keineswegs „eine unbedingt vollkommene Auswahl und Anordnung darbiete". — Die Auslese hat viele der vortrefflichsten Distichen und alle Rätsel verworfen; und die Anordnung überrascht bisweilen. Hat Schiller doch z. B. das „Siegesfest" von den übrigen antiken Balladen abgesondert, weil er es zum „Gesellschaftsliede" bestimmt hatte, während das Lied „An die Freude" weit davon entfernt steht. Ebenso seltsam ist die Stellung von „Der Eichwald brauset" hinter „Thekla eine Geisterstimme", noch dazu durch „Hektors Abschied" getrennt. „Thekla" bezieht sich direkt auf „Des Mädchens Klage", und somit ist durch diese Umstellung das Verständnis ohne ersichtlichen Grund behindert. Vielleicht wäre in solchem Falle ein Eingriff ebenso zulässig gewesen, wie im ersten Bande von Goethes Gedichten, wo „Mignon" nicht mehr vor den Balladen steht, sondern unter den Liedern aus Wilhelm Meister, wohin es gehört, zu finden sein wird. Aber freilich mußte von jeder Willkür abgesehen werden, wenn das Prinzip bestehen sollte: Schillers eigene Anordnung nach hundert Jahren anschaulich zu machen.

In der Einleitung wird Schillers lyrische Dichtung in großen Umrissen zusammengefaßt, wie der Dichter sie in verschiedenen Beständen gesammelt hat; der Änderung in der Reihenfolge der Gedichte wird besonderer Wert beigemessen, weil sie ein wichtiger Schritt zu einer besseren Würdigung der „Lyrik des gewaltigen Dramatikers" sein könne. Die Anmerkungen geben Rechenschaft von der Entstehung der Gedichte und erklären Einzelnes, wo es nötig ist. Sie sind sehr reichhaltig und gewiß jedem Verehrer Schillers höchst willkommen. Ebenso gern wird jeder einstimmen in die schönen Schlußworte zum vierten Buche, zu „Sängers Abschied", wo der Dichter seine Lieder nur der Mitwelt, nicht der Nachwelt zu empfehlen wagte (S. 344): „Der edlen Bescheidenheit — hat ein Jahrhundert widersprochen, und weitere werden ihm in diesem Urteil folgen."

Für den siebenten Band durfte in den Anmerkungen eine maßvolle Beschränkung auf das Notwendigste herrschen. Dagegen mußten in der Einleitung die beiden großen Dramen in ihrer Verschiedenheit und Einzigartigkeit deutlich markiert werden; auch galt es, Einwände, ja Vorwürfe abzuwehren, mit denen Schiller zu allen Zeiten behelligt worden ist. In dieser Hinsicht hat sich

die Einleitung ein großes Verdienst erworben, wie denn auch der umfassende Nachweis der zahlreichen Hilfsmittel, die Schiller für seinen Tell benutzt hat, sehr wertvoll ist. Aber warum heißt es da: „Wenn Goethes später und darum wohl trüber Erinnerung zu trauen wäre, hätte er Schiller den Weg gewiesen?“ Es handelt sich um die Sonderstellung Tells abseits vom Rütlibunde; daß Schiller diese, wie vorher Goethe sie beabsichtigte, durchgeführt hat, liegt auf der Hand. Goethe hat wohl häufiger, als zugestanden wird, auf Schiller eingewirkt. Aber wo wir sicher von Goethes Ratschlägen Kunde haben, bemerken wir zugleich, daß Schiller sie aufs glücklichste und originellste zu gestalten und zu erweitern verstanden hat.

Hand in Hand treten also nach einem Jahrhundert die beiden Unsterblichen dank dieser doppelten Gedenksäule in Buchform wieder vor unsre Augen, nachdem sie vor fünf Dezennien gleichsam aus der Fürstengruft, wo sie neben einander ruhten, auf das Standbild gemeinsam hervorgetreten sind, das ihren Bund in Weimar verewigt.

F. S.

Berichtigungen.

Hft. 7/8 S. 22 Z. 13 v. u. lies: formlos statt: harmlos.

„ „ S. 14 Z. 14 v. o. lies St. statt T.

Neuerschienene Bücher.

Blennerhasset, Charlotte Lady, geb. Gräfin v. Leyden, John Henry Kardinal Newman. E. Beitr. z. relig. Entwicklungsgesch. der Gegenwart. Brln. 271 S. m. Bildn. M. 7.

Böhmer, Pfr. Dr. Jul., Mission und Mission. Missionstheoret. Erörterungen für Bibelfreunde. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 67 S. M. 1.

v. Samson-Himmelstiern, Osk., Präventive Versicherungspolitik (m. besond. Berücksichtigung der Feuerversicherung). Brln. 54 S. M. 1.

v. Lutzau, Cand. jur. Herm., Zukünftige Aufgaben der Pandektenwissenschaft. Eine Studie. Riga, Jonck u. Poliewsky. 27 S. 40 Kop.

v. Bodisko, Ed., Die Estländische Bauer-Verordnung vom 5. Juli 1856 u. die die Bauer-Verordnung abändernden und ergänzenden Gesetze u. Verordnungen. Nichtoffizielle Ausg. Reval. In Kommission bei Kluge u. Ströhm. 771 S.

Verzeichnis der auf dem Gebiet der Frauenfrage während der J. 1851 bis 1901 in Deutschland erschienenen Schriften. Hrsg. vom deutsch-evang. Frauenbund. N. Ausg. mit Nachtrag 1902—4. Hannover. 292 u. 80 S. M. 5.

Münzer, Dr. Rich., Bausteine zu einer Lebensphilosophie. Lpz. 72 S. M. 3.

Bölsche, Wilh., Weltblick. Gedanken zu Kunst u. Natur. Dresden. 351 S. M. 6.

Ewald, Osk., Romantik u. Gegenwart. 1. Bd. Die Probleme der Romantik als Grundfragen der Gegenwart. Brln. 227 S. M. 4,50.

Haushofer, Prof. Dr. Max, Das Jenseits im Lichte der Politik und der modernen Weltanschauung. München. 46 S. M. 1.

Reményi, Elisab., Ellen Key. (= Moderne Essais. Hrsg. v. Dr. H. Landsberg. Hft. 32.) Brln. 44 S. M. 0,50.

Müller, Prof. Dr. W. M., Äthiopien. (= Der alte Orient. Gemeinverständliche Darstellungen hrsg. von der vorderasiat. Gesellsch. 6. Jahrg. 2. Hft.) Lpz. 32 S. M. 0,60.

Kohut, Dr. Ad., Das Ewig-Weibliche bei Wilhelm Busch. Lpz. 163 S. M. 2.

Buchner, weil. Prof. Alex., Das „tolle" Jahr. Vor, während und nach 1848. Von einem, der nicht mehr toll ist. Erinnerungen. Volksausgabe. Gießen. 379 S. M. 2.

Dolliner, Frz., Philippine Welser, die Schlossherrin von Ambras. Kulturhistorische Skizze. Innsbruck. 35 S. mit Abbildungen. M. 0,60.

Rockwell, W. W., Die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen. Marburg. 374 S. M. 7.

Wilhelm II. wie er geschildert wird und wie er ist. Von einem alten Diplomaten. Zürich. 471 S. M. 6,50.

Scherr, Joh., Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens. Kulturgesch. geschildert. Neu hrsg. und bis auf die Gegenwart fortgeführt von [Prof.] Hans Prutz. In 50 Lief. à M. 0,30. Stuttg. Union.

Carl Alexander, Großherzog von Sachsen, in seinen Briefen an Frau Fanny Lewald-Stahr (1848—89). Eingeleitet und hrsg. von Staatsminister a. D Günther Jansen. Berlin, Paetel. 261 S. M. 5.

Werner, R. M., Hebbel. Ein Lebensbild. (= Geisteshelden. Bd. 47 u. 48.) Berlin, E. Hoffmannn u. Ko. 384 S. M. 4,80.

Der Philosoph als Einjähriger. Memoiren eines schlechten Soldaten. Hrsg. von Paulus Damaszenus. Braunschweig, Sattler. 348 S. M. 4.

v. Gottberg, Otto, Mit den Japanern über den Jalu. Spezialberichte vom Kriegsschauplatz. Brln. 33 S. m. 12 Taf. u. 1 Karte. M. 0,50.

Wegener, Dr. G., Tibet und die englische Expedition. Halle. 147 S. mit 2 Karten und 8 Bild. M. 3. (= Angewandte Geographie. Hefte zur Verbreitung geograph. Kenntnisse in ihrer Beziehung zum Kultur- und Wirtschaftsleben. Red. von Prof. Karl Dove. II. Ser. 1. Heft.)

Ratzel, Friedr., Über Naturschilderung. München. 394 S. mit 7 Bild. in Photograv. M. 7,50.

Japan unser Vaterland. Ein Quellenbuch geschrieben von Japanern. Lpz. 736 S. M. 6.

Zimmermann, Karl, Onkel Sam. Amerikanische Reise- und Kulturbilder. Stuttg. 251 S. M. 4.

Groß-Norden, Gen.-Sekr. H., Eine landwirtschaftliche Studienreise durch Holland. Norden. 42 S. mit 5 Taf. M. 1,25.

Hollmann, Dr. A. H., Die Entwicklung der dänischen Landwirtschaft unter dem Druck der internationalen Konkurrenz und ihre gegenwärtige Stellung auf dem Weltmarkt. Brln. 156 S. M. 5.

Kask, Fr., Der Bienenhonig und seine Verfälschung. Reval, Selbstverlag des Verfassers. 19 S. Preis 10 Kop. (100 Stück 5 Rbl.)

Sauerhering, Dr. F., Bildnisse von Meisterhand. Ein systematisch geordnetes Verzeichnis der bedeutendsten Schöpfungen der Porträtmalerei aller Zeiten. Stuttg. 145 S. M. 3,50.

Desgl.: Genrebilder von Meisterhand. Ebenda. 110 S. M. 3.

Desgl.: Geschichtsbilder aller Zeiten u. Schulen. Ebenda. 82 S. M. 2,40.

Jahrbuch der bildenden Kunst 1904. Begr. durch Max Martersteig unter Mitwirkung von Dr. Wold. v. Seidlitz. Hrsg. von Wilhelm Schäfer. 3. Jahrgang. Düsseldorf. 112 S. u. 132 Sp. mit 65 Abbild. u. 16 Taf. 4°. M. 6.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

[„Innerhalb"] steht heute in guter Sprache nur mit dem Genetiv. Für den Fall nun, daß die Genetivform durch die Endung nicht erkenntlich wird („innerhalb sieben Tage"), haben manche Grammatiker den nicht selten vorkommenden Gebrauch des Dativs („innerhalb sieben Tagen") empfohlen. Wir können uns dem nicht anschließen, sondern sehen in dieser Verwendung des Dativs eine unberechtigte Aushilfe oder Bequemlichkeit, die zu den bedenklichsten Folgen führen könnte. Sollen wir auch sagen: „wegen Geschäften", weil man der richtigen Form „Geschäfte" den Genitiv nicht ansieht? Daß „innerhalb" früher vielfach mit dem Dativ verbunden wurde, kann zur Rechtfertigung jenes Gebrauches nicht herangezogen werden. Denn sonst müßte man den Dativ überhaupt zulassen; wer wollte aber „innerhalb einem Monate" heute verteidigen? Wir sind daher der Ansicht, daß sich jene Aushülfe nicht als sprachrichtig und empfehlenswert hinnehmen läßt. Ja, wir halten die Fügung „innerhalb sieben Tage" überhaupt nicht für bedenklich, trotzdem die Genetivform nicht hervortritt. Man erkennt doch auch in Verbindungen wie „auf sieben Tage" nicht die Accusativform als solche, sondern erschließt sie nur aus der bekannten Fügung des Verhältniswortes. So erwartet man nach „innerhalb" den Genetiv und hat die darauf folgenden Worte so aufzufassen. Wer aber dennoch an der Verbindung „innerhalb sieben Tage" Anstoß nimmt, der greife nicht zu dem Dativ, sondern nehme ein anderes Wort („in, binnen sieben Tagen"), oder er füge ein Wort hinzu, das die Kasusform kenntlich macht („wegen einiger Geschäfte"). — Übrigens ist der tatsächliche Gebrauch des Dativs („innerhalb sieben Tagen") nicht durch den Wegfall oder das Vorschweben eines „von" zu erklären, sondern aus dem unbewußten Suchen nach einer ausgeprägten Endung und aus Anlehnung an „in, binnen sieben Tagen". „Innerhalb von" ist aber ganz zu verwerfen. (ZADSprV.)

[Vieler solchen Nachrichten] ist nicht richtig; es kann nur heißen: „vieler solcher Nachrichten". Denn „solch" ist kein Eigenschaftswort im engeren Sinne wie „gut, schlimm" usw., in welchem Falle starke und schwache Beugungsform zulässig ist: „vieler guter (guten) Nachrichten". Vielmehr ist „solch" ein fürwortartiges Eigenschaftswort, das hier auf einer Stufe steht mit den besitzanzeigenden Fürwörtern. Wie man also sagt: „dieser (jener, aller) unserer Freunde", so auch: „vieler solcher Nachrichten, aller solcher Männer" usw. (ZADSprV.)

[Scheinbar und anscheinend]. Daß zwischen diesen beiden Wörtern ein wesentlicher Bedeutungsunterschied besteht, gerät anscheinend (durchaus nicht nur scheinbar) mehr und mehr in Vergessenheit. Die Tageszeitungen kennen fast nur noch „scheinbar", das sie unbedenklich auch da anwenden, wo zweifellos „anscheinend" (dem Anscheine nach, wahrscheinlich, vermutlich) stehen müßte. Wer da schreibt: es liegt „scheinbar" ein Selbstmord vor, — die Kolonien gehen „scheinbar" einer recht erfreulichen Zukunft entgegen, — die Vergnügungsreisenden befinden sich dabei „scheinbar" recht wohl, — der will doch gewiß nicht sagen, daß es sich in allen diesen Fällen nur um den (falschen) Schein handelt. Seine Absicht ist vielmehr, zu bekunden, daß alle Anzeichen dafür sprechen, es sei wirklich so, wie es den Anschein hat. Mit „scheinbar" verneint man die Wirklichkeit, mit „anscheinend" wird sie bejaht, wenn auch nur bedingt. (ZADSprV.)

[Kleine Streifzüge in unser Zeitungsdeutsch.]

Zur Vervollständigung des Materials sind eingehende Fragebogen an die ev.-luth. Konsistorien des Reiches versandt worden, und von zwei Konsistorien sind erstere auch schon beantwortet worden. (Korresp. in der Düna-Ztg.)

— ... eine 500 Werst lange, in schlechtem Zustande sich befindliche Poststraße ...

— Die Kolonne ... sei dank der Geistesgegenwart ihres Chefs und seiner Kenntnis der lokalen Bedingungen immer glücklich der Gefahr entgangen.

— China könne ... eines Neutralitätsbruches nicht gezeiht werden.

— Beide Wege sind für Wagen zugänglich und nur in einer Entfernung von einigen dutzend Werst werden japanische Sappeure den Saumpfad fahrbar machen müssen.

— Markant war der beim Durchschwung ins Auge fallende gebeugte Rücken. (Sportnachrichten. Beil. z. Düna-Ztg.)

— Gewerbe-Inspektore (Überschrift eines Artikels in der Rigaschen Rundschau.)

— Dergleichen Redewendungen zerschneiden das Gehör und sind unwürdig jener unsrer Brüder, die ...

— Noch seit Katharinas II. Zeiten hat die Überzeugung von der unerschütterlichen Kraft des zentralisiert-bureaukratischen Rußlands Raum gewonnen. (Deutsch würde es heißen: schon seit.)

— Dieses Festessen gibt der Ingenieur Perzew nach Abschluß und Abrechnung seiner Kronspodräde.

Preisausschreiben

der

Baltischen Monatsschrift.

Die **Baltische Monatsschrift** setzt einen Preis aus von **75 Rbl.** für die beste **Novelle** oder **novellistische Skizze.** Die Bedingungen sind folgende:

1) Als Bewerber kommen nur einheimische Autoren in Betracht.
2) Der Stoff ist dem wirklich charakteristischen und typischen heimatlichen Leben der Gegenwart oder doch der jüngsten Vergangenheit (19. oder 20. Jahrhundert) zu entnehmen.
3) Der Umfang soll nicht größer sein als 2 Druckbogen unsres Formates.
4) Einlieferungszeit: **Februar 1905.**
5) Dem nur mit einem Kennwort versehenen Manuskript ist ein mit demselben Kennwort bezeichnetes, verschlossenes Kuvert beizufügen, das den Namen des Autors enthält. Mit dem offenen Autornamen versehene Manuskripte können keine Berücksichtigung finden.
6) Die des Preises für wert befundene Arbeit soll sodann in der „Baltischen Monatsschrift" veröffentlicht werden.

Ihre Mitwirkung als Preisrichter haben bereitwilligst zugesagt: Herr Guido Eckardt, Herr Oberlehrer Karl Girgensohn, Herr Redakteur Dr. Ernst Seraphim, Herr Redakteur Karl Stavenhagen.

Die Redaktion
der „Baltischen Monatsschrift."

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben
von
Fr. Bienemann.

---

58. Band. — Jahrgang 46.

Heft 10.

Oktober 1904.

Riga.
Verlag der Baltischen Monatsschrift.
Nikolaistraße 27.

Baltische Monatsschrift.

Erscheint monatlich in Heften von 5—6 Bogen; einmal jährlich zwei Hefte zusammen als Doppelheft.

Abonnements werden von allen deutschen Buchhandlungen entgegengenommen, sowie von der Expedition der „Baltischen Monatsschrift" in Riga.

Abonnementspreis: 8 Rbl. jährlich, direkt unter Kreuzband **9 Rbl.** (ins Ausland **20 M.**) pränumerando.

Insertionspreis: Die einmal gespaltene Petit-Zeile — 15 Kop. 1/1 Seite — 12 Rbl.; 1/2 Seite — 7 Rbl.; 1/4 Seite — 4 Rbl. Bei ganzen und halben Seiten im Abonnement auf 1/1 oder 1/2 Jahr entsprechende Ermäßigung.

Briefe und Beiträge sowie alle zur Besprechung in dieser Zeitschrift bestimmten Verlagswerke sind **an den Herausgeber der Baltischen Monatsschrift,** Riga, Nikolaistr. 27 zu richten.

Eine Besprechung unverlangt eingesandter Bücher kann nur nach Raum und Gelegenheit erfolgen.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Zur Geschichte des Hofes von St. Peter in Nowgorod. Von Prof. Dr. **K. Hausmann** 193

Johann Friedrich La Trobe. Ein baltischer Musiker. (Forts.) . . 216

Kirchenarchiv und Kirchenchronik. Von Pastor **H. Grüner**-Salgaln 231

Literarische Rundschau:

Wie ein Elsässer aus einem Franzosen ein Deutscher wurde. Von **R. Girgensohn** 248

Neuerschienene Bücher 255

* * *

Baltische Chronik vom 2. bis zum 29 Juni 1904.

Nachdruck verboten.

Verantwortlicher Herausgeber und Redakteur Dr. Fr. Bienemann.

Дозволено цензурою. — Рига, 23 Октября 1904.

Druckerei der „Baltischen Monatsschrift", Riga

Digitized by Google

Zur Geschichte des Hofes von St. Peter in Nowgorod.

Von
N. Hausmann.

Unter den historischen Quellenpublikationen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ans Licht getreten sind, nehmen die Hanserezesse und das Hansische Urkundenbuch mit Recht einen hervorragenden Platz ein. Als der König Maximilian II. von Bayern, der warme Freund historischer Studien, der Schüler von Dahlmann und Ranke, bei der Münchener Akademie die Historische Kommission gründete und ihr mit fürstlicher Freigebigkeit die Mittel zur Verfügung stellte, in großem Umfange die Erforschung deutscher Geschichte zu fördern, beschloß alsbald im J. 1859 die Kommission, auch für die Geschichte der Hanse Quellenmaterialien zu veröffentlichen. Im J. 1870 erschien der erste Band der Hanserezesse, d. h. der Beschlüsse der Vertreter der verbündeten Städte. In musterhafter Weise bot hier der Bearbeiter K. Koppmann Materialien für die Jahre 1256—1370. Er hat noch weitere sieben Bände folgen lassen, von denen der letzte im J. 1897 das von der Münchener Kommission für ihre Publikation s. Z. als Grenze festgesetzte Jahr 1430 erreichte.

Die Fortsetzung hatte mittlerweile der im J. 1870 zur Feier des 500jährigen Jubiläums des großen Friedens von Stralsund gegründete Verein für Hansische Geschichte übernommen. In seinem Auftrage ließ in den J. 1876—1892 in einer zweiten Abteilung Goswin Freiherr v. d. Ropp in 7 Bänden die Rezesse bis zum J. 1476 ans Licht treten, und hieran schließt sich die dritte Abteilung, die Dietrich Schäfer ediert, die bis 1530 reichen soll und

deren 6. Band (1899) den Stoff bis 1516 bietet. In fortlaufender Reihe liegen also in über 20 Bänden die Hanserezesse bereits für die Jahre 1256 bis 1516 vor.

Zu den Rezessen geben im Hansischen Urkundenbuch dessen Herausgeber Höhlbaum, Kunze, Stein in bisher 7 Bänden (1—5, 8. 9) ein reiches, sehr wertvolles urkundliches Material, das in trefflicher Weise je nach seiner Wichtigkeit bald in vollständigen Texten, bald in Auszügen veröffentlicht wird.

Für die Zeit nach dem J. 1530, über welches die Hanserezesse nicht hinausgehen sollen, wird das auf die Hanse bezügliche, in einzelnen größeren Archiven liegende Material in „Hansischen Inventaren" ausführlich verzeichnet. Aus dem reichen Kölner Archiv hat Höhlbaum in zwei Bänden solche Inventare bis zum J. 1591 bereits geliefert. In ähnlicher Weise soll zunächst das Stadtarchiv von Braunschweig ausgenutzt werden[1].

Wie für kaum einen andern Teil der deutschen Geschichte sind in diesen Publikationen der weiteren Forschung die Quellen geöffnet worden. Überrascht auf der einen Seite die Fülle des Dargebotenen, so erfreut auf der andern im hohen Grade die Art der Edition. Die Texte liegen in saubersten Form vor, Beilagen, Korrespondenzen, Erläuterungen, Anmerkungen tragen fortlaufend zu ihrer Aufhellung bei, sorgfältige Orts- und Personenregister erleichtern wesentlich die Benutzung. Die äußere Ausstattung ist eine durchaus würdige.

Der Bearbeitung ist hier ein überreiches Material geboten, das sie bisher nur zu einem Teil ausgenutzt hat. Die älteste Zeit hansischer Geschichte bis zum J. 1370 hat in dem bekannten Buche von Schäfer, Die Hansestädte und König Waldemar von Dänemark (1879), eine ausführliche Darstellung gefunden auf Grund des im ersten Bande der Hanserezesse gebotenen Materials. Sodann hat Daenell eine Geschichte der Hanse in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts geliefert (1897). Der reiche Stoff, der für das 15. Jahrhundert in den Hanserezessen vorliegt, ist dagegen

[1]) Da man hoffen darf, daß die für die Rezesse wie für das Urkundenbuch gesteckte Grenze mit wenigen Bänden in nicht zu ferner Zeit erreicht sein wird, faßt der Verein für hansische Geschichte bereits eine Erweiterung seines Arbeitsfeldes ins Auge, um die bisher so glücklich geförderte Arbeit auf noch weitere Gebiete deutscher Städtegeschichte auszudehnen.

bisher erst wenig verwertet worden [1]. Allerdings ist jedem Bande eine Einleitung vorausgeschickt, die einen Überblick über die gelieferten Akten gibt. Aber sie will keineswegs den Inhalt erschöpfen, ist lange nicht so ausführlich und reich, wie die dankenswerten Einleitungen, die Hildebrand und seine Nachfolger seit dem siebenten Bande dem Livländischen Urkundenbuch beifügten. Es ist nicht leicht, sich über den Stoff der vorliegenden hansischen Publikationen zu orientieren, herauszufinden, was sie für einzelne Fragen bieten, zumal wohl, wie bemerkt, Orts- und Personenregister den einzelnen Bänden beigegeben sind, dagegen Sachregister bisher für die Hanserezesse [2] fehlen. Freilich ist die Herstellung solcher eine außerordentlich mühselige Arbeit, aber auch im höchsten Grade verdienstlich. Wie dankbar sind wir, daß B. A. Hollander das sorgfältige, ausführliche Sachregister für die Bände 7—9 des Livländischen Urkundenbuches ausgearbeitet hat, und daß die späteren Bände ähnliche Sachregister bieten. Durch sie erst wird der reiche Inhalt bei Urkunden- und Aktenmaterial erschlossen.

Es erscheint das bei den vorliegenden Publikationen besonders wichtig, sowohl für die in den hansischen Quellenwerken wie im Livländischen Urkundenbuch niedergelegten Materialien. Beide Sammlungen stehen einander sehr nah.

Fort und fort ertönt bei uns im Lande die Klage, daß es trotz der zahlreichen Bearbeitungen so außerordentlich schwer sei, sich über die ältere livländische Geschichte zu orientieren. Kann man dieser Behauptung innere Berechtigung nicht absprechen, so fragt es sich, wodurch vor allem dieser Übelstand zu erklären sei. Wir meinen, zunächst auf der einen Seite durch die meist mangelnde Vorbereitung derjenigen, die sich in die umfangreicheren neueren Darstellungen livländischer Geschichte vertiefen wollen. Historischer Unterricht soll in Form konzentrischer Kreise erfolgen, Kenntnisse und Überblick wird auf dem Gebiete der Geschichte nur der gewinnen, der ein bereits vorhandenes Wissen erweitern kann. Da der Schulunterricht bei uns fast gar keine Kenntnisse in der

[1]) Von Daenell darf eine Arbeit erwartet werden, welche „die Blütezeit der deutschen Hanse" behandeln und die Zeit von 1370—1474 umfassen soll. Vgl. Hansische Geschichtsblätter 1900, IX. In großen Zügen hat die Geschichte der Hanse kurz geschildert Schäfer, Die Hanse. 1903. — [2]) Im Hansischen Urkundenbuch ist dem Band 3 ein Glossar für die Bände 1—3 beigegeben, das z. T. ein Sachregister ersetzt. Die folgenden Bände haben dann kurze Sachregister.

Geschichte der Heimat bietet, und auch später diese Lücke fast nie so ergänzt wird, daß man sich eine bestimmte, wenn auch nur mäßige Summe von Kenntnissen in Zahlen und Daten aneignet, so tritt man zumeist an die Lektüre umfangreicher Darstellungen der livländischen Geschichte heran, ohne ein festes Gerüst zu haben, in welches man weiteres Material einfügt. Die Folge ist, daß der neue Stoff nicht zum Ausbau verwandt werden kann, sondern ungenutzt liegen bleibt und ungeordnet erscheint, weil man nicht imstande ist, ihn gut einzuordnen.

Außer dieser häufig mangelhaften Vorbereitung des Lesers erschwert das Verständnis der livländischen Geschichte nicht wenig auch ein besonderer Grund, der im Stoff selbst liegt: für die Darstellung livländischer Geschichte mangelt im hohen Grade biographisches Material. Auf der einen Seite ist das in der Organisation des livländischen Kirchen- und Ordensstaats begründet. Er ruhte durchgehend auf geistlichem Fundament, nur die Wahl schuf hier Herren, so in der Kirche, so im Orden. Die Folge war, daß in der Regel nur ältere Personen in die höheren Ämter einrückten und sie dann nur kurze Zeit verwalteten. Dazu raffte in der Zeit der Gründung der Kolonie, wo noch der Krieg ununterbrochen wogte, dieser zahlreiche Herren fort: in den Jahren 1238 bis 1300 haben 24 Ordensmeister in Livland geboten, durchschnittlich also jeder nicht volle drei Jahre, und von diesen 24 Meistern sind 7 durch das Schwert gefallen. Über ihre Geschichte, namentlich ihre Entwicklung, bevor sie Meister wurden, ist fast nie etwas bekannt. Von keinem können wir uns ein wirkliches Bild der Persönlichkeit gestalten. Wohl ist es später anders geworden, es gibt Meister, die lange Jahre im Regiment sitzen, aber von keinem haben wir eine Lebensbeschreibung, selbst vom größten, der auch am längsten (1494—1535) des Amtes waltete, von Wolter von Plettenberg, wissen wir nicht, wann und wo er geboren, wie er gebildet worden ist, bevor er in den livländischen Orden trat, wo wir ihm zuerst 1481 bereits als Schaffer in Riga begegnen. Nicht viel besser steht es mit den Bischöfen des Landes, auch bei ihnen entziehen sich fast immer die Jahre der Jugend, bevor sie bereits in höhere Stellungen aufgerückt sind, unsrer Kenntnis. Und doch hat die neueste Forschung mit hohem Fleiß und großer Kenntnis Nachrichten sowohl über die Mitglieder des Ordens wie

der Geistlichkeit zusammengestellt[1]. Es ist zu beachten, daß wir unter den nicht ganz spärlichen Quellen für die ältere livländische Geschichte keine einzige wirkliche Biographie besitzen, dieser Literaturzweig ist in Livland nie sonderlich gepflegt worden. Vielleicht hat hierauf Einfluß geübt, daß die Landesherren des alten Livland nach hierarchischer Ordnung alles Männer der Kirche waren, der Orden unter besonders strenger Vorschrift lebte, der geistliche Herr aber die Verbindung nach außen möglichst lösen, die Frage nach Abstammung für ihn keine Bedeutung haben, die Kirche ihm alles sein sollte, nur für sie hatte er zu sorgen, aus seiner Familie war er ausgeschieden, Nachkommen sollte er nicht haben. Es gibt in der livländischen Geschichte keine Herrscher-Dynastien. Und doch gewinnen diese und ihre Verbindungen gerade zur Zeit der Ausbildung der livländischen Kolonie, der zweiten Hälfte des Mittelalters, in der Geschichte des Westens eine große Bedeutung, wiederholt übertragen damals[2] Erbtöchter Kronen auf neue Geschlechter. Das Interesse, das wir den Herren eines Landes und ihren Familien entgegentragen, wird in der Geschichte Livlands nicht geweckt. Ein wichtiges Mittel für die Ordnung und Übersicht der Tatsachen tritt hier nicht in Verwendung, die Verbindung der Ereignisse mit der Geschichte eines Herrschergeschlechts.

Aber der Mangel an biographischem Material ist bei der Betrachtung und Darstellung livländischer Geschichte noch in einer andern Rücksicht sehr fühlbar. Die Teilnahme für die Erkenntnis historischer Entwicklung beruht vor allem darauf, daß wir imstande sind festzustellen, in welchem Maße die Kraft des einzelnen auf die allgemeinen Verhältnisse eingewirkt, sie gefördert oder gehemmt hat. Den Menschen interessiert vor allem der Mensch. Aber wie oft müssen wir bei Betrachtung des Mittelalters bedauern, daß die Quellen uns nicht gestatten, das persönliche Moment, die Bedeutung der Individualität scharf zu erfassen. Und wir empfinden das um so mehr, je reicher vielfach das Material ist für die Erforschung der allgemeinen Verhältnisse, der politischen Zustände, der Vorgänge in Krieg und Frieden, der Ordnung in Recht und Verfassung, des lebhaften Handels und Verkehrs ꝛc. In reicher Fülle gestatten oft die Quellen den Aufzug der allgemeinen Zustände

[1]) Arbusow in seinen sehr dankenswerten Arbeiten im Jahrbuch für Genealogie 1899 ff. — [2]) So in Polen, Ungarn, Böhmen, Burgund, Spanien.

zu erkennen, aber sie versagen, wenn wir nach dem Einschlag fragen, nach der Kraft und Tätigkeit der leitenden Persönlichkeit, die diese allgemeinen Verhältnisse gelenkt und geändert hat, wodurch erst ein belebtes Muster entstanden ist, in dem Wandel und Entwicklung deutlich werden. Zu einer wirklich biographischen Darstellung reicht in der älteren Geschichte Livlands das Material nur selten, obgleich wir durch Jahrhunderte die Namen der Ordensmeister und Bischöfe kennen, die Herren und Führer des Landes sein sollten.

Noch mehr als in der älteren Geschichte Livlands tritt das persönliche Moment in der Geschichte der Hanse zurück. Die lockere Verfassung des Bundes kannte und duldete keine Herren. Auch die Stadt Lübeck war nur die erste unter gleichen, nur der Vorort, das Haupt, die Leiterin, nicht die Herrin [1]. Wessen Hand in der stolzen Travestadt die hansischen Sachen lenkte und leitete, das bergen die Quellen mehr, als sie es aufdecken. Wohl wird die weitere Forschung noch mehr als bisher von mächtigen Patriziern und kräftigen Bürgermeistern berichten, aber Herren ihrer Stadt, geschweige des Bundes sind auch diese nie gewesen. Es ist wohl zu beachten, daß sich in deutschen Städten des Mittelalters nie Tyrannen wie im alten Griechenland, oder Usurpatoren wie in den mittelalterlichen Kommunen Italiens aufgeworfen haben. Die Freiheit ihrer Vaterstadt haben deren Söhne in Deutschland nie angetastet. Die Folge dieser ununterbrochenen freiheitlichen Entwicklung ist, daß in der Geschichte der deutschen Städte und auch ihres großen Bundes, wenigstens in der älteren Zeit, einzelne Persönlichkeiten selten hervortreten. Wir können wohl von der Politik einer bestimmten Stadt in einer bestimmten Periode sprechen, aber in der Zeit der Blüte der Hanse vermögen wir kaum nachzuweisen, daß eine bestimmte Persönlichkeit lange Zeit ihre Politik beherrscht habe. Auch in der Geschichte der Hanse tritt das persönliche Moment wenig hervor. Wir sehen einen großen mächtigen Strom, der sich ein tiefes Bett gräbt und was sich entgegenstellt, fortreißt; aber wir wissen wenig über die Werkmeister, die diese große Kraft lenken, dämmen, wenn nötig und möglich, auch das

---

[1]) Eine treffliche Charakteristik dieser lockeren und doch mächtigen Ordnung des Städtebundes gibt Frensdorff, Hans. Gesch. Bl. 1893, 83.

Bett weitern [1]. Eher ragen auf Seiten der Gegner einzelne Persönlichkeiten empor, schon weil der Bund seine Kämpfe fast immer gegen monarchische Staaten, gegen die nahgesessenen Holstenherren, vor allem gegen den König von Dänemark führte. Nur ist die Übersicht auch hier oft schwer, namentlich durch die häufige Unruhe in der Thronfolge, sowie durch die wiederholten Versuche Schwedens im 15. Jahrhundert ein selbständiges Königtum herauszubilden. Auch unter den kühnen Seeräubern, gegen die oft hansische Flotten aussegeln, die man aber auch nicht selten dulden und gewinnen mußte, traten einzelne kraftstrotzende trutzige Gestalten auf, bei denen es möglich und lohnend ist, ihre Geschichte durch einige Zeit zu verfolgen [2].

Gestatten also die hansischen Quellen trotz ihres Reichtums nur selten Arbeit und Bedeutung einer einzelnen maßgebenden Persönlichkeit durch längere Zeit zu verfolgen, weil es eben wirkliche Leiter im Bunde nicht gab, so sind diese Quellen um so reicher für die Kenntnis sowohl der äußeren Geschichte und Politik des Nordens, als besonders des städtischen Lebens und Gewerbes, vor allem des Handels der Städte, sowohl in der Heimat unter einander, als besonders mit dem Auslande.

Für den Handel nach Osten war seit dem Beginn des zweiten christlichen Jahrtausend Wisby auf Gotland infolge seiner günstigen Lage im Becken des Baltischen Meeres Mittelpunkt geworden. Gegen die Gefahr, die bei den in jenen Gegenden lange ungeordneten Verhältnissen den nach Nord und Ost segelnden Kaufmann bedrohte, suchte er zunächst Schutz in einer Genossenschaft, zu der er sich einte. So entstand hier die Verbindung des „gemeinen deutschen Kaufmanns", die lange auf den Handel der ganzen Ostsee bis nach Livland und Rußland großen Einfluß übte. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts schlossen dann im nördlichen Deutschland angesehene, durch ihre Lage an schiffbaren Flüssen begünstigte Städte zu gegenseitigem Schutz Vereinigungen mit einander, deren Leitung allmählich Lübeck gewann. In der Mitte des folgenden

[1]) Siehe Mantels, Hansische Geschichtsblätter 1871, 110: In den erhaltenen Nachrichten werde „das persönliche Wohl und Wehe des Einzelnen nicht registriert", es sei fast unmöglich „sie mit einigen charakteristischen Zügen auszustatten." — [2]) Koppmann, Hanserezesse 8, XVIII. Siehe auch dessen Untersuchung: Der Seeräuber Klaus Störtebeker in Geschichte und Sage. Hans. Gesch. Bl. 1877.

14. Jahrhunderts traten endlich im Kampf gegen Dänemark an Stelle der verbündeten Kaufleute alle niederdeutschen Städte zu einem Bund zusammen, sie in ihrer Gesamtheit übernahmen die Oberleitung über ihre Kaufmannschaft. Damit entstand zu Beginn der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. die „Deutsche Hanse“ [1].

Alle diese Genossenschaften, in älterer Zeit die Verbindung der Kaufleute im Auslande, in späterer der Bund der Städte, verfolgten dasselbe Ziel, den Handel des deutschen Kaufmanns vor allem im Auslande zu fördern, sowohl wenn dieser längs den großen Flüssen, die vom Rhein bis zur Düna in nordwestlicher Richtung zum Meere strömen, tief ins Binnenland eindrang, noch mehr, wenn er durch West- und Ostsee bis in den offenen Ozean oder ins ferne Rußland hinaussegelte [2].

An besonders günstigen Handelspunkten waren in der Fremde Handelsniederlassungen, Handelshöfe, Kontore gegründet. Die Ordnung dort zu handhaben war von größter Bedeutung. Zur Befestigung des Bundes der Hanse hat wesentlich der Wunsch beigetragen, diese auswätigen Niederlassungen, besonders die in Brügge und Nowgorod zu leiten, die Verbindung mit ihnen aufrecht zu erhalten. Die wichtigste Handelsstraße war der west-östliche Wasserweg vom Weltmarkt in Flandern nach Livland und Rußland.

Als erste Aufgabe des Bundes galt stets, nicht nur den Verkehr in die Ferne zu sichern, sondern den Genossen für diesen Fernhandel noch besondere Vorrechte zu erwerben. Der billige Wunsch nach sicherer Straße zu Wasser und zu Lande steigerte sich rasch zur Forderung, den ausschließlichen Verkehr im fremden Lande urkundlich zugesichert zu erhalten. Die Anerkennung, die Besiegelung der hansischen Privilegien bei den benachbarten Herren, vor allem bei den nordischen Königen zu erlangen, daran wurden alle Mittel gesetzt. „Privilegien galten für die Hanse mehr als Land und Leute zu einer Zeit, wo sie eine für die damalige Epoche ungeheure Seemacht repräsentierte, mit der sie imstande war, diese papiernen Zugeständnisse zu verteidigen“ [3].

---

[1]) Koppmann, Hans. Gesch. Bl. 1879, 76; Frensdorff ibid. 1893, 83; Daenell 1902, 3. — [2]) Über die Entstehung und Ausbildung der Hanse siehe auch Stein, Beiträge zur Gesch. der deutschen Hanse. 1900. — [3]) Baasch, Hist. Vierteljahrsschr. 1898, 447.

Der Fremde, der Nichthanse, war von diesen Rechten und Monopolen ausgeschlossen, auch nur in Handelsgemeinschaft mit ihm zu treten, war verboten, er sollte nicht Bürger in den Städten der Hanse werden. Besonders im 15. Jahrh. schloß sich der Bund immer mehr gegen diese fremden Elemente ab, namentlich gegen die Holländer und Seeländer, die als gefährliche und rücksichtslose Mitbewerber in die Ostsee vordrangen, das Gebiet, das die Hanse als ihre ausschließliche Domaine betrachtete.

Die exklusive Handelspolitik der Hanse, die viel fordern, aber nichts gewähren wollte, rief natürlich oft Streit hervor, besonders mit den Landesherren, die den Fremdling nicht in privilegierter Stellung dulden wollten, vor allem mit dem König von Dänemark, allzeit des Bundes größtem Gegner. Daneben gingen langwierige Fehden mit zahlreichen Seeräubern in West- und Ostsee. Welche Regeln in diesen Kriegen, die fast ausschließlich Seekriege waren, beobachtet werden sollten, wie weit Dritte eingreifen, unterstützen durften, was im Schiffsverkehr, namentlich zu Kriegszeiten recht und erlaubt war, das ist bereits damals häufig mit scharfem Wort erörtert worden. Im Kriege sollte der „unschuldige" Kaufmann, wie man ihn gern nannte, „unbelästigt bleiben. Er hörte aber nach der Ansicht jeder Partei auf, unschuldig zu sein, sobald er mit dem Gegner Handel trieb, denn das war eine „Stärkung des Feindes durch Zufuhr und Abfuhr", die man als feindselig ansah. Auslieger (Kaperschiffe) wurden sowohl von den Regierungen, Fürsten und Städten, als auch von Privatpersonen ausgerüstet, um es zu verhindern" [1].

Dem hohen Schutz, dessen sich der Handel der Genossen erfreute, entsprachen aber auch zahlreiche Verpflichtungen und Verbote, die ihm auferlegt wurden: um Konkurrenz und Gefahr zu meiden, soll der Kaufmann nur auf bestimmter Straße ziehen, soll das Schiff nur zu bestimmter Jahreszeit fahren, vor allem war

---

[1]) Wehrmann, Hans. Gesch. Bl. 1892, 99 über den Streit zwischen Riga und Danzig 1454—1466. Siehe auch ibid. 1898, 60. Eine Darstellung des Seerechts der Hanse wäre sehr erwünscht. Der Danziger Rat hatte im 15. Jahrh. für das Ordensland die Stellung einer obersten richterlichen Instanz in Schifffahrtsfragen erworben, eines Obergerichts im „Wasserrecht". Hirsch, Danzig 57. — Eine sehr wertvolle Übersicht über verschiedene Wasserrechte und ihre Handschriften gibt Koppmann, Gesch. Bl. 1872, 174; über das Seerecht von Wisby handelt Kopp ibid. 1889, 197; über das älteste Hamburger Schiffsrecht spricht Kiesselbach ibid. 1900, 49.

im Winter die gefährliche Segelacie ganz verboten. Wenn sodann in Kriegszeiten Flotten ausgerüstet, Maßregeln zum Schutz von Schiff und Mannschaft getroffen werden mußten, so war dazu Geld erforderlich. Als Pfundzoll nach Pfund Groten wurde dieses von Schiff und Gut erhoben, zum ersten Mal in dem großen Kriege, den der Städtebund seit 1362 gegen Dänemark führte und der 1370 im glänzenden Frieden von Stralsund seinen Abschluß fand.

An diesem großen dänischen Kriege nahmen auch die livländischen Städte tätigen Anteil, indem sie ein Kriegsschiff, eine Kogge mit hundert Mann stellten, für welche 1700 Mark aufgebracht werden mußten. Für diesen Krieg wurde sodann seit dem J. 1362 auch in den livländischen Häfen Pfundzoll erhoben, wie zahlreiche, noch heute erhaltene Quittungen lehren[1]. Von nun ab blieben die livländischen Städte in engster Verbindung mit dem Bunde, wurden Genossen der Hanse. Dieser Anschluß hat auf die Geschichte der ganzen livländischen Kolonie, besonders ihrer Städte, tief eingewirkt. Auf der einen Seite wurden dadurch häufige Beratungen der Städte im Lande selbst veranlaßt, wodurch ihr Zusammenhang unter einander wesentlich gefördert worden ist, auf der andern Seite gewannen sie als Genossen des großen Bundes der Hanse, der die Ostsee beherrschte und die Westsee zugänglich machte, den Weg in die Ferne. Dadurch wuchs nicht nur der Wohlstand und die Macht der livländischen Städte, sondern die rege Verbindung nach außen, die frische Seeluft brachte auch freieren Geist in die engen Stadtmauern, bewahrte die livländischen Städte vor der Stickluft, die sich sonst leicht in den Zentren solch kleiner Territorien, wie es die livländischen Bistümer waren, festsetzt. Die Verbindung mit den Schwesterstädten im Westen hat vor allem die livländischen Städte fähig gemacht, ihrer ersten Aufgabe gerecht zu werden, die Tore zu sein, durch welche eine rege Verbindung der ganzen Kolonie mit dem deutschen Mutterlande flutete[2].

Aber eine kaum geringere Bedeutung als für die livländischen Städte hatte deren Zugehörigkeit zur Hanse für den Bund

[1]) Diese Frage untersucht in sorgfältigster Weise W. Stieda, Revaler Zollbücher. 1887. Stavenhagen meint (in den Sitz.-Ber. rig. 1903, 29), bereits 1345 sei von Riga ein Pfundzoll zur Seebefriedigung in Vorschlag gebracht. — [2]) Den Anschluß der livl. Städte an die Hanse behandelt eingehend O. Stavenhagen, Die Anfänge des livl. Städtebundes. Balt. Mon. 1901.

selbst. Ihre Lage wies ihnen die Vermittlung zu zwischen dem Westen und dem weiten Hinterlande im Osten. Hierüber bringen uns die neuesten Bände der hansischen Quellen und des Livländischen Urkundenbuches ein überaus reiches Material, das diese Verhältnisse nicht nur in hellerem, sondern vielfach auch in einem anderen Lichte als bisher erscheinen läßt.

Der Verkehr mit Rußland und Polen war für die Städte des Nordens und Ostens von größter Bedeutung. In das slavische Gebiet vorgeschobene, von den nächsten deutschen Städten geleitete Niederlassungen vermittelten den Handel. So beherrschten seit dem Ausgang des 14. Jahrhunderts die preußischen Städte, vor allem Danzig, durch ein Kontor zu Kauen (= Kowno) den littauischen Markt, sie verlangten dringend auch freien Landweg nach Nowgorod. Riga hatte in den Osten die wichtige Wasserstraße der Düna, eifersüchtig duldete es trotz mancher Klagen der Weststädte, besonders Lübecks, nicht, daß ihm auf diesem Wege ein Nebenbuhler entstehe[1], unbedingt herrschte Riga in dem Kontor von Polozk[2], von wo die Verbindung nach Smolensk an den Dnjepr führte. Aber auch nach Pleskau trieb Riga regen Handel. Viel begangen war ein Landweg von Riga über Wenden, Adsel nach Marienburg, von dort erreichte die noch heute das Gedächtnis alter Zeiten bewahrende „Herrmeisterstraße" die Grenze des pleskauschen Gebiets. Pleskau hatte im Mittelalter für die Städte Livlands, vor allem für Dorpat, hervorragende Bedeutung. Lebhafte Handelsstraßen führten von der See nach Dorpat: von Reval über Weißenstein, von Pernau über Fellin. Von Dorpat nach Pleskau förderten dann Embach und Peipus im Sommer wie im Winter den Verkehr[3].

[1]) Daenell 46. — [2]) Im J. 1393 gab Riga dem Kontor von Polozk einen Schragen, der der Ordnung des Hofes von Nowgorod nachgebildet war. — Auf den lebhaften Handel, welchen die Russen in Riga selbst trieben, weisen die zahlreichen russischen Namen im Rigischen Schuldbuch, das Hildebrand herausgegeben hat, S. XLI u. LXXVI; die Russen nahmen in Riga eine sehr günstige Stellung ein. — [3]) Über das Kontor von Kauen s. Hirsch, Danzig 160, und Stein, Hanse 80; über Polozk handelt eine treffliche Arbeit von Hildebrand, Balt. Monatsschr. 1873. Über Pleskau als Handelszentrum fehlt eine genügende Untersuchung; einen „Abriß der inneren Geschichte Pleskaus" lieferte Nikitsky (Никитскій, Очеркъ внутр. исторіи Пскова) 1873, darüber schrieb eine wertvolle Kritik Engelmann (Присужд. наградъ гр. Уварова XVII. 1875). — Über den noch im 17. Jahrh. wichtigen Handelsweg von Riga nach Pleskau vgl. Schwartz in Sitz.-Ber. rig. 1896, 4. — Die Wasserverbindung von Pernau nach Dorpat durch den See von Fellin scheint auch im Mittelalter nicht von größerer Bedeutung zu sein, vgl. Schäfer, Hansestädte 185; erst gegen Ende des

Von den üblichen Wegen sollte nicht abgewichen werden. Bereits im J. 1346 wird in Nowgorod für die Reise nach Rußland der Weg durch Schweden, Preußen, Kurland, Oesel verboten und nur gestattet dahin aus Riga, Reval und Pernau auszusegeln[1]. Aber Landreise und heimliche Wege sind doch immer wieder gesucht worden. War, etwa infolge kriegerischer Verwicklung, der Verkehr nach Skandinavien den hansischen Städten verboten, so wuchs nur die Verlockung, den dann besonders lohnenden Handel in den Norden, sei es auch auf Umwegen, etwa über Finnland zu betreiben. Den preußischen Städten, besonders aber Reval, wird darüber in den Jahren 1425, 1427, 1442 wiederholt scharfer Vorwurf gemacht. Auf einer Versammlung zu Pernau im J. 1450 ist der Ratssendeboten „Erwägung und Begehr, daß man keine Güter um Land führe, weder hinaus noch herein, bei Verlust der Güter“[2]. Und im J. 1453 wandten sich, wieder von einer Versammlung zu Pernau, die livländischen Ratssendeboten an Lübeck „wegen der Landreise, daß sie abkommen möge zwischen Preußen und Livland, Danzig und Lübeck, daß man nicht Güter, wie Tuche, Wachs, Pelzwerk um Land führe, da das dem allgemeinen Wohl entgegen ist“[3].

Vor allem handelte es sich bei diesen Verboten um die Reise nach Nowgorod. Größer als die Bedeutung der andern Kontore im Slavenlande war für die ganze Hanse die Wichtigkeit des deutschen Hofes von St. Peter.

Eine Geschichte des Hofes von Nowgorod, die dem reichen Quellenmaterial, das jetzt vorliegt, entspricht, fehlt. Den deutschen Handel in Nowgorod bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, wo er sich zur vollsten Blüte entwickelte, schildert in einer lehrreichen Untersuchung Buck im Jahresbericht der St. Annen-Schule zu Petersburg 1895. Eine Geschichte des Peterhofes bis zu seinem Untergang lieferte das seinerzeit (1854) wertvolle Werk von N. G. Riesenkampff, Der deutsche Hof zu Nowgorod bis zu seiner Schließung durch Iwan Wassiljewitsch III. im J. 1494, das aber jetzt veraltet ist und durch A. Winckler, Die Deutsche Hansa

---

17. Jahrh. dachte man ernstlich daran, hier eine bequeme Wasserstraße herzustellen, der Plan kam nicht zur Ausführung, vgl. [G. F. Müller] Sammlung russ. Gesch. 9. 420, 444 ff. — [1]) Hans. UB. 3, S. 370: allene ut to segelende van der Ryghe, van Revele unde van der Pernowe. — [2]) HR. II, 3, 451 § 18. — [3]) HR. II, 4, 98.

in Rußland (1886) nicht ersetzt wird. Die Untersuchung durch Bereshkow, Über den Handel Rußlands mit der Hanse bis zum Ende des 15. Jahrhunderts (1879) und die im J. 1893 nach dem Tode des Verfassers erschienene Darstellung von Nikitsky († 1886), Die Wirtschaftsgeschichte von Groß-Nowgorod[1], die, wie zahlreiche, leider oft inkorrekte Zitate lehren, sich vor allem auf das Livländische Urkundenbuch stützt, scheiden nicht genügend die verschiedenen Zeiten, dringen nicht genug ein sowohl in die Geschichte Livlands wie in die Geschichte der ganzen Hanse. Dazu hat sich das Quellenmaterial in den letzten Jahrzehnten außerordentlich vermehrt. Es wäre der Versuch zu machen, in der Geschichte des Hofes verschiedene Perioden zu scheiden. Täuschen wir uns nicht, so vollziehen sich in ihm in der Mitte des 14. und wieder in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bedeutende Wandlungen[2], nicht unwesentlich bedingt durch den immer größer werdenden Einfluß der livländischen Städte auf den russischen Handel und seine wichtigen Zentren in Nowgorod und Pleskau. Ob und wie weit die innere Entwicklung des nowgoroder Staates, seine politische, bald friedliche, bald kriegerische Beziehung nach Ost, besonders aber nach West zu Livland auf den Handelshof eingewirkt hat, bedarf noch eingehender Untersuchung.

Die nachfolgenden Ausführungen erheben nicht den Anspruch die zahlreichen vorhandenen Lücken der Forschung zu füllen, sondern wollen nur, gestützt auf das jüngst ans Licht gebrachte reiche Material, auf einige besonders für die livländische Geschichte beachtenswerte Vorgänge aufmerksam machen.

Gotland war, wie erwähnt, von jeher der Mittelpunkt des östlichen Handels. Seine Bewohner gingen nach Rußland und Deutschland, und auch russische Schiffe fanden in ältester Zeit den Weg zur Westküste des baltischen Meeres. Dieses war etwa seit der Mitte des ersten christlichen Jahrtausend von slavischen Ansiedlern umsäumt. Da gelang es nach schwerem Ringen im 12. Jahrhundert den Deutschen zur Ostsee vorzudringen, im J. 1158

[1]) Бережковъ, О торговлѣ Руси съ Ганзой до конца XV вѣка. 1879. — Никитскій, Исторія экономическаго быта Великаго Новгорода. Чтеніе общ. ист. и древн. 1893 г. Dazu die inhaltreiche Kritik von Лаппо-Данилевскій in dem Журн. мин. нар. просв. 1895, Декабрь, der unter andrem ausführlich über den Binnenhandel Nowgorods handelt. — [2]) Nikitsky 257 ff meint, im Anfang des 15. Jahrh. beginne der Hof zu veröden, zu verfallen. Der Beweis dafür ist nicht erbracht. Vgl. auch S. 207 Anm. 4.

entstand im südwestlichen Winkel der Ostsee Lübeck, in guter Lage auf der einen Seite für einen Überlandhandel tief nach Deutschland hinein, vor allem aber auf der andern so günstig für den Seehandel nach Osten, nach Livland und Rußland, daß „noch heute kein andrer deutscher Seehafen im deutsch-russischen Seehandel die Wertziffer Lübecks aufzuweisen hat“ [1]. Bald nach der Gründung sehen wir, daß aus Lübeck auch deutsche Schiffe in der Ostsee segeln, auch für sie, auch für den deutschen Verkehr nach Osten wurde Wisby auf Gotland ein wichtiger Stützpunkt. Deutsche, vor allem westfälische Kaufleute „nehmen eine einflußreiche Stellung auf der Insel ein, sie üben unter einem deutschen Vogt eine eigene Gerichtsbarkeit nach heimischem Recht; ihr Verhältnis zu den Goten ist durch einen Vertrag geregelt“ [2]. Vor allem die hier in Gotland sitzenden und verkehrenden Kaufleute schließen zu gegenseitigem Schutz die erwähnte Vereinigung des „gemeinen deutschen Kaufmanns“. Auf der Straße, die bereits vor ihnen die Gotländer kannten, zogen bald auch die Deutschen nach Osten zur Düna und Newa. Auf dem Gotenhof mit der Olauskirche saßen in Nowgorod offenbar bereits seit längerer Zeit Gotländer, als im 12. Jahrhundert auch deutsche Kaufleute hierher kamen. Für sie wurde im J. 1184 die Peterskirche erbaut, um diese herum erwarben sie für sich den Petershof. Seine Leitung blieb zunächst noch bei Wisby: von dorther stammt sein ältestes Recht, dorthin ging die Appellation vom Petershof, dort wurden dessen Überschüsse bewahrt [3].

Auf Grund bestimmter Verträge, die der deutsche Kaufmann mit Nowgorod geschlossen hatte [4], saß er hier auf einem ihm eingewiesenen Gebiet. Der älteste erhaltene Vertrag ist der im J. 1199 entworfene, der mit den deutschen Söhnen, den Goten und der ganzen lateinischen Zunge einen bereits alten Frieden bestätigt; 1226 soll wieder ein Vertrag geschlossen sein, 1259 erneut der bekannte Fürst Alexander Newsky mit Boten aus Lübeck, Gotland und der ganzen lateinischen Zunge den alten

[1]) Siewert, Rigafahrer (1877). 145. — [2]) Schaefer, Hansestädte 40. Koppmann HR. 1, XXVIII meint, daß die deutschen Kaufleute in Wisby „eine eigene Stadtgemeinde gegründet hätten.“ Ähnlich Höhlbaum, Hans. Gesch.-Bibl. 1872, 47. — [3]) Über die topographische Lage der beiden Höfe s. Bereshkow 136; Nikitsky 111 u. 179 nebst Plan. — [4]) Eine chronologische Übersicht dieser Verträge geben Bereshkow 179, Buck 21.

Handelsvertrag und räumt den Fremden drei Höfe in Nowgorod ein, und 1269 ist nach einem russisch-livländischen Kriege über einen neuen Vertrag zwischen Nowgorod und dem deutschen Kaufmann verhandelt worden [1].

Alle diese Verträge sind Handelsverträge, politische Fragen werden in ihnen nicht berührt [2]. Nur die Sicherheit des Weges und des Aufenthalts wird hier gewährleistet. Dessen sollten sich die Deutschen, Gotländer und alle Lateiner im Osten, dessen aber auch die Russen im Westen erfreuen. Denn in der Theorie waren diese Verträge gegenseitig. Tatsächlich sind freilich die Russen bald vom Meer verdrängt worden, schon im 13. Jahrhundert sind sie nicht mehr in größerer Zahl hinübergesegelt [3], und auch von den Westlingen verschwinden seit dem 14. Jahrh. die Gotländer immer mehr aus dem russischen Verkehr. Der Nowgorodhandel war ein Monopol des deutschen Kaufmanns der Hanse geworden, nur wer zu dieser gehörte, durfte den Petershof betreten.

Mehr noch als daheim suchte in der Fremde der Einzelne Schutz in der Genossenschaft. Gemeinsam begab man sich auf die weite Fahrt: je nach der Jahreszeit verbanden sich Sommer- und Winterfahrer, je nach dem Wege sprach man von Wasserfahrern, die auf Newa und Wolchow heransegelten, und von Landfahrern, die wahrscheinlich vor allem durch Livland in den Osten zogen. Jeder Kaufmann sollte nur für höchstens 1000 Mark Silber Ware mit sich führen [4] und nur einmal im Jahr den Hof beziehen, nur solange bleiben, bis er sein Gut verkauft und neues erworben habe, in der Regel nur ein halbes, nie über ein ganzes Jahr. Die Rückreise sollte auf demselben Wege wie die Hinreise erfolgen, es gab keine stehenden Bewohner des Hofes von St. Peter. Wie groß durchschnittlich seine Bevölkerung war, wissen wir nicht [5], schon der beschränkte Raum verbot, daß zu viele zu gleicher Zeit anwesend waren.

---

[1]) Hans. UB. 1. 50, 532, 663, 665. — [2]) Riesenkampff 79. — [3]) Nikitsky 143 überschätzt den Aktivhandel der Russen nach Westen in späterer Zeit. Nach dem 13. Jahrh. scheinen russische Schiffe nicht mehr über Reval hinaus in den Westen gesegelt zu sein. HR. 4, 469. LUB. 2266; 7, 283. Riesenkampff 10. Bereshkow 101. — [4]) Noch 1410 schreibt der Kaufmann in Nowgorod an Reval, er wolle darauf achten, dat hiir nemand hantyren sal des jaers boven 1000 marc sylvers na uytwisineghe der schra. HR. 5, 520. — [5]) Im J. 1425 sollen auf dem Hofe 150 Deutsche gefangen gesetzt sein. LUB. 9. 80, § 5.

Denn nur auf dem ihm gehörigen Hof, der durch Wall und Zaun von der Außenwelt abgesperrt war, sollte der Kaufmann leben[1]. Erst später, als der Hof ihnen zu klein wurde, haben ausnahmsweise einzelne Deutsche auch in der russischen Stadt Herberge gesucht. Die Leitung des Hofes hatte der sowohl von Sommer- wie von Winterfahrern erwählte Oldermann des Hofes, der sich Gehilfen, seine Weisesten, gewöhnlich vier an der Zahl beigesellte, neben ihm werden Olderleute von St. Peter erwähnt. Auf die Erhebung des Oldermanns des Hofes streben Wisby und Lübeck Einfluß zu gewinnen. Seine Stellung war eine sehr angesehene. Er prüfte alle Ware, die verkauft werden sollte, er hegte das Gericht an Hals und Hand, leitete die Beratungen in der allgemeinen Versammlung aller Kaufleute, dem Steven, der bei hoher Strafe und Verlust des Hofsrechtes Vorschriften für den Handel erließ, aber auch die höchste gerichtliche Instanz war. Die Olderleute von St. Peter verwalteten die Finanzen des Hofes, bewahrten das Gesetzbuch, die Skra, die Urkunden und Privilegien, die Schlüssel zum Hof, besiegelten die geprüfte Ware mit dem Siegel von St. Peter[2]. Auf die Ordnung in den einzelnen Stuben und Behausungen achteten besonders Vögte, für die Kirche, Warenniederlagen und Häuser waren Aufseher bestellt.

Zur Bedienung der Kirche von St. Peter brachten Sommer- und Winterfahrer einen Priester[3] mit, der wahrscheinlich auch wenn nötig als Schreiber tätig war. Die Kirche selbst war zugleich Warenniederlage für Fässer und Ballen, auch Wage und Gewicht, sowie das Archiv waren hier untergebracht. Außerdem werden noch zahlreiche Speicher und Kleten erwähnt, dazu stoven als Versammlungsstuben 2c. Tag und Nacht wurde Hof und Kirche scharf bewacht, auch auf das Feuer wurde sorgfältig acht gegeben.

---

1) Leben und Treiben auf dem Petershof schildert ausführlich Buck. — 2) Riesenkampff 30 ff. Im 15. Jahrhundert leitet den Petershof der Hofsknecht. Seine rechtliche Stellung bedarf besonderer Untersuchung. Auf Antrag der livländischen Städte wurde 1442 in Stralsund beschlossen, daß er von nun ab nicht schal stan vor zworne olderman odder vorstender, sunder et qweme also dat dar anders nymant en were van copluden, so mochte he denne vor vorstender staen unde dat schot mit vlite upboren unde to des copmans beste vorwaren, so langhe dat dar alderlude edder vorstender kamen. HR. II, 2. 521. — 3) Ein Verzeichnis der im 15. Jahrhundert nachweisbaren Hofespriester zu Nowgorod gibt Arbusow, Jahrb. f. Genealogie. 1902, 104. [= Sonderabdruck 274.]

Zum Zweck der Verpflegung und Unterstützung traten die Kaufleute in Nowgorod zu Genossenschaften, Maskopeien zusammen, zu denen sowohl der selbständige Meistermann wie seine Knappen gehörten.

Der Handel des Mittelalters forderte vom Kaufmann in hohem Grade persönliches Eintreten [1], in der Regel führte er selbst seine Ware in die Ferne. Ungleich gefahrdrohender als heute war die Fahrt: noch fehlte der Kompaß, nur spärlich wiesen Leuchtfeuer, die freilich bereits im 13. Jahrhundert erwähnt werden, den Weg in dunkler Nacht, daher war die Segelacie im Herbst und Winter verboten; offene Feinde und versteckte Seeräuber lauerten oft lüstern nach reicher Beute, ein hartes Strandrecht, gegen das Fürsten und Kirche oft einzuschreiten suchten, gefährdete nicht selten den Rest der Habe, der aus dem Schiffbruch ans Land gerettet worden war [2]. Auch in die andern hansischen Handelshöfe, nach London, Brügge, Bergen, konnte die Reise gefährlich werden [3], aber man blieb dort doch in der Welt der abendländischen Christenheit, war nicht völlig abgesperrt, hörte verwandte, dem niederdeutschen Ohr leicht verständliche Sprache. Nowgorod dagegen lag nach der Anschauung der Zeit über die Grenzen der Christenheit hinaus, in einer anderen Welt, wo alles fremd war, Volk, Sprache, Kirche. Es gehörte Wagemut dazu, die Straße dorthin zu ziehen. Und war man glücklich angekommen, so bot das Leben dort nur wenig Freude. Eingeschlossen zwischen Wall und Zaun, in fast klösterlicher Abgeschlossenheit, kein Russe durfte eine Nacht auf dem Petershof verbringen, saßen hier Gesellen, die nie heimisch wurden. Denn während in den andern hansischen Kontoren, in Bergen, Brügge, dort weilende Faktoren (Lieger) den Handel trieben, sollte, wer nach Nowgorod gekommen war, hier, wie bemerkt, höchstens ein Jahr bleiben. Unter diesen

[1]) Schaefer 196. — [2]) Als 1287 die Lübecker gestrandetes Gut, das wierländische Vasallen an sich gebracht hatten, wiedererlangen wollten und sich dazu Briefe des Königs von Dänemark erwirkten, erklärte dessen Hauptmann in Reval, die Vasallen würden bei dem Recht des Landes bleiben, er wolle sich sein rechtes Auge ausstechen lassen, wenn die Güter zurückgegeben werden. Hans. UB. I. 1025, Bunge, Estland 326. — [3]) Im J. 1403 kamen durch eine Gewalttat der Engländer 28 Kaufleute und mehr als 100 Schiffsknechte aus Livland ums Leben. Vgl. Koppmann, Hans. Gesch. Bl. 1883, 125, auch über die langen Verhandlungen, die infolge dessen entstanden: den Livländern versprach 1408 König Heinrich IV. einen Schadenersatz von 22,496 Nobeln, über deren Auszahlung wieder lange verhandelt wurde.

Genossen, die wohl auch gern sich selbst Recht schufen, Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten, war sicher nicht leicht. Das lehren die strengen Vorschriften und zahlreichen Straffätze, die, früher als in den anderen hansischen Kontoren in England und Flandern, hier im Osten für Nowgorod schriftlich aufgezeichnet wurden und sich seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in wiederholt überarbeiteter Form als das Buch oder die Skra von Nowgorod erhalten haben[1]. Vor allem wollten diese Vorschriften die Ordnung und Ruhe auf dem Hofe schützen. Schon einfacher Streit, und darum auch Dobbeln und ähnliches Spiel war streng verboten. Scharfe Strafe sollte folgen, wenn Ehre, Eigen oder gar Leben durch Drohung, Schimpf, Schlag geschädigt würde. Vor allem werden als Strafen Geldbußen bis zu dem hohen Betrag von 50 Mark festgesetzt, dagegen sind Freiheitsstrafen selten, waren wohl auch bei einer fluktuierenden Bevölkerung schwer durchführbar. Auf Mord folgte Enthauptung, dem Diebe drohte in späterer Zeit der Strang. Die Untersuchung erfolgte in der Regel nur auf Antrag, der Beweis wurde vor allem durch Zeugen und Eid geführt.

Der Petershof war Handelshof, dazu war er gegründet, der Handel mußte darum auch vor allem geschützt werden. Streit im Handel konnte aber leicht entstehen, wo in der Regel der Deutsche dem Russen gegenüberstand, also Verschiedenheit in Sprache und Nation den Zwist verschärfen konnte. Dolmetsche, Tolke[2] waren die Vermittler, wie beim politischen Verkehr zwischen Livland und Rußland, so auch beim Handel auf dem Petershof. Man sandte

---

[1]) Höhlbaum im Hans. UB. 3, S. 357. Über die ältere und jüngere Skra handelt in einem lichtvollen Aufsatz Frensdorff, Abh. Götting. Ges. 1886. — [2]) Stieda, Zur Sprachkenntnis der Hanseaten. Hans. Gesch. Bl. 1884, 157. LUB. 6, S. 142. HR. 5, 168. Die Altersgrenze für die Lehrkinder wurde für Nowgorod angesetzt, wente de kopman grote lindinghe unde smaheyt heft van den groten lerekinderen. (Hans. UB. 3, S. 37, 371.) Auch in den livländischen Städten hatten die Tolke eine wichtige, aber auch verantwortungsvolle Stellung. So wird 1403 in Reval entschieden, habe er unrecht getolket, men solde den tolke den tunge mit der wortelen afsniden (LUB. 1601); 1405 wird auch ein russischer Tolk des OM. erwähnt, wie dieser 1445 auch einen litauischen Tolk hat (LUB. 10, 170). — Das Verbot der Versammlung zu Lübeck 1423, daß in Livland man jennigen Hollandeschen jungen up de sprake bringe (HR. 7, 419 = LUB. 7, 14, § 22), wird sich wahrscheinlich auch auf die russische Sprache beziehen; das Verbot wird 1434 auf einer Versammlung zu Wolmar erneut und auch auf vlämische und englische Jungen ausgedehnt (HR. II, 1, 151, § 8); vgl. auch Stieda l. c. 160, wo sich auch die interessante Nachricht über einen jungen Lübecker findet, der sich um 1440 in Reval aufgehalten hat, de sprake rusch unde eotensch to lerende.

Knaben nach Nowgorod, die Sprache zu erlernen, doch soll, wird 1346 bestimmt, kein Lehrkind über zwanzig Jahr alt sein. — Damals wird dort auch des tolkes clete erwähnt. Vor allem werden Livländer dieses Amt, das besoldet wurde, in Nowgorod bekleidet haben, die livländischen Städte suchen darüber zu verfügen, sie sorgen 1402, daß ein Tolk nach Nowgorod gesandt werde, sie beschließen 1405, „daß man den Tolk zu Nowgorod entlasse und ihm sein Geld gebe, da er dem Kaufmann jetzt nichts nütze sei.“ Der Tolk in Nowgorod mußte nicht nur kenntnisreich sein, er mußte auch geschickt vermitteln, daß beim Handel Streit vermieden werde. An solchem aber hat es trotzdem auf dem Petershof nicht gefehlt.

Sehr häufig ertönt dort die Klage über Unordnung in Maß und Gewicht. Vor allem aber wirft man sich Fälschung der Ware vor. Seltener scheint der Kaufmann selbst gefälscht zu haben, aber er brachte gefälschtes Gut in den Handel, auch gegen besseres Wissen. Je kostbarer das Produkt, um so größer die Versuchung. Kein andres Gut spielte im Handel des Ostens eine solche Rolle, wie das hochgeschätzte teure nordische Pelzwerk. Dort im Osten, so klagt im 11. Jahrhundert der kenntnisreiche Schulmeister Adam von Bremen, ist es reichlich wie Dünger, wir aber trachten nach einem Marderfell, als hinge der Seelen Seligkeit davon ab. In großen Bündeln kam es unter verschiedenem Namen, je nach Herkunft und Güte in den Handel: man verstand dem Werk ein besseres Aussehen zu geben, reckte es, nähte gutes und schlechtes zusammen. Ähnliches geschah bei Häuten und Leder. Sehr häufig hören wir dann von Fälschungen im Handel mit Wachs. Wegen des großen Bedarfs im katholischen Gottesdienst war es sehr gesucht. Häufig dient Wachs auch als Tauschmittel, Strafandrohungen werden oft in Wachs angesetzt. Es stand hoch im Preise, aber gerade deswegen wurde es auch viel gefälscht, durch Zusatz von Schmiere, Mehl, Butter u. a.[1] Es werden eigene Wraker eingesetzt, die was vinders, gutes Wachs soll mit

---

[1]) Im J. 1476 klagt der Hansetag zu Lübeck gegenüber Nowgorod ok so werden vakene [= oft] in unsen steden in deme wasse grote steyne unde andere valscheyde befunden. HR. II, 7, 586. Treffliche Bemerkungen gibt über den Wachshandel Hildebrand, Schuldbuch LI, wo auch über den Handel mit Pelz, Tücher, Salz kürzer gehandelt wird. Den Warenverkehr, besonders der späteren Zeit, bespricht eingehend Siewert, Rigafahrer 173.

St. Peters Siegel gestempelt werden; bei 50 Mark Strafe und Verlust des Hofrechts, so beschließen im J. 1332 im Steven in Nowgorod der Oldermann, seine Weisesten und der gemeine deutsche Kaufmann, wird gefälschtes Wachs verboten, solches sollte wie in Nowgorod so auch in Pleskau und Polozk, in Riga, Dorpat, Reval und Gotland nicht gekauft werden. — Gegenüber den endlosen Klagen des deutschen Kaufmanns, die Russen brächten gefälschte Rohprodukte auf den Markt, weisen diese dann nicht minder häufig darauf hin, daß bei den wichtigsten Gütern, die die Abendländer zuführten, bei den vielbegehrten flandrischen und englischen Laken und Tüchern, bald im Maß, bald in der Güte Fälschungen vorkämen [1], auch hier vermochten Aufseher want vinders, Stempel, Strafen nicht wirkliche Abhilfe zu schaffen, auch hier erließen, um den Hof zu schützen, Oldermann und Steven ähnliche Verbote wie beim Wachshandel, daß in Gotland und den livländischen Städten gewisse Gattungen von Tüchern nicht gekauft werden sollten, um sie nach Nowgorod zu führen und den Russen zu verkaufen [2]. Andere Klagen ertönen, weil Salzsäcke oder Honigtonnen nicht richtig Maß und Gewicht hätten. Auch win vinders werden eingesetzt, der Wein soll nur in ganzen Tonnen eingeführt werden, wer ihn fälscht, soll 50 Mark Strafe zahlen [3]. Daß fort und fort über diese Gebrechen geklagt wird, beweist, daß sie nie aufhörten. Ein Betrug war um so schwerer festzustellen, als in den Kontoren, so in Polozk, so auch in Nowgorod, der deutsche Kaufmann seine Waren nur in ganzen Stücken verkaufte, eine Prüfung also sehr erschwert war. Kleinverkauf trieben unter den Deutschen nur die „Jungen", die Lehrlinge, und auch diese nur in sehr geringem Umfange, Handschuh, Nadeln u. ä. durften sie vertreiben [4]. Im übrigen sollte in den russischen Städten der Kleinverkauf dem russischen Händler vorbehalten sein.

Wie das Leben auf dem Hofe von St. Peter streng eingezwängt war, so auch der Handel. Man suchte ihn im Geist der Zeit zu regeln, sicher auf Grund der Erfahrung. Vorsicht, aber

---

[1]) Über den wichtigen Tuchhandel im Abendlande während des Mittelalters handelt Keutgen, Hans. Gesch. Bl. 1901, 90 ff., sowohl über den Großhandel wie über das Recht des Tuchausschnitts, des Verkaufs nach der Elle, das die Weber im 14. Jahrh. gewinnen. — [2]) Hans. UB. 3, S. 362 ff., 374. — [3]) HR. 5, 170 dd. 1405. Über Bierverkauf Hans. UB. 3, S. 372. — [4]) Riesenkampff 111. Hildebrand, Polozk 353. Bereshkow 168. Nikitsky 151.

auch Mißtrauen und Neid treten oft entgegen. Je mehr Einschränkungen man aufstellte, um so häufiger ist die Übertretung, die Klage, um so schärfer das Verbot. Auch als die Zeit dringend freiere Bewegung forderte, meinte man eigennützig in alter Weise den Vorteil wahren zu müssen. Nur der deutsche, später nur der hansische Kaufmann durfte zu St. Peter kaufschlagen, und nur mit dem Bürger von Nowgorod, mit keinem andern, nicht einmal mit dem Fürsten. Nie soll der Kaufmann fremde Gäste ins Land führen, die nicht in St. Peters Recht sind, nie im fremden, etwa englischen Auftrage Kommissionshandel, nie mit Walen Flamingern Engländern Kompagniegeschäfte betreiben. Nur in Gegenwart von Zeugen sollte mit dem Russen ein Kauf abgeschlossen, nur gegen bar verkauft werden, jeder Borghandel war streng verboten[1], es sollte nicht flämisch Gut, das auf Borg gekauft war, in die Newa eingeführt, nicht für Ware, die in Nowgorod verkauft war, Bezahlung in Dorpat versprochen werden. Nur was vorlag, wurde verkauft, erst wenn alle Ware geliefert war, sollte sie bezahlt werden, was bald in Geld, sehr viel aber auch noch durch Tausch gegen andre Ware geschah.

Für die Benutzung des Hofes zahlte der Kaufmann Schoß: der Winterfahrer 1 Verding von 100 Mark Ware, also $^1/_{400}$ vom Wert, der Sommerfahrer halb so viel. Dazu kamen noch manche andre Zahlungen, so Miete (hushure) von jedem Meistermann im Winter ein Verding, auch für die Benutzung der Braustube, der Bäckerei 2c. waren bestimmte Beträge zu erlegen. Wie all das, floß auch von den Straf- und Gerichtsgefällen ein Teil in die Hofskasse. Der Geldkasten stand in der Kirche St. Peter, wurde von deren Olderleuten verwaltet, welche die Überschüsse jährlich nach Wisby[2], später abwechselnd hieher und nach Lübeck überführten.

Verließen die letzten Kaufleute den Hof, so schlossen sie ihn ab, versiegelten die Hofschlüssel und übergaben den einen dem Bischof von Nowgorod, den andern dem Abt des Juriew-Klosters.

---

[1]) Daß der Borghandel mit Fremden im Mittelalter sehr häufig und an verschiedenen Orten verboten wird, beweist, daß er nicht zu unterdrücken war. In Riga wurde mit den Russen viel Borghandel getrieben. Vgl. Hildebrand, Schuldbuch XXIII. Siewert, Rigafahrer 152. — [2]) LUB. 2730, § 20; 2821, § 15.

Erzeugnisse, denen gerade das Mittelalter höchsten Wert beilegte, erwarb man in Nowgorod in Fülle und Güte, wie sonst nirgend: Pelzwerk, Wachs, Tran, Teer, Asche, Haare. In gewinnreichem Zwischenhandel [1] führte der Hansische Kaufmann all das dem Markt des Westens zu, nicht nur in die deutschen, auch in die skandinavischen, englischen, flandrischen Städte. Und dort erwarb er die im Osten begehrten Erzeugnisse des Kunstfleißes: feine flandrische und englische Tücher und Linnen, Garn, Nadeln; weiter wurden Hering, Wein, Bier, sodann Metalle, Kupfer, Zinn, Blei in den Osten eingeführt und, was von besonderer Wichtigkeit war, viel Salz. In nicht unbeträchtlicher Menge wurde es in den lüneburger Salinen gewonnen und durch die wendischen Städte in den Osten vermittelt, später führten zahlreiche auch livländische Schiffe Baiensalz von der französischen Küste direkt nach Livland; sogar aus Lissabon kam Salz nach Riga und ging von hier in den Osten [2].

Lange bis zum 15. Jahrhundert verstand der hansische Kaufmann diesen großen west-östlichen Zwischenhandel sich zu bewahren, eifersüchtig hielt er die Schiffe der Westländer von der Ostsee fern.

Ein so wichtiger Markt wie der von Nowgorod war für den Kaufmann des Nordens von höchster Bedeutung. Mochte ihm auch manche Gefahr drohen, mochte auch der Krieg zeitweilig die Verbindung unterbrechen, immer wird die Fahrt nach Nowgorod wieder gesucht. Sie zu beherrschen ist das Ziel des Kaufmanns,

[1]) Diesem gegenüber treten die Erzeugnisse des Gewerbes der eigenen Städte im hansischen Handel zurück; eine Ausnahme machte Bier, das viel verschifft wurde. West-Europa war gewerblich den norddeutschen Städten überlegen, nicht auf deren Produkte angewiesen. Vgl. Stieda, Hans. Gesch. Bl. 1886, 101 mit Untersuchungen über Böttcher, Kannengießer, Goldschmiede, Wollenweber ꝛc. — Daß die Goldschmiedekunst im 15. Jahrh. in Livland in höchster Blüte war, lehrt die noch heute erhaltene Monstranz des Hans Ryssenberch aus Reval vom J. 1474. Vgl. Hausmann, Mitteil. livl. Gesch. 17. — [2]) Hans. Gesch. Bl. 1880, 151. Durch den Bau des Stecknitz-Kanals zwischen Elbe und Trave 1390—1398 gewann lüneburger Salz billigen Weg nach Lübeck. Daenell, ibid. 1902, 25. — Salz aus Lissabon LUB. 6, S. 382. Einfuhr und Ausfuhr in Riga und Reval schildert nach Handelsbriefen von 1458—1461 Daenell, Hans. Gesch. Bl. 1898, 66. Die Zufuhr von Salz nach Livland konnte auch zu groß werden, die Nachfrage übersteigen, ibid. 99; LUB. 10, XXXIII. Über den Handel zwischen Lübeck und Riga besonders seit dem 15. Jahrh. vgl. Siewert 173. Über Exportwaren im russisch-hansischen Handel im 16. Jahrh. vgl. Mettig in Sitz.-Ber. rig. 1903, 92: den Russen war in Dorpat der Kleinhandel, Höckerei, Krämerei verboten und nach altem Gebrauch zufolge einer Bestimmung von 1528 nur der Großhandel erlaubt mit Eisen und Eisenwaren, Blech, Licht, Speck, Salz, sowie mit zugeführtem Gemüse.

der die Ostsee befuhr. War die Ostreise zuerst von Gotland eingeschlagen, so fand seit dem 12. Jahrhundert auch der deutsche Kaufmann diesen Weg: der Nebenbuhler Wisbys auf der Ostsee wurde Lübeck. Zunächst schwingt es sich zum Vorort empor der deutschen Städte im ehemaligen Wendenlande an der mecklenburgischen und pommerschen Küste, Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswald, dann strebt es nach der Leitung für alle die Ostsee befahrenden Kaufleute Deutschlands. Im J. 1280 verband sich Lübeck mit der deutschen Gemeinde in der Stadt Wisby auf zehn Jahre zum Schutz der Ostseefahrer von der Trave bis Nowgorod; 1282 trat Riga diesem Bund bei. Bald taucht in Lübeck der Wunsch auf, auch auf dem Hofe zu Nowgorod die Vorherrschaft an sich zu bringen: 1293 versucht Lübeck den Beschluß durchzusetzen, daß von Nowgorod nicht mehr nach Wisby, sondern nur nach Lübeck appelliert werde. Bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts hat dieses Ringen zwischen Lübeck und Wisby gedauert. Da überfiel 1361 König Waldemar von Dänemark Wisby, brach seine Macht, daß es sank, sich nie wieder zu früherer Höhe aufschwingen konnte. Darüber kam es dann zum großen Kriege der Städte gegen Dänemark. In diesem Kampf gegen Waldemar traten die Städte von Ost- und Westsee zu einander, bildeten den Bund der Hanse, schlossen 1367 die große Konföderation von Köln. Indem Lübeck die Führung des Bundes errang, gewann es auch überwiegenden Einfluß auf die Leitung des Hofes von Nowgorod.

(Schluß folgt.)

Johann Friedrich La Trobe

ein baltischer Musiker.

Fortsetzung.

Schon 1793, als La Trobe noch mit Sivers in Unterhandlung stand, hatte er an Lehrberg geschrieben: „Was Sivers betrifft, so glaube ich außer aller Sorge sein zu dürfen. Er ist ein edler Mann, der Gefühl für Freundschaft hat, und hat also schon dadurch Anspruch auf meine Liebe und Achtung, wenn ich nicht in nähere Verhältnisse kommen sollte. In Ansehung des Salariums bin ich völlig zufrieden; bisher habe ich nicht soviel gehabt, als ich brauchte und 350 Thaler ist mehr, als ich auf dem Lande, besonders da ich wohl alles frei habe, bedarf. Also ich wäre mit Sivers zufrieden. Ob e r es aber mit mir wird sein können? . . . . Doch wenn das eifrige Bestreben, die guten Grundsätze, die mein Herz so inniglich durchdringen, durch Handlungen zu beweisen, nicht ganz ohne Wirkung bei mir bleibt, so denke ich — es wird vielleicht gehen. Wenn du glaubst, ich kann es wagen, so gibt mir dieses neuen Mut und Hoffnung, daß ich den edlen Mann in seinen Wünschen nicht täuschen werde . . . .“

An dem besten pädagogischen Willen fehlte es also nicht, auch scheint die Sache bis zur Promotionsreise ihren Gang gegangen zu sein, wenn auch nicht ganz ohne tragikomische Zwischenfälle.

Nach seiner Rückkehr scheint La Trobe mit seiner pädagogischen Stellung mehr und mehr zerfallen zu sein, vielleicht weil die glücklich erlangte Doktorwürde ihm Aussicht gewährte, auf einem andern Felde tätig zu sein. „Wie stehts“ — schreibt er bald nach seiner Ankunft in Heimthal, im März 1796 an Lehrberg — „mit deiner Pädagogik? — Du hast Sivers schön mit

mir angeführt. Was für Mühe hat er sich gegeben, mich für den Karren oder den Karren für mich passend zu machen: ging aber nicht. Gott Lob, daß es vorbei ist!“

Jedoch blieb er vorläufig noch in Heimthal, da er einerseits inzwischen Sivers ein lieber Freund und Gesellschafter geworden war, anderseits nichts ihn hinderte, von hier aus eine landärztliche Praxis, auf welche er sich nunmehr legte, auszuüben. Diese nahm ihn auch wirklich bald so sehr in Anspruch, daß er sich die Zeit zu Besuchen bei seinen benachbarten Freunden, z. B. Lehrberg, welcher damals nicht weit von Heimthal eine Hauslehrerstelle bekleidete, abstehlen mußte. Dabei ist es interessant zu beobachten, wie seine musikalische Produktivität gerade von jetzt an zunimmt. Von Liedern ging er nun mehr und mehr zu größeren mehrstimmigen Sachen über, namentlich aber auch zu größeren instrumentierten Arien, meist mit italienischen Texten.

Hier kam ihm nun wieder — wie ehemals in der Malerei der Wetteifer mit Sivers und Graß, — des ersteren große Regsamkeit, Empfänglichkeit und Teilnahme aufs trefflichste zu statten. Angeregt von La Trobe wandte Sivers sich nunmehr selbst leidenschaftlich der Musik zu. Da es nicht an musikalischen Nachbarn fehlte, so wurde sofort ein förmliches Quartett für Streichinstrumente organisiert. Letztere schaffte Sivers in vorzüglichster Qualität an und der erforderliche Notenvorrat wurde von La Trobe durch Zelters gefällige Vermittlung reichlich besorgt. Die zahlreichen sorgfältig eingebundenen Partien der einzelnen Instrumente legten noch lange stummes Zeugnis für das musikalische Leben ab, welches damals die Heimthalsche Einsiedelei beseelte. Wir begegnen in diesem Archiv freilich einer Menge Namen, die heutzutage wohl schon den verschollenen beigezählt werden können, doch spielten die entschiedene Hauptrolle Haydn's und Mozart's über allen Zeitgeschmack erhabene Kompositionen.

Wie sehr es nun aber auch La Trobe gelingen mochte, seine Umgebung in den Kreis seiner Interessen hereinzuziehen und mit sich fortzureißen, so konnte er das Gefühl doch nicht so bald loswerden, im Ganzen in einer geistigen Wüste zu leben, in der nur einzelne zerstreute Oasen dem durstigen Wandrer Erquickung darbieten. Dies Gefühl preßt ihm schon früh manchen Schmerzenslaut aus. Nachdem er seinem Freund Lehrberg das Ende seiner

pädagogischen Laufbahn, an das sich der Anfang einer medizinischen knüpfte, angezeigt, fährt er fort: „Ob ich jetzt besser daran bin, weiß ich kaum — zufrieden bin ich nicht — noch kann ich es in diesem Lande der Verbannung von Kunst und Wissenschaft sein; ja, ich darf es nicht. Das können die Leute nicht begreifen — Du wirst es auch empfinden. Ich freue mich schon deswegen recht, Dich zu sprechen, damit ich einmal wieder Atem holen und mich am Busen eines Menschen, der weiß, wie es einem anderswo sein kann, erwärmen kann. „„Hier ist es wahrlich Euch ein Jammer — man läuft beim ersten Blick davon."" Daß ich den unschätzbaren, herrlichen Göthe habe, ist mein Trost — kann ich mich doch manchmal in eine bessere Welt hinüberlesen. Shakespeare habe ich nun auch englisch — so läßt sich denn doch auf Augenblicke vergessen, daß man in einem musenlosen Lande lebt."

Es läßt sich denken, daß er solche Ansichten und Stimmungen — rückhaltlos und aufrichtig, wie er war — auch in seiner nächsten Umgebung keineswegs zu unterdrücken sich die Mühe gegeben haben mag. Vielmehr scheint er seinen leicht erregbaren und beweglichen Freund Sivers mit der Sehnsucht nach der Heimat so vieler in Livland entbehrter geistiger Schätze schnell genug angesteckt zu haben. Denn noch im Sommer des Jahres 1796 finden wir beide Freunde kurz und gut entschlossen, eine Reise südwärts, und zwar womöglich bis nach Italien, zu unternehmen. Mit welchem fröhlichen Jugendübermut die Reise beschlossen und unternommen wurde, sagen einige flüchtige Zeilen La Trobe's an Lehrberg vom 8. Juli 1796: „Lieber Freund, Sivers ist gestern in Pernau gewesen und kommt eben zurück, um mich heute mit sich dahin zu bringen, weil er ein Schiff gefunden, das morgen absegelt." — Man muß wissen, daß Pernau wenigstens 13—14 Meilen von Heimthal entfernt ist! Welche Hoffnungen mußten sich La Trobe's bei der Vorstellung bemächtigen, das Land seiner Jugendbildung, seine Freunde in Berlin und Jena wiederzusehn, denen er vor einem halben Jahr mit schwerem Herzen auf ganz unbestimmte Zeit den Abschied gegeben hatte. Mit gutem Mut wurde eine langwierige und ungünstige Überfahrt von Pernau nach Lübeck auf einem kleinen Kauffahrer überstanden.

Kaum aber hatten die Reisenden ihren Fuß auf deutsche Erde gesetzt, als sie von beunruhigenden Kriegsgerüchten empfangen

wurden. Nicht nur war eine sichere und ungehemmte Bereisung Italiens durch Buonapartes Feldzug gegen die Oesterreicher gefährdet, auch Deutschland schien bedroht — einerseits von Frankreich und anderseits von Rußland her, da man jeden Augenblick die Eröffnung der Feindseligkeiten durch letztere Macht gegen die Republik erwartete. Kurz, die Reise hatte da ihr Ende erreicht, wo sie eigentlich erst hätte anfangen sollen. In späteren Jahren, als La Trobe diese schmähliche Vereitelung seiner schönsten Hoffnungen nachgerade verschmerzt hatte, gedachte er oft mit Scherz seiner „italienischen Reise“, welche keine andere Ausbeute gewährte, als daß sich Sivers im Meklenburgischen einen großen Leiterwagen, wie sie dort üblich waren, nebst einem Zug meklenburgischer Pferde kaufte und mit dem niedergeschlagenen Freunde auf dem kürzesten Wege zu Lande wieder nach Heimthal zurückkehrte.

Damals aber empfand er über den kläglichen Ausgang den tiefsten Schmerz, den er unter anderen seinem Freunde Schleusner in Jena, der ihn bereits täglich erwartet hatte, bitter klagte. Dieser ließ ihn aber nicht ohne tröstenden, aufrichtigen Zuspruch: „Armer Junge“ — schreibt er ihm im Oktober 1796 — „wie haben mich Deine Briefe unglücklich gemacht! Was soll, was kann daraus werden? Fasse Dich, sammle Dich! Du bist wahrlich nicht so unglücklich, als Du meinst, so sehr ich fühle, wie Dir zu Mute ist. . . . Du bist frei, Herr Deiner Zeit, hast herrliche Talente, die gerade so weit ausgebildet sind, daß Du Dir allein forthelfen kannst. Treibe was Du willst, Musik, Malerei oder Arzneikunst, treibe alles zusammen, Du wirst nirgends der Mittelmäßige bleiben, traue Deinen Kräften, treibe Dich selbst — Dein Unmut wird verschwinden, wie Du Deine Vervollkommnung — der edle Zweck, wonach Du so rastlos strebst — bemerken wirst. Kenne Dich selbst, Du wirst finden, daß es für Dich keinen andern Weg zur Ruhe, zum Glück gibt, als Dich aus Dir selst herauszuarbeiten, daß Du garnicht der bist, der geleitet, geführt sein will, der von der umgebenden Gesellschaft und andern äußeren Dingen abhängt.“ . . .

La Trobe hatte es tief empfunden, den reichen Gehalt seines Innern isoliren zu müssen, aus der allgemeinen Bewegung und Entwicklung, aus dem befruchtenden Verkehr der Geister herausgerissen zu sein, wie ihn ein wahrhaft europäisches Leben darbietet,

wovon er in Livland doch nur höchstens hie und da ein ärmliches Bruchstück antreffen konnte. Die Verkümmerung all seiner Anlagen trat ihm als grauenerregendes Gespenst entgegen. Vielleicht hoffte er im Stillen, auf der Reise die Fesseln abzuwerfen, die ihn widerwillig da festhielten, wo er sich mit Herz und Geist doch nicht so recht einbürgern mochte. Genug — ein tiefer Ernst, ein tiefes Bedürfnis des Geistes waren die Quellen der Begeisterung, mit der er jene Reise antrat. — Erwägt man, daß die äußeren Verhältnisse, die ihn einst bestimmt hatten, nach Livland zu kommen, jetzt weggefallen waren, so kann man jene Fesseln nur in seinem Charakter suchen. La Trobe hatte trotz seines frischen, kräftigen, oft sogar rauh sich äußernden Wesens, ein unendlich weiches und zartes Gemüt, im höchsten Grade empfänglich für Erweisung freundlicher, liebevoller Gesinnung von seiten andrer, dabei fast bis zum Übermaß hingebend an die Wünsche und Erwartungen von Personen, mit denen das Leben ihn in nähere Beziehung gebracht hatte. Daher kam es, daß oft in Verhältnissen, die einen andern kaum veranlassen, flüchtige Rücksicht zu nehmen, er eine unverbrüchliche Verpflichtung sah und dann nicht anstand, seine eigenen Interessen zum Opfer zu bringen. Es konnte nicht fehlen, daß diese moralische Überspannung des feinsten Rechtsgefühls ihn im Konflikt mit seiner Umgebung vielfach zu Schritten führen mußte, deren uneigennützigen Gehalt jeder, der ihn näher zu würdigen wußte, anerkannte, die sich aber dem ferner Stehenden nur zu leicht als Charakterschwäche darstellten. Dieser Zug seines Wesens war es auch, der ihn nicht zu dem Entschluß kommen ließ, sich aus seiner livländischen Umgebung, die ihm einmal lieb geworden war und der er sich zum Teil persönlich verpflichtet fühlte, loszureißen. Er litt und seufzte still, er klagte laut, aber er blieb. Wenn wir aber dagegen wahrnehmen, daß von jetzt an La Trobes künstlerische Produktivität einen mächtigen Aufschwung nimmt und sich so reich entfaltet, wie früher noch nie, als ihm die Welt mehr offen zu stehen schien, dann drängt sich der Gedanke auf, daß vielleicht gerade diese Konzentration des Gefühls die Quelle all der Tondichtungen werden konnte, in denen La Trobe von jetzt an sein inneres Leben bekundete.

Um die Bedingungen zu erfüllen, die damals in Rußland

jedem Arzt gestellt wurden, der die Erlaubnis zu freier Praxis erlangen wollte, reiste er mit seinem früher erwähnten Freunde Stegemann, der sich jetzt in einer ähnlichen Lage befand, nach Petersburg, um sich bei der Medizinalbehörde examinieren zu lassen. Schon vorher hatte ihn das Gerücht geängstigt, es sei eine Verordnung erschienen, nach welcher jeder, der freie Praxis erlangen wolle, ein ganzes Jahr unentgeltlich an den Hospitälern Petersburgs dienen müsse. „Verhielte sich dies so", hatte er schon vor der Reise gegen Stegemann geäußert, „so würde es meiner medizinischen Laufbahn und allen dahin zielenden Bemühungen das Ziel setzen und ich würde das zu meinem Broderwerb machen, wozu ich mich wohl besser schicke, als zum Arzt — die Kunst. Ich besitze nur Geld in der Minus-Quantität und habe es daher so nötig nur das zu tun, wobei ich wenigstens nicht mehr zurückkomme, daß ich nichts ergreifen kann, dessen Vorteil sich erst in einem Jahre zeigt."

Um sich jedoch für alle Fälle den Rücken zu decken, war er schon vorläufig ein eventuelles Engagement als Landarzt „zum Besten der Bauernschaft" in der Umgegend von Heimthal, wo er einstweilen sein Standquartier behalten sollte, eingegangen, doch ohne innere Beteiligung an diesem Beruf. „Ich fühle mich", schreibt er an Stegemann, „so gedrückt als Arzt von allen Seiten, und so elend in dieser Entfernung von belehrendem Umgang, daß, wenn ich mir die Gabe zu lehren zutrauen dürfte, ich noch heute einpacken würde, um in Riga Klaviermeister zu werden." Das Einzige, was ihm gerade unter den gegebenen Verhältnissen Mut machte, das erwähnte ärztliche Amt anzutreten, war persönliche Zuneigung zu den Gutsbesitzern, auf deren Gütern er die Praxis übernehmen sollte. Einem von ihnen, dem er bis an den Tod mit treuer Freundschaft verbunden blieb, schrieb er in dieser Beziehung: „Ohne Euch, meine Freunde, möchte ich um vieles nicht meinen Posten antreten. Wüßte ich nicht, mit welchen Menschen ich zu tun habe, so würde ich keinen Augenblick zaudern, die Medizin ganz fahren zu lassen und mich der Kunst zu widmen, welches letztere ich ohne Risiko und Schulden zu machen, tun könnte."

Und doch sollte aus der ärztlichen Laufbahn nichts werden; denn kaum in Petersburg angelangt, mußte er erfahren, daß jenes

Gerücht begründet sei. Er beeilte sich, seinem Freunde Lehrberg von dieser Wendung Nachricht zu geben. „Ich lasse mich nicht examinieren. Man muß ein Jahr im Hospital bleiben, und riskiert außerdem, abgewiesen zu werden; dies verträgt sich nicht mit meinen Umständen und also — siehst Du mich nicht im Traum sondern in natura bald als Exdoktor, übrigens aber wie immer und mit ganz frohem Mute wieder!“

Aber auch eine selbständige musikalische Tätigkeit wollte sich keineswegs so leicht eröffnen, wie sich La Trobe vorgestellt hatte. Wohl aber bot sich ihm zunächst ein Beruf dar, der, obgleich nicht unmittelbar auf Musik gerichtet, ihm für eine Reihe von Jahren unter dem Zutreffen so seltener wie glücklicher Umstände zur Quelle eines reichen musikalischen Lebens werden sollte.

Aus Petersburg heimgekehrt, sah er sich in Ermangelung von etwas besserem genötigt, abermals eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Es war dies in Neu-Oberpahlen in der Familie Karl Magnus v. Lilienfeld's. Dem Kreise seiner ersten livländischen Freunde wurde er durch diese Ortsveränderung auf 8—9 Meilen entrückt, dagegen hatte er die Freude, seinen Freund Lehrberg auf nur eine halbe Meile erreichbar zu haben, der ihm in seiner neuen Stellung in jeder Beziehung bedeutend wurde. Nicht nur hatte er in ihm den Freund, dem er alles, was ihn interessierte und bewegte, rückhaltlos mitteilen durfte, auch wissenschaftlichen Verkehr fand er reichlich im Umgang mit diesem ausgezeichneten Mann. Von besonderer Wichtigkeit wurde ihm nun namentlich Lehrbergs pädagogische Tätigkeit.

In unerwartetem Maße wurden aber seine musikalischen Studien in dieser Stellung belebt, denn der Familie Lilienfeld war eine ungewöhnliche musikalische Anlage zu teil geworden. Frau Hedwig Charlotte v. Lilienfeld, geb. v. Krüdener aus dem Hause Suislep († 1839), wiewohl nicht mehr jung, besaß eine Stimme, von der La Trobe auch später allezeit versicherte, nie etwas Schöneres gehört zu haben, und was ihr einen noch höheren Wert verlieh, war, daß sie in ihrer Jugend Gelegenheit gehabt hatte, sich in Dresden bei den ersten Meistern des Gesanges vollkommen kunstgerecht auszubilden. La Trobe konnte also hier alle eignen Schöpfungen mit Vollendung vortragen hören, und so ergab sich hier eine anregende Wechselwirkung des Schaffens und Wieder-

gebens. Bei den allmählich heranwachsenden Kindern, 3 Töchtern und einem Sohne, entwickelte sich ebenfalls ein ausgesprochen musikalisches Talent und gleichfalls vorzugsweise für Gesang; außerdem gehörte Frau v. Lilienfeld einer Familie an, die fast durchweg musikalisch war. So bildete sich in wenigen Jahren, bei dem häufigen Verkehr der Verwandten, um La Trobe ein Kreis musikalischer Talente, wie er sich wohl nicht allzu häufig zusammenfinden mag, der sich überdies mit Liebe und Begeisterung um den jungen Meister scharte. Diese Periode zeitigte nun eine überaus rege Produktivität La Trobes auf dem Gebiet musikalischer Kompositionen.

Eine größere Anzahl ein- und mehrstimmiger Lieder, vornehmlich mit italienischem Text entstanden in Oberpahlen, von denen besonders „6 Canzonen" hervorgehoben zu werden verdienen*. Überhaupt herrschte bei seinen Kompositionen das melodische Element stark vor, weshalb er auch schon in Heimthal es sich zur strengen Regel gemacht hatte, täglich ein kontrapunktisches Exerzitium zu machen, besonders da er es selbst sehr als Mangel empfand, daß ihm Formen, wie Kanon und Fuge nur schwer zur Verfügung standen. Aus diesen Studien, die er auch in späteren Jahren fleißig übte, sind denn auch eine Reihe von 50 Übungsstücken für Klavier hervorgegangen, und nicht zum wenigsten hat diese strenge Selbstschule ihren Einfluß auf seine Kompositionen für Kirchenmusik in späteren Jahren ausgeübt.

In Oberpahlen blieb La Trobe bis zum Jahre 1807. Sein Verhältnis löste sich dort in einer Weise, deren Folgen für sein ganzes weiteres Leben von größtem Einfluß war. Eine innige Herzensneigung zu einer der Töchter des Lilienfeldschen Hauses ließ in ihm das Bedürfnis nach einer eignen sicher begründeten Häuslichkeit entstehen und alle andren Bedenken unberücksichtigt lassend, versuchte er sich als Landwirt eine selbständige Existenz zu gründen. Er arrendierte das dem Landrat Joh. Berend v. Bock gehörige Gut Woisek. Freilich mußte er dann auf eine tiefschmerzliche Weise enttäuscht, auf das geträumte Glück verzichten, doch der neue Lebensberuf, dem er sich voll hingab, nahm seine ganze Arbeitskraft bald derart in Anspruch, daß er, seiner gewissenhaften Natur entsprechend, sich ihm vollständig widmete.

---

*) Vgl. das Verzeichnis im Anhang.

Es war bekanntlich in jener Zeit in Livland fast unmöglich, daß sich jemand mit der größeren Landwirtschaft befaßte, ohne in eine Reihe geschäftlicher und amtlicher Beziehungen zu geraten, die wohl unmittelbar der Landwirtschaft fremd, aber doch mit der staatsbürgerlichen Stellung eines Gutsbesitzers, einerlei ob Eigentümers oder Pächters, nahe zusammenhängen. So ist La Trobe während der Zeit seines Landlebens unter andrem neunzehn Jahre lang (von 1807—1820 und von 1823—1829) Kirchenvorsteher, teils im Oberpahlenschen, teils im Klein St. Johannisschen Kirchspiel gewesen, überdies aber vom Adel dieser beiden sowie des Pillistferschen Kirchspiels, die zusammen einen Kirchspielsgerichtsbezirk ausmachten, drei mal zum subsistuierten (1808, 1824 und 1826) und vier mal (1809, 1812, 1815 und 1818) zum ordentlichen Kirchspielsrichter gewählt worden. Dieses Amt, an sich eines der beschwerlichsten und verantwortungsvollsten, wurde La Trobe noch durch den Umstand erschwert, daß ihm die estnische Sprache ein Gegenstand täglichen mühsamen Erlernens war. Dennoch gelang es ihm durch seine gesinnungsvolle Hingebung, beiden Ämtern mit Auszeichnung vorzustehen und sich zugleich das volle Vertrauen des Landvolkes zu gewinnen. Auf letzteres legte er selbst besonderen Wert und es verursachte ihm später, als er in seinen letzten Lebensjahren amtlos in Dorpat lebte, eine ganz besondere Freude, von einzelnen Bauern mit Liebe und Dank an diese Zeit erinnert zu werden.

Gerade das Jahr 1807, in dem La Trobe seine Beamtenlaufbahn antrat, war für Europa und auch für Rußland verhängnisvoll, weil Napoleons Macht damals ihren höchsten Grad erreichte und auch für Livland blieb dies nicht ohne Einfluß. Die russische Regierung organisierte hier eine Landmiliz, die bestimmt war, gegebenenfalls die Provinz auch zu verteidigen. Zu diesem Zweck wurde ganz Livland einer militärischen Einteilung unterworfen. Die Bauern waren die Gemeinen, die Offiziere wurden aus den Gutsbesitzern ernannt. Sie wurden in Brigaden, Regimenter und Bataillone eingeteilt, deren Kommandeure inmitten der ihnen zugeteilten Distrikte auf einem Landgut ihr Standquartier nahmen; die Bataillone zerfielen wieder in Kompagnien, die von „Sotniks“ befehligt wurden. An der Spitze der ganzen livländischen Miliz stand der Generalmajor v. Knorring.

Mit gewohntem Eifer für alles, was er für die „gute Sache" hielt, hatte sich auch La Trobe zur Disposition der livländischen Miliz gestellt und war zum Kommandeur einer in der Nähe Oberpahlens stehenden Kompagnie ernannt. Gleichwohl blieb er nicht unempfänglich für die Komik, die der ganzen Sache im Einzelnen und aus der Nähe betrachtet, anklebte. Er schreibt über diese ganze Angelegenheit an seinen Freund Woldemar von Bock in Kersell: „Die Landmiliz ist mir jetzt, da es gilt sie zu formieren, ein sehr ernsthafter Gegenstand. Als man nur noch davon schwatzte, ohne davon einen Begriff zu haben, habe ich meinen herzlichen Spaß daran gehabt, und machte mich zur Gemütsergötzung über Shakespeare's Heinrich den Vierten, wo Fallstaff mit seiner Kompagnie auftritt. . . ." — Diese Episode seines Lebens dauerte nur wenige Monate; Napoleon entging durch den Tilsiter Frieden der Gefahr, der „livländischen Landmiliz" in die Hände zu fallen und diese wurde daher im Lauf des Herbstes aufgelöst. La Trobe hatte bei seinen Vorgesetzten auch hier die vollste Anerkennung für seine aufopfernde Tätigkeit gefunden und mit „Allerhöchst erteilten Prärogativen und Auszeichnungen" wurde er entlassen.

In rastloser Tätigkeit, von Unternehmung zu Unternehmung weitergedrängt, verbrachte La Trobe die nächsten Jahre. Aber seine Tätigkeit stand im Grunde in schneidendem Widerspruch zu seiner ursprünglichen Anlage und Richtung. Auch seine Freunde waren mit dieser Berufswahl keineswegs immer einverstanden, so auch Zelter in Berlin, der ihm einmal schrieb: „Frau v. X. hat mich von allem unterrichtet, was Ihr Verhältnis betrifft, worüber ich mich teils freue, teils ärgere. Ob einer Erbsen zählt oder Linsen, das ist gleichviel und der Acker will freilich auch gebaut sein, und — ich mag darüber nicht raisonnieren."

Ihm selbst schwebte gelegentlich „die Existenz eines country gentlemen als die eigentlich normale Form des Daseins" vor und er meinte wohl, „auch Goethe habe das eingesehn, denn der eigentliche Sinn des Wilhelm Meister liege darin, daß der Held des Romans zuletzt durch seine Heirat ein country gentleman wird. Goethe habe damit sagen wollen, das sei die eigentlich wünschenswerte Existenz *)." — Außer dem Bockschen Gute Woiseck

*) Bernhardi, Jugenderinnerungen, S. 169.

nahm er dann auch Pajus in Arrende, das ein in Riga lebender Engländer, der Kaufmann John Morison als Pfandgut innehatte. Auch wo sich ihm sonst Gelegenheit bot, scheute er nicht davor zurück, sich neuer Arbeit zu unterziehen. So übernahm er die geschäftliche Beaufsichtigung des Gutes Arroküll, das Baron Knorring, dem Stiefvater Th. v. Bernhardi's gehörte. Aus den Arroküllschen Wäldern bezogen Woisek und Pajus ihren Holzbedarf und so waren Knorrings mit La Trobe in Beziehung gekommen.

Wohl trat La Trobe mit Fleiß und Beharrlichkeit an seine Aufgabe heran, aber — sehr weit scheint er es in der Landwirtschaft doch nicht gebracht zu haben. Bernhardi, der in diesen Jahren häufig mit ihm zusammentraf, äußert sich in seinen Erinnerungen* darüber ziemlich skeptisch: „So wenig Erfahrung und Urteil ich aber auch hatte, wurde mir doch bald klar, daß La Trobe von Landwirtschaft, von der Verwaltung, von der Benutzung eines Landgutes richtige Begriffe nicht hatte. Daß er sich um die wissenschaftliche Grundlage des Landbaus nie bekümmert hatte, konnte ich einigermaßen beurteilen, denn ich hatte Thaers rationelle Landwirtschaft und einige Schriften von Arthur Young gelesen. Nie hatte sich La Trobe mit dergleichen abgegeben. Er hatte die Dreifelderwirtschaft, wie sie im Lande üblich war, durch Sehen und Nebenhören ungefähr so kennen gelernt, wie sie die Bauern kannten und hatte keinen rechten Glauben daran, daß es vernünftiger Weise irgend eine andre Art von Landbau geben könne. Wenn er je von einem andren System reden hörte, so dachte er sich, das seien unpraktische Abenteuerlichkeiten, die Stubengelehrte sich ausgedacht hätten, und nichts weiter. Mit Verwunderung blätterte er eines Tages in Thaer und Arthur Young herum, die er bei mir fand, und meinte dann, das sei Büchermacherei. Aber auch die landesübliche kunstlose Landwirtschaft wußte er keineswegs mit der Einsicht und dem praktischen Sinn zu handhaben, die zu günstigen Ergebnissen führen konnten und die so manchem Edelmann im Lande den Ruf eines guten Landwirts gewonnen hatten.“ —

So vergingen La Trobe eine Reihe von Jahren, bis 1819, in angespannter und rastloser Tätigkeit, aber trotzdem treten uns

*) A. a. O. S. 170.

im Briefwechsel mit seinen Freunden Stimmungen entgegen, die deutlich erkennen lassen, daß er nicht ohne schmerzliche innere Kämpfe auf den Wunsch nach einem eigenen häuslichen Glück hatte verzichten können. Und diese Jahre voller Arbeit, die ihm neben rühmlicher Anerkennung so manches Ungemach und manchen empfindlichen Verlust eintrugen, sie bedeuteten für eine Natur wie die seine doch ein schweres Opfer, um so schwerer, als es einem trügerischen Traumbilde dargebracht war.

Ein harter Schlag für ihn war in dieser Zeit der Verlust seines besten Freundes. Lehrbergs zunehmende Kränklichkeit — er litt an der Gicht, die ihn schließlich vollkommen lähmte — machte ihm oft große Sorge und schon im Mai 1808 drang er in ihn, seine Hauslehrerstelle aufzugeben und sich im Süden zu stärken. „Ich bin kein Arzt mehr", mahnte er, „ich habe vieles, das meiste, was ich wußte, verlernt, aber ich weiß doch noch genug, um, wenn ich nicht ganz falsche Begriffe von Deinem Zustand habe, Dir die Wahrheit sagen zu können, daß Du — aber nur durch die angeratene Veränderung Deiner Lebensart — wieder herzustellen bist. Alles was der geschickteste Arzt oder Du selbst bei Deiner jetzigen Lebensweise für Dich tun möchte, kann nur palliativ oder verderblich wirken. Ich kann mein Leben nicht für Dich geben — es wäre keine Tugend, nur Eigennutz es zu tun — denn es hat keinen Wert mehr; ich kann Dir, was ich an Gesundheit besitze nicht schenken; ich habe nichts als Bitten. . . . Willst Du Dich aus Großmut durchaus morden? und sollen Deine besten, Deiner nicht unwerten Freunde allein nicht gehört werden? . . . . Wenn ich Dich verliere, bin ich ganz verarmt — die Hoffnung hat sich längst von mir getrennt und mit ihr ihre erheiternden Gesellschafterinnen — Du bist mir unsichtbar und schweigend noch immer ein guter Genius gewesen — willst Du mich auch verlassen? Habe ich Rechte auf Dich, o! so lasse sie jetzt gelten."

Aber trotz solcher innigen Bitten mußte La Trobe es doch erleben, daß sein Freund langsam zu Grunde ging. Lehrbergs Tod erfolgte 1813. In dem letzten Briefe La Trobes an den Freund, dem er seine innersten Empfindungen offenbarte, tritt uns zwar eine tief resignierte Stimmung über seine Laufbahn entgegen, die so anders sich gestaltet hatte, als er gehofft und

erstrebt, daneben aber doch auch wieder ein gesunder aufrechter Lebensmut. Er schreibt: „Wie gerne sähe ich Dich wieder; es ist mir, als hätte ich von Dir und alten besseren Zeiten geträumt. Wann wird einmal für mich eine erfreuliche Wirklichkeit eintreten? Du versprichst mir sie. Ich sage, nein! nie! — Wenn doch alles, was ich früher geahnet, nur Träumereien, wonach ich strebte, nur Torheiten, worauf ich vergeblich gehofft, nur zum Unglück führendes gewesen wäre, so müßte ich mich glücklich schätzen. Aber auch die ruhigste Betrachtung sagt mir das Gegenteil, und ich bin weder matt, noch eitel, noch leichtsinnig genug, um mich trösten zu können bei dem traurigen Bewußtsein, daß ich weder geworden bin, was ich könnte und sollte, noch erlangt habe, was ich mir vernünftig und also zu meinem und vielleicht andrer Glück gewünscht habe. Gottlob, daß ich nicht (wie manche gute Leute mir manchmal andichten) hypochondrisch und mit Spleen behaftet bin — und mich noch für die schönen Seiten auch meines jetzigen, mir fremden Geschäfts enthusiasmieren kann — sonst wäre ich der unglücklichste Mensch unter der Sonne."

In ähnlicher Stimmung hatte er seinem Freunde Bock gegenüber schon früher geäußert: „.... Wenn man 25 ist, kann man manches und muß man — wenn man sich nicht schämen soll — manches abschütteln, was nahe an 40 einen zu Boden drückt. Das liegt in der Natur der Sache. Es ist keine Kleinigkeit, so viel gehofft, gestrebt, so viel Bewußtsein der Kraft gehabt zu haben, und am Ende sich sagen zu müssen, daß man nichts erlangt und so gut wie nichts hat leisten können; und wenn man gerade 10 Jahre geschlafen hat, die man als verloren achten muß und — indem man aus einem Traum erwacht — das Alter einem kalt und feindlich entgegengrinst, so helfen schöne Reden nicht — man kann nur trauern oder bitter werden."

Glücklicherweise hatte La Trobe zu viel unverwüstliche Schnellkraft, um Stimmungen, wie diese, eine unbeschränkte Herrschaft über sich einzuräumen. Wie in der Rührigkeit des Geschäftslebens sein leidenschaftlich bewegtes Gemüt ein heilsames Gegengewicht fand, so half ihm sein schöpferisches musikalisches Talent, dem er seine Mußestunden widmete, stets über die Prosa des Lebens hinweg. Und was er in dieser Epoche von 1805 bis 1819 aus seiner musikalischen Tätigkeit gewann, hatte entschieden

an Tiefe und Ausbildung gewonnen. Vornehmlich sind es seine ersten größeren Kirchenkompositionen, die ihre Entstehung dieser Zeit verdanken. Wie alle andern Werke von ihm, so wurden auch diese von dem kleinen Kreise kunstliebender Freunde mit Entzücken und Begeisterung aufgenommen und genossen; übte doch schon allein seine eigentümlich lebendige Weise, seine Liebenswürdigkeit und sein feuriger Kultus alles Schönen eine belebende und begeisternde Wirkung aus. Bis in sein hohes Alter blieben ihm diese jugendlichen Eigenschaften, die keine Verknöcherung des Geistes zuließen und auf alle, die ihm näher traten, einen herzgewinnenden Eindruck machten. Als auch das Alter schon sein Recht über den früher so rüstigen und kräftigen Körper ausübte, blieb sein Geist doch jung und feurig und noch mit 70 Jahren setzte er seine Freunde in Erstaunen, wenn er mit kindlichem Vergnügen eifrig sich am Aufstieg der Papierdrachen einer lustigen Knabenschar beteiligte. Und wie als Greis mit 70, so pflegte er schon als Mann mit 50 Jahren sich durch die jugendliche Lebendigkeit, mit der er sich an den geselligen Unterhaltungen aller Kreise beteiligte, auszuzeichnen; ohne es in seiner Bescheidenheit zu beabsichtigen, wurde er der Mittelpunkt jeder Gesellschaft. Mochte es nun bei der Musik, oder bei gewöhnlichem gesellschaftlichem Verkehr sein, mochte es sich um Unternehmungen der Jugend handeln, immer war es seine äußerlich anziehende, von liebenswürdigem Eifer belebte Persönlichkeit, die aller Neigung gewann, nur er selbst schien nichts davon zu empfinden.

Seine Freunde merkten allmählich, daß die Folgen seines schweren Herzenskummers zu schwinden begannen und ein oft wohl noch herber Humor sich in die barocken Äußerungen seiner Selbstironie mischte. Sein Freund Bock befand sich in den Jahren 1813—1814 in einer ihm ähnlichen Lage, da beide die erste Jugend hinter sich hatten und ein eheloses einsames Alter befürchten mußten. Nur schien Bock der Sache damals viel gleichmütiger gegenüberzustehen und der persönliche wie auch der briefliche Verkehr beider aus dieser Zeit enhielt von seiner Seite viel schalkhaft-komische Angriffe, die von La Trobe ziemlich ernsthaft abgewiesen wurden, indem er auf die Notwendigkeit eines Verzichts auf häusliches Glück in diesem Alter hinwies und dabei oft recht drastische Ausdrücke gebrauchte.

In dieser Zeit regte sich auch wieder die Sehnsucht nach Deutschland, nach manchem alten Freunde aus „besseren Zeiten" in ihm und erst als der Gegenstand seines Herzenskummers selbst ihm räumlich entrückt war, kehrte Zufriedenheit und Ruhe bei ihm ein. „. . . . Gottlob, daß die Geschichte, ob sie mir gleich öfters Seufzer auspreßt und auspressen wird, — mich nicht um alles Vertrauen zu den Menschen gebracht hat. Ich habe noch Vorrat genug davon und freue mich, zu finden, daß noch französisches Blut in mir fließt; mit lauter deutschem oder englischem würde ich schon lange ein saures Gesicht zu allem Erfreulichen machen gelernt haben. . . . Ich bin am 29. v. M. — leider — 50 Jahre alt geworden, nun denke ich, werde ich das Heiraten doch gewiß aufgeben!" — So schrieb er am 2. Juni 1819 seinem Freunde Bock, der inzwischen dennoch geheiratet hatte. Aber — schon wenige Monate später sollte auch er doch noch sein Lebensglück finden. —

(Schluß folgt).

Kirchenarchiv und Kirchenchronik.

Von
Pastor H. Grüner-Salgaln.

„Quod non est in actis, non est in mundo.“ Dieser alte juridische Satz gilt auch in gleicher Weise dem Historiker wie dem Chronisten und in gewisser Beziehung auch dem Diener der Kirche, der mit dem kirchlichen Aktenmaterial und durch seine archivalische und chronikalische Mitarbeit dem zünftigen Historiker eine nicht zu unterschätzende Handreichung bieten kann, sobald er sich dessen bewußt wird, daß er mitberufen ist Bausteine zu liefern zur Geschichte seines Landes und seiner Kirche, einer Geschichte, die nicht bloß wissenschaftliche theoretische Bedeutung hat, sondern gerade jetzt aktuelles Interesse beansprucht und einen eminent praktischen Wert hat für die Gegenwart und für die Zukunft des Landes.

Das neu erwachte Interesse unsrer Balten für Landes- und Familiengeschichte, Genealogie und Heraldik, Urkundensammlung, Rechtstitel und Besitzstand unsrer Kirche hängt aufs engste zusammen mit der Frage, wie steht's mit unsern Kirchenarchiven und Kirchenchroniken? Gerade in Zeiten der Gefährdung wird man aus Indifferenz geweckt und gemahnt an versäumte und ernste Pflichten, sich bewußt angetasteter Rechte und gefährdeter Güter, die zu konservieren und zu schützen gegen jeden Angriff uns gerade jetzt nahe gelegt wird. Ein Volk und eine Kirche, die sich nicht selbst aufgeben, die gibt auch der Herr der Kirche nicht auf, wer aber selbst seine Rechte preisgibt, der hat keine Existenzberechtigung. Der Selbsterhaltungstrieb zwingt uns daher Stellung zu nehmen zu Fragen, die unsre Rechte und damit auch unsre Existenz tangieren.

Den Rechtsnachweis bieten aber schriftlich fixierte Urkunden und Dokumente, kurz alles juridische und historische Quellenmaterial. Je mehr der unhistorische Sinn in der modernen Zeitrichtung zunimmt, je mehr die Kirche von inneren und äußeren Krisen bedroht wird, je mehr man durch Gewaltakte ein Blatt nach dem andern aus dem Buch der baltischen Geschichte vernichten will, um den historischen Zusammenhang zu zerreißen und von der Vergangenheit zu lösen, um so mehr müssen wir die zerrissenen Geschichtsblätter wieder aneinanderfügen und nicht bloß für die Gegenwart, nein, auch für die Zukunft sie retten, gilt doch unsre Arbeit nicht bloß für dies kurzlebige Geschlecht, sondern auch für die, welche nach uns fragen sollen nach ihren historischen Rechten und in Landes- und Kirchenarchiven das Material finden müssen, das zur Begründung derselben dient.

Diese leitenden Gesichtspunkte rechtfertigen angesichts der gegenwärtigen Zeitlage die zwingende Notwendigkeit der Inangriffnahme der Arbeit und mahnen zugleich daran, welche Bedeutung unsre Archive haben, unter denen neben den Staats- und Landesarchiven die Kirchenarchive eine ebenbürtige Stellung beanspruchen, ja oft noch eine wichtigere, weil kirchlich beglaubigte Dokumente ein notwendiges Beweismaterial und unschätzbares Ergänzungsmaterial bieten.

Wer soll nun Hüter und Pfleger dieser Archive sein? Es liegt auf der Hand, daß die fachmännische Benutzung und Verarbeitung des umfangreichen Materials unsern baltischen Historikern zusteht, ebenso selbstverständlich ist's aber, daß ihnen die nötige Handreichung die Hauptrepräsentanten des Deutschtums im Lande zu bieten haben, einmal unsre Ritter- und Landschaft, welche als die politische Landesvertretung neben den politischen auch die nationalen und konfessionellen Interessen zu wahren hat und mit weitem Blick und warmem Herzen in munifizenter Weise die Mittel dargeboten hat für eine Zentrale, in der die wichtigsten Landesarchive vereint sind und eine ihrem Wert und ihrer Bedeutung entsprechende Verarbeitung finden sollen unter Leitung des neuernannten Archivdirektors. Eine Vorarbeit und eine Mitarbeit zwecks Erreichung des vorgesetzten Zieles wird auch in gewisser Beziehung von der Geistlichkeit des Landes erwartet, die ja von amtswegen Hüterin und Pflegerin des ihr anvertrauten

Kirchenarchivs ist, ihrer speziellen Domäne. Sichtung und Ordnung des Archivs ist ein Dienst, den wir nicht bloß uns, sondern der Kirche und dem Lande leisten. Wer Pietät für das Ererbte, das Reale und Ideale mit Heimatliebe und Rechtssinn verbindet, der wird der Pflicht sich nicht entziehen, die Geschichte seines Heimatlandes kennen zu lernen und sie zu pflegen. Dies ist aber ohne historische Belege und Quellenstudien nicht möglich. Das vorhandene Material gilt's zu durchforschen und zu erweisen, daß unser Landesrecht und Kirchenrecht nicht ein willkürliches ist, sondern eine historische Entwicklung und Ausgestaltung erfahren hat und auf rechtlicher Basis fundiert ist. Wie steht es aber mit unsern baltischen Kirchenarchiven, deren Sichtung uns sich im wissenschaftlichen und praktischen Interesse empfiehlt? Fragen wir: Wie waren unsre Archive, wie sind sie, wie sollen sie sein?

Es ist nicht ganz leicht für den Laien auf jede dieser Fragen eine erschöpfende Antwort zu geben, namentlich was die Vergangenheit betrifft.

Es dürften kaum Kirchenarchive im Lande existieren, die älter wären als das herzogliche und ritterschaftliche Archiv, welch ersteres Theodor Schiemann registriert hat und das einstweilen noch nicht allen zugänglich ist. Daß von Kirchenarchiven der vorreformatorischen Zeit so gut wie nichts vorhanden ist, ist verständlich in Anbetracht der wenigen Kirchen, die vor Gotthard Kettler existierten, und dann auch wegen der politischen Unsicherheit im Lande infolge ewiger Kriegswirren und innerer Fehden während der Ordenszeit. Von älteren katholischen Kirchenbüchern und Rezessen Kurland betreffend, befinden sich einige in der Bibliothek der Altertumsgesellschaft in Riga. Vielleicht, daß sich hier und da in einzelnen älteren katholischen Pfarrarchiven noch verwertbare Urkunden aus älterer Zeit finden; vieles ist in das Wilnaer römisch-katholische Konsistorium übergeführt, dem ja auch die katholischen Kirchen Rußlands unterstellt sind.

Anders steht es mit dem kirchenhistorischen Material (den Kirchenarchiven) aus herzoglicher Zeit in Bezug auf die evangelisch-lutherische Kirche. Wertvolle alte Inventarien besitzt das Notariatsarchiv des kurländischen Konsistoriums für die Kirchen Kurlands, während das für verloren gehaltene Piltensche Stiftsarchiv sich zum Teil in einzelnen Konvoluten im Ritterschaftsarchiv befindet,

wo nicht bloß Inventarien der 18 Stiftskirchen, sondern auch offizielle Schreiben, diverse Rechnungen und Rezesse vorhanden sind. Duplikate dieser Inventarien sind zweifellos noch in manchen Pfarrarchiven der Piltenschen Diozöse, ja wir haben hier, wie sonst noch hier und da in Kurland, ausnahmsweise einzelne wenige Musterarchive in Pfarrhäusern, welche aus herzoglicher Zeit alles wesentliche, auf die eigene Kirche bezügliche mit Originalunterschriften der Herzöge und Wachssiegeln in Kapseln enthalten. — Was die Patronatskirchen im Unterschiede von den Kronskirchen betrifft, so finden wir Kirchspielsschlüsse und andres brauchbares Quellenmaterial für die Lokalgeschichte einzelner Kirchspiele in zahlreichen kurländischen Gutsbriefladen, namentlich in älteren Majoraten. So haben z. B. Edwahlen, Amboten, auch Dondangen, dessen frühere Besitzer bekanntlich durch Generationen zugleich Starosten von Pilten waren, diverse Stiftsbriefladen, so aus Bathen, Pilten selbst und andern Gütern, welche den Familien Sacken und Maydell gehörten und die sie nach Dondangen überführten.

Was nun Form und Inhalt dieser in den ältesten Kirchenarchiven vorhandenen oder in Gutsarchive übergegangenen Archivstücke und Originalurkunden betrifft, so sind sie dem Historiker, Juristen, Genealogen, auch dem Heraldiker ein unschätzbares Material. Abgesehen von einigen schwer zu entziffernden Handschriften, sind sie meist mit charakteristisch markanten Schriftzügen entworfen und inhaltlich mit der ganzen Pedanterie der damaligen Kirchennotare abgefaßt, die bis in die Details eine Präzision zeigten, die den Epigonen zur Nachahmung dienen könnte. Von diesen aber doch nur höchstens 300, sehr selten 400 Jahre zurückreichenden Urkunden ist ja freilich vieles durch die früher periodisch wiederkehrenden Feuersbrünste in den hölzernen Pastoratswohnhäusern vernichtet, so daß gegenwärtig bei der Mehrzahl der Pfarrarchive die Kirchenbücher nicht weiter als bis zur Hälfte des 18. Jahrhunderts zurückreichen. Gewiß ist aber noch viel Aktenmaterial, das von größter Wichtigkeit wäre, bei Kirchenrechtsstreitigkeiten und gerichtlichen Untersuchungen über angefochtene Kircheneigentumsfragen oder vokationsmäßig zustehende Einkünfte des Widmenbesitzers durch Einsendung an Behörden und Nichtzurückgabe verloren gegangen oder mit Gerichtsakten zusammen in andre Archive übergegangen.

— Daß man in alter Zeit wenig Wert auf diese Urkunden gelegt und kein Verständnis für Registraturen und Archivverwaltung gehabt hätte, ist ein ganz unberechtigter Vorwurf, mit dem man die Sachlage verkennt oder eigene Untätigkeit zu entschuldigen sucht.

Im Gegenteil, es haben die sehr eingehenden Kirchenvisitationen, die alle drei Jahre sich wiederholen mußten und tagelang sich mit Sichtung und Prüfung der Kirchenakten, älteren Inventarien, Rechtstiteln von Stiftungen befaßten, an Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit nicht fehlen lassen. Man lese etwa Kirchenvisitatiansprotokolle aus dem Stifte Pilten, die uns ein interessantes Zeitbild bieten und beweisen, welche Sorgfalt man auf Archive verwandte. Ein Wandel trat erst in der rationalistischen Zeit ein, eine Mahnung für den modernen Rationalismus. Als das Interesse der Prediger von ihren eigentlichen Amtspflichten sich abwandte auf alle möglichen profanen Gebiete, Künste, Naturwissenschaften, Linguistik (ich nenne nur drei bedeutende Namen: Mylich, Kavell, Stender) oder Gründung gemeinnütziger Stiftungen, Kassen, landwirtschaftliche Interessen, Pferdezucht, Bienenzucht, Gartenbau 2c., da war es erklärlich, daß das Predigtamt, das innnere wie das äußere Kirchenwesen und damit im Zusammenhange auch das Kirchenarchiv vernachlässigt wurde.

Doch wir täten Unrecht zu generalisieren und allen Predigern jener Zeitperiode jegliches Verständnis für historische Denkmäler, speziell für die Rechte ihrer Kirche abzusprechen. Sie waren Kinder ihrer Zeit wie wir und ließen sich vielfach von den Zeitströmungen fortreißen. Obschon sich nicht verkennen läßt die tiefgreifende rationalistische Verblassung in der Kirchenlehre, die auf Generationen hin, namentlich in Literatenkreisen ihre Spuren hinterlassen hatte, so muß anderseits anerkannt werden, daß eine Anzahl ernster, charaktervoller Persönlichkeiten sich fanden, die mit dem Kopf Rationalisten, mit dem Herzen aber warme Christen waren. Namentlich zeigt sich der Umschwung beim Beginn des 19. Jahrhunderts, wo auch im evangelischen Mutterlande nach der Napoleonischen Zeit und den Revolutionsjahren eine religiöse Erweckung sich Bahn brach, und das zunehmende Verständnis für die äußeren Interessen der Kirche ging Hand in Hand mit jener innern Erneuerung auf positivem Grunde. — Auf den Synoden wird auch die Frage der Kirchenarchive behandelt.

1827, den 27. November, erläßt auch das kurländische Konsistorium auf Anregung des Grobinschen Propstes Launitz einen langen Zirkularbefehl, der sich in unsern älteren Archiven abschriftlich befindet und einen wesentlichen Fortschritt in der Archivordnung aufweist, daher ich auf ihn näher eingehe. Den Pastoren wird eingeschärft, sich wieder der Kirchenarchive anzunehmen, mit der Motivierung, „daß die Existenz vollständiger und wohlgeordneter Kirchenarchive nicht nur für die Geschichte des Landes und der Kirche überhaupt, auch für die Verhältnisse einer jeden Kirche und ihrer angestellten Diener höchst wichtig ist und die letztern nur aus ihnen einen sicheren Leitfaden in Betreff ihrer Pflichten und Zuständigkeiten hernehmen könnten." Um dieser Ungewißheit ein Ende zu machen, beschließt die Plenarsitzung des Konsistoriums ein Normalmuster für ein vollständiges Kirchenarchiv aufzustellen. Zunächst wird gefordert, daß überhaupt Kirchenbücher richtig geführt werden, nachdem die Willkür in der Führung derselben schließlich zu groß geworden war. Bezeichnend aber ist es, daß das Konsistorium auch jetzt noch kein Schema vorschreibt, sondern es wieder der Freiheit des Predigers überläßt, nur verlangt, daß sie auf gutem Papier und sauber schreiben. Bei den Getauften wird für die Deutschen gefordert, was unser jetziges Schema enthält, aber wo man will und es für rätlich hält, soll es auch bei Letten geschehen, daß der Name aller oder der wichtigsten Paten verzeichnet werde. Bei den Kommunikanten sollen die Namen der Deutschen notiert werden, bei den Letten, wenn es dem Pastor möglich und ausführbar ist. Wenn Atteste von Gerichten verlangt werden, so soll man die Gebetfahrtlisten bei Ausstellung derselben zu Hilfe nehmen. Bei Toten sind die männlichen über 90 Jahre und „die tragisch Verstorbenen" besonders aufzuführen. Endlich soll in einem offiziellen Kirchenbuch ein Verzeichnis der Beeidigten geführt werden. Neben den offiziellen Kirchenbüchern wird verlangt: „1) ein Verzeichnis der Vaccinierten mit Angabe des Impfers; 2) Sammlung aller Regierungspatente; 3) Abschrift der Zirkular befehle; 3) Sammlung aller übrigen Befehle, Verordnungen, Bekanntmachungen (so z. B. Anordnung zum Kollektieren für die Abosche Kathedrale, dessen Ertrag dem Generalgouverneur von Finnland zu übersenden ist, 1828!); 5) Sammlung aller im Lauf des Jahres eingegangener Scheine und Atteste; 6) Sammlung

aller den Pastor als Widmenbesitzer und die Widme als solche angehenden Befehle im Original zu assortieren, weil solche Dokumente für die Integrität der Widme und Rechte der Prediger oft von äußerster Wichtigkeit sind."

Alle diese Sammlungen sollen gebunden werden oder wenigstens geheftet in einem Konvolut und zur Erleichterung des Nachsuchens mit Registraturen versehen werden. Endlich wird ein Missiv verordnet, wo die Prediger alle Berichte an Behörden, Atteste, Mitteilungen offener Art zu ihrer Legitimation und zur Notiz der Suzzessoren einzutragen haben. Dann soll jeder Manualbücher führen, nicht lose Blätter verwenden, sondern diese gebunden nach Jahrgängen geordnet in der Sakristei aufbewahren, damit, falls die im Pastorat befindlichen Kirchenbücher unglücklicherweise verloren gehen, dieser sonst unersetzliche Verlust aus dem Manual ersetzt werden könne. Form und Einrichtung wird der Manier des Predigers und den Ratschlägen des Propstes überlassen. „Dann hat das Archiv zu enthalten eine schriftliche Nachweisung über die Resultate der lettischen Hausbesuche, die umsomehr gewünscht werden, als sie einen Maßstab zur Kulturgeschichte des Volkes und zur Beurteilung der nützlichen Tätigkeit eines jeden abgeben. Endlich, wo es üblich, dem Besten der Kirche ersprießlich und ausführbar ist, ist Rechnung zu führen über die kleinen Einnahmen und Ausgaben der Kirche, der bei diesen Rechnungen stattfindenden Rechte der Kirchenvorsteher unbeschadet." Zum Schluß erwartet das Konsistorium, „daß jedes Mitglied des kurländischen evangelischen Ministerii die gute Absicht dieser Verordnung anerkenne und dahin streben werde, den hiermit vorgebildeten Grad der Vollkommenheit möglichst zu erreichen, und trägt den Herren Pröpsten auf, nach ihren Kräften auf Beherzigung und Erfüllung dieser Maßregel einzuwirken, auch die noch ungeordneten Papiere im Archiv zu ordnen und diesen ihren Befehl sorgfältig aufzubewahren." Die Vorschrift ist gewiß, wo überhaupt Archive existieren, aufbewahrt, aber nur vielleicht im Chaos von andern Papieren, von deren Existenz mancher Archivbesitzer ebensowenig etwas ahnt, wie von diesem Normalstatut für Archive.

Es enthält in der Tat in den Grundzügen das meiste, was zum offiziellen Kirchenarchiv gehört und Bezug hat auf die Kirchenbuchführung und andre Kanzleiarbeiten.

Die historische Wertung des Archivs und dem entsprechend das historische Quellenmaterial ist freilich wenig berücksichtigt, dann aber auch etwas rein Äußerliches, was dennoch nicht ganz unwesentlich ist, weil in Ermangelung desselben das wertvollste Archiv der Gefahr ausgesetzt ist, sein bestes Archivmaterial zu verlieren, nämlich ein Archivschrank, dessen tatsächliches Fehlen vielfach zur Erklärung dient, daß wichtige Akten spurlos verschwunden sind. Hätten alle Prediger die oben bezeichnete und „gute Absicht ihrer geistlichen Oberbehörde beherzigt und ernstlich nach dem Grad der Vollkommenheit gestrebt", hätten alle Pröpste auf sie eingewirkt, dann hätte Kurland lauter Musterarchive.

Tatsächlich existieren sie nur vereinzelt.

Leider enthält das 5 Jahre später edierte Kirchengesetz merkwürdigerweise keinen Paragraphen über Kirchenarchive und beschränkt sich weniger genau als die Konsistorialvorschrift auf Führung der offiziellen Kirchenbücher (§ 455—458), nur daß noch als Ergänzung die Führung der Kirchenchronik verlangt wird.

Es scheint, daß man in Bezug auf unsre Kirchenarchive noch bis in die 70er Jahre des letzten Jahrhunderts nicht fortgeschritten, sondern eher zurückgegangen ist, geschweige denn, daß die Archive jene Sorgfalt der Abfassung in den späteren Inventarien und den vollständigen Besitz aller älteren Inventarien aufweisen können, wie die herzoglichen Kirchenvisitationen es verlangten. Vielleicht, daß die jetzt immer seltener werdenden gesetzlichen Kirchenvisitationen (in manchen Gemeinden schon seit 50 Jahren keine mehr) auch hierin Wandel schaffen könnten und eine Konsistorialvorschrift mit modifiziertem Normalstatut, den jetzigen Zeitverhältnissen entsprechend, helfen könnte. Wie viele Pastorate gibt es ohne eigentliches Pfarrarchiv oder welches wenigstens genau genommen nicht den Namen eines solchen verdient, wo Zirkularbefehle des Konsistoriums einfach in den Papierkorb wandern, wo als Voraussetzung eines geordneten Archivs ein zweckentsprechender Archivschrank nicht existiert, daher älteres historisches Material nicht aufbewahrt ist und nur auf einem offenen Pult die Kirchenbücher verstaubt und vergilbt, ja zum Teil angesengt den einzigen Bestand des offiziellen Archivs ausmachen oder wo im Archiv solch ein Tohuwabohu herrscht, daß der Bestand desselben ganz illusorisch wird und die Benutzung kaum möglich ist.

Und doch haben wir eingangs hervorgehoben, wie gerade die jetzigen Zeitverhältnisse den Besitz eines geordneten, möglichst vollständigen Archivs zur zwingenden Notwendigkeit machen, gerade in solcher Zeit des Niedergangs, politischer und sozialer Gährung, wo unsre Landeskirche durch äußere und innere Krisen geht und das Kircheneigentum so oft schon Vergewaltigungen und Rechtsbrüchen ausgesetzt war beim Mangel an Urkunden und rechtsgültigen Beweisen, die auf Aktenmaterial basieren. Das neu erwachte historische Interesse in unsrem Baltenlande und die Erkenntnis des praktischen Nutzens eines inhaltreichen Archivs hat in den letzten Jahrzehnten viele Prediger veranlaßt, aus eigener Initiative Hand ans Werk zu legen und den persönlichen und lokalen Bedürfnissen entsprechend ein Archiv sich anzulegen und zu ordnen, ohne daß auf diesem Gebiet innerhalb des Konsistorialbezirks eine prinzipielle Einheitlichkeit der Archivordnung angestrebt, geschweige erreicht wäre.

Wenn ich kurz auf die Frage eingehen soll, welch eine Archivordnung etwa in Anlehnung ans Statut von 1827 für die Zukunft in allen kurländischen Kirchenarchiven zu erwünschen wäre, so dürfte sie m. E. mit einzelnen sehr wesentlichen Ergänzungen des früheren Schemas etwa folgende sein:

I. a) Kirchenbücher, b) Missiv, c) Manuale, d) Personalbücher und alphabetische Register.

II. Den Pastor betreffend: a) Kirchenvisitationsprotokolle, b) Vokationen, c) Konstitutionen, d) ministerielle und konsistoriale Bestätigungen.

III. Die Kirche und Widme betreffend: a) Inventarien, b) Karten, c) Grenzregelungen, d) Maßregister, e) Bonitierungsakten, f) Pastoratskontrakte, g) Resolutionen in Prozessen, h) Servitute (NB. dasselbe für Küstorats- und Pastoratsgesinde), Kirchenkonventsbeschlüsse.

IV. Kirchenbeamte betreffend: a) Kopien der Kontrakte mit den Küstern, Organisten und Glockenläutern, b) Wahlprotokolle und Bestätigung der Kirchenvormünder, c) namentliches Verzeichnis der zum Kirchenvormundsbezirk gehörenden wahlberechtigten Gesinde und nicht wahlberechtigten Ansiedlungen.

V. Offizielle Schreiben nach Jahrgängen mit Inhaltsverzeichnissen auf dem Deckel des Konvoluts (oder inhaltlich geordnet, das Konsistorium, andre Behörden betreffend ꝛc.).

VI. Atteste (Altersscheine, Proklamations- und Parochialscheine ꝛc.).

VII. Die Kirchhöfe betreffend: gedruckte und ungedruckte Kirchhofsordnungen, Kassenbücher für die einzelnen Kirchhöfe.

VIII. Bausachen, Bauverpflichtungen der Krone und der Eingepfarrten, Bauanschläge, Baukontrakte, Materialanweisung, Repartitionen, Versicherungspolizen ꝛc.

IX. Kirchenrechnungen, Schnurbücher, sonstige Kassen- und Kollektenbücher, Stiftungsurkunden, Legate (Testamente).

X. Oktoberberichte (von 1905 an Juniberichte), Formulare und Kopien der jährlichen Berichte.

XI. Kirchenhistorische Manuskripte und Chroniken.

XII. Drucksachen von historischem Wert, alte Kirchenordnungen, Kirchengesetz, alte Agenden (so namentlich im Piltenschen Stift), Busch, Materialien; Kallmeyer-Otto, Kirchen und Prediger Kurlands ꝛc.

XIII. Wissenschaftliche, praktische und statistische Abhandlungen, die Pastor loci verfaßt hat. (Nekrologe der Vorgänger oder andrer Diözesanen sollten im Propstarchiv deponiert werden.)

XIV. Protokolle (der Synoden, Unterstützungskassen, Kindergottesdienste, Taubstummen- und Blindenanstalt, Missionskonferenzprotokolle.)

XV. Reglements: Kurländische Bauerverordnung, Ordnung für Kirchenvisitation, Kirchenvormünder-Reglement, Vorschrift über das abgelöste eiserne Inventar, Statuten der Prediger-Witwenkassen ꝛc.

XVI. Schulsachen: Volksschulordnung, Entscheidung der Schulbehörden, Schulfundationen, Legate, Lehrerbestätigung, Pönbücher (wenn möglich auch Schulmissiv). Der Inhalt des Archivs ließe sich, was das historische Material betrifft, noch wesentlich komplettieren: 1) durch Abschriften aus andern Archiven, vor allem durch Kopien der ältesten Inventarien, so weit sie sich noch im Notariatsarchiv des Konsistoriums, oder Ritterschaftsarchiv, oder bei den Oberkirchenvorständen befinden. 2) durch Zurückforderung entliehener oder einverlangter alter Akten und Karten an Behörden und Kirchenvorstände.

Diese archivalische Gruppierung, die sich vielfach ändern ließe, wenn auch m. E. das wesentlichste berücksichtigt ist, ist gewissermaßen nur die Vorarbeit, die Sichtung des Materials für die eigentliche archivalische Verarbeitung. Die Vorarbeit erfordert nicht großen Scharfsinn, nur Ordnungssinn, und jeder Kanzelist könnte sie leisten. Sie gehört aber dennoch zu den Amtspflichten des Pastors, welche auch Treue in Kleinem fordern.

Anders und weit schwieriger ist es nach diesem Vorarbeiten an die eigentliche Verwertung des historischen Materials zu gehen.

Es ist ein müssiger Einwand, daß es zu solchen Arbeiten an Stoff fehle, oder an Vorarbeiten der Vorgänger, oder an Übung und Anleitung, Verständnis für archivalische und historische Quellenstudien. Fachmännische Werke werden ja auch nicht erwartet, die leistet der zünftige Historiker. Aber Material ist mehr oder weniger überall vorhanden und vorgearbeitetes ist nicht selten. Denken wir nur daran, zu welchen Arbeiten auch unsre Kirchenarchive beigetragen haben; da sind: Kelchs Chronik, Henning und Einhorn, Alexander Gräven, Mirbachs Briefe, Schwartz' Kurländische Staatsschriften, Ziegenhorn, v. Kloppmanns Güterchroniken, Napiersky's Beiträge zur Geschichte der Kirchen Kurlands, Woldemars Nachrichten über kurländische Kirchen und Prediger, v. Recke's Presbyterologie Kurlands. Außer diesen Drucksachen und Manuskripten noch Arnoldis ältestes Piltensches Kirchenbuch mit seinen interessanten kulturhistorischen Randglossen, dann Mylichs Chroniken von Nerft und Bauske, Wittenbergs Kirchenbuch aus Muischazeem, dann auch Kurland betreffend Buchholz' Materialien zur Personalkunde in der Rigaschen Stadtbibliothek und noch vieles andere.

Was sich auf Grund solcher Quellen schaffen läßt, hat uns ein Nichttheologe zur Beschämung vieler, aber auch alle Prediger Kurlands zum Dank verpflichtend, Dr. Otto in Mitau bewiesen, dessen Sammelfleiß uns in seinem Buch „Evangelische Kirchen und Prediger Kurlands" eine unerschöpfliche Fundgrube geboten hat. (Das Buch wird in Bälde in sehr erweiterter Auflage erscheinen.)

Wir werden nicht mehr zu fragen haben, was könnten wir mit dem verfügbaren Material machen? Ich meine es bietet sich eine weite Perspektive und ein großes Arbeitsfeld. Wer erst

anfängt, dem wächst die Arbeit und der Stoff scheint nicht so leicht zu bewältigen. Nehmen wir z. B. unsre alten Kirchenbücher, welch eine Fülle von Material bieten sie für die Landesgeschichte und Genealogie. Nehmen wir die alten Inventarien, Rezesse, Kirchspielsschlüsse, welch interessantes Bild bieten sie von dem Zustand der Gemeinde. Dieses reichhaltige Material liegt trotz Verwendbarkeit brach.

Alle diese Erwägungen haben den Gedanken nahe gelegt, in absehbarer Zeit die Überführung sowohl unsres wichtigen Norariatsarchivs im Konsistorium, als vor allem unsrer noch weit mehr gefährdeten Pfarrarchive odder doch der Kirchenbücher bis 1832 in das zentrale Landesarchiv zu bewerkstelligen, was wir nur mit Freuden begrüßen können, böte sie uns doch die doppelte Garantie, 1) daß nicht fernerhin unschätzbares Aktenmaterial verloren ginge in seinen feuersicheren Gewölben, und 2) daß es hoffentlich mit der Zeit eine gleiche Verwertung erfahren würde wie in Livland, wo umfassende Inhalts- und Namenregister angefertigt sind. Endlich wäre allen Interessenten, die historische oder genealogische Arbeiten vorhaben, an einem Ort alles zusammen zur Hand, wie im livländischen Ritterhause seit 10 Jahren.

Es könnte der Einwand erhoben werden, daß durch solche leihweise Überführung der Kirchenbücher (freilich auf Befehl und unter Kontrolle des Konsistoriums und unter Garantie der Ritterschaft) Schwierigkeiten bei Ausfertigung von Scheinen sich böten. Freilich wäre für alle jetzt über 72 Jahr Alten, wie in Livland eine Anfrage an das aus dem Hauptarchiv vermittelnde Konsistorium erforderlich. Doch man wird zugeben, daß diese Kalamität mit jedem Jahr geringer wird. Nehmen wir nun diese geringe Unbequemlichkeit in den Kauf, so wird sie durch den Vorteil reichlich aufgewogen, daß endlich unser reiches kirchliches Aktenmaterial von Fachleuten gründlich und zweckentsprechend verarbeitet werden könnte. Daß das Landesarchiv auch Laien zugänglich ist, wird mit Dank begrüßt. Welch einen Wert umfassende Auszüge aus allen Kirchenbüchern haben, wird jeder würdigen, der sich mit solchen Arbeiten befaßt hat.

Obschon die Frage der Überführung der alten Kirchenbücher in unser neues stattliches Landesarchiv in Kurland noch lange nicht spruchreif ist und es gewiß noch langer Verhandlungen bedarf,

ehe die Sache realisiert wird, so ist es doch an der Zeit, und könnte und sollte jeder Prediger, der sein eigenes Kirchenbuch im Interesse seiner Gemeinde zu Hause noch durcharbeiten will, die Frist auskaufen, wo er im Alleinbesitz seines bisher vielleicht unbenutzten Archivs ist.

Die Bearbeitung dieses Materials führt uns zum Schluß auf die Frage über die Kirchenchroniken.

Diese wird uns auch durchs Kirchengesetz § 403 vorgeschrieben, „wonach jeder Prediger verpflichtet ist, eine Chronik seiner Kirche und seiner Gemeinde zu führen und in derselben alle irgend bemerkenswerten Ereignisse in Bezug auf den Zustand seiner Kirche und Gemeinde aufzunehmen."

Wir sehen, kein Schema wie bei den Kirchenbüchern, es ist der individuellen Freiheit Spielraum gewährt, so daß, um mit den Worten des Zirkularbefehls von 1827 zu reden, „jeder nach seiner Manier" die Chronik führen kann. Und doch hat kaum die Hälfte unsrer Pfarrarchive Chroniken, selbst so ereignisvolle Jahre wie der Untergang der Selbständigkeit des Herzogtums Kurland oder der Krieg von 1812 ist kaum erwähnt, während genaue Witterungsbeobachtungen, Getreidepreise, Wasserstand der Flüsse notiert sind, gewiß für manche interessante Beobachtungen, doch nicht den Zustand der Gemeinde betreffend. Aber jeder redete und schrieb eben, wovon ihm das Herz voll war. Die Chronik hat m. E. einen vierfachen Zweck. Der Chronist führt das Buch für sich, seine Gemeinde, seinen Nachfolger und die Landeskirche. Ich will dies kurz präzisieren.

1) Der Pastor führt die Chronik für sich. Wie das Kirchenarchiv zunächst ihm selbst Dienste leistet, so auch die Chronik; beides wird schließlich unentbehrlich. Fassen wir die praktischen Gesichtspunkte ins Auge. a) Ist der Pastor ein fleißiger Chronist, welche Hilfe bietet ihm die Kirchenchronik für seine Oktoberberichte über seine Amtsführung, über das äußere und innere Kirchenwesen, das geistige und geistliche Leben der Gemeinde? Falls der Oktoberbericht nicht in trocknen Zahlen bestehen soll, sondern wenn er das statistische Gerippe mit Fleisch und Blut bekleiden will, so bietet ihm die Chronik einen Überblick über alle Ereignisse in der Gemeinde, die im Lauf des Jahres notiert sind. b) Oder aber für die Kirchenvormünderversammlungen oder sonstige Gemeinde-

konferenzen, auf denen man den Versammelten einen Rückblick und Einblick in alle Gemeindeverhältnisse gewährt. Hier ist der dankbarste und passendste Stoff, der alle interessiert, weil sich an die erwähnten Mitteilungen oft weitere Besprechungen und Auseinandersetzungen knüpfen. c) Dieser Rückblick auf persönlich Erlebtes kann dem Pastor immer wieder zur Selbstprüfung dienen, weil er ihn mahnen wird an das, was er unterlassen und was er zu bessern hätte.

2) Die Chronik ist für die Gemeinde. Ihr Pastor ist ihr Chronist, der ihr Sittenbild zeichnet mit Licht und Schatten. Er schreibt ihr sozusagen die Zensur, und wenn das Bild auch subjektiv gefärbt ist, man soll ihm anmerken, daß er den Pulsschlag der Gemeinde gefühlt, daß er mit ihr geteilt Leid und Freud.

3) Der Chronist schreibt für seinen Nachfolger. Ist die Chronik in rechter Weise geführt, so ist sie dem Nachfolger von größtem Interesse und praktischem Wert, weil sie den Fremden in medias res führt, so daß er sich in den bisher unbekannten Verhältnissen der neuen Gemeinde am leichtesten orientieren kann über Sitten und Unsitten, Vorzüge und Schäden seiner anvertrauten Gemeinde, wo er unnütze Experimente lassen kann, die ihm Zeit und Kraft kosten, während er sich überzeugen kann, was von seinem Vorgänger versucht und eingeführt, aufgegeben und als unzweckmäßig unterlassen ist. Dadurch kann er sich manche trübe Erfahrungen ersparen und wird mit größerem Takt die rechten Saiten treffen.

4) Endlich hat die Kirchenchronik einen historischen und kulturhistorischen Wert als Vorarbeit zu einer umfassenden Landeskirchengeschichte, weil sich hier ja auch Bausteine finden für den späteren Kirchenhistoriker, der das Rohmaterial umarbeitet, es nach höheren und weiteren Gesichtspunkten zusammenfügt, als der Lokalchronist. Viel Schutt und Geröll wird abfallen, aber dennoch manches brauchbare bleibenden Wert für alle Zeiten haben.

Die Chronik ist ja nicht oder sollte wenigstens nicht in trocknen Zahlen und Aufzeichnung von Tatsachen bestehen, sondern sie will ein Stimmungsbild sein, welches als solches auch immer ein Charakter- und Zeitbild ist. Gerade in einer Gährungsperiode, wie wir sie erleben, die, will's Gott, ein Übergang zum Besseren ist, da sollen wir alles, was Kirche und Gemeinde betrifft, fest-

nageln für die Zukunft, auch die Krankheitssymptome, welche uns eine spätere Entwicklung der Bewegung verstehen lehren. Mag die Nachwelt wissen, was wir gelitten, warum wir gestritten, was wir erhalten haben, was uns genommen ist. In einer Zeit, die materialistisch gesinnt, dem Augenblick lebt, nicht aber den Ernst der Gegenwart erkennt und nicht an die Zukunft und die Konsequenzen der modernen Weltanschauung denken mag, da ist's ja des Pastors Pflicht, als des Wächters auf der Warte, die Augen offen zu halten für alles, was um ihn geschieht und in der Chronik, diesem Tagebuch seiner Gemeinde, die Zeichen der Zeit ad memoriam zu fixieren für künftige Tage, damit man aus der Vergangenheit lerne.

Unsre baltische Kirchengeschichte ist nicht deshalb so stiefmütterlich behandelt, weil sie etwa keinen interessanten Stoff bietet. Denken wir doch nur an Einhorns Schilderung des religiös-sittlichen Lebens in Kurland, an die Einführung der Reformation unter Gotthard Kettler und der von ihm ernannten Kommission für Kirchenreformen und Organisation, den bekannten Rezeß von 1567, die allgemeine Kirchenvisitation unter Bülau und die Kirchenfundationen, die Geschichte des Piltenschen Stifts und die wiederholten Versuche Roms, das säkularisierte Bistum wiederzugewinnen, die Erfolge der Jesuiten in Kurland mit Hilfe der polnischen Könige, die Katholisierung vieler Gemeinden, die Reibungen mit der reformierten Schwesterkirche, die durch die reformierten Herzoginnen Eingang im Lande fand, das Sektenwesen, das von den Hafenstädten aus ins Land drang. Dann der Einfluß der politischen Verhältnisse auf die Landeskirche in den letzten Jahrhunderten, die Verfassung der lutherischen Kirche, wie sie Dalton in seinem Werk berücksichtigt hat; dann einzelne Lehrstreitigkeiten im 17. Jahrhundert, der Streit über den zwei- und dreigliedrigen Segen, oder der Kampf des Rationalismus mit der neu erwachten Orthodoxie etwa in den J. 1830–40, der namentlich von dem Sauellenschen Pastor Bockhorn ausging, dem damals präsumtiven kurländischen Generalsuperintendenten, der für seine rationalistischen Doktrinen Propaganda machte und die Majorität der Synode beherrschte und viele in seinen Bannkreis zog, bis Hengstenberg gegen ihn zu Felde zog und ihn mit seiner vernichtenden Kritik ad absurdum führte, seine Kandidatur zum Generalsuperintendenten damit unmöglich

machte. Oder hat der Inspirationsstreit die Federn unsrer baltischen Theologen nicht in Bewegung gesetzt? Oder denken wir an die Entstehung der Synodalordnung und Geschichte der Synode, dann wie die beiden Schwestern, die äußere und innere Mission Hand in Hand gingen, insofern sie hier fast zu gleicher Zeit ins Leben traten, indem die Phasen ihrer Entstehung und Entwicklung aufs engste verknüpft sind mit der Gründung der Diakonie hier im Lande und ihrer Verzweigung von Mutterhause aus.

Wenn aus grauer Vorzeit und seit Einführung der Reformation in herzoglicher Periode oder im letzten Jahrhundert mit seinen tiefgreifenden Wandlungen auf religiösem, sozial- und kirchenpolitischem Gebiet sich unzählige Anknüpfungspunkte finden, so kann von einem Stoffmangel nicht die Rede sein. Es kommt nur darauf an, das punctum saliens in jeder Zeitperiode ins Auge zu fassen, dann bietet sich eine Fülle der interessantesten Beobachtungen und Erscheinungen, die es wert sind nicht der Vergessenheit preisgegeben zu werden. Nicht die einzelnen wenigen in die Augen fallenden äußeren Wandlungen sind es, die unserm vom Weltverkehr entfernten stillen Ländchen von weittragender historischer Bedeutung wären, sondern die Geistesströmungen, die sich nicht nach den großen Verkehrsadern richten und bei der scheinbaren Exklusivität unsres Heimatlandes ausgehen von einzelnen Charakteren, die sich gerade in der livländischen Stille eigenartig ausprägten, von kraft- und geistvollen Persönlichkeiten. Die Lebensbilder derer zu entwerfen, welche Söhne ihrer Heimat, Kinder ihrer Zeit waren, also eine Kirchengeschichte auf biographischer Unterlage, wird dem künftigen Kirchenhistoriker keine undankbare Aufgabe sein, und die vorhandenen Kirchenchroniken, wie die Lebenserinnerungen unsrer Prediger, die ja im Mittelpunkt des geistigen und geistlichen Lebens ihrer Gemeinde stehen und von denen Impulse in weitere Kreise ausgehen sollten, werden brauchbare Notizen bieten für eine lebensvolle Schilderung vergangener Tage.

Die Kirchenchroniken sind mithin nicht müssiger Zeitvertreib; wäre ihre Führung nicht durchs Kirchengesetz geboten, wir müßten sie uns zum Gesetz machen. In der Mannigfaltigkeit der Abfassung sehe ich keinen Nachteil, eher einen Vorteil, denn variatio delectat; die Originalität interessiert mehr als die Schablone.

Das Minimum des Inhalts müßten die zu behandelnden Fragen des offiziellen Oktoberberichts sein, wie z. B. auch die Petersburger Synode einfach die Eintragung dieses Berichts in die Chronik empfiehlt. Doch walte hier kein Zwang, sondern Freiheit.

Weit schwieriger ist die Frage, wie wir die Lücke füllen sollen für frühere Jahrhunderte, falls keine Vorarbeiten vorliegen. Da glaube ich, daß es sich hier nicht mehr um einfache chronikalische, sondern um wirkliche historische Arbeit handelt, die den innern Zusammenhang der Ereignisse, Ursache und Folge beachtet und nach einer bestimmten Idee den Stoff formt und ihn nicht bloß chronologisch ordnet ohne weitere Reflexion.

Da werden zur Vervollständigung des geschichtlichen Bildes auch noch andre Quellen außer den im Kirchenarchiv befindlichen herangezogen werden müssen. Es werden die Brieflaben des Kirchspiels reichen Stoff bieten. Da werden nun interessante Gesichtspunkte dem Darsteller sich unerwartet bieten, wenn er erwägt, daß er auf geschichtlichem Boden steht und nachforscht, wer hier gelebt hat, was hier geschehen ist. Die Untersuchung der Ortsnamen wird ihn zu linguistischen und ethnographischen Studien führen und Perspektiven eröffnen, die weiter zu prähistorischen Untersuchungen führen. Doch es würde zu weit führen, hier alles namhaft zu machen, was bei einer solchen Arbeit in Betracht käme. — Sorgen wir nur, daß vor allem die Kirchenarchive sich füllen und die Annalen unsrer Lokalgeschichte nicht lose Blätter sind, dann werden wir nicht einst zum betrübenden Resultat kommen: „Quod non est in actis, non est in mundo“, sondern vielmehr: „Fuit in mundo, quod scriptor demonstravit.“

Literarische Rundschau.

Wie ein Elsässer aus einem Franzosen ein Deutscher wurde.

Die ethnographischen Mischungen in Grenzländern, Übergänge aus einer Kulturwelt in eine andre, wie sie hier so oft zu erfolgen pflegen, haben für uns ein besonderes Interesse, namentlich wenn sie mit wichtigen politischen Vorgängen verknüpft sind. In solche Verhältnisse führt uns ein jüngst erschienenes interessantes Memoirenwerk*. August Schneegans war einst der in weiten Kreisen am meisten genannte Führer der elsässischen Autonomisten, jener Partei, die zuerst den Weg einer Verständigung mit dem deutschen Reiche beschritt. Seine Lebenserinnerungen müssen natürlich für die Geschichte des Elsasses nach der Besitzergreifung durch Deutschland eine Quelle ersten Ranges bilden. In zusammenhängender Form sind sie von August Schneegans nicht aufgezeichnet; er hat nur umfangreiche Fragmente hinterlassen, teils in französischer, teils in deutscher Sprache. Aus ihnen hat sein Sohn Heinrich Schneegans ein einheitliches Ganzes geschaffen, und diese Arbeit, die in gleichem Maße Pietät und Selbständigkeit fordert, ist ihm trefflich gelungen. Das Buch bietet das Lebensbild eines Mannes, der in jener Übergangszeit wohl zu allen namhaften Persönlichkeiten des Elsasses und zu einer großen Zahl französischer und deutscher Politiker und Schriftsteller mehr oder weniger nahe Beziehungen gehabt, eines Mannes von gediegener, vielseitiger Bildung, scharfer Beobachtungsgabe und vor allem von großer Ehrlichkeit gegen sich selbst, von großer Unabhängigkeit gegenüber den Wandlungen der öffentlichen Meinung. Das Jahrzehnt 1870—80 nimmt bei weitem den größten Teil der Memoiren ein. Über die letzten 18 Lebensjahre von Schneegans

*) August Schneegans 1855—98. Memoiren. Ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Übergangszeit. A. d. Nachlaß herausgegeben von Heinrich Schneegans. Berlin, Gebr. Paetel. 1904. Preis M. 10.

Digitized by Google

erfahren wir nur einiges durch kurze Notizen des Sohnes, und auch die ersten Kapitel „Kindheit und Jugend“, „Die Lebensjahre in Paris und Straßburg“ sind verhältnismäßig wenig umfangreich und eingehend. In einer Beziehung ist das namentlich zu bedauern: man erführe gern näheres über den Anteil, den Deutschtum und Franzosentum an den Grundlagen der Geistes- und Gemütsbildung bei ihm und seinen Landsleuten hatten. Die Sprache, die in seinem Elternhause gesprochen wurde, in der er den ersten Unterricht erhielt, war die deutsche. „Das Vaterunser, die Kirchenlieder, sagt er, kannte ich in deutscher, nicht in französischer Sprache. Ein französischer Gottesdienst ist mir immer wie etwas Fremdes, Ungewöhnliches vorgekommen.“ Aber während seiner Schuljahre wurde im letzten Jahre des liberalen Bürgerkönigs Ludwig Philipp, kurz vor dem Ausbruch der Revolution von 1848, auf Befehl der Regierung der Gebrauch des Französischen nicht nur in den Schulen, sondern auch in den Häusern vorgeschrieben: die Eltern durften mit den Kindern nicht mehr deutsch, sie mußten mit ihnen französisch sprechen. So sind ihm beide Sprachen annähernd gleich vertraut geworden, wie er sich ja auch als Schriftsteller beider bedient hat. In der Zeit vor 1870, wo das Urteil über die Nationalitäten noch nicht durch politische Leidenschaften getrübt war, hat Schneegas, wie wohl die meisten seiner Landsleute, eine Mittelstellung zwischen Deutschland und Frankreich eingenommen: von beiden Ländern hat er wichtige Bildungselemente empfangen, beiden Völkern ist er durch Sympathie verbunden, in erster Linie aber ist er Elsässer, eine Selbständigkeit, wie sie Straßburg als freie Reichsstadt besessen, ist sein Ideal. Wie weit dieser Partikularismus damals im Elsaß verbreitet war, wie sehr man sich auch Frankreich gegenüber al etwas Besonderes fühlte, zeigen viele von Schneegans berichtete Äußerungen von Elsässern, auch von solchen, die in hervorragender Stellung in Frankreich wirkten. „Schon zu dieser Zeit“, sagt Schneegans an einer Stelle des Kapitels „Kindheit und Jugend“, „fühlte ich mich merkwürdig hin- und hergezogen zwischen meinen französischen und deutschen Beziehungen. Ich kann wohl sagen, daß bereits damals in mir der Kampf zwischen diesen zwei Elementen begann; ich fühlte, daß ich dem einen ebensosehr gehörte wie dem andern, aber doch mit einem gewissen Unterschied.“ Den Unterschied findet er darin, daß ihn bei den Franzosen mehr die Feinheit der Umgangsformen anzog, bei den Deutschen die Gemütstiefe.

Neben den Kulturbanden, die Schneegans und seine Landsleute mit Frankreich verknüpften, werden aber doch wohl politische Verhältnisse mitgespielt haben, die namentlich die spätere Feindschaft so weiter Kreise gegen das deutsche Reich erklären. Zwei Strömungen sind es, die hier in Betracht kommen. Für die eine

Gruppe der Elsässer war Frankreich vor allem das Land der großen Revolution, die Vorkämpferin der liberalen Idee, der Idee von 1789. Dieser Gruppe gehörte auch Schneegans an, im Kampf für den geistigen Fortschritt, im Kampf gegen den Ultramontanismus sah er seine Lebensaufgabe. — Eine ganz entgegengesetzte Stellung nahm dagegen die große Masse der katholischen Bevölkerung ein. Ihr war Frankreich die Vormacht des Katholizismus, der sie sich in natürlicher Gegnerschaft gegen Deutschland, den Schutzwall des Protestantismus, verbunden fühlte. In wie seltsamer Weise sich diese entgegengesetzten Strömungen in den politischen Kämpfen nach der Annektion oft gekreuzt haben, dafür liefern die einschlagenden Kapitel in Schneegans' Memoiren manches Beispiel.

Eine Entfremdung von Frankreich führten die letzten Jahre des Kaiserreichs herbei und namentlich seine Auflösung im J. 1870. Die Kapitel „Während der Belagerung Straßburgs" und „In der Schweiz" illustrieren durch eine reiche Menge von charakteristischen Einzelzügen die Zuchtlosigkeit und Frivolität, die das ganze offizielle Frankreich und namentlich die Armee erfüllten. Die Belagerung Straßburgs führte zu einer Scheidung zwischen der Kernbevölkerung und der französischen Kolonie, den „Welschen". Die letzteren trugen chauvinistischen Patriotismus zur Schau, flüchteten aber bei der Annäherung des Feindes in höchster Eile. Die alteingesessenen protestantischen Straßburger dagegen fühlten sich von Frankreich verlassen, auf sich selbst angewiesen, und der elsässisch-partikularistische Geist brach sich unter ihnen gewaltig Bahn. Dann trat aber ein völliger Umschwung der Stimmung ein, sobald Straßburg kapituliert hatte und seine Tore sich wieder öffneten. Kaum hatten die französischen Truppen die Stadt verlassen, „trunken, in zerlumpten Uniformen, ihre Offiziere, ihre Fahne, den Sieger beschimpfend", als in mächtigen Wellen jene patrotisch-chauvinistische Begeisterung eindrang, die ihre Hoffnungen in Gambetta verkörpert sah. Wie in ganz Frankreich, nahm sie auch in Straßburg den Charakter einer geistigen Epidemie an, die sich in bodenlosen Phantasien verlor und deren Ansteckung nur wenige sich entziehen konnten. Diese wenigen Besonnenen wurden von der fieberhaft erregten Masse als Verräter verschrien; zu ihnen gehörte auch Schneegans. Die widrigen Verhältnisse führten ihn zu einem später oft bereuten Schritt: er entschloß sich Straßburg zu verlassen und neutralen Boden aufzusuchen. Er wandderte in die Schweiz aus, wo er in Bern Mitredakteur der Zeitung „L'Helvétie" wurde; aus ihr hoffte er ein unabhängiges Organ für die Interessen des Elsasses machen zu können. Seine Hoffnungen erfüllten sich nicht, die innere Unabhängigkeit, die er hier gesucht hatte, fand er nicht, auch hier sah er sich genötigt, zwischen Frankreich und Deutschland

zu wählen, und selbstverständlich konnte seine Wahl damals nur auf Frankreich fallen; ja die Abwehr verleumderischer Angriffe, die Verdächtigung des Verrats, führten ihn dem Mominismus näher, als es seiner eigentlichen Natur, seiner inneren Überzeugung entsprach.

In dieser Zeit wurde Schneegans als einer der Abgeordneten des Elsasses in die Nationalversammlung gewählt, die in Bordeaux über das Schicksal Frankreichs, also auch des Elsasses entscheiden sollte. Die Eindrücke, die er hier empfing, waren in höchstem Maße entmutigende, niederdrückende. Er mußte die Erfahrung machen, daß der Nationalversammlung das Elsaß im Grunde gleichgültig war: den einen, den konservativen Friedensfreunden, war die Anhänglichkeit der Elsässer an Frankreich ein unbequemes Hemmnis der glatten Abwicklung des Friedensgeschäfts, während sie der republikanischen Kriegspartei unter Gambettas Führung lediglich ein vollkommenes, rücksichtslos ausgebeutetes Agitationsmittel boten. Unter dem Einfluß dieser Partei gerieten auch die elsässischen Abgeordneten zum Schaden ihrer Heimat auf die Bahnen einer unfruchtbaren Protestpolitik. Schneegans ging im wesentlichen mit seinen Kollegen, fühlte sich aber abgestoßen durch die Unwahrhaftigkeit, den Phrasenschwindel, mit dem beide Parteien sich gegen die Tatsachen verblendeten. Die konservative Mehrheit opferte das Elsaß, aber die nationale Eitelkeit der Franzosen verlangte, daß die Elsässer sich trotzdem immer noch als Franzosen fühlen, daß sie sich ihre politische Direktive aus Paris holen sollten. Schon damals, als Schneegans noch französisch fühlte, empfand er dieses Ansinnen als beleidigende Anmaßung. Seine Erbitterung wurde von vielen Elsässern geteilt; einer der Besten unter ihnen, der Bürgermeister Küß von Straßburg, sagte damals auf seinem Sterbebette: „Wir sind besser als diese Nation; Frankreich war nicht würdig, das Elsaß zu behalten."

Trotz aller Enttäuschungen blieb Schneegans Frankreich treu und hielt es für seine Lebensaufgabe, an der Wiederaufrichtung des niedergeworfenen Landes zu arbeiten; dieser Aufgabe glaubte er selbst die Pflichten gegen das Elsaß opfern zu müssen. Er wurde in Lyon Redakteur einer neugegründeten liberalen Zeitung, des „Journal de Lyon". Nach langem Zögern und nur unter innerem Widerstreben hatte er dem Rufe dorthin Folge geleistet; er hatte es getan in der Hoffnung, Frankreich nützen zu können, im Kampfe gegen den damals mächtig anwachsenden Klerikalismus für die geistige Freiheit fechten zu können. Aber die Besitzer des „Journal de Lyon", dem Namen nach Liberale und Republikaner, hatten sich nur aus Opportunismus äußerlich der herrschenden Regierungsform angeschlossen und standen in der Tat gänzlich unter klerikalem Einfluß. Daraus entstanden Konflikte, die seine Stellung allmählich

unhaltbar machten. Dazu gestalteten sich auch die öffentlichen Verhältnisse Frankreichs immer unerquicklicher; der Chauvinismus, der Klerikalismus wuchsen immer mehr an, und besonders fühlte sich Schneegans von der Art angeekelt, mit der beide die elsässische Frage für ihre Parteizwecke ausbeuteten. Immer mehr fühlte er sich zu der Überzeugung gedrängt, daß er unrecht gehandelt habe, als er seine Heimat verließ, und schließlich zum Entschluß, wieder nach Straßburg heimzukehren. Auch hier waren die Verhältnisse unerfreuliche, aber der Weg zum Besseren schien ihm hier deutlich vorgezeichnet. Altdeutsche und Elsässer standen sich mißtrauisch gegenüber: in Deutschland hatte man anfangs gehofft, daß die alten deutschen Traditionen im Elsaß noch mächtig genug sein werden, um eine leichte und schnelle Verschmelzung zu ermöglichen; als man das als einen Irrtum erkennen mußte, war die Enttäuschung eine große, so daß eine Erbitterung platzgriff, die sich vielfach in bureaukratischen Maßregelungen und Chikanen äußerte. Dadurch wurde nun auch auf der andern Seite die Opposition immer mehr aufgereizt, und das Resultat war, daß bei den Reichstagswahlen von 1874 nur Protestler und Klerikale gewählt wurden, ein Resultat, das die ablehnende Politik der Altdeutschen zu rechtfertigen schien, die den Elsässern möglichst wenig Selbständigkeit einräumen wollten. Eine Mittelstellung zwischen den unversöhnlichen Protestlern und den wenig zugänglichen Altdeutschen nahm die damals sich bildende Partei der Autonomisten ein, die einerseits die Vereinigung des Elsasses mit Deutschland als endgültige Tatsache loyal anerkannte, anderseits aber dem Elsaß im Verbande des deutschen Reiches die Stellung eines selbständigen Staatswesens zu gewinnen suchte. Dieser Partei schloß sich auch Schneegans an, ihren Interessen diente er zunächst als Journalist. Er redigierte das Parteiblatt der Autonomisten, das Elsässer Journal. Zugleich aber knüpfte er auch Beziehungen zur altdeutschen Presse an. In der Augsburger Allgemeinen Zeitung veröffentlichte er eine Reihe von Briefen, die später auch als Buch unter dem Titel: „Aus dem Elsaß" gesammelt erschienen. In diesen Briefen unterwarf er vom Standpunkt eines deutschfreundlichen Elsässers die elsaß-lothringische Verwaltung einer scharfen, aber sachlichen Kritik. Es war das erste Mal, daß ein Elsässer in einer altdeutschen Zeitung das Wort ergriff, und es machte großen Eindruck, daß ein so angesehenes Blatt wie die Allgemeine Zeitung den Klagen der Elsässer ihre Spalten öffnete. Aber diese journalistische Vertretung der elsässischen Sache erschien Schneegans und seinen Freunden nicht genügend. In vielen Kreisen empfand man es schon lange als einen Übelstand, daß infolge der frondierenden Politik der Protestler und Klerikalen das Elsaß eigentlich so gut wie gar keine Vertretung im Parlament, daß es gar keine Bezie-

hungen zu den Parteien des Reichstags und zur Regierung hatte, keine Möglichkeit, auf deren Entschlüsse bestimmend einzuwirken. Schneegans wurde dann von seinen politischen Freunden nach Berlin geschickt, um zunächst mit der nationalliberalen Partei, der einflußreichsten damals, Fühlung zu gewinen. „Als Kundschafter in Berlin“ sah er sich zunächst nur an; dieser Aufenthalt sollte aber für sein äußeres wie für sein inneres Leben wichtigere Folgen gewinnen, als er es damals wohl ahnen konnte. Berlin und Preußen, Norddeutschland überhaupt kannte er wie seine Landsleute bisher nur aus den gehässigen Darstellungen der Franzosen. Die eigene Anschauung klärte ihn jetzt darüber auf, wie verlogen diese waren, und gerade der Kontrast zwischen Legende und Wirklichkeit verstärkte in ihm das Gefühl der Bewunderung für die Tüchtigkeit des norddeutschen Stammes und des preußischen Staates. Dazu kam, daß er bei allen Politikern, die er aufsuchte, nicht, wie er anfangs befürchtet hatte, Übelwollen, sondern wohlwollende Teilnahme fand, das Bedürfnis, sich über die Verhältnisse und die Hoffnungen des Elsasses zu unterrichten, und Bereitwilligkeit, die berechtigten Wünsche der Elsässer zu erfüllen. Über die Eindrücke, die Schneegans gewonnen, berichtete er in „Briefe aus Berlin“ im Elsässer Journal. Diese Briefe erregten in höchstem Maße die öffentliche Meinung im Elsaß und in Paris. Der naiven Selbstüberhebung der Pariser erschien es eine Beleidigung, daß man im Elsaß eine Verständigung mit Deutschland suchte, daß die Elsässer sich nicht mit der Rolle der verlorenen Kinder Frankreichs begnügten. Und das Ungewitter in der französischen Presse schüchterte auch im Elsaß zahlreiche schwankende Gemüter ein, die anfangs die Politik der Autonomisten unterstützt hatten, jetzt aber von ihnen abzurücken begannen. Trotz dieser Anfeindungen wurden jedoch bei den Reichstagswahlen von 1877 fünf autonomistische Abgeordnete gewählt, unter ihnen auch August Schneegans. Einer ihrer ersten Schritte war, daß sie sich eine Audienz beim Fürsten Bismarck erbaten. Diesem hatte sich Schneegans bisher ferngehalten und trat ihm auch jetzt noch nicht ohne ein gewisses Vorurteil entgegen; bald aber bildete sich zwischen ihnen ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis. Schneegans erkannte, daß dem Fürsten gegenüber vollste Offenheit das allein richtige Verhalten sei, und durch diese Offenheit gewann er sich Bismarcks Sympathie. Auch die freundschaftlichen Beziehungen zu deutschen Parlamentariern, die Schneegans bereits früher angeknüpft, wurden erweitert und befestigt.

Diese persönlichen Verhältnisse einerseits, anderseits aber auch die genaue Kenntnis der öffentlichen Zustände des Elsasses, die er sich in seiner journalistischen Tätigkeit erworben, rückten Schneegans in den Vordergrund seiner Partei, als deren Seele er sich

selbst ansehen durfte. Das Werk der Gesetzgebung, die dem Elsaß die Stellung eines selbständigen Staatswesens gewährte, wurde namentlich durch sein taktvolles und sachkundiges Eingreifen auf eine gedeihliche Bahn gelenkt. Gleichzeitig erweckten aber auch die Erfolge der autonomistischen Politik eine erbitterte Opposition, in der die verschiedenartigsten Elemente zusammenstimmten, elsässische Klerikale, chauvinistische Protestler, die ihre politische Parole aus Frankreich erhielten, und auch die Altdeutschen und die Beamtenpartei des Elsasses, und diese Opposition richtete sich in ganz besonders gehässiger Weise persönlich gegen Schneegans, in dem alle diese Parteien ihren sachkundigsten und gefährlichsten Gegner sahen. So konnte es geschehen, daß gleichzeitig mit den parlamentarischen Erfolgen der Autonomisten, sie in ihrer Heimat immer mehr den Boden unter den Füßen verloren; es erfüllte sich, was einst ein Klerikaler Schneegans gegenüber ausgesprochen hatte: „Sie haben hier den Sieg davongetragen, aber merken Sie das wohl, wir werden davon im Elsaß profitieren."

Durch diese Wandlungen wurde aber auch Schneegans' Stellung in seiner Partei erschüttert. Das Ansehen, das er in Parlaments- und Regierungskreisen genoß, mancherlei Auszeichnungen, die ihm erwiesen wurden, hatten bereits die Eifersucht seiner politischen Freunde geweckt; jetzt erschien es ihnen außerdem noch als ein Hindernis, das einer etwaigen Verständigung mit den andern Parteien des Elsasses im Wege stand. So wurde ihm denn von seinen nächsten Freunden immer aufs neue nahegelegt, er möge auf eine Wirksamkeit in seiner Heimat verzichten, während anderseits altdeutsche Kreise und insbesondere Fürst Bismarck bemüht waren, ihn für den Dienst des deutschen Reiches zu gewinnen. Erst nach schweren inneren Kämpfen entschloß sich Schneegans ihren Aufforderungen zu folgen; er tat es erst, nachdem in seiner engeren Heimat ihn alle bisherigen Freunde im Stich gelassen und ihm eine Wirksamketi im Elsaß unmöglich gemacht hatten. Damals haben sich wohl auch die Bande, die ihn mit Deutschland innerlich verknüpften, immer fester gezogen; die herzliche Teilnahme und zuverlässige Freundschaft, die er bei ausgezeichneten Männern der politischen und der literarischen Welt fand, entschädigten ihn für die Enttäuschungen, die seine nächsten Landsleute ihm bereiteten. So wurde aus dem Verhältnis, das Schneegans einst dem Fürsten Bismarck gegenüber als eine Vernunftehe bezeichnet hatte, ein auf inniger Sympathie begründetes. Als Schneegans später Berlin verließ, konnte er diesen Freunden dafür danken, daß sie ihm geholfen hätten, sein wahres Vaterland wiederzufinden.

Schneegans war in den Dienst des deutschen Reiches getreten, zunächst in der Hoffnung, auch von Berlin aus für das Elsaß wirken zu können. Er wurde dem Ministerium des Innern atta-

chiert und sollte späterhin Vertreter des Elsasses im Bundesrat werden, aber dieser Plan scheiterte an dem Widerstreben der Elsässer, seine „Freunde" mit eingeschlossen. So entschloß er sich das Anerbieten anzunehmen, das Bismarck ihm einst für den Fall gemacht hatte, wenn er von denen verlassen sein würde, auf die er zählte. Er trat in das Ministerium des Äußeren über. Auf Befehl Bismarcks sollte ihm die erste freiwerdende Konsulstelle gegeben werden; es war das Konsulat in Messina.

Mit der Schilderung des Abschieds von Berlin brechen die Memoiren ab. In einem kurzen Schlußwort zieht Schneegans die Summe seines Entwicklungsganges von 1872—1880 zusammen, eines Entwicklungsganges, den, wie er glaubt, seine elsässischen Landsleute vielleicht erst nach fünfzig Jahren hinter sich haben werden. — Mit diesem hoffnungsvollen Ausblick in die Zukunft schließt das interessante und wertvolle Buch.

K. Girgensohn.

Neuerschienene Bücher.

Lütgert, Prof. W., Die Liebe im Neuen Testament. E. Beitr. z. Gesch. des Urchristentums. Lpz. 275 S. M. 5,40.

Zimmermann, Lic. Dr. H., Der histor. Wert der ältesten Überlieferung von der Gesch. Jesu im Markusevangelium. Lpz. 203 S. M. 3,60.

v. d. Bergh van Eysinga, D. G. A., Indische Einflüsse auf evangelische Erzählungen. Mit Nachwort v. Prof. E. Kuhn. (= Forsch. z. Relig. u. Literatur des A. u. N. Testaments, hrsg. von W. Bousset u. H. Gunkel. Heft 4.) Göttingen. 104 S. M. 3.

Sell, Prof. K., Die Religion unserer Klassiker. Lessing, Herder, Schiller, Goethe. Tübingen. 274 S. M. 2,80.

Stange, Prof. K., Was ist schriftgemäss? Vortrag. Lpz. 24 S. M. 0,60.

Driesmans, H., Menschenreform u. Bodenreform. Unter Zugrundelegung der Veredelungslehre Fr. Galton's (Galton contra Malthus). Lpz. 53 S. M. 1,50.

Zitelmann, E., Die Kunst der Gesetzgebung. (= Zeit- u. Streitfragen. Heft 9.) Dresden. 48 S. M. 1.

v. Bülow, H., Der russisch-japanische Konflikt. Wien. 96 S. M. 4.

Nietzsche's gesammelte Briefe. Hrsg. von Elisab. Förster-Nietzsche und C. Wachsmuth. III. Bd. 1. Hälfte: Briefwechsel mit Fr. Ritschl, J. Burckhardt, H. Taine, G. Keller, Frh. v. Stein, G. Brandes. Brln. 330 S. M. 5.

Das Weib, vom Manne erschaffen. Bekenntnisse einer Frau. A. d. norweg. übers. von Tyra Bentsen. Brln. 136 S. M. 2,50.

Bode, Dr. W., Über den Luxus. Lpz. 166 S. M. 1,60.
Otto, Priv.-Doz. R., Naturalistische und religiöse Weltansicht. Tübingen. 296 S. M. 3.
Spielberg, O., Unser Leben muss Religion sein. Dresden. 144 S. M. 2.
Volkelt, Prof. Joh., System der Ästhetik. Bd. 1. München. 592 S. M. 10,50.

Landsberg, H., Ibsen. (= Moderne Essais. Hft. 42. 43.) 135 S. Brln. M. 1.
Landsberg, H., Mörike. (Desgl. Hft. 46.) 55 S. M. 0,50.
Ruskin, John, Ausgewählte Werke in vollst. Übers. Bd. 7: Praeterita. 2. Bd. Was aus meiner Vergangenheit vielleicht der Erinnerung wert. Jena. 404 S. M. 5.
Landau, P., Karl v. Holtei's Romane. E. Beitr. z. Gesch. d. deutschen Unterhaltungsliteratur. (= Breslauer Beitr. z. Literaturgesch. I.) Lpz. 163 S. M. 3,80.
Diesse, M., Was muß man von Ibsen und seinen Dramen wissen? Berlin. 80 S. M. 1.
Rostowzeff, Andr., Anton Tschechow u. die „Dämmerungstrauer" seiner „müden" Menschen. Petersb. 59 S. 50 Kop.
Mayer, Prof. Rich. M., Gestalten und Probleme. Brln. 311 S. M. 4.
Zinkernagel, F., Die Grundlagen der Hebbelschen Tragödie. Brln. G. Reimer. 188 S. M. 3.

Pietsch, Ludw., Aus jungen u. alten Tagen. Erinnerungen. Brln. 345 S. M. 5.
Prutz, Hans, Bismarcks Bildung, ihre Quellen und ihre Äußerungen. Brln. 247 S. M. 3.
Schäffle, Dr. Alb. Eb. Fr., Aus meinem Leben. 2 Bde. Brln. 256 und 257 S. Geb. M. 20.
Schmidt, E., Gesch. des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft. Bromberg. 442 S. M. 5.
Grupp, G., Kulturgesch. der römischen Kaiserzeit. 2. Bd. München. 622 S. m. 67 Abbild. M. 9.
Weltgeschichte. Hrsg. von Dr. Hans F. Helmolt. V. Bd. 1. Hälfte. Lpz. 266 S. M. 4.
Jansen, Günther, Nordwestdeutsche Studien. Gesammelte Aufsätze. Berlin. Gebr. Paetel. 366 S. M. 5.
v. Egloffstein, H. Frhr., Kaiser Wilhelm I. und Leopold v. Orlich. Berlin. Gebr. Paetel. 93 S.

Fontane, Thdr., Causerien über Theater. Hrsg. von P. Schlenther. Brln. 451 S. M. 5.
Martersteig, Max, Das deutsche Theater im 19. Jahrh. Eine kulturgeschichtl. Darstellung. Lpz. Breitkopf u. Härtel. 735 S. M. 15.
Waak, Karl, Richard Wagners Tristan und Isolde. Kurz und übersichtl. gefasste musikalisch-dramat. Erläuterungen nebst Notenbeispielen. Lpz. 32 u. 5 S. M. 0,50.
Spemann, W., Kunstlexikon. Ein Handbuch für Künstler und Kunstfreunde. Stuttg. 1054 S. m. Abbild. Geb. M. 12,50.

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Fr. Bienemann.

---

58. Band. — Jahrgang 46.

Heft 11.

November 1904.

Riga.

Verlag der Baltischen Monatsschrift.

Nikolaistraße 27.

Baltische Monatsschrift.

Erscheint monatlich in Heften von 5—6 Bogen; einmal jährlich zwei Hefte zusammen als Doppelheft.

Abonnements werden von allen deutschen Buchhandlungen entgegengenommen, sowie von der Expedition der „Baltischen Monatsschrift" in Riga.

Abonnementspreis: 8 Rbl. jährlich, direkt unter Kreuzband **9 Rbl.** (ins Ausland **20 M.**) pränumerando.

Insertionspreis: Die einmal gespaltene Petit-Zeile — 15 Kop. 1/1 Seite — 12 Rbl.; 1/2 Seite — 7 Rbl.; 1/4 Seite — 4 Rbl. Bei ganzen und halben Seiten im Abonnement auf 1/1 oder 1/2 Jahr entsprechende Ermäßigung.

Briefe und Beiträge sowie alle zur Besprechung in dieser Zeitschrift bestimmten Verlagswerke sind **an den Herausgeber der Baltischen Monatsschrift,** Riga, Nikolaistr. 27 zu richten.

Eine Besprechung unverlangt eingesandter Bücher kann nur nach Raum und Gelegenheit erfolgen.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Zur Geschichte des Hofes von St. Peter in Nowgorod. Von Prof. Dr. **R. Hausmann.** (Schluß.) 257

Meine Lehr- und Schuljahre in St. Petersburg 1858/59. Von **Th. Pezold** 292

Literarische Rundschau:

Welcher Predigt bedarf die Gegenwart? Von Mag. theol. **E. Sokolowski** 306

Der Darwinismus und die Probleme des Lebens. Von T. 311

Anzeigen: (Gf. Hübner, Neun Jahre der Erinnerungen. — Verzeichnis empfehlenswerter Jugendlektüre) 318

Neuerschienene Bücher 319

* * *

Baltische Chronik vom 30. Juni bis zum 8. August 1904.

Nachdruck verboten.

Verantwortlicher Herausgeber und Redakteur Dr. Fr. Bienemann.

Дозволено цензурою. — Рига, 19 Ноября 1904.

Druckerei der „Baltischen Monatsschrift", Riga.

Zur Geschichte des Hofes von St. Peter in Nowgorod.

Von

R. Hausmann.

Schluß.

Die Beziehungen Livlands zu Rußland gehen weit über die Zeiten der Entstehung der deutschen Kolonie in Livland zurück [1]. Die livländischen Städte waren dann seit ihrer Gründung in engster Verbindung mit Gotland und Lübeck. Über Gotland kamen unzweifelhaft die ersten Ansiedler aus Deutschland nach Livland, aus Gotland erhielt Riga sein frühestes Recht. Das Tor nach Deutschland war Lübeck nicht nur für Riga, auch Reval hatte dorthin nahe Verbindungen, bereits 1248 verlieh König Erich von Dänemark an Reval lübisches Recht, 1293 stimmte Reval zu, daß die Appellation vom Hofe von Nowgorod nach Lübeck gehen solle [2]. Dorthin in den Osten zog man sowohl auf bekannter Wasserstraße an Reval vorbei durch Nu (= Newa) und Wolchow, als auch zu Lande über den Narvefluß. Besonders in älterer Zeit erscheinen auf dem Petershof die Wasserfahrer als die angeseheneren, sie mochten auf ihren Fahrzeugen größere Mengen, wertvollere Produkte des Westens herbeiführen, vor den Wasserfahrern sollen die Landfahrer zurücktreten, ihnen auf dem Hofe Platz machen. Später dürften auch diese zu größerem Ansehen gelangt sein, vor allem werden sie aus den livländischen Städten durch Watland oder Ingrien herangezogen sein. Diese Landverbindung wurde besonders wichtig, als die Schweden 1293 Wiborg erbauten und von hier aus die Schifffahrt bedrohten. Daher erwirkten 1294 Lübeck und

[1]) Eine ausführliche Darstellung dieser Handelsbeziehungen der livländischen Städte nach Osten wäre sehr erwünscht, fehlt aber bis jetzt. — [2]) HR. I, 35.

Gotland für sich und alle Kaufleute, die das Ostmeer befahren, eine Urkunde des Königs Erich Menved von Dänemark, daß sie sicher durch Estland und Wirland nach Nowgorod ziehen dürfen[1]. Und in der Folge hat die dänische Regierung noch wiederholt ähnliche Schutzbriefe ausgestellt. Überfälle auf den Kaufmann sind freilich trotzdem nicht unterblieben, sogar über den Narvefluß hinüber sind von Estland aus Kaufmannsgüter angegriffen worden[2].

Es war selbstverständlich, daß die livländischen Städte nach Einfluß auf dem Hofe von Nowgorod strebten. Riga trat, wie bemerkt, im J. 1282 dem Bunde bei, den Lübeck und Wisby zwei Jahre vorher zum Schutz der Schifffahrt nach Nowgorod geschlossen hatten. Es handelte auch in den folgenden Jahren gemeinsam mit den beiden Städten in Nowgorod: 1292 entsandten alle drei dorthin Boten, und ebenso 1300, um Streitigkeiten beizulegen, die auf dem Petershof ausgebrochen waren[3]. Allerdings blieben auch Reibungen nicht ganz aus zwischen den westlichen Städten und Livland, das sich rasch zu politischer und wirtschaftlicher Selbständigkeit[4] entwickelte: als Lübeck nach der Vorherrschaft auf der Ostsee und auch in Nowgorod strebte, als es Wisby, das sich als Mutterstadt des Hofes von St. Peter betrachtete und Appellationen von dort entschieden hatte[5], zurückdrängte, die Berufung von Nowgord an sich ziehen wollte, stimmte Riga nicht sofort zu. In der in dieser Zeit um das Jahr 1295 unter starker Einwirkung des lübischen Rechts entstandenen jüngeren Skra von Nowgorod ist in der in Riga liegenden, offenbar dort vom Rat offiziell benutzten Handschrift[6] am Schluß der Satz ausradiert, der über den Rechtszug von Nowgorod nach Lübeck handelte. Bald aber, wohl noch 1297, vielleicht durch Verwicklungen daheim gezwungen, erkannte der Rat von Riga die Vorherrschaft Lübecks an, sprach sein Bedauern aus, daß jener Artikel im rigaschen Exemplar der

---

1) LUB. 555. — LUB. 1902 = Hans. UB. 5, 1028 aa. 1411: Der deutsche Kaufmann hätte nach Nowgorod int erste den wech to der Nu to, unde vort den wech dor Watlande, unde den dorden wech dor de Lu. Letzterer ist wohl nicht, wie Hans. UB. 5 Register meint, der von Süden in den Ilmensee fließende Lowat, sondern wie Nikitsky 106 annimmt, der Fluß Luga, der von Nowgorod auf Narva zuführte, eine übrigens wenig bekannte Straße; liegt vielleicht an dieser das unbekannte Celse in LUB. 9, 80, § 3? — Im J. 1300 sollen die Kaufleute drei Landwege und einen Flußweg frei haben. Hans. UB. I, 1353. — 2) Jordan, Stadt Reval 43. — 3) Hans. UB. I, 1088, 1093; III, S. 425. — 4) Siewert, Rigafahrer 146. — 5) Frensdorff 10. — 6) Herausgegeben von Schlüter 1893.

Skra getilgt wäre, es sei das ohne Wissen des Rats geschehen[1]. Daß man in Riga auf die Entwicklung der rechtlichen Verhältnisse in Nowgorod alle Aufmerksamkeit wandte, lehrt eine weitere, aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts stammende, in einer Handschrift in Lübeck erhaltene, noch nicht veröffentlichte Redaktion der Skra, die wahrscheinlich in Riga niedergeschrieben wurde und wieder einen gewissen Gegensatz zu Lübeck erkennen läßt[2]. Wir hören auch, daß obgleich offenbar noch Lübeck die Finanzen des Hofes von St. Peter leitete, ein Schlüssel zur Geldkiste des Hofes im 14. Jahrhundert in Riga liegt[3].

Daß die livländischen Städte, die inländischen, binnenländischen, wie sie oft gegenüber den überseeischen genannt werden, auf die Ordnung des Hofes von St. Peter einen maßgebenden Einfluß üben sollten, wurde 1361 ausdrücklich anerkannt: Ratsmannen aus Lübeck und Wisby gingen damals nach Nowgorod, um die Skra abermals zu prüfen, und bestimmten, daß der Kaufmann zu Nowgorod „keinerlei große oder schwere Satzung, kein Gebot machen soll, es sei denn mit Wissenschaft der Städte Lübeck und Wisby und der andern Städte, die binnen Landes liegen, nämlich Riga, Dorpat und Reval. Wollet ihr irgend welche Satzung machen, die Satzung sollt ihr mit euren Briefen den erwähnten Städten zu wissen tun, und sie soll keine Macht haben, bevor die erwähnten Städte sie genehmigen"[4]. Neben Lübeck und Wisby wurde damit den livländischen Städten die Leitung des Hofes von Nowgorod eingeräumt.

Diesen ihren Einfluß auf den Petershof zu mehren ist nun unentwegt der lebhafte Wunsch der livländischen Städte. Jede politische Kombination suchen sie dazu auszunutzen. Eben damals brach der große Krieg gegen Waldemar von Dänemark aus, der 1361 Wisby überfiel und brandschatzte. Die wendischen Städte erhoben sich unter Lübecks Führung, aber der erste Kriegszug im J. 1362 verlief unglücklich. Sie mußten neue Kräfte suchen. Die livländischen Städte schlossen sich ihnen an, 1363 sind zum ersten Mal Boten aus Riga, Dorpat, Reval auf einem Hansetag

[1]) HR. I, 37. Gegen die Appellation von Nowgorod nach Lübeck erhebt Wisby noch lange Widerspruch. HR. 2, 62. 78 aa. 1373. — [2]) Stieda, Hans. Gesch. Bl. 1894, 167. — [3]) LUB. 906 = 597. Hans. UB. 3, 563. — [4]) HR. I, 337. Hans. UB. 3, S. 360. Daenell, Hanse 4.

zu Lübeck nachweisbar: sie erklärten sich bereit, auch bei sich die Steuer des Pfundzolls zur Beihilfe im neuen großen Kriege zu erheben, aber sie erlangen auch hier, wo wohl infolge des Falles von Wisby die Verhältnisse des Nowgoroder Hofes neu geordnet werden mußten, wo ausdrücklich festgesetzt wurde, der Oldermann des Hofes soll aus der Deutschen Hanse sein, sie erlangen, daß neben Lübeck und Wisby, die bisher die Verhältnisse des deutschen Kaufmanns in Nowgorod geleitet hatten, auch Riga und seinen Genossen, d. h. wohl den andern livländischen Städten, ein Drittel des Hofes von St. Peter eingeräumt wurde [1].

Als aber dann bald darauf Riga im J. 1373 forderte, daß in Nowgorod neben den zwei Oldermännern noch ein dritter ernannt und dieser aus Riga erwählt werde, wies Lübeck das ab. Ihm schloß sich Wisby an [2], das, obgleich durch den Überfall des Königs Waldemar seine Macht erschüttert war, doch seine alten Rechte nicht aufgeben wollte. Und in der Frage um Nowgorod traten Livland gegenüber Lübeck und Wisby einander zur Seite. Bald mehr, bald minder offen ringen beide Städtegruppen um die Vorherrschaft auf dem Petershof. Aber mit dem 15. Jahrhundert gewann allmählich doch Livland das Übergewicht. Nicht merkantile Fragen haben hier vor allem entschieden, sondern die Bedeutung der livländischen Städte für den Hof von Nowgorod ist bedingt durch die Nähe und die politische Stellung Livlands zu seinem russischen Nachbar.

In ganz andern Bahnen als gegenüber den nordischen Landen bewegte sich die hansische Politik gegenüber Rußland, speziell Nowgorod. Immer und immer wieder brachen in den skandinavischen Reichen schwere Fehden gegen die Hanse aus, die weiten Küsten wurden fortwährend von hansischen Flotten bedroht, mit Krieg und Gewalt [3] erzwangen die Städte die großen Briefe,

---

[1]) HR. 1, 236, § 13, 14: in curia Nougardensi eligi debet . . vir idoneus et aptus in aldermannum et . . sit vir hanse Teuthunicorum. Illi de Riga admissi sunt ad servandum terciam partem curie Nougardensis, . . ipsi de Riga et alii admissi. — Damals wurde die Dritteilung der norddeutschen Seestädte, die ursprünglich nur für die Verhältnisse des Kontors von Brügge Bedeutung gehabt hatte, geschaffen oder als bestehend fingiert; seit 1363 hören wir vom westfälisch-preußischen, lübischen, wisbyschen Drittel. Koppmann, Hans. Gesch. Bl. 1879, 76. — [2]) HR. 2, 78. Stein 108 ff. Daenell, Hanse 44. — [3]) Es war eine Ausnahme, daß 1398 die Privilegien der Hanse für alle drei nordischen Reiche bestätigt wurden, ohne daß das Schwert gezogen war.

die nicht nur den ganzen Handel in Ost- und Westsee dem deutschen Kaufmann einräumten, sondern die Hanse griff auch tief in die innere Geschichte jener Länder ein, hintertrieb, daß die Reiche erstarken, eine feste Königsgewalt sich dort entwickle. Um ihrer Handelsvorrechte sicher zu sein, hat die Hanse mit allen Mitteln danach getrachtet, auch politisch die skandinavischen Länder zu leiten, zu beherrschen.

Anders gegenüber Rußland. Nur Kaufschiffe segeln dorthin, nicht Kriegsschiffe. Rußland besaß keine Küste, gegen die ein Seekrieg möglich gewesen wäre, und russische Schiffe, die auf offener See von hansischen Kapern hätten aufgebracht werden können, gab es kaum. Denn die Russen vom Meer fernzuhalten, war ein Grundsatz der hansischen Handelspolitik. In die inneren russischen Verhältnisse aber, in die politische Verfassung der russischen Staaten in Nowgorod, Pleskau und Polozk einzugreifen, hat die Hanse sich alle Zeit gehütet. Sie hätte es auch nicht gekonnt, denn dazu hätten Landheere gehört, und Landkriege führte die Hanse nie.

An Anlaß zum Streit fehlte es im übrigen auf dem Petershofe nicht. Es gehörte vielmehr trotz aller Verträge und Kreuzküssungen viel guter Wille auf beiden Seiten, daß er nicht ausbrach. Immer wieder ertönt die Klage, der Weg sei dem Kaufmann nicht rein gewesen, bald hat der deutsche, bald der russische Händler Überfall erlitten. Kam es dann nicht zur Versöhnung, so wurde der Hof geschlossen, selten ohne daß Gewalt nach fremdem Gut getastet, geplündert hätte. Wohl sollte [1] beim Streit Partei mit Partei nach Recht und Kreuzküssung ihre Sache erledigen, die Genossen sollten nicht für den Schuldigen eintreten, aber tatsächlich wird doch in jener Zeit für Vergehen des Einzelnen, wie solche leicht vorkommen konnten, die Gemeinschaft verantwortlich gemacht, die Genossenschaft der 73 [2] Städte von der Hanse oder die ganze Gemeinde des großen Nowgorod [3].

---

[1]) Hans. UB. 4, 1090 aa. 1372: Item wat gudes de Dussche van den Russen heft nomen an copenscop eder wat en Nowerder van enen Dusschen heft nomen an copenscop, dar sal sik sakewolde mit sakewolden beweren, unde dat solen se under sik sulven mit rechte untrichten na der crucekussinge, unde men sal vor den sculdigen nicht stan an beidentziden. — [2]) Diese Zahl wird in den Verhandlungen mit den Russen wiederholt genannt, tatsächlich stand die Zahl der Städte des Hansebundes nie fest. — [3]) Nikitsky 262. LUB. 9, 180 aa. 1437 schreiben livländische Ratssendeboten an Lübeck: wenn de Russen in der coppenscop gebrek worden vyndende, alse de to husz

Um den Gegner zu zwingen hatte die Hanse nur ein Mittel, die Handelssperre, empfindlich für beide Teile, gefürchtet von Nowgorod, das dringend danach verlangte, seine Rohprodukte gegen die Erzeugnisse des Westens umzusetzen. Oft führte, wenn auch erst nach einiger Zeit, die Handelssperre zum Ziel, zur Wiedereröffnung des Hofes auf Grund erneuter Verträge.

Reichte aber die Handelssperre nicht aus, mußte doch zu Gewalt geschritten werden, dann zog nicht die Hanse das Schwert, sondern Livland. Mochten hier im Innern der Kolonie auch oft schwere Konflikte zwischen den Herren und den Städten bestehen, in der Politik gegen den östlichen Nachbar standen sie zusammen. „Jahrhunderte lang hat der Ritterorden in Kriegs- und Friedenszeiten der Gesellschaft der Kaufleute kräftigen Schutz und einen auf seine Heeresmacht gestützten gewaltigen Rückhalt geboten; sie wiederum sind stets bestrebt gewesen, hier seine Pläne, wo sie nur konnten, zu fördern"[1]. Nicht auf die inneren Verhältnisse Rußlands, wohl aber auf die Politik Livlands hat die Hanse größten Einfluß geübt: der Ordensmeister erzwang durch sein Schwert die Forderungen der Städte, sie sperrten den Verkehr, wenn es sein mußte. Über die Notwendigkeit wollten freilich sie entscheiden. Den russischen Handel wollten sie beherrschen, in die Fragen, wie er geführt werde, sollte sich keiner mischen, auch nicht der Meister.

Der Orden, vor allem der preußische Zweig, war ein mächtiger Handelsherr. Weit hinaus bis über Flandern gingen im 14. Jahrhundert in großem Umsatz seine Güter[2]. Dort im Westen tauchte damals die Furcht auf, der livländische Meister könnte verlangen, auch auf dem Hof in Nowgorod zugelassen zu werden[3]. Als im J. 1444 offener Krieg an der russisch-livländischen Grenze ausbrach, Ordensheere über die Narve hinauszogen, unterstützten die Städte den Meister Vincke, aber trotzdem beschloß[4] auf einem

---

brechten, dat wolden se up uns vorderen [= würden sie gegen uns Klagen erheben] unde also umme eynes luttiken willen de juwe, unse unde des gemeynen Dutschen copmans gudere unde tor eventur de personen mede bekummeren unde upholden [= Güter und wahrscheinlich auch die Personen festnehmen und arretieren]. — 1) Hildebrand, Polozk. 364. — 2) Sattler, Hans. Gesch. Bl. 1877, 61. 137. Derselbe, Handelsrechnungen des Deutschen Ordens 1887. Joachim, Marienburger Treßlerbuch 1896. Daenell, Hanse 178. — 3) HR. 4, 389. Stavenhagen, Balt. Mon. 1902, 222. Über Handel- und Geldgeschäfte des livl. Ordens s. Hildebrand, Schuldbuch XXXIV. — 4) HR. II, 3. 52, § 5.

Städtetag zu Walk im Februar 1444 die Mehrheit der Ratssendeboten, bei den Versammlungen, die mit Nowgorod in Aussicht standen, „doch ja nicht die Sache der Städte mit der Sache der Herren zu vermengen, sondern ein jeder möge nach alter Gewohnheit bei dem seinen bleiben.“ Als der Ordensmeister die Handelswege nach Pleskau, mit dem Livland in gutem Frieden sitzt, sperren will, damit Nowgorod nicht über Pleskau versorgt werde, fordert ein Städtetag zu Wolmar im Juli 1444, daß nach alten Privilegien uns alle wege to watere und to lande unbestoppet sollen sin to ewigen dagen, sie wollen sorgen, daß keine Zufuhr nach Nowgorod gehe. Ihren Handel soll den Städten niemand stören, sie haben schwere Bedenken, ihren Briefwechsel mit Lübeck dem Ordensmeister zugänglich zu machen[1].

Je länger je mehr streben die livländischen Städte nach der Herrschaft auf dem russischen Markt, besonders in Nowgorod. Und allmählich dringen sie durch. Nicht im ersten Anlauf, aber nach langer zäher Arbeit gewinnen sie das Ziel. Sie wollen für den Kaufmann in Nowgorod sorgen, aber er soll auch auf sie hören. Wenn es not tut, halten sie ihm seine Pflichten ernst vor. Als im J. 1410 auf einem Städtetag zu Walk eine Anordnung über Nowgorod getroffen wurde, man aber auf dem Hofe zu St. Peter nicht folgen wollte, sollten aus Riga und Dorpat an den Oldermann und gemeinen Kaufmann zu Nowgorod, da man meinte, dat ze van der stede gesette unde ordinancie nycht vele en holden, die gleichlautenden scharfen Zurechtweisungen ergehen[2]: „wir wundern uns billichlich sehr, daß ihr der Eintracht Willen und Begehr der Städte dieses Landes, wonach sie doch zum allgemeinen Besten, wie ihr wohl selbst merken könnt, allewege trachten, nicht folghaftich wollt sein, indem ihr sie in allem, was euch not ist, in Stich gelassen habt, während sie für euch und den gemeinen Kaufmann, wann und wo das not ist, mit Botschaft, Briefen und kostspieligen Zehrung allewege streben und arbeiten, so gut sie vermögen.“ Der Kaufmann in Nowgorod hatte die Forderung[3] der livländischen Städte erfüllt, bevor diese strengen Briefe in seine Hand kamen; die Originale liegen noch heute im Stadtarchiv in Reval.

[1]) HR. II, 3. 75 ff. — [2]) HR. 5, 521, § 6. 523 u. 526. — [3]) Es war verlangt worden, daß der Kaufmann zu Nowgorod sunte Peters ingesegel udsenden sollte. HR. 5. 521, § 6. LUB. 4, 1836.

Von den livländischen Städten hat Dorpat den größten Einfluß in Nowgorod gewonnen. Bis zum 14. Jahrhundert nahm auch Riga lebhaften Anteil an den Geschicken des Petershofes, später trat es dort zurück, wandte sich mehr Littauen zu, wo es, namentlich durch das Kontor von Polozk, mächtigen Handel trieb. Reval hatte allerdings auch mit Rußland rege Verbindung, daneben war aber auch sein Verkehr mit Finnland und auch mit Schweden bedeutend. Dorpat fehlte freilich das Meer, Pernau durfte als Seehafen von Dorpat gelten, stand durch Dorpat auch mit Nowgorod in Beziehungen. Dagegen hat Dorpat durch seine östliche Lage und durch seine Wasserverbindung bequemen Zugang nach Rußland. Es hat das voll ausgenutzt.

Über die Beziehungen Dorpats zu Nowgorod sind für die ältere Zeit, bis ins 14. Jahrhundert, die Nachrichten freilich nicht reich. Es kann das um so weniger auffallen, da das ganze ältere Archiv Dorpats aus der bischöflichen Zeit untergegangen ist, die russischen Archive aber überhaupt nicht so weit hinaufreichen. Immerhin fehlen betreffende Nachrichten nicht ganz auch aus dieser frühen Periode. Wir hören, daß eine Gesandtschaft aus Lübeck, Wisby, Riga, die 1292 in Nowgorod verhandelt hat, über Dorpat heimkehrt und von hier aus über ihren Erfolg berichtet [1]. Auf regen Verkehr nach Dorpat weist doch der Beschluß des Hofes von Nowgorod, die Wilkore vom Jahre 1318 hin, die allgemein Borgkauf verbietet, aber noch besonders Dorpat hervorhebt, „daß niemand in Nowgorod Gut kaufe oder borge, das in Dorpat oder an einem andern Orte, denn da es gekauft ist, bezahlt werden soll"; es wird das verboten zu Nutz des Hofes und des gemeinen Kaufmanns und „aus Angst, daß daraus Ungemach entstehe"; wer diese Willekore nicht hält, verliert sein Gut zu St. Peters behuf [2]. — Im J. 1351 wenden sich die Kaufleute in Dorpat an Lübeck und bitten um Überwachung des Handels der Nowgorodfahrer gegenüber dem Könige von Schweden, der alles Kaufmannsgut von Dorpat wie von Reval arrestieren und die Städte und den gemeinen Kaufmann mit einander entzweien will; sie ersuchen um Mitteilung dieses Berichts an Gotland und Brügge [3]. — Als im J. 1370 infolge eines Krieges zwischen

[1]) Hans. UB. I, 1088. 1093. — [2]) Hans. UB. 3 n. 584; vgl. o. S. 213. — [3]) ibid. 188.

Livland und Rußland Hof und Kirche geschlossen wurden, fuhr der deutsche Kaufmann von dort fort, nahm Geschmeide, Meßgewand, Bücher, Briefe und das alte Gesetzbuch, die Skra mit sich und brachte alles nach Dorpat, wo es Boten, die aus Lübeck und Gotland hingekommen waren, in Empfang nahmen [1].

Viel verhandelt wurde zwischen dem Petershof und den livländischen Städten, besonders Dorpat, über russischen Schoß, nowgorodschen Schoß, der von den aus Nowgorod und Pleskau ausgeführten Gütern, vor allem zu Unterhalt und Wiederherstellung von Hof und Kirche in Nowgorod erhoben wurde: „Lübeck und Wisby sollen ihn in der Newa von allen seewärts, die drei livländischen Städte von allen über Land versendeten Gütern einfordern“ [2]. Im J. 1388 wird in Reval verlangt, daß nowgorodscher Schoß gegeben wird. Aber auch in Nowgorod selbst wird Schoß erhoben; 1402 verlangen die livländischen Städte, Schoß und Abrechnung soll zweimal jährlich aus Nowgorod nach Dorpat geschickt werden; 1405 wird auf einem Städtetag zu Walk wieder über diesen Schoß verhandelt, und 1423 schlagen die livländischen Städte vor, dat man dat Nougardesche schot leggen wolde in de Liiflandesche stede. Und sie erneuern 1427 die Forderung, der deutsche Kaufmann zu Nowgorod soll jährlich zu Ostern den Städten Rechenschaft ablegen und an den Rat von Dorpat schreiben, wie viel das Jahr über an Schoß empfangen sei. Und der Kaufmann zu Nowgorod antwortet, er wolle sich gerne richten na deme breve [3].

Im Beginn des 15. Jahrhunderts war dann ein lebhafter Briefwechsel wegen St. Peters Siegel: 1406 hatte, wieder wegen unruhiger Zeiten, der Kaufmann in Nowgorod infolge einer Vorschrift aus Dorpat, St. Peters Geschmeide, Bücher, Briefe und sogar beide Ingesiegel nach Reval geschickt. Im folgenden Jahr verlangten Dorpat und Riga, daß das Wachssiegel und wenigstens eine Abschrift der Skra nach Nowgorod zurückgesandt werden [4]. Und auch das Kontorsiegel, sunte Peters ingheseghel.

---

[1]) LUB. 1071 = HR. 2, 44. — [2]) Daenell, Hanse 49; Nikitsky 235; LUB. 1251; HR. 3, 386 § 11; 5. 47; 169 § 8. Über die Finanzverwaltung des Petershofes, speziell über diesen russischen und nowgorodschen Schoß, seine Höhe, Verwendung ꝛc. wäre eine eingehende Untersuchung sehr erwünscht. — [3]) LUB. 7, 14, § 12; 569, 582. — [4]) Hans. UB. 5, 738. Winkler 41. HR. 5, 273. 275.

des gy bet hertho tho breven ghebruket hebben, mit dem öffentliche Schriftstücke bekräftigt wurden, das soll der Kaufmann in Nowgorod nicht mehr brauchen. Obgleich er darauf hingewiesen hat, daß ihm laut Vorschrift der Skra nicht zustehe, solches zu tun, muß er doch zufolge eines Beschlusses des Städtetages zu Walk, dem zu gehorchen die livländischen Städte in scharfen Briefen fordern, dieses Siegel an Dorpat einsenden[1]. Nur sein Wachssiegel behielt der Hof.

In allen diesen Schreiben tritt je länger je mehr hervor, wie sehr die livländischen Städte den Hof von St. Peter leiteten: „wollet nur, heißt es in einem Brief[2], den 1410 Riga an Olderleute und gemeinen Kaufmann in Nowgorod richtet, in allen Sachen, die euch unsere Städte schreiben, euren guten Willen beweisen und darnach tun und folgen, denn diese Städte werden wohl wissen, sich darin zu verantworten, wenn das in zukünftigen Zeiten not tun wird."

Dem wachsenden Einfluß Livlands in Nowgorod setzten freilich die westlichen Städte, besonders Lübeck, oft Widerstand entgegen. In Livland aber denkt man dagegen noch an weiteres. Es taucht der Plan auf, den russischen Handel ganz hieher herüberzuziehen, Livland zum Stapel des russischen Handels zu machen. Schon im 14. Jahrhundert ist dieses Streben zu erkennen[3]. Ein besonders scharfer Vorstoß wurde 1416 von den Ratssendeboten der livländischen Städte auf einem Städtetag zu Pernau versucht. Wegen zahlreicher Bedrückungen, die der deutsche Kaufmann zu Nowgorod erlitten, wurde beschlossen, dat nymant Nowgarden noch de Nu [= Newa] suken sall und auch in Pleskau nicht mit Nowgorod handeln; komen de Russen in de dudsche steide, also to Riighe, to Darpte, to Revele ofte to der Narwe, dar

---

[1]) HR. 5, 523. Hans. UB. 5, 948. Auch diese Frage bedarf genauerer Untersuchung. — [2]) HR. 5, 523. — [3]) Taenell, Hansa 177; Hans. Gesch. Bl. 1902, 9; Zeitschr. f. Gesch. 1897/8, 337. Umladeplatz zu werden mit Zwangsaufenthalt für passierende Waren brachte großen Vorteil, wird aber auch leicht Anlaß zu heftigem Streit. Als 1403 der Hochmeister die Stadt Thorn zum Stapel für die Waren des Hinterlandes bestimmt, ist Krakau entrüstet. 1411 wird dieser Stapel aufgehoben. Stein, Hanse 50. In Deutschland ist Stapelrecht zuerst in Wien nachweisbar, durch welches ein lebhafter Handel von Regensburg nach Rußland ging. Wo der Übergang von Land- zu Wassertransport, von Fluß- zu Seeschiffahrt oder umgekehrt stattfand, umgeladen werden mußte, entstand leicht Stapel. Über das Stapelrecht handelt Stolze, Entstehung des Gästerechts (1901) 68.

mach men mit en koepslagen. Aber die Hansestädte erklärten sich entschieden gegen diesen Beschluß, der ohne ihr volbord[1] gefaßt sei, und verordneten auf einem großen Hansetag des Jahres 1418, die livländischen Städte sollten umme de Nougardes reyse ohne die Zustimmung von Lübeck und Gotland nichts anordnen; wenn aber, so bestimmten sie in scharfer Wendung, die livländischen Städte sich dem widersetzen, so soll die, welche das täte, der Gesamtheit der Hansestädte hundert Mark Silber zahlen; wollten die Russen den deutschen Kaufmann nicht zu Nowgorod leiden, so sollen auch die Livländer die Russen nicht leiden. Diesen strengen Beschluß wollten freilich die zum Hansetage aus Riga, Dorpat, Reval gekommenen Sendeboten nicht annehmen, sondern ihn an ihre Städte zurückbringen. Die mochten dann selbst entscheiden[2].

War auch zunächst dieser Versuch der livländischen Städte, Nowgorod und den russischen Handel zu beherrschen, gescheitert, so ließ sich doch ihr tatsächliches Übergewicht in der nowgoroder Frage nicht mehr lange unterdrücken. Das erkannte man auch im Westen. Auf einem Hansetag zu Stralsund, wo auch wieder livländische Boten zugegen waren, wurde 1442 die Ordnung des Petershofes, der geschlossen hatte werden müssen, wo der Kaufmann große Not litt, sogar gefangen gesetzt war, von der Hanse völlig Lübeck übertragen. Dieses verhandelte dann mit den livländischen Boten und schrieb über Arrestierung, Schließung und Öffnung der nowgorodschen Reise an Olderleute und gemeinen Kaufmann der deutschen Hanse zu Nowgorod[3]: „es ist unser Wille, daß ihr euch richtet und haltet nach der Skra und der Unterweisung der Räte der livländischen Städte, und besonders wenn dringende Not über euch kommt, daß ihr das den ersamen unsern Freunden dem Rat zu Dorpat zuschreibt, dem wir befohlen haben, mit euch die Höfe[4], wie das auch von alten Zeiten gewöhnlich gewesen ist, zu leiten und in ihrem Bestand zu erhalten, der dann

---

[1]) = Zustimmung. — [2]) HR. 6, 164. 187. 245; 548, § 85. — [3]) LUB. 9, 864, § 9; 877. 880. — [4]) Der Gotenhof war im 15. Jahrh. für die Hanse an Reval für eine bestimmte Zeit vermietet; später hat Gotland auf Grund einer gefälschten Urkunde behauptet, der Mietvertrag sei für ewige Zeiten geschlossen, und Reval, welches nicht wußte, daß der echte Vertrag in seinem eigenen Archiv lag, hat mindestens bis 1560 Zahlung geleistet. LUB. 7, 130, 329. Arbusow: LUB. II, 1. XXI. Bereshkow 136.

solch euer Begehren und Schreiben den andern Städten in Livland mitteilen und deren Antwort euch kund tun mag, wie das von alten Zeiten her gewesen ist."

Dem Mittelalter fehlte feste historische Tradition. Was tatsächlich bestand, galt leicht als alt. So auch hier. Die faktischen Verhältnisse wurden als rechtlich, als hergebracht anerkannt: Dorpat sollte den Petershof leiten.

Livland hat die übertragene Aufgabe übernommen und die Lage ausgenutzt. Auf einem Städtetag zu Pernau wurden 1450 eine Reihe wichtiger Bestimmungen über Nowgorod beschlossen. Allerdings war Lübeck dann wieder damit nicht zufrieden, wollte ähnliches in Zukunft nicht dulden, beschloß, daß noch während des Friedens, um einen neuen mit den Russen zu vereinbaren, eine besendinghe to Groten Nougarden, umme ene niie crutzekussinghe to makende[1], abgehen soll. Tatsächlich ist doch, wie bereits früher Wisby, so seit der Mitte des 15. Jahrhunderts auch Lübeck bei den direkten Verhandlungen mit Nowgorod immer mehr zurückgetreten.

Die wichtigste Frage für den Petershof war, den oft unterbrochenen Frieden zu sichern. Zu einem dauernden Frieden mit Nowgorod zu gelangen, war nicht möglich, denn die Republik am Wolchow schloß immer nur Zeitfrieden. Der deutsche Städtebund mußte sich begnügen, Beifrieden für eine bestimmte Zeit, oft nur wenige Jahre, zu gewinnen, wobei im wesentlichen die alten Verträge immer wieder erneut wurden, vor allem beiden Teilen reiner Weg zugesichert wurde[2]. Diese Verhandlungen führten bald fast ausschließlich die livländischen Städte. Bereits 1435 sandte Lübeck zu den Verhandlungen mit Nowgorod nicht, wie es anfänglich wollte, eigene Boten, sondern erteilte den livländischen Städten Vollmacht, sie mögen bei den geplanten Vorverhandlungen die Besendung zu den Russen vor dat erste auf sich nehmen, und in der Tat schließen im Juli 1436 die livländischen Boten den Frieden,

---

[1]) HR. II, 3. 569, § 3. — [2]) Eine inhaltreiche Übersicht dieser Verhandlungen geben Hildebrand und Schwartz, LUB. 10, XXV ff. Der Friedenstraktat, auf den später immer wieder zurückgekommen wird, ist der im J. 1392 durch her Johan Nyebur van Lubeke und seine Genossen aus Gotland, Riga, Dorpat, Reval geschlossene Frieden. HR. 4, 45. Bereshkow 211; Daenell 177. Verse, die im 16. Jahrh. in Reval über den Frieden von 1392 gemacht wurden, druckt ab Höhlbaum, Hans. Gesch.-Bibl. 1883, 102.

an ihrer Spitze van Dorpte her Tideman Vos borgermeistere, die gekommen seien von den livländischen Städten und von Lübeck, von den 73 Städten von dieser Seite der See und von jener Seite der See. Das russische Original, de Russche besegelde bref is by deme rade van Darpte und blieb auch dort in Verwahr [1].

Auch im J. 1448 führten wieder die livländischen Städte im Namen der ganzen Hanse die Verhandlungen. Wohl wollte Lübeck noch einmal eine Gesandtschaft nach Nowgorod gehen lassen, bat, daß den Boten ein guter Tolk aus Livland begleiten möge, aber die livländischen Städte erklärten, es sei die Besendung nicht ratsam, wenn sie nicht vorher unterhandelt hätten. Lübeck fügte sich, erteilte Vollmacht, und 1450 schlossen die drei livländischen Städte im Namen der Hanse Frieden auf sieben Jahre [2]. Und als dieser abgelaufen war, wurde 1458 die Regelung der nowgoroder Verhältnisse wieder den livländischen Städten anheimgegeben, Dorpat und Reval leiteten die Verhandlungen und schlossen einen Beifrieden bis zum J. 1465 [3].

Die dominierende Stellung der livländischen Städte [4] gegenüber Nowgorod ist vor allem durch ihre östliche Lage, ihre bessere Kenntnis der russischen Verhältnisse und der russischen Sprache erklärlich, dann aber auch nicht unwesentlich dadurch bedingt, daß sie je länger je mehr die großen Kosten für die häufigen Gesandtschaften in den Osten trugen.

Wie es im Westen gegenüber Flandern und Frankreich Brauch war, so suchte der Hansebund auch im Osten die Lasten der Besendung den nächstgelegenen Städten, die ja auch den größten Vorteil von solcher Verbindung hatten, zuzuschieben.

Im J. 1434 beschloß die Hanse, daß im folgenden Jahre eine Gesandtschaft nach Nowgorod gehen soll. Was die Sendboten dort „an Gebrechen finden werden, das sollen sie sämtlich mächtig sein zu verbessern zum besten der gemeinen Städte und des Kaufmanns." In der Gesandtschaft sollten auch die „überseeischen

---

[1]) LUB. 9, 76. 80. 91. HR. II, 1. 415 ff. — [2]) LUB. 10, 503. 591. 631. HR. II. 3. 451. — [3]) HR. II, 4. 461. Riga tritt in den Beziehungen zu Nowgorod hinter den beiden Schwesterstädten zurück. LUB. 10, Einl. XXX. — [4]) Riesenkampff 61: Es werfen sich mit dem Beginn des 15. Jahrh. ihre speziellen Städtetage zur leitenden Behörde des russischen Handels auf. Winkler 35: Das Übergewicht der Livländer auf dem russischen Markte.

Städte" des Westens ihre Sendboten mitziehen lassen, „und die von Lübeck haben zugestimmt, ihre Sendeboten nach alter Gewohnheit mitzusenden. Item in Betreff der Zehrung und Kosten, die man zu der vorgeschriebenen Besendung nach Nowgorod bedarf, ist den Dörptschen und den Revalschen befohlen, einen angemessenen Schoß in ihren Städten anzusetzen, nämlich von hundert Mark rigisch einen Verding als Schoß[1], so daß die überseeischen Sendeboten solches Geld zu ihrer Zehrung dort bereit finden, wenn sie dorthin kommen; jedoch soll dieser Schoß nur so lange währen und erhoben werden, bis die erwähnte Kost und Zehrung bezahlt sind"[2]. In Livland hätte man diese Vereinbarung mit den Russen lieber ohne die überseeischen Boten geschlossen und dann auch den Schoß nicht erhoben. Er ist dann doch gefordert, aber freilich gegen Lübecks Willen in Livland selbst zum Besten des Bundes anders verwandt worden. Lübeck erhebt noch 1442 livländischen Boten gegenüber auf diesen Schoß Ansprüche, erhält aber die Antwort, dat sodanne gelt were umme des copmans beste ymme lande vortert, das Geld wäre zum Besten des Kaufmanns im Lande verzehrt. Lübeck war damit nicht zufrieden, verlangte, das Geld solle wieder zusammengebracht werden[3]. Solche Verordnungen waren schwer durchzuführen.

Als es im Winter 1453 wieder ratsam schien, eine Botschaft nach Nowgorod zu schicken, einigte man sich auf einer Versammlung zu Lübeck mit den livländischen Städten, daß im nächsten Sommer wieder ein Schoß von $^1/_{400}$ des Wertes erhoben werde: am Schluß des Jahres soll nach Lübeck berichtet werden, wie viel eingegangen sei, damit man sich darnach richten könne, und dieses Geld soll man truveliken to behuf der vorscrevenen reyse vorwaren. Auch nach diesem Geld wird später wiederholt gefragt[4]. — In solchem Geleise bewegen sich die Verhandlungen fort und fort. Der Städtebund, speziell Lübeck, will kein Geld für die Besendung nach Osten geben, sondern das in den livländischen Städten erhobene möge dazu verwandt werden: als 1464 Lübeck wieder an eine Botschaft denkt, verlangt es, die livländischen Städte mögen darauf achten, „daß wenn eine solche Besendung geschehe,

---

1) = $^1/_{400}$ des Wertes, der gewöhnliche Satz bei Steuern zu diesem Zweck. — 2) LUB. 8, 813, § 31—33. — 3) LUB. 8, 956, § 2; 9, 877, § 5. — 4) HR. II, 4. 134 § 24; Hans. UB. 8, S. 276[4]).

dann das Geld, das dazu in früheren Zeiten gesammelt ist, vor Augen", d. h. bereit sei[1].

Sogar für die kürzeren Gesandtschaften von Lübeck nach Livland soll gegen Ende des 15. Jahrhunderts dieses die Kosten tragen. Als im J. 1476 wegen des Bürgerkrieges in Livland grot van noden were ene besendinge in Lyfflande to donde, fragte man in Lübeck die sendeboden van Revele, wo vele geldes se so vorsammelt by eynander hadden; sie antworteten, es sei dar weynich geldes, bei den vielen Verhandlungen mit den Russen wären wol dusent mark vorteret worden; wieder erscheint es ratsam, eynen punttollen up dat gemeyne gud to Rige, Revel, Parnow unde anderen haven in Lyfflande zu setzen, um das Geld zu solcher Besendung zu sammeln[2].

So lasteten also die Kosten der teuren Besendungen in den Osten auf dem Handel der livländischen Städte. Aber außer diesen Kosten hielt auch die Unkenntnis der russischen Verhältnisse Lübeck ab, dort einzugreifen. Die livländischen Städte mußten, wenn verhandelt werden sollte, vorher erkunden, wie man die Sache mit deme besten angripen mochte[3]. Sie beherrschten die Lage. Während noch „Riga zuweilen zu größerer Rücksichtnahme auf den Hansebund ermahnt"[4], wollten Dorpat und Reval die Mitwirkung andrer bei den Verhandlungen mit Rußland nicht leiden. Sie brachten 1466 wieder einen Beifrieden zustande, freilich nur auf zwei Jahre. Als dann die Nowgoroder sich weigerten, die alte Kreuzküssung zu erneuen, brachen die Boten von Dorpat und Reval die Verhandlungen ab und ließen auf dem Hofe von St. Peter die Kirchen zumauern, nahmen den Hofsknecht mit sich fort[5], und berichten über all das auf dem Städtetag zu Wolmar im Jahre 1469. Nach Nowgorod war nun mehrere Jahre der Verkehr gesperrt, de reyse besloten, sogar über Pleskau sollte dorthin kein Gut geführt werden, auf dem Städtetag zu Wolmar verfügten 1472 Riga, Dorpat, Reval, offenbar auf Betrieb des dorpater Sekretarius Joh. Rodelinckhusen, der hier seine Stadt vertrat, men sal anders nergen den stapel holden to dusser tydt mit den Pleszkouwern to koppslagende.

---

[1]) HR. II 5, 269. — [2]) HR. II 7, 516 § 214, 233. — [3]) HR. II 5, 269. — [4]) LUB. 10. Einleitung XXX. — [5]) HR. II 6, 112.

anders dan bynnen Darpte[1]. Der russische Stapel zu werden, ist lange der lebhafte Wunsch Dorpats[2]. Zunächst wurde das freilich nicht durchgeführt, da noch in demselben Jahre 1472 Gesandte Nowgorods nach Dorpat kamen, der Kaufhof von St. Peter wieder eröffnet wurde. Seine Leitung behielt völlig Livland: als Lübeck dem Kaufmann zu Nowgorod wegen des wichtigen Handels mit engelschem Tuch Vorschrift gegeben hatte ohne Wissen, sunder weten, der livländischen Städte, beauftragten die Ratssendeboten von Riga, Dorpat, Reval 1476 auf einem Städtetag zu Dorpat ihre Gesandten, die zum Hansetag nach Lübeck gehen sollen, darüber zu sprechen, daß solche Vorschrift ohne der binnenländischen Städte Mitwissen zurückgestellt und vermieden werde[3]; ebensowenig wollten die livländischen Städte von Vereinbarungen hören, die ohne ihre Kenntnis zwischen dem Kaufmann in Flandern und dem in Nowgorod geschlossen seien, die Boten mögen sorgen, daß sulk afgestellet werde.

Gewiß hat wesentlich die zielbewußte Politik der livländischen Städte Lübecks Einfluß auf dem Hofe von St. Peter beiseite geschoben und Reval, vor allem aber Dorpat dort die leitende Stellung gewinnen lassen. Aber diese Entwicklung wäre nicht möglich gewesen, hätte Lübeck wirklich mit aller Kraft Widerstand geleistet[4]. Das war aber nicht der Fall. Immer mehr tritt in der Politik des hansischen Gesamtbundes im 15. Jahrhundert der Osten zurück hinter den Norden und Westen. Die skandinavischen, englischen, flandrischen Fragen sind für die Hanse die wichtigeren, bei diesen konnte der Bund direkt eingreifen, war nicht in gleichem Grade von der Mitarbeit eines Teiles abhängig, wie im Osten, wo der Petershof ohne Livland nicht geleitet werden konnte, Livlands Wünsche sich aber oft mit denen des Bundes nicht deckten.

Die Entfremdung zwischen Livland und den westlichen Städten, besonders Lübeck, steigerte sich im 15. Jahrh. durch die strengen Verbote, die im Osten, wie in Danzig so auch in Riga, Handel und Verkehr dem fremden Kaufmann, dem Gast beschränkten.

---

[1]) ibid. 462 § 7. — [2]) HR. III 1, 231 § 3 aa. 1480. — [3]) HR. II 7, 483, § 4. 10: darumme to spreken, dat sulke vorschrivinge sunder der stede bynnen landes medewetten torugge gestalt unde gemeden werde. — [4]) Wenn Nikitsky 231 meint, im 15. Jahrh. hätten die livländischen Städte in Nowgorod nur die einleitenden Verhandlungen geführt, Lübeck dann in die beschließenden eingegriffen, so ist das nicht korrekt.

Als solcher galt nach mittelalterlichem Stadtrecht, wer eine Stadt besuchte, seinen Wohnsitz aber außerhalb hatte. Er genoß nicht nur politisch, sondern auch in Handel und Verkehr ein minderes Recht als der Bürger der Stadt, der zu gunsten der Gemeinde mannigfache Lasten und Pflichten trug, von denen der Gast frei war[1]. Vor allem trachtete der Fremde nach dem Recht, die Ware frei zuführen, einkaufen und verkaufen zu dürfen. Das aber wollte man ihm nicht zugestehen. Namentlich den einträglichen Klein- und Zwischenhandel wollte man wahren. Bereits im 13. Jahrh. verbot in Riga das Stadtrecht, der Gast dürfe nicht in der Stadt gekauftes Gut wieder verkaufen, und dieses Verbot wird wiederholt später erneut[2]. Besonders die Holländer fühlten sich durch die strenge Einschränkung des Gästerechts bedrückt. Im 15. Jahrh. drangen sie in die Ostsee vor. Lübeck wollte sie, die nicht nur Nebenbuhler im Handel, sondern auch Bundesgenossen des feindlichen dänischen Königs wurden, nicht diesseit des Sundes sehen. Die preußischen und livländischen Städte dagegen mochten sie als Frachtschiffer wohl dulden, man gestattete ihnen sogar in beschränktem Umfange in Livland Handel zu treiben[3], doch sollten auch sie ihre Ware nur in dem Hafen verkaufen, den ihre Schiffe zuerst angelaufen waren, nicht aber weiter ins Land hineinziehen, und ganz verboten war ihnen der Handel mit den Russen. Denn, so wurde aus Livland auf die Klage der Holländer über diese Beschränkung geantwortet, entstände bei einem solchen holländisch-russischen Handel Streit, so müßten das die Livländer entgelten, die mit den Russen die Kreuzküssung geschlossen hätten[4].

Ein größeres Recht noch als den Holländern war den Genossen der Hanse eingeräumt, bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts war es ihnen gestattet, auch in Riga mit den Fremden der Hinterländer ohne Vermittlung der Bürger zu verkehren und zu handeln[5]. Dann aber ist in der Zeit des großen preußischen Krieges, unter

---

[1]) Stolze, Die Entstehung des Gästerechtes in den deutschen Städten des Mittelalters. 1901. S. 7. 94. — [2]) Napiersky, Quellen d. Rigischen Stadtrechts. 127. Bursprake aa. 1405 [ibid. 214] § 20: ok so en schal nen gast gud in desser stad kopen, dat he hir wedder vorkopen wil, by dren marken rig. — [3]) HR. 7, 419; II 1, 151, Beschlüsse aa. 1423, 1434. Reiche Freiheiten gewannen die Holländer seit 1443 in Dänemark. Stein, Beitr. z. Gesch. der Hanse (1900) 99, 132. Daenell, Hans. Gesch. Bl. 1902, 28. Über Rigas Beziehungen zu den Niederlanden vgl. Siewert, Rigafahrer 39, 147. LUB. 10, XXXII. — [4]) LUB. 9, 180. Vgl. oben. — [5]) Daenell, Hans. Gesch. Bl. 1902, 9.

dem der Handel auch in Riga so schwer litt, wie man das früher nie gekannt hätte, um das J. 1460 in Riga das Verbot ergangen, Gast dürfe überhaupt nicht mit Gast handeln. Wohl hat dieses Verbot sogar bei den andern livländischen Städten schweres Bedenken erregt, wohl ist Lübeck darüber höchst unwillig geworden, — der Rat von Riga nahm sein Verbot nicht zurück, er erklärte, daß sich seine Bürger und Einwohner oft und viel über die Gäste beklagt hätten, die sie in allen Hantierungen außerordentlich schädigen und benachteiligen, daher die fleißige Bitte ergangen sei, hierein Wandel zu schaffen; man habe das zu Herzen genommen und gründlich erwogen und, wie das geziemend und billig sei und wie das jeder ehrliche Rat einer Stadt in allen Landen allerwege gern tue, für Nutzen und Gedeihen der Bürger und Einwohner gesorgt; es sei das niemand zur Verkürzung und zuwider geschehen und man wolle deswegen nicht mit den Hansestädten in Unwillen sein, vielmehr sie in alter Freundschaft hegen und schirmen[1]. Und Riga ist bei seiner Vorschrift geblieben. Einige Jahre später, im J. 1469, schrieb Riga an Lübeck[2]: wir halten das hier in unsrer Stadt wie das bei euch und in allen guten Städten von alther gewöhnlich und in den Burspraken festgesetzt ist, um unsere Bürger und ihre Gesellen bei Brot und Nahrung zu erhalten, daß Gast nicht mit Gast kaufschlagen dürfe, bei einer Strafe von 10 Mark, über die sich beklagen darf, wer da meint, daß ihm Unrecht geschehen.

Über diese Frage ist noch viel verhandelt worden. Lübeck hat deswegen bei den Landesherren in Livland geklagt[3], was in den Städten großen Unwillen erregte. Wenn auch nicht zu allen Zeiten in aller Strenge[4], so ist doch im Ganzen in den Städten Livlands der Satz aufrecht erhalten: Gast darf nicht mit Gast kaufschlagen. Die andern Städte Livlands sind dem Beispiel Rigas gefolgt. Viel Gut hat Livland dadurch gewonnen, aber auch viel Liebe verloren.

Die Folgen des allmählich immer größer werdenden Zwiespalts zwischen Livland und der Hanse und ihrem Vorort Lübeck traten um so schroffer hervor, als sich die Verhältnisse in Nowgorod plötzlich völlig änderten. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts

[1]) HR. II 4, 527. 532. Siewert, Rigafahrer 155. — [2]) HR. II 6, 109. — [3]) ibid. 113. — [4]) HR. III 6, 485 § 62.

vollendete sich rasch nach dem festen Willen eines politisch bedeutenden Fürsten die Umwandlung der lange in zahlreiche Kleinstaaten zerrissenen russischen Lande in den Großstaat von Moskau. Im J. 1478 mußte auch Nowgorod sich dem Großfürsten Iwan von Moskau ergeben. An Stelle der oft unruhig bewegten Republik von Nowgorod trat auch für den Norden Rußlands der moskausche Großstaat. Dieser Wechsel wurde bald auch für den Hof von St. Peter entscheidend. Die Monopolisierung des russischen Außenhandels durch die Hanse und ihre Genossen, wie sie bisher bestanden, widersprach der Politik von Moskau. Lebhaft verlangte der Großfürst nach der Verbindung seines Staates mit dem Westen: mit dem Papst, dem Kaiser, dem König von Ungarn ꝛc. wurden Beziehungen angeknüpft. In der Theorie sollten die Grenzen Rußlands allen Völkern gleich offen sein. Wer das hinderte, war ein Feind Moskaus. Vor allem nach Livland sah man mißtrauisch hinüber. Durch die Besetzung Nowgorods und die dadurch erfolgte Erweiterung seines Gebiets bis an den Narvefluß war Moskau plötzlich nicht nur der Nachbar, sondern auch der Gegner Livlands geworden, wurde die russische Frage in hervorragendem Grade die Lebensfrage für Livland. Den Fürstentümern von Pleskau und Nowgorod war der livländische Ordensstaat gewachsen gewesen, ob er auf die Dauer auch Moskau werde widerstehen können, darin lag sein Schicksal.

Dem gegenüber hat die Unterwerfung Nowgorods unter Moskau für die Hanse nur untergeordnete Bedeutung. Allerdings wurde im J. 1478 über den deutschen Kaufmann und sein Gut in Nowgorod Arrest verhängt, er wurde mit syneme gude in Nouwgarden besath[1], so also auch die Hanse direkt von Feindseligkeiten getroffen. Als bald darauf der livländische Ordensmeister mit den Russen in schweren Krieg geriet, schienen wohl Lübeck und die benachbarten wendischen Städte Hilfe leisten zu wollen: man dachte daran, wie es auch der Meister wünschte, daß die gesamten in Livland verkehrenden Kaufgesellen sich zum Kriege gegen die Russen rüsten sollten[2], und als das nicht ausführbar war, beschloß man, daß eine Steuer in Riga, Reval und Pernau für den Meister erhoben werden möge. Aber Hamburg, Rostock, Wismar machten

[1]) HR. III 1, 62. — [2]) HR. III 1, 240: dat de gemeyne coppgesellen in Liflande verkerende mede uth maken schalen up de Russen.

hiegegen Bedenken geltend[1], die Verhandlungen verliefen ohne größeren Erfolg, Livland erhielt in diesem schweren Kriege keine wirkliche Hilfe vom Westen.

Im J. 1487 schienen wieder bessere Zeiten einzutreten. Auf dem Hansetage zu Lübeck im Mai dieses Jahres konnte ein aus Narva ausgegangener Brief der Ratsboten von Dorpat und Reval verlesen werden, daß sie nach schweren Kosten und langen Verhandlungen den Hof und die Kirche zu Nowgorod auf zwanzig Jahre nach der alten Kreuzküssung erhalten hätten. Als diese neue verlesen wurde, waren die Städte alle damit zufrieden[2].

Wieder hatten Dorpat und Reval, wenn auch mit viel Mühe und Kosten, den Frieden errungen. Alle waren zufrieden. Aber die Freude blieb nicht lange ungetrübt. Eine schwere Hand lastete auf Nowgorod, seine Blüte war dahin. Bereits im Friedensjahre 1487 klagt Dorpat über die Nöte, die der Kaufmann in Nowgorod erfahre, bald hören wir von einer höheren Steuer, die dort bei der Wage erhoben wird[3]. Und sollte jetzt über Streitigkeiten verhandelt werden, so genügte es nicht mehr Nowgorod zu besenden, jetzt müssen die Boten bis in das ferne Moskau gehen: 1489 haben Gesandte aus Reval und Dorpat dort ihre Klagen vorgebracht, aber nichts erreicht; wenige Jahre später, 1492, hat der Statthalter in Nowgorod Briefe aus Livland an den Großfürsten garnicht weiter befördert[4]. Die Verhältnisse wurden immer gespannter. Es traten bald auch Reibungen ein mit Russen, die in die livländischen Städte kamen: in Riga klagte man über Falschmünzer aus Polozk, in Reval wurden zwei Russen, der eine wegen Falschmünzerei, der andere umme eyne unspreklike stumme sunde[5] nach Stadtrecht schuldig gesprochen und hingerichtet. Das erregte im höchsten Grade den Zorn des Großfürsten und führte die Katastrophe über den Hof von Nowgorod herbei. Als eine neue Gesandtschaft aus Dorpat und Reval, die 1494 wieder vergeblich in Moskau verhandelt hatte, auf dem Rückwege Nowgorod erreichte, fand sie den Hof geschlossen, die Waren im Wert von 96,000 Mark arrestiert, den Kaufmann, im ganzen 49 Personen, gefangen[6].

---

[1]) ibid. 232 § 9; 276 § 9. — [2]) HR. III 2, 132 § 12, 13. Der Text des Friedensschlusses n. 136. — [3]) ibid. 301, 305. Nikitsky 284. — [4]) HR. III 3, 103. — [5]) Sodomie. LUB. II 1, 406. 467. HR. III 3, 103. 526. — [6]) HR. III 3, 389. LUB. II 1, S. 386.

In Livland entstand heftige Bewegung über diesen Gewaltstreich. Jahrelang ist hierüber, oft in scharfer Rede, verhandelt worden. Aber zum Schwert wollte man doch nicht greifen, es hätte jetzt gegen Moskau gezogen werden müssen, und das bedeutete etwas anderes, als in altgewohnter Weise gegen Nowgorod kämpfen. Selbst den Handel nach Rußland brach man nicht ab, er war zu vorteilhaft. Da aber die alten Wege gesperrt waren, suchte man neue. So streng es auch, wie wir hörten[1], verboten war, eine andre als die gewöhnliche Straße zu ziehen, man schlug doch „Beiwege" ein. Im J. 1497 beklagte sich Reval[2], daß kostbare Güter, wie Silber und Pelzwerk von Wiesel, Hermelin, Zobel auf Beiwegen in und aus dem Lande geführt werden. Als Kanevarer wurden die bezeichnet, die verbotene Handelswege einschlugen, unerlaubte Reisen machten. Auf einem Städtetag zu Walk im J. 1501 klagte Dorpat[3] über die ungewöhnliche Fahrt mit Silber und Tuch zwischen Pernau und Narva, auch daß Schiffe von Reval nach Iwangorod gehen zu großem, ewigem verderblichen Schaden und gegen alle Rezesse der Städte. Und auf einem Städtetag zu Wolmar im J. 1504 brachte wieder Dorpat die Frage wegen der Kanevarer vor[4], daß in einigen Städten sie zwar gestraft, auch Geld von ihnen gefordert werde, sie aber doch als ehrlich geduldet seien, trotz der Rezesse. Reval fühlte sich getroffen und erwiederte, es habe bei sich von keinem Kanevarer Strafe erhoben, wohl aber allerwege den Seinen wie allen andern verbotene Reise untersagt. Bald fürchtet man, daß neue Wege auch über Litauen und besonders über Wiborg gesucht werden, es heißt, da die Kanevarer in Lübeck russische Ware verkaufen, so werde auch Reval und Dorpat nichts übrig bleiben, als ihren Vorteil auch wider die Rezesse zu suchen. Vor allem wird Lübeck und Danzig von den livländischen Städten unlauterer Wettbewerb durch die Kanevarer im russischen Handel vorgeworfen. Namentlich klagt Dorpat wiederholt über die Kanevarer, so auf dem Hansetag vom J. 1506[5].

---

[1]) Im J. 1447 wurden die verbotenen Wege untersagt bei Verlust von Ehre, Gut, städtischen Privilegien, 1 Mark Gold. HR. II 3, 181, § 25. — [2]) HR. III 4, 5. — [3]) ibid. 422, § 16. 21. — [4]) ibid. 641, § 25. 26. — [5]) HR. III 5, 185, § 125, 133, 326 ff. Der Hansetag von 1506 erneut die Strafen von 1447, worüber eyn cedell . . . to Lubeke was upt rathuss gehangen.

Die alten strengen Gebote über bestimmte Straßen und Wege ließen sich eben nicht mehr aufrecht erhalten: was zu Wasser geführt werden sollte, zog auch zu Lande; aus Pernau ging der Weg in den Osten nicht mehr nur über Dorpat, man fand auch einen näheren nach Narva; aus Reval schiffte man sogar nach dem russischen Iwangorod; und die Nanevarer fanden Unterschlupf und Käufer in vielen Häfen. Neue Verhältnisse, größere Vorteile achteten nicht mehr morscher Schranken.

Fast noch schwerere Sorge und heftigeren Unwillen als Beiwege und Nanevarer erregten aber bei den livländischen Städten Rivalen, die unmittelbar an der russischen Grenze saßen und daher jetzt besonders gefährlich wurden. Der Großfürst hatte im J. 1492 auf der rechten Seite des Narveflusses die Livland bedrohende, bereits erwähnte steinerne Trutzburg Iwangorod aufführen lassen und konnte es nur gern sehen, wenn der Fremdhandel auch hieher den Weg fand. Gefährlicher aber wurde den andern livländischen Städten die Rivalität Narvas.

Narva nahm unter den livländischen Städten eine Sonderstellung ein: auf den Städtetagen ist es nie vertreten, Dorpat und Reval, die den Handel nach Nowgorod allein beherrschen wollten, verstanden Narva von der Hanse auszuschließen. Sah sich diese veranlaßt, den Verkehr nach Rußland zu sperren, und gehorchten die andern livländischen Städte, so erblühte in Narva, das sich an das Gebot nicht gebunden fühlte, der Kaufschlag besonders lebhaft. Strittig war sein Recht am deutschen Kaufhof in Nowgorod. Es trieb einen nicht unbeträchtlichen Handel nach Rußland, namentlich auch in Salz, verlangte, wenn es in Nowgorod durch das Gebot des hansischen Kaufmanns in seiner Nahrung beschränkt werden sollte, auch an seinem Recht Anteil zu haben, dann, so heißt es im J. 1417, aus welchem wir eine reiche Korrespondenz über diese Frage haben, wolle Narva auch alle früheren und zukünftigen Verordnungen der Städte mit ganzem Fleiß ernstlich und fest halten[1]. Die Stadt suchte Schutz bei ihrem Herrn, dem Ordensmeister. Dieser ist erstaunt, daß ihr der Besuch Revals verboten sein soll, bittet den Hochmeister, der wie in Harrien-Wierland so auch in Narva der Oberherr war, die Stadt zu fördern, ihr freien Verkehr in Preußen zu gestatten, es wäre zu

[1]) HR. 6, 443.

wünschen, daß, wie sie wollten, die burgere van der Narve mete in des koufmans recht und freiheit komen mogen, damit sie freien Handel haben, sonst werde das arme stedechen zur Narve wuste werden, da Reval und die andern Städte es zu bedrücken beginnen und nicht mit ihm kaufschlagen mögen. Der Hochmeister tritt dann auch für Narva ein, gestattet den Einwohnern der Stadt, die am ende des landes grenitzen sin gesessen, den Handel in Preußen[1].

Trotz alledem blieb die Lage Narvas bedrückt. Wohl hören wir von vereinzelten direkten Beziehungen Lübecks zu Narva im 14. und 15. Jahrhundert, aber eine den andern livländischen Städten gleichberechtigte Stellung in der Hanse ward ihr nicht zuteil. Als im J. 1426 der Ordensmeister seiner Stadt Narva ein Wachssiegel verlieh, wie es auch die andern Städte und der Petershof zum besiegeln guten Wachses hatte, fand es bei den Hansestädten keine volle Geltung. Wünsche Narvas in Betreff des Salzhandels und des Kleinhandels an der Grenze Rußlands zur Zeit einer Handelssperre wurden nicht gebilligt[2].

Eine allseitig befriedigende Lösung haben die Beziehungen Narvas zu den andern livländischen Städten und der Hanse nicht gefunden. Als nun im J. 1494 der Kaufhof in Nowgorod vernichtet wurde, dachte man in den wendischen Städten zuerst, die Verbindung nach Rußland werde gesperrt werden. Infolgedessen wurde 1495 im April, also noch vor Eröffnung der Schiffahrt, von Lübeck und den wendischen Städten nach Reval geschrieben[3], es sollen von dort keine Güter in die Narve und in die Newa verschifft werden, die livländischen Städte mögen den Verkehr so lange meiden, bis man sehe, wie sich die Dinge mit den in Nowgorod verhafteten unschuldigen Gefangenen gestalten werden. Aber dieses Gebot wurde nicht eingehalten, bereits nach drei Monaten klagen im Juni 1495 die wendischen Städte gegenüber Dorpat, Riga, Danzig und Pernau[4], daß etliche Kaufleute der Hanse über Narva auf verbotenen Wegen zu den Russen ziehen und mit ihnen Kauf und Verkauf treiben, was kläglich zu hören ist und uns sehr miß-

[1]) LUB. 2184, 85, 94. Hildebrand im LUB. 7, XXIX. HR. 6, 504 ff. Siewert, Rigafahrer 14, der aber von einer „Vernachlässigung der Interessen Narvas durch die Regierung der livländischen Landmeister" spricht. — [2]) LUB. 7, 406, 489. Siewert 15. — [3]) LUB. II 1, 175. — [4]) HR. III 3, 388 = LUB. II 1, 214 nur Regest.

behaget; es wird noch einmal Handel und Hantierung mit Nowgorod, Moskau, Pleskau bei Strafe verboten, die livländischen Städte sollen den ihren streng gebieten und jedermann warnen, daß sie sich solch ungebührlicher Kaufmanschaft mit den Russen gänzlich enthalten, nicht diesen, auch nicht den von der Narve weder zu Wasser noch zu Lande Güter zu- und abführen.

So drohte die Katastrophe auf dem Petershofe auch für Narva völlige Handelssperre nach sich zu ziehen. Aber die Wünsche der Hanse gewannen im Osten erst Kraft, wenn Livland Gehorsam leistete. Dieses aber wollte wegen des Schlusses des Hofes von Nowgorod den Frieden nicht gefährden. Nach langen Verhandlungen war es jüngst 1493 gelungen, den vor zwei Jahren abgelaufenen zehnjährigen Beifrieden mit Rußland von neuem auf zehn Jahre zu erneuen. Das ganze Livland, besonders das immer am meisten bedrohte Bistum Dorpat wollte ihn nicht gestört sehen. Was in Nowgorod geschehen war, berührte nur eine kleine Gruppe Angehöriger eines Standes, die Kaufleute in den Städten: Kaufmannsgüter waren in Nowgorod eingezogen, Kaufleute, zumeist aus überseeischen Städten, gefangen gesetzt worden. Die Solidarität der Interessen war nicht so groß, das als eine allgemeine Landesangelegenheit Livlands anzusehen.

Deswegen, schreiben im Juni 1495 die livländischen Städte den wendischen[1], dünket ihnen de copmanschop aftostellende noch tor tiidt nicht radtzam. der Großfürst könnte dadurch gereizt werden, die Gefangenen könnten in noch schwerere Angst, Not und Gefängnis kommen, dazu diese Lande, besonders das Stift des Herren von Dorpat, in Fehde geraten, daher Seine Gnaden dieser seiner Stadt Dorpat nicht gestatten will, die Kaufmannschaft zu verbieten; die livländischen Städte wollen jetzt den hochwürdigen Herrn Meister[2] von wegen der Hansestädte und sonderlich um der Gefangenen wegen bitten, auf des Kaufmanns Kosten eine Botschaft an den Großfürsten abzufertigen, denn sie wissen hier im Lande sonst niemand, der die Botschaft fördern könnte. Infolge dieser Auseinandersetzung, daß der Bischof von Dorpat, wohl auch der Meister, vor allem aber die livländischen Städte gegen ein Verbot der Kaufmannschaft, die vorbedinge der copenschop,

---

[1]) HR. III 3, 394 = LUB. II 1, 211. — [2]) Wolter von Plettenberg, Ordensmeister 1494—1535.

waren, hielt es auch Lübeck für ratsam[1], das Handelsverbot zurückzuziehen, da es „zur Zeit den Städten in Livland, die die Lage dieser Sache besser als wir kennen, nicht ratsam und nütze erscheine, ein solches Verbot so streng zu halten."

Übersieht man die in großer Fülle vorliegenden Schreiben über den Untergang des Hofes von St. Peter, so erkennt man, daß die Gefangenschaft der deutschen Kaufleute allgemein tief bedauert wurde, vor allem natürlich in den Städten, woher sie stammten: im ganzen waren im J. 1494 auf dem Petershof 49 Personen gefangen gesetzt, von denen allein 17 nach Lübeck gehörten; weiter wurden Kaufleute aus Hamburg, Lüneburg, Münster, Dortmund, Frankfurt, Greifswald ꝛc. zurückgehalten, aus Livland stammten drei aus Reval, sieben aus Dorpat[2]. Man erkennt aus diesen Zahlen, wie lebhaft doch noch die überseeischen Städte sich an dem Handel mit Nowgorod beteiligten, die livländischen treten fast zurück.

Die in die Gewalt des Großfürsten geratenen zu befreien, wünschten natürlich alle Städte lebhaft. Lübeck wollte darüber Schreiben, die freilich nur Bitten enthielten, nach allen Seiten, auch an den Großfürsten selbst ausgehen lassen[3]. Aber im ganzen machte doch die Schließung des Kontors von Nowgorod auf die Städte jenseit des Meeres nur geringen Eindruck. Für sie hatte der Hof bereits seit längerer Zeit seine früher so große Bedeutung verloren[4]. Nicht für die Hanse, wohl aber für Livland war die Verbindung mit Rußland auch noch im 15. Jahrhundert Lebensfrage. Den russischen Kaufschlag ganz an sich zu ziehen, der Stapel des russischen Handels zu werden, ist je länger je mehr der Wunsch der livländischen Städte. Weniger bei Riga, das gegen Ende des 15. Jahrh. durch mancherlei Unruhen geschwächt war, namentlich durch Bewegungen in der kleinen Gilde, vor allem aber durch den

---

[1]) HR. III 3, 396 = LUB. II 1, 220. — [2]) HR. III 3, 390 = LUB. II 1, S. 386. Hier werden auf Grund der ausführlichen Nachricht der lübischen Chronik des Reimar Kock drei Namen aus Reval angeführt, später wird lange über vier Gefangene aus Reval, mit z. T. andern Namen verhandelt, so LUB. 563 u. ö. Aus Riga und Pernau wurden bei der Katastrophe in Nowgorod keine Kaufleute gefangen gesetzt. — [3]) LUB. II 1, 127, 128, 172. — [4]) Das hat Schaefer in HR. III 3, VI scharf betont. Köln erklärt 1506 auf einem Hansetag zu Lübeck bei Klagen über die Ereignisse in Nowgorod, dat on von den dingen nicht mehr, dan so itzundes gehort, bewusst were. HR. III 5, 185 § 123. Immerhin ist zu beachten, daß unter den Gefangenen in Nowgorod der überwiegend größte Teil überseeische Kaufleute waren.

letzten großen Bürgerkrieg, in dem es von Plettenberg besiegt war. Es tritt bei diesen Verhandlungen mit Rußland sehr zurück, klagt, daß früher ungewöhnliche Wege dorthin freigegeben seien, erklärt noch im J. 1504 auf einem Städtetag zu Wolmar, die russische Sache betrifft vor allem euch von Dorpat und Reval, da wir nach Nowgorod wenig Verkehr haben[1]. Dorpat steht hier an erster Stelle, noch vor Reval, will den russischen Handel durchaus beherrschen, auf seine alten Ansprüche nicht verzichten, es verlangt, daß von Nowgorod des copmans boke . . na dem olden von Reval dem Rat zu Dorpat zugestellt werden, damit man sie hier durchsehe und verwahre; und es setzt diese Forderung in der Tat durch[2]. Dazu hat es den Markt von Pleskau völlig an sich gebracht. Reval sieht mit Neid, wie Dorpat und Narva aus dem russischen Handel reichen Gewinn erwerben[3]. Nicht erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts ertönt die Klage, der Handel nach Osten ziehe an Reval vorüber.

Wollten die livländischen Städte auch durchaus einen Krieg gegen Rußland vermeiden, so wünschten sie doch um so lebhafter, daß der Großfürst besandt werde, damit die in Nowgorod Gefangenen befreit, die dort erlittenen Verluste ersetzt, der Handel wieder in alter Weise freigegeben werde. An Verhandlungen hat es denn auch in den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts nicht gefehlt; Litauen, Polen, die livländischen Bischöfe, Papst und Kaiser sollten helfen[4]. Vor allem aber setzten die Städte ihre Hoffnung auf den hochwürdigen Herrn Meister, und wirklich gehandelt hat nur Wolter Plettenberg, der eben damals, im J. 1494, Oberhaupt des livländischen Ordens geworden war. Seine Arbeit um die Sache des Kaufmanns fand auch bei Lübeck volle Anerkennung[5]. Immer und immer wieder gehen seine Boten nach Moskau, und sein, des Fürst-Meisters Wort hat auch hier Gewicht. Nachdem mehrere in Reval und Riga zurückgehaltene Russen hatten heimkehren dürfen, wurden 1496 zunächst die sprakeler, die in Nowgorod die Sprache hatten lernen sollen, freigegeben, und endlich, da auch der Großfürst, Alexander von Litauen, sich dafür verwandt

[1]) HR. III 4, 639, § 9: de sake belanget juw van Derpte unde Revele aldermest, wente wy uns der Nougwarschen reise weynich bekummeren. — [2]) LUB. II 1, 668, 849. HR. III 4, 366. 368. — [3]) Arbusow im LUB. II 1, XIII, XXI. — [4]) Siehe die wertvolle Einleitung, die Arbusow LUB. II 1 gegeben hat. — [5]) HR. III 4, 46.

und der Fürst-Meister mehr als einmal den Großfürsten besandt hätte, um wegen der Boten und Kaufleute das Haupt zu schlagen[1], entließ Iwan 1497 auch die andern Gefangenen, mit Ausnahme von vier aus Reval stammenden, die dann 1498 aus Nowgorod nach Moskau abgeführt wurden, von wo sie 1499 in rührendem Brief ihr Elend schildern[2].

Eine Botschaft, die der ganze hansische Bund nach Moskau entsandt hätte, wie man das in Livland lebhaft wünschte, kam nicht zustande. Es schreckten die großen Kosten, sodann erklärten die wendischen Städte, sie seien über die russischen Verhältnisse nicht unterrichtet, und in der Tat waren diese ihnen völlig fremd geworden. Als Lübeck auf dringenden Wunsch des geehrten Ordensmeisters sich noch einmal entschloß im Namen der Hanse, der man russischerseits noch immer Gewicht beilegte, an Verhandlungen teilzunehmen, die 1498 in Narva mit den Russen gepflogen wurden, konnte es seinen Boten nur vorschreiben, danach zu trachten, daß das Alte erhalten bleibe, im übrigen sich nach dem Rat des Ordensmeisters zu richten. Neue selbständige Wege wußte das Haupt der Hanse in russischen Fragen nicht mehr zu finden.

Auch diese mit viel Mühe ins Leben gerufenen Verhandlungen von Narva im J. 1498 waren fruchtlos. Zur Hauptfrage, der Wiedereröffnung des Hofes von Nowgorod, kam man garnicht, er wurde nicht wieder aufgetan. Freilich auch nicht, wie namentlich Danzig gefürchtet hatte, der Weg nach Rußland geschlossen, vielmehr über Reval, Dorpat, Narva ein lebhafter Handel in den Osten getrieben.

Die Gesandtschaften, auch die vom J. 1498, bereiteten natürlich große Kosten. Sie zu decken wurde auf einem Hansetag zu Lübeck im Mai 1498 beschlossen, daß eine Steuer, etlick ungelt, sowohl in Livland erhoben als auch zu Lübeck erlegt werde, nämlich von allen Gütern, die von Reval nach Lübeck kommen und im russischen Handel gekauft oder verkauft sind, von 100 Mark lübisch 4 Schilling, d. h. $^1/_{400}$ des Wertes[3]; in gleicher

1) LUB. II 1, 507: Der forst meister habe mere wan zu eynem male zu uns gesandt, umb den botten und kaufman das heubt zu schlagen. — 2) ibid. 688, 818. — 3) 1 Mk. lüb. = 16 Schilling. Dieser Zoll zur „Ablegung der Moskowiter Legationskosten und zur Unterhaltung des Nowgoroder Contors“ blieb in Lübeck lange bestehen, wurde sogar 1605 noch einmal aufgerichtet, obgleich er „schon seit 70 bis 80 Jahren nicht mehr gehörig angewandt sei.“ Siewert, Rigafahrer 8.

Höhe soll auch in Reval von allen nach Rußland gehenden oder von dort kommenden Gütern Zoll erhoben werden, von 100 Mark ein Verdink, und ebenso in Dorpat von allen über Riga und Pernau gehenden, für den russischen Handel bestimmten Waren[1].

Dieser Zoll ist Gegenstand langer Auseinandersetzungen geworden. Dorpat klagte, hier käme wenig zusammen, der Zoll störe den Handel, denn, so schreibt es im Mai 1499 an Reval[2], wenn in früheren Zeiten einige Güter über Riga und Pernau hierher gesandt wurden, so geschah das, weil de reiisse vrii was; nachdem aber hier Zoll gefordert wird, werden zodane wege nicht vorsocht. Die vornehmste Einnehmerin dieses Zolls für die Gesandtschaft von 1498 wurde Reval, dort liegt im Archiv noch heute ein Heft[3], das wohl aus dem Jahre 1516 stammt und ein Register enthält über den entfanck des punttols van beghin anno [14]98: die Summen laufen nur langsam ein, schließlich sind es nach vielen Jahren 2200 Mark; dem gegenüber hat Reval für russische Gesandtschaften große Summen ausgezahlt: bereits 1494 hatte die Witwe des vorstorbenen Ratsendeboten Gottschalk Remmelinckrode über 3200 Mark erhalten, von den Zollgeldern waren bereits 1501 dem Ordensmeister über 2000 Mark übersandt, an Lübeck waren Zahlungen geleistet usw.

Als zu Beginn des 16. Jahrhunderts Gesandtschaften nach Rußland immer wieder nötig wurden, suchte man, da die Kosten sehr beträchtlich waren, die Einnahmen von den Zöllen zu steigern: im J. 1504 machten Reval und Dorpat auf einem Städtetage zu Wolmar eine Vorstellung[4], daß auch von Silber und andern wertvollen Gütern, die in Riga ankommen und durch den Handel über Litauen zu den Russen gehen, Zoll in Riga erhoben werden möge. Daß bares Geld, wenn es verschifft wurde, Pfundzoll erlege, ist in älterer Zeit wiederholt gefordert worden[5], und 1508 wird festgesetzt, daß in Dorpat und Reval Silber nicht unvorpundet, d. h. ohne Pfundzoll eingeführt werde[6]. Jetzt wollte man 1504 den russischen Handel auch bei den Gütern besteuern, die über Litauen nach Rußland gingen, außer bei andern wert-

[1]) LUB. II 1, 680, § 103—106, Auszug aus HR. III 4, 98. — [2]) HR. III 4, 356 = LUB. II 1, 809. — [3]) HR. III 4, 98[b]. Siewert 149. — [4]) HR. III 4, 642, § 35. — [5]) Stieda, Revaler Zollbücher (1887) S. C. — [6]) HR. III 5, 479, § 4.

vollen Gütern, namentlich bei Silber[1]. Wie man bei dem lebhaften Handel, den Riga mit Litauen trieb, die Waren zur Besteuerung herausfand, die weiter nach Rußland gingen, ist schwer zu verstehen, muß aber für möglich gehalten werden, da Riga geneigt ist, auf den Vorschlag einzugehen, sobald solches von den überseeischen Städten vorgeschrieben und genehmigt werde[2]. Des Zusammenhanges mit der Hanse ist man sich in Riga noch voll bewußt.

Daß wenn für die Besendungen nach Moskau in den livländischen Städten Pfundzoll erhoben wird, solches nur auf Grund hansischen Rechts geschehen kann, erkennen auf dem Städtetag zu Wolmar 1512 Riga und Reval ausdrücklich an: da Frederik Korf als Bürgermeister von Narva der Gerechtigkeit und Privilegien der Hanse nicht genießet, auch in keiner Hansestadt besitzlich ist, soll er für sie auch nicht zahlen und des Pfundzolls enthoben sein[3]. Die hier angedeutete Entscheidung in der Pfundzollfrage wurde für Narva von besonderer Bedeutung. Den gesamten russischen Handel zu Wasser und zu Lande, Einfuhr und Ausfuhr wollte man besteuern, namentlich in den livländischen Städten sollte das kraft hansischen Rechts durchgeführt werden. Aber über Narva konnte der Bund das nicht verfügen, da Narva nicht Genosse war. Es war billig, daß das anerkannt wurde. Es erwuchs der Stadt dadurch nicht geringer Vorteil. Hier blühte nach dem Untergang des Hofes von St. Peter der russische Handel auf und mußte besonders lebhaft werden, da er zollfrei blieb. Narva wurde, besonders für Reval, eine immer schwerere Konkurrenz.

Obgleich Livland es an Gesandtschaften nicht fehlen ließ, auch als Moskau der Nachbar geworden, war der Erfolg doch nur gering: der Hof von Nowgorod blieb geschlossen, und die Grenze schien mit jedem Tag mehr gefährdet. In welch schwerer Sorge Plettenberg darüber war, erkennt man jetzt in größerer Deutlichkeit als früher, seit der neue Band des livländischen Urkundenbuches das Material für die ersten Jahre der Regierung des großen Ordensmeisters in reicher Fülle und sorgfältiger Bearbeitung

---

[1]) Wahrscheinlich handelt es sich um Rohsilber, vielleicht um die auch aus dem Westen eingeführten Silberbarren oder Silberkuchen, die im russischen Verkehr eine bedeutende Rolle spielten. Vgl. Ant. Buchholtz im Katalog der Ausstellung zu Riga 1896, S. 215. — [2]) HR. III 4, 642, § 36. — [3]) HR. III 6, 395, § 8.

bietet[1]. Nach allen Seiten werben Boten und Briefe des Meisters: wiederholt wird seit dem J. 1495 den deutschen Reichstagen zu Worms, Freiburg, Augsburg die Not Livlands vorgestellt, das doch auch ein Glied des Reiches, dessen Schutz gegen Osten sei, — mehr als Hoffnungen und Versprechungen bringen die Boten nicht heim. Auch auf dem Hansetag zu Lübeck traten 1498 Gesandte des Ordensmeisters auf, die ein hoher Beamter des Ordens aus Deutschland, der Landkumtur zu Koblenz Werner Spieß von Bullesheim begleitete. Wohl wurde hier auf den Brief Plettenbergs beliebt und beschlossen, Seine Gnaden nicht ohne Hilfe und Trost zu lassen, aber eine bestimmte Zusage erhielt Plettenberg nicht. Er habe wohl gehofft, schrieb er an Lübeck, auf eyn egentlick gruntlick unde vorseckert antwort, in welcher Weise und mit wie viel Volk oder Geld sein Land, wenn es die Not fordere, entsetzt werden sollte, worauf man sich verlassen dürfe, aber das habe man aus den übersandten Schreiben nicht vernehmen können[2]. Nur die sechs wendischen Städte hatten versprochen, daß sie den Ordensmeister nicht verlassen wollten, die andern Hansestädte, die doch auch der livländischen lande so vrye alse de sess wendessche stede gebrucken, hatten sich zu weiterer Hilfe nicht verpflichtet. Auch der Kumtur zu Pernau Evert von Werninckhusen, der im J. 1500 als Bote seines Meisters nach Deutschland ging, brachte wenig Trost heim[3].

Und dem gegenüber wurden die Nachrichten aus dem Osten immer drohender. Dreimal hatte der Meister in Pleskau vergeblich das Recht nachsuchen lassen, mit Hohn hatte man ihm zuletzt geantwortet, daß wii alle ym lande to Liflande sethen als de swiine yn enen swynekaven. Dat landt horde eme [dem Großfürsten] unde wolde woll alle havelude mit swepen uth deme lande yagen[4].

Auf dem Landtage zu Wolmar ließ der Meister im Januar 1501 durch seinen tüchtigen Sekretär Hildorp noch einmal die Not des Landes allen darlegen: nur die sechs wendischen Städte hätten

---

1) Zweite Abteilung. Bd. 1 f. d. J. 1494—1500. Herausgegeben von Leonid Arbusow. 1900. — 2) HR. III 4, 96 § 91; 160 = LUB. II 1, 680, § 91; 702. — 3) LUB. II 1, 979. — 4) LUB. II 1, XXV: = daß wir alle im Lande zu Livland wie die Schweine in einem Schweinekoben säßen. Das Land gehöre ihm [dem Großfürsten], und er wolle wohl alle Hofleute [= Kriegsleute?] mit Peitschen aus dem Lande jagen.

Hilfe versprochen, aber er fürchte, die Hilfe werde nicht groß und merklich sein, das schwerste werde über das Land kommen[1].

In dieser Not hat sich dann Plettenberg trotz schwerer Bedenken zum Bündnis mit Litauen entschlossen. Aber als er noch im Spätsommer dieses Jahres 1501 ins Feld rückte, blieb der Verbündete aus. Seine Schlachten hat der Meister 1501, 1502 allein, nur mit den Kräften Livlands geschlagen, zum Heil seines Landes, zum höchsten Ruhm seines eigenen Namens. Im Januar 1503 durfte auf dem Landtage zu Wolmar der Meister Städte und Kaufleute über See beschuldigen, sie hätten ihm trotz großer Versprechen wenig Hilfe geleistet, nur die drei livländischen Städte hätten ihm Trost gewährt. Im J. 1503 hat Plettenberg von der großen lübischen Schatzung nur 2200 rheinische Gulden empfangen. Im folgenden Jahr hat dann Lübeck dem Meister 5200 Mark auf ein Jahr zu Trost und Rettung Livlands zugesagt und bezahlt[2].

Als dann der Russenbesieger 1503 den Frieden annehmen mußte, nicht wie er ihn wollte, sondern wie er ihn erhalten konnte, nur auf sechs Jahre, und daß während dieser Zeit alle copenschop liggen sal unde geiin handel geholden werden[3], da sind die Städte unglücklich, fürchten, der Handel werde neue Wege durch Finnland und Litauen suchen. Auf dem Städtetag zu Wolmar 1504 wurde ein Brief der Städte über See verlesen, als ob der Meister die Kaufmannschaft und den Handel ganz vergessen habe, worüber syne gnade nicht klen vorbitterdt wardt. Die livländischen Städte haben dann ihren Herren gegen solche Anschuldigungen der wendischen gerechtfertigt[4]. Plettenberg hat wenig Dank für seine große Arbeit geerntet. Auch als ihm 1509 eine Verlängerung des Friedens gelang, entstanden hierüber heftige Auseinandersetzungen auf einem Städtetag zu Wenden, vor allem erschien es unerträglich, daß der vorteilhafte Salzhandel nach Rußland verboten wurde. Es galt für einen großen Erfolg, als nach langen Verhandlungen im J. 1514 Ratssendeboten von Reval und Dorpat im Namen der ganzen Hanse einen Beifrieden auf 10 Jahre zustande brachten, der den Weg wieder rein, den Handel mit Salz wieder frei machte[5]. Allein es war ein fauler Frieden,

---

[1]) HR. III 4, 394 § 1. — [2]) HR. III 4, 466 § 2; 637. — [3]) HR. III 4, 562 § 3. — [4]) RH. III 4, 634. 643 § 41. 644. — [5]) HR. III 6, 517.

die Hansestädte, Lübeck und die wendischen voran, aber auch Danzig, Köln mißbilligten den Schluß, der nicht nur den Deutschen den Handel in Rußland, sondern auch den Russen den Verkehr in deutschem Gebiet zugestand. Dazu suchte der Statthalter in Iwangorod den Handel hieher zu ziehen[1], auch gelang es nicht, den Hof in Nowgorod wieder einzurichten. Die Zeiten hatten sich geändert, aber man wollte und wußte sich nicht in sie zu schicken. Man verlangte nach dem alten, wo der stärkere Teil, der russische, von ihm nichts mehr hören wollte.

Der Glanz der Hanse verblich[2]. Die Beziehungen der preußischen Städte zum Bunde waren bereits lange nicht mehr so eng wie früher, wenngleich noch im J. 1498 Danzig erklärte, es wolle sich nicht von der Hanse trennen, sondern sich gegen die Holländer gleich den andern Städten halten, sobald auch Elbing, Königsberg, Memel und die livländischen Städte Riga, Reval, Dorpat, Pernau dasselbe tun[3]. Im J. 1503 klagt Riga[4] über de afsunderinge des kopmans van der stad Riga unde der overseschen stede van den dren liflandeschen steden. Der Besuch der Beratungen der Städte wurde immer mehr zur Last, die Ratssendeboten blieben oft aus[5]. Auf dem Hansetag zu Lübeck im J. 1511 bitten Riga, Reval, Dorpat, die bisher jede Stadt zwei[6] Boten zu den Versammlungen geschickt hätten, weil sie nach Lübeck einen langen bösen Weg hätten, auch daheim viele Verhandlungen mit großen Unkosten für ihre Städte abhielten, dazu oft wegen der Russen viele Gesandtschaften ausrichten müßten, daß es ihnen gestattet werde, nur zwei Ratssendeboten mit voller Macht in ihrer aller Namen zu schicken, nämlich zur ersten Versammlung zwei aus Riga, zur andern zwei aus Dorpat, zur dritten zwei aus Reval, und so fort. Es wurde darauf geantwortet, das gäbe ein böses Beispiel, auch wären sechs immer rattätiger denn zwei[7], die andern, besonders die wendischen Städte, kämen auch oft für das allgemeine

---

[1]) ibid. Einleitung XI. — [2]) Ende des 15. Jahrh. taucht in Hansestädten der Gedanke auf, „sich in der Bedrängung durch die Fürstengewalt einen Fürsten zum Schirrmherrn zu erwählen." Frensdorff. Hans. Gesch. Bl. 1893, 101. — [3]) HR. III 4, 151. — [4]) HR. III 4, 467 § 7. — [5]) Gegen Ende des 15. Jahrh. will Lübeck die Ladung zum Hansetag ergehen lassen bi pene ener loddige mark goldes unde vorlust der hansestede privilegia. Es ist das nicht durchgeführt worden. HR. II 6, 292. Frensdorff l. c. 87. — [6]) In der älteren Zeit in der Regel nur einer. — [7]) HR. III 6, 146: sosse weren yummer raddediger dan twe.

Beste zusammen, es möge doch beim alten bleiben. Worauf die livländischen Städte denn auch dat gelavet, das gelobet, sich gefügt haben.

Der Zusammenhang Livlands mit der Hanse lockerte sich seit dem 16. Jahrhundert. Der Städtebund sank rasch von seiner Höhe, im letzten Grunde, weil er nicht mehr wie bisher den Kampf durchführen konnte gegen das „nationale, mit aufsteigenden Kräften erfüllte, nach politischer und wirtschaftlicher Unabhängigkeit strebende nordische Volkstum“[1]. Dänemark erstarkte, Schweden wurde durch Gustav Wasa endlich ein selbständiges Königreich. Beide Länder duldeten nicht mehr den politischen Druck und die wirtschaftliche Ausbeutung durch den hansischen Kaufmann.

Im Westen, besonders in Lübeck, hat man durch das ganze 16. Jahrhundert den Wunsch nicht aufgegeben, den russischen Handel wieder zu gewinnen. Auf den noch immer abgehaltenen Hansetagen wurde wiederholt über die russische Frage verhandelt, das russische Kontor sollte wieder erneut werden. Als die Macht des Bundes und seines Hauptes gefallen war, dachte man noch im 17. Jahrhundert, es könnte wohl ein günstiger Wandel eintreten, gelänge es, im Osten wieder Zugang zu gewinnen zu jenem „Brunnquell, daraus aller Wohlstand hervorgeflossen“[2]. Die Tradition überschätzte die Bedeutung des russischen Handels. Vor allem auf Betrieb Lübecks beschloß man im J. 1603, noch einmal eine große hansische Gesandtschaft nach Moskau abgehen zu lassen, um die uralte freie Negotiation mit den Russen zu restituieren und die Fremden, besonders die Engländer, vom russischen Markt auszuschließen, zu dem sie seit einem Menschenalter einen neuen Weg durch das weiße Meer gefunden hatten, den sie bald eifrig befuhren. Die Gesandtschaft war völlig erfolglos. Man wußte nicht, wie sehr die Verhältnisse im Osten sich verschoben hatten.

Zwei Gründe haben seit dem 15., dann besonders im 16. Jahrhundert zusammengewirkt, die Bedeutung des russischen Handels für die Hanse zu mindern. Zunächst, wie bemerkt, die Politik Moskaus, welches die Monopolisierung des russischen Handels mit dem Westen, seine Konzentrierung in Nowgorod nicht dulden wollte.

---

[1]) Siewert, Rigafahrer 94. — [2]) Blümcke, Hansische Gesandtschaft nach Moskau im Jahre 1603. (1894) S. I. Siewert 10 ff.

So fiel der Hof von St. Peter. Alle Versuche, ihn wieder herzustellen, waren eitel, Zugeständnisse, die man in Moskau dafür errang, waren Schein.

Mit dieser Abneigung der moskauschen Handelspolitik gegen die Privilegierung des hansischen Kaufmanns begegnete sich die Politik der Städte Livlands[1]. Hatten sie schon früher auf Nowgorod und den russischen Handel den größten Einfluß geübt, so ging nach dem Untergang des Petershofes dessen früherer Handel immer mehr auf sie über. Der Vorteil war so groß, daß sie mit allen Mitteln danach trachteten, ihn sich zu bewahren, auch gegen den Willen anderer. Als Plettenberg vorschlug, da der Petershof doch verloren schien, den Stapel für russische Waren nach Narva zu verlegen, erklärten sich auf einem Tag zu Lübeck 1521, wo diese Frage lebhaft erörtert wurde, die drei großen livländischen Städte entschieden dagegen. Es hatte keine Bedeutung, wenn man damals beschloß, Dorpat möge auf dem Petershofe wieder Priester und Hofsknecht anstellen[2]. Der Petershof führte nur noch ein Scheindasein, die livländischen Städte wollten ihn garnicht wiederbeleben, sondern Reval und Dorpat den Handel des nördlichen Rußland nur in ihren Mauern treiben. Auch in Pleskau, so beschlossen im J. 1539 Riga, Dorpat, Reval nach wiederholten Verhandlungen[3], sollte kein Hof und Kontor entstehen.

Dazu galt in den livländischen Städten je länger je mehr der Satz, den russischen Handel treibt nur der Bürger der Stadt, wer das nicht ist, sei von ihm ausgeschlossen: Gast soll nicht mit Gast kaufschlagen. Die Durchführung dieser Forderung hat viel böses Blut erregt. Ost und West stemmte sich dagegen. In Rußland klagte man über die Engherzigkeit der Livländer, die den freien Handel hindern, bald vorschrieben, mit wem der russische Händler kaufschlagen dürfe, bald auch für die livländischen Städte den Satz erneuten, mit dem russischen Kaufmann nicht auf Borg zu handeln, oder verboten, daß gewisse Waren, so besonders Materialien für die Kriegsrüstung dem östlichen Nachbar zugeführt werden, damit nicht seine Kraft wachse. In Deutschland waren

---

[1]) Eine Geschichte des Handels der livländischen Städte, besonders im 16. Jahrh. zur Zeit hoher Blüte, fehlt. Die ausführlichsten, aber doch auch lückenhaften Nachrichten gibt Richter, Geschichte der Ostseeprovinzen 2, 422. — [2]) Sartorius, Gesch. d. Hanseatischen Bundes 3, 196. — [3]) Gadebusch, Jahrb. 1. 2, 359.

die Hansestädte in schwerem Unwillen, daß der russische Markt nicht offen sei, der Vorteil des russischen Handels nur den Livländern zufalle.

Ein reicher Quell der Erwerbes ist der russische Handel im 16. Jahrhundert für Livland geworden. Zu Wohlstand und Reichtum sind seine Städte gediehen. Aber die Folgen sind nicht ausgeblieben: Wohlleben und Üppigkeit haben sich gesteigert, die gepriesene gute alte Zeit ist doch tatsächlich vielfach eine böse gewesen. Als in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit dem Einfall der russischen Heere die Tage schwerster Not kamen, fehlte im Innern die Kraft, von außen die Hilfe. Die alten hanseatischen Bundesgenossen waren Livland entfremdet. In Scharen kamen sie in den ersten Hafen, den Rußland erworben hatte und ihnen öffnete, nach Narva. Daß die livländischen Städte unterdeß im langen Kriege zu verbluten drohten, hat die überseeischen nicht gehindert, mit deren Feinden gern und eifrig zu kaufschlagen.

D. Mai 1904.

Meine Lehr- und Schuljahre in Petersburg 1858—59.

Von

Th. Petzold.

Es war an einem schönen, sonnigen Septembertage 1858, da ich in Begleitung meiner Mutter und Schwester am Landungsplatze der finnischen Dampfer in Petersburg die wohlbekannten goldenen Kuppeln und Turmspitzen am Newaquai wiedersah. Ich stand damals in jenen bedeutungsvollen Jahren, wo der Knabe die Empfindung hat, als recke und strecke sich in ihm ein neuer Mensch, der Jüngling nämlich mit seinem Wollen und Tun, und diese Empfindung wurde noch gesteigert durch ein krankhaft impressionables Nervensystem, dem die Felliner Schuljahre nicht die von den Eltern erwartete Wirkung gebracht hatten. Was Wunder also, daß ich mich nach einem verständnisvollen Kameraden sehnte, der ja auch wirklich im Augenblick nicht ferne war. Am Ufer erwartete uns mein Vater und neben ihm ein kräftig und lebensvoll dreinschauender junger Mann, der nur wenige Jahre älter als ich, es war Eduard Gebhardt, heute, da ich dieses niederschreibe, in Westeuropa wohlbekannt und mit dem von ihm selbst wohl nie erstrebten Pour le mérite der Friedensklasse geschmückt. Gebhardt, Sohn des Propstes von St. Johannis in Estland, war eine jener Naturen, über die Eltern und Vormünder sich wohl zuweilen den Kopf zu zerbrechen pflegen. Nach Aussage seiner Erzieher, des Vorstandes der Werroschen Knabenpension Hörschelmann und des Revaler Gymnasialdirektors Gahlnbäck zwar ein braver Junge, aber ein keineswegs einwandfreier Schüler mit offenbar künstlerischer Veranlagung, hatte er mit Einwilligung

der nicht unbegüterten Eltern den Weg nach Petersburg genommen, wo er als Pensionär in meinem elterlichen Hause mit Feuereifer seinen künstlerischen Studien oblag und sich durch sein Wesen die Zuneigung nicht nur der ihm jetzt zunächst Stehenden, sondern auch aller Verwandten und Freunde des Hauses erworben hatte. Mit kräftigem Hopser war Gebhardt über den Landungssteg gesetzt, hatte nach herzlicher Begrüßung sich eilig des Handgepäckes bemächtigt und es dem nächsten Droschkenkutscher zugetragen. So also, sagte ich mir, sieht der junge Künstler aus, von dem meine Mutter mir so oft nach Fellin geschrieben und mit dem es mir jetzt vergönnt sein sollte zusammen zu leben, o, das wird sicherlich ganz herrlich sein.

Der Krimkrieg hatte damals vor nicht gar lange sein Ende erreicht, es war gerade die Zeit, von der Leo Tolstoj einmal gesagt haben soll, daß wer in jenen Tagen nicht in Petersburg gelebt, nicht wissen könne, was überhaupt leben heißt. Wieviel Schlacken, wie viel Schatten Zeit und Ort auch aufweisen mochten, wie unreif, übereilt und töricht manches Sehnen und Streben damals war, die Pulse der sonst so kühlen Newaresidenz schlugen lebhafter, es war etwas wie Frühlingshauch in ihrer geistigen Atmosphäre, dem sich auch die, russischem Sinnen und Trachten sonst meist so verschlossenen deutschen Kreise Petersburgs nicht zu entziehen vermochten. Als Symptom der Zeit machte sich vor allem die durch spezifisch russische Herzenswärme gekennzeichnete Annäherung der vor kurzem noch so scharf von einander geschiedenen Gesellschaftsklassen geltend, eine Annäherung, die sich namentlich auch in dem Bestreben der gebildeten Klassen dokumentierte, pädagogisch auf diejenigen Volkskreise einzuwirken, für welche Belehrung bisher immer eine so seltene Frucht gewesen war. Man überlege nur, glänzende Gardeoffiziere, die außerhalb des Dienstes sonst ausschließlich dem aristokratischen Salon angehört, tun sich mit armen, ihren täglichen Unterhalt durch Privatstunden kümmerlich fristenden Studenten, mit Künstlern zusammen, die, wie der Gebhard befreundete und später zu nicht geringem Ansehen gelangte Bildhauer Kamenski, kaum über die Mittel sich in einer Milchbude zu sättigen, verfügen, um, ja um der verwahrlosten Straßenjugend des Petersburger Proletariats nicht nur ein Weniges an Wissen und technischem Können, nein, auch Schulbücher, Speise

und Kleidung zu beschaffen und sie durch Schulung einer besseren, menschenwürdigeren Existenz entgegenzuführen. Jene bald nach ihrem Entstehen verbotenen und geschlossenen Sonntagsschulen mögen an manchem Mißgriff, an manchem Unverstand gekrankt haben, aber Lehren und Lernen gehörten als edle Vorzüge eben zu den Bedürfnissen jener hier von der Idee leicht gekräuselten, dort in kräftigem Wellenschlage bewegten Zeit.

Was ich an Schulwissen von Fellin nach Petersburg heimgebracht, war von bedenklich kleinem Umfang. Daß ich indeß nicht ganz untauglich für künftige Universitätsstudien, welche nun einmal in unsrer Familie für durchaus unerläßlich galten, dafür schien mir unter anderm vor allem das große Interesse zu bürgen, welches ich der „Allgemeinen Weltgeschichte“ entgegenbrachte. Der wohl zwanzigbändige Schlosser in der Kriegkschen Bearbeitung war damals mein Lieblingsbuch, seine liberale Denkweise entsprach dem Zuge der Zeit, sein moralisierender Rigorismus meiner jugendlichen Ausschließlichkeit, und Schlagworte, wie die Definition der Finanzwissenschaft als der Lehre von den Mitteln, um den Untertanen das Geld mit tunlich geringster Mühe aus der Tasche zu ziehen, mußten um so eher imponieren, als die derweilige Belletristik ja voll von ähnlichem war. Bei alledem ist mir dieser Autor mit seinem energischen Appell an den sittlichen Menschen bis zur Stunde lieb und wert geblieben. Auch für alles, was metrische Form trug, mochte ich keineswegs auf den Kopf gefallen sein und so viel Mühe mir die fremdartige Welt griechischer und russischer Laute auch an sich bereitete, die Rhythmen des Homer und Puschkin halfen leidlich darüber hinweg, weshalb es mir denn auch ganz unbegreiflich vorkam, wenn ich hörte, das so übliche Auswendiglernen von Gedichten sei zur Stärkung des Gedächtnisses nötig. In einem Punkte haperte es bei mir ganz gewaltig, und zwar im Punte der leidigen Mathematik. Unser guter Felliner Mathematikus, gewiß in seinem Fache wohlbeschlagen und nicht ohne Lehrbefähigung, mochte mit seinem Kreidestift noch so viele weiße Pünktchen auf die schwarze Klassentafel tüpfeln, um darzutun, daß der Punkt zwar eine Stelle im Raum bezeichne, ohne gleichwohl die Unbescheidenheit je so weit zu treiben, selbst einen Raum einnehmen zu wollen, die Sache leuchtete mir nicht ein und das Weiß der vielen, vielen kleinen Pünktchen sprach doch

allzu beredt gegen die ihnen so bereitwillig imputierte Bescheidenheit. Die Jugendverstocktheit gegen mathematische Wahrheiten mochte wohl bei mir wie bei so vielen andern auf einem zwiefachen Grunde beruhen, einerseits auf der, dem Willen nicht eben Ehre machenden Unfähigkeit, die Aufmerksamkeit Dingen zuzulenken, die einem, ich möchte sagen seelisch fremd und unsympathisch sind, und sodann auf einer wesentlich durch Eitelkeit bedingten Selbstsuggestion, die im Augenblick, da du einem mathematischen Examen unterworfen wirst, dir deine eigene Unfähigkeit dem Examinator oder sonstigen Assistenten gegenüber so nackt und grausig ungestalt zum Bewußtsein bringt, daß eine komplette Lähmung der entsprechenden Denkfunktion die unausbleibliche Folge davon zu sein pflegt. Der gute Gebhardt nun, durch Zeit und Umgebung selbst zur Lehrhaftigkeit aufgelegt, sah mein Elend und erbarmte sich meiner. „Nicht wahr", sagte er mir einmal, „es geht dir genau so wie mir selbst, du kannst dir eine deutliche Vorstellung nur durchs Sehen machen. Sag einmal, als wir beide neulich Kamenskis letztes Haut-Relief, den Cincinatus, wie er vom Pfluge geholt wird, uns zusammen ansahen, ist dir nicht da eine weit deutlichere Vorstellung von jenem alten Römer aufgegangen, als deine Bücher sie dir je geben konnten. Mit der Algebra ist es ein vertracktes Ding, ich selbst habe nie mit ihr zurecht kommen können, aber die Geometrie, nun, das ist doch etwas anderes, man sieht doch dabei, und da du eben nur sehend zu lernen pflegst, wirst du sie wohl auch überwältigen können. Ist aber einmal das Bewußtsein da, du könnest es mit der Geometrie aufnehmen, so hinkt vielleicht die Algebra so ganz sachtlichen nach, denn" — und das war ein Lieblingswort bei ihm — „mit Geduld und etwas Spucke fängt der Elephant die Mucke. Zum Zweiten aber, du scheinst mir ein ganz infam eitler Kerl zu sein, und die Eitelkeit, nicht auch einmal als Idiot erscheinen zu wollen, kann dich bisweilen wirklich dazu machen. Vor mir brauchst du dich nun aber ganz gewiß nicht zu genieren, ich selbst bin in Mathematicis immer etwas vernagelt gewesen und verfüge deshalb über ein gut Stück Geduld, die freilich nach Mirabeau die Tugend der Esel sein soll. Also, setzen wir uns gleich an diesen Tisch, schlagen den Westberg auf und nehmen die ganze Geometrie, von der du ja jetzt keine Silbe und ich nur einige Worte verstehe, in einem

Monat durch, denn so viel Zeit hat dir ja Vater bis zu deinem Eintritt in die Schule gegeben." Gebhardt war damals im Aktzeichnen von wahrhaft phänomenalem Fleiße und es war wirklich als kein geringes Opfer anzusehn, daß er sich mit nie versagender Regelmäßigkeit allabendlich zwei Stunden und mehr mir auf einem Gebiete widmete, das längst hinter ihm lag und durchaus keinen Zusammenhang mit seinen derweiligen Studien hatte. Wirklich kriegten wir es fertig, Planimetrie und Stereometrie in einem Monat zu überwältigen, freilich mit Ausschluß des rein rechnerischen Teiles, denn allen Kalküls, die sich beispielsweise um die Verhältniszahl von Peripherie und Durchmesser drehten, war er ebenso feind und abgeneigt, wie ich selbst, dem die Petersburger Petrischule erst die erforderliche Auskunft über diese schwarze Kunst geben sollte. Aus dem Munde zweier im baltischen Lande wohlbekannter Männer, des späteren Freiburger Professors Friedrich Bienemann und des Rigaschen Stadtarchivars Hermann Hildebrandt, habe ich hernach gehört, welch großen Verdruß ihnen beiden zeitweilig die Mathematika verursacht haben, ja letzterer vertraute mir einmal an, er habe sich Zeit seines Lebens keine wirklich überzeugende Vorstellung davon machen können, daß das dreiseitige Prisma sich durch Diagonalebenen in drei Pyramiden zerlegen lasse. Hier lag unverkennbar ein Mangel an Sehvermögen vor, über den Gebhardts künstlerische Veranlagung hinweghalf. Das Stereometrische war ihm überhaupt leicht zugänglich und unsympathisch nur das Rechnerische, zu dessen leidlicher Bemeisterung mir selbst wie später zu berühren wäre, ein Rat des braven Petrischullehrers Roßmann verhalf.

Gebhardt war eine durchaus einheitliche, ursprüngliche Natur, bei unbefangenstem Entgegenkommen gegen jedermann, doch offenbar von dem unbewußten Drange beherrscht, sein Ich nach dem ihm selbst innewohnenden Gesetze zu gestalten. Konventionelles Wesen, welche Gestalt es auch annehmen mochte, war ihm in der Seele verhaßt oder wurde mindestens von ihm belächelt, und die geringe Bedeutung, die er der äußeren Form in Tracht und Benehmen beizumessen pflegte, hätte ihm vielleicht an andrem Ort und in andrer Zeit manchen Verdruß eingetragen, den das über derartige Dinge damals leicht hinwegsehende Petersburg ihm ersparte. Die weite Strecke von unsrer in der Furschtatskaja

gelegenen Wohnung bis zur Akademie der Künste durchmaß er meist im Dauerlauf, selbst bei nicht unbeträchtlicher Winterkälte mit einem leichten, etwas schadhaften Sommerpaletot bekleidet und unbekümmert um etwaige anspruchsvollere Bekannte, die ihm auf diesem Wege begegnen mochten. Unter lautem Lachen konnte man ihn hernach erzählen hören, wie ihm unterwegs ein Obsthändler von seinem Ständer zugerufen: Охъ какой веселый парень и, понятное дѣло, въ карманахъ то пустехонько будетъ. Ein muntrer Gesell, das wollt ich meinen, bei leeren Taschen läßt sich's eben munter sein. Was Gebhard im Verkehr von einem recht häufig anzutreffenden Typus unsrer jungen Wissenschaftler gleicher Altersstufe vorteihaft unterschied, war das gänzliche Abhandensein alles Trachtens nach Berücksichtigung und Anerkennung, sowie aller Empfindlichkeit und Reizbarkeit etwaigen Zurücksetzungen gegenüber, lauter Eigenschaften, die sich leicht im akademischen Korpsleben einstellen, wo das Trachten nach Anerkennung und die Defensive gegen etwaigen Spott bei den nicht von vornherein Bevorzugten so häufig anzutreffen sind. Die völlige Unmittelbarkeit seines Wesens, ceteris paribus, wohl das sicherste Mittel Freunde zu gewinnen, verfehlte auch bei ihm diese ihre Wirkung nicht, und lebhaft erinnere ich mich, wie er uns einmal erzählte, ein junger russischer Aristokrat, Lyceist oder Rechtsschüler, mit dem der Zufall ihn bei Einübung irgend eines Oratoriums in der Petersburger Annenkirche zusammengeführt, habe ihm allen Ernstes den Vorschlag gemacht, die Kosten für seine weitere Ausbildung als Künstler tragen zu wollen, eine Geschichte, welche von dem ja durchaus keiner materiellen Beihilfe bedürftigen Gebhardt mit dem lachenden Hinweis begleitet wurde, daß Einfachheit in der Kleidung bisweilen doch wohl ihr Gutes haben könne.

Gebhardt war, wie schon hervorgehoben, ein großer Arbeiter und gehörte jener kleinen Anzahl von Sonntagskindern an, für welche die Arbeit nicht etwa, wie bei manchen, ein moralisches Gebot, eine sittliche Pflicht oder, wie bei den meisten, lediglich ein Mittel zur Befriedigung irgend welcher Wünsche und Bedürfnisse ist, bei ihm war sie ausschließlich und allein Lebensfreude und Genuß. Damals noch nicht der Richtung folgend, die sein späteres Schaffen in Deutschland bezeichnete, konnte man ihn einen ferventen Verehrer der Antike nennen, auf deren Pfaden zu jener

Zeit noch die älteren Vertreter der Petersburger Kunstakademie im Kampfe mit dem rasch Raum gewinnenden Realismus und spezifisch russischen Nationalismus der jüngeren zu wandeln pflegten. Sein Apoll von Belvedere, die eine Ecke des ihm eingeräumten Zimmers einnehmend, bildete den Gegenstand seiner steten Bewunderung und wurde von allen Seiten und in der denkbar verschiedensten Beleuchtung unablässiger Beobachtung unterworfen. Was sich indes von der, in ihrer Technik dem berühmten Pariser Muster folgenden Petersburger Schulung bei dem späteren gereiften Gebhardt erhalten hat, ist, von eben jener Technik abgesehen, im Grunde wenig; seine Kunstideale gehörten seit seinem Eintritt in die Düsseldorfer Akademie 1859 dem Westen, vor allem dem protestantischen Deutschland und Niederland an. Doch will es mir scheinen, als ob der vielbemäkelte Realismus eines Iwanow, der, von Rom heimgekehrt, noch bei Gebhardts Anwesenheit in Petersburg sein großes Gemälde Johannes der Täufer am Jordan ausstellte, nicht ganz ohne Wirkung an Gebhardt vorübergegangen und Gebhardts Christus — man sehe sich doch die durch Photographien sehr verbreietete Auferweckung von Jairi Töchterlein an — trägt oft ganz unverkennbar die typischen Züge des russischen Weltgeistlichen. Durch Tradition, häusliche Erziehung und Anlage durchaus im Ideenkreise lutherischer Religiosität wurzelnd, hat es Gebhard als seine eigentlichste Lebensaufgabe angesehen, dem christlichen Glaubensinhalt protestantischer Deutung eine germanische Erscheinungsform zu geben, dem eigentlich germanischen, das ihm durch Jugenderinnerungen so lieb und wert gewordene, finnoestnische Element beigesellend, denn dieses letztere trägt, zumal in den durch das Leben gereifteren Typen der Gattung, so viel germanische Züge an sich, daß die Verschmelzung beider Elemente kaum störend im Gemälde zu wirken vermochte. Mag es nun auf Blutmischung mit dem deutsch-schwedischen Herrentum, mag es, wie der Idealismus leichter geneigt sein dürfte, die Sache zu erklären, auf Einwirkung kultureller Elemente zurückzuführen sein, im Estenlande hat man auf Schritt und Tritt Gelegenheit, insbesondere unter älteren Leuten aus dem eigentlichen Landvolk Typen zu begegnen, die dem Germanischen außerordentlich nahe stehn. Friedrich Rückerts Kopf, in dem bekannten Titelbilde zu seinen Gedichten gleicht beispielsweise sprechend dem so manches

älteren Esten, zumal der Generation, die Gebhardt noch für seine Jugendbeobachtungen zu Gebote stand. Ethnographische Korrektheit, die Christus, seinen Jüngern und ihrer Umgebung die, dem germanischen Auge und der germanischen Seele so schwer zu entziffernden semitischen Gesichtszüge anheften müßte, ist für eine protestantische Kunst schlechtweg ausgeschlossen. Dem individuellen Trachten nach der Versöhnung mit Gott, wie es Luthers Rechtfertigungslehre fordert, muß bei dieser protestantischen Kunst die individualisierte Darstellung entsprechen und eine solche ist dem Künstler selbst nur möglich bei dem seelisch Sicheinsfühlen mit dem darzustellenden Gegenstande. Gebhardt ist als protestantischer Künstler katexochen ex vi termini schon der Künstler des nüancierten Ausdrucks. Der menschliche Gesichtsausdruck, unendlich wechselvoller und vielgestaltiger noch als die durch Himmel und Atmosphäre tausendfältigen Lichtreflexen unterworfene Meeresfläche, wird wohl von nichts in der Welt mannigfacher bestimmt, als von den Affekten, die der Gottesvorstellung im Menschen ihre Entstehung verdanken, eine Vorstellung, deren räumliche Projektion jener Himmel aller Himmel ist, an dem sie so gerne haftet. Ob es Gebhardt gelungen, jene Himmelsreflexe überall gleich schön, tief und sprechend wiederzugeben, kann in eingehender Weise hier nicht erörtert werden, das Streben danach schon ist ein hohes Verdienst. Oft, und wir sind fern davon, dem Künstler daraus einen Vorwurf machen zu wollen, mischt sich seinen Schöpfungen eine Nüance bei, die uns an Achim von Arnim's schönes Gedicht von der Schwalbe erinnert, deren Nest so oft zerstört wurde und die im Bauen doch nicht müde wird. „Im hohen Flug ist kein Gewinn, der hoch aus Lüften schaut, und ging er auch zur Ewigkeit, er paßt nicht in die Zeit, er ist von ihrer Freudigkeit geschieden himmelweit."

* * *

Die Frist von etwa sechs Wochen, welche mir mein Vater bis zum Eintritt in die öffentliche Schule geschenkt — die Aufnahmeexamina waren damals noch nicht so streng fixiert wie heute — diese Frist war für mich nicht ohne günstige Folgen geblieben. Ich war körperlich erstarkt, durch den Verkehr mit Gebhardt ganz entschieden gereift und empfand bisweilen in echt

knabenhafter Weise selbst Anwandlungen jenes baltischen Selbstgefühls, das zweifelsohne mit unter die Hebel zählt, denen der Balte seine nicht unbeträchtlichen Lebenserfolge zu verdanken hat. Die Vorstellung, daß der waschechte Petersburger kein Latein verstehe, eine Sprache, die doch immerhin das A und O in der Schule sei, diese Vorstellung stand bei mir bombenfest, hatte doch einer meiner lieben Vettern, damals lange schon wohlbestallter Landpfarrer, als er einst aus dem Dorpater Gymnasium in die St. Petersburger St. Annenschule verschlagen, gelegentlich der lateinischen Konversation in der Prima von Direktor W. in etwas überlegenem Tone gefragt wurde: „Können Sie auch verstehn, was wir hier reden?" mit der in ihrer Mehrdeutigkeit nicht ungeschickten Antwort: „Ja, zur Not", nicht gezögert. Endlich mußte ich in den sauren Apfel beißen und Mitte Oktober etwa machten sich mein Vater und ich nach der von unsrer Wohnung wohl gute zwei Werst entfernten Petrischule auf.

Die deutschen Kirchenschulen Petersburgs sind gewiß heute im Vergleich mit jener Zeit Musterstätten pädagogischer Fürsorge, damals, ich muß es leider gestehn, waren sie es bei weitem nicht in gleichem Grade. Wenn man in jenen Tagen, was ja nicht selten geschah, sie rühmte, so war das immer im Vergleich mit den gleichzeitigen russischen Anstalten des entsprechenden Typus, wer aber, dem die umfangreiche russische Memoirenliteratur, die von der hier in Frage kommenden Zeit handelt, auch nur einigermaßen bekannt ist, wird über die derweilige Beschaffenheit dieser letzteren Anstalten im Zweifel sein können. Die deutsche Schule stand eben konkurrenzfrei da, man lebte im alten Schlendrian dahin und erst die ernstlicheren Bestrebungen nach einer Aufbesserung des russischen Unterrichtswesens, die in eine spätere Zeit fallen, haben auch den deutschen Kirchenschulen Petersburgs zu der so überaus erforderlichen Mauserung verholfen.

Meiner jüngsthin noch so tapferen Brust bemächtigte sich doch eine gewisse Beklemmung, als wir den stattlichen Häuserkomplex in der großen Stallhofstraße erreicht hatten, denn das alles sah wohl grundverschieden aus von dem, wie man es in Fellin gewohnt gewesen. Gleich beim Eintritt der Portier, die breite teppichbelegte Treppe, die geräumigen Korridore, mit jeden Schritt zur Unhörbarkeit abdämpfenden, schier unübersehbaren

Sängern, der hochgewölbte Plafond und allenthalben ein eigentümlicher hochanständiger Schulgeruch, nicht zuletzt vielleicht durch diskret sich verbergendes Räucherwerk hervorgerufen. Das alles kontrastierte ganz gewaltig gegen den Felliner Zuschnitt, wo hier und da wohl auf den Korridoren die Reste eines mißachteten Butterbrots, eines auftauenden Schneeballs wahrnembar gewesen, den der Übereifer der Kombattanten bei einem Winterscharmützel vom Hofe in das Haus getragen. Wir werden gemeldet und betreten das Kabinet des Direktors, ein geräumiges, mit Aktenschränken umstelltes Gemach, mit einem einzigen auf den Schulhof hinausschauenden Rundbogenfenster; an seinem Sims vor wohlgeordnetem Schreibtische sitzend der Direktor selbst in der blauen Uniform des Unterrichtsministeriums, eine wohlgebaute zierliche Gestalt, etwas unter mittlerer Größe, mit glattgestriegeltem Haar und einer leidenschaftslosen, ja sanften Physiognomie, die ein wenig an den herkömmlichen Napoleonstypus erinnert; ihm zur Seite stehend der Inspektor, robust, breitschultrig, hochgewachsen, in Gestalt, Miene, Stimme den chronischen Ärger und die allaugenblickliche Gereiztheit, wie sie nun einmal dem richtigen Inspektor an einer großen Knabenschule ansteht, wo es von früh bis spät schelten und aber schelten gilt. Wir in unsrer Felliner Unschuld hatten uns von einem sogenannten Inspektor nie was träumen lassen, in Petersburg war er im Verhältnis zum Direktor ungefähr das, was im konstitutionellen Staate der verantwortliche Minister im Verhältnis zum Regenten ist, der Last- und Leidträger der leidigen Dinge, dessen Kontrasignatur letzteren von jedem Odium liberiert und ihm jene olympische Unnahbarkeit sichert, ohne welche sich die schuldige Pietät der Untergebenen so schwer denken läßt. „Nehmen Sie Platz“, wandte sich der Direktor, nachdem er sich erhoben und meinem Vater die Hand gereicht, mit einer sanften Baritonstimme, die zugleich etwas würdig Gehaltenes hatte, in der Richtung von uns beiden, und mochte es nun meine leicht erklärliche Verlegenheit oder, was auch möglich, jener hier durchaus unangebrachte baltische Aplomb gewesen sein, genug, ich machte allen Ernstes Anstalt, mich auf einen der zunächst stehenden Stühle niederzulassen. Aber da kam ich übel an, denn „stehen bleiben“, ranzte mich der Inspektor an, der, verglichen mit den Moll-Tönen seines Herrn und Meisters, immer mehr in Dur

sprach. „Der Vater sitzt, der Sohn bleibt stehn, so schickt es sich." Ich muß sagen, so wenig man uns in Fellin mit Glaceehandschuhen anzufassen pflegte, ein derartiger Ton war dort nicht der übliche gewesen. Man hatte dort auch humoristisch-gutmütige Nüancen zur Verfügung und griff nicht gleich von vornherein zum schwersten Geschütz, vor allem aber wurde die leicht erklärliche Verletzbarkeit des sich dem Jünglingsalter nähernden Knaben ein wenig berücksichtigt, das Ehr- und Anstandsgefühl desselben billiger Beurteilung unterzogen. Ich stand wieder stramm auf meinen zwei Beinen und der Inspektor hob sein nicht eben allzu rigoroses Examen mit mir an, das mir denn auch wirklich einen Platz in einer der oberen Klassen sicherte. Als es soeben sein Ende erreicht, trat der Oberlehrer der Geschichte ein. Wir haben soeben auch Ihre Arbeit getan, Herr L., wandte sich der Inspektor an ihn. Sie können den neuen Schüler gleich in Ihre Klasse nehmen. Herr L. rieb sich vergnüglich die Hände, offenbar war er mit des Inspektors Verfahren zufrieden und wenige Sekunden darauf saß ich schon unter seinen Schülern und nahm an dem Unterricht teil. Herr L. war in seiner Art eine ganz vortreffliche Lehrkraft, einen zusammenhängenden Vortrag, wie in Fellin, bekam man von ihm zwar nicht zu hören, er teilte seine Zeit mit Abfragen und dem Diktat eines sehr verständig gehaltenen Heftes, und nur wenn der Stoff besonders dramatischen Charakters, wurde die Gelegenheit wahrgenommen, ihm das Relief mündlicher Darstellung zu geben, für die L. eine ganz erstaunliche Wortplastik zu Gebote stand. Doch mußte man ihm bei Leibe nicht mit Dingen kommen, die nicht im Hefte standen. Als ich mir einmal die bescheidene Bemerkung erlaubte, da und da hätte ich das und das so und so dargestellt gefunden, ging es mir herzlich schlecht. „Sie haben nichts zu lesen und nichts zu hören als was im Hefte steht, das genügt und also: halten Sie den Mund!" — Wäre ich mit L. außerhalb der vier Schulwände zusammengetroffen, er hätte sich vielleicht als ein wesentlich andrer erwiesen. Das eben war ein Kardinalunterschied zwischen den Felliner Pädagogen und den Petersburger, daß erstere so ziemlich dieselben Menschen in der Schule blieben, die sie sonst wo sein mochten, die Petersburger dagegen sich in zwei Hälften zu spalten wußten, von denen die eine der leidigen Pflichterfüllung, die andre der Familie und dem

Amüsement gehörte, eine Zwiespältigkeit, die übrigens dem damali-Petersburger Deutschen überhaupt in Fleisch und Blut zu liegen schien. Mit dem Latein in der Schule ging es wirklich ungefähr so zu, wie ich es mir vor dem Eintritt in sie vorgestellt hatte. Unser Lehrer war zwar ein klassischer Philolog, wie man einen geschulteren schwerlich hätte auftreiben können, aber schon die Wahl der Autoren war eine ganz kuriose und mir zur Stunde nur dadurch verständlich, daß man dem Modebedürfnis des Publikums durch neue Namen Rechnung tragen wollte. Wer in aller Welt liest auf der Schulbank den archaistischen und stofflich so unjugendlichen Sallust, den bombastischen Curtius und nun gar, man höre und staune, statt der dem Jugendverständnis so adaequaten Aeneide Virgil's, dessen Eklogen, die, abgesehen von dem der Neuzeit so gänzlich veraltet erscheinenden Schäferwesen, mit ihrem Pastor Corydon und dessen formosem Alexis noch zu Gedankenreihen veranlassen konnten, die allerdings in der fast ausschließlich von sogenannten Tagesschülern frequentierten Petrischule weniger bedenklicher Natur als im Internate sein mochten. Was das schlimmste war, jener tüchtige Gelehrte, der neben dem Latein auch das seitens der Schüler mit wahrem Abscheu aufgenommene Griechisch traktierte, hatte es mit dem einstimmigen Protest der ganzen Klasse zu tun, welche ihn wohl bisweilen in des Wortes buchstäblicher Bedeutung gar nicht zu Worte kommen ließ. Dennoch blieb er, obgleich die Schulobrigkeit das alles am Schnürchen wissen mußte, und er blieb, weil man sich dem Publikum gegenüber mit dem gelehrten Manne brüsten konnte, ohne doch bei aller sonstigen Schneidigkeit das Zeug zu besitzen, ihn gegen die Insulten einer ihm direkt auf den Leib gehenden Schuljugend genügend zu schützen. — Als Lehrer der deutschen Sprache möchte ich noch Meyer's von Waldeck erwähnen, der, auch weiteren Kreisen als Universitätslektor, vor allem aber als Redakteur der Petersburger deutschen Zeitung bekannt, im Gegensatz zum erwähnten Herrn und ohne irgend medicamenta heroica anzuwenden, sich dauernden Respekt zu erhalten wußte und seinen Gegenstand verständnisvoll und anziehend behandelte. Koßmann, der Mathematiker, Schwager des hochverehrten Pastor Moritz von St. Annen, eine milde und humane Persönlichkeit, war gewiß zugleich auch sehr tüchtig in seinem Gebiet und verstand es, meiner Verstocktheit gegen die Algebra

dadurch abzuhelfen, daß er mich, ganz im Gegensatz zu dem obenerwähnten L., auf Hülfsmittel verwies, die außerhalb seines Vortrages lagen. „Ich würde Ihnen wirklich ernstlich raten, das und das Buch — er nannte mir Koppes Algebra — vorzunehmen, wenn Sie recht beharrlich sind, wird es Ihnen vielleicht aus den Nöten helfen. Koßmann hatte vollkommen recht, mein intermittierendes Denkvermögen war in den vier Wänden daheim reger als bei seinem Vortrag in der Schule und der gute Rat hat mir für die Algebra ähnliche Dienste erwiesen, wie Gebhardts Unterricht für die Geometrie. Eine eigenartige Persönlichkeit, deren Namen ich vergessen, deren Gestalt und Physiognomie mir aber heute noch deutlich vor Augen steht, war der Lehrer der russischen Geschichte, ein genuiner Russe, dessen Lehrtätigkeit sich übrigens allein auf den genannten Gegenstand beschränkte, da russische Sprache und Grammatik, dem sonstigen Usus nicht eben entsprechend, einer andern Lehrkraft zugewiesen waren. Herr X. tritt in die Klasse, besteigt das Katheder und senkt den großen runden Kopf auf den ans Pult gestemmten Ellbogen, so daß nur noch seine Frisur, ein dichter, kohlschwarzer Borstenball sichtbar ist: „Meine Herren, schreckliche Kopfschmerzen, wirklich schreckliche, ich bitte beschäftigen Sie sich.“ Hier und da wird gekichert, denn das Kunstmittel ist bekannt, man greift nach einem Lesebuch, einem Roman und dgl. Plötzlich Schritte auf dem Korridor, der elastische Gleichtritt des Direktors über den weichen Gänger, oder das wie eine Windsbraut herankommende Stampfen des Inspektors. Wie von der Tarantel gestochen, schnellt Herr X. von seinem Platze auf, stürzt sich mit seinem Lehrbuch, dem hoch geschwungenen Ustrjalow in der Rechten auf die in erster Reihe sitzenden Schüler und beginnt mit Donnerstimme: Swätopolk, der Ruchlose, nachdem er den ersten seiner Brüder umgebracht — aber weiter kommt er gar nicht, denn Gleichtritt oder Stampfen nebenan haben sich inzwischen fast bis zur Unhörbarkeit abgedämpft und Direktor und Inspektor sind offenbar augenblicklich im Begriff Wege zu wandeln, die jede unliebsame Überraschung ausschließen. Wieder sieht man den schwarzen Borstenball über das Katheder ragen und wieder seufzt es: „Schreckliche Kopfschmerzen, meine Herren, wirklich schreckliche, ich bitte, beschäftigen Sie sich.“

Wer so manches von dem soeben Erzählten auf Rechnung einer dem Unerfreulichen allzu gewogenen Phantasie setzen wollte, der möge doch in Betracht ziehn, daß es sich hier um die Jahre 1858/59 handelt, der Zeit, wo das alte Regime in Rußland, welches noch jüngst so manche Bewunderer gefunden hat, hart an der Grenze jenes Umschwunges stand, der, wie so vieles in Staat und Gesellschaft, auch die Schule unstreitig besseren Zuständen entgegenführte. Die deutschen Schulen Petersburgs befanden sich während jener Periode, genau so wie die russischen, unter dem Druck der Gesamtverhältnisse, und bezeichnend ist es, daß ein Saltykow-Schtschedrin einen ganzen Band seiner satyrischen Encyklopädie, die Herren Taschkenter nämlich, der russischen Schule in den vierziger Jahren gewidmet hat, von der die deutsche Petrischule der fünfziger Jahre breite Spuren aufwies. Zwar das alte Prügelsystem war schon geschwunden, wirklich empfindlicher Strafen kann ich mich nicht mehr entsinnen, aber jener grobe Ton, wie er wohl im Verkehr des Vorgesetzten, namentlich dem kleinen Beamten gegenüber, im Schwange, jenes Scheinwesen auf administrativem Gebiet, jene künstliche Trennung zwischen dem Amt als einer Bürde und dem privaten Wohlergehn, das alles konnte man in der Schule ebenso zu Gesicht bekommen, wie im behördlichen Organismus der Zeitperiode. Es sind die Verhältnisse, welche den Menschen machen, sagen ein Buckle und seine Schule und erhalten von Thomas Carlyle und der seinigen die Antwort: mit nichten, die hervorragenden Persönlichkeiten, die sogenannten Helden sind es. Ein halber Knabe noch und noch nicht zu gereiftem Bewußtsein durchgedrungen, überkam es mich bisweilen wie mit einer Ahnung jenes Widerstreits der beiden Deutungen des ethisch-sozialen Problems, denn wirklich schlagend war der Gegensatz zwischen der in sich selbst beglückten und daher andre beglückenden Künstler-Ichheit meines Stubengenossen und jener Schule, über der noch so mancher Nebel einer unerfreulichen sozialen Tradition lastete.

Literarische Rundschau.

Welcher Predigt bedarf die Gegenwart?

Eine derjenigen Fragen, welche die Jetztzeit in besonderem Maße bewegen, ist die nach der Beschaffenheit der christlich-kirchlichen Predigt. In Deutschland fing es an und kam dann auch zu uns herüber. Wie haben die Pastoren ihre Predigt zu gestalten, damit sie an den Menschen unsrer Zeit ihren Zweck erfüllt? — Das ist das Problem, welches immer wieder, und gerade in Predigerkreisen, auftaucht und um dessen Lösung nicht die schlechtesten Köpfe bemüht sind.

In der Mitte des verflossenen Jahrhunderts und darüber hinaus existierte dieses Problem noch nicht. Die Zuhörerschaft war im allgemeinen nicht gesonnen, an der Predigtweise des Pastors Kritik zu üben. War, was er bot, bisweilen schlechterdings trocken und langweilig, — immerhin war es Gottes Wort und mußte als solches Kraft haben. Etwaige Mißerfolge der Predigt fielen darum auch nicht ihr, sondern dem Hörer zur Last. Gottes Wort konnte nicht leer zurückkehren.

So weit ersichtlich, war diese Sachlage in erster Linie nicht die Frucht theoretisch-dogmatischer Erwägungen über Bibel, Gottes Wort und Inspiration, sondern hing mit der Entwicklung zusammen, die das religiöse Leben in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland und nächstdem auch bei uns genommen hatte. Auf die Zeit des religiös unfruchtbaren Rationalismus folgte bekanntlich das Erwachen eines neuen lebendigen Glaubens. Es war, als wenn der starre Winter gewichen wäre und hätte einem warmen, linden Frühling Platz gemacht. Hatte man vorher religiös gedarbt, so besaß man nun Nahrung die Fülle. Nicht mit Unrecht galten aber nun die Theologen im weiteren, die Prediger im engeren Sinne als diejenigen, die dem neuen Glaubensfrühling die Tore geöffnet hatten. Und so kam es denn

zu jenem unbeschränkten Vertrauen zu den Pastoren und insbesondere zu ihrer Predigttätigkeit, die die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts charakterisiert und dessen Nachwirkungen bis heute bemerkbar sind. So kam es zu der Scheu, an der Predigt Kritik zu üben.

Dem gegenüber hat sich heutzutage das Blatt wesentlich gewandt. Weniges ist so sehr der Kritik ausgesetzt, wie die Pastoren und ihre Predigt. In weiten Kreisen herrscht die Meinung, nicht die Zuhörerschaft hätte sich den Predigern gegenüber, sondern letztere hätten sich gegenüber der Zuhörerschaft zu verantworten. Ja, es hat sich als Folge solchen Zustandes vielfach ein Riß zwischen beiden Parteien gebildet. Wenn aber nun, wie es tatsächlich der Fall ist, jedes das andere für diesen Riß verantwortlich macht, — wer ist denn im Unrecht? Wer trägt die Schuld? Vielfach ist man geneigt, den Konflikt mit dem Hinweis auf das Wort des Paulus von dem Gegensatz menschlicher Weisheit und törichter, aber göttlicher Predigt (1 Kor. 1, 21) zu lösen. Oder man verweist wohl auch auf das Wort Christi: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.“ — Nicht alle aber haben sich hierbei beruhigen können. Man wollte beobachtet haben, daß oft ernste, der Sache des Christentums innerlich nahestehende Menschen, der Kirche und den Predigten den Rücken kehrten, weil sie dort nicht fanden, was sie suchten. Anstatt ihrer glaubte man in der Umgebung der Prediger vorherrschend Leute zu bemerken, denen es wesentlich darauf ankam, sich von ihnen in eine fromme Stimmung, einen hypnotischen Zustand der Gefühlsseligkeit versetzen und darin festhalten zu lassen. Neben ihnen sah man Leute, die kirchlich waren, weil es so zum guten Ton gehörte. Den sittlichen Ernst der Religion aber, die Verpflanzung derselben in das Alltagsleben meinte man bei den einen und bei den andern zu vermissen. Aus solchen und ähnlichen Beobachtungen zog man den Schluß, daß angesichts des oben erwähnten Risses die Pastoren die Schuld trügen, daß ihre ganze Wirksamkeit, speziell ihre Predigt, eine ganz andere werden müsse.

Nun liegt es ja in der Natur der Sache, daß weder jene Beobachtung, noch der daraus gezogene Schluß allgemein zwingend sind. Wer da nicht will, kann immer noch auf dem Gegenteil fußen. Wenn die Zuhörerschaft nicht ist, wie sie sein soll, so liege das eben daran, daß sie die Predigt des Evangeliums mißversteht. Wenn so und so viele dieser Predigt den Rücken kehren, so liegt das daran, daß ihr Ernst und sittliches Streben denn doch nicht so groß sind, wie es vielleicht den Anschein hat. Die Predigt um dieser Leute willen umgestalten, hieße das Wort Gottes preisgeben.

Bevor aber dieser Art der Strich unter die Rechnung gesetzt wird, sei doch noch auf die neueste Kontroverse über unsern Gegenstand aufmerksam gemacht. Vielleicht ist doch diesem oder jenem daran gelegen, an der Hand jener Kontroverse seine Rechnung vor dem Abschluß zu verifizieren. Unter den recht zahlreichen hier in Betracht kommenden Schriften sind folgende hervorzuheben: Häring, Zeitgemäße Predigt, 1902; Niebergall, Wie predigen wir dem modernen Menschen? 1902; Baumgarten, Predigtprobleme, Hauptfragen der heutigen Evangeliumsverkündigung, 1904 und Drews, Die Predigt im 19. Jahrhundert, 1904. Bei uns zu Lande hat sich, wenn auch in kurzer, aphoristischer Weise, zu unsrer Frage Pastor E. Külpe geäußert und zwar in dem Jubiläumsheft der „Mitteilungen und Nachrichten" v. Oktober 1902 unter dem Titel: „Was können wir von der modernen Richtung lernen?" Insbesondere aber sei hier auf die Schrift eines deutschen Pfarrers Walther Wolff hingewiesen: „Wie predigen wir der Gemeinde der Gegenwart?" Dieselbe verdient schon deswegen Beachtung, weil sie, mit Bewußtsein sich auf die bisherige einschlägige Literatur stützend, kurz, gründlich und dazu mit großem Ernst in die ganze Frage einführt. Es ist offenbar mehr als sentimentale Phrase, das Wort des Verfassers: „Ich glaube, es war nie so schwer, wie heute, Prediger zu sein."

Sehen wir näher zu, was er uns zu sagen hat. — Weit entfernt, „die Predigt des Evangeliums den wandelbaren Wünschen der Menschen ausliefern" zu wollen, hält W. es für die Voraussetzung aller Verhandlungen über zeitgemäße Predigt, daß sie als „ewigkeitsgemäß" angesehen werde und als solche im Gegensatz zu allem Zeitgemäßen stehe. „Wir predigen etwas ganz Bestimmtes, Sicheres, Altes, Bewährtes, nur einer bestimmten Zeit." Letzterer Umstand legt aber freilich die Verpflichtung auf, das ewige Evangelium seiner Zeit plausibel, faßbar zu machen, eine Verpflichtung, deren sich übrigens schon die neutestamentlichen Autoren bewußt gewesen seien.

Wie kann der Prediger dieser Verpflichtung genügen? Verfasser weiß etwas davon, daß es mit dem bloßen „Zeugnis" nicht getan ist. Ein überzeugungstreues Zeugnis flößt zwar Achtung ein, läßt aber erfahrungsgemäß inhaltlich den Hörer oft ganz kalt. Zu überzeugen vermag es nur, wenn zwischen Hörer und Redner Berührungspunkte vorhanden sind. Und solche Berührungspunkte aufzusuchen und festzuhalten ist die Aufgabe des Predigers, soll seine Predigt ihren Zweck erfüllen.

Dies der Gesichtspunkt, unter welchem Verfasser nun der Reihe nach die Zuhörer, den Prediger und die Predigt in Betracht

---

*) Gießen 1904. 54 S. Preis 1 M.

zieht. Ich hebe gewisse Hauptpunkte hervor. Vor allem muß der Prediger wissen, mit welcher Art Leuten er es zu tun hat. Und da darf nicht übersehen werden, daß der moderne Mensch, gleichviel, ob gebildet oder ungebildet, eine ganz andre Auffassung von sittlichen und religiösen Gütern hat, als der Mensch früherer Zeiten und Jahrhunderte. Es ist auch kaum anders zu erwarten. Die komplizierten sozialen Verhältnisse, die fortgeschrittene Erkenntnis und die aus beiden sich ergebenden neuen Lebensaufgaben bringen es mit sich, daß Dinge, wie Besitz und Bildung einen ganz andern Wert bekommen haben. Die Ausbreitung des menschlichen Erkenntnisgebietes hat andrerseits zur Folge, daß der alte Streit zwischen Wissen und Glauben sich stark zu gunsten des ersteren entscheidet. Man ist gesonnen, dem Wissen einen möglichst breiten Raum anzuweisen. Gedanken von der Gesetzmäßigkeit allen Geschehens, von der Entwicklung der Welt und der Lebewesen von niederen zu höheren Stufen verdrängen den Glauben an eine den Naturzusammenhang durchbrechende Wundertätigkeit Gottes. Alles in allem ist es immer wieder das Eine, was dem modernen Menschen eigen ist, ein ungemein ausgeprägter Sinn für das Wirkliche.

Mit diesem Wirklichkeitssinn hat aber nun der Prediger, der heute auf seine Hörer einwirken will, zu rechnen. Und zwar zunächst in der Weise, daß er aus sich selbst einen Mann der Wirklichkeit macht. Dazu hat er sich einmal von Illusionen zu befreien, die ihm Dinge vorspiegeln, die nicht sind. „Kein Stand dürfte so wenig in Illusionen stecken und kein Stand steckt so tief darin, wie der Pfarrerstand." — Er hat sich weiter jene geistige Elastizität zu bewahren, die stets bereit ist, umzulernen und so ihren Träger davor schützt, Dinge vorzutragen, die für die Gegenwart ihre Bedeutung eingebüßt haben. — Zwei goldene Regeln.

Und nun die Art der Predigt. Vielleicht unnötigerweise läßt sich Verfasser des Besonderen über Äußerlichkeiten der Predigt, wie Ausdrucksweise, Pathos, Rhetorik und dgl. aus. Ist erst klar, daß die Zuhörerschaft Unwirkliches nicht verträgt, und ist der Prediger selbst ein Mann der Wirklichkeit, so kommt es ja von selbst dazu, daß seine Predigt in jeder Beziehung, auch in ihrem äußeren Gewande, wirklich oder, was hier dasselbe, wahrhaftig ist. Denn dies scheint die Forderung zu sein, die sich durch alles Einzelne, was W. über die Art der Predigt vorbringt, als roter Faden hindurchzieht.

Eingestandener- und uneingestandenermaßen haben viele von uns Predigten angehört, die uns herzlich langweilig waren oder doch nur insofern ein Interesse hatten, als etwas in uns sich gegen das Gesagte als schief und unwahr aufbäumte. Hieran denkt W., wenn er verlangt, die Predigt solle kasuell sein,

d. h. auf die tatsächlichen Verhältnisse der Zuhörer Rücksicht nehmen, und solle psychologisch sein, d. h. die Individualität der Hörer und deren Bedürfnisse in Betracht ziehen. Zu ersterem würde beispielsweise gehören, daß man nicht einfach das biblische Verbot des Sorgens für den andern Tag oder des Schätzesammelns wiederholt. Denn „wir werden unsrer Zeit nicht nicht einreden können, daß weitschauende, rechnende Speculation in Christi Namen zu verbieten sei." — Christus, Paulus, das ganze erste Christentum schlägt bekanntlich alles Bildungs- und Erkenntnisstreben äußerst gering an. Wer heutzutage als Prediger ebenso verfahren wollte, würde nichts erreichen, als es mit seinen Hörern verschütten. — Es bleibt nichts übrig, als materiellen Besitz und Bildung voll als erstrebenswerte Güter anzuerkennen und dabei ihre Inhaber anzuleiten, „mit gutem Gewissen fromm zu sein." — Die psychologische Predigt vermeidet es, um nur eines anzuführen, mit biblischen Begriffen, wie Rechtfertigung, Erlösung u. ähnl. so umzugehen, als wären sie jedermann verständlich. Letzteres ist ja erfahrungsgemäß ganz und gar nicht der Fall. So lange solche Begriffe nicht dem religiösen Bedürfnisse des Einzelnen angepaßt und so für ihn zum Leben erweckt werden, bleiben sie tote Formeln. Formeln aber töten nicht nur das Interesse an der Predigt, sondern die ganze Religion.

Mit der gegebenen Auslese von Gedanken Wolff's mag es sein Bewenden haben. Es ist nur ein kleiner Teil von dem faktisch Gebotenen. Auch hat vorherrschend das Kritische zur Sprache kommen müssen, während die warmen und zart-religiösen Töne, die W. gelegentlich anschlägt, in den Hintergrund getreten sind. Diese Zeilen sollten ja nicht die Lektüre des Buches ersetzen, sondern vielmehr dazu anregen. Eines aber hat der Leser aus der bisherigen, oberflächlichen Beschäftigung mit dem Buche vielleicht doch schon gewonnen, nämlich die Einsicht in die eminente Wichtigkeit der Fragestellung. Dem religiös Indifferenten, dem, welcher im Christentum nicht eigentlich die Religion, sondern die versittlichende Kulturmacht schätzt, mag es gleichgiltig sein, was aus der Predigt wird. Für die religiös und kirchlich interessierten Kreise hat es die allergrößte Bedeutung. Handelt es sich doch nicht nur um eine „moderne" Frage, die da heute auftaucht und morgen durch andre ersetzt wird, sondern um eine Lebensfrage der christlichen Kirche, ja des Christentums als religiöser Kultusgemeinschaft.

Emil Sokolowski.

Der Darwinismus und die Probleme des Lebens.

Es gehört heutzutage ein gewisser Mut dazu, sich ganz unumwunden zu den Lehren Darwins zu bekennen, denn es wird immer mehr Mode, den Darwinismus als einen überwundenen Standpunkt zu betrachten, so schreibt z. B. unter andrem der bekannte Heidelberger Naturforscher Hans Driesch: „Für Einsichtige ist der Darwinismus lange tot, was zuletzt noch für ihn vorgebracht ward, ist nicht viel mehr als eine Leichenrede, ausgeführt nach dem Grundsatz: de mortuis nil nisi bene." Prof. Fleischmann in Erlangen erklärt sogar den Darwinismus als einen Irrweg, der viel Schaden angerichtet hat.

Wenn man diese und ähnliche Aussprüche liest, so muß man unwillkürlich der schönen Worte Heines gedenken, die er jenen Splitterrichtern zuruft, die den Riesengeist eines Luther bemäkeln: „Der Zwerg, der auf den Schultern des Riesen steht, kann freilich weiter schauen als dieser selbst, besonders wenn er eine Brille aufgesetzt hat: aber zu der erhöhten Anschauung fehlt das hohe Gefühl, das Riesenherz, das wir uns nicht aneignen können." Wenn man nämlich die eigenen Arbeiten der erwähnten Naturforscher sich genauer ansieht, so bemerkt man bald, daß sie ganz auf Darwins Schultern stehen. Sie haben unbewußt seine Art zu untersuchen und zu erwägen sich angeeignet, ja zum Teil auch seine Ausdrucksweise, aber es fehlt ihnen der Geist eines Darwin, der gleich dem Geiste eines Newton „nicht begierig ist, sich durch seine eigenen Einfälle in Erstaunen zu versetzen, überraschen und imponieren zu lassen, sondern nur die Natur erkennen will." (Machs Urteil über Newton.)

Wenn man immer und immer wieder all' die scheelsüchtigen Urteile über Darwin gelesen hat, so ist man erfreut einmal auf ein Buch wie das Güntherſche zu stoßen[1], welches selbstlos und ohne Vorurteile die Lehren Darwins und auch seiner Gegner bespricht. Außerdem ist das Buch so klar und verständlich geschrieben, daß es wohl auch Lesern mit geringen naturwissenschaftlichen Kenntnissen ein faßliches Bild von den heutigen Anschauungen der Naturforscher über die Entstehung der jetzt lebenden Tiere gibt. Es wird gezeigt, wie sehr Darwin dazu beigetragen hat, die bisher ziemlich unklaren Vorstellungen von der Verwandtschaft und Ab-

---

[1]) Konrad Günther, Dr. phil., Privatdozent an der Universität Freiburg i. Br., Der Darwinismus und die Probleme des Lebens. Zugleich eine Einführung in das einheimische Tierleben. Freib. i. B. 1904. F. E. Fehsenfeld. 460 S. Preis M. 5.

stammung der verschiedenen Tierarten in bestimmtere Bahnen zu lenken. Die Ideen über die Entstehung der Arten, wie sie Darwin lehrt, sind ja uralt, schon im 1. Buche Moses finden wir Anklänge an diese Ideen. In der sogen. „Völkertafel" des X. Kapitels der Genesis werden alle damals bekannten Völker angeführt und zum Schluß wird ganz ausdrücklich gesagt: „Das sind nun die Nachkommen der Kinder Noah, in ihren Geschlechtern und Leuten. Von denen sind ausgebreitet die Leute auf Erden." Das heißt also alle die verschiedenartigen und verschiedenfarbigen Menschen der Erde stammen von einem Menschenpaar her und ihre großen Verschiedenheiten haben sich erst im Laufe der Zeit entwickelt.

Diese Anschauung war ja wohl vielen Völkern geläufig, wenn auch nicht allen; ebenso geläufig ist wohl auch vielen Menschen die Abstammung unsrer Haustiere von den wildlebenden Tieren. Aber gewiß sind nur wenig Menschen imstande, diese Vorstellungen zu verallgemeinern und aus ihnen zu schließen, daß auch die Verschiedenheiten der wildlebenden Tiere erst allmählich entstanden sind, daß sie sich gesteigert haben und so sich Tiere entwickelten, die ihren Vorfahren ganz unähnlich erscheinen. Dieser Schluß fällt vielen Menschen deshalb so schwer, weil man bisher noch nicht unmittelbar beobachtet hat, wie aus einer wildlebenden Tierwelt sich eine zweite wildlebende Tierwelt entwickelt hat, die von der ersten sehr wesentlich verschieden ist. Eine derartige Beobachtung wird aber wohl immer unmöglich bleiben, weil der Mensch eben wildlebende Tiere nicht so genau Jahrhunderte lang beobachten kann, wie seine Haustiere. Wir können z. B. wohl beobachten, daß aus grauen Haustauben weiße werden, viel schwieriger aber sind solche Beobachtungen an wilden Tauben, ganz unmöglich aber werden sie bei den meisten andern wildlebenden Tieren. Dieses berechtigt uns aber nicht zu behaupten, daß solche Abstammungen bei wildlebenden Tieren unmöglich vorkommen können. Im Gegenteil, wir müssen sogar zugeben, daß sie ganz selbstverständlich sind. Ebenso selbstverständlich ist es, daß unter günstigen Bedingungen und in langen Zeiträumen an wildlebenden Tieren noch viel größere Veränderungen vorkommen, als an unseren Haustieren. Dieses ist ein Grundsatz, der auf Erfahrung beruht, und man braucht ihn nicht erst zu beweisen. Wenn es von Darwin doch verlangt wird, so beruht das auf einer Sucht nach Beweisen, die mit Recht von Mach streng verurteilt wird; er sagt: „In der Tat führt diese Sucht zu beweisen in der Wissenschaft zu einer falschen und verkehrten Strenge. Einige Sätze werden für sicherer gehalten und als die notwendige und unanfechtbare Grundlage andrer angesehen, während ihnen nur eine gleiche oder zuweilen sogar nur ein geringerer Grad der Sicherheit zukommt. Eben die Klarstel-

lung des Grades der Sicherheit, welchen die strenge Wissenschaft anstrebt, wird hierbei nicht erreicht. Solche Beispiele falscher Strenge finden sich fast in jedem Lehrbuch." Sie wird sehr häufig durch eine schulmeisterhafte Peinlichkeit veranlaßt, oft aber auch durch Streitigkeiten. Bei den Gegnern des Darwinismus jedoch hat sie wohl andere Ursachen.

Darwin hat uns allerdings auf die Erfahrung aufmerksam gemacht, daß eine Tierart zu einer neuen Tierart sich umbilden kann, indm sie ihre Körperformen und Färbungen ändert. Er konnte uns jedoch über die inneren Vorgänge, welche hiebei in den einzelnen Körperteilen stattfinden, nichts sagen, er konnte uns nichts darüber mitteilen, durch welche Kräfte die Umbildungen bewirkt werden, d. h. also, er konnte uns wohl Wirkungen vorführen, aber die Ursachen dieser Wirkungen ist er uns schuldig geblieben. Ein Vorwurf erwächst ihm hieraus gewiß nicht, aber der Mensch ist nun einmal unbefriedigt, wenn er Wirkungen ohne Ursache sieht. Darwin als Botaniker und Zoologe konnte zu seinen Erklärungen nur mehr die äußeren Erscheinungen der Tiere und ihre Lebensweise benutzen, viele innere Vorgänge des Tierkörpers waren ihm unbekannt und waren auch zu seiner Zeit noch ungenügend erforscht. — Alles dieses erkennt man leicht, wenn man im Güntherschen Buche nachliest, wie Darwin die Entstehung der Arten erklärt. (Seite 13.)

„Es ist nämlich dem Menschen gelungen, bei seinen Haustieren nicht nur die Eigenschaften, die er erhöht haben wollte, zu steigern, sondern auch andere auszubilden und so ein Tier allmählich in ein ganz anders aussehendes zu verwandeln. Wenn man die heutigen Taubenrassen ansieht, so könnte man leicht glauben, daß man lauter verschiedene, selbständig entstandene Arten vor sich habe. Und in der Tat unterschied sich manche Taubenrasse von einer andern mehr, als etwa Edelmarder vom Steinmarder. Wie verschieden sind die einzelnen Körperteile der Tauben! Das „Mövchen" hat z. B. einen kaum sichtbaren Schnabel, der „Karrier" einen langen, der noch dazu mit den sonderbarsten Hautwucherungen bedeckt ist. Bei manchen Rassen sind die Füße mit den dichtesten Federhosen bekleidet, bei andern total nackt. Und nun gar die unendlichen Unterschiede in den Farben! Und wählen wir andre Beispiele, so gewahren wir dasselbe. Wie unähnlich sieht ein Mops einem Windhunde, oder ein englisches Vollblut — einem belgischen Lastpferde! Oder denken wir an die Rinder oder Schweine, überall gibt es Rassen, die sich gründlich von einander unterscheiden.

„Alle diese unzähligen und verschiedenartigen Rassen waren nun nicht etwa von jeher selbständig da, sondern der Mensch hat durch seine Zucht wenige Urformen in sie umgewandelt, ja, bei

der Taube ist es sogar sicher, daß alle Rassen aus einer Urform entstanden sind, der sogen. Felsentaube, die sich durch schwarze Binden auf dem Flügel auszeichnet.

„Und wie eine solche Umformung einer Art geschehen konnte, das zeigt uns noch heute das Verfahren der Züchter, die immer wieder neue Rassen hervorbringen. Sie tun dieses nicht durch Kreuzung, dadurch könnten ja auch keine neuen Eigenschaften entstehen, sondern nur schon vorhandene gemischt und verteilt werden. Nein, die Züchter verfahren anders. Sie wählen unter dem Nachwuchs eines Paares das Tier aus, welches schon einen kleinen Anflug zu einer Eigenschaft, die sie gern hervorbringen möchten, besitzt; will man z. B. eine hochbeinige Hunderasse erzielen (und es gibt sogar unter den Zuchtvereinen Preisaufgaben, die auch wirklich in dieser Weise gelöst werden), so wählt man einen Hund des Wurfes aus, der längere Beine als seine Geschwister aufweist. Diesen paart man mit einem ebenfalls möglichst langbeinigen Hunde eines andern Wurfes, und unter den nunmehrigen Jungen trifft man in derselben Richtung die Auswahl. Das wird nun solange fortgesetzt, bis eine Hunderasse zustande kommt, die die gewünschte Länge der Beine besitzt. Es gelingt das also durch Häufung von unbedeutenden, kleinen Abweichungen. In solcher Weise verfährt nun nach Darwin auch die Natur, nur um vieles vollkommener. Denn sie züchtet nicht nur nach einer Eigenschaft, sondern nach vielen zugleich."

Dieser Schluß ist gewiß sehr richtig, aber er sagt uns nichts über die inneren Vorgänge, die sich in den veränderten Körperteilen abspielen, er sagt uns nichts über die Gesetze, nach denen sich die Formen und Färbungen eines Tieres ändern. Diese Gesetze waren allerdings zu Darwins Zeiten kaum bekannt, und auch heutzutage sind sie nur sehr mangelhaft erforscht, aber immerhin wissen wir doch soviel, daß wir hoffen können, den Schlüssel zu vielen von Darwin festgestellten Tatsachen zu finden. So hat z. B. Eimer durch sein „Zeichnungsgesetz" nachgewiesen, wie Färbungen am Tierkörper entstehen und vergehen. Die medizinische Wissenschaft hat neuerdings festgestellt, daß bei besonderen Vorgängen an den Nervenbahnen, Blutadern und Lymphgefäßen die Länge und Dicke der Gliedmaßen ganz außerordentlich wächst und dann zum sog. teilweisen Riesenwuchs der Arme oder Beine führt (partielle Akromegalie)[1]. Nicht weniger wertvoll sind die Abhandlungen von Tornier, in denen er nachweist, daß durch operative Eingriffe die Gliedmaßen einiger Tiere beliebig verdoppelt oder verdreifacht werden können.

[1] Interessante Zusammenstellungen, Deutungen und Abbildungen dieser Vorgänge gibt Dr. Karl Zickeli in „Die Unvollkommenheiten des Stoffwechsels" usw. Berlin 1902. Friedländer u. Sohn.

Alle diese Entdeckungen erklären uns gewiß noch lange nicht die Veränderungen, die im Laufe der Zeit an unsern Haustieren eingetreten sind, sie zeigen uns aber doch den Weg, auf dem wir einmal eine Erklärung für vieles finden können, sie zeigen uns auch, daß Rud. Virchow durchaus berechtigt ist zu sagen: „wenn die Zoologen sich etwas mehr mit der Lehre von den Krankheiten (Pathologie) beschäftigen wollten, so würden sie sich manchen Irrtum ersparen.“ Jedenfalls würde vielen von ihnen diese Beschäftigung nützlicher sein, als die Naturphilosophie; denn vielen von ihnen erblüht auf diesem Boden kein Weizen, sondern nur Unkraut. Die Philosophie ist eben nicht jedermanns Sache. Hiemit ist selbstverständlich nicht Darwin gemeint. Wenn ja auch einige seiner naturphilosophischen Erklärungen uns nicht ganz befriedigen, so enthalten sie doch immer wertvolle, fruchtbare Ideen und Tatsachen, die an wichtige Beobachtungen anknüpfen. Gewiß ist die Darwinsche Lehre von der „Naturzüchtung“, „Naturauslese“, von den „Schutzfärbungen“ durchaus ungenügend, um die großartigen Veränderungen zu erklären, die im Laufe der Zeit das ganze Tierreich umgewandelt haben, aber durch diese Lehren wurden doch eine Menge wichtiger Tatsachen zutage befördert, durch sie wurden einige zum Teil ganz neue Arten der Untersuchung begründet.

Günther weist auch in seinem Buche mehrfach auf die Unzulänglichkeiten einiger Lehren Darwins hin, so z. B. bei der Besprechung der geschlechtlichen Zuchtwahl (S. 69) sagt er: „Wer z. B. daraus, daß die heutigen Dompfaffen eine rote Brust haben, schließt, daß es im Charakter der Weibchen von jeher gelegen habe, rot zu bevorzugen und von jeder Steigerung dieser Farbe hingerissen zu werden, der baut seine Theorie nicht auf einer allgemein bekannten Tatsache auf, sondern er stützt sie nur durch eine Hypothese. Man macht sich zwar die Erklärung leicht, wenn man sagt, die Dompfaffenbrust ist rot, folglich haben die Weibchen eine Vorliebe für diese Farbe, die Blaukehlchenweibchen haben dagegen immer blau geliebt; aber naturwissenschaftlich sind solche Schlüsse nicht, oder allenfalls erst, wenn man nun auch erklärt hat, warum die Dompfaffen gerade rot, die andern Tiere andre Farben bevorzugen, und das kann man nicht. Auch die Schutzfärbungen Darwins (die Mimicry) sind nach den neuesten Forschungen unhaltbar. Eine ganze Reihe von Forschern hat nämlich nachgewiesen, und zwar durch Versuche, daß die Färbungen der Tiere von sehr verschiedenen inneren und äußeren Ursachen abhängen, von Ruhe und Erregung, vom Lebensalter, von Wärme und Kälte, von der Bodenbeschaffenheit, von Nahrungsmangel oder Überfluß usw. (Eimer, Gräfin Linden, Standfuß, Fischer, Zickeli usw.) Andre Forscher haben gezeigt, daß die „Schutzfärbungen“ oft gar keinen Schutz gewähren (z. B. C. Piepers).

„Ein ergötzliches Beispiel hiezu liefert der indische Blattschmetterling Kallima paralenta, der mit Vorliebe von den Darwinianern als ausgezeichnetes Mimicrytier angeführt wird. Das Tier gleicht auf der Unterseite freilich täuschend einem dürren Blatte. Nach den Darwinianern flüchtet das Tier bei Verfolgung ins Gebüsch, klappt die Flügel zusammen und ist somit für den Verfolger verschwunden. In Wirklichkeit fliegt der verfolgte Blattfalter aber ein Stück weiter, setzt sich mit geöffneten Flügeln auf ein grünes Blatt und wippt mit ihnen auf und nieder, als wollte er seine lebhafte orangefarbige Oberseite mit dem herrlichen blauen Schiller recht zeigen. Freilich klappt er am Abend die Flügel zusammen, aber da hat er keinen Schutz nötig, denn die ihn etwa verfolgenden Vögel schlafen dann auch; aber er könnte ebenso gut aufgeklappt sitzen, da er doch in der Nacht dunkel ist wie alles." (Korrespondenzblatt des Rigaer Naturforschervereins 1904, S. 11.)

Günther erhält allerdings die Lehre von den „Schutzfärbungen" (Mimicry) noch aufrecht, und bemüht sich, sie daraus herzuleiten, daß sie zweckmäßig seien, obgleich er ausdrücklich S. 365 sagt: „Gerade Zwecke darf es bei einer naturwissenschaftlichen Betrachtung nicht geben." Das ist gewiß sehr richtig, wenn es sich darum handelt, zu erforschen, warum ein Körperteil eine ganz bestimmte Form besitzt. Wenn wir z. B. darnach fragen, warum ist die Hand des Menschen anders gebaut, als die Hand des Affen, so dürfen wir hierauf nicht antworten: damit sie Klavier spielen kann. Wir dürfen eben nicht den augenblicklichen Nutzen, den eine Eigenschaft gewährt, als Grund ihres Vorhandenseins ansehen; denn diese Eigenschaft kann ja für sehr verschiedene Zwecke nützlich oder schädlich sein. Schon aus diesem Grunde allein darf der Naturforscher, wenn er die Entstehung einer Eigenschaft ergründen will, sie nicht von dem Nutzen herleiten, den er im Augenblick an ihr bemerkt.

Ganz anders ist freilich seine Aufgabe, wenn er darnach forscht, welchen Nutzen in diesem oder jenem Falle eine Eigenschaft einem Tiere gewährt, wenn er z. B. ergründen will, ob die Augen der Krebse zweckmäßiger zum Sehen im Wasser oder in der Luft sind.

Diese beiden Aufgaben sollte man nie mit einander verwechseln, leider geschieht es aber nur zu oft, und dann wird nicht selten dem Naturforscher vorgeworfen, daß er die Schöpfungen der Natur bemängele und behaupte, viele von ihnen seien unzweckmäßig. Derartige Weltschmerzgedanken stammen aber garnicht hauptsächlich von Naturforschern; so war es durchaus kein Naturforscher, der die Worte ausrief: „Gott schuf die Welt in sechs Tagen, sie ist aber auch danach!" Diese ewig denkwürdigen Worte stammen von einem rationalistischen Prediger des vorigen Jahrhunderts. —

Wenn man über die Zweckmäßigkeit in der Natur bei den verschiedenen Forschern nachliest, so stößt man auf große Unklarheiten, und daher ist es denn mit Freuden zu begrüßen, daß jetzt viele erklärt haben, sie wollen mit dem Ausdruck „zweckmäßig" etwas vorsichtiger umgehen. Auch Günther spricht davon, daß der Darwinismus von den Bestandteilen der Zweckmäßigkeitslehre zu reinigen sei. Es ist ihm aber dieses nur unvollkommen gelungen; denn bei vielen seiner Darlegungen kommen sie immer wieder zum Vorschein, so bei seinem Beispiel vom Hasen, der grau ist, damit er weniger von den Füchsen gefressen wird, dann bei der Besprechung des Instinkts, der Spiele, der Schutzfärbungen und an vielen andern Stellen.

Günther gibt auch zu, daß er „nicht immer exakt in seiner Ausdrucksweise gewesen ist", fügt aber hinzu, „es mußte das sein, weil durch ungewohnte Ausdrücke die Verständlichkeit der Darstellung gelitten hätte." — Hiedurch haben aber die Darlegungen Günthers nicht gewonnen, im Gegenteil, den meisten Lesern würde vieles verständlicher sein, wenn Günther an manchen Stellen die Zweckmäßigkeit etwas weniger betont hätte. Überhaupt ist es gewiß für eine neue Auflage sehr zu empfehlen, die naturphilosophischen Betrachtungen etwas einzuschränken und jene Beschreibungen vom Leben und Treiben der Tiere mehr auszuführen, die Günther an vielen Stellen so vortrefflich gelungen sind. Gerade diese Beschreibungen geben seinem Buche einen bleibenden Wert; denn sie sind sehr geeignet, den Leser zu selbständigen Beobachtungen anzuregen und so „in das einheimische Tierleben einzuführen." Derartige Beschreibungen machen ja auch die Schriften Darwins so überaus anziehend, und ohne sie hätten wohl Darwins Werke eine ebenso geringe Verbreitung gefunden, wie die seiner Vorgänger.

Die Grundideen des Darwinismus sind ja uralt und wohl ein jeder Mensch trägt sie im Keime in sich. Das bemerkt man oft, wenn man mit einem Manne aus dem Volke spricht, den sein Beruf darauf hingelenkt hat, mit offenem Blick Menschen und Tiere zu beobachten. Man ist dann oft erstaunt Aussprüche zu hören, die lebhaft an die Ideen Darwins erinnern. Gerade diese Erfahrung beweist aber den unvergänglichen Wert seiner Ideen, denn gewiß sehr wahr sagt Ernst Mach: „Der philosophische Standpunkt des gemeinen Mannes hat Anspruch auf höchste Wertschätzung; er hat sich unabsichtlich in unmeßbar langer Zeit ergeben, ist ein Naturprodukt und wird durch die Natur erhalten. Alles, was die Philosophie geleistet hat, — die biologische Berechtigung jeder Stufe, ja jeder Verirrung zugestanden, — ist dagegen nur ein unbedeutendes ephemeres Kunstprodukt."

T.

Graf Joseph Alexander von Hübner, Neun Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich 1851—1859. Berlin, Gebr. Paetel, 1904. Preis geb. M. 16.

Graf Hübner war bisher weiteren Kreisen hauptsächlich als der Verfasser einer vielgelesenen unterhaltenden Reisebeschreibung „Ein Spaziergang um die Welt“ bekannt. In der neuerschienenen Publikation lernen wir ihn als Staatsmann kennen. Der uns vorliegende zweite Band seiner Tagebuchaufzeichnungen führt uns in die Zeit zwischen dem Krimkriege und dem italienischen Kriege von 1859, eine Zeit, in der der Vertreter Österreichs in Paris eine besonders wichtige und schwierige Rolle spielte und deren Beleuchtung von so kompetenter österreichischer Seite auch noch heute von besonderem Interesse sein muß. Graf Hübner hat seine politische und diplomatische Schule unter dem Ministerium des Fürsten Metternich durchgemacht, mit dem ihn auch persönliche Freundschaftsbeziehungen verbanden, und ein Nachklang Metternichscher Anschauungen macht sich wohl auch gelegentlich, wie bei der Beurteilung der italienischen Einheitsbewegung, geltend. Die Persönlichkeit des Grafen Cavour und seine Politik beurteilt er vom Standpunkt des Gegners, bei dem das Recht der italienischen Politik nicht zur Geltung kommt; in nachträglichen Anmerkungen gibt er übrigens offen zu, daß sein damaliges Urteil durch die späteren Ereignisse mehrfach widerlegt sei. Von dieser erklärlichen Parteilichkeit abgesehen, erscheint Graf Hübner als unbefangener und scharfer Beobachter von feiner weltmännischer Bildung, der Kaiser Napoleon III., die Kaiserin Eugenie, das Leben am Kaiserhofe mit seiner eigentümlichen Mischung von zeremonieller Würde und Zigeunertum treten uns in seinem Tagebuch in charakteristischen Momentaufnahmen entgegen, und über die Wandlungen der großen Politik erhalten wir wertvolle Aufschlüsse, namentlich durch den in reichhaltigen Auszügen mitgeteilten Briefwechsel mit Graf Buol, dem österreichischen Minister des Äußern. Mit dem Ausbruch des italienischen Krieges und der Abreise Hübners aus Paris schließt das lesenswerte Buch. K. G.

Verzeichnis empfehlenswerter Jugendlektüre. Weihnachten 1904. Zusammengestellt von den vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen.

Eltern, die ihren Kindern ein gutes Buch schenken wollen, bereitet die Auswahl, wie wohl die meisten aus Erfahrung wissen, oft genug keine geringen Schwierigkeiten. Welche Bücher sind gut, welche schlecht? Gewöhnlich geht man zum Buchhändler und läßt sich eine Reihe Bücher vorlegen und kauft dann nach dem äußeren Augenschein. Das Äußere aber sagt über die Güte des Inhalts nichts. Um den Eltern da eine Hilfe zu bieten, geben die vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften jedes Jahr ein „Verzeichnis empfehlenswerter Jugendlektüre“ heraus; das enthält Bücher für jedes Alter und zu jedem Preise. Alle Bücher sind sorgfältig geprüft. Diese Arbeit wird ganz selbstlos geleistet; auch das „Verzeichnis“ wird völlig unentgeltlich abgegeben. (Zu beziehen durch Herrn W. Senger, Hamburg 22, Wagnerstr. 53.) Wir können den Eltern in ihrem eigensten Interesse nur dringend raten, sich das Verzeichnis, am besten durch eine Buchhandlung, kommen zu lassen; es wird ihnen beim Bücherkauf sehr gute Dienste leisten.

Neuerschienene Bücher.

Beth, Dr. K., Das Wesen des Christentums und die moderne hist. Denkweise. Lpz. 135 S. M. 2,50.
Dennert, Dr. E., Christus u. die Naturwissenschaft. Stuttg. 71 S. M. 1.
Kaftan, Gen.-Superint. D. Th., Taugt das evang.-luther. Bekenntnis für das 20. Jahrh. Vortrag. Schleswig. 32 S. M. 0,50.
Lhotzky, Heinr., Religion oder Reich Gottes. Eine Geschichte. Lpz. 402 S. M. 3.
Lotz, Prof. Dr. W., Das alte Testament und die Wissenschaft. Lpz. 252 S. M. 4,20.
Graue, Past. P., Unabhängiges Christentum. Brln. 160 S. M. 2.
Hoensbroech, Grf. v., Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Volksausgabe. Lpz. Breitkopf und Härtel. 180 S. M. 1.
Seeberg, Prof. Dr. Alfr., Das Evangelium Christi. Lpz. 139 S. M. 3.
Weinel, Prof. H., Paulus. Der Mensch und sein Werk: Die Anfänge des Christentums, der Kirche und des Dogmas. Tübingen. 316 S. M. 3.

Damaschke, Ad., Geschichte der Nationalökonomie. Eine erste Einführung. Jena. 231 S. M. 2,50.
Windscheid, Bernh., Gesammelte Reden und Abhandlungen. Hrsg. von Prof. P. Oertmann. Lpz. 434 S. M. 9,60.
Lange, Fr., Reines Deutschtum. Gründzüge einer nationalen Weltanschauung. Mit e. Anhang: Nationale Arbeit u. Erlebnisse. 4. stark verm. Aufl. Brln. 443 S. M. 4.

Heine, Dr. K., Das Weltbild der Zukunft. E. Auseinandersetzung zwischen Philosophie, Naturwissenschaft u. Theologie. Brln. 299 S. M. 4.
Witte, Dr. E., Das Problem des Tragischen bei Nietzsche. Halle. 126 S. M. 2.
Hart, Jul., Träume der Mittsommernacht. Jena. 195 S. M. 4.
Joel, K., Nietzsche und die Romantik. Jena. 366 S. M. 7.

Joesten, Dr., Gottfried Kinkel. Sein Leben, Streben u. Dichten f. d. deutsche Volk. M. e. Auswahl Kinkelscher Dichtungen. Köln. 144 S. M. 1,20.
Litzmann, B., Goethes Faust. E. Einführung. Brln. M. 0,40.
Lessing, Dr. O. E., Grillparzer und das neue Drama. Eine Studie. München. 175 S. M. 4.
Schian, Dr. M., Der deutsche Roman seit Goethe. Skizzen und Streiflichter. Görlitz. 235 S. M. 3,75.
Ibsen, Henrik, Briefe. Hrsg. von J. Elias und P. Kost. (Sonderausg. von Bd. 10 der sämtl. Werke.) Brln. 536 S. M. 5.
Stunden mit Goethe. Für die Freunde seiner Kunst und Weisheit. Hrsg. v. Dr. W. Bode. I. Bd. 1. Hft. (der ganze Jahrg. 4 Hefte). Brln. 80 S. mit 4 Taf. M. 1.

Bab, Jul., Die Berliner Bohême. (= Großstadt-Dokumente. Hrsg. von Hans Ostwald. 2. Bd.) Brln. 84 S. M. 1.
Werner, J., Johann Eberlin v. Günzburg. E. reformator. Charakterbild aus Luthers Zeit. Für die Gegenwart dargestellt. 2. völlig umgearb. Auflage. Heidelb., Winter. 80 S. M. 1.
Bosse, weil. Minist. Dr. D. Rob., Aus der Jugendzeit. Erinnerungen. Lpz. 333 S. M. 5.
Breysig, Kurt, Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. Brln. 123 S. M. 1,50.
Freytag, Gustav u. Hz. Ernst v. Coburg im Briefwechsel 1853—93. Hrsg. v. Ed. Tempeltey. Lpz. 420 S. M. 9.
Briefe der Frau Rat Goethe. Hrsg. von Alb. Köster. 2 Bde. 211 und 279 S. Lp. M. 10.
Hertslet, W. L., Der Treppenwitz der Weltgesch. Geschichtl. Irrtümer, Entstellungen u. Erfindungen. 6. Aufl. Durchaus neu bearb. v. Hans F. Helmolt. Brln. 509 S. M. 4.
Hansjakob, Heinr., Mein Grab. Gedanken und Erinnerungen. Stuttgart. 167 S. M. 1,80.
Hassel, Dr. P., Joseph Maria von Radowitz. 1. Bd. 1797—1848. Brln. 592 S. M. 12.
v. Poschinger, Heinr., Aus allen Welten. Diplomat. Streiflichter, Interviews und Erinnerungen. Brln. 199 S. M. 3.
Walter, Herm., Sechs Monate Gefängnis. Aufzeichnungen eines Redakteurs während seiner Gefängnishaft. Brln. 304 S. M. 2.
Heco, J., Erinnerungen eines Japaners. Schilderung der Entwicklung Japans vor und seit der Eröffnung bis auf die Neuzeit. Übers. von E. Oppert. Wohlfeile Ausg. Stuttg. 364 S. M. 2.
v. Liegnitz, General z. D., Aus drei Kriegen. 1866—1870/71—1877/78. Mit 10 Karten. Brln. 316 S. M. 5,50.
Der Herero-Aufstand 1904 in Wort u. Bild. Nach Illustr. v. G. Lange. 60 Taf. m. Text u. 1 Karte. Trier. M. 10.
Schön, Major Jos., Der Kriegsschauplatz in Ostasien. Geogr. Beschreib. u. Würdigung. 2. verm. Aufl. Wien. 310 S. M. 5.
Wolseley, Feldmarschall Viscount, Die Geschichte e. Soldatenlebens. Autoris. Übers. Brln. 2 Bde. 366 u. 355 S. M. 12.

Grabmayr, Dr. K. (Reichsr.- u. Landt.-Abg.), Das landwirtschaftliche Kreditproblem. Referat. Meran. 108 S. M. 1,80.

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben
von
Fr. Bienemann.

---

58. Band. — Jahrgang 46.

Heft 12.

Dezember 1904.

Riga.
Verlag der Baltischen Monatsschrift.
Nikolaistraße 27.

Baltische Monatsschrift.

Erscheint monatlich in Heften von 5—6 Bogen; einmal jährlich zwei Hefte zusammen als Doppelheft.

Abonnements werden von allen deutschen Buchhandlungen entgegengenommen, sowie von der Expedition der „Baltischen Monatsschrift" in Riga.

Abonnementspreis: 8 Rbl. jährlich, direkt unter Kreuzband **9 Rbl.** (ins Ausland **20 M.**) pränumerando.

Insertionspreis: Die einmal gespaltene Petit-Zeile — 15 Kop. 1/1 Seite — 12 Rbl.; 1/2 Seite — 7 Rbl.; 1/4 Seite — 4 Rbl. Bei ganzen und halben Seiten im Abonnement auf 1/1 oder 1/2 Jahr entsprechende Ermäßigung.

Briefe und Beiträge sowie alle zur Besprechung in dieser Zeitschrift bestimmten Verlagswerke sind **an den Herausgeber der Baltischen Monatsschrift,** Riga, Nikolaistr. 27 zu richten.

Eine Besprechung unverlangt eingesandter Bücher kann nur nach Raum und Gelegenheit erfolgen.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Die Rhythmik der modernen Poesie und ihre psychophysische Grundlage. Von **Gregor von Glasenapp**	321
Eine Erinnerung an Hans von Bülow. Von **A. Hippius**	360
Vom Krankenlager. Von **Helene v. Engelhardt-Pabst**	372
Literarische Rundschau: Anzeigen: (Luther, Byron, Heine, Leopardi. — Hunnius und Wittrock, Heimatstimmen. — Bertram, Baltische Skizzen. Rostowzeff, Anton Tschechow)	374
Neuerschienene Bücher	381

* * *

Baltische Chronik vom 8. bis zum 31. August 1904.

Nachdruck verboten.

Diesem Hefte sind beigefügt die Titelblätter und Inhaltsverzeichnisse zum 57. und 58. Bande der „Balt. Monatsschrift."

Verantwortlicher Herausgeber und Redakteur Dr. Fr. Bienemann.

Дозволено цензурою. — Рига, 16 Декабря 1[illegible]

Druckerei der „Baltischen Monatsschrift", Riga

Digitized by Google

Die Rhythmik der modernen Poesie und ihre psychophysische Grundlage.

(In Anlaß eines neuen Werkes.)

Von

Gregor von Glasenapp.

Eine Gesellschaft von Damen und Herren besucht die Ateliers der Meister in der bildenden Kunst. Was während dieses Ganges ihre Aufmerksamkeit fesselt und sie entzückt, sind zunächst die in der Arbeit befindlichen oder schon vollendet dastehenden Werke der Kunst: Gemälde, Büsten und Statuen. Doch wendet sich mitunter ihre Teilnahme wohl noch andern Objekten zu: den in der Werkstatt aufgereihten oder malerisch zerstreut liegenden Werkzeugen: Pinsel und Farben, Meißel und Grabstichel, die in der Hand des kundigen Meisters so anmutiges zustande gebracht haben. Diese Sachen kann man wohl nacheinander in die Hand nehmen und besehen; sie bleiben aber leblos und sagen wenig aus. Erst wenn dann die wißbegierigen Besucher auch noch darauf kommen, die Spuren des Werkzeugs am Werk zu verfolgen, die Kunstprodukte nach ihrer „technischen Seite" in Betracht zu ziehen, ergibt sich ihnen eine Fülle interessanter Beobachtungen über die Verschiedenheit in Methode und Geschick bei der Handhabung; und man erkennt: das Instrument muß einerseits handgerecht, andererseits sachgerecht sein.

Ein solcher Gang zur Besichtigung des Handwerkszeuges und zu seiner Prüfung an dem Betriebe der Kunst selbst ist es, wozu hier jeder Leser eingeladen wird, der die artistische Teilnahme und Forschungslust jener Gesellschaft nachzufühlen vermag; nur daß es

sich für uns um die höchste, die vergeistigtste aller Künste, die Poesie handeln soll, deren Handwerkzeug oder — wie man auch sagt — technische Mittel dementsprechend ungleich subtiler und in ihren Wirkungen mannigfaltiger sind, als die der bildenden Künste. Und zwar soll hier für dieses Mal von allem abgesehen werden, was nur gelegentlich der poetischen Rede eigentümlich ist, — wie Reim, Assonanz, Alliteration, — und lediglich die Besonderheit in Betracht gezogen werden, die sie immer und überall vor der pedestrischen Rede (Prosa) auszeichnet: der Rhythmus.

Es gibt ja Menschen, die in ihrem Verhältnis zur Rhythmik dem Herrn Jourdain in Molière's „Bourgeois Gentilhomme“ ähneln. Wie dieser eines Tages zu seiner höchsten Verwunderung erfuhr, er habe 40 Jahre lang, ohne es im geringsten zu ahnen, Prosa gesprochen, so haben sie vielleicht 40 Jahre mit Vergnügen Verse gelesen, wohl gar selbst geschrieben, ohne sich im geringsten um den Rhythmus zu kümmern. Und zu solchen Menschen mögen auch die ersten Erfinder der Rhythmen gehören.

Allein, wie steht es heute damit? Man lebt doch allgemach bewußter. Sollte nicht derjenige, dem Gedichte gefallen und der Dramen anhört, auch gern mit dem Wesen dessen sich vertraut machen, was beständig in ihnen gehandhabt wird? Sollte nicht jeder, den die Gabe des vollendeten schönen Werkes entzückt, auch mit Eifer fragen, wie und dank welchen Hilfsmitteln es so geworden ist? Erst aus dem Werden läßt sich das Sein begreifen.

I.

Das, was die gebundene Rede von der prosaischen unterscheidet, war bei den Alten ihr metrisches Gefüge, bei den modernen Völkern ist es der Rhythmus. Das bedeutet, daß von den Griechen und Römern hauptsächlich in der Poesie die Wiederkehr des Wechsels von langen und kurzen Silben beachtet und durch Gesetze geregelt wurde und so die Versfüße: Trochäus, Jambus, Daktylus 2c. entstanden, während an der Poesie der jetzt in Europa lebenden Völker die Quantität — Länge oder Kürze der Silben — nicht die Aufmerksamkeit auf sich zieht und die einzelnen Arten des Versbaues unterscheiden läßt; dagegen ob eine Silbe betont oder unbetont ist — der rhythmische Wert —, ist ausschlaggebend für die Kunstformen der modernen Poesie. Wenn somit an unsern

jetzigen Dichtungen Versfüße mit den Namen des antiken Trochäus, Jambus, Anapäst ꝛc. unterschieden werden, so muß man ein für allemal daran festhalten, daß derselbe Name jetzt einen andern Begriff deckt, nämlich einen Wechsel von akzentuierten und nichtakzentuierten Silben. Mit diesem Vorbehalt können die alten Bezeichnungen auch noch fernerhin gebraucht werden; und dann wird man darüber einig sein, daß die Verse in den Dichtungen des deutschen, russischen, polnischen, englischen und noch einiger andrer Völker aus solchen trochäischen, jambischen ꝛc. Versfüßen bestehen, und zwar so, daß die Zahl der Versfüße, also auch die der Hebungen, in jedem Verse entweder die gleiche ist, oder, falls sie ungleich ist, dieser Wechsel doch seinerseits regelmäßig wiederkehrt, wodurch sich gleichmäßig gebaute Strophen ergeben. Die Abweichung vom festen rhythmischen Takte wird stets als mehr oder weniger regelwidrig, obwohl häufig als eine zulässige, gern gestattete poetische Lizenz empfunden.

Wie steht es jedoch in dieser Beziehung mit den Versen der romanischen Völker? mit den spanischen, französischen und italienischen?

Sicher ist nur, daß in diesen Sprachen die Silben der Verse gezählt werden und daß man daher 12silbige, 11silbige, 10silbige ꝛc. Verse unterscheidet, wobei im Falle des Zusammenstoßens von Vokalen am Ende des einen Wortes und am Anfange des nächsten beide Silben wohl meist als zwei gesprochen, rhythmisch jedoch, d. h. beim Silbenzählen, als eine einzige behandelt werden. Ferner sind offenbar gewisse Silben in jedem romanischen Verse immer oder meistens betont: die letzte oder vorletzte (je nach dem männlichen oder weiblichen Versausgang); und etwa noch in der Mitte des Verses die Silbe vor der Cäsur. Welche Gesetze regeln aber sonst noch den Bau des romanischen Verses und die Verteilung der Betonungen in ihm?

Dieses ist die bisher noch nie gelöste und daher sehr berechtigte Frage, welche H. v. Samson-Himmelstjerna sich in seinen „Rhythmik-Studien“ gestellt hat [1].

Jeder, der öfter und mit hingebendem Verständnis französische und spanische Poesie liest, empfindet mit Entzücken ihre Leichtigkeit

[1]) Rhythmik-Studien von H. v. Samson-Himmelstjerna. Riga, Verlag von N. Kymmel, 1904. Quer-4°, 136 S.

und Grazie; er bemerkt auch an ihnen, beim Vergleichen mit deutschen Dichtungen, eine gewisse Beweglichkeit und Schmiegsamkeit, welche sie befähigt, die verschiedensten Gemütsstimmungen, die verschiedensten Intentionen des Dichters ohne Wechsel im Bau der Verse oder Strophen (was die Zahl der Silben betrifft) auszudrücken. Diese Umstände geben der Frage nach den Gesetzen der Rhythmik und den Betonungsregeln in der romanischen Poesie ein besonders weittragendes ästhetisches Interesse. Die Methode, die der Verfasser eingeschlagen hat, um seine Aufgabe zu lösen, ist die der statistischen induktiven Untersuchung. Er hat aus den Dichtungen eines durch seine Formvollendung berühmten modernen spanischen Dichters, José de Espronceda, den zweiten Gesang des „Diablo Mundo“ (à Teresa, descansa en paz) gewählt; er enthält 352 Verse. — In Betreff dieser 352 elfsilbigen, auf einen weiblichen (zweisilbigen) Reim ausgehenden Verse galt es nun festzustellen, wie oft jede Silbe, d. h. die erste, zweite, dritte 2c. in jedem Verse betont ist; und das ergab, wenn man von einigen wenigen unregelmäßig gebauten Versen absah, folgendes Resultat:

Wie oft die wievielte Silbe betont ist:	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.
163 Verse	—	163	—	163	—	163	—	163	—	163	—
83 „	83	—	83	—	—	83	—	83	—	83	—
67 „	67	—	—	67	—	67	—	67	—	67	—
5 „	—	5	—	5	—	5	5	—	—	5	—
12 „	12	—	12	—	—	12	12	—	—	12	—
6 „	6	—	—	6	—	6	6	—	—	6	—
Zusammen:	168	168	95	241	—	336	23	313	—	336	—

Untersucht man, wie viel verschiedengestaltete Strophen von je 8 Zeilen aus den obigen 6 Versgebilden sich herstellen lassen, so ergibt die mathematische Theorie der Kombinationen, daß 1,649,616 verschiedengestaltete Strophen sich daraus bilden lassen.

Es waren also die 6. Silbe, nach der die Cäsur erfolgte, und die 10. Silbe immer betont, die ihnen vorausgehenden niemals; sonst jedoch konnte der Akzent auf jeder Silbe ruhen. Und als unabänderliches Gesetz ergab sich, daß in jedem Falle in der ersten Vershälfte (d. h. vor der Cäsur) drei Hebungen (betonte Silben), in der zweiten Vershälfte zwei Hebungen vorkamen.

Es geschah ebenso häufig, daß die erste Silbe wie daß die zweite betont war. Es konnten also in jedem Verse, ganz nach freier Wahl des Dichters, trochäische, jambische und daktylische Füße Verwendung finden, so daß dabei dennoch immer die Zahl der Silben und die Zahl der Hebungen die gleiche blieb. Auf diese Weise entsteht ein sehr reicher Wechsel, sowohl im Bau der einzelnen Verse (deren es, wie wir sahen, 6 verschiedene geben kann), als auch besonders im Bau der Strophen, wie der Leser aus den hier folgenden Anfangsstrophen des untersuchten Gesanges ersehen mag. Denn eine Regel, welche die gleich gebauten Verse und Strophen etwa wiedererkennen läßt, war durchaus nicht zu entdecken.

¿ Por qué volveis á la memoria mia,
Tristes recuerdos del placer perdido,
A aumentar la ansiedad y la agonía,
De este desierto corazon herido?
¡ Ay! que de aquellas horas de alegría,
Le quedó al corazon sólo un gemido,
Y el llanto que al dolor los ojos niegan,
Lágrimas son de hiel que el alma anegan!

¿ Dónde volaron ¡ay! aquellas horas
De juventud, de amor y de ventura,
Regaladas de músicas sonoras,
Adornadas de luz y de hermosura?
Imágenes de oro bullidoras,
Sus alas de carmin y nieve pura,
Al sol de mi esperanza desplegando,
Pasaban ¡ay! á mi alrededor cantando.

Da nun aber darüber gestritten werden möchte, welche Silben für betont und welche für unbetont zu gelten haben, und speziell die gelehrten Vertreter der romanischen Sprachen, Italiener, Franzosen und Spanier zu behaupten pflegen, in jedem Worte könne nur eine Silbe betont sein, die übrigen seien unbetont, so kam es darauf an, zu prüfen, ob die „nach dem Ohre" vorgenommene Betonung sich auch rechtfertige. Das Ergebnis dieser sehr gründlich, Silbe für Silbe an dem ganzen Gesange durchgeführten Prüfung besteht der Hauptsache nach in folgendem:

Erstens gibt es eine Menge unstreitig betonter Silben, der Silben, die in zwei- und mehrsilbigen Wörtern den Ton tragen.

Zweitens kann und muß oft in drei- und mehrsilbigen Wörtern außer dem Hauptton noch auf einer Silbe ein Nebenton oder mehrere Nebentöne hervortreten. Ob das geschieht oder nicht, hängt davon ab, ob die Nachhersilben, d. h. die anstoßenden Silben der vorausgehenden oder folgenden Wörter unzweifelhaft betont sind.

Drittens können einsilbige Wörter unter denselben Verhältnissen, d. h. je nach Beschaffenheit der anstoßenden Silben, bald betont, bald unbetont sein.

Viertens: eine Ausnahme machen von dieser Regel die einsilbigen Substantiva und Verba, die den Ton tragen, falls es nicht Hilfsverba sind.

Ein Überblick über die Folge von betonten und unbetonten Silben zeigte noch, daß Akzenthäufungen (das Zusammenstoßen von zwei betonten Silben) vom Dichter nur selten und immer absichtlich, um bestimmte leidenschaftliche Affekte auszudrücken, angewandt worden sind; daß Senkungen nie mehr als zwei auf einander folgen und im Anfang der Verse auch die zweifache Senkung vermieden worden ist.

Denkt man sich, was vielfach vorkommt, die Poesie als Gesang und zur Begleitung des Tanzes bestimmt, — woher auch für gewisse Dichtungen der Name „Ballade"! — so darf man wohl die in rein trochäischem oder jambischem Rhythmus geschriebenen Verse als schreitenden, die daktylischen als tanzenden Rhythmus bezeichnen; denn der trochäische und jambische Rhythmus läßt ein gleichmäßiges Vorwärtsmarschieren zu, der Daktylus verlangt einen „Fußwechsel", um getanzt zu werden. Dies weist auf den engen Zusammenhang zwischen Rhythmus und Tanz hin, vielleicht auf eine parallel gehende Entwicklung beider, wie sich aus den noch heute kultivierten spanischen Nationaltänzen (Fandango, Bolero, Chaconne, Sarabanda) mit einiger Sicherheit vermuten läßt.

Die hohe Bedeutung der auf diesem Wege für die spanische Poesie und durch ganz ähnliche Untersuchungen — meist mit dem gleichen Resultat — auch für die französische Poesie festgestellten rhythmischen Gesetze und Betonungsregeln, von denen der Genius der Dichter geleitet worden, ja, die er eigentlich selbst erfunden und diktiert hat, ohne sich ihrer im einzelnen bei seinen Schöpfungen bewußt gewesen zu sein, läßt sich ermessen, wenn man mit ihnen

vergleicht, welche Regeln hierfür bisher von den „Autoritäten" aufgestellt wurden und gelten sollten. In jedem Wort sollte nur eine Silbe betont sein dürfen; zwei betonte Silben sollten nie aufeinander folgen dürfen, und von den Einsilbnern wurde meistens seitens der französischen Gelehrten behauptet, sie seien als unbetont anzusehen. Von andern Gelehrten wurde, besonders auf germanischem Gebiet, weitläufig nach der grammatischen Kategorie entschieden, welche einsilbigen Worte im Verse betont und welche unbetont sein sollten. (Man vergleiche z. B. Roderich Benedix: „Das Wesen des deutschen Rhythmus", 1862.) Hier erst wird, was die romanische Poesie betrifft, vom Verfasser darauf hingewiesen, daß das Wort, das einsilbige wie das mehrsilbige, je nach seinem Zusammenhang mit andern Worten in der lebendigen Rede, nicht als Einzelnes, sondern als Teil des Ganzen, und je nach dem Sinne, den es gerade an dieser Stelle hat, seinen rhythmischen Wert erhält. Je nach der Feierlichkeit, Leidenschaftlichkeit oder Gleichgültigkeit der Rede wechselt die Stärke und Hörbarkeit der Nebentöne und das Gewicht der einsilbigen Worte. Die schönsten Verse der gefeiertsten Dichter widerlegen jede einzelne der früher aufgestellten rhythmischen Regeln tausendfach, falls es sich nämlich der Mühe lohnte, nach so vielfachem Beweise zu suchen.

Zur Prüfung der französischen Rhythmen wurden vom Verfasser Dichtungen von André Chénier und besonders sein „Aveugle" gewählt; und es ergab sich beim Vergleich mit den spanischen Versen als hauptsächlichster Unterschied ein häufigeres Vorkommen von zwei aufeinander folgenden Senkungen im Französischen. Sogar im Anfang der Verse treten sie auf, so daß also mit Daktylen untermischte „tanzende" Verse im Französischen nicht so selten sind wie im Spanischen; ebenso sind auch die Akzenthäufungen im Französischen häufiger als im Spanischen. „Diese relative Seltenheit", meint der Verfasser der Studien, „und relative Vereinzelung der ruhig schreitenden Rhythmen ist gewiß nicht als eine zufällige anzusehen. Sie ist im Gegenteil höchst charakteristisch für das Gesamtwesen der französischen Sprache; verglichen mit der, wenigstens verhältnismäßig, ruhigeren und gemesseneren Kadenz des Spanischen, ist das Französische ungleich bewegter und nervös erregter. Wo der Spanier tanzt, tänzelt der Franzose." (S. 69.) Daher nennen auch die französischen Rhythmiker tadelnd den Vers

mit gleichmäßig schreitendem Rhythmus „un vers à marche saccadée.“

Freudig begrüßen wir diese Rhythmik-Studien von H. von Samson-Himmelstjerna. In ihnen scheinen uns wirklich die einzig richtigen Betonungsgesetze der französischen und, soweit wir haben prüfen können, aller romanischen Poesie gefunden zu sein; und manchem Leser dieser Zeilen wird — des bin ich überzeugt — nach ihrer Aneignung für das Lesen französischer Verse eine ganz neue, genußreichere Aera anbrechen. Ja, man darf annehmen: hätte Friedrich der Gr. dieses romanische Versbauprinzip gekannt, so hätte er bei seinen poetischen Bemühungen die Hilfe des Dichters Voltaire nicht nötig gehabt, „pour laver le linge sale de Sa Majesté.“

Indes, die Aufgabe der Rhythmik-Studien erstreckt sich noch weiter. Um womöglich auch dem Ursprung oder der Entstehung der rhythmischen Gesetze, welche die romanische Poesie beherrschen, näher zu kommen, müssen einerseits neben der Kunstdichtung auch volksmäßige Gesänge, anderseits ältere Dichtungen, die um einige Jahrhunderte zurückliegen, nach derselben induktiv-statistischen Methode untersucht werden. Und hiezu boten sich vor allem die alten spanischen Romanzen, die sehr volkstümlichen Lieder von Béranger, Gedichte von Rabelais und manches andre dar. Unter den vielen interessanten Resultaten dieser Vergleichung verdient hervorgehoben zu werden, daß in der Volkspoesie die Zahl der Hebungen in den einzelnen Versen nicht die gleiche ist, sondern regellos wechselt und schwankt zwischen 3 und 4. — Wie es nun geschehen ist, daß im Laufe der Entwicklung der romanischen Poesie die dreimal und die viermal gehobenen spanischen Romanzenverse rhythmisch vollkommen gleichwertig geworden sind und als solche beim Lesen und Anhören unmittelbar empfunden werden, darüber lassen sich auf Grund von Untersuchungen der mittelalterlich-lateinischen Hymnenpoesie, wie sie von der Geistlichkeit gepflegt wurde, einige Vermutungen aussprechen. In diesen Hymnen hat sich der gleichmäßig viermal gehobene Vers schon früh eingebürgert, und zwar, wie es scheint, zuerst der Rhythmus mit jambischem Anfang und mit eingestreuten Daktylen. Als Beispiel diene der „Hymnus ad galli cantum“ des Aurelius Prudentius aus dem 4. Jahrhundert:

1. Ales diei nuntius
lucem propinquam praecinit,
nos excitator mentium
jam Christus ad vitam vocat:

2. Auferte, clamat, lectulos
aegros sopore desides,
castique recti ac sobrii
vigilate, jam sum proximus etc.

Später trat allmählich der jetzt im Deutschen vorherrschende gleichmäßig entweder trochäische oder jambische Rhythmus auf; er ist z. B. durchgeführt in dem „Planctus beatae Virginis" von Innocenz III. aus dem 12. Jahrh.:

Stabat mater dolorosa
juxta crucem lacrimosa
quo pendebat filius,

cujus animum gementum
contristantem et dolentem
pertransivit gladius etc.

„Dies irae" von Thomas von Celano beginnt:

Dies irae, dies illa	Tag der Rache, Tag voll Bangen,
solvet saecla in favilla,	Schaust die Welt in Glut zergangen,
teste David et Sybilla.	Wie Sibyll und David sangen.
Quantus tremor est futurus,	Welch Entsetzen wird da walten,
quando judex est venturus,	Wann der Richter kommt zu schalten,
cuncta stricte discussurus.	Streng mit uns Gericht zu halten!
Tuba mirum sparget sonum	Die Posaun' im Wundertone
per sepulcra regionum,	Sprengt die Gräber jeder Zone,
coget omnes ante thronum etc.	Fordert alle hin zum Throne usw.

Nimmt man nun an, daß der älteste römische Vers der „Saturnier" **mit drei Hebungen in jedem Halbverse** sei, der in der römischen Kunstpoesie nur zeitweilig, d. h. für einige Jahrhunderte, von den mit der gesamten griechischen Kultur herübergenommenen künstlichen griechischen Metren verdrängt worden war, in der Volkspoesie jedoch nie gepflegt zu werden aufgehört hatte und mit dem Verschwinden des Griechentums auch wieder mehr und mehr zur Geltung kam, — und daß dann dieser „Saturnier" in der Poesie der romanischen Völker mit dem viermal gehobenen Hymnenverse sozusagen interferierte, so läßt sich über die Entstehung des alten, noch jetzt in Spanien gebräuchlichen Romanzenverses mit einiger Wahrscheinlichkeit eine Annahme aussprechen (S. 62): „Wenn tatsächlich die dreimalgehobene Halbzeile der viermalgehobenen gegenüber als gleichwertig gilt, von ihr nicht prinzipiell unterschieden ist, so scheint diese Tatsache darauf hinzudeuten, daß es in der Vorzeit der spanischen Sprachenentwicklung eine Epoche gegeben haben muß, in der eine und dieselbe Halbzeile **zugleich** als dreimalgehobene und zugleich als viermal-

gehobene gelten konnte, — eine Epoche, in der einer und derselben Halbzeile, je nach der Auffassung und Diktionsweise des Vortragenden, beliebig drei oder vier Hebungen zugeteilt werden konnten." Das war die Epoche, in der sich ein Widerstreit bemerkbar machte zwischen der Zahl der Hebungen am geistlichen Hymnenverse und der Hebungszahl des bisher in gleichem Gebrauche gewesenen Rhythmus, nämlich des im heidnischen Volksliede und Gottesdienst gebräuchlichen „Saturniers" mit seinen drei Hebungen in jedem Halbverse. Es mußte sich mithin zu jener Zeit das Bestreben geltend machen, den viermalgehobenen Hymnenvers herabzuzerren oder zusammenzutauschen bis auf das gewohnte Maß des angestammten Saturniers. Auch Beispiele für diese Übergangsepoche, für das Schwanken zwischen 3 und 4 Hebungen, lassen sich aus der lateinischen Poesie des Mittelalters anführen:

Aus 4 Hebungen werden drei:	o sancta mundi domina — 3	o sancta mundi dom'na
	nitesce jam virguncula — 3	nitesce jam virgunc'la
	florem latura nobilem — 3	florem latura nob'lem. etc.

Hieran knüpft der Verf. noch eine letzte Frage und Vermutung (S. 65): „Wie sind die Nationaltanzweisen, die doch ursprünglich dem Saturnier mit seinen 2+3 Hebungen angepaßt waren, — wie sind sie auf die viermalgehobene Hymnenhalbzeile bezogen worden? Schon in der Musik, im Gesang ist die Schwierigkeit eine unüberwindliche gewesen: sie hat zu widersinniger gesanglicher Deklamation geführt, die man akzeptieren, an die man sich gewöhnen mußte. Der Tanz muß eine andre Lösung und zwar eine befriedigende gefunden haben. Denn da kommen keine Widersinnigkeiten vor. Der spanische Volkstanz ist durch und durch vollendet und durchgebildet, ein Gegenstand gerechter Bewunderung, wie aus den Zeugnissen gebildeter Reisender hervorgeht, denen ich aus eigener Erfahrung aufs wärmste und lauteste beistimmen muß.

Nur *eine* Vermutung ist mir dieser schweren Frage gegenüber aufgestiegen, und ich halte sie nicht zurück, weil sie möglicherweise Forschern als Ausgangspunkt dienen könnte. Ich vermute, daß der musikalische Rhythmus des Tanzliedes und der Takt des Tanzes selbst bei der Dreimalgehobenheit des Saturniers stehen geblieben ist, es der viermalgehobenen Hymnenzeile überlassend, sich damit, so gut sie konnte, abzufinden, was denn auch, tant bien que mal, nicht ohne einige Widersinnigkeiten geschehen ist."

Prüft man nun die deutschen Rhythmen, indem man hiezu Gedichte älterer und neuerer Klassiker der neuhochdeutschen Sprache wählt (Lessing, Goethe, Uhland, Geibel) und ebenfalls „nach dem Ohre“ bestimmt, welche Silben betont sein sollen, so ergibt sich für die eigentlichen Akzentregeln genau dasselbe, wie für das Spanische und Französische: es werden in mehrsilbigen Wörtern auch im Deutschen bei geeigneter Position die Nebentöne bald hervorzutreten haben, bald wiederum zu unterdrücken sein. Einsilbige Wörter, wie der Artikel, das Pronomen possesivum, relativum, personale, Propäsitionen, Konjunktionen und Adverbia werden je nach den anstoßenden Silben und ihrer eignen poetischen und syntaktischen Bedeutung bald betont, bald unbetont sein müssen; einsilbige Substantiva und Verba jedoch haben den Ton; und als eine Nachlässigkeit des Dichters verdiene es — nach v. Samsons Ansicht — bezeichnet zu werden, wenn bei Lessing und gelegentlich auch bei Goethe und Uhland einsilbige Verbalformen nicht selten unbetont bleiben. Doch erstrecke sich diese Unregelmäßigkeit (bemerkt v. Samson S. 98) „nur auf die Anfänge der Verse, ohne das regelmäßige Gefälle des größeren Teiles derselben zu beeinträchtigen.“ — Man sieht aus diesen mannigfachen Klauseln, daß der einsichtsvolle Forscher fast selbst schon an den untersuchten Jamben das Stilgesetz entdeckt hat, das wir ihm, hier seinen Ausführungen opponierend, entgegenhalten wollen. Denn alle vom Verfasser aus Lessing, Goethe und Uhland aufgezählten „Nachlässigkeiten“ dieser Art beziehen sich lediglich auf die erste Silbe jambischer Verse. Wer jedoch unweigerlich an der Forderung einer gleichbleibenden, festen Zahl von Hebungen in jedem Verse einer Kunstdichtung festhält, konnte nicht auf das ästhetische Gesetz verfallen, welches lautet: Deutsche Jamben können gelegentlich, doch nicht zu oft, auch auf der ersten Silbe betont sein; die erste Silbe ist somit „anceps“ (schwankend) und die zweite bleibt auch betont.

Was nun aber dennoch die deutschen Verse von denen der romanischen Sprachen unterscheidet und ihnen mit der englischen, russischen und polnischen Poesie gemeinsam ist, nämlich der in jedem Verse einer Dichtung wiederkehrende feste jambische, trochäische oder sonstige Tonfall, durch den jede gleichvielste Silbe jedes Verses einer Dichtung die Betonung entweder hat oder nicht hat — ist

das nun wirklich, wie der Verfasser meint, eine Verirrung, ein Verfall der deutschen Verskunst, ein Unheil, durch das das deutsche Ohr für Mißklänge stumpf geworden ist?

So lautet die erste Frage, zu der jetzt übergangen werden muß. Und die zweite, noch kühnere Frage lautet:

Wäre es wirklich ein Glück für die deutsche Poesie, wenn sie sich die romanischen Rhythmen zu eigen machte, oder zu ihnen, wie der Verfasser meint, zurückkehrte? Die Frage ist kühn, denn das hieße, sich eine bisher unbekannte Freiheit erobern und eine Unfreiheit, ein festes Maß in dem Bau der Verse, aufgeben, das die deutsche Poesie bisher garnicht als Unfreiheit empfunden hatte; denn wie hätte sie sonst so überaus herrliches schaffen können? — Heißt es doch in diesen Studien in Bezug auf die deutschen Rhythmen (S. 33): „Die Poesie wohl keines Volkes hat, hinsichtlich ihrer äußeren Form, einen so traurigen Entwicklungsgang zu bedauern, wie die des deutschen. Die ältesten poetischen Denkmäler der Deutschen (unter Annahme einer richtigen Ausdeutung) zeigen unverkennbare Anzeichen hochgradiger Barbarei, jedoch nicht ohne gleichzeitige Symptome eigentümlicher Versbildung. Was uns davon überliefert worden, kann, mit wenigen Ausnahmen, wohl schwerlich den Anspruch erheben, für echt volkstümliche Poesie zu gelten; es sind wohl zeitgenössische Kunstdichtungen. Wenn aber die Kunstdichtungen des Althochdeutschen viersilbige Verse aufweisen können, die gleichzeitig vier Hebungen enthalten sollen, also ihren Typus im „Wau-wau-wau-wau" eines Hundegebells wiederfinden, und wenn anderseits die altniederdeutschen Dichtungen durch ihre „Überfüllungen" charakterisiert sein sollen, d. h. durch ungemessene Zahl von Senkungen, wodurch nicht etwa ein „tanzender", sondern ein „trippelnder" Rhythmus bedingt wird, so kann man wohl sagen, daß dem Althochdeutschen der Sinn für rhythmische Schönheit nicht beigewohnt habe.

Ohne bemerkbaren Übergang aus dieser barbarischen Urzeit setzen die Minnesänger ein, nicht etwa das Nationale entwickelnd, sondern gänzlich neue (provençalische und nordfranzösische) Weisen und Rhythmen, so gut es geht, in deutschen Landen reproduzierend. Ihnen folgen die Meistersänger, die, jeglichen poetischen Schwunges bar, die überkommenen Strophenschemata mechanisch weiterentwickeln, bis zu manchen Ungeheuerlichkeiten, von denen ihre gleich-

zeitigen französischen Zunftgenossen, die Rhetoren, sich freizuhalten vermochten. Wiederum ohne Vermittlung, die sinnlos silbenzählende Meistersängerei unterdrückend, setzt, von der Renaissance eingeführt, die gräzisierende und latinisierende Poesie ein, wiederum, und mehr noch als zur Zeit der Minnesänger, nicht nur unvermittelt importiertes Fremdländisches, sondern geradezu Nationalwidriges oktroyierend. Hexameter und Pentameter, katalektische und akatalektische Jamben und Trochäen verschiedener Füßezahl usw. werden nun importiert und naturalisiert und erhielten die Geltung germanischer oder deutscher Rhythmen. Noch heute wird die deutsche Versrhythmik auf die Lehre des Aristoxenus zurückgeführt (vgl. Rudolf Westphal, „Allgemeine Theorie der musikalischen Rhythmik seit S. Bach.“ Leipzig 1880, S. VIII--LXXI, 13--30 und 175—176). Die Hexameter ꝛc. führen zu widersinniger Betonung, und die Jamben und Trochäen zu unschöner Einförmigkeit des Tonfalles. Daß im Mittelalter in schönen, kunstmäßig gefügten und keineswegs einförmigen Rhythmen und ohne Widersinnigkeit der Betonung in deutscher Sprache gesungen worden, das ist schier vergessen worden. Heute gilt die Einförmigkeit des Tonfalles für poetisch, ja sie scheint als einziges formelles Requisit für poetische Diktion zu gelten. Nicht einmal feste Zählung der Vers„füße“, geschweige denn Silbenzählung, wird unbedingt gefordert. Kurze und lange Zeilen können in bunter und wirrer Mengung wechseln, wenn nur das tik-tAk-tik-tAk oder tJk-tak-tJk-tak einer schiefhängenden Wanduhr vernehmlich ist.“ Ferner S. 115: „Alle Übersetzer aus dem Romanischen haben sich der Trochäen oder Jamben bedient; dem Deutschen scheint jede Vorstellung davon abhanden gekommen zu sein, daß man in deutscher Sprache auch ungehackte Verse bauen könne, die dennoch, auch ohne Gehacke, deutlich rhythmisches Gepräge besitzen. Poetischer Rhythmus und gehackter Tonfall sind dem modernen Deutschen identische Vorstellungen geworden. Um so wichtiger ist der Nachweis, daß man von jeher ungehackte Verse auch im Deutschen hat schaffen können, selbst bis in die Neuzeit hinein. Vielleicht wird solcher Nachweis mit dazu beitragen können, einer gesegneten Reform deutschen Poesie die Wege zu bahnen.“ Zum Beweise dieser Sätze führt der Verfasser einige Lieder von Walter von der Vogelweide an, dann auch Stellen aus dem „Faust“ („Habe nun, ach, Philosophie ꝛc.“), wo er jedoch,

um die gleiche Silbenzahl der Verse herzustellen, einzelne Silben einschalten muß. Er will damit die Verse so gestalten, „wie sie der Dichter gestaltet haben würde, wenn ihm das romanische Versbauprinzip vorgeschwebt hätte" (S. 199). Und schließlich gibt der Verfasser, um der Induktion das Experiment folgen zu lassen, einige Proben eigener deutscher Gedichte in romanischen Rhythmen. Das erste dieser Gedichte faßt den Sinn des ganzen Werkes wie folgt zusammen (S. 126):

Wie die Alten so schön haben gesungen,
Die Minnesänger und die Troubadoure,
Ungebunden und frei, trotz fester Schranken —,
In Deutschlands Gauen ist es schier verklungen!
Nicht mehr wie sonst in Lied und Aventiure
Sprießet in eigner Form jeder Gedanke.
Knappen Gesetzes Maß vormals genügte:
Leicht bewegliches fest zusammenfügte.
Wo sonst in freiem Tanz wogten die Lieder,
Ist nun an dessen statt zwingend getreten
Widriger Metren Fall eintönig Schreiten. —
Arische Sangeskunst, kehre uns wieder!
Wenn wir vergäßen doch das Jamben-Beten
Und der Trochäen Reih'n gleichförmig Läuten!
Möge das deutsche Lied Freiheit erringen,
So frei, wie einst es war, wieder erklingen!

Die Silbenzahl im Vers nur fest gestalte,
Auch der Hebungen Zahl. Sodann noch merke:
Senkungen mehr als zwei lasse nicht folgen.
Akzent-Zusammenstoß sparsam verwalte,
Nur wo Wirkungen brauchst von größrer Stärke,
Oder im Einschnitt, mag der Stoß erfolgen.
Den Versen dien' als Band das Reimgefüge;
Bedenk, daß aller Reiz im Wohlklang liege.
Was sonst an Regeln sich erwähnen ließe,
Es sind ja Folgen nur der Hauptgesetze:
Du wirst sie ohne Müh' gar bald ergründen.
Mög' jeder prüfen, ob wohl derart fließe
Das Lied, ob willig so Gedankenschätze
Sich heben lassen und Gestaltung finden.
Gelinget der Versuch, — kann wieder schallen,
Wie sonst, Bardengesang in Deutschlands Hallen.

Es ließe sich zunächst ein Einwand erheben, der nur eine Einzelfrage betrifft. — Wenn man lobend hervorhebt, in den

romanischen Versen sei sowohl die Zahl der Hebungen als auch die Silbenzahl bestimmt, so ist das eigentlich eine Fiktion, und das Vergnügen, das man an dieser Korrektheit der Ziffern empfindet, doch nur ein arithmetisches. Das Ohr genießt keinen besonderen Wohllaut, denn die beim Zählen als eine Silbe gerechneten vokalischen End- und Anfangssilben zusammenstoßender Worte werden beim Lesen und Deklamieren als zwei gesprochen. Wiederum das beim Zählen mitgerechnete stumme „e" im Französischen wird meistens beim Lesen nicht gesprochen. So kann also für das Ohr die Zahl der Silben sehr stark in den einzelnen Versen wechseln. Und außerdem sind ja auch die Verse jeder Strophe durchaus nicht in der romanischen Poesie immer gleich; man denke nur an Lafontaine, Leopardi, Pindemonte, Roberti und andre berühmte Dichter, auch an Espronceda, bei denen oft kurze und lange Verse in buntem Wechsel einander folgen. Dagegen wohnen im einzelnen den romanischen Rhythmen gewiß so manche Vorzüge inne: bei ihrer Beweglichkeit wird man nie in die Verlegenheit kommen, daß sich gewisse, vielleicht unumgänglich nötige Wörter unmöglich in die Jamben und Trochäen ohne Kakophonie hineinbringen lassen (z. B. das Wort „Tannhäuser" und viele andere); oder daß man gewisse Personen mit keiner poetischen Epistel beehren darf, weil ihr Name sich dem Versmaß des Gedichts nicht fügen will, wie es dem römischen Dichter Ovid mit seinem Freunde Tuticanus ging, dessen Name in keinem Hexameter und Pentameter unterzubringen ist:

Lex pedis officio fortunaque nominis obstat,
  Quaque meos adeas, est via nulla modos . . .
Et pudeat, si te, qua syllaba parte moratur,
  Artius adpellem Tuticanumque vocem:
Nec potes in versum Tuticani more venire,
  Fiat ut e longa syllaba prima brevis. . . .

Siehe, des Fußes Gesetz und Natur des Namens verhindert's,
  Und in mein Versmaß fügt dieser sich nimmer hinein. . . .
Denn nicht ziemt's wohl, wenn da, wo die eine Silbe gedehnt ist,
  Ich sie verkürzte, und dich nennete Tuticanus.
Als Tuticanus auch kann nicht gut in den Vers ich dich bringen,
  Daß von den Silben verkürzt würde die erste, die lang; . . .

II.

Man darf wohl als historischen Ausgangspunkt aller der Erwägungen, von denen sich der Verfasser beim ferneren Ausbau seiner Theorie leiten läßt, die Behauptung oder Vermutung ansehen: es habe ursprünglich allenthalben als einzig natürliches, volksmäßiges und auch ästhetisch allein wertvolles Versbauprinzip die Akzentuierung, die Unterscheidung von betonten und unbetonten Silben, nicht aber die metrische Unterscheidung von langen und kurzen Silben gegolten. Was hierüber von der altdeutschen Langzeile und dem indischen Çloka gesagt wird, kann ich hier nicht prüfen, und erwähne daher nur das eine: Im Verse der alten Inder bedeutete, nach ihrem eigenen Zeugnis, der Akzent weder die Länge noch die Tonstärke, sondern die Tonhöhe, und jede auf die akzentuierte folgende Silbe wurde um so schwächer betont oder tiefer gesprochen, je weiter sie von der betonten entfernt war. Es wurde also gesungen. — Daß jedoch das ganze klassische Altertum, zumal das Griechenvolk, sich in seinem Versbauprinzip so sehr sollte geirrt haben und — von wem eigentlich? — sollte verführt worden sein, verkehrter Weise auf Längen und Kürzen Gewicht zu legen, während eine uns unbekannte Vorzeit es richtiger getroffen haben sollte, indem sie die Verse akzentuierte, — das alles scheint uns doch schwer glaublich. Sollte wirklich der moderne akzentuierende Vers bloß die Rückkehr zu einem zeitweilig verlassenen, ursprünglicheren Prinzip bedeuten?

Allein wir müssen weiter gehen; denn nicht dadurch begegnet man den in einem geistreichen Buche ausgesprochenen Vermutungen auf würdige Weise, daß man sie an sich für unglaublich erklärt: man muß ihnen etwas positives, eine besser fundierte Theorie der zu deutenden Tatsachen entgegenstellen.

Wie begründen wir also den im Mittelalter vollzogenen Übergang der Poesie vom quantitierenden (silbenmessenden) zum akzentuierenden Verse? So lautet die zu lösende Frage, deren Wichtigkeit nicht nur dem Philologen und Ästhetiker, sondern jedem Freunde der Poesie einleuchtet. Denn freilich darf die leichthin gemachte Annahme, daß gerade die Griechen die zeitweiligen Verderber des guten Geschmackes waren, nicht für ein hinreichendes Erklärungsprinzip gelten. Wo ist aber sonst der

Grund zu suchen; und von welcher Seite her soll die Erklärung sich des Problems bemächtigen?

Ich versuche hier eine auf sprachgeschichtliche Tatsachen gestützte psychologische Deutung.

In denselben Jahrhunderten, in denen der Übergang der Poesie zu dem erwähnten neuen rhythmischen Prinzip stattfand, haben dieselben in Europa gesprochenen Sprachen noch einen andern bedeutsamen Wandel erlebt; ich meine den regulären Lautwandel der Konsonanten, insbesondere der sog. Verschlußlaute (d, t, th, g, k, b, p, ph), aus dessen Gesamtgebiet am besten sprachgeschichtlich bekannt und von Jakob Grimm auf ein Gesetz zurückgeführt ist der zweimalige Lautwandel in den germanischen Sprachen. Zuerst vollzog er sich in einer prähistorischen Epoche an der germanischen Ursprache (was sich aus dem Vergleich mit den klassischen Sprachen, bei denen er nicht platzgriff, nachweisen läßt); und dann zum zweiten Mal etwa um die Zeit der Merovinger, und setzte sich noch mehrere Jahrhunderte lang später fort. Hier betraf er hauptsächlich das Hochdeutsche, während das Niederdeutsche, Gothische &c. von ihm unberührt blieb. Worin im einzelnen dieser Lautwandel bestand, wie das Gesetz J. Grimm's: „Die Media gehe über in die Tenuis, die Tenuis in die Aspirata und diese wieder in die Media", um zu gelten, nicht unwesentlich modifiziert werden muß, — alles das darf hier unerörtert bleiben. Es genügt darauf hinzuweisen, daß lat. „tuli, tolerare" zu got. „dzulan", deutsch „dulden" wird; ferner lat. „duo", engl. „two", deutsch „zwei"; lat. „pallidus", engl. „fallow", deutsch „fahl". — Nachdem nun diese Erscheinung weder durch physikalische Einflüsse auf die Sprachorgane, noch als Erfolg der Rassenmischung, noch durch teleologische Annahmen oder die Voraussetzung ästhetischer Neigungen sich in befriedigender Weise hat erklären lassen, ist es, wie mir scheint, dem Philosophen W. Wundt gelungen („Völkerpsychologie" Bd. I S. 418—424, 1900), sie auf einen gewissen Einfluß fortschreitender geistiger Kultur zurückzuführen, — nämlich auf die zunehmende Geschwindigkeit der Rede. Denn ohne sonst über den Wert zunehmender sog. Kultur etwas behaupten zu wollen, wird man zugeben, daß mit ihr die Menge, der Reichtum des Menschen an mannigfaltigen Vorstellungen und der Wechsel der physischen Erregungen sich vermehrt. Hierdurch vermehrt sich dann die Leichtigkeit,

mit der die gewissermaßen dichter bei einander stehenden, häufiger unter sich ähnlichen und zur Disposition befindlichen Vorstellungen Assoziationen mit einander eingehen. Es vermehrt sich also die Leichtigkeit des Vorstellungsverlaufs, des Flusses der Gedanken und mit ihr naturgemäß auch die Schnelligkeit des Sprechens, des Ausdrucks der Gedanken. Bei probeweisem Hervorbringen der Lautverbindungen und bei variierender Geschwindigkeit der Artikulation findet man nun erstens, daß von den hierdurch unsern Lauten aufgenötigten Änderungen vorzugsweise die Verschlußlaute, die ihrer Beschaffenheit nach am meisten als Hemmungen des Redeflusses sich geltend machen, betroffen werden; und zweitens zeigt eine solche experimentelle Prüfung, daß die Lautveränderungen bei der Beschleunigung wirklich im allgemeinen in den Richtungen erfolgen, die das Gesetz der Lautverschiebungen angibt: ein Resultat, das W. Wundt im einzelnen physiologisch begründete.

Sollte nun dieselbe Art der Beeinflussung durch zunehmende geistige Kultur, die in jenen Jahrhunderten des Mittelalters den Wandel der Verschlußlaute zustande brachte, nicht auch den Wechsel des rhythmischen Prinzips beim Sprechen der Verse ganz oder teilweise bewirkt haben? — Wie in alter Zeit gesprochen und betont wurde, ließe sich direkt ja nur nachweisen, wenn es in früheren Jahrhunderten schon Phonautographen gegeben hätte; indirekt spricht jedoch vieles dafür, daß man damals langsamer gedacht und gesprochen, und zum Rezitieren wie zum Singen der Verse sich mehr Zeit genommen hat. Schon die vor 100 Jahren komponierte Musik pflegt jetzt in einem schleunigeren Tempo und in höherer Tonlage vorgetragen zu werden, als damals, wo sie entstand; noch mehr gilt das von Sebastian Bach und älteren Meistern. Die größere Klangfülle und die reichen grammatischen Formen der Sprachen, aus denen die unsern entstanden sind (Gothisch, Althochdeutsch), die umständlicheren syntaktischen Konstruktionen der zum Sprechen (nicht bloß zum Lesen) bestimmten Dichterwerke (z. B. Dramen) aus älterer Zeit lassen darauf schließen, daß damals die Rede im Vergleich zu unsrer Zeit verhältnismäßig langsam und majestätisch einherschritt. Diese unter dem Kultureinfluß fortschreitende Beschleunigung der Rede scheint also eine allgemeine, von allen Zeiten geltende Erscheinung zu sein; und es ist leicht möglich, daß Personen, die zwei Sprachen von verschieden

hoher kultureller Entwicklung beherrschten (wie Leibnitz und Friedrich d. Gr. das Deutsche und Französische), nicht nur die eine Sprache schneller sprachen, sondern auch in ihr schneller dachten, als in der andern.

Nun mußte jedoch sowohl für die gebundene als für die pedestrische Rede mit der zunehmenden Beschleunigung und Hast im Tempo auch die Bedeutung der drei Elemente wechseln, die an jedem einzelnen gesprochenen Laute zu unterscheiden sind: die Tonhöhe, Zeitdauer (Quantität) und endlich das dynamische Element: die Stärke der Betonung. Denn die Beschleunigung der Rede ist eben unmittelbar identisch mit einer Beschränkung, mit einer Geringschätzung der Dauer. Bei zunehmender Geschwindigkeit kommt ein Grenzpunkt, über den hinaus Unterschiede in der Zeitdauer beim Aussprechen der einzelnen Silben sich überhaupt nicht mehr wahrnehmen und zum Bewußtsein bringen lassen. Als das bedeutsamste, ästhetisch wirksamste Element konnte die verschiedene Zeitdauer (Quantität) der Silben nur so lange ins Ohr fallen, als man sich beim Aussprechen viel Zeit nahm. Die Intensität, die Tonstärke vermochte man dagegen ohne Zeitverlust hervortreten zu lassen; und dies zu tun wurde bei der zunehmenden Nervosität der Rede, die Zeitersparnis für absoluten Gewinn hält, allmählich in der Prosa wie beim poetischen Deklamieren zur durchdringenden Gewohnheit; es wurde dann schließlich auch zum technischen Mittel der Verskunst. Die Quantität hat somit an Bedeutung verloren und der Akzent an Bedeutung gewonnen.

Die Richtigkeit dieses letzteren Satzes läßt sich nun auch, abgesehen vom Wechsel des rhythmischen Prinzips, aus andern Erscheinungen der Sprachgeschichte entnehmen, z. B. daraus, daß in den kulturell am höchsten entwickelten modernen Sprachen (z. B. Deutsch, Französisch, Italienisch) der Akzent jedes einzelnen Nomen (Substantiv oder Adjektiv) auf derselben Silbe bleibt (z. B. Mánn, Mánnes, Männer 2c.); sei es deshalb, weil, wie im Deutschen, die Stammsilbe immer betont bleibt, oder, wie in andern Sprachen, die Silbenzahl bei der Flexion des Nomen nicht wechselt. Der Akzent mit seiner unabänderlichen Stellung auf derselben Silbe gehört also zum „Lautbilde" des Wortes und dient, logisch, zur Festhaltung seines Begriffswertes. In den alten Sprachen, z. B.

im Lateinischen und Griechischen, rückt der Akzent bei der Flexion des Nomens beweglich hin und her (ἀνήρ, ἀνδρός, ἄνδρες, ἀνδρῶν, hómo, hominibus ꝛc.); und auch im Althochdeutschen war er noch nicht auf die Stammsilbe fixiert. Der Akzent diente somit damals nur dem verhältnismäßig untergeordneten ästhetischen Zwecke der Tonmodulation. (Diese ältere Bedeutung des Akzents gilt mit gewissen Einschränkungen noch jetzt von den slavischen Sprachen.)

Nach vorstehender Erörterung wird man es nicht mehr für vollkommen zutreffend halten, wenn es in dem Werke von H. von Samson (S. 113) heißt: Quantität und Akzentuierung im Versbau seien inkommensurable Größen, die kein gemeinsames Maß besitzen, so daß es ewig ein fruchtloses Bemühen bleiben müsse, zwischen ihnen einen gesetzlichen Zusammenhang nachzuweisen. — Beides, stärkere Betonung und Dehnung (Länge) eines Lautes dienen doch dazu, diesen Laut mehr hervorzuheben, ihn stärker fühlen zu lassen, den Hörer mehr auf ihn aufmerksam zu machen. Der Unterschied ist nur, daß die Griechen den Zeitrhythmus hatten, während wir modernen Menschen überall den Affektrhythmus bevorzugen. (Die Perser haben beides zugleich.) Vielleicht darf man behaupten, daß die römische Poesie bereits einen Übergang von dem einen zum andern bedeutet, weil an ihr das Bestreben, Betonungen und Längen zusammenfallen zu lassen, bemerkt wird. Und das hat dann allerdings die modernen, besonders die deutschen Dichter auf die jetzt hoffentlich für immer aufgegebene unglückliche Idee gebracht, auch im deutschen Versbau Längen und Kürzen zu unterscheiden und antike Metra nachzuahmen. Um solche genießen zu können, müßte zuerst die ungebundene Rede zu einer andern, zu einer quantitierenden umgeschaffen werden; und dazu wiederum müßte man dem ganzen Volke andre Nerven, eine mehr mit sich selbst einige, ruhigere, weniger vorwärts hastende, sich überstürzende Art von geistiger Kultur geben.

In Anbetracht alles dessen werden nur wenige dem Verfasser zustimmen, wenn, wie wir sahen, dem jetzigen deutschen Rhythmus Eintönigkeit und einförmige Marsch-Kadenz vorgeworfen wird, die die freie Bewegung hemme und nicht zulasse, daß, wie im romanischen, in den gleichgebauten Strophen wechselnde Stimmungen zum Ausdruck kommen.

Erstens hält ja auch der deutsche Dichter sich nicht für absolut gebunden an den trochäischen oder jambischen Tonfall; er erlaubt sich hin und wieder gleitende Versfüße, d. h. Daktylen einfließen zu lassen, ohne vor der dadurch bedingten Vermehrung der Silbenzahl zurückzuschrecken. Das sind mitunter angenehm wirkende poetische Lizenzen. Ferner hat mehrfach die deutsche Poesie auch kunstgerecht zusammengesetzte Folgen von Trochäen und Daktylen mit Glück angewandt; z. B. Rückert's „An das Feuer“:

Lustig prasselndes Feuer, nimm
Hin zum Opfer die Lieder!
Greif mit flammendem Liebesgrimm
Zu, und brenne sie nieder! 2c.

Demselben Zwecke dient der Wechsel von längeren und kürzeren Versen, wie er in Schillers Übersetzungen aus der „Aeneis“ vorkommt; daß auch die romanische Verskunst dieses Mittel zur Belebung der Rhythmen nicht verschmäht, ist bereits erwähnt worden. Wie aber außerdem durch die Unterscheidung von stärkeren und schwächeren Betonungen, längeren und kürzeren Pausen auch in die festen Takte germanischer Rhythmen genügende Beweglichkeit und Abwechslung gebracht werden kann, das soll bald in einem Schlußkapitel dieser Abhandlung systematisch dargestellt werden. — Bevor das geschieht, empfiehlt sich noch in vergleichenden Betracht zu ziehen: in welchen Sprachen die Poesie sich die allerbeweglichsten Rhythmen ausgebildet hat, und in welchen, anderseits, sie am unweigerlichsten an der gleichmäßigen Folge bestimmter Versfüße festhält?

Die romanische Poesie hat, wie wir gesehen haben, einen so beweglichen Rhythmus, daß fast jeder einzeln für sich genommenen Silbe eines Verses gestattet ist, betont oder unbetont zu sein. Und in den romanischen Sprachen ist das Französische in dieser Hinsicht am allerbeweglichsten. Die deutsche Poesie hat wohl im allgemeinen den festen Takt, der jeder Silbe eines ganzen Gedichts ihren rhythmischen Wert vorausbestimmt, doch kann sie nicht nur durch das Einschieben gleitender Verse sich Beweglichkeit verschaffen, sondern oft auch ganze Dichtungen aus einem bunten Gemisch von den verschiedensten Versen herstellen, besonders dann, wann der Inhalt der Verse eine solche Ungebundenheit einigermaßen rechtfertigt.

Mit unnachgiebiger Strenge fordert jedoch den ausnahmslos gleichmäßig festen Rhythmus die russische Poesie. Sie hat das auf das deutlichste beim Übersetzen deutscher und französischer Dichtungen gezeigt. Z. B. als der Graf Al. Tolstoj das bekannte Gedicht von H. Heine übersetzte: „Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand mich aller Torheit entled'ge" rc., da hat er die ungebundenen Strophen durch vollkommen regelmäßige Daktylen (mit einem „Auftakt") ersetzt; er hat sie in dem bei russischen Dichtern beliebten alten persischen Versmaß „Mutakarib" geschrieben, das von Firdusi's „Schahname" her bekannt ist. Dagegen als der Dichter A. Ascharin Gedichte desselben Grafen Al. Tolstoj ins Deutsche übersetzte, hat er nicht immer die festen russischen Rhythmen beibehalten, sondern sich freierer Versmaße bedient, z. B. in dem Liede „Nordische Klänge":

> Mädchen forsche nicht, Mädchen frage nicht,
> Nicht in dunkler Nacht und bei Tage nicht,
> Wie mein Herz dich liebt, warum dich allein,
> Ob es Sonnenglut, ob es Wetterschein! . . .

Jeder der beiden Dichter folgte dabei offenbar dem Genius seiner Sprache; indessen mag zur Erklärung dieser Verschiedenheit folgende Erwägung beitragen.

Von den in Betracht zu ziehenden Sprachen sind die romanischen als Kultursprachen die ältesten und ausgebildetsten, aber an eigentlichen Flexionsformen und grammatischer Ausdrucksfähigkeit die ärmsten; der sog. „Zersetzungsprozeß" ist bei ihnen am weitesten fortgeschritten. Um daher eindeutige Bestimmtheit der Rede zustande zu bringen, werden Formwörter, z. B. Präpositionen, eingeschoben und im übrigen wird durch die Wortfolge die Bedeutung des einzelnen Wortes und Satzes bestimmt. Die deutsche Sprache, die an eigentlichen Flexionsformen schon reicher ist, bedarf dieser Mittel weniger und gestattet deshalb eher eine Umstellung der Worte eines Satzes, ohne daß der Satz deshalb unnatürlich zu erscheinen brauchte. Sagt z. B. der Franzose „le fils aime le père", so ist alles eindeutig bestimmt, aber nicht durch Flexionsendungen, wie am deutschen Artikel („der Sohn liebt den Vater"), sondern lediglich durch die Wortstellung. Im Spanischen ist eine Umkehrung der Plätze von Subjekt und Objekt wohl noch möglich, und anderseits existiert auch keine Endung

mehr für den Akkusativ. Wie hilft sich also der Spanier? Er nimmt seine Zuflucht zu der im Deutschen so verpönten „Liebe im Dativ“, indem er sagt: „el hijo ama al padre“ („der Sohn liebt dem Vater“), denn sonst wäre der Satz doppelsinnig. Im übrigen ist das Spanische immer noch reicher an hörbaren Flexionsformen, als das Französische. Im Russischen ist der Reichtum an Flexionsformen, wenigstens in der Deklination, noch weit größer als im Deutschen, und dementsprechend die Stellung der Worte im Satze, im Vergleich zu den germanischen und romanischen Sprachen, ganz außerordentlich frei. — Nun ist es doch ein wichtiges Erfordernis für die gebundene Rede, daß auch in den Versen — sollen sie schön sein — die natürliche, in der Prosa zulässige Wortfolge so weit als möglich beibehalten werde. Also die Poesie besitzt hierin nur wenig mehr an Freiheit, als der Sprache auch in der guten Prosa gestattet ist. Hiermit ist das Maß der Freiheit für die Wortstellung in französischen, spanischen, deutschen und russischen Versen sehr verschieden. Und sollte, fragen wir, zwischen den rhythmischen Regeln, wie sie sich in diesen verschiedenen Sprachgruppen ausgebildet haben und der bei ihnen zulässigen Wortfolge nicht auch ein kausaler Zusammenhang existieren?

Dank der freien Wortstellung ihrer Sprache darf die russische Poesie, ohne unnatürlich zu erscheinen, durchweg an den gleichmäßigen trochäischen und jambischen Rhythmen festhalten; die romanischen Sprachen mußten sich, um der Wortstellung nicht zu argen Zwang anzutun, freiere Rhythmen schaffen, statt der einen Freiheit, die ihnen fehlte, sich eine andre nehmen; die deutsche Sprache endlich steht zwischen beiden in der Mitte und verträgt sowohl die freieren als die festen Rhythmen je nach dem Gehalt der Dichtungen. – Sollten nicht diese Erwägungen den realen Entstehungsursachen des deutschen Versbaus, wie er jetzt nun einmal geübt wird, näher kommen, als die Annahme von Verbildung des Geschmacks, Rückschritt und Abstumpfung des deutschen Ohres?

So hoch also an dem von uns besprochenen Werke das Verdienst zu schätzen ist, die wahren Gesetze der romanischen Rhythmik aufgezeichnet zu haben, so scheint doch der Vorschlag, in die deutsche Dichtung romanische Rhythmen aufzunehmen, völlig aussichtslos zu sein gegenüber der Höhe des mit den bisherigen Rhythmen von der deutschen Poesie geleisteten, und gegenüber dem

erziehenden Einfluß, den diese herrlichen Leistungen auch **auf** den jungen Nachwuchs der deutschen Dichter ausüben müssen. Das hieße ja die Kontinuität der ästhetischen Entwicklung einer Nation durch eine Revolution unterbrechen und den jungen Dichtern, die aus dem bisher erarbeiteten Vorrat ihre poetische Nahrung **gesogen** haben, die Erklärung abnötigen wollen, ihre Muttermilch sei eine schlechte Nahrung gewesen.

Die unmittelbarste Selbstwiderlegung der über die deutsche Poesie vorgetragenen Theorien liefert jedoch der Verfasser durch seine eigenen im Anhang mitgeteilten „deutschen Dichtungen in romanischen Rhythmen." Überall, wo diese Gedichte wirklich poetische Empfindungen wecken und graziös klingen, wird man nämlich finden, daß der Dichter unvermerkt seinem eignen Prinzip untreu geworden und in die von ihm verurteilte Manier verfallen ist, Jamben oder Trochäen in gleichmäßiger „Marsch-Kadenz" einander folgen zu lassen, daß die Rhythmen also nicht mehr romanisch, sondern gut deutsch geworden sind. Das gilt größtenteils vom Gedicht „Gelobtes Land".

1. Ins gelobte, verheiß'ne Land
Übers Gebirg' ein Wandrer zieht.
Erklommen die Passeshöh', er fand:
Wohl recht sei der Weg; doch er sieht,
Noch ein Paß sei zu ersteigen —
Und schon will die Sonn' sich neigen.

2. Erstiegen ist der zweite Paß —
O weh! der letzte ist es nicht!
Nach kurzer Rast er zieht fürbaß
In zweiten Tages Glut und Licht.
Jenseit erst der dritten Scheide
Liegt der Kamm, zu seinem Leide!

3. Also immer weiter es geht,
Näher immer winket der Lohn,
Wie oft auf Passeshöh er steht!
Wie nahe schien der Abstieg schon!
Wird der Kamm erreicht im Leben?
Wird es einen Abstieg geben?

III.

So instruktiv auch die Untersuchungen des Rhythmus sind, die man nach induktiv-statistischer Methode an Probestücken der Dichtung vornimmt und durch sprachgeschichtliche Forschungen und Vergleiche ergänzt, so wird man doch nicht meinen dürfen, hiermit seinem Ursprungsproblem wesentlich näher gerückt zu sein und die

Frage lösen zu können, worauf die Anwendung des Rhythmus in der Poesie beruht: auf einer von ästhetischen Motiven angeregten Erfindung des Menschengeistes, die dann, in dem Maße als sie Wohlgefallen erregte, Verbreitung fand und eine mannigfache Ausbildung erfuhr? oder auf einer ursprünglichen Naturanlage des Menschen, als des psychophysischen Subjekts seiner Handlungsweise? Und falls dies zutrifft, wie ist dann die Naturanlage geartet?

Hören wir auf eine Reihe gleichstarker, in gleichen Abständen erfolgender Töne hin, etwa auf das Ticken einer Uhr, den Pendelschlag des Metronoms, oder gleichmäßigen Tropfenfall, so hören wir immer irgend einen Rhythmus, d. h. die in Wirklichkeit, objektiv genommen, gleichstarken Töne erscheinen uns von ungleicher Stärke, indem in gleichen Abständen ein Ton stärker zu hören ist als der oder die dazwischenliegenden. Die Reihe der Gehörseindrücke erscheint so ohne unser Zutun rhythmisch abgeteilt. Diese hineingehörten Rhythmen zu vermeiden und zu unterdrücken, die Töne gleichmäßig zu hören ist nicht möglich. Alle darauf gerichtete Anspannung der Aufmerksamkeit erreicht nur, daß der denkbar einfachste Rhythmus: der gleichmäßige Wechsel eines stärkeren und eines schwächeren Tones, gehört wird. Das ist also der jambische oder trochäische Rhythmus. — Um sich noch deutlicher davon zu überzeugen, daß wirklich den objektiv gleichen Sinnesreizen (Gehörseindrücken) subjektiv (in uns) eine ungleiche Empfänglichkeit entgegenkommt, wähle man sehr schwache Reize: Töne, die an der Grenze dessen liegen, was unser Gehör gerade noch vernimmt (etwa das Ticken einer entfernten Taschenuhr), — dann wird von den Tönen, die in größerer Nähe alle hörbar waren,, abwechselnd einer gehört und einer (auch mitunter zwei) nicht gehört, — wie bei einem Verse, von dem nur die akzentuierten Silben vernommen werden. Auf diese Weise kann man die Wahrnehmung dieser Tonreihe in ihrer Entstehung beobachten. Genau dasselbe findet aber auch bei allen andern Sinnesreizen statt: ein sehr schwacher Lichtschimmer, den wir zu fixieren suchen, verschwindet und entsteht in ziemlich gleichmäßigen Zeitintervallen vor unsern Augen (das Flimmern der Sterne). Sind auf einer weißen Scheibe in ungleichen Abständen vom Zentrum drei gleichgroße schwarze Punkte oder Striche angebracht, so wird beim Rotieren der Scheibe mit

gewisser Geschwindigkeit der dem Zentrum nächste schwarze Punkt noch zu sehen sein, der entferneste, der also am schnellsten die Bahn durchläuft, ist nicht mehr zu sehen, und der mittlere Punkt ist abwechselnd bald zu sehen, bald nicht zu sehen.

Da mithin Sinnesreize, die objektiv absolut gleich stark sind und in gleichen Abständen erfolgen, ungleiche Empfindungen zur Folge haben, so kann der Grund für die Ungleichheit nicht in dem gesucht werden, was nachweisbar gleich blieb, sondern nur in dem andern beim Zustandekommen der Empfindung mitwirkenden Faktor, d. h. in dem menschlichen Bewußtsein. Die Seele erweist sich also beim Empfangen der Gehörseindrücke als nach den Gesetzen ihrer eigenen Natur tätig, nicht als bloß passiv; und ihre Tätigkeit besteht darin, daß sie die Aufmerksamkeit auf die sie treffenden Sinnesreize richtet, und zwar mit nicht immer gleicher Stärke. Indem ein Laut in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit fällt und von ihr erfaßt und hervorgehoben, deutlicher zu Gehör gebracht wird, kommt eben der nächste Ton weniger deutlich zur Geltung, der folgende wird wieder stärker gehört usw. Sobald man sich klar macht, daß die Anspannung der Aufmerksamkeit, auch wo sie nicht mit bewußter Absicht erfolgt, eine Tat unsrer Seele, also ein Vorgang und kein ruhender Zustand ist, wird man diesen Verlauf indifferenter Gehörsempfindungen natürlich finden und den Ursprung des Rhythmus in einer allgemeinen psychischen Anlage: in den Schwankungen der Aufmerksamkeit, oder, wie die Sprache der Wissenschaft lautet: in den Oszillationen der Apperzeption sehen. Die Töne der Taktreihe, die zwischen den apperzipierten liegen, werden auch noch vernommen, aber weniger stark; sie fallen in das weitere Blickfeld des perzipierenden Bewußtseins. Wie sehr der in eine Reihe objektiv gleicher Töne von uns hineingehörte Rhythmus von unsrer bewußten Absicht abhängt, ergibt sich daraus, daß wir ihn durch die Selbsttätigkeit der Apperzeption beliebig ändern, statt des trochäischen einen daktylischen, anapästischen oder aus künstlicheren Gruppen von Tönen zusammengesetzten hören, ihn auch abbrechen, von neuem anfangen und sonst ändern, nur nicht ganz unterdrücken können. Da zwischen den Effekten der Sinneseindrücke und den Akten der Apperzeption eine Wechselwirkung stattfindet, insofern einerseits die Apperzeption den objektiven

Eindruck für das Bewußtsein des Hörers verstärkt, anderseits der Sinneseindruck, je stärker er ist, um so mehr die Apperzeption hervorruft, so können in einer Reihe von Reizen die stärkeren mit einer Reihe vorausgewollter und festgesetzter Apperzeptionen zusammenfallen; und dieses beim Dichten und Vortragen der Verse in geeigneter Weise zustande zu bringen, ist eben das Problem der richtigen Verwendung des Rhythmus in der Poesie. Bevor nun zur Betrachtung dieses Schlußproblems übergegangen wird, harren manche andre Fragen der Beantwortung.

Sind die, wird man fragen, durch Apperzeption willkürlich verstärkten Tonempfindungen einer bestimmten Reihe unter sich alle gleich, oder lassen sich an ihnen auch noch dynamische Unterschiede wahrnehmen? Die zur Beantwortung dieser Frage angestellten Beobachtungen zeigen bald, daß die Stärke des den Tönen beigelegten Akzents auch noch als abgestuft erscheint und zwar lassen sich sowohl an den aperzeptivischen (hineingehörten) Rhythmen, als auch an rhythmisch gesprochenen (absichtlich akzentuierten) Wortreihen noch leicht drei Grade des Akzentes wahrnehmen, während bei dem Versuch, es etwa auf vier oder mehr Stufen zu bringen, Unsicherheit eintritt und nur bei besonders angestrengter Aufmerksamkeit oder Übung der Versuch gelingt. Bei diesem Experiment zeigt sich der enge Zusammenhang, der zwischen den verstärkten Tönen (oder Silben des Verses) und den zwischen den Lauten liegenden t o n l o s e n I n t e r v a l l e n besteht. An der Länge dieser Pausen vermag das Ohr nämlich ganz leicht auch drei Grade der Abstufungen zu unterscheiden, aber nur mit Mühe mehr als drei und zwar hat die stärkste (längste) Pause ihren Platz je v o r dem am stärksten betonten Laut und vice versa. Der Akzent übt also einen r e g r e s s i v e n Einfluß auf die P a u s e. Denn da sich in der Reihe von Tönen oder Silben die rhythmischen Figuren wiederholen, so wird der Akzent von bestimmter Stärke an seiner jeweiligen Stelle bereits erwartet und die Atmungsorgane auf den stärkeren Luftdruck der Expiration durch die Pause vorbereitet. Daß es gerade d r e i S t u f e n der Akzentverstärkung gibt, die sich von dem indifferenten Hintergrunde der tonlos gesprochenen oder gehörten Silben abheben, beruht auf einer allgemeineren, für alle Sinnesgebiete giltigen psychologischen Tatsache. Vergleicht man zwei merklich verschiedene Empfindungen,

die nach einander — oder bisweilen auch simultan — erfolgen: etwa durch Lichtreize, durch Eindrücke der Temperatur, des Schalles oder durch das Heben von zwei Gewichten veranlaßt werden, so treten sie in unserm beziehenden Bewußtsein leicht zu einander in Kontrast und es läßt sich bequem noch eine dritte, mittlere Empfindung zwischen beide einfügen und als von jedem der beiden Gegensätze gleich weit entfernt unterscheiden. Dagegen schon bei zwei Zwischenstufen wäre die Entfernung jeder von den Endpunkten nicht mehr gleich und die Vergleichung gibt auch experimental kein sicheres Resultat mehr. Dies ist der Grund, weshalb am dynamischen Akzent, wie an den Pausen und — bei quantitierender Rhythmik — an der Tondauer, das Bewußtsein immer drei Stufen wird subjektiv unterscheiden können; also nicht, wie manche lehren, nur einen Hauptton und einen Nebenton, oder, wie andre behaupten, so viele Nuancen der Betonung, als ein Wort Silben hat.

Sucht man in der Entwicklung der Sprache nach den ersten Gebilden, die zur rhythmischen Gliederung Anlaß boten, so fallen jedem die durch Reduplikation entstandenen Worte ein, deren Zahl bisweilen, z. B. im Japanischen und in den polynesischen Sprachen sehr groß sein soll und deren Anwendung auch bei uns in der Kindersprache die ersten Sprechversuche begleitet (Mama, Papa, tata, wauwau, muhmuh, bibi, tutu usw.). Die zwei völlig gleichen Silben können eben nicht anders als durch die verschiedene Betonung unterschieden und dann zugleich zu einem sprachlichen und begrifflichen Ganzen verbunden werden. Sobald kein inhaltlicher Unterschied der Silben vorhanden ist, drängt sich der Rhythmus von selbst auf.

Natürlich genug muß wohl auf Grund vorstehender Zusammenstellung von Tatsachen des Bewußtseins die Anlage des Menschen zum Rhythmus genannt werden. Doch ist die Frage erlaubt, ob sich nicht noch weiter gehen und die Naturnotwendigkeit im rein physiologischen Sinne nachweisen ließe? Läßt sich nicht vielleicht für die Grundlage des Rhythmus, für die intermittirende Tätigkeit der Aufmerksamkeit das physiologische Substrat aufweisen? Diese Frage ist, falls es gelingt sie zu bejahen, nicht in materialistischem Sinne zu verstehn, als ob der physische Vorgang im Gehirn der allein wirkliche wäre und die physischen

Phänomene nur ein durch ihn erzeugter Schein, sondern beides: die physiologische und die psychologische Erklärung sind nur verschiedene Interpretationen eines und des nämlichen, sich uns nach verschiedenen Seiten offenbarenden Tatbestandes. Um nun bei dem zu unternehmenden Deutungsversuch nicht auf das Gebiet der Molekularmechanik des Nervensystems einzugehn, was hier ganz unmöglich ist, sei nur kurz daran erinnert, daß auch für die von den Nerven in ihren Zentralteilen und Leitungsbahnen geleistete Arbeit das Gesetz von der Erhaltung der Energie gültig bleibt; ferner, daß jede Wirksamkeit der Nervenzellen und -Fasern von der Zersetzung eines Teiles der Nervensubstanz begleitet wird, und daß die Nerven aus den sie umgebenden und durchdringenden Blutkapillaren und Gewebflüssigkeiten den Ersatz für die durch Zersetzung verbrauchte Substanz beziehen. Man hat die Nerventätigkeit mit der Zersetzung eines Explosivstoffes verglichen. Wie bei einer Anzahl von Pulverkörnern, die auf einer Platte als Linie angeordnet sind, der entzündende Funke, von einem zum andern überspringend, alle verbrennen und durch die Disgregation der Pulvermoleküle die Arbeit leisten läßt, so ist auch der Vorgang in den Leitungsbahnen des Nervensystems, nur daß für den zersetzten und unbrauchbar gewordenen Stoff sogleich neuer zuströmt und den Nerv zu erneuter Tätigkeit befähigt. Nun ist der Nahrungszufluß zu dem arbeitenden Teil der Nerven innerhalb gewisser Grenzen vom Willen des Subjekts abhängig. Ein Mensch, der sich jetzt eben hinlegen und einschlafen, also gewisse Teile des Gehirns zu relativer Ruhe bringen könnte, vermag auch noch stundenlang eine geistige Arbeit auszuführen, etwa Rechenexempel zu lösen, wobei, wie sich experimentel nachweisen läßt, größere Mengen von Blut zu beständigem Ersatz des verbrauchten Stoffes seinem Gehirn zuströmen, als wenn er diese Arbeit nicht unternommen hätte. Geht die Zersetzung hin und wieder zu rasch vor sich, daß der Nahrungszufluß die Ausgabe nicht ganz deckt, so schwindet dem blutarmen Denker für einen kurzen Moment die Klarheit des Bewußtseins; der Denkapparat versagt zeitweilig. Doch gleich darauf und immer wieder, so oft das vorkommt, zwingt der Denker sein Gehirn zu schleuniger Nahrungsaufnahme und setzt seine Tätigkeit fort. Die Leitungsbahnen müssen aber ebenso wie bei einem Telegraphen auch innerhalb des Gehirns heil und

die Leitung geschlossen sein, um zu funktionieren. Diese Leitungen nun (lehrt die neuere Physiologie) bestehen aus den von einer zarten, röhrenartigen Hülle umgebenen Neuronen. Das sind Nervenzellen mit daran befindlichen sog. Fortsätzen. Jede mikroskopisch kleine Nervenzelle hat an sich zweierlei Fasern oder Fortsätze: erstens mehrere Protoplasma-Fortsätze, die wie kurze Schößlinge an ihr hängen, zweitens einen viel längeren sog. Axenfortsatz. Dieser Axenfortsatz soll die Fähigkeit haben, sich auszudehnen und wieder zu verkürzen. Wenn er sich verlängert, berührt und umgibt er die ihm zugekehrten Protoplasmafortsätze der nächsten Zelle, und zwischen beiden Zellen ist die Verbindung hergestellt, die die Nerventätigkeit ermöglicht. Verkürzt sich wieder der Axenfortsatz, so ist die Leitungsbahn unterbrochen. Diese periodischen, intermittierenden Verlängerungen und Verkürzungen der Axenzylinder, die an den Nervenzellen hängen, würden dann den im gewöhnlichen Zustande des Bewußtseins abwechselnden Anspannungen und Abspannungen der Apperzeption entsprechen und somit die physiologische Grundlage für die Entstehung des Rhythmus abgeben. Daß der in eine Reihe gleichstarker Töne hineingelegte Rhythmus immer noch sehr verschieden sein und willkürlich geändert werden kann, ist, trotz dieses materiellen Substrats für ihn, ganz begreiflich. Denn nichts hindert die Annahme, daß ebenso wie die Nahrungszufuhr zu den arbeitenden Teilen des Nervensystems auch die Verlängerung der Axenfortsätze innerhalb gewisser Grenzen dem Belieben unsrer bewußten Apperzeption gehorchen und ihren Rhythmus dieser psychischen Tätigkeit adaptieren, verlangsamen und beschleunigen, ihn aber, solange die gleichen äußeren Reize fortdauern, nie ganz unterdrücken lassen.

Allein, muß man weiter fragen, sind die bisher in ihrem Zusammenhange mit der Naturanlage des Menschen erörterten rhythmischen Tonreihen auch etwas wirklich in der Poesie brauchbares? Uns scheint, ihnen fehlt hiezu noch ein durchaus wesentlicher Bestandteil: die Gliederung der Reihe in größere Abschnitte, in Verse. Man erzielt sie experimentell, indem man eine bestimmte Anzahl von Taktschlägen des Metronoms oder Taktierapparats in gleichen Abständen etwa von Glockenschlägen unterbrechen oder gewissermaßen einrahmen läßt. Doch bald überzeugt man sich davon, daß auch schon die apperzeptive Tätigkeit des

Bewußtseins allein imstande ist, solche gleichgemessene Tonreihen abzuschließen und an beliebigen Stellen neu anzufangen. Und je nachdem wie schnell, bei verschiedener Einstellung des Apparats, die Töne aufeinander folgen, und je nachdem wie lang anderseits die Tonreihen sind, die man als Verse zusammenzufassen versucht, führt dieses Experiment bei gehöriger Variation nach zwei Richtungen hin zu interessanten Ergebnissen.

Es zeigt sich nämlich, daß Rhythmen nur hörbar sind, solange die Zwischenräume zwischen den einzelnen Tönen nicht zu klein und nicht zu groß sind. Wächst das Intervall zwischen je zwei Tönen bis auf 4 Sekunden, so ist es schwer, in einer so langen Zeit anderweitige störende Vorstellungen aus dem Bewußtsein fernzuhalten, und beim Anhören des einen Tones ist der vorhergehende bereits so total aus dem Bewußtsein verdrängt, daß kein Vergleich der Tonstärke mehr möglich ist. Verringert sich dagegen das Intervall bis zu $1/10$ Sek., so geht die Tonreihe in ein gleichmäßiges Geräusch über, das auch keinen Rhythmus mehr erkennen läßt. Am günstigsten für die rhythmische Gliederung erweist sich das mittlere Intervall von 0,2 bis 0,3 Sekunden.

Jetzt indessen entsteht die Frage, wie viele der so gehörten Töne man im Bewußtsein zu je einem größeren Abschnitte, einem Verse, vereinigen kann? Sie ist identisch mit der psychologisch so wichtigen Frage nach dem Umfang des Bewußtseins. Denn die Einteilung der rhythmischen Reihe vermag nur so lange ihrem ästhetischen Zwecke zu entsprechen, Wohlgefallen zu erwecken, als beim Abschluß eines Verses die Übereinstimmung seiner rhythmischen Gliederung mit dem vorausgehenden Verse uns sofort deutlich zum Bewußtsein kommt. Damit wird der Vers zum Maßstab für die Ermittelung des Bewußtseinsumfanges. Es fragt sich also, wie viel sukzessiv erfolgende Gehöreindrücke, — unter Voraussetzung der günstigen Intervalle von 0,2 Sek., — in unserm Bewußtsein Platz haben, bis der erste von ihnen daraus verdrängt ist? Die Selbstbeobachtung zeigt nun, daß 8 Hebungen oder 16 Eindrücke im Ganzen, das Meiste ist, was noch vom Bewußtsein als eine akustische Gesamtvorstellung zusammengefaßt wird, d. h. wenn die Reihe zweigliedriger Rhythmen in Abschnitte von je 16 Tönen (Silben) geteilt ist, so erkennt man noch beim Ausklingen des letzten Tones des Einen Abschnittes

mit Sicherheit die rhythmische Identität dieses Abschnittes (Verses) mit dem vorhergehenden, und merkt es gleich, falls in der ganzen Tonreihe einer der Verse um eine oder zwei Silben länger oder kürzer gemacht wird. Es mußte mithin der eine Vers seinem rhythmischen Gehalte nach als Gesamtvorstellung gleichzeitig im Bewußtsein sein, um mit dem vorhergehenden Verse (rhythmischen Abschnitte), der nicht zugleich im Bewußtsein blieb, sondern nur von der Erinnerung reproduziert wird, — verglichen und als übereinstimmend wiedererkannt zu werden. Dieses Maß des Bewußtseinsumfanges ist der Grund, weshalb bei zweisilbigen Füßen die Verse nicht mehr als 8 Hebungen oder 16 Silben enthalten dürfen. In der indischen Literatur kommt dieses Maximum des ästhetisch Erlaubten, — 16silbige Verse, — auch noch häufig vor; und es hat z. B. Max Fr. Müller Kalidasa's berühmten „Wolkenboten" (Meghaduta) in solchen Versen verdeutscht. Da aber beim Anhören von Versen die Aufmerksamkeit sich noch auf anderes als den bloßen Klangtakt richtet, so erscheint ihr eigentlich auch dieses Maß schon als zu groß, als ein Zwang; deshalb sind in der jetzigen europäischen Dichtung 6füßge Jamben und Trochäen die längsten noch zulässigen Verse. Z. B. die Fabeln Krylow's und die vielen Lehrgedichte Rückert's sind fast ausschließlich in solchen Versen geschrieben. Das Drama bevorzugt elfsilbige Jamben.

Schon diese Angaben sind wir genötigt sogleich durch zwei weitere Beobachtungen zu ergänzen. Erstens ist es leicht, die Zahl von 16 Silben im Verse bedeutend zu überschreiten, sobald die rhythmischen Figuren (Versfüße) nicht zwei, sondern drei und mehr Töne (Silben) zusammenfassen. Schon bei dreisilbigen (z. B. daktylischen) Versfüßen beweist der Hexameter, daß ohne alle Einbuße an Schönheitswert sich 17 Silben zum Verse vereinigen lassen. Bei den folgenden, dem indischen Metrum nachgeahmten Versen aus Jayadeva's „Gitagovinda" wird noch unmittelbar und bequem die rhythmische Identität durchgefühlt, obgleich sie je 20 Silben (und 7 Füße) enthalten:

„Laß die umzingelnden plauderhaft klingelnden liebesverrätrischen Spangen;
Freundin o husche zum dämmrigen Busche von nächtlichen Schleiern umfangen."

Je mehr Töne innerhalb einer Reihe zu Unterabteilungen (Versfüßen) zusammengefaßt werden, um so größer ist überhaupt

die Zahl der akustischen Empfindungen, die noch zu einer Gesamtvorstellung im Bewußtsein vereinigt werden können. Schreitet man darin fort, so nimmt der einzelne Versfuß an Silben zu, aber die Zahl der zu vereinigenden Versfüße nimmt schließlich ab; und bei der Zerfällung von Gruppen zu je 4 Tönen (Silben) lassen sich im äußersten Falle noch Taktreihen (Verse) von 32 Tönen, aber nicht mehr, mit Sicherheit als Einheiten erkennen. Nun ist es bekannt, daß bei der gewöhnlichen, ziemlich geläufigen Konversation der Mensch 8 Silben in der Sekunde ausspricht. Zum Hersagen einer Reihe von 32 Silben braucht man folglich mindestens 4 Sek.; dies ist aber, wie wir früher sahen, der Zeitraum, wo die Möglichkeit, Töne rhythmisch zu gliedern, aufzuhören beginnt; so bald die letzte Silbe eines noch längeren, etwa 33silbigen, Verses ertönt, ist die erste bereits dem zusammenfassenden Bewußtsein entschlüpft, und eine Identifizierung der Taktreihen durch Vergleichen ist unausführbar.

Zweitens lehrt diese Beobachtung, daß überhaupt dem Ohre (d. h. der Apperzeption) das Einhalten und Erkennen des Rhythmus erleichtert wird durch das Bilden von Unterabteilungen innerhalb der Hauptgruppen (ganzen Verse). Je müheloser aber der Rhythmus sich fügt, desto bequemer verweilen wir auf dem Gedanken- und Gefühlsgehalt der Dichtung. Dieser Umstand begünstigt die Zerfällung jedes mehr als 8silbigen Verses in zwei Hälften, als die einfachste Teilung eines Ganzen und ist der Grund für das Einhalten eines solchen Einschnitts: der Zäsur. So kommt es, daß nicht nur die langen Sanskrit-Verse, sondern auch die jetzigen europäischen, sobald sie 9 und mehr Silben zählen, eigentlich immer durch die Zäsur in zwei Halbverse zerfallen, was an den langzeiligen Gedichten von Uhland und an Rückert's Lehrgedichten besonders auffallend hervortritt.

Die bisherigen Erörterungen haben in ihrer Anwendung auf die Poesie einen vollkommen festen Rhythmus vorausgesetzt: einen Rhythmus, der im Voraus bestimmt, welche Silben jedes Verses betont und welche unbetont zu sein haben; denn nur zwischen solchen Versen findet eigentliche rhythmische Identität statt. Nun sind jedoch so determinierte Rhythmen jetzt wohl den germanischen und slavischen Poesien (und auch ihnen nur mit Ausnahmen) nicht aber — wie in den früheren Kapiteln hervor-

gehoben — der romanischen Dichtung eigentümlich, deren Verse doch auch noch als einigermaßen gleiche rhythmische Reihen empfunden werden.

Welche Erweiterung muß also die oben aufgestellte Regel von der Übereinstimmung rhythmischer Reihen erfahren, damit sie auf alles, was gebundene Rede ist, gleichmäßig anwendbar bleibe? Sogenannte freie Metra mit zum Teil rhythmisch indifferenten Versabschnitten (Zwischenräumen), oder beweglichen, verrückbaren Akzenten kommen bei den verschiedensten Völkern vor. Bei dem altindischen epischen Sloka darf die Mehrzahl der Silben nach Belieben und Bedürfnis akzentuiert oder tonlos sein. Bei dem russischen Volksmetrum, wie es z. B. Lermontow in seinem berühmten „Liede vom Zaren Iwan Wassiljewitsch" eingehalten hat, ist in jedem Verse nur die dritte und drittletzte Silbe betont; die 3—7 Silben, die zwischen diesen Akzenten liegen, werden wie Prosa gesprochen. Beim dynamisch akzentuierten Hexameter und Pentameter ist der Anfang und der Schluß gleichgeformt und die Zahl der Hebungen konstant, die Silbenzahl jedoch zwischen 17 und 13 (12) schwankend und dadurch der Rhythmus ein daktylisch und trochäisch (nicht spondäisch) gemischter. In Betreff der jetzigen romanischen Verse hat — wie wir sahen — die Untersuchung ergeben, daß bei gleicher Zahl der akzentuierten und unbetonten Silben nur die eine, oder zwei Schlußsilben und die vor der Zäsur stehende Silbe ihrem rhythmischen Werte nach immer vollkommen bestimmt sind.

Schon die hier angeführten Beispiele freierer, beweglicherer Metra erlauben die Schlußfolgerung, welche die Verallgemeinerung der rhythmischen Grundsätze ausspricht: daß nämlich die annähernd gleich langen Abschnitte einer Reihe von Worten bereits dann als Verse, als gebundene Rede empfunden werden, wenn sie von Silben, deren dynamischer Wert (akzentwert) bestimmt ist, sozusagen begrenzt oder umschlossen sind. Entweder sind also am Anfang und Schluß jeden Verses bestimmte Silben gehoben, oder es steht — wie in der romanischen Poesie — jeder erste Halbvers zwischen dem rhythmisch sichergestellten Schluß des vorausgehenden Verses und der akzentuierten Silbe vor der Zäsur, und jeder zweite Halbvers zwischen eben diesem betonten Schluß und seinen eigenen, rhythmisch immer gleichwertigen 2 Endsilben.

Vom Standpunkt der bloß taktierenden, mit einem gleichgültigen Lautmaterial operierenden Rhythmik sind somit die festen deutschen und slavischen Rhythmen die vollkommensten; es sind wahre Ideale. So sicher jedoch das Leben nicht der Güter höchstes ist, ist auch die Festigkeit des Rhythmus nicht das beste Verdienst an einer Dichtung; sie dürfte höchstens beim Trommeln und marschieren zur Hauptsache werden. Infolge dessen wird die Frage aufzuwerfen sein, wie weit, auf ein inhaltvolles sprachliches Gebilde angewandt, der Rhythmus noch Selbstzweck und wie weit er dienendes Mittel ist? Doch bevor versucht wird, diese Frage zu beantworten, muß noch den andern, außer dem speziell dynamischen Rhythmus hervortretenden Elementen einer Tonreihe, eine kurze Aufmerksamkeit gewidmet werden: nämlich dem zeitlichen Element der Tondauer (oder Quantität) und dem qualitativen Element der Tonhöhe (oder Modulation).

Wie nahe diese drei formalen Elemente der Sprache einander verwandt sind, erhellt schon daraus, daß man zur Hervorhebung einzelner Silben in einer Reihe ebenso gut diese Silben mit höherem wie mit stärkerem Tone sprechen oder erklingen lassen, oder die Dauer dieser Töne verlängern kann: in jedem der drei Fälle wird die Apperzeption dadurch angeregt; sie wird diese Töne vor den andern auszeichnen, erfassen und darnach die Reihe rhythmisch gliedern. Beides, Verstärkung wie Erhöhung des Tones dient zum Ausdruck lebhafterer psychischer Erregung; und wenn man jemanden, der einen Laut ausruft, auffordert, ihn lauter zu rufen, so wird er unwillkürlich auch den Ton erhöhen und meist auch verlängern. Daraus läßt sich schließen, daß der angeblich nur die Tonhöhe betreffende Akzent im alten Indien immer auch eine Verstärkung der akzentuierten Silbe involvierte. Ferner ist auch in den heutigen Sprachen Europas überall da, wo verschieden hohe Tonlagen beim Sprechen deutlich zu unterscheiden sind (wo, wie man zu sagen pflegt, „singend“ gesprochen wird, wie besonders im Venetianischen, Neapolitanischen und einigen Gegenden Württembergs) auch immer die verschiedene Silbenquantität (Tondauer) auffallend. Dort dagegen, wo, wie meist im Deutschen und Englischen, fast aller Ausdruck der Rede nur durch den dynamischen Akzent und die Pausen zwischen den Worten und Satzteilen zu Stande gebracht wird, sind weder an

der Tondauer noch an der Tonhöhe Unterschiede besonders bemerkbar. Diese Tatsache weist auf den engen Zusammenhang zwischen den beiden eigentlich musikalischen Bestandteilen der Rede hin: zwischen der Höhe und Dauer der Töne. Besonders vielfach und auffallend sollen diese Tonstufen im Akzent an den hinterindischen Sprachen sein. Welche von den Silbenauszeichnungen jedoch ein Volk in seiner Poesie bevorzugt: die akzentuierende, quantitierende oder modulierende, das hängt wohl von dem ganzen Charakter seiner Sprache ab. Ihr Wert ist recht eigentlich Geschmackssache, über die sich schwerlich mit viel Erfolg wird disputieren lassen. Nur darf aus bald zu erwähnenden Gründen angenommen werden, daß ein quantitierender Rhythmus mit Spuren der Modulation, wie im Griechischen, auf ein früheres Stadium der Sprachentwicklung hinweist, als der akzentuierende Rhythmus.

Die letzten Bemerkungen mahnen uns, schließlich auch die schon früher erwähnte Kardinalfrage aller angewandten Rhythmik nicht unberührt zu lassen: die Frage nach dem Verhältnis der vom Rhythmus anbefohlenen Betonung zu der Betonung, welche der rhythmisch zu bewegende Stoff: die Sprache mit ihren festen Wortakzenten und beweglicheren Satzakzenten bereits mitbringt. Denn nur über Verse, die aus lauter gleichmäßig tonlosen Silben bestehen, wäre, wie schon das akustische Experiment dartut, die Herrschaft jedes beliebigen Rhythmus gleichsehr unbestritten. Dieser Fall kommt nie vor. Der Wortakzent und Satzakzent machen dem Rhythmus gegenüber ihre Rechte geltend, und ihre Rechte sind älter. Am ältesten ist der Satzakzent. Nämlich so gewiß in der Sprachentwicklung der Satz ein früheres Gebilde gewesen ist, als das einzelne Wort, muß auch der Satzakzent dem Wortakzent vorangegangen sein. Das Wort hat seine Betonung vom Satze erhalten. Wann und wie das vor sich gegangen ist, wird sich wohl nur in den seltensten Einzelfällen nachweisen lassen; aber da der Satzakzent zur Hervorhebung des Gefühlswertes einzelner Vorstellungen und zur Gliederung der Satzteile dient, somit seiner Natur nach äußerst variabel und dem schwankenden Ermessen des redenden Subjekts unterworfen ist, wird dieselbe Beweglichkeit, ja Unsicherheit, wohl auch noch lange Zeit dem Wortakzent angehaftet haben. Und es mögen daher in älteren

Perioden mancher Sprachen die Tondauer und Tonhöhe ein besser hervorstechendes Merkmal und ein willkommenerer Anhaltspunkt für den Rhythmus gewesen sein, als der dynamische Akzent.

Von dieser Entwicklungsphase aus ist vielleicht die antike, quantitierende, zum Teil modulierende Rhythmik zu begreifen; und auf sie weist der Umstand hin, daß noch jetzt manche Sprachen keinen festen Wortakzent besitzen und andere, wie z. B. das Lateinische, nach der Angabe der Sprachforscher, ihn noch in historischer Zeit sehr geändert haben. Es mag wohl der Sprachbrauch, die Sätze mit gehobenem Tone anzufangen oder zu schließen und die häufige Verwendung einiger Worte am Anfang oder am Ende der Sätze, dazu geführt haben, diese Worte immer auf der ersten, resp. auf der letzten Silbe zu betonen und ihnen diesen festgewordenen Akzent auch dann zu lassen, wenn sie an andrer Stelle des Satzes auftraten. Doch damit wird nur eine einzelne sprachphilosophische Vermutung ausgesprochen. Jetzt, wo die Sätze ihre Akzente bekommen und unabhängig davon die Satzglieder sich durch Pausen scheiden, wo die Worte ihre festen Akzente schon besitzen und sich an den einen wie den andern Akzenten ebenfalls die früher erwähnten drei Stufengrade unterscheiden lassen*, jetzt treten diese „natürlichen“ Akzente dem kunstmäßigen Akzent des Rhythmus an sich s t ö r e n d in den Weg. Wenn man erwägt, wie eine Silben- oder Tonreihe, je bedeutungsloser sie ist, um so leichter sich rhythmisch anordnet, während die inhaltsvolle Rede den Rhythmus sogleich wieder aufhebt, so sieht man in diesen beiden verschiedenen Akzentuierungsmethoden zwei an sich einander feindliche, antagonistisch auf die Sprache einwirkende Mächte; und das Problem bei der Verwendung des Rhythmus in der Poesie besteht darin, diese beiden Mächte mit einander zu versöhnen, oder wenigstens einen Kompromiß zwischen ihnen herzustellen, indem erstens ein rhythmischer Takt gewählt wird, der zum allgemeinen Bau der betreffenden Sprache und zu dem besonderen poetisch zu behandelnden Thema

*) Z. B.: Óber h ó f gerichtsàdvo k á t; „hof“ hat den stärksten, „kat“ den mittleren, „o“, „richts“ und „ad“ den schwächsten Akzent; natürlich kann oft über den Wortakzent noch gestritten werden; aber noch beweglicher, je nach dem hineinzulegenden Sinne, ist der Schlußakzent.

paßt, und indem zweitens die Sätze so gebaut und die Worte angeordnet werden, daß ihre Akzente womöglich immer mit den rhythmisch betonten Silben, ja, soweit erreichbar, sogar die Satzpausen mit den metrischen Pausen zusammentreffen. Das Gefühl eines glücklich vollzogenen Ausgleichs hat man indessen dort noch nicht, wo die Worte des Verses ihrer formellen Beschaffenheit nach dem rhythmischen Bau keinen Widerstand leisten konnten. Das ist der Grund, weshalb aus lauter einsilbigen Worten bestehende Verse so unschön klingen.

Es widerstrebt also, wie erwähnt, der Inhalt der Rede dem metrischen Zwange um so mehr, je bedeutsamer er ist, je unverrückbarer seine eigenen Akzente und seine Wortstellung sich behaupten. Da erfolgt dann das jedem Dichter bekannte Ringen des Inhalts mit der Form. Dieser Umstand ist so wichtig, daß von ihm hauptsächlich der Grad der Freiheiten abhängt, den die Dichter (und nicht bloß die deutschen) sich in der Behandlung des Rhythmus nehmen, um nicht durch die Strenge der Regel vom Erreichen höherer poetischer Zwecke abgehalten zu werden. Der Gedankengehalt kann so großartig und weltweit sein, daß das Abwerfen jeglicher Fessel, die Rhythmus und Reim auferlegen, gerechtfertigt und natürlich erscheint. Als Beispiel eines solchen Falles habe ich die bekannte Stelle aus Goethe's Drama „Prometheus" angeführt: „Bedecke deinen Himmel, Zeus, mit Wolkendunst, und übe, dem Knaben gleich, der Disteln köpft, an Eichen dich und Bergeshöhn ꝛc." Hier, wie auch im ersten Monolog des „Faust" ist wohl ein vom Inhalt der Worte bedingter Freiheitsdrang, nicht unbewußte Befolgung romanischer Rhythmik-Regeln, wirksam gewesen. Ist es nicht selbstverständlich, daß ein Prometheus auch in poetischer Rede entfesselt sein will. (Die genauere ästhetische Begründung hierfür habe ich an einem andern Orte gegeben: „Essays", Riga 1899, Seite 385—397). Jede nach ihrem Gedankengehalt und begleitenden Affekte wirklich gewaltige Rede, wird, damit ihre Worte nicht nur Worte, sondern auch Taten seien, in Prosa gesprochen. Die Einkleidung in einen Rhythmus wäre läppisch und würde die Rede des Ernstes berauben. Nichtsdestoweniger konstatieren wir auch die scheinbar entgegengesetzte Erscheinung, denn entgegengesetzte Ursachen können bekanntlich fast die gleichen Wirkungen haben: es gibt gewisse Dichtungen

und zwar recht beliebte, die ihrem Inhalt nach so vulgär und nichtig sind, daß der feste, regelrechte Rhythmus für sie ein zu feierliches Gewand wäre; nur in den Lumpen des Knittelverses mit der angehängten Schelle des Reimes kommt es ihnen zu, von Haus zu Haus zu laufen. Das hat z. B. H. Heine, — um von weniger berühmten Dichtern zu schweigen, — bei so manchen seiner salopp sich bewegenden Verse richtig berechnet.

Wer nach allen bisher gepflogenen Erörterungen doch immer wieder die Frage aufwirft: welche Rhythmen denn als die vollkommeneren den Vorzug verdienen, die beweglichen romanischen oder die festgefügten deutschen, der wird, fürchte ich, vergebens auf eine entscheidende Antwort warten. Es kann poetische Entwürfe geben, die ihrem Inhalt gemäß besser in romanischen Rhythmen behandelt werden. Der deutsche Dichter hat dann in dem Wechsel des dreifach abgestuften Akzents, gelegentlich eingefügten Daktylen und manchen Lizenzen die Mittel, um solchen Dichtungen genügende Beweglichkeit zu verleihen. Doch angenommen den Fall, daß an einer Dichtung der ganze Gehalt, ungeschmälert durch die Form, zum Ausdruck käme, also zwischen Form und Gehalt wirklich völliger Einklang erzielt sei: dann hat sie, in deutschen Versen ausgedrückt, mehr Rhythmus, mehr Form, kommt also dem Ideal näher als in romanischem Versgewande. Wer möchte indessen darauf hin die Dichter der romanischen Völker in der Handhabung ihrer Rhythmik schulmeistern, nachdem sie sich bei ihnen seit Jahrhunderten als ein Stilgesetz des Schönen bewährt hat? Suum cuique.

Eine Erinnerung an Hans von Bülow.

Von

A. Hippius.

Der Winter des Jahres 1893—94 brachte Schlag auf Schlag zwei tief eingreifende Trauerkunden. Während in Petersburg Tschaikowskij aus dem vollen Leben heraus in einigen Tagen von der Cholera dahingerafft wurde, erlag im fernen Süden der Märtyrer Hans v. Bülow seinem langjährigen schweren Kopfleiden. Auch die musikalischen Kreise in Petersburg betrauerten Bülow aufrichtig; war man ihm doch vielen Dank schuldig. Denn wer hat die Werke eines Glinka in so vollendet geistreicher Weise wiedergegeben, wie sie weder vorher noch nachher hier gehört wurden? Wer hat im Auslande zuerst den Wert eines Tschaikowskij erkannt und seine Werke, als er noch unbekannt war, in Europa sowohl als auch in Amerika verbreitet? Er hat einst in Petersburg das Publikum nicht nur zu der Geduld gezwungen, sechs Sonaten von Beethoven an einem Abend anzuhören, sondern durch die einzigartige Wiedergabe dieses Publikum zu solch einer Begeisterung angefacht, daß es als Zugabe eine siebente verlangte!

Zum ersten Mal war Bülow 1864 in Rußland, vorherrschend als Virtuose, als einer der glänzendsten, jedenfalls als der geistvollste Vertreter der Lisztschen Schule. Daß er jedoch schon damals Aufsehen als Dirigent erregte, erfahren wir aus einem seiner Briefe an Joachim Raff.

„Daß Meyerbeer gestorben ist", schreibt Bülow aus Petersburg, „hat mich erschreckt. Er ist stets sehr artig gegen mich gewesen. Zum Dank habe ich in beiden russischen Residenzen

seine Ausstellungsouvertüre „famos“ zur Aufführung gebracht. — A propos, Du weißt, in Petersburg hatte ich ein Orchester von 48 Violinen, 12 Altos, ebensoviel Celli, Kontrabässen und Rohr und Blech. Alles doppelt besetzt. Die Einbildung, daß ich ein ganz rarer Orchesterdirigent bin, hat bei dieser Massenkutschierung neue Nahrung erhalten. Namentlich in Moskau habe ich Ausgezeichnetes zuwege gebracht. Dort hatte ich's nämlich mit einem festen einheitlichen Orchesterkörper zu tun.“

Es scheint, daß Bülow damals Moskau vor Petersburg den Vorzug gab. „Dieses Nest“, schreibt er 1864 an Louis Köhler, „dieses monströse Berlin, welches Petersburg heißt, hat wirklich nichts Gutes, als seine Nähe von Moskau. Das ist eine reizende Stadt, und wärmeres Publikum dort, und ein disziplinierteres Orchester, als in Petersburg“ [1].

Und wieder an Raff:

„Mit Anton Rubinstein Deine Symphonie vierhändig gespielt. Er, wie sein Bruder Nikolaus, der in Moskau noch allmächtiger, noch populärer ist, werden das Werk nächste Saison in den Konzerten der russischen Gesellschaft aufführen. Was die beiden energischen Ganzkerle anlangt, so ist's unglaublich, wie weit sie in kürzester Zeit die musikalische Zivilisation gefördert haben. Das Petersburger Konservatorium liefert nach kaum zweijährigem Bestehen Resultate, die alle unsre deutschen Winkelakademien tief beschämen. . . Noch wollte ich Dir ad vocem russische Gesellschaft einen Zug des Edelsinns erzählen, der denkwürdig ist. Volkmanns Symphonie wurde diesen Winter in Moskau mit vielem Beifall aufgeführt. Die Symphonie gefällt, und da Nicolaus gehört, daß der Komponist in bedrängter Lage ist, eröffnet er eine Subskription, die 350 Rubel Silber ergibt, welche Volkmann kürzlich als Zeichen der Hochachtung übersandt worden ist. Rußland schützt deutsche Komponisten vor'm Verhungern [2]!“

Es war in Petersburg im Frühjahr 1873, als ich Hans von Bülow zum ersten Mal hörte und Zeuge des großen Aufsehens war, welches sein eminentes Gedächtnis und seine geistvolle Interpretation klassischer Werke hervorrief. Bülow durfte mit der

---

[1]) Hans v. Bülow, Briefe und Schriften, hrsg. von Marie v. Bülow. Bd. III.

[2]) Ebenda.

Ausnahme zufrieden sein; man wurde ihm nicht nur gerecht, man feierte ihn begeistert.

Im Jahre 1875 reiste Hans von Bülow nach Amerika, wo er sich verpflichtete, in einer Reihe von 140 Konzerten aufzutreten. Die geistige und physische Anstrengung dieses kolossalen Unternehmens untergruben vollends seine schon stark angegriffene Gesundheit; kurz vor dem 139. Konzert fand man ihn eines Tages an seinem Flügel zusammengebrochen bewußtlos am Boden liegen. Das Engagement wurde aufgehoben, an Musik war für längere Zeit nicht mehr zu denken; Bülow kehrte in einem Zustande vollständiger Nervenzerrüttung nach Europa zurück, und anderthalb Jahre hat die Musikgeschichte kein Mal seinen Namen auf der Liste der Aktiven verzeichnen dürfen.

Ein bedeutungsvoller Tag war es für die Musikannalen, als im August des Jahres 1877 in Baden-Baden der Name H. v. Bülow wieder ein Konzertprogramm adelte; charakteristisch für den Künstler war der Zweck seines Auftretens.

Ich hatte kürzlich das Petersburger Konservatorium beendigt und war im August für eins der großen Kurkomitee-Konzerte in Baden-Baden engagiert. Mein Herz klopfte, als ich die Estrade betrat, nicht weil ich in einen überfüllten Saal blickte, sondern weil es mir bekannt war, daß sich jemand unter den Zuhörern befand, der mir mehr galt, als alles glänzende Publikum. Dieser Jemand war Hans v. Bülow, der zu mehrwöchentlichem Aufenthalt nach Baden gekommen war. Für ihn allein spielte ich, ihn vor allem wünschte ich zu befriedigen. Und was sollte ich erfahren?! Ich hatte für die nächste Woche ein eigenes Konzert angesagt. Bülow ließ mir sagen, daß er an diesem teilzunehmen wünsche als Dirigent und als mein Partner in einem Klavierduo. Wie war ich stolz und glücklich! Ich eilte ihm zu danken.

Bülow wohnte auf dem Schloßberge an einem der malerischsten Punkte des lieblichen Baden, angesichts der alten Schloßruine; er bezog, so oft er nach Baden kam, stets dasselbe Haus, weil es in jeder Beziehung seinen Ansprüchen entsprach. „Ich rechne im Stillen darauf“, sagte er lächelnd, „daß es für andre beschwerlich sein möge, den Berg zu ersteigen.“ Doch weder der hohe Berg noch dieser artige Ausspruch schützten ihn vor manch lästigem Besuch; Musiker warteten ihm auf, gute Freunde wollten ihn sehen.

So stieg auch ich den Berg hinan, um freudig an seiner Tür anzuklopfen. „Vormittags nicht zu sprechen. Nachmittags nicht zu Hause!“ stand mit deutlichen Buchstaben auf einem Zettel an der Tür. . .

Einige Stunden später war Bülow bei mir. Er wählte für sein „Debut“, wie er sich scherzweise ausdrückte, die Ouvertüre zum „Leben für den Zaren“, die er in Deutschland zum ersten Mal zur Aufführung brachte, dirigierte ein Klavierkonzert von Rubinstein und die VII. Symphonie von Beethoven. Er benutzte das badische Kurorchester, das unter seiner Leitung ganz Vorzügliches leistete. Die Ouvertüre dirigierte er in der ersten Probe nach der Partitur, in der zweiten bereits auswendig. Als ich mein Erstaunen darüber aussprach, meinte er: „Ich habe ja die Oper einmal in Mailand gehört. Sie hat mich entzückt. Ihr Glinka ist ein kapitaler Musiker“, und er drückte sein Bedauern darüber aus, daß er immer gerade zur Zeit der großen Fasten in Rußland gewesen sei, wo die Theater geschlossen waren und er die Oper auf nationalem Boden nicht habe besuchen können. In den Proben war Bülow so nervös, so eifrig und lebhaft, daß ihm bei einer hastigen Bewegung das Porte-cigares aus der Tasche flog, und seine Hand, die den Stock schwang, wund wurde und blutete. „Das tut nichts“, sagte er, als man ihn darauf aufmerksam machte, „lieber ein unangenehmes Gefühl, als gar keins, lieber Schmerz, als Langeweile!“ Am Tage des Konzerts war die Hitze fürchterlich. Es war der 28. August, — „Goethes Geburtstag!“ rief mir Bülow bei der Begrüßung entgegen.

Wie wurde Bülow bei seinem Erscheinen gefeiert! und wie herrlich kam die Musik unter seiner Direktion zur Geltung! Doch noch lauter wurde die Begeisterung, als Bülow als Pianist die Estrade betrat. Um den nationalen Charakter des Konzerts zu betonen, leitete er das Duo mit Anklängen an die russische Nationalhymne ein. Ich hatte meinen Klavierpart in kürzester Frist einstudiert, und war bemüht, mich meines genialen Partners würdig zu erweisen, — selbstverständlich aber durfte ich den wahrhaften Beifallssturm, der am Schluß des Konzerts nunmehr losbrach, nicht auf mich beziehen. Das Publikum fuhr fort zu rufen und zu lärmen. „Gehen Sie“, rief Bülow, das Publikum verlangt Sie zu sehen.“

— „Das Publikum will Sie sehen.“

„Ich gehe nicht.“

— „Ich auch nicht.“

Da wurde Bülow dunkelrot im Gesicht, die Stirnadern schwollen ihm an. „Kommmen Sie!“ sagte er kurz.

Als ich die Estrade hinaufstieg, schob er mich in den Vordergrund, blieb selbst zurück und schloß schnell hinter sich die Tür. — So war Hans von Bülow, — immer großmütig, „edel bis zum Überfluß“, wie Liszt sich einst ausdrückte, aber in der Form oft schroff und derbe, launisch und unberechenbar. „Sie Pulverturm!“ redet ihn schon 1861 Lasalle in einem Briefe an.

Wer das Leben Bülows kennt, versteht, wie er zu der hochgradigen Nervosität gekommen ist, zu dieser Urheberin aller scharfen, unvermittelten Kontraste, die sein Wesen charakterisieren. Die Devise dieser stolzen, unabhängigen Natur war: „Keine Politik, keine Diplomatie, keine Konzessionen, vor allem keine Aristokratie, außer der des Geistes und des Talents!“ Er war eine Künstlernatur, die sich nach Ungebundenheit und Freiheit sehnt, nach der Freiheit, die sich ihre Gesetze selbst gibt, und er war Jahre lang zu einer abhängigen Stellung verdammt, zu einer Tätigkeit, die ihm in der Seele verhaßt war. „Das Lehrmetier bringt mich um“, schreibt er 1861 an einen Freund, „sei es, daß ich zu wenig kaltblütig bin, zu wenig geschäftsmäßig verfahre, sei es, daß meine Nerven zu empfindlich sind. Ein Lektionenvormittag von fünf Stunden, oder auch sechs, töten mich für den Nachmittag. Auch das eigene Spiel erfrischt ihn nicht. „Die Konservierung meiner Virtuosität macht mir große Anstrengung; ich bin musikmüde, und doch musikbedürftig.“ Und an andrer Stelle: „Wie oft verfluche ich mein Klavierspiel, das so ununterbrochenen Dienst verlangt und das ich nicht vernachlässigen darf, gleich dem „Sperling in der Hand.“ Und der Müdigkeit und Unlust nachgeben, war nicht zulässig, denn, so schreibt er aus Berlin, „es wird mir hier immer unmöglicher, einmal mittelmäßig zu spielen: der Ruf ist mir über den Kopf gewachsen.“ Erholung und lebendige Anregung bietet ihm nur noch „Orchestergenuß“. „Letzteren kann leider nur ich mir in Berlin bereiten“, schreibt er. „Ein sonstiger Theater- oder Konzertbesuch verstimmt und empört mich aufs heftigste. Es kostet mich Mühe, hier und da dem Dirigenten nicht an's Pult zu

springen, ihn hinunter zu stürzen, ihm den Taktstock zu entreißen, seine Stumpfheit laut zu geißeln! Wahrhaftig, nicht Eitelkeit, nicht der parlamentarische Wunsch „ôte toi de là, pour que moi je m'y mette“, sind dabei im Spiele. Sollte es mich ein Auge kosten, wie rasend sehnte ich mich jenem Oboer einen Dolch in die lahme, lederne, lumpige Seele zu bohren, ihn zu lehren, daß man mit Beethoven oder Wagner nicht in derselben Tonqualität konversiert, wie mit einer Waschfrau! Wie sollte doch jenes crescendo, jenes diminuendo, jenes sforzando herauskommen, wenn ich am Pult stände!“

Ist das nicht die Sprache Eines, der instinktiv empfindet, wo der Schwerpunkt seines Genies liegt? „Ich werde“, sagt Bülow 1864, „komme ich zum Gebieten, terrorisieren, wie's noch nicht erlebt worden ist, und so die „liebenswürdige Persönlichkeit“ des Meisters Liszt ergänzen.“ Als ich 1877 Bülow kennen lernte, war er in jeder Beziehung auf der Höhe seines Ruhmes. Auch außerhalb seines künstlerischen Berufes fesselte mich Bülow als Mann von außergewöhnlicher Begabung und umfassender Bildung. Seine Aussprüche und Schlagworte machten ihn in seiner Liebenswürdigkeit zum beliebtesten, in seinem Sarkasmus zum gefürchtetsten Gesellschafter. Wir verbrachten einen Abend bei gemeinsamen Bekannten. Ich wurde gebeten zu spielen und Bülow bestellte sich Tschaikowskij. Das Instrument ließ viel zu wünschen übrig, es war tonlos, klapperig und verstimmt. Als ich mich vom Piano erhob, sprang Bülow auf, setzte sich unaufgefordert an den Flügel mit den Worten: „Wenn das Instrument für Sie nicht zu schlecht ist, dann soll es auch für mich gut genug sein“, und er spielte hinreißend schön.

Es wurde ein Konzert besprochen, in welchem ein junger Tenor, dem Stimme und Schule fehlten, mit großem Aplomb, aber wenig Erfolg aufgetreten war. „Um so singen zu dürfen, hätte Herr X. wenigstens Gesandtschaftsattaché sein müssen“, sagte Bülow. „Man erzählt sich von Ihnen“ . . . begann zu Bülow gewandt eine Dame, — „Man erzählt sich vieles von mir“, unterbrach er sie. „. . . Man erzählt sich, Sie hätten einst eine Komposition öffentlich vorgetragen, die Sie nie studiert, sogar nie gespielt, die Sie bloß den Noten nach memoriert hätten. Das klingt unglaublich!“ — „Und doch hat man gerade diesmal etwas

wahres von mir erzählt. Ich hatte einem Freunde versprochen, eine Komposition von ihm in meinem nächsten Konzert vorzutragen, und hatte nicht die Zeit gehabt, das Stück auch nur einmal durchzuspielen. Ich nahm das Heft mit auf die Reise, studierte meine Rolle im Waggon und spielte am Abend des Stück direkt im Konzert. Diese Art und Weise zu studieren, zuerst mit dem Kopf und dann mit den Fingern, möchte ich jedem Musiker ans Herz legen. Musiker sollten nie ohne ein Notenheft auf Reisen gehen." Ich erinnerte Bülow an die Matinee in Petersburg, in welcher er sieben Sonaten und die 32 Variationen von Beethoven gespielt hatte. „Ja", sagte er, „das war eigentlich ein Unsinn; jetzt würde ich so etwas nicht mehr tun."

Bülow bewohnte allein den zweiten Stock eines Privathauses; aus seinen Fenstern hatte er die schönste Aussicht auf Berge, Wälder, Ruinen, Täler und Villen. Alles, was zum alten Schloß hinauf wollte, mußte an seiner Wohnung vorüber. Oft hatte er auf diese Weise aufmerksame Zuhörer, wenn er spielte; man spazierte vor seinem Hause auf und ab, man setzte sich sogar draußen auf die Schwelle seiner Haustür. Auch ich hatte den lebhaften Wunsch Bülow üben zu hören, und sann auf eine Möglichkeit, meinen Zweck auf schickliche Art zu erreichen. Bülows Hauswirt, Herr Gimpel, war Kunstfreund und Antiquitätensammler. Ich führte mich bei ihm ein. Er öffnete mir auf die verbindlichste Weise seine Kunstkammer, die gerade unter Bülows Musiksalon lag. Herr Gimpel war im Besitz wirklich wertvoller Antiken, doch oben wurde gespielt, meine Aufmerksamkeit war geteilt. Nach Besichtigung der Kunstkammer brachte ich die Bitte vor, noch einige Zeit in dem Zimmer verweilen zu dürfen, um Bülow spielen zu hören; und in vollkommener Stille und Abgeschlossenheit, mit Interesse und Staunen hörte ich diesem Studium zu. Bülow spielte Beethoven. So oft ich seinem Hause vorübergegangen bin und ihn spielen gehört habe, war es stets Beethoven. Er memorierte einen Satz der letzten Sonaten. Er wiederholte einzelne musikalische Phrasen bis zu zwanzig Mal, bald die rechte, bald die linke Hand einzeln beschäftigend. Technisch gelangen die Passagen schon längst vortrefflich, dennoch wiederholte er sie immer wieder, und ich erinnerte mich seines Ausspruchs, daß er nie etwas spiele, was er nicht Note für Note im Kopf habe. Erst allmählich

kamen Tempo, Nuancierung und Abrundung dazu, und so hörte ich mit namenlosem Interesse ein Kunstwerk entstehen, das Bülow bald darauf in einem Konzert vortrug. Ich drückte Herrn Gimpel meinen Neid aus um solchen Hausgenossen, um solche tägliche Konzerte.

„Ich genieße das Spiel auch wirklich mit Bewußtsein", sagte er, „und sei es auch um 3 Uhr in der Nacht!"

„Wie? spielt denn Herr von Bülow so spät noch?"

„Ja, in der letzten Zeit ist es ganz arg mit seiner Schlaflosigkeit. Er kehrt häufig erst nach zwei Uhr heim, geht dann lange auf und ab, setzt sich schließlich ans Instrument und spielt bis zum hellen Morgen."

„Und das stört Sie nicht?"

„Eben weil Herr v. Bülow weiß, daß es mich nicht stört, lebt er stets bei uns, wenn er nach Baden kommt. Er kann in seiner Lebensweise keinerlei Zwang ertragen. Herr v. Bülow ist unvernünftig fleißig, er spielt mehr, als er spielen darf. Hören Sie, nun studiert er schon mehrere Stunden ohne Unterbrechung, während der Arzt ihm große Mäßigkeit anempfohlen hat. Er ist ja noch Rekonvaleszent. Wenn's einmal tagelang da oben schweigt, so ist das ein böses Zeichen: dann hat Herr v. Bülow einen Anfall seiner schlimmen Kopfschmerzen."

Am häufigsten verkehrte Bülow mit dem vorzüglichen Violoncellisten Coßmann und dem der musikalischen Welt wohlbekannten Wagnerverehrer und Kritiker Dr. Richard Pohl; er war mit beiden befreundet. Ich erinnere mich eines genußreichen Abends im Hause von Dr. Pohl. Es war sein Geburtstag und Bülow hatte seinem Freunde als Geburtstagsangebinde versprochen am Abend bei ihm zu spielen. Es versammelte sich eine große Gesellschaft, in welcher eine ebenso schöne wie liebenswürdige Wirtin die Honneurs machte; sie war gleichfalls mit Bülow gut befreundet. Es ging an dem Abend besonders heiter zu; Bülow war sehr aufgelegt und wie überall so auch hier die Seele der Gesellschaft. An dem versprochenen Geburtstagsgeschenk sollte die ganze Gesellschaft teil haben. Coßmann holte sein Instrument hervor, Bülow wählte eine Sonate für Pianoforte und Violoncello und nahm seinen Platz am Flügel ein.

Der Stuhl erwies sich als zu niedrig.

„Du, Pohl!“ rief Bülow, „gib mir ein Notenheft zum Sitzen. Hast Du nicht die „Schöpfung“ von Haydn?“

Dr. Pohl reichte ihm lachend einen Packen hin, mit dem Bemerken, er besitze leider nicht das gewünschte Werk, ein andres Heft würde es wohl auch tun. Da rief Bülow:

„Es ist noch zu niedrig! Du könntest mir recht noch das „Frühlingslied“ von Mendelssohn geben!“

Wie er hier mit Worten sein musikalisches Glaubensbekenntnis kundgetan, so tat er es später in Tönen; er spielte Saint-Saëns, Chopin, Liszt, Rubinstein, Raff. Von Chopin spielte er gern das vierte Scherzo in E: dies gehört seiner Ansicht nach zu den Stücken, „die einem noch nicht aus dem Halse herauswachsen.“ — „Chopin“, sagte er, können eigentlich nur Russen gut spielen. Die Polen haben oft zu wenig Rhythmus, und die Deutschen sind zu schwerfällig und zu sentimental. Mir kann es gestohlen werden, dieses „deutsche Gemüt“, diese deutsche „Innerlichkeit“, die nie herauskommt!“ Rubinstein spielte er mit großer Vorliebe, um des „großen Zuges“ willen, der durch alle seine Kompositionen geht. Jemand aus der Gesellschaft meinte, daß man leider an dem Spiele Rubinsteins Akkuratesse vermisse. . . . „Ich wollte“, entgegnete Bülow, „ich könnte alle meine falschen Noten mit solch einer Liebenswürdigkeit nehmen, wie Meister Anton.“

Im Sommer darauf brachte Bülow wieder mehrere Wochen in Baden zu. Er lebte abermals im Hause des Herrn Gimpel, er studierte nach wie vor des Nachts, war derselbe witzige, liebenswürdige, unbarmherzig sarkastische Gesellschafter, leider aber auch ebenso reizbar wie zuvor. In Augenblicken des bis zur Krankhaftigkeit gesteigerten Affekts konnte er alles um sich her vergessen und dann bis über die Grenzen der Schicklichkeit hinaus rücksichtslos sein. In einem Konzert, in dem er fast ausschließlich allein spielte, dessen Ertrag er aber einer jungen, unbemittelten Sängerin bestimmte, wurde in einem Zwischenakt von einem Kapelldiener ein schöner Lorbeerkranz hereingetragen und über die Lehne des Stuhles vor dem Instrument gelegt. Bülow, der eben im Begriff war an den Flügel zu treten, blieb, als er den Kranz erblickte, stehen, stampfte mit dem Fuß und rief: „Hinaus damit!“ Der Diener nahm erschreckt den ihm anvertrauten Kranz von der Lehne und legte ihn behutsam in einer bescheidenen Ecke der Estrade

nieder. „Zum Teufel! hinaus damit, sage ich", rief er außer sich, „ganz hinaus!" Der Kranz mußte den Weg wieder durch den Saal machen. Im Publikum machten sich Regungen von Verlegenheit, Schreck und Unwillen bemerkbar. Bald darauf setzte sich Bülow an den Flügel und spielte — göttlich! All die widerstreitenden Gefühle, die seine gesellschaftlichen Rücksichtslosigkeiten, ja seine Rohheit kurz zuvor im Publikum heraufbeschworen, wußte der Künstler von Gottes Gnaden zu lösen und in den Ausdruck des enthusiastischen Entzückens, der höchsten Bewunderung zu verwandeln.

Nach dem Konzert trat er in den Saal und war bald von Bekannten und Freunden umringt; jeder wollte ihm Dank sagen und einen Händedruck von ihm empfangen. Aus einer Gruppe junger Mädchen, mit denen er scherzte, trat eins auf ihn zu. — „Wie konnten Sie heute nur so heftig werden, Herr v. Bülow?" sagte sie. „Sie haben gewiß dem sehr weh getan, der mit dem Kranz doch nur seiner Verehrung für Sie einen Ausdruck geben wollte. Das war böse von Ihnen."

— „Wann werden die Menschen endlich begreifen", rief Bülow, „daß ich dergleichen nicht mag. Ich bin kein Jüngling mehr, den man zu ermutigen hat. Wenn man mir zum Lorbeer doch wenigstens Salz und Pfeffer spenden wollte, dann könnte ich mir einen Salat daraus machen. Aber was fange ich so mit dem Grünwerk an? Und was die „Verehrung" des Publikums anbetrifft, so zum Kuckuck mit ihr, ich habe sie nicht nötig. Übrigens, war der Kranz von Ihnen?" — „Nein." — „Von Ihnen? — von Ihnen?" Überall antwortete man ihm mit einem Kopfschütteln. „Nun, dann liegt mir nichts daran."

Bülow hatte, da man ihn nie zu Hause traf, die Höflichkeit, einen Besuch sofort zu erwidern. Er erhob sich gewöhnlich vom Stuhle, nachdem er eben Platz genommen hatte. „Sie entschuldigen, wenn ich umhergehe, ich bin ein wenig nervös", pflegte er zu sagen. Seine Unterhaltung war lebhaft und im höchsten Grade anregend; vier Sprachen, deutsch, französisch, englisch und italienisch beherrschte er in gleicher Vollkommenheit. — „Sie müssen reisen", sagte er zu mir, „und zwar fangen Sie mit dem Gewandhause an. Ich kann leider nichts dazu tun, um Ihnen zu diesem für alle jugendlichen Künstler wichtigen Debut zu verhelfen; ich bin etwas

brouilliert mit Leipzig, seitdem ich einen unvorsichtigen Ausspruch gethan; ich behauptete einmal: ich spiele lieber im „Hausgewande“ als im „Gewandhause“, und seitdem will man dort nichts mehr von mir wissen.“

Eines Sonntag Vormittags lud er einige Bekannte zu sich ein, „wenn es Sie interessiert, etwas Musik zu hören“, setzte er hinzu. Bülow war an jenem Morgen, wie die Damen entschieden, dämonisch liebenswürdig. Er spielte viel, holte sich Bestellungen ein, berücksichtigte alle Bitten. Die Anwesenden waren wie von einem Zauber befangen. In den Pausen scherzte Bülow, Schlagworte flogen hinüber, herüber. Er reizte durch seinen frivolen Ausspruch: er finde es geradezu verbrecherisch, wenn eine Dame nicht kokett sei — die anwesende Damenwelt zum Widerspruch und erregte den Unwillen einer jungen hübschen Blondine durch religiös freisinnige Äußerungen. . . . „Wie kann man nur so wunderschön spielen und dabei an keinen Gott glauben?“ sagte sie.

„Mein Fräulein“, antwortete Bülow, „woher nehmen Sie an, daß ich an keinen Gott glaube? Vielleicht ist der Gott in meiner Brust derselbe, an den auch Sie glauben; wir nennen ihn nur bei verschiedenen Namen. Der Mensch kann meiner Ansicht nach ohne einen Gott garnicht existieren. Doch jeder Mensch hat seinen Gott“ — und er ging ins Nebenzimmer, holte Goethes „Faust“ heraus, schlug die Stelle auf, in der Gretchen den Faust fragt: „Glaubst du an Gott?“ Und Bülow las laut die Antwort Fausts und betonte die Worte: „Gefühl ist alles!“ „Glauben Sie mir, mein Fräulein“, rief er, das Buch schließend, „wenn ich eine Sonate von Beethoven spiele und dabei etwas fühle, wenn ich durch Töne auf meine Zuhörer wirke und in ihnen Empfindungen erwecke, in solchen Stunden steckt mehr Religion in mir, als in manchem „gläubigen“ Gemüt.“

Bald darauf rüstete sich Bülow zur Abreise; er hatte das Kapellmeisteramt am Hoftheater zu Hannover angenommen. Am Tage vor seinem Abschied begegnete ich ihm in Gesellschaft einiger Freunde auf der Promenade. „Hören Sie doch nur“, rief er mir laut lachend entgegen, „was der Coßmann eben für einen prächtigen Witz gemacht hat; er meinte: „also morgen wird man singen können: „Über allen Gimpeln ist Ruh'!“ . . .“ Ist das nicht köstlich?“

Im Winter darauf erschien ein kleines literarisches Werk, das viel Aufsehen erregte: „Eine Liebesepisode aus dem Leben Lasalles.“ Auch ich hatte die Broschüre gelesen und teilte mit vielen den Wunsch, den Namen der sympathischen jungen Heldin des Romans, der anonymen Schreiberin jener Episode zu erfahren. Sie erwähnt eines genußreichen Abends bei Lasalle, an dem sie mehrere seiner Freunde kennen gelernt, unter andrem die Herren Pritzel, Scherenberg und Bülow. Ich hoffte jetzt durch letzteren zu erfahren, wer die junge Dame gewesen und schrieb Bülow zu dem Zweck. Umgehend erhielt ich folgende Antwort:

„Wohlerzogenheit und Eigenliebe kämpfen einen harten Kampf in mir seit Empfang Ihrer Zeilen: die erste trägt den Sieg davon — ich will Ihnen aufrichtig ein Geheimnis verraten, dessen Entdeckung meinen Ruf vernichten kann. Mein Gedächtnis ist bei weitem nicht so wunderbar, als Fama zu rühmen beliebt. Habe absolut keine Erinnerung mehr an russisches Fräulein nebst dero Vater, die ich einmal mit andern Schriftstellern in meines hochverehrten unglücklichen Freundes Lasalles Hause getroffen haben könne. May be. Wenn ich bei Lasalle war, hatte ich nur Augen und Ohren für den mir so sympathischen, heldenhaften Mann — alle übrigen Anwesenden waren für mich Statisten, Figuranten, Schatten, Tagesgespenster. Agréez mes respects. — Herrn Pritzel und Scherenberg usw. möchten eher Aufschluß geben können.“

In späteren Jahren bin ich Bülow noch zu wiederholten Malen begegnet, und immer war es ein Staunen vor so riesenhafter Begabung und — fast noch mehr — vor so entwickelter und gespannter geistiger Energie, die über eine unausgesetzt nervenzerrüttende Tätigkeit und über einen so zarten Körper den Sieg errang. Bülow war eigentlich nie gesund; es ging ihm zu Zeiten nur „etwas besser“ oder „etwas schlechter“. „Seit 14 Tagen“, sagte er einmal, „übe ich täglich sechs Stunden und das vertiert mich fast bis zum Wohlbefinden.“ . . . .

Und nun sind's schon zehn Jahre her, daß diese Hände ruhen. Nun leidet dieser arme Kopf nicht mehr, nun hat dieses wilde Herz aufgehört zu schlagen und die Saiten dieses edlen Instruments sind zersprungen und stumm. . . .

Vom Krankenlager.

Von
Helene von Engelhardt-Pabst.

I.

Noch nicht.

Das war der Tod. Er stand an meinem Bette,
Das Richtschwert in der Hand;
Mit starren Fingern griff er nach der Kette,
Die Leib und Seele band.
Er zerrt' und rüttelt' an den zarten Ringen,
Mit wütender Gewalt,
Als sollte ächzend jede Fieber springen,
Von seinem Griff umkrallt.

Doch als er hoch das blanke Schwert geschwungen
Zum letzten Angriff, der die Kette bricht,
Da ist von Engelsmund der Ruf erklungen:
„Noch nicht."

Und wie ein fahl und widerstrebend Tagen,
So dämmert's leis' um mich. . .
Die Fänge, die in meine Brust geschlagen,
Sie lockern zögernd sich. . . .
Und leis' und zögernd um mein zuckend Herze
Erschlafft der grause Bann, — —
Des müden Lebens fast erlosch'ne Kerze
Fängt neu zu glimmen an. . . .

Es barg sein Schwert der Würger in der Scheide,
Sein eis'ger Hauch erstarb um mein Gesicht, —
Er selbst zerrann in Nacht. . . . Wir wußten's beide:
„Noch nicht."

II.

Das war ein himmlisch Wesen,
Das sprach, zu mir gewandt:
„Du darfst noch nicht genesen
Von der Krankheit, Leben genannt.
Noch muß mit Bangen und Beben
Dein Herz den Dienst versehn,
Das Sorgen, Wägen, Streben
Darf noch nicht stille stehn.
Schlepp' hin für eine Weile
Den Leib, so siech und matt:
Noch fehlt die letzte Zeile
Auf deinem Lebensblatt.
Doch daß dein Herz ertrage
Die Bürde seiner Pein,
Wird dir von Tag zu Tage
Der Herr die Kraft verleihn.
Bis daß der Geist, — entbunden —,
Den Flug zur Höhe lenkt,
Und ewiges Gesunden
Unsterblich dich umfängt!"

III.

Herbst-Abend.

Im Abendgrau'n ein lindes Flockentreiben. . . .
Ich schau hinaus, wie sich die Dämm'rung senkt. . . .
Ich möchte bleiben, — oder möchte gehen, —
Just wie der Vater es zu fügen denkt. —

Die Teemaschine summt. . . die Kohlen glimmen. . .
Die Wanduhr tickt so sacht . . . die Zeit verrinnt. . . .
Im Nebenzimmer trauter Klänge Stimmen,
Die Jahr um Jahr mit mir verwachsen sind. . . .

Nicht Tod noch Leben will ich mir erflehen, — —
So wunschlos meine Brust . . . das Herz so still. . .
Ich möchte bleiben oder möchte gehen —
Just wie der Herr für mich entscheiden will. —

Literarische Rundschau.

Arthur Luther, Byron—Heine—Leopardi. Drei Vorträge. Moskau 1904. (Leipzig, F. Wagner in Komm.) 114 S.

Die drei Vorträge über Byron, Heine und Leopardi von Arthur Luther geben sich als das, was sie sein wollen, — als eine Belehrung für einen gemischten Zuhörerkreis, der „mehr Interesse und Verständnis, als exakte Kenntnisse mitbrachte.“ Dieser Kreis ist aber überall zu Hause und die Veröffentlichung der Vorträge darum durchaus zu loben, zumal der Erlös der Broschüre einem edlen Zweck dient: er ist für den „Verein der Fürsorge für junge Mädchen in Moskau“ bestimmt.

In seinem Byronvortrage gibt der Verf., nachdem er in der Einleitung seinen Dichter gegen die Angriffe der Philistermoral warm verteidigt, eine gelungene Charakterisierung der Helden des „Lords der Poesie“, die er der besseren Übersicht wegen in drei Gruppen einteilt. Damit ist natürlich nur ein teilweiser Einblick in die „inkommensurable“ Dichtergröße dieses Genius gegeben, dessen „elementare Leidenschaft sich nicht in Ewigkeitsgestalten umgoß, sondern den Schwung der Ewigkeitsgedanken beflügelte.“ (Bleibtreu.) Wer Byron annähernd gerecht werden will, muß ihn uns als den gewaltigsten Gedankendichter der Weltliteratur nahe bringen, der dabei das Haupterfordernis eines Dichterschöpfers, nämlich elementare Leidenschaft in einem Grade besaß, wie außer ihm nur noch Shakespeare. Er muß ferner zeigen, wie dieser leidenschaftbeflügelten Gedankenfülle eine „Fülle der Gesichte“ an allgemeinen Bildern entsprach, die Byron durchaus zu der Behauptung berechtigte: „Description is my forte.“ Diese Schilderungskunst aber würde nie von so packender Wirkung gewesen sein, wenn, was wieder im einzelnen dargetan werden müßte, Byron nicht ein Formgenie ohne gleichen, „der größte Sprachmeister aller Zeiten“ gewesen wäre.

Eine so gewaltige Vermenschlichung des Begriffs gottbegeisterten Sängertums ließ sich natürlich nicht im Rahmen eines Vortrages erschöpfend behandeln,

und L. mußte sich darauf beschränken, nur einen kleinen Teil des überreichen Materials seinen Hörern und Lesern darzubieten und sie im übrigen auf das Studium Byrons selbst zu verweisen.

Umfassender als Byron ist Giacomo Leopardi behandelt, dessen „Hamletnatur" uns mit eindringender Klarheit gedeutet wird. Da Leopardi beim großen Publikum noch immer fast ganz unbekannt ist, so wird man diesen Vortrag mit Freuden begrüßen dürfen, in der Hoffnung, daß er viele dazu anregen wird, Paul Heyse's vortreffliche Übersetzung der Leopardischen Schriften zu lesen.

In seinem Heinevortrage versucht Luther eine „Rettung" des ebenso vergötterten wie verketzerten Dichters die seinem Herzen gewiß alle Ehre macht. Es ist aber eine undankbare Aufgabe, sich mit dem Menschen Heine zu beschäftigen, und mich dünkt, es würde von ihm viel weniger die Rede sein, wenn er ein arischer Christ wäre. Schließlich geht uns doch nur der Dichter an, den L. offenbar nicht ansteht neben Byron und Leopardi zu stellen, denn sonst hätte er ihn nicht unter diese erlauchten Geister aufgenommen. Warum dringt nun aber die Erkenntnis, daß die ganze Poesie Heines nur eine Scheinpoesie ist, nicht in weitere Kreise, nachdem Männer wie Goedeke, Victor Hehn u. a., nicht aus Judenhaß, sondern aus reifster Einsicht in das Wesen echter Lyrik, diesen Gedanken ausgesprochen und ein Wolfgang Kirchbach dafür aus den Gedichten Heines selbst den ausführlichsten Beweis geliefert hat? Ich glaube, die Antwort darauf ist nicht schwer zu finden. Wir haben alle in unsern Jugendjahren für Heine geschwärmt, die Klangfülle seiner Verse berauschte uns, die Heineschen Seraphinen umgaukelten unsre Träume, solange wir vom Weibe noch nichts wußten, und sein Witz kitzelte unser Hirn. In den Jahren stofflichen Genießens war er unser Ideal, und wenn wir jetzt immer noch an seiner vermeintlichen Dichtergröße festhalten, so tun wir dies nicht, weil wir ihn noch lesen und genießen, sondern weil mit der Erinnerung an die dichterische Empfindungsfülle unsrer seligen Jugend seine Gestalt eng verbunden ist. Heine war viel zu klug und skrupellos, um nicht zu wissen, wie man populär wird, und er ist unstreitig auch heute noch der populärste Dichter — bei der großen Menge; aber gerade diese Tatsache spricht allein schon gegen seine Dichtergröße, denn wirklich große Dichter sind bei der Nachwelt nie populär, sie haben nur eine mehr oder weniger zahlreiche Gemeinde, die ihnen ergeben ist, sich an ihnen immer wieder erbaut und für Geist und Gemüt aus ihren Werken Nahrung zieht, die das rauhe Leben ihnen nicht zu bieten vermag.

Der Raum gestattet es mir leider nicht, hier ausführlich darzutun, warum Männer, denen es ernst um die heilige Kunst war, den Dichter Heine so niedrig einschätzten; ich möchte aber doch die Heineverehrer auf eine besondere Seite der poetischen Begabung aufmerksam machen und sie bitten, auf diesem Gebiet ihren vergötterten Liebling näher zu prüfen. Ich will in gedrängtester Kürze sagen, was ich meine. Man behauptet mit Recht, den echten Dichter unterscheide vom gewöhnlichen Sterblichen die schärfere, klarere Anschauungskraft. Was wir darunter zu verstehen haben, will ich folgendermaßen deutlich zu machen versuchen:

Im Traum erblicken wir nicht gegenwärtige Naturdinge oft so lebhaft, als ob sie vor uns ständen, während wir im wachen Zustande, so sehr wir uns dazu zwingen, dessen nicht fähig sind. Der echte Dichter aber sieht in den Stunden, da er „vom Arm der Muse emporgetragen" wird, alle Dinge, die er schildern will, ebenso deutlich, wie wir im Traum, nur daß außerdem noch bei ihm der erwägende und wählende Intellekt mittätig ist, der im Traumzustande bei uns schläft. Daraus folgt, daß seine in Bildern schaffende Phantasie alle Gegenstände, die sie dazu verwendet, immer scharf, klar und unbedingt naturwahr anschaut. Der begabte Dilettant aber, der sich in diesen Traumzustand „bei wachem Augenlicht und regem Mut", so sehr er es möchte, nicht hineinzwingen kann, vermag darum auch nur verschwommene, meist naturunwahre Bilder zu schaffen. Die Beschaffenheit der angewandten Bilder gibt uns daher schon allein ein untrügliches Merkmal für die Größe des poetischen Talents, das wir beurteilen wollen. Bei Heine finden wir nun zwar vieles, was der Dichter braucht, vor allem ein feines Ohr für den musikalischen Wohllaut unsrer Sprache: er weiß, wie man das germanische Ohr mit dem uralten Zauber der Alliteration und Assonanz zu berauschen vermag, und in seinen Versen ist alles darauf berechnet, diese Klangwirkung auf den höchsten Grad zu steigern; aber die Hauptsache, die zwingende Naturwahrheit der Bilder mißlingt ihm fast immer, eben weil ihm die innere Anschauung, die erst den ganzen Dichter macht, nicht gegeben ist. „Er besitzt", um mit Wolfgang Kirchbach zu sprechen, „nur die halbe Kunst, nicht die volle, sättigende." Den Beweis findet jeder leicht, wenn er die Bilder eines beliebigen ersten Dichters neben die Bilder Heines stellt. Hier nur zur Anleitung ein paar Beispiele:

Goethe: Ein Veilchen auf der Wiese stand
Gebückt in sich und unbekant,
Es war ein herzig's Veilchen.

Heine: Die Veilchen kichern und kosen
Und schaun nach den Sternen empor.

Goethe: Wie prächtig steigt die unvollkommne Scheibe
Des späten Monds mit roter Glut empor.

Heine: An dem Himmel steht der Mond,
Eine Riesenpomeranze.

Der Psalmist häuft bei seinem dichterischen Überreichtum die Ausdrücke, aber er bleibt im Bilde, wenn er sagt: „Herr, mein Fels, meine Burg, mein Erretter, mein Gott!" Heine aber häuft die Ausdrücke ohne jegliche innere Nötigung und Anschauung in den Versen:

Die Rose, die Lilie, die Taube, die Sonne,
Die liebt' ich einst alle mit Liebeswonne.

Man versuche sich einmal diese Gegenstände nacheinander vorzustellen, und man erkennt, daß man sich in der Irrmühle des nüchternsten Verstandes verirrt hat. Es ist überhaupt viel klügelnder Verstand bei seinen Gedichten, aber das Eine, das not tut und das den Dichter macht, fehlt leider.

Ich habe nur andeuten können, was ich meine, aber vielleicht macht der Leser, der mir nicht glauben will, die Probe, und wenn er dann zu demselben Ergebnis gelangt, so hat er einen Götzen begraben, und das ist immerhin kein kleiner Gewinn.

Den Verf. aber bitte ich, mir diesen kleinen Exkurs freundlichst zu vergeben; ich hätte ihn ihm und mir erspart, wenn er sich nicht in seinem Buch durch die treffliche Art, wie er seine Aufgabe löst, als einen Mann offenbart hätte, der seine Helden mit Herzenswärme und eindringendem Verstand zu ergründen bemüht ist. Eben deshalb hätte ich für den schönen Byronvortrag einen andern Schluß gewünscht, als den nachstehenden: „Childe Harold kehrte in die Heimat zurück — ein stiller Mann. Diese letzte Fahrt des Ruhelosen hat einer unsrer Dichter in Versen geschildert, wie sie zu jener Zeit in Deutschland auch nur er schreiben konnte. Brauche ich ihn noch zu nennen? Es ist Heinrich Heine; er mag heute das letzte Wort behalten:

Eine starke (!) schwarze Barke
Segelt trauervoll dahin.
Die vermummten und verstummten
Leichenhüter sitzen drin.
Toter Dichter, stille liegt er
Mit entblößtem Angesicht;
Seine blauen Augen schauen
Immer noch zum Himmelslicht. . . .“

Auch dieses Gedicht liefert den Beleg für die klanglichen Mätzchen, die Heine anwendet. Wer sieht nicht ein, daß das hier ganz ungehörige Beiwort „stark“ in „eine starke schwarze Barke“ nur dem dreifachen a zuliebe hineingepascht ist, und so merkwürdig blau kamen mir immer die Augen vor in dem Vers „seine blauen Augen schauen“ ꝛc., so blau, daß ich fürchte, die Farbe ist nicht echt. Kindliche Pietät pflegt ja den Toten stets die Augen zuzudrücken, damit ihr grasser Ausdruck die Andächtigen nicht entsetze, und das wird man füglich auch bei Childe Harold getan haben, bevor man ihn zur letzten Pilgerfahrt rüstete.

Heinr. Johannson.

C. Hunnius und **V. Wittrock**, Heimatstimmen. Ein baltisches Jahrbuch (mit Illustrationen). Reval, F. Kluges Verlag. 1904. 327 S.

Dieses soeben für den Weihnachtstisch erschienene „Baltische Jahrbuch“ enthält eine Reihe von achtzehn verschiedenen Beiträgen. Zwei vor allem heben sich daraus hervor: die trefflichen „Skizzen aus der Wirksamkeit Prof. D. Wilhelm Volcks“ von Paul Willigerode, lebendig geschrieben, voll warmer Pietät; sehr ansprechend und dankenswert; und die Tagebuchblätter von V. Wittrock „Eine Fußwanderung mit Schülern durch Livland“, die der Verf. mit einigen Lehrern und Schülern im Sommer 1904 unternommen und die er nun mit Ernst und Humor und mit feinem Verständnis für die innere Bedeutung solcher Exkursionen schildert, so daß man nur wünschen

maß, derartige Schülerfahrten durchs alte liebe Heimatland möchten immer häufiger, regelmäßiger und s. z. s. systematisch ins Werk gesetzt werden; vielleicht ließe sich auch bei uns eine solche Zentralstelle dafür organisieren, wie sie unter andren etwa der schon seit mehreren Jahren sich ganz vortrefflich bewährende „Wandervogel" in Deutschland bildet. Diese Frage verdiente in Erwägung gezogen zu werden. — Von den übrigen Beiträgen erwähnen wir die von C. Hunnius, von Helene von Engelhardt, von E. Bergmann; auch die Skizze „Die Kunst an Gräbern" von A. Graß hat einige Beziehung zu unsrem Leben. Dazu kommen noch einige Gedichte von Hunnius, meist Übersetzungen aus dem estnischen und lettischen, und auch aus dem russischen. —

Zu diesen Beiträgen treten nun eine Anzahl andrer (ein Drittel im Ganzen), die nicht eigentlich hierher zu gehören scheinen. Einige Gedichte, von Maurice v. Stern und K. v. Fircks, sind bereits bekannten gedruckten Sammlungen entnommen, was ja wohl bei Zeitschriften gelegentlich gebräuchlich ist, in einem solchen „Jahrbuch" aber nicht so recht am Platz erscheint. Wenn ferner Artikel wie die über die Kirche zu Wang in Schlesien, über eine Reise auf die Insel Patmos, über den Kölner Dom, über die Bedeutung der Sauberkeit mit den oben genannten zu einem Ganzen vereinigt werden, so versteht man doch nicht recht, warum dieses Ganze dann „Heimatstimmen" genannt wird. Zwar deutet das einleitende Gedicht von Helene v. Engelhardt an, daß diese „Heimatstimmen" künden sollen, „was mannigfach dem Sohn der Baltenscholle — Gedankenwelt und Leben offenbart." Aber dann müßten doch diese Artikel gerade für unsre baltische Denkweise irgendwie bezeichnend sein. Das sind sie aber nicht. Und so hat man hier doch den unbefriedigenden Eindruck, daß recht heterogene Artikel etwas gewaltsam zu einem Buche vereinigt wurden, nicht aus irgendwelchen inneren Gründen, sondern wie sie eben der Zufall zusammenbrachte und weil man nichts andres zur Hand hatte, um den Band zu füllen. Das ist nun ohne Zweifel ein literarischer Mangel, der aber anderseits freilich nicht unerklärlich erscheint, wenn man — das weiß jeder, der irgendwie damit zu tun hat — an unsre reduzierte literarische Produktionskraft denkt. Der Titel „Jahrbuch" deutet auf eine periodische Wiederkehr. Ob, was dazu nötig ist, bei uns in ausreichendem Maße, ohne zu mancherlei unnützen Zersplitterungen zu führen, wird aufgebracht werden können? Uns scheint, die Frage sei keineswegs mit Sicherheit zu bejahen. Das „Jahrbuch" könnte vielleicht — an die Stelle der mit dem Schluß dieses Jahres endgültig eingehenden „Baltischen Jugendschrift" treten, müßte dann aber freilich in seinem Inhalt und Charakter sich dem neuen Zwecke anpassen. Vielleicht hätte es als einmal jährlich herausgegebenes Weihnachtsbuch mehr Glück, als die monatlich erscheinende „Jugendschrift", deren Herausgabe sich bei uns eben doch nicht als durchführbar erwiesen hat. — Wir haben, was wir an dem Buche auszusetzen hatten, hier nicht zurückhalten wollen, weil wir an unsre Sachen nicht bloß einen speziell für uns zurechtgemachten Maßstab anzulegen wünschen, und weil wir der Meinung sind, daß der bei uns noch so häufig geübte Brauch, alle einheimischen Publikationen, nur weil sie eben einheimische sind, in herkömmlicher und obligater Weise lediglich zu „beloben", uns wenig nützt und fördert.

FB.

Dr. **Bertram**, Baltische Skizzen. 4. vermehrte Aufl. Mit einer Lebensskizze u. dem Portrait des Verf. Reval, Verlag von Franz Kluge. 351 S. Preis 2 Rbl.

Mit wahrem Behagen haben wir sie wieder einmal gelesen, die alten Bertramschen „Baltischen Skizzen", und uns an ihnen erfreut. Es sind doch die besten, die wir haben, alles so ganz echt an ihnen, der Ton und die Farbe, der köstliche Humor und dazwischen auch die lachende Satire. Es war ein sehr glücklicher Gedanke des Verlegers, sie aufs neue herauszugeben und durch die auch früher schon wenig bekannt gewordenen Skizzen aus den „Schülerjahren" zu vermehren; sie waren bereits recht selten geworden und von der jüngeren Generation werden vielleicht viele sie noch garnicht einmal kennen. Aber wir glauben, daß alle sie mit Vergnügen lesen werden. — Nur zwei kleine Bemerkungen möchten wir uns gestatten. Die beiden Sagen im Anhang hätten wegbleiben können; sie gehören nicht eigentlich dazu. Und ferner: auf dem Titelblatt wird uns eine „Lebensskizze" des Verf. angekündigt; es stellt sich aber heraus, daß damit bloß eine „biographische Notiz" von knapp neun Zeilen in der Einleitung gemeint ist. Das enttäuscht; eine „Notiz" ist eben doch keine „Lebensskizze". Man hätte hierbei recht wohl etwas ausführlicher sein dürfen.

FB.

Andr. Rostowzeff, Anton Tschechow und die „Dämmerungstrauer" seiner „müden" Menschen. Pbg., G. W. Malachowski. 1905. Preis 40 Kop.

Anton Tschechow, der kürzlich heimgegangene feine Novellist, hat auch in deutschen Leserkreisen die gebührende Beachtung gefunden, und gern wird darum das deutsche Publikum die interessante kleine Broschüre von Rostowzeff entgegennehmen, die dem Andenken des Frühverstorbenen gewidmet ist und dessen dichterische und menschliche Vorzüge ins hellste Licht setzt. Ein Künstlerlos, das nirgends auf der Welt beneidenswert ist, solange die Zuerkennung der Palme nur vom Beifall der großen Menge abhängig gemacht wird, ist in Rußland fast immer tragisch, weil hier die Verhältnisse dem aufstrebenden Talent noch feindlicher entgegentreten, als anderswo. Ein gleichgültiges Publikum, das seinen Tagesbedarf an Lektüre damit deckt, was die wenigen Zeitungen und Zeitschriften ihm zuzuführen belieben, der Zutritt zu diesen nicht von der Stärke des Talents abhängig, sondern von persönlichen Beziehungen zum Herausgeber oder irgend einem einflußreichen Mitarbeiter, die zu gewinnen oft nur auf Kosten einer entwürdigenden Selbsterniedrigung möglich ist, — das sind die Etappen, die der junge Schriftsteller zu bewältigen hat. Dazu, wenn alle diese Schwierigkeiten überstanden sind und das Werk endlich in einem Journal das Licht der Öffentlichkeit erblickt hat, — aus dem feindlichen Lager der Konkurrenz eine maßlos gehässige, unsachliche Kritik, die nur zu oft ihr sensibles Opfer zu Tode hetzt. Diesen Marterweg ist auch Tschechow sein Leben lang gewandelt, und als die Sonne des Ruhmes ihm endlich aufging, war er selbst ein „müder" Mensch geworden, für den der Tod seine Schrecken verloren hatte.

„Wenn unsre Stunde anbrechen sollte, werden wir ruhig sterben und dort, jenseits des Grabes, davon erzählen, daß wir gelitten, geweint, — daß wir es bitter hatten.“ (Onkel Wanja.)

Für einen Russen beherrscht Rostowzeff die deutsche Sprache vortrefflich. Sein Stil ist fließend, und die Ausdrucksweise, trotz der gehobenen Diktion, meist unanfechtbar. Nur hin und wieder fallen Wendungen auf, die ein Deutscher nicht gebrauchen würde. So läßt sich der nachstehende Satz kaum rechtfertigen: „. . . als die Sonne des Erfolges leuchtend über seinem Haupte *aufgegangen*, ist er von uns *gegangen* wie ein zaghafter Gast und schlichter Sänger, *von den wimmernden Lauten seiner gesprungenen Saite — überholt.*“ Auch Ausdrücke wie „serieuses“, „angeknarrt“, „dummerhaft“, „eine plumpe Liebe“, „ein reliefes Bild“ fallen dem Leser auf, allerdings nur, weil der fesselnde Inhalt die Aufmerksamkeit bis zuletzt in Spannung hält.

Heinr. Johannson.

Neuerschienene Bücher.

Hausrath, Adf., Luthers Leben. 2. Bd. Brln. 504 S. M. 7.
Peabody, Prof. Francis, Die Religion eines Gebildeten. Übers. von E. Müllenhoff. Giessen. 80 S. M. 1,50.
Unsre Kirchenliederdichter. Lebens- u. Charakterbilder. M. e. Einführung von W. Nelle. Hamb. 654 S. M. 8.
Rocholl, D. R., Wie kann d. luther. Kirche dem deutschen Volk erhalten werden? Vortrag. Lpz. 24 S. M. 0,50.
Kerler, A., Christl. Gedanken für die Suchenden unsrer Zeit. Gesammelt. Tübingen. 248 S. M. 2.
Jeremias, Alfr., Monotheistische Strömungen innerhalb der babylonischen Religion. Auf Grund e. Vortrages, geh. auf dem II. internationalen Kongress für Religionsgesch. zu Basel 1904. Lpz. 48 S. M. 0,80.
Die Schriften des Neuen Testaments, neu übers. u. für die Gegenwart erklärt v. Proff. DD. O. Baumgarten, W. Bousset, H. Gunkel u. and. (In 10 Lief.) Göttingen. 1. Lief. 128 S. M. 1.

Hasse, E., Deutsche Politik. I. Bd. Heimatpolitik. 1. Hft. Das Deutsche Reich als Nationalstaat. München. 146 S. M. 3.
Bauer, Dr. L., Der Zug nach der Stadt und die Stadterweiterung. Eine rassenhygienische Studie. Stuttg. 171 S. M. 3,50.

Bohusen, Jul., Wie ich wurde, was ich ward. Nebst and. Stücken aus dem Nachlass des Philosophen hrsg. von R. Louis. München. 274 S. M. 8.
Bölsche, W., Hinter der Weltstadt. Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur. Jena. 348 S. M. 5.
Nitobé, J., Bushido. Die Seele Japans. E. Darstellung des japanischen Geistes. Wien. M. 2,50.
v. Gleichen-Rußwurm, A., Keine Zeit und andre Betrachtungen. Stuttg. 244 S. M. 3.
Schwartz, Dr. H., Der moderne Materialismus als Weltanschauung und Geschichtsprinzip. 5 Vorträge. Lpz. 128 S. M. 2.
Dürkheim, Dr. J., Zur Psychologie des Geistes. Tier- und Menschengeist. Lpz. 153 S. M. 3.
Walther, Stadtpfr. Dr. Fr., Der Zusammenhang zwischen Verstandesentwicklung und Religion. Stuttg. 132 S. M. 2.
Hildebrandt, P., Das Spielzeug im Leben des Kindes. Brln. 421 S. mit 93 Abbild. M. 4,50.

Schrempf, Chr., Goethes Lebensanschauung in ihrer geschichtl. Entwicklung. 1. T.: Der junge Goethe. Stuttg. 196 S. M. 2,50.
Fulda, Ludw., Aus der Werkstatt. Studien u. Anregungen. Stuttg. 242 S. M. 3.
Hartmann, J., Schillers Jugendfreunde. Stuttg. 368 S. M. 4.
Kohut, Ad., Friedrich Schiller u. die Frauen. Oldenburg. 311 S. M. 3,50.
Kappstein, Th., Peter Rosegger. Ein Charakterbild. Stuttg. 334 S. M. 5.
Hilprecht, H. V., Die Ausgrabungen in Assyrien u. Babylonien. I. T. Bis zum Auftreten De Sarzecs. Lpz. 208 S. m. 50 Abbild. u. 1 Karte. M. 4.
Kettner, G., Lessings Dramen im Lichte ihrer u. unsrer Zeit. Brln. 511 S. M. 9.
Regener, Dr. E. A., Riccarda Huch. E. Studie. Lpz. 87 S. M. 1,80.

v. Schleinitz, Aus den Papieren der Familie. Mit e. Vorbemerk. von F. v. Zobeltitz. Brln. 407 S. M. 8.

Emerson, E. W., Ralph Waldo Emerson. Übertr. v. S. v. Harbou. Minden. 256 S. M. 3,50.

Lamprecht, Prof. Dr. K., Deutsche Geschichte. Der ganzen Reihe VII. Bd., 1. Hälfte, 2. Abt. Neuere Zeit. Zeitalter des individuellen Seelenlebens. Bd. III. 1. Hälfte. Freib. i. B. 396 S. M. 6.

Meyer-Benfey, Friedrich Naumann. Seine Entwicklung u. seine Bedeutung f. d. deutsche Bildung der Gegenwart. Göttingen. Vandenhoeck u. Ruprecht. 193 S. M. 2,40.

Steinhausen, G., Gesch. der deutschen Kultur. Lpz. 747 S. m. 205 Abbild. u. 22 Taf. Geb. M. 17.

Krupp, Fr. Alfr., und sein Werk. Braunschweig. 66 S. mit Abbild. und 6 farb. Taf. M. 3,50.

Hansen-Taylor, Marie, Aus zwei Weltteilen. Erinnerungen. Mit Bildn. v. Bayard Taylor u. Marie Hansen-Taylor. Stuttg. 226 S. M. 5.

v. Drygalski, E., Zum Kontinent des eisigen Südens. Deutsche Südpolarexpedition. Fahrten u. Forschungen des „Gauß" 1901—3. Brln. 668 S. m. 400 Abbild. u. 21 Taf. u. Karten. M. 18.

Nordenskjöld, O., J. G. Andersson, C. A. Larsen und C. Skottsberg, „Antarctic". Zwei Jahre in Schnee u. Eis am Südpol. Nach d. schwed. Orig. übertr. v. M. Mann. Brln. 2 Bde. 373 u. 411 S. m. 300 Abbild. u. 4 Karten. Geb. M. 12.

Kandt, Rich., Caput Nili. Eine empfindsame Reise zu den Quellen des Nils. Brln. 538 S. m. 12 Taf. u. 1 Karte. M. 8.

Biedenkapp, Dr. G., Bahnbrecher des Weltverkehrs. Brln. 242 S. M. 3.

Borchardt, A., Aus dem östlichen Hinterlande der Wolga. (= Berichte über Land- und Forstwirtschaft im Auslande. Mitgeteilt vom auswärtigen Amt. Stück 7.) Brln. 89 S. M. 2.

Oberländer, Im Lande des braunen Bären. Jagd- u. Reisebilder aus Rußland. 382 S. m. 137 Abbild. Geb. M. 16.

Pudor, Dr. H., Das landwirtschaftl. Genossenschaftswesen im Auslande. Bd. I: Das landwirtsch. Genossenschaftswesen in den skandinav. Ländern. Lpz. 153 S. M. 7,50.

Hirsch, Kunst- u. Gewerbesch.-Dir. A., Die Frau in der bildenden Kunst. Ein kunstgeschichtliches Hausbuch. Stuttg. 622 S. mit 330 Abbild. u. 12 Taf. Geb. M. 20.

Münsterberg, Osk., Japanische Kunstgeschichte. Bd. I. Braunschw. 136 S. mit 108 Abbild. u. 14 Taf. M. 9,75.

Cornelius, Peter, Literarische Werke. 1. Gesamtausgabe im Auftrage seiner Familie hrsg. Bd. I (Briefe, Tagebuchblätter, Gelegenheitsgedichte) und III (Aufsätze über Musik und Kunst). Lpz. 799 u. 251 S. M. 8 u. 4.

Versicherungs-Gesellschaft

„Rossija".

St. Petersburg, Morskaja Nr. 37.

Grund- und Reservekapitalien über 49,000,000 Rbl.

Die Gesellschaft schließt zu vorteilhaften Bedingungen:

Lebens-Versicherungen, d. h. Versicherungen von Kapitalien und Renten zur Sicherstellung der Familie und des eigenen Alters;

Unfall-Versicherungen einzelner Personen, Kollektiv-Versicherungen von Beamten und Arbeitern auf Fabriken und Passagier-Versicherungen;

Feuer-Versicherungen aller Art beweglichen und unbeweglichen Eigentums;

Transport-Versicherungen von See-, Fluß- und Landtransporten, sowie von Schiffskörpern;

Glas-Versicherungen gegen Beschädigung durch Bruch und Zerspringen.

Nähere Auskünfte werden erteilt und gedruckte **Antragsformulare** verabfolgt durch das Hauptkomptoir in **St. Petersburg (Morskaja, eigenes Haus, Nr. 37),** durch die **Filiale der Gesellschaft in Riga (Theaterboul. Nr. 8)** sowie durch die **Platzagenturen.**

Versicherungs-Billette zu Passagier-Versicherungen auf Eisenbahnen und Dampfschiffe werden auch auf den **Eisenbahnstationen und den Landungsplätzen der Dampfschiffe** verabfolgt.

„Rigaer Tageblatt“.

Verlag der

Buchdruckerei des „Rigaer Tageblatt“

(Paul Kerkovius).

Domplatz Nr. 5, Riga, Domplatz Nr. 5.

Das „Rigaer Tageblatt“ erscheint täglich **Morgens**, **mit Ausnahme** der auf Sonn- und hohe Festtage folgenden Tage.

Es erfreut sich als einziges politisches Morgenblatt weitester Verbreitung und ist ein in kommerziellen, industriellen und gewerblichen Kreisen bevorzugtes Insertionsorgan.

Reichhaltiges **Feuilleton**. Gediegene **Romane**. — Sonntags „Feuilleton-Beilage“ mit **Schachrubrik**. Zweimal monatlich eine **„Musikalische Beilage“**. — **Original-Correspondenzen** aus Berlin, Wien, Paris und London. — Rubrik für **Handel und Industrie.**

Der Abonnementspreis beträgt:

in Riga mit Zustellung zu den Ausgabestellen: Rbl.		in Riga mit Zusendung in's Haus: Rbl.		über die Post: Rbl.		für das Ausland bei täglicher Zusendung unter Kreuzband: Rbl.	
jährlich	7.—	jährlich	9.—	jährlich	9.—	jährlich	14.—
halbjährlich ..	3.85	halbjährlich ..	4.80	halbjährlich ..	5.—	halbjährlich ..	7.50
vierteljährlich	2.—	vierteljährlich .	2.50	vierteljährlich .	2.50	vierteljährlich.	3.75
monatlich	—.75	monatlich	1.—	monatlich	1.—	monatlich	1.25

Bei Bestellung durch die deutsch. Postämter 6 Mark 75 Pfennig vierteljährlich

Insertionspreis für das Inland:

Per 1spaltige Petitzeile oder deren Raum 10 Kop., im Reclametheil 20 Kop. und an der Spitze des Blattes 30 Kop.

„Rigasche Hausfrauen-Zeitung“.

Verlag der **Buchdruckerei des „Rigaer Tageblatt“.**

(Paul Kerkovius).

Redigirt von Frau **M. v. Redelien.**

Einzige deutsche Frauen-Zeitung in Rußland. — Erscheint jeden Freitag.

Abonnementspreis:

in Riga: jährlich 2 Rbl., halbjährlich 1 Rbl. 25 Kop., vierteljährlich 70 Kop.
über die Post: „ 3 „ „ 1 „ 75 „ „ 1 Rbl

Bestellungen auf **Abonnements** und **Inserate** sind an die **Expedition** des „Rigaer Tageblatt“ resp. an die **Expedition** der **„Rigaschen Hausfrauen-Zeitung“** zu richten. Außerdem nehmen auch alle Buchhandlungen und Annoncen-Expedi entgegen.

Die Photochemigraphische Kunstanstalt des „Rigaer
Autotypien und Hochätzungen in Kupfer und Z
drucke 2c. **in anerkannt saubersten Ausführung.**

Digitized by Google

Januar 1904.

Beilage

zur

Baltischen Monatsschrift.

Baltische Chronik

1903/1904.

Grand Prix.

Höchste Auszeichnung auf der Rigaer Jubiläums-Ausstellung.

F. Tresselt,

Pianoforte-Fabrik, Riga

empfiehlt

Flügel und Pianinos

nach dem neuesten System

in allen modernen Stilarten und Hölzern.

Telephon 609.

Englisches Magazin

J. Redlich, Riga.

Gegründet 1857.

Abteilung für Stahlwaren.

Sämtliches Handwerkzeug für alle Gewerbe.
Fabrik-Bedarfs-Artikel.
Bau-Beschläge.
Ventilations-Dauerbrand-Öfen.

Gartengeräte und **Gartenmöbel.**
Bienenzucht-Artikel.
Metall-Grabkränze.
Transportable Sparkochherde.

Küchen- und Wirtschafts-Einrichtungen.

Das Lager ist stets assortiert in Neuheiten für Haus und Küche.

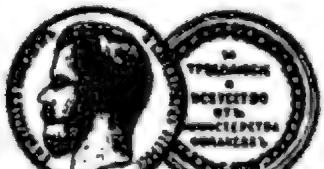
Eiserne Betten und **Matratzen.**
Waschtische und **Waschgarnituren.**
Kinderwagen und **Kinderstühle.**
Plättöfen und **Waschmangen.**
Petroleum-Heizöfen.

Reinnickel-Kochgeschirr aus der Fabrik Arthur Krupp.
Feuerfeste Porzellan-Tongeschirre.
Nickel-Kaffeeservice und **Kaffeemaschinen.**
Teemaschinen und **Zubehör.**

Sport-Artikel.

Rennwölfe. Schneeschuhe, sowie sämtliche Artikel für den Wintersport.
Lawn-tennis — Ping-Pong — Croquet — Golf.
Fischerei-Geräte. Turn-Geräte. Revolver und **Jagd-Zubehör.**
Schlag- und **Stoß-Rapiere** und **Fechtzeug.**

Spezial-Abteilung u. eigene Werkstätte f. Musik-Instrumente.

Prämiiert Riga 1901 mit der  Silbernen Staatsmedaille.

Solo-Instrumente

für
Schule und **Haus.**

Reichhaltiges Lager

in alten eingespielten
Geigen, Bratschen, Cellis.

Neubau
von
Streich- und **Blas-Instrumenten.**

Kunstgerechte Reparat.
an **Geigen** u. all. **Streich-Instrumenten,** allen **Blas-** u. **Schlag-Instrumenten,** allen **mechanisch. Instrumenten.**

Depot der Grammophone-Company.

Alle mechanischen Musik-Instrumente. Kinder-Musik-Instrumente.
Akkordeons. Mundharmonikas.

Musik-Preiskurante gratis und franko.

Baltische Chronik.

September 1903 — September 1904.

1. September. Riga. Auf Veranlassung des Ministeriums des Innern sind den Stadtverordneten vom Stadtamt Fragebogen zugegangen, zur Beantwortung folgender Fragen: Glaubensbekenntnis, Stand, Titel oder Rang, Bildungsgang, Alter, Vermögen (Nettorevenüen des Immobils), ob und wann früher Stadtverordneter gewesen, seit wann in Riga wohnhaft oder ob hier geboren, ob er ein städtisches, ständisches oder landschaftliches Wahlamt bekleidet. — Diese Enquete wird mit der geplanten, für Petersburg bereits durchgeführten Kommunalwahlreform in Verbindung gebracht. („Rig. Tgbl.")

3. September. Die Gemeinden Tammenhof und Randen im Jurjewschen (Dörptschen) Kreise sind zu einer verschmolzen worden. (Balt. Chr. I. 151).

3. September. Reval. Das Stadthaupt macht der Stadtverordnetenversammlung die bemerkenswerte Mitteilung, daß die durch den Tod eines Stadtverordneten entstandene Lücke in der Stadtverordnetenversammlung nicht ausgefüllt werden kann, da die beiden in Frage kommenden Ersatzmänner Heil und Kärp es abgelehnt haben, dieser Stadtverordnetenversammlung beizutreten.

4.—9. September. Mitau. Kurländische Provinzialsynode unter Leitung des Generalsuperintendenten D. Panck, der den Jahresbericht über das äußere und innere Kirchenwesen im kurländischen Konsistorialbezirke erstattete. Ferner referierte P. Grüner-Salgaln über die Kurse für innere Mission, die im Juni des Jahres in der Anstalt Thabor bei Mitau von Pastor Oehlkers aus Deutschland für ca. 60 livländische und kurländische Pastoren gehalten hatte; Propst H. Seesemann hielt einen Vortrag über den Missionsbefehl und die Einsetzung der heiligen Taufe, P. Bernewitz-Neuenburg über den Reli-

gionsunterricht und dessen Programme, P. Dr. A. Bielenstein sprach über Aufgaben und Ziele der lettisch-literarischen Gesellschaft. Über die Konfirmation und die gegenwärtige Konfirmationspraxis handelte P. Kluge-Libau, Propst Gläser über die Konfirmation der Taubstummen. Die Debatten über diese Vorträge, die Erledigung von geschäftlichen Fragen usw., nahm die übrige Zeit der Synode in Anspruch.

5. September. Reval. Ausstellung des Estländischen Gartenbauvereins, die auch aus Livland reichlich beschickt ist und namentlich eine Vereinigung der verschiedenen baltischen Gartenbauvereine zur Entwicklung des Obstbaus anzubahnen verspricht. Die Gründung eines gemeinsamen fachmännischen Preßorgans wird ins Auge gefaßt.

6. September. Beim Volksschullehrerseminar in Wolmar soll ein Versuchsfeld angelegt werden, um die Zöglinge mit der landwirtschaftlichen Praxis bekannt zu machen. Die Leitung des landwirtschaftlichen Unterrichts ist einem Russen Kalinkinski, Absolventen des Nowo-Alexandriaschen landwirtschaftlichen Instituts übertragen worden. („Düna-Ztg.")

7. September. Professor Dr. Friedrich Bienemann † in Straßburg i. E., 65 J. alt.

8. September. Wenden. Für eine öffentliche Bibliothek, die auf Anregung der hiesigen russischen Intelligenz aus Privatmitteln gegründet worden ist und statutenmäßig Bücher in russischer, deutscher, lettischer u. a. Sprachen anzuschaffen hat, war auf wiederholtes nachdrückliches Ansuchen eine Subvention von 150 Rbl. jährlich aus Stadtmitteln bewilligt worden. Es stellt sich nun heraus, das von der Verwaltung im Laufe eines Jahres nur 3—4 deutsche und ein lettisches Buch angeschafft worden sind. („Rig. Rundschau".)

8. September. Reval. Im estländischen landwirtschaftlichen Verein hält Ernst v. Samson einen Vortrag über die in Dänemark und Schweden mit bestem Erfolge eingerichteten Kontrollvereine für Milchvieh und regt ihre Einführung in den baltischen Provinzen an. Der estländische Verein betraut eine Kommission mit der Bearbeitung dieser vielversprechenden Neuerung.

8.—10. September. Reval. Sitzungen des Ritterschaftlichen Ausschusses. U. a. wird eine nichtoffizielle Edition der estländischen Bauerverordnung in Aussicht genommen und die Bearbeitung des Materials dem Sekretär der Landsteuerkommission v. Bodisco übertragen. — Ein Kommissionsentwurf von Regeln für die Beförderung von Passagieren und Estafetten auf den Poststationen Estlands wird approbiert und soll zur Bestätigung vorgestellt werden.

Der Ritterschaftshauptmann wird vom Ausschuß ersucht, durch die Kreisdeputierten und Kirchenvorsteher Daten über die im laufenden Jahre auf dem flachen Lande vorgekommenen Vergehen gegen das Eigentum und die öffentliche Sicherheit einsammeln zu lassen und dem Gouverneur die Organisation von außerordentlichen Sicherheitsmaßregeln sowie eine Kontrolle über den Verkauf von Schußwaffen in Vorschlag zu bringen. Für die Durchführung dieser Maßregeln wird dem Ritterschaftshauptmann ein diskretionärer Kredit aus der Ritterkasse eröffnet.

Die Presse berichtet unausgesetzt von Raub und Diebstählen auf dem Lande. — Der Wesenbergsche Kreischef erläßt ein Rundschreiben an die Gemeindeältesten, in dem ihnen vorgeschrieben wird, Räuber und Brandstifter, die in den Wäldern hausen, eventuell durch Treibjagden einzufangen. Die Pferdebesitzer sind zu verpflichten, ihre Pferde nachts nicht ohne Aufsicht zu lassen, in den Dörfern haben Nachtwächter zu patrouillieren, Landstreicher sind sofort der Polizei zu überweisen. Saumselige Gemeindeälteste sollen keine Medaillen bekommen, eifrigen werden Geldbelohnungen zuerkannt werden. — Diese Anordnungen helfen nicht viel, da nach Angabe estnischer Blätter die Furcht vor der Rache der Verbrecher groß und verbreitet ist.

8. September. Libau. Dem R. Nehring und dem Zahnarzt Naphtal Aronstam ist am 12. August die Herausgabe eines „Libauer Sonntagsblattes“ konzessioniert worden. Programm: Nachrichten über Kunst und Wissenschaft, Feuilleton, Lokales und Korrespondenzen, Bekanntmachungen. („Reg.-Anz.“)

11. September. Nach den Manövern in Siedlce begeben sich Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin Alexandra Feodorowna mit Ihren Kindern von Skiernewice nach Darmstadt.

13. September. Libau. Der Großfürst-Thronfolger trifft in der Stadt ein und begibt sich sofort zu Schiff weiter nach Kopenhagen.

13. Sept. Frauenburg. Die Stadtdeputierten wählen an Stelle des vom Gouverneur am Anfang des Jahres zum Stadtältesten ernannten Kapeller, für diesen Posten J. Wizinsky, der im Amt bestätigt wird, nachdem der Gouverneur den Rücktritt Kapellers auf dessen Gesuch genehmigt hat.

14. Sept. Der „Rish. Westn." klagte dieser Tage über die klägliche materielle Lage der orthodoxen russischen Kirchenschule und ihrer Lehrer im Gebiet. Der „Postimees" bemerkt zu seinem Referat über diesen Gegenstand lakonisch: „Wir wollen von einem derartigen Artikel nicht weiter reden. Es sei nur bemerkt, daß es sich nicht lohnen würde, über die materielle Ausstattung der russischen orthodoxen Schulen zu klagen, denn sie werden errichtet und werden unterhalten von der Krone." (Nordlivl. Ztg.)

15. September. Die „Rigasche Eparchialzeitung" gibt die Zahl der Übertritte von der lutherischen Kirche zur Prawoslawije im Jahre 1902 für Livland auf 385 an (139 Männer und 246 Frauen); in der ganzen Rigaschen Eparchie seien in demselben Jahre 652 Lutheraner zur Prawoslawije übergetreten. Im Jahre 1901 seien übergetreten in Livland 171 Personen männlichen und 299 weiblichen Geschlechts, zusammen 470, und in der ganzen Eparchie 714 Personen. Der Durchschnitt für beide Jahre (428) sei für Livland als die niedrigste Durchschnittsziffer der Übertritte während des letzten Jahrzehnts anzusehen (s. Balt. Chr. 1903 Juli 17.)

17. September. S. M. der Kaiser weilt als Gast des Kaisers von Österreich in Wien und Schönbrunn, von wo sich die Monarchen zur Jagd nach Mürzsteg begeben. Am 20. reist der Kaiser nach Darmstadt zurück.

17. Sept. Oberpahlen. Mißhelligkeiten mit einem Beamten, der sich plötzlich als Vorgesetzten des Ortsältesten entdeckt hat, veranlassen diesen, den Apotheker Leo Naritz, seinen Abschied vom Ehrenamt als Vorsteher des Fleckens zu nehmen, nachdem Oberpahlen in den 19 Jahren seiner Verwaltung eine bemerkenswerte Entwicklung vor sich gebracht hat. Seiner Initiative verdankt der Ort eine Feuerwehr, Straßenpflasterung und Beleuchtung und ein städtisches Schlachthaus, in jungen Jahren hat er sich schon an der Gründung des deutschen Bürgerklubs beteiligt — kurzum den Aufschwung Oberpahlens in kommunaler und sozialer Beziehung angeregt und mit Rat und Tat gefördert. So durfte er die Einwohner des

Orts im Jahre 1897 veranlassen, um die Verleihung von Stadtrechten an Oberpahlen zu petitionieren, welches Gesuch vom Gouverneur Ssurowzew befürwortet wurde; die definitive Entscheidung steht noch aus. — Auch das Polizeiwesen war von Naritz im J. 1897 dahin geregelt worden, daß ein Landpolizist speziell für den Ort auf Kosten der Einwohner angestellt wurde. Diese Einrichtung hat sich allerdings nicht aufrecht erhalten lassen, da der gegenwärtige hiesige Kreischefsgehilfe für gut befunden hat, die Verwendung dieses Polizisten für Ortszwecke, als Marktaufseher, zu verbieten, worauf die Einwohner ihre freiwilligen Zahlungen für ihn gekündigt haben.

Der von der Gouvernementsregierung eingesetzte Nachfolger Naritz' hat bereits nach 3tägiger Amtsführung seinen Abschied genommen und niemand im Ort soll gewillt sein das Ehrenamt unter obwaltenden Umständen anzunehmen. („Nordl. Ztg.")

18. Sept. Der „Fell. Anz." berichtet, daß die hiesige Kreispolizei an eine mit dem Lehrerinnenzeugnis versehene junge Dame, die Privatstunden und Nachhilfeunterricht erteilt, das Ansinnen gestellt habe, sie möge sich schriftlich verpflichten, ohne Genehmigung der „Lehrobrigkeit" fernerhin keinerlei Unterricht zu erteilen. — Die Vorladung in solchen Dingen gehört, wie der „Fell. Anz." richtig bemerkt, eigentlich nicht zu den Kompetenzen der Kreispolizei.

18. Sept. In Kemmern wird eine zweiklassige Ministeriumsschule eröffnet.

18. Sept. Jurjew (Dorpat). Die Stadtverordnetenversammlung lehnt den Antrag Tönissons ab, der Treffnerschen Privatschule eine jährliche Subvention von 500 Rbl. zu gewähren, doch wird Treffner zur Tilgung von Immobiliensteuerrückständen eine einmalige Unterstützung von fast 400 Rbl. gewährt.

19. Sept. Jurjew (Dorpat). Ein Verein „Friedheim" konstituiert sich nach obrigkeitlicher Bestätigung und übernimmt die Weiterführung einer gleichnamigen Heimstätte für unbemittelte und kranke Frauen aus den gebildeten Ständen, die vor 25 Jahren von einer privaten Vereinigung von Damen und Herrn ins

Leben gerufen und als Filiale des „Hilfsvereins" allmählich so weit gebracht worden ist, daß sie jetzt in einem eigenen Steinhause 32 Damen beherbergt.

20. Sept. Einer Deputation der Verwaltung der Kommerzschule des Rigaer Börsenvereins wird vom Verweser des Finanzministeriums eröffnet, daß die Frage des Überganges der Kommerzschulen in ein anderes Ressort fürs erste noch offen bleibe.

Seit dem Rücktritt des Finanzministers Witte wird die Ausscheidung verschiedener Verwaltungszweige aus dem Finanzministerium des öfteren in der Presse diskutiert. Es wurde dabei auch die Vermutung ausgesprochen, daß die Schulen einem neu zu schaffenden und mit der Verwaltung der Handelsschiffahrt und der Häfen verbundenen Handelsministerium unterstellt werden würden.

20. Sept. Zum Vizegouverneur von Kurland wird der Kapitän im Preobrashenskischen Leibgarderegiment Ismail Wladimirowitsch Korostowetz ernannt unter Zuzählung zur Gardeinfanterie und Umbenennung zum Oberstleutnant. Er tritt sein neues Amt in Mitau am 30. September an.

20. Sept. In Windau werden einige Klassen eines Mädchengymnasiums eröffnet.

20. Sept. In Wenden findet eine Versammlung der Gemeindeschreiber des lettischen Teiles von Livland statt, die von 84 Teilnehmern besucht ist. Unter dem Vorsitz des Waidauschen Gemeindeschreibers Berg wurden die Statuten einer gegenseitigen Unterstützungskasse beraten. Die Mehrheit entschied sich für die Statuierung einer obligatorischen Mitgliedschaft und beschloß um Bestätigung eines in diesem Sinne gehaltenen Statuts nachzusuchen, das sich auf die Kreise Riga, Wolmar, Wenden und Walk beziehen soll.

20.—25. Sept. In Riga findet der II. Kongreß russischer Gartenbauer statt, bei dem die Rigasche Abteilung der Kais. russ. Gartenbaugesellschaft, der hauptsächlich Letten angehören, die Honneurs macht. Präsident des Kongresses ist Professor Gobi aus Petersburg. Der Kongreß, der nicht sehr zahlreich besucht ist, ca. 50 Teilnehmer, beschäftigt sich, abgesehen von einigen Vorträgen, mit der Besichtigung der Rigaschen Gärtnereien und der im Wöhrmannschen Park veranstalteten Gartenbauausstellung.

23. Sept. In Walk gelangt vor einer auswärtigen Sitzung der Kriminalabteilung des Rigaschen Bezirksgerichts hinter geschlossenen Türen ein Kriminalprozeß gegen den früheren Pastor Ad. Plamsch zu Marienburg zur Verhandlung. Die Anklage stützte sich auf Art. 192 und 194 des Strafgesetzbuches -- Konfirmation und Annahme zum Abendmahl einer von der orthodoxen Kirche reklamierten Person. Pastor Plamsch wurde zur Remotion vom Amt verurteilt, das Urteil wird aber durch ein gleichlautendes vom 17. Okt. 1902 absorbiert.

23. Sept. Walk. Stadtverordnetenversammlung. Während jeder Stadtverordnete den neuen Marktplatz bei seinem Immobil haben will (s. Balt. Chr. 1903 Mai 23), protestiert jetzt wieder jeder Vertreter des gemeinen Wohles dagegen, daß die öffentliche Retirade, deren Bau bereits beschlossen und vergeben worden ist, in der Nähe seines Hauses errichtet werde, was sehr begreiflich erscheint, da eine Retirade ohne Wasserleitung und Kanalisation die ganze Umgegend verpesten muß. Eine Einigung läßt sich nicht erzielen und es kommt zu dem Verlegenheitsbeschluß, dem Stadtamt die Bestimmung des Platzes zu überlassen.

24. Sept. Riga. Nach dem Rechenschaftsbericht des Theaterkomitees der Großen Gilde beträgt das Defizit des Stadttheaters pro 1902/3 30,364 Rbl. und die Garanten werden zu seiner Deckung mit 72 pCt. ihrer Garantiezeichnungen herangezogen. Seit der Saison 1894/95, wo die Reichstrauer einen großen Ausfall der Einnahmen verursachte, hat das Defizit eine derartige Höhe nicht erreicht; in den beiden Vorjahren betrug es nach einander 12,000 und 22,000. Rbl.

Im Hinblick auf dieses finanzielle Resultat des deutschen Theaters und auf einen günstigen Kassaabschluß, den das russische Theater publiziert, registriert „Ein Bürger Rigas" in der „Düna-Ztg." folgende russischen Preßstimmen:

Die „Nowoje Wremja" schreibt: „Die russische Bevölkerung Rigas allein konnte dem russischen Theater natürlich nicht so große Einnahmen bringen; das Theater wurde aber eifrig auch von den andern Einwohnern Rigas besucht. Dieses Faktum ist besonders erfreulich und bedeutsam, da es vom Wachstum des russischen kulturellen Einflusses in Riga Zeugnis ablegt."

Die „Moskowskija Wedomosti" schreiben über dasselbe Thema: „In der verflossenen Saison bestanden die Besucher zur Hälfte aus Deutschen, Letten, Hebräern, Polen; von den Deutschen waren es natürlich nicht die sogenannten Literaten."

Daß das russische Theater „reichlich" von Deutschen besucht worden ist, läßt sich nach diesen tendenziösen Preßstimmen nicht als festgestellt ansehen; eine im alten Riga sehr versierte Persönlichkeit, die ex officio das russische Theater zu besuchen hat, behauptet sogar, daß sie dort nie ein „bekanntes Gesicht" gesehen habe; es darf auch nicht außer acht gelassen werden, daß beide Theater mit einem quantitativ und qualitativ sehr verschiedenen Personal arbeiten, -- und dennoch ist die Mahnung des „Bürgers Rigas" sehr am Platz: „Aus vieler Munde ist in letzter Zeit der Ausspruch gehört worden: Kunst ist international. Dieser Ausspruch ist eine Phrase. International ist der abstrakte Verstand und was aus ihm hervorgeht, z. B. Logarithmen, Logik, Mechanik. National ist die Empfindung, denn sie quillt aus dem Blut und aus der Rasse. Die Kunst, als Ausdruck und Niederschlag des Empfindungslebens, ist das nationalste, was es gibt. Aber freilich, Blut und Farbe sind nicht jedermanns Sache."

25. Sept. Die Redaktion des „Rishski Westnik" wird mit Genehmigung der Oberpreßverwaltung dem erbl. Ehrenbürger Iwan Isidorowitsch Wyssotzki übertragen.

25. Sept. In dem bekannten Kriminalprozeß des Herrn v. Stryk-Tignitz gegen den Sakala-Redakteur Ado Peet wegen Verleumdung (der Kläger war in der „Sakala" der Anwendung eines zwiefachen Zollmaßes bei der Anfuhr und beim Verkauf von Balken bezichtigt worden) wurde das für Peet auf 1½ Monate lautende Urteil des Rigaschen Bezirksgerichts vom St. Petersburger Appellhof bestätigt, vom Senat aber kassiert. Am 21. August ist Peet, wie die „Sakala" mitteilt, nach einer neuen Verhandlung vom Appellhof auf Grund des Art. 771 Pkt. 1 der Krim. Proz.-Ordnung freigesprochen worden.

25. Sept. In Riga finden unter dem Vorsitz des Volksschulendirektors Wiljew, in besonders wichtigen Fragen unter der Leitung des Kurators, Konferenzen in Volksschulangelegenheiten statt, an denen 4 Inspektoren aus Livland und je einer aus Kurland und Estland teilnehmen. Hauptsächlich wird das Programm der Volksschulen einer Durchsicht unterzogen, wobei für notwendig erkannt wird, den Kursus der Volksschule auf dem Lande bis auf 4 Winter und den der Elementarschule in den Städten bis auf 4 Jahre zu ver-

Februar 1904.

Beilage
zur
Baltischen Monatsschrift.

Baltische Chronik
1903/1904.

→ Grand Prix. ←
Höchste Auszeichnung auf der Rigaer Jubiläums-Ausstellung.

F. Tresselt,
Pianoforte-Fabrik, Riga
empfiehlt
Flügel und Pianinos
nach dem neuesten System
in allen modernen Stilarten und Hölzern.
Telephon 609.

längern, da man nur dann einigen Nutzen von dem Unterricht der fremdstämmigen Kinder in russischer Sprache erwarten könne. Um die Reichssprache den fremdstämmigen Kindern beibringen zu können, sollen die Programme in einigen Stücken gekürzt werden und nur das Allernotwendigste berücksichtigt werden. — Die Unterrichtserfolge in den lutherischen Gemeindeschulen ferner sollen so weit gesteigert werden, daß die Kinder aus ihnen in die dritte Klasse der drei- und vierklassigen Stadtschulen übergehen können. — Die Ausarbeitung der neuen Programme wird den Teilnehmern der Konferenz aufgetragen. („Rish. Westn.")

27. Sept. Darüber, daß die deutsche Sprache in den Konsistorien, auf Synoden und in Kirchenkonventen der lutherischen Kirche die offizielle ist, beklagt sich die „Rig. Aw." und plaidiert für Gleichberechtigung des Estnischen und Lettischen mit dem Deutschen. — Dieses Gegenstandes bemächtigt sich der „Rish. Westn." und findet das Verlangen des lettischen Blattes „äußerst natürlich und gerecht", fügt aber hinzu: „Unsres Erachtens wäre es am allergerechtesten, wenn man ohne unnütze Übergänge, zugleich mit einer Reorganisation der allgemeinen Struktur der veralteten Kirchenadministration es den Konsistorien und Gemeinden zur Pflicht machen würde, ihre ganze offizielle Korrespondenz und ihre Bücher in derjenigen Sprache zu führen, die schon sowohl in der Volksmasse als auch in allen Regierungs- und kommunalen Institutionen des Gebiets eine weite Anwendung findet, d. h. in der Reichssprache."

Die Kirchenbücher müssen bereits russisch geführt werden, ebenso die Korrespondenz mit Kronsbehörden, — eine weitere Ausdehnung der Anwendung der russischen Sprache im geschäftlichen und internen Verkehr der lutherischen Kirche ist nie von der Regierung intendiert worden; wie wenig begründet oder gar notwendig eine solche Ausdehnung wäre, entgeht wohl nur dem allerunwissendsten — oder allerungerechtesten „Rish. Westn.".

28. Sept. Im Blödenheim Marienhof bei Fellin wird ein neuerrichtetes steinernes Frauenhaus für 55 Pfleglinge durch den Generalsuperintendenten Oehrn geweiht. Die Anstalt ist dadurch in die Lage versetzt 100 männliche und weibliche Pfleglinge zu beherbergen. Die Mittel zum Bau sind überraschend schnell durch reiche Gaben der Gönner der Anstalt zusammengekommen. Als vor Jahresfrist der Bau, der auf 17,000 Rbl. veranschlagt worden war, beschlossen wurde, standen 3000 Rbl. für ihn zur Verfügung; nach seiner nunmehrigen Vollendung verbleibt dem Institut Marienhof nach

Bestreitung aller Bau- und Einrichtungskosten aus den Spenden für das Frauenhaus noch ein Kapital von 7000 Rbl., dessen Zinsen reiche Früchte tragen dürften.

28. Sept. Die Kürzung des Programms für die Ausarbeitung der Materialien der allgemeinen Volkszählung vom J. 1897, von der gerüchtweise bereits die Rede gewesen war, bewahrheitet sich. In den eben — nach mehr als 6 Jahren — erscheinenden Lieferungen über die Gouvernements Pensa und Kaluga wird mitgeteilt, daß die im Januar 1902 niedergesetzte besondere Kommission befunden hat, das vom statistischen Zentralkomitee ausgearbeitete Programm sei im Verhältnis zu den für die Volkszählung angewiesenen Mitteln zu umfangreich. Die Kommission hat es daher gekürzt und 52 Tabellen entworfen, nach denen das Material nun bearbeitet wird. Es werden nun keine Unterschiede zwischen ständig und zeitweilig anwesenden Personen, zwischen russischen und ausländischen Untertanen gemacht werden, usw.

Da die ganze Zählung jetzt nur noch einen stark reduzierten Wert hat, ist diese Anordnung wohl auch das beste, was geschehen konnte.

28. Sept. Mit der Aufsicht über den Geschichtsunterricht in sämmtlichen mittleren Lehranstalten des Rigaschen Lehrbezirks wird ein Professor Jassinski von der Jurjewschen Universität beauftragt.

29. Sept. Windau. Der Kurator des Lehrbezirks hat auf die Bitte vieler Einwohner der Stadt um seine Verwendung für Weiterbewilligung der Subvention an die einzige Privatknabenschule in Windau (Balt. Chr. 1903 Juli 1) geantwortet, es stehe nicht in seiner Macht der Stadtverordnetenversammlung die Weiterzahlung der Subvention aufzuerlegen, er verspricht aber die Eröffnung einer Realschule im nächsten Jahr.

30. Sept. Riga. Das Akzisceressort beabsichtigt die Zahl der Konzessionen von Trakteuranstalten mit dem Recht zum Verkauf von starken Getränken um 13 zu vermehren und die Zahl der Bierbuden dementsprechend zu verringern, da die ersteren für eine so volkreiche Stadt wie Riga zu wenig zahlreich seien. (Rig. Tagebl.)

30. Sept. Die Festung Libau ist auf einen Beschluß des Militärkonseils vom 6. März 1903 aus einer zweitklassigen zu einer Festung ersten Ranges erhoben worden. (Gesetzsammlung.)

1. Oktober. In St. Petersburg findet die Jahresversammlung der Baltischen Bratstwo statt unter dem Vorsitz des Vizepräsidenten Geheimrats Jewreinow. Nach seinem Bericht

beträgt die orthodoxe Bevölkerung der Rigaschen Eparchie 278,000 Seelen und hat sich gegen das Vorjahr um 1500 vermehrt. Sie verteilt sich auf 198 Kirchspiele, von denen 25 rein russisch sind, 32 russisch-lettisch oder russisch-estnisch, 50 lettisch und 90 estnisch, — ein Kirchspiel, das auf der Insel Worms, ist schwedisch. Die Zahl der griechisch-orthodoxen Kirchen beläuft sich auf 249, die von 243 Priestern, 32 etatmäßigen Diakonen und 390 Psalmensängern bedient werden. Die Priester erhalten 1300 Rbl., die Diakone je 550 Rbl., die Psalmensänger je 250—300 Rbl. jährlich; außerdem nutzt die Geistlichkeit Landstücke verschiedener Größe und hat an vielen Stellen freie Wohnung. „Dafür sind aber auch die Aufgaben der hiesigen Geistlichkeit besonders schwierig: sie muß außer dem Gottesdienst in der Kirche sich auf der Höhe geistlicher Bildung halten, auf einer Stufe mit der gebildeten andersgläubigen Geistlichkeit, und unmittelbaren Anteil am Volksschulunterricht nehmen." — Im Besitz der Bratstwo befanden sich am 1. Jan. 1902 236,547 Rbl.; im Laufe des Jahres kamen hinzu 18,327 Rbl. und wurden ausgegeben 16,215 Rbl., so daß zum 1. Jan. 1903 238,659 Rbl. verblieben.

Die Lage der griechisch-orthodoxen Bevölkerung im Gebiet glaubt Herr Jewreinow folgendermaßen schildern zu können: „Unsre fremdstämmigen Glaubensgenossen sind hier landlose Bauern. Bei der größten Arbeitsamkeit können sie sich mehr oder weniger erträglich nur außerhalb der Grenzen des baltischen Gebiets einrichten, denn hier sind die Gutsbesitzer Lutheraner und sie geben ihr Land lieber ihren Glaubensgenossen zur Bearbeitung; den Orthodoxen bleibt daher nichts übrig als Tagelöhnerei und Wandergewerbe. Rings um sie aber breitet sich bei den Andersgläubigen eine von altersher konsolidierte behaglichere Existenz aus." — Die Quellen für diese Schilderung gibt Herr Jewreinow nicht an.

Eingehend berichtet der Vorsitzende über den Bau des estnischen Hospizes in Petersburg, der rüstig fortgeschritten sei.

2. Okt. Vor dem Bezirksgericht in Riga wird der Prozeß gegen die Marienburgschen Brandstifter Sahlit, Wijup und Strads verhandelt. Den Vorsitz nimmt der Vizepräsident des Bezirksgerichts, Lebedinski, ein, als Richter fungieren ferner die Glieder desselben Gerichts, Kudrjawzew und Anissimow. Die Anklage vertritt der Prokureur Hesse.

Die Anklageschrift legt den Sachverhalt ungefähr folgendermaßen dar: Im Frühjahr 1902 war der Pastor des Marienburgschen Kirchspiels im Walkschen Kreise, Adolf Plamsch, durch gerichtliches Urteil auf 3 Jahre vom Amt entfernt worden. Nach seinem Abgang erwartete die Gemeinde, daß der Besitzer von Schloß Marienburg, Baron Konrad v. Vietinghoff-Scheel, sein Patronatsrecht nicht in vollem Umfang ausnutzen, sondern auch nach der Meinung der Konventsdelegierten fragen werde. Indessen berief Baron Vietinghoff im Juli ohne Besprechung mit den Konventsdelegierten den Pastor J. Walter aus Ermes zum Prediger in Marienburg und forderte ihn auf, seine Präentationspredigt zu halten. Damit war die lettische Gemeinde nicht zufrieden und eine beträchtliche Zahl von Gemeindegliedern verließ, als Pastor Walter am Tage der Präsentationspredigt am Altar erschien, demonstrativ die Kirche. Zu solchem Vorgehen war durch Anschläge an den Wegen zur Kirche aufgefordert worden. Weitere Störungen des Gottesdienstes fielen nicht vor. Nach dem Gottesdienst fragte Baron Vietinghoff die Delegierten, ob sie triftige Gründe gegen die Persönlichkeit P. Walters anführen könnten. Da das von ihnen Vorgebrachte Baron Vietinghoff unwesentlich erschien, stellte er Pastor Walter zur Bestätigung im Amt vor, die ordnungsgemäß erfolgte. Die von Baron Vietinghoff den Delegierten gegenüber angeblich gebrauchte und in der Gemeinde kolportierte Wendung: „Wie die Herde nicht zu wissen braucht, was für einen Hund sie bekommen wird, so braucht auch die Gemeinde nicht zu wissen, wen sie zum Pastor bekommt", brachte die Gemeinde sehr auf und es wurde eine Masse von Kollektivgesuchen um Entfernung Walters vom Amt eingereicht, aber ohne Erfolg. Als Walter im Oktober nach Marienburg übersiedelte, stieg die Erregung so, daß viele Gemeindeglieder ihre Arbeit liegen ließen und zusammentraten, um über Maßnahmen zur Entfernung des unbeliebten Pastors zu beraten. Bald darauf begann eine Reihe von Feuerschäden, die nur auf Brandstiftung zurückzuführen waren, an Gebäuden, die dem Baron Vietinghoff oder zum Pastorat gehörten. Am 12. November wurden der Pferdestall und das Strohdach des Kellers des Pastorats in Brand gesteckt, doch gelang es das Feuer noch rechtzeitig zu unterdrücken. Am 18. Nov. brannte eine Kleescheune Baron Vietinghoffs nieder, und am 29. November eine zweite ihm gehörige Klee- und Heuscheune; am 3. Dezember wurde Baron Vietinghoff ein Heuschober angesteckt und am selben Tage brannte dem

Pastoratspächter Singis einer nieder. Am 11. Dezember ging eine auf einer Insel im Marienburgschen See stehende Heuscheune Baron Vietinghoffs in Flammen auf und am Abend des 12. Dezembers die dem Kirchspiel gehörende Kapelle auf dem Friedhof; Bänke, Bahren, Bücher und andere Gegenstände waren vorher aus der Kapelle herausgetragen. Am 7. Januar 1903 brach auf dem Heuboden eines beim Kruge im Flecken Marienburg liegenden Speichers, der dem Baron Vietinghoff gehört, Feuer aus, welches das Speicherdach zerstörte. Am 9. Januar brannte ein Heuschober ab, der zu gleichen Teilen Baron Vietinghoff und dem Glöckner Otto Kohzin gehörte. Am 11. Januar fand man Spuren versuchter Brandstiftung in einer Pastoratsscheune, und am 13. brannte eine Pastoratsriege nieder, in der sich eine Flachsbrechmaschine und Getreide des Pastoratspächters Singis befanden. In der Nacht auf den 24. März endlich wurde ein zweietagiges großes Wohnhaus des Barons V., das sog. „alte Schloß" angesteckt und brannte bis auf den Grund nieder. In diesem Hause wohnten der Bauerkommissar Malama, der Kreischefsgehilfe Locher, der Anwalt v. Sehrwald und einige Polizeibeamte, die sich zum Teil nur mit Mühe aus dem brennenden Gebäude retten konnten.

Während dieser ganzen Zeit erhielten Baron Vietinghoff und Pastor Walter anonyme Drohbriefe, die die Entfernung des Pastors forderten und ihr Leben bedrohten, falls der Pastor Marienburg nicht baldigst verlasse; solche Droh- und Warnbriefe wurden auch an den Kreischefsgehilfen Locher, den Arzt Dr. Naue, den Kutscher und den Wächter des Pastorats gerichtet.

Die Recherchen nach den Brandstiftern blieben anfangs resultatlos, da die lettische Bevölkerung zu einem großen Teil Schadenfreude bei den Brandschaden empfand und über die Tollkühnen entzückt war, die sich um der öffentlichen Interessen des Kirchspiels willen zur Brandstiftung entschlossen hätten. Erst später, als in den anonymen Briefen und vom Volksmunde angedeutet wurde, daß die Brandstiftungen von einer geheimen Gesellschaft ausgeführt wurden, begann die Polizei die Lebensweise und Führung der in Marienburg lebenden verdächtigen Personen schärfer zu überwachen. Insbesondere lenkte die Aufmerksamkeit ein Photograph Sahlit auf sich. Er hatte vier Jahre seinen Beruf am Ort friedlich ausgeübt. Im Frühjahr 1902 hatte er angefangen, ihn zu vernachlässigen und seit dem Herbst beschäftigte er sich garnicht mehr mit Photographieren. In

seiner Wohnung versammelten sich verdächtige Personen, tranken dort und blieben manchmal bis spät in die Nacht. Besonders befreundete sich Sahlit mit den Bauern Julius Strads und August Wijup, mit denen er häufig insgeheim verhandelte. Strads nächtigte oft bei ihm, war immer zuerst bei allen Feuerschäden am Platz und agitierte dann besonders eifrig. Alles das veranlaßte den Chef der Rigaschen Detektivpolizei Koschko, der die Nachforschungen leitete, Haussuchungen bei Sahlit, Strads und Wijup vorzunehmen; bei Sahlit wurde u. a. ein falscher Bart, eine Perrücke und zwei Briefe gefunden, von denen der eine die Adresse: „Herrn Walter in Marienburg. Pastorat" trug. Bei Strads fand man u. a. ein lettisches Zeitungsblatt mit der Aufschrift: „Wer für Walter arbeitet, wird seine Vergeltung erhalten."

Sahlit, Strads und Wijup wurden verhaftet und nach Riga gebracht. Bei dem Verhör in der Detektivpolizei und vor dem Untersuchungsrichter erklärte Strads, daß er Brandstiftungen nicht selbst ausgeführt habe, daß ihm aber Sahlit einst bekannt habe, er und Wijup hätten sie begangen, was ihm auch Wijup selbst bestätigt habe. Sahlit gestand beim Verhör vor der Polizei und bei der ersten Befragung durch den Untersuchungsrichter ein, sämtliche Brandstiftungen begangen zu haben, bis auf die im alten Schloß. Er gab dazu folgende Erklärungen: Als Pastor Walter trotz der darauf gerichteten Gesuche und trotz der Drohungen Marienburg nicht verließ, so beschlossen er und Wijup, ihn durch Brandstiftungen zu vertreiben. Nach jedem Brande warteten sie, ob Pastor Walter nicht gehe, und da er immer noch geblieben wäre, schritten sie zu weiteren Brandlegungen. Am 11. Dezember sei Strads zu ihm gekommen und hätte die ihm damals noch unbekannten Brandstifter sehr gerühmt. Das veranlaßte Sahlit, sich ihm zu entdecken und ihn zur Teilnahme an ihrer Kompanie aufzufordern. Strads hätte darauf Stillschweigen gelobt und sich ihnen bei weiteren Brandstiftungen angeschlossen. Sahlit beschrieb genau die Ausführung der von ihnen unternommenen Brandstiftungen. Den Heuschober des Singis hätten sie angesteckt in der Meinung, er gehöre dem Pastor; aus der Kapelle hätten sie vorher das Inventar entfernt, um die Gemeinde nicht zu schädigen, sie hätten auch die Glocke retten wollen, das sei aber nicht gelungen. Sie benutzten zu den Brandlegungen Zündschnüre und Holzschwamm, der langsam glüht, und ihnen dadurch möglich machten, vor dem Ausbruch des Feuers schon wieder weit weg zu sein. Sahlit gab die

Stelle an, wo sie von einer alten Birke einen Schwamm genommen hätten, und man fand in der Tat an der angegebenen Stelle die Spur des abgerissenen Schwammes. Bei einer zweiten Befragung beim Untersuchungsrichter zog Sahlit sein Geständnis zurück und erklärte, es unter dem Eindruck von Schlägen abgelegt zu haben, die er in der Detektivpolizei erhalten habe. — Wijup bekannte sich stets für unschuldig und gab nur zu, daß Sahlit und Strads ihn bewegen wollten, die Pastoratsriege anzuzünden, er hätte sich aber geweigert. — Die Handschriftenvergleichung hat ergeben, daß die anonymen Briefe von den Angeklagten geschrieben worden sind; Sahlit und Strads bekannten sich auch zu einigen von ihnen.

Auf diesen Tatbestand wurde gegen den Bauer der Kaganowschen Wolost des Ostrowschen Kreises (Gouv. Pleskau) Alexander Sahlit, 32 J. alt, gegen den Bauer der Malupschen Gemeinde des Walkschen Kreises Julius Strads (alias Strasd) 22 J. alt, und gegen den Bauer der Marienburgschen Gemeinde desselben Kreises August Wijup, 32 J. alt, auf Grund der Art. 924 Teil 1, 927, 1606, 1607, 1609, 1610 Teil 3 und 1614 des Strafgesetzbuchs Anklage erhoben. — So weit die Anklageschrift.

Zur Verhandlung waren 85 Zeugen und zwei Experten zitiert; 4 Zeugen waren nicht erschienen, doch erachtete das Gericht ihr Fehlen nicht für wichtig genug, um deshalb die Verhandlungen aufzuschieben.

Im Zeugenverhör ergänzte und korrigierte Baron Vietinghoff die Anklageschrift dahin, daß er vor der Berufung Pastor Walters sämtliche Kirchenvormünder zu sich berufen hätte, um sie mit seiner Absicht bekannt zu machen und um sich durch sie über die Stimmung der Gemeinde dem in Aussicht genommenen Prediger gegenüber zu orientieren. Nach der Präsentationspredigt seien die Kirchenvormünder bei ihm erschienen und hätten ihm mitgeteilt, daß Pastor Walter der Gemeinde „nicht gefalle". Als Grund für die Zurückweisung eines Pastors habe er das „Nichtgefallen" unmöglich gelten lassen können und infolgedessen den Pastor voziert, den der frühere Pastor Plamsch als seinen geeignetesten Nachfolger in Vorschlag gebracht hatte. Erst kurz vor dem Ausgang der Volation erschienen 3 Gemeindeglieder vor dem Zeugen und meinten, Pastor W. beherrsche die lettische Sprache nicht genügend, und noch später, nach erfolgter Vokation, sind nicht die Konventsdelegierten, sondern einige Kirchenvormünder zu ihm gekommen und haben ihn gebeten, von der Vozierung Walters

abzusehen, da er schwächlich und kurzsichtig sei, eine schwache Stimme habe und das Lettische schlecht beherrsche. Sie schlugen für das Amt vor den Bruder des removierten Predigers, Pastor Arthur Plamsch, und den früheren Adjunkten des Pastors, Giemis. — Das niedergebrannte Eigentum des Zeugen war versichert, einen Schaden erlitt er aber insofern, als Ersatz für das vernichtete Viehfutter im Winter auch für Geld schwer zu beschaffen ist. Über die Veranlassung zu den Brandstiftungen sprach sich Baron Vietinghoff dahin aus, daß die Leute der Umgegend nicht nur wegen der Berufung Pastor Walters auf ihn erbittert gewesen wären. Er hätte anonyme Schmähbriefe auch in anderen Angelegenheiten als der des Pastors erhalten. Am 23. April habe er Marienburg verpachtet und sich nur zwei Hoflagen vorbehalten. Seit der Verhaftung Sahlits, Strads und Wijups habe es nicht mehr gebrannt, bis am 24. Juli d. J. fast gleichzeitig vier Heuschober auf einer der Hoflagen, die er behalten hatte, in Flammen aufgingen; damals seien gerade die Zitationen der Zeugen in der vorliegenden Klagesache aus dem Bezirksgericht ergangen.

Pastor Walter sagte aus, daß er nach der Berufung nach Marienburg einen von 8 Kirchenvormündern — im ganzen gebe es 33 — unterzeichneten Brief erhalten habe, in dem gesagt wurde, daß die Gemeinde ihn nicht zum Pastor haben wolle. Befragt nach den Ursachen dieser Stimmung in der Gemeinde, vergewisserte sich Pastor Walter zunächst dessen, daß er für seine Aussage nicht zur Rechenschaft gezogen werden könne, und erklärte dann, die Marienburgschen seien sittlich verkommene Leute, faul, Trinker und diebisch. (In der „Düna-Zeitung" (Nr. 242 vom 25. Okt. 1903) erklärt Pastor Walter u. a., diese harte Beurteilung beziehe sich speziell auf die Leute im Flecken Marienburg und selbstverständlich nicht in dem Sinne, daß alle ohne Ausnahme verkommen, faul, Trinker und Diebe wären. Der Satz könne nur so verstanden werden, daß diese Fehler im Flecken Marienburg in besonders hohem Grade herrschen, und dem sei leider so.) Der frühere Besitzer von Marienburg wäre ein nachsichtiger Herr gewesen und hätte zugelassen, daß man ihn in Kleinigkeiten bestahl. Der jetzige Besitzer sehe den Leuten strenger auf die Finger, wodurch er sich Feinde in Marienburg und der Umgegend gemacht habe. Außerdem habe in der letzten Zeit in lettischen Zeitungen und Vereinen eine Agitation gegen das Patronatsrecht begonnen. Im Grunde sei die Auflehnung der lettischen Gemeindeglieder gegen

Baron Vietinghoff und ihn auf nationale Hetzerei zurückzuführen. Es handele sich nicht sowohl um eine einzelne Person als um das Patronatsrecht im Allgemeinen, gegen das die Letten in ganz Livland opponieren.

Die übrigen Zeugen bestätigten im Allgemeinen die in der Anklageschrift angeführten Momente. In der referierenden Presse wird eine Aussage des Kirchenvormunds Peter Zerrin besonders hervorgehoben: Zerrin will mit 5 andern Vormündern zum Patron gekommen sein und ihm erklärt haben, die Gemeinde wolle Pastor Walter nicht. Baron Vietinghoff hätte ihre Einwände gebilligt und versprochen, einen andern Kandidaten für das Predigtamt zu suchen. Nichtsdestoweniger hätte Baron Vietinghoff Pastor Walter zur Bestätigung vorgestellt*. Die Proklamation gegen Walter habe er, Zerrin, selbst geschrieben und mit Hilfe seines Knechtes und andrer Personen öffentlich angeschlagen.

Der Angeklagte Sahlit sagte aus, er wäre in der Detektivabteilung so unmenschlich gequält worden, daß er bereits zum Selbstmord entschlossen gewesen wäre; dann hätte er sich aber doch entschieden, alles zu gestehen, was man von ihm haben wollte, um dem Tode zu entgehen, mit dem man ihn bedrohte. Er wäre Gehilfe des Brandmeisters der Marienburgschen Feuerwehr gewesen, wäre auf allen Feuerschäden zugegen gewesen und hätte sie daher genau beschreiben können. Tatsächlich wisse er aber nichts von den Brandstiftungen.

Das Zeugenverhör erwies überzeugend, daß die Angabe Sahlits, er sei durch Mißhandlungen in der Detektivabteilung in Riga zu einem falschen Geständnis gebracht worden, unwahr sei. Sahlit hat, wie er selbst zugeben mußte, vor seiner Überführung aus dem Polizeiarrest ins Gouvernementsgefängnis den Chef der Detektivpolizei um Nachweisung eines Verteidigers und andere Gefälligkeiten gebeten, was er doch sicher nicht getan hätte, wenn er kein Vertrauen zu ihm gefaßt hätte. Ins Gefängnislazarett sind die Angeklagten nicht, wie sie angeben, wegen ihnen

*) Die Aussage Zerrins ist bemerkenswert für die Form, in der die der Vokation Pastor Walters vorausgegangenen Verhandlungen (s. oben die Aussagen von Baron Vietinghoff) in der Gemeinde verbreitet worden waren. — Die Glaubwürdigkeit Zerrins im Allgemeinen erwies sich übrigens im Verlauf des Zeugenverhörs als recht zweifelhaft: der Zeuge Dr. Neumann behauptete, Zerrin habe ihn gebeten, vor dem Untersuchungsrichter günstiger für Sahlit auszusagen, als vor dem Kreischefsgehilfen. Zerrin stellte das zwar in Abrede, doch blieb Dr. Neumann strikt bei seiner Aussage.

angeblich zugefügter Schläge gebracht worden, sondern erst nach fast vierwöchentlichem Aufenthalt im Gefängnis zur Behandlung der gewöhnlichen Arrestantenkrankheit — der Krätze. Dem die Behandlung der Arrestanten kontrollierenden Prokureursgehilfen haben die Angeklagten niemals Beschwerden über Mißhandlungen vorgetragen. Die auf die Erpressung seines Geständnisses bezüglichen Angaben Sahlits sind also durchaus unglaubwürdig. — Bei der ersten Vernehmung Sahlits durch den Untersuchungsrichter ist der Chef der Detektivabteilung nicht dauernd zugegen gewesen, wie ihm vorgeworfen wird, sondern er hat sein Kabinett, in dem das Verhör stattfand, nur für kurze Zeit betreten, um eine Akte zu holen. Der Untersuchungsrichter hat auch Sahlit nicht durch Vermittelung eines als Dolmetscher fungierenden Detektivs verhört, da Sahlit des Russischen mächtig ist.

Die Schreibsachverständigen deponierten, daß keiner der anonymen Briefe von Wijup stamme, wohl aber konnten Sahlit und Strads einige nachgewiesen werden.

In seinem Schlußwort erklärte Sahlit, er habe, als er von den Gefahren hörte, die dem Baron und dem Pastor vom Volke drohten, beide durch die anonymen Briefe warnen wollen, damit sie sich in acht nähmen. Hätte er sie persönlich gewarnt, so wären ihm daraus wohl Unannehmlichkeiten entstanden. Daß Zunder aus Baumwolle und Holzschwamm hergestellt werden könne, habe er von einem Diener des Barons erfahren und daher bei seinem Geständnis so detaillierte Angaben machen können. Mit dem Baron und dem Pastor habe er persönlich nichts vorgehabt und daher keine persönliche Feindschaft gegen sie hegen können. — Strads will nur einen Brief auf die Bitte Sahlits geschrieben haben, um den Pastor davon in Kenntnis zu setzen, wie das Volk über ihn rede. — Wijup hatte gar keine Erklärungen abzugeben.

Die Anklage vertrat der Prokureur des Bezirksgerichts, Staatsrat Hesse. In seiner Begründung der Anklage ließ er sich über den Anlaß zu den Brandstiftungen ungefähr folgendermaßen aus:

Die Stille des Marienburgschen Landlebens wird plötzlich durch eine Reihe von Feuerschäden unterbrochen, die offenbar auf Brandstiftungen zurückgeführt werden müssen, und sie regen nicht nur den Pastor und den Gutsherrn, sondern auch alle übrigen Anwohner derart auf, daß viele sich nachts nicht schlafen zu legen wagen und die Kinder zur Nacht nicht entkleiden. Man beginnt nach den Schuldigen zu suchen, und siehe da, zwei von den Angeklagten bekennen sich, bevor sie im Gefängnis gesessen haben, bevor ihr Gewissen durch fremde Einflüsse umnebelt worden ist, offenherzig zu den von ihnen begangenen Verbrechen. Sahlit stellt sich

dabei als einen Kämpfer und Held hin, der für die angeblich mit Füßen getretenen Rechte der Marienburgschen Gemeindeglieder streite. Was aber ist denn der Anlaß zu solchem Kampf? Man sagt, alle diese Verbrechen wären verübt worden um eines unerwünschten Pastors willen. Aber was fehlt denn diesem Pastor? Wir haben ihn selbst gesehen und die Zeugen sind über ihn befragt worden, aber niemand konnte ihm irgend welche wesentlichen, schwerwiegenden Mängel nachweisen. „Alt", „schwächlich", „kein Redner" — das sind alles Behauptungen, die keine Kritik aushalten, das sind noch keine Mängel, die Walter der Möglichkeit beraubten, ein guter Pastor zu sein und die ihm auferlegten Pflichten angemessen zu erfüllen. . . . Nein, die Ursache des feindseligen Verhaltens birgt sich anderswo. Die Ursache ist einerseits, daß Baron Vietinghoff-Scheel den Pastor kraft seines Patronatsrechts ernannt hat. Dieses Recht ist ein allen längst bekanntes Gesetz, gegeben zur Umfriedung der Gesellschaftsordnung, und ein Kampf gegen dieses Recht ist ein Kampf gegen die Gesellschaftsordnung. Das Patronatsrecht ist kein neues Recht mehr, das Volk hat sich schon längst mit ihm einleben können, daher war die Ernennung eines Pastors auf Grund dieses Rechts nichts ungewöhnliches und unerwartetes mehr und konnte somit nicht den Knalleffekt einer unverhofften Erscheinung hervorbringen. . . Anderseits liegt die Ursache darin, daß der junge Baron sein Eigentum streng und ernstlich zu verteidigen begann, strenger als es der alte Baron getan hatte, ein schwacher und kränklicher Mann. Eine solche Wahrung seiner Rechte und solche Behauptung seines Eigentums seitens des Barons sind völlig natürlich, und wenn sich die Leute deswegen gegen ihn erhoben und die Gesellschaftsordnung zu verletzen begannen, so darf eine solche Verletzung unter keinen Umständen geduldet werden. . . Sonst gibt es noch schwache Anzeichen für gewisse Geldbelohnungen, um derentwillen die Brandstiftungen ausgeführt sein sollen; doch die können als Anzeichen, die keine wesentliche Bedeutung haben, beiseite gelassen werden. . .

Darauf wandte sich der Prokureur dem Beweismaterial gegen die Angeklagten zu, wies die Glaubwürdigkeit des anfänglichen Geständnisses nach durch die Zuverlässigkeit der über verschiedene Details gemachten Angaben und durch belastende Zeugenaussagen und hielt zum Schluß die Anklage gegen alle drei Angeklagten aufrecht.

Die Angeklagten wurden von zwei jüdischen und einem polnischen Rechtsanwalt verteidigt: Sahlit verteidigte der Rechtsanwaltsgehilfe Grusenberg aus St. Petersburg, Wijup der vereidigte Rechtsanwalt Chwolson aus Jurjew (Dorpat) und Strads der Rechtsanwaltsgehilfe Schablowsky-Riga.

Der Rechtsanwaltsgehilfe Grusenberg leitete seine Verteidigungsrede mit der Behauptung ein, daß die Beweisführung der Anklage sich allein auf das später widerrufene Geständnis Sahlits gründe und weiter kein einziges Argument von Gewicht für Sahlits Schuld beigebracht worden sei. Er stellte sich sodann die Aufgabe, aus den Verhältnissen,

die die Brandstiftungen hervorgerufen hätten und sie begleiteten, die psychologische Unmöglichkeit nachzuweisen, daß Sahlit, wenn er wirklich der Brandstifter gewesen wäre, freiwillig sich selbst und dazu noch seine Genossen hätte verraten können. Wäre das Geständnis aber erzwungen, so verdiene es keinen Glauben und Sahlit müsse freigesprochen werden. Zur Begründung seiner Auffassung führte Grusenberg folgendes aus:

Ich stimme mit dem Herrn Prokureur vollständig darin überein, daß der Schwerpunkt nicht in der Persönlichkeit des Pastors liegt. Pastor Walter ist eine episodische Persönlichkeit bei dieser Affaire. Es mag sein, daß er ein wenig begabter, schlecht vorbereiteter Mann ist. Das ist ein ästhetisches Moment, das den Haß der ganzen Bevölkerung von Marienburg gegen ihn nicht entflammen konnte. Die Ursache zur Entzündung der Gefühle äußerster Feindschaft liegt außerhalb der Persönlichkeit des Pastors. Auch auf den Baron kommt es nicht an. Ich bin voller Vertrauen und Hochachtung für die Persönlichkeit des Besitzers von Marienburg, des Barons Vietinghoff-Scheel. Ich möchte aber in allgemeinen Zügen seine gesellschaftliche Position zeichnen. Er ist ein Vertreter jener Klasse von Feudalen, die umwallt sind von den hohen Mauern ihrer Schlösser und von vielen uralten Privilegien (!!). Diese Abgeschlossenheit und Entfremdung von dem Volk und ein entsprechend feindliches Verhalten zu ihm haben ihre Folgen. Sie müssen notwendigerweise einen Konflikt zwischen elementaren Kräften hervorrufen. Es handelt sich da nicht um den Baron als Menschen, sogar nicht nur um den einfachen nationalen Zusammenstoß. Seine Wurzel liegt tiefer, und zwar in diesen alten, längst überlebten, den normalen Gang des Lebens hindernden mittelalterlichen Privilegien (!!), wie im gegebenen Falle um das Patronatsrecht. Es ist das eine Erscheinung, die der Psychologie und dem historischen Gefüge nicht nur des russischen Volkes im allgemeinen, sondern auch den Letten im speziellen fremd ist (!!). Das Prinzip sic volo — sic jubeo paßt nicht zu den zeitgenössischen Lebensverhältnissen (!!). Nichtsdestoweniger hat es im vorliegenden Falle nicht die letzte Rolle gespielt. Dem früheren Besitzer des Gutes gegenüber verhielten sich die Bauern nur deshalb besser, weil er humaner, herablassender war. Folglich ist die Voraussetzung nationaler Feindschaft hier nicht angebracht. Es gab hier auch kein Verbrechen gegen die Gesellschaftsordnung. Die Katastrophe trat aus andern Ursachen in die Erscheinung. Die ganze Bevölkerung Marienburgs erfaßte die Flamme des Hasses und der Rache; aber gegen wen und gegen was? Die Antwort lautet einfach dahin, daß zwei einander entgegengesetzte elementare Kräfte sich begegneten und zusammenstießen, und diese Begegnung erscheint nicht als eine unerwartete, momentane Zufälligkeit, sondern sie ist nicht mehr und nicht weniger als das Produkt der allmählichen historischen Entwicklung der hiesigen Verhältnisse. Von der einen Seite drängen unaufhaltsam wesentliche Bedürfnisse und Nöte des Volkes, die einen elementaren Charakter haben, und von der andern jene Schranken, die von den Verteidigern der Feudalität aufgerichtet und gepflegt werden. Dieser Baron, der dort wohnt hinter den Festen seines Schlosses mit seinen Türmen und unterirdischen Gängen,

will nichts wissen von irgendwelchen Wünschen der Bauern, die irgendwo dort unten leben, und zwingt ihnen seinen Willen auf ohne nachzudenken, wohin das am Ende führen kann (!!). Die Bauern wünschten zum geistlichen Hirten eine Persönlichkeit, für die sie Achtung und Zutrauen hegen konnten. Sie wurden aber dieser Möglichkeit beraubt. Das ist eins von den Momenten der Begnung der entgegengesetzten Strömungen. Solcher Begegnungen konnte es viele geben. Das Bewußtsein, daß auch die gesetzlichsten Forderungen der Bauern beständig infolge veralteter Traditionen Widerstand erfahren und abgewiesen werden (!!), setzte sich in ihrer Mitte fest, wurde zu einer unerschütterlichen Überzeugung, äußerte sich in dumpfem passivem Protest, trat dann aber auch zutage in konkreten Feindseligkeiten gegen den Baron und gegen den Pastor, als den Erwählten des Barons. Wer eigentlich die Brandstiftungen ausgeführt hat, wissen wir nicht und werden es wahrscheinlich auch nicht erfahren, obwohl Sahlit und alle Bewohner Marienburgs, klein und groß, das meiner Überzeugung nach ausgezeichnet gut wissen. Mein Klient hegte weder gegen den Baron noch gegen den Pastor persönliche Feindschaft. Das ist festgestellt. Es ist auch festgestellt worden, daß er als einziger Photograph im Flecken an Existenzmitteln nicht Mangel litt. Die Motive persönlicher Rache und der Habsucht fallen folglich fort. Weshalb richtete sich aber dann nach den vielen Katastrophen verbrecherischen Charakters die Aufmerksamkeit gerade auf Sahlit? Er war fortgeschrittener als die andern, empfindsamer, unternehmender. In seiner Seele reflektierten alle diese Erregungen und Rachegedanken heller und plastischer. In Gemeinschaft mit seinen Freunden mag er Brandstiftungen besprochen haben, er hat möglicherweise an der Ausarbeitung des Planes teilgenommen, an der Agitation. Er hat in der Detektivabteilung die Einzelheiten der Feuerschäden so genau beschrieben, daß es niemand in den Sinn kommen konnte, daß er bei den Brandstiftungen nicht beteiligt gewesen sei — aber ich zweifle nicht, daß ebensolche Beschreibungen der Feuerschäden alle Marienburger geben könnten, wenn sie wollten, denn die Brandstiftungen sind in allgemeinem Einverständnis ausgeführt worden, an bestimmten Orten, nach einer vorher festgesetzten Ordnung. Dazu war er noch Gehilfe des Brandmeisters und erschien als erster auf jedem Feuerschaden! Sahlit ist kein Brandstifter. Er ist der Träger des Volksgedankens, des Volkswillens (!!). Man sagt, Sahlit habe aufgehört, seinem Beruf nachzugehn, und sich einem wüsten Leben hingegeben? Was für ein Motiv hatte er dazu? Er war wie alle von seelischer Erregung ergriffen, er war in eine Art Rausch gekommen durch die neue Rolle eines Kämpfers für die gemeine Sache, die auf sein Los gefallen war. Wie soll man sich aber dann seine Geständnisse und den Verrat an seinen Freunden erklären? Es ist unfaßbar. Aus dem Helden, umgeben von einer seiner Ansicht nach hehren Aureole, verwandelt er sich plötzlich in einen simplen kleinen Verbrecher, der nicht nur sich selbst preisgibt, sondern auch seine heilige Sache und seine Mitbrüder ohne jegliche sichtliche Ursache und Notwendigkeit. Das ist ein logischer Unsinn, der reine Nonsens, offenbar Absurdität und ein psychologisches Rätsel. Sind denn solche Leute wie Sahlit fähig, die Krone des Volkshelden wegzuwerfen und in den Schmutz zu treten und sich als gewöhnliche nichtige Narren zu zeigen? So handeln Kämpfer für eine Idee nicht. Was für gewöhnliche Menschen Qual und

Leiden bedeutet, das ist für sie höchstes Glück. — In normalem Zustande kann man sich nicht selbst hochnotpeinlich angeben, kann man seine Waffengefährten nicht verraten. Das widerspricht den ersten Regeln der Psychologie (!!).

Dieser von dem Verteidiger konstruierte angebliche Widerspruch zwischen der Persönlichkeit und der Handlungsweise Sahlits findet nun nach seinen weiteren Ausführungen nur dann eine Lösung, wenn man annimmt, daß Sahlit zu dem Geständnis durch Mißhandlungen auf der Polizei gezwungen worden sei. Wollte er seinen Zweck, den Mißhandlungen zu entgehn, erreichen, so mußte er glaubliche Details aussagen, und dazu wäre er im stande gewesen, weil er eben wie alle um die einzelnen Umstände der Brandstiftungen gewußt hätte. Alle belastenden Zeugenaussagen erklärte Grusenberg für Klatscherei, erlaubte sich noch einen scharfen Ausfall gegen die Polizeibeamten und schloß seine Rede so:

„Ich sehe nicht nur keinen Beweis für die Schuld Sahlits, sondern nicht einmal den Schatten eines solchen. Ich gebe zu, daß er an den Vereinigungen zu den Brandstiftungen teilgenommen hat, daß er agitierte, Briefe schrieb, von den Brandstiftungen wußte, aber ich bestehe auf seiner Unschuld an ihnen. Hinter seinem Rücken handelte etwas anderes — die historische, elementare Unabwendbarkeit. Sie, meine Herren Richter, sind berufen gegen das Böse zu kämpfen und den Verbrecher zu bestrafen, aber nicht gegen Elemente ins Feld zu ziehen" (!!).

Der Verteidiger des Strads, Rechtsanwaltsgehilfe Schablowsky, ging in seiner Rede ebenfalls von der Annahme aus, daß das seinen Klienten belastende Geständnis Sahlits falsch sei und daß Strads seinerzeit durch Einflüsterungen der Detektivs und durch Tortur im Gefängnis (etwa durch Hunger) veranlaßt worden sei, gegen Sahlit auszusagen. Im übrigen suchte er das Beweismaterial der Anklage zu entkräften und konnte nicht umhin, mit einer ebenso überflüssigen wie perfiden Bemerkung über Pastor Walter zu schließen: Kein Polizeibeamter habe die Bauern des Marienburgschen Kirchspiels als so sittenlos, als solche Trinker und Diebe bezeichnet, wie es ihr Pastor und geistlicher Vater getan habe; daraus könne man sehen, wie Walter zu seinen Gemeindegliedern stehe.

Aus der Rede des Verteidigers Wijups, des Rechtsanwalts Chwolson, sei folgendes angeführt:

„Meine Herren Richter! Wenn wir ein Bild betrachten, so sehen wir gewöhnlich die agierenden Personen hell hervortreten, der Fonds des Bildes aber stellt sich unsern Augen trübe dar. Im vorliegenden Fall sehen wir aber einmal ein Bild in umgekehrter Darstellung. Wir sehen hier einen hellen Fonds mit blassen agierenden Personen. Blaß sind in

vorliegendem Fall als agierende Personen die Angeklagten, noch blässer die gegen sie aufgestellten Schuldbeweise. In der Eigenschaft eines hellen Fonds erscheinen dort Baron Vietinghoff-Scheel und Pastor Walter. Der Herr Prokureur hat vollständig richtig gesagt, daß die Handlungen des Barons im Gesetz begründet gewesen sind und daß wir das Gesetz achten müssen. Aber, meine Herren Richter, das Gesetz liegt mit dem Gesetz im Streit. Es gibt ein lebendiges Gesetz, das aus dem Leben hervorgeht und mit dem Leben verwachsen ist, es gibt aber auch ein totes Gesetz, das seine Zeit überlebt hat. Als ein solches totes Gesetz, von dem ein Hauch grauen Altertums weht, erscheint das Patronatsrecht, und es hält sich nur noch, weil es noch nicht gelungen ist, es abzuschaffen. Dieses Recht ist ein Überbleibsel der Leibeigenschaft, ein Nachbleibsel des Mittelalters. In der Gegenwart paßt es ganz und gar nicht in die Struktur des Lebens, erscheint es als ein Nonsens. Die Fesseln der Leibeigenschaft sind in ganz Rußland gefallen, und in den baltischen Gouvernements sind sie schon viel früher gefallen und mit ihnen hätten auch die alten Ordnungen fallen müssen, die Rechte der Zeit der Leibeigenschaft. Aber zu unsrer Verwunderung sehen wir, daß das hiesige Kulturvolk, die hiesigen „Kulturträger" sich an solche Prärogative der Vorzeit klammern, wie an einen Strohhalm. Nicht nur das Patronatsrecht erscheint als ein solches Prärogativ, es gibt noch andere. So z. B. das Recht zum Halten von Krügen. Sonderbar ist dieses Recht, das Volk einzusäufen; aber die Gutsbesitzer halten fest an ihm und fordern Millionen zur Entschädigung, wenn man ihnen dieses Recht nimmt. Ferner das Recht auf Jagd und Fischfang — alles das sind Überbleibsel der Vorzeit. Im gegebenen Fall erscheint es sonderbar und unverständlich, warum der Wille eines einzelnen Menschen mehr Bedeutung haben soll, als der Wille von 30,000 Gemeindegliedern des Marienburgschen Kirchspiels. Die Handlungsweise des Barons ist noch verzeihlich, er ist jung, unerfahren und sein Verfahren läßt sich mit Unkenntnis des Lebens entschuldigen. Unverzeihlich aber ist die Handlungsweise seines Beistandes, des Pastors Walter. Der ist kein junger Mensch mehr, er durfte nicht vergessen, daß es seine Pflicht ist, Liebe und Eintracht in seiner Herde zu säen und nicht Zwietracht. Gedenken wir des vor Gericht verlesenen anonymen Briefes, der mit den Worten schließt: „Ach, wo bist du, Wahrheit?" und wir müssen uns diesem Ausruf anschließen. Aus diesem Briefe hört man das Weinen und Stöhnen einer schmerzerfüllten Seele, die sich betrübt über die im Kirchspiel zwischen Pastor und Gemeindegliedern ausgebrochenen Streitigkeiten, und Pastor Walter nennt das im Brief Dargelegte — Lüge!"

Dann wendet sich Chwolson gegen die Art, in der die Untersuchung gegen die Angeklagten geführt worden sei:

„Ich bitte, meine Herren Richter, mir eine Minute Zeit zu geben zur Erzählung eines Falls, der im Nordosten Rußlands passiert ist. Dort hatten Wotjaken zu Kultuszwecken einen Menschen erschlagen und der Fall interessierte ganz Rußland. Es wurde eine Untersuchung eingeleitet und ein eifriger Pristaw ließ sich soweit fortreißen, daß er die Zeugen vor einem ausgestopften Bären vereidigte, weil er wußte, daß der Bär bei den Wotjaken ein heiliges Tier ist. Als die Sache vor den Senat kam, rief der Oberprokureur Koni aus: „Halten Sie ein, meine

Herren, wohin gehen Sie? Vergessen Sie die alten Sitten. Für Sie sind die geheiligten Gerichtsordnungen Alexander II. geschrieben!" Denselben Tadel muß ich gegen die Untersuchung in unsrem Fall aussprechen. Es ist eine sonderbare Sache: ein Haftbefehl gegen Sahlit, dieses Dokument, ohne das kein Bürger des großen Rußland der Freiheit beraubt werden darf, befindet sich nicht in der Akte. Wir haben ihn vergeblich gesucht. Es ist, als ob ein Allgewaltiger nur ein Wort gesagt hat, und die Verhaftung war vollzogen. Erst durch Befragung der Zeugen gelang es uns festzustellen, daß Sirads und Sahlit am 27. März verhaftet wurden und nach Riga kamen. Von Sahlits Worten hängt sein und seiner Mitbeschuldigten Schicksal ab und der Chef der Detektivabteilung befragt Sahlit erst am 30. März abends. Der Untersuchungsrichter verhört ihn am 31. morgens. Es fragt sich: warum hielt man ihn drei Tage ohne Verhör in Haft? Es ist undenkbar, daß man in einer so wichtigen Sache, in der der Prokureur des Bezirksgerichts selbst und der Chef der Detektivabteilung Koschko nach Marienburg gefahren waren, nicht früher Zeit für das Verhör der Verdächtigen gefunden haben sollte. Nur eine Antwort gibt es hier: Man mußte die Verdächtigen zum Verhör „vorbereiten"! Meine Herren Richter! Wir haben Silber im Haar, viel haben wir in der Welt gesehen, vieles beobachtet, daher brauchen wir nicht davon zu sprechen, was wir alle wissen. . . Die Angelegenheit ist von Anfang an völlig unrichtig behandelt worden. Die Untersuchung, das Verhör durch den Untersuchungsrichter war nichts andres als eine Fortsetzung des Protokolls der polizeilichen Befragung. Es ist ein und dasselbe Verhör, ein Ganzes. Die Angeklagten wurden vom Untersuchungsrichter in derselben Kanzlei der Detektivabteilung vernommen und als Dolmetscher fungierte derselbe Agent der Detektivpolizei und zwar hinter demselben Tisch. Warum hatte man die Angeklagten nicht ins Gouvernementsgefängnis übergeführt und warum verhörte sie der Untersuchungsrichter nicht durch seinen Translateur? Da sind die geheiligten Vorschriften, die die Gerichtsordnungen Kaiser Alexander II. überliefern, vergessen. Schlechten Samen hat man gesät, und aus schlechtem Samen kann nichts gutes aufgehen und geht auch nichts gutes auf. Die Detektivabteilung hat ein unbrauchbares Material gegeben und dieses Material ist des Bezirksgerichts unwürdig. Werfen Sie es beiseite, m. H. Richter!

Nach dieser Kritik des Verfahrens von Polizei und Untersuchungsrichter, die, wie die Vergleichung mit den oben erwähnten Resultaten des Zeugenverhörs ergibt, in brutalster Weise die durch dieses Verhör festgestellten Tatsachen ignoriert, wendet sich Chwolson dem durch die übrigen Zeugenaussagen gegen Wijup zusammengebrachten Material zu und sucht es als Klatsch oder als nicht beweiskräftig hinzustellen. So kommt er zum Schluß, daß die Anklage allein auf den unbewiesenen Kombinationen der Detektivpolizei basiere. Das Publikum erwarte mit Ungeduld ein gerechtes Urteil, das bezeuge, daß die Rechtspflege nicht mit solchen Beweismitteln arbeite. Das Urteil müsse eine Verurteilung der unerlaubten Wege sein, die man in diesem Prozeß eingeschlagen habe. Es gebe kein andres Urteil als ein freisprechendes.

März 1904.

Beilage

zur

Baltischen Monatsschrift.

Baltische Chronik

1903/1904.

Grand Prix.

Höchste Auszeichnung auf der Rigaer Jubiläums-Ausstellung.

J. Tresselt,

Pianoforte-Fabrik, Riga

empfiehlt

Flügel und Pianinos

nach dem neuesten System

in allen modernen Stilarten und Hölzern.

Flügel von Rbl. 525 an.

Pianinos von Rbl. 360 an.

Telephon 609.

Englisches Magazin

J. Redlich, Riga.

Gegründet 1857.

Abteilung für Stahlwaren.

Sämtliches Handwerkzeug für alle Gewerbe.
Fabrik-Bedarfs-Artikel.
Bau-Beschläge.
Ventilations-Dauerbrand-Öfen.

Gartengeräte und Gartenmöbel.
Bienenzucht-Artikel.
Metall-Grabkränze.
Transportable Sparkochherde.

Küchen- und Wirtschafts-Einrichtungen.

Das Lager ist stets assortiert in Neuheiten für Haus und Küche.

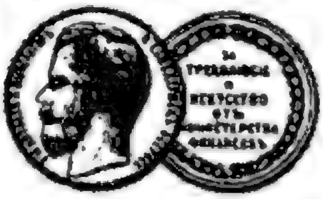
Eiserne Betten und Matratzen.
Waschtische und Waschgarnituren.
Kinderwagen und Kinderstühle.
Plättöfen und Waschmangen.
Petroleum-Heizöfen.

Reinnickel-Kochgeschirr aus der Fabrik Arthur Krupp.
Feuerfeste Porzellan-Tongeschirre.
Nickel-Kaffeeservice und Kaffeemaschinen.
Teemaschinen und Zubehör.

Sport-Artikel.

Rennwölfe. Schneeschuhe, sowie sämtliche Artikel für den Wintersport.
Lawn-tennis. — Ping-Pong. — Croquet. — Golf.
Fischerei-Geräte. Turn-Geräte. Revolver und Jagd-Zubehör.
Schlag- und Stoß-Rapiere und Fechtzeug.

Spezial-Abteilung u. eigene Werkstätte f. Musik-Instrumente.

Prämiiert Riga 1901 mit der  Silbernen Staatsmedaille.

Solo-Instrumente
für
Schule und Haus.

Reichhaltiges Lager
in alten eingespielten
Geigen, Bratschen, Cellis.

Neubau
von
Streich- und Blas-Instrumenten.

Kunstgerechte Reparat. an Geigen u. all. Streich-Instrumenten, allen Blas- u. Schlag-Instrumenten, allen mechanisch. Instrumenten.

Depot der Grammophone-Company.

Alle mechanischen Musik-Instrumente. Kinder-Musik-Instrumente. Akkordeons. Mundharmonikas.

Musik-Preiskurante gratis und franko.

Das Urteil des Gerichts erkennt das Geständnis Sahlits für aufrichtig und glaubwürdig an und macht es zum Ausgangspunkt seiner Feststellung des Tatbestandes. Es erkennt daher, daß die drei Angeklagten eine Vereinigung zum Zweck von Brandstiftungen geschlossen haben und die oben aufgezählten Brandstiftungen von je zweien von ihnen oder von allen dreien gemeinsam ausgeführt worden sind, mit Ausnahme der Brandlegung des sog. alten Schlosses, die ihnen nicht nachgewiesen worden ist und von der sie demgemäß freizusprechen sind. Die angesteckten Gebäude sieht das Gericht für unbewohnte an. — Auf Grund dieses Tatbestandes werden die drei Angeklagten der Vergehen, die in den Art. 924, 1609, 1610 und 1610 des Strafgesetzbuches vorgesehen sind, schuldig gesprochen und ihnen vom Gericht in Anbetracht der Umstände die mildeste Strafe für das in Art. 924 vorgesehene Verbrechen (Bildung einer verbrecherischen Vereinigung zum Zweck von Brandstiftungen), der Verlust aller Standesrechte und Verschickung zur Zwangsarbeit auf vier Jahre, zuerkannt. Die Strafen für die in den andern aufgeführten Artikeln genannten Verbrechen werden durch diese Strafe absorbiert.

Der Prozeß erregt die Öffentlichkeit in einer seiner Bedeutung entsprechenden Weise. Die Reden der Verteidiger, die hier nach der anscheinend vollständigsten, aber vielleicht nach mancher Seite abgeschwächten Wiedergabe in dem „Rish. Westn." reproduziert sind, zeugen einerseits von einer mit lächerlichem Pathos zur Schau getragenen Unkenntnis der einschlägigen Verhältnisse, andrerseits fallen sie durch den im Gerichtssaale hier zu Lande bisher noch unerhörten demagogischen Ton auf. Man staunt darüber, was für Urteile sich landfremde jüdische Advokaten über die Einrichtungen und Bedürfnisse unserer lutherischen Landeskirche erlauben dürfen. Und mit derselben Willkür, wie bei der Darstellung der allgemeinen Verhältnisse, verfahren die Verteidiger auch mit den Zeugenaussagen, die in ihren Kram nicht passen, insbesondere mit denen der Polizei. Nach dieser Richtung hat ihnen allerdings eine scharfe Zurechtweisung nicht gefehlt, indem der Prokureur nach Schluß der Verteidigungsreden abermals das Wort nahm, um das Gebahren eines Teiles der Verteidiger, der sich grundloser Verdächtigungen unbequemer Zeugen bedient hätte, zu verurteilen, ohne daß ein Wort der Erwiderung nur versucht worden wäre.

An anderer Stelle erfolgt ein weiterer Protest gegen die Verteidigung im Prozeß. Die „Düna-Ztg." hatte in

einem summarischen Referat über alle Verteidigungsreden gesagt: „Die Gemeindeglieder der Marienburgschen Gemeinde kämpften nicht gegen den Pastor und den Baron, sondern gegen das mit dem heutigen Leben nicht mehr in Einklang zu bringende Patronatsrecht. Wenn man die Angeklagten und insbesondere den Sahlit als Brandstifter ansehe, so seien diese nur die Erfüller eines alten Wunsches der Volksmasse. Nur in einer solchen erhabenen Rolle könne man sich die Angeklagten als Brandstifter denken. Und wenn man das im Auge behalte, so sei es im höchsten Grade unerklärlich, unlogisch und absurd, wie ein solcher heroischer Verteidiger der Rechte seiner Mitbrüder auf einmal zum Preisgeben seiner so eifrig verfochtenen heiligen Sache und am Ende zum schnöden Verräter seiner Kampfgenossen habe werden können." — Die in diesen Worten liegende Umkehrung aller sittlichen und moralischen Begriffe kommentirt Freiherr H. v. Loudon in der „Düna-Ztg." (Nr. 231) folgendermaßen:

„Weil das Patronatsrecht sich angeblich überlebt hat, wird der Kampf gegen dasselbe nicht nur gerechtfertigt, sondern werden diejenigen, die vor keinerlei Verbrechen zurückschreckten, als heroische Verteidiger der Rechte ihrer Mitbrüder verherrlicht. Die Herren Verteidiger — zur Ehre derselben setze ich voraus, daß nur ein einziger von ihnen den von mir zitierten Passus gebraucht hat — hätten wohl die Pflicht, einen Kollegen, dem die verbrecherische Tätigkeit einer Mordbrennerbande erhaben dünkt, von ihren Rockschößen abzuschütteln. Er wird sicherlich mit offenen Armen dort aufgenommen werden, wohin er gehört, nämlich in die Gesellschaft seiner Marienburger Gesinnungsgenossen, deren Taten er als heroische Verteidigung der Rechte (?) ihrer Mitbrüder preist. Es ergreift einen tiefe innere Empörung, wenn man dies traurige Bild der moralischen Entgleisung eines Verteidigers sieht, von dem man doch a priori annehmen sollte, daß er Jurisprudenz studiert hat, um in praktischer Tätigkeit dem Recht gegenüber dem Unrecht und dem Gesetz zum Siege zu verhelfen.

Der von mir wiedergegebene Passus der Rede des mir unbekannten Verteidigers ist an die Adresse der Marienburgschen und andrer Brandstifter gerichtet und wird sicherlich den Effekt haben, daß den bisher verübten Verbrechen noch andre gleicher Natur folgen werden. Gilt es doch, die Rechte der Mitbrüder heroisch weiter zu verteidigen."

Diesen und einigen folgenden Auslassungen des Freiherrn von Loudon gegenüber behauptet der Rechtsanwalt Chwolson zwar, daß die Wiedergabe des Inhalts der Reden dem faktischen Sachverhalt nicht entspricht und daß er sich veranlaßt sehe, gegen Herrn v. Loudon wegen der beleidiaußerungen in der „Düna-Ztg." beim Bezirksgericht Klage zu führen, — doch verlautet vier Monate nach dieser Ankündigung noch nichts von der Klageerhebung.

Die „Düna-Ztg." (Nr. 231) legt, unter Berufung auf die Aussagen Pastor Walters (s. S. 16 f.), der Gesammtheit der lettischen Presse und Vereine die zu den Brandstiftungen führende Verwirrung der sittlichen Begriffe zur Last und fordert von der Presse eine unzweideutige Verurteilung des Verbrecherischen der Propaganda, über die sittliche Depravation, die sie in weite Kreise trage rc. Noch habe sie kein mannhaftes, energisches Wort in den Spalten der lettischen Presse gelesen, das dahin laute. Dieser allgemeine Vorwurf, den die „Düna Ztg." später auf das berechtigte Maß eines Teiles der lettischen Presse und Vereine reduziert, erregt einen Sturm der Entrüstung in den lettischen Blättern, der sich aber naturgemäß gegen die in Bausch und Bogen an ihre Adresse gerichtete Vorhaltung wendet und die Aufmerksamkett von dem Kern der Sache ablenkt. Es ist möglich, daß ohne die so entfachte Erbitterung die Verurteilung der Verbrecher durch das Gericht tieferen Eindruck bei der Bevölkerung gemacht hätte. — Über diese Preßfehde urteilt der Jahresbericht des Rigaschen Stadtpropstes im „Rig. Kirchenbl." (1904, Nr. 6) bei der Besprechung der nationalen Verhältnisse:

„Fast wollte es scheinen, als ob die ganze Bewegung in ruhigere, besonnere Bahnen einlenken wollte, in jüngster Zeit aber hat die radikale Strömung wieder an Breite gewonnen, so daß die gesetzmäßige Richtung schwer dagegen ankämpfen kann. Einen unheilvollen Einfluß haben in dieser Beziehung die an den unglückseligen Marienburger Brandstiftungsprozeß anknüpfenden Preßverhandlungen gehabt. Daß aus ihnen der alte Hader neue Nahrung gewonnen hat und die Flammen wieder hoch aufgelodert sind, in heftigerer Weise als seit langer Zeit, das ist leider von beiden Seiten mit verschuldet worden. Wenn dort aus der, durch eine ganz unerwartete Frage provozierten und darum jedenfalls nicht vorher reiflich erwogenen, geschweige denn sorgfältig formulierten Äußerung eines Zeugen (deren korrekte Wiedergabe auch nicht einmal verbürgt werden konnte), sowie aus den stellenweise maßlosen und sehr anfechtbaren Plaidoyers der Verteidiger in einem Teil der deutschen Presse Konsequenzen gezogen wurden, die immerhin den Anschein erwecken konnten, als würde der lettischen Presse, resp. den Vereinen die Verantwortung für das dort Verlautbare zugeschoben, so mußte dabei die in solch heiklen Fragen durchaus erwünschte besonnene Objektivität vermißt werden. Da kann es kaum Wunder nehmen, wenn in der gegnerischen Presse ein Sturm der Entrüstung losbrach, wenngleich es tief zu bedauern ist, daß sie nun genau in denselben Fehler der Verallgemeinerung verfiel, den sie so scharf bekämpfte, indem sie in der einen Preßstimme (so wie sie sie verstand) die Stellungnahme des Deutschtums überhaupt widergespiegelt zu sehen behauptete, und darum emphathisch ausrufen konnte: nun ist es klar und offensichtlich; es gibt für uns keinen Frieden mit den Deutschen! — Jedenfalls wird es nicht leicht sein, den neu entstandenen Riß wieder zu heilen. Aufs neue aber hat sich's gezeigt, daß

solche Polemik in der Presse, wenn sie nicht mit großer Ruhe und Besonnenheit und mit ganz blanken Waffen geführt wird, nicht zum Frieden dient, sondern nur dazu beiträgt, die nationalen Gegensätze zu schärfen."

Gegen das Urteil des Bezirksgerichts wird von sämtlichen Angeklagten beim St. Petersburger Appellhof Berufung eingelegt. Eine andere Antwort auf die Schuldfrage wird dort nicht gegeben werden, vielleicht aber gelingt es, den Kreis der Schuldigen zu vergrößern. Die vom Prokureur erwähnte Möglichkeit von Geldzahlungen für die Brandstiftungen ist nicht von der Hand zu weisen. Ist es doch bereits aufgefallen, daß die an sich nicht bemittelten Angeklagten sich Verteidiger beschaffen konnten, die ihnen bedeutende Kosten verursachen müssen. Aus welcher Quelle solche Geldsummen stammen, das ist einstweilen noch unbekannt. — Dem aufmerksamen Beobachter wird neben manchem andern aufgefallen sein, daß in dem öffentlichen Ankleben von aufreizenden Proklamationen durch den Kirchenvormund Zerrin nichts Strafbares gesehen worden ist.

3. Okt. Es wird bekannt, daß Seine Majestät der Kaiser unter dem 22. August d. J. Allergnädigst zu befehlen geruht hat: den ehemaligen Prediger zu St. Michaelis, Pastor Hermann Lezius, von allen gesetzlichen Folgen der mittels Urteils des St. Petersburger Appellhofes vom 11. Mai 1900 erfolgten Verurteilung zu befreien. Pastor Lezius war zur Remotion vom Amte auf 3 Jahre verurteilt worden, von welcher Frist seit dem Inkrafttreten des Urteils noch nicht $1^1/_2$ Jahre verflossen sind. („Nordl. Ztg.")

3. Okt. Zum Rektor der Jurjewschen Universität wird auf 4 Jahre der Professor der Astronomie Dr. astr. Lewitzki ernannt.

3. Okt. Fellin. Laut einem Beschluß der Stadtverordneten-Versammlung vom 29. Sept. c. tritt eine besondere freiwillige Schutzwache ins Leben, die mit der Ortspolizei nachts Patrouillengänge ausführt. Die häufigen Einbrüche der letzten Zeit, die Bildung ganzer Diebsbanden drängte zu diesem Akt der Selbsthilfe, der bereits früher mit Erfolg angewandt worden ist. Die ersten Patrouillen werden vom Stadthaupt Baron Engelhardt und einigen Kaufleuten abgegangen.

3. Okt. Jurjew (Dorpat). Vor einiger Zeit war vom Morgensternschen Denkmal die Platte mit der deutschen Aufschrift: „Morgensterns Garten" gestohlen

worden und die Universität ließ unlängst eine neue Platte aus Gußeisen mit der Aufschrift: „Садъ Моргенштерна" in russischer Sprache anbringen. . . Diese wertlose Platte wird nun auch gestohlen.

4. Okt. In Alt-Kusthof im Jurjewschen (Dörptschen) Kreise wird eine Ministeriumsschule eröffnet, die an die Stelle der evangelisch-lutherischen Gemeindeschule tritt.

7. Okt. Die Landschaftversammlung von Opotschka (Pleskau) beschließt, bei der Regierung um den Bau einer Zufuhrbahn von Smolensk nach Walk, und zwar über Poretschje, Welish, Newel, Opotschka und Pondery, zu petitionieren. Diese neue Schienenverbindung zwischen Livland und dem Innern des Reiches hat in erster Linie die wirtschaftliche Hebung der getreidearmen Gouvernements Pleskau und Witebsk im Auge.

8. Okt. Reval. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt, dem Gouverneur mitzuteilen, daß die Stadt bei der Verminderung ihrer Einnahmen aus den Hafengeldern und bei der Steigerung der Forderungen auf allen Gebieten des Stadthaushaltes nicht in der Lage sei, das Arrestlokal der Polizei zu vergrößern und den Stadtteilsaufsehern Wohnungen in natura oder höhere Quartiergelder anzuweisen, zumal da die Stadt bereits 22,625 Rbl. mehr für die Polizei verausgabe, als durch den Allerhöchst bestätigten Etat vorgesehen ist.

8. Okt. In einem „Warum häufen sich die Verbrechen?" überschriebenen Leitartikel weist der „Uus Aeg" zunächst darauf hin, daß mit dem Heranziehen fremder Eisenbahnarbeiter, unter denen es so manchen abgefeimten Schelm und Abenteurer geben könne, die Zahl der Verbrechen in den betreffenden Gegenden einen besonderen Zuwachs aufzuweisen pflege, wobei man gewohnt sei, alles dem eigenen Landvolk aufs Kerbholz zu schreiben. Man beachte auch zu wenig, daß die Eisenbahnen neben ihrem hohen Kulturwert den Nachteil hätten, das heimatlose Verbrechertum zu vermehren. — Des weiteren bedauert das genannte Blatt, daß unsre Volksschule auf Irrwege geraten sei: „Es ist nicht unsre Art, den alten Schulmeistern, die vor der Reform wirkten, Loblieder zu singen, aber das müssen wir zugeben, daß sie auf die Herzensbildung der ihnen anvertrauten Kinder weit mehr Gewicht legten, ihre Gesittung mit weit größerem Eifer zu fördern trachteten, als die spätere Lehrgeneration. An Wissenschaftlichkeit ist ja ein Teil der modernen Lehrer den alten voraus, aber in Schule und Volksleben sind eben Unterricht und Erziehung genau gleichwertig. Sowohl die früheren als auch der weitaus größte Teil der modernen Schulmeister haben keine eigentliche pädagogische Ausbildung erhalten. Wenn der Schulmeister der älteren Epoche die Kinder trotzdem das Böse besser hassen lehrte, so tat er es einfach nach der Väter Weise, während der moderne Schulmeister die Erziehung für nebensächlich hält,

in der Voraussetzung, daß die erzieherischen Resultate bei der Schulrevision schwer festzustellen sind. Infolge des bei der geringen Besoldung erklärlichen Mangels an guten Volksschullehrern haben wir in letzter Zeit eine erschreckende Zahl junger Schulmeister erhalten, die von erzieherischen Unterrichtsmethoden keine Ahnung haben. Solche Pfuscher sind eine Volksplage. Nebenbei verleiten sie das Volk zu schiefen Ansichten über die Grundprinzipien der Schulreform. Fragt man solch einen Schulmeister, warum seine Zöglinge so und so geraten sind, so antwortet er: „Das ist nicht meine Sache, die Hauptsache ist das Russische — genüge ich damit dem Inspektor, so ist alles in Ordnung..." Die Ausrede, als ständen Erziehung und Herzensbildung nicht im Programm unsrer gegenwärtigen Volksschule, ist eine Erfindung unsrer jämmerlichen Volksschullehrer. . . . (Rev. Ztg. Nr. 228.)

9. Okt. Riga. Zum Direktor des Alexandergymnasiums wird der Vorsteher der Kanzlei des Kurators Oppokow ernannt.

9. Okt. Jurjew (Dorpat). Der russische Verein „Rodnik" veranstaltet bei einem Besuche des Kurators Jswolski in der Stadt eine feierliche Begrüßung dieses Regierungsvertreters, deren bisherige Unterlassung der „Rish. Westn." dem Verein so übel genommen hatte (Balt. Chr. 1902 Okt. 2). In seiner Ansprache bemerkt der Vorsitzende des Vereins u. a., daß der „Rodnik" zu seiner Befriedigung nicht wenige Glieder mit Familiennamen habe, die nicht russisch klängen. Der Kurator wurde zum Ehrenmitglied des Klubs proklamiert.

In einer Rede auf diesem Fest konstatiert der Direktor des Veterinärinstituts Raupach die mit jedem Jahre inniger werdende Verbindung der hiesigen Bevölkerung mit den Russen, die hauptsächlich der weisen Stufenfolge bei der Durchführung der „Reformen" zu danken sei, und sprach den Wunsch aus, daß der Klub die verschiedenstämmigen Elemente der Stadt Jurjew vereinigen möge. Dazu gab Raupach eine interessante historische Notiz über die Initiatoren der Einführung der russischen Sprache für die Kollegien am Veterinärinstitut, die ihre Analogie finde in der Geschichte der Universität. — Raupachs einziger, resp. Hauptgenosse bei diesem Werke war ein Deutscher aus Preußen, der am Veterinärinstitut und an der Universität Vorlesungen hielt und nicht ein Wort russisch verstand. Er wußte sehr wohl, daß er bei der Einführung der Reform auf seine Kollegia verzichten müsse, aber für ihn, einen preußischen Untertan, waren die baltischen Sitten, in einer höheren Staatslehranstalt junge Leute für den Dienst im weiten russischen Reich derart vorzubereiten, daß sie die Sprache des weitaus gewaltigsten Teiles Rußlands durchaus nicht kannten, vollständig unverständlich und vertrugen sich nicht mit seiner Überzeugung.

9. Okt. Finnland. Der Generalgouverneur wohnt der ersten Sitzung des Senats bei, in der russisch verhandelt wird.

Die Einführung der russischen Sprache als Geschäftssprache im Finnländischen Senat gibt der „Finländskaja Gaseta" Gelegenheit zu einem ihrer historischen Rückblicke. Die Einführung der russischen Sprache als Geschäftssprache ist, wie das Blatt behauptet, im Prinzip bereits unmittelbar nach der Eroberung Finnlands beschlossen worden, doch blieb infolge verschiedener Umstände das Schwedische die Geschäftssprache in den Administrativbehörden Finnlands und das Konsistorium der Helsingforser Universität nahm daraus Veranlassung zu erklären, daß das Lehren der russischen Sprache in den Schulen eine nutzlose Zeitvergeudung sei. Mit dem Unterricht der russischen Sprache in den Schulen wurde es daher nicht genau genommen, bald wurde er eingeführt, bald wieder eingestellt.

Als im J. 1898 die russische Regierung die Einführung der russischen Geschäftssprache anregte, suchte der damalige Senat nachzuweisen, daß Kaiser Alexander I. seine Absicht, die russische Sprache einzuführen, aufgegeben habe und daß die Einführung der russischen Sprache im Senat und in den Gouvernementsverwaltungen einen vollständigen Bruch mit den seit 1809 geübten Usancen bedingen würde. Dennoch wurde sie durch das Allerhöchste Manifest vom 7. (20.) Juni 1900 vorgeschrieben. Auf diese Allerhöchste Willensäußerung hin nahmen die meisten damaligen Senatoren ihren Abschied und wurden entlassen. Ferner verweigerte der Senat die sofortige Veröffentlichung des Manifests und machte eine untertänigste Vorstellung über die Unvereinbarkeit der neuen Ordnung mit den Grundgesetzen des Landes. Die Vorstellung wurde ohne Folgen gelassen. Darauf sandten 79 Mitglieder des Landtags eigenmächtig eine besondere Deputation an den Minister-Staatssekretär mit der Forderung die indigenen Sprachen in der Geschäftsführung des Gebiets beizubehalten. Ferner weigerten sich die Beamten Schriftstücke in russischer Sprache zu erledigen und schließlich weigerten sich auch die damaligen Gouverneure kategorisch, die Bedingungen für die Anwendung des neuen Gesetzes zu schaffen. Alle diese Widerstände sind jetzt beseitigt.

10. Okt. Libau. Der Großfürst Thronfolger passiert Libau auf der Reise von Dänemark nach Woronesh.

11. und 12. Okt. Reval. I. Estländischer Aerztetag. Die Beteiligung von 53 Ärzten kann als sehr rege bezeichnet werden. Zum Präses wird Dr. v. Wistinghausen-Reval gewählt, zum Sekretär Dr. Kupfer-Kuda, zum Kassaführer Dr. Weiß-Reval.

11. Okt. Windau. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt, bei der Regierung um den Bau einer Eisenbahnbrücke über die Windau bei der Stadt zu petitionieren.

12. Okt. In Wilna ist ein lettischer Verein bestätigt worden. („Rig. Aw.").

12. Ok. Beim griechisch-orthodoxen Sipasso-Preobrashensfischen Frauenkloster, 12 Werst von Mitau belegen, besteht seit 1900 eine Schule, die 45 Schüler zählt, von denen 35 lutherischer Konfession sind. („Kurl. Gouv.-Ztg.")

13. Okt. Jurjew (Dorpat). Generalversammlung des Livländischen Vereins zur Förderung der Landwirtschaft und des Gewerbefleißes. Die Nordlivländische Augustausstellung hat an Ausgaben 4500 Rbl. beansprucht, ca. 1000 Rbl. weniger als im Vorjahre, und einen Reingewinn von 3500 Rbl. gebracht. Die Ausgaben für die Prämiirung sind beständig gesteigert worden nnd erreichten in diesem Jahr 2200 Rbl. Sehr zurückgegangen ist die Einnahme aus den Verkaufsprozenten. — Im Januar soll eine Kommission aus je drei Vertretern der drei größeren einheimischen Ausstellungsunternehmen (in Reval, Wenden und der Embachstadt) zusammentreten, um ein von möglichst einheitlichen Gesichtspunkten beherrschtes und auf einheitliche Ziele hinarbeitendes Vorgehen auf diesen Ausstellungen zu vereinbaren.

16. Okt. Libau. Ein Beschluß der Stadtverordnetenversammlung verdient festgenagelt zu werden. Die Versammlung beschließt nämlich auf einen Antrag des Vorsitzenden der Krankenhauskommission, Stadtrat Schneiders, und des Stadtverordneten W. Dreyersdorff, beim Stadtkrankenhaus Kontrollbücher einzuführen, in die die diensthabenden Aerzte täglich ihre Namen eintragen sollen als Beweis dafür, daß sie den Stationen einen Besuch abgestattet haben. Zur Begründung des Antrages war ein Aktenmaterial, dessen Verlesung 2½ Stunden beansprucht hatte, vorgelegt worden, aus dem hervorging, daß während der Beurlaubung eines der Ordinatoren die Infektionsabteilung zwar nicht regelmäßig von seinem Stellvertreter besucht worden war, die Kranken aber von dem Assistenzarzt der Anstalt während dieser Zeit durchaus sachgemäß ärztlich bedient worden waren. Der Beschluß der Stadtverordnetenversammlung wird mit 34 gegen 15 Stimmen gefaßt, und eine Anzahl der Gegner desselben gibt ein Separatvotum zu Protokoll.

Das Separatvotum, das von den Stadtverordneten Heymowsky, Adolphi und 12 andren Stadtverordneten unterschrieben worden ist, erklärt: „Die von Herrn Schneiders vorgeschlagene Maßnahme halten wir für genügender Begründung entbehrend, zwecklos und beleidigend für die beim Libauschen Stadtkrankenhause dienenden Ärzte." Das Separatvotum gibt in erster Linie zu, daß während der Beurlaubung des Ordinators in formeller Hinsicht unrichtig verfahren worden ist, daß aber solcher modus procedendi nur zeitweilig vorgekommen sei und der Wiederholung durch die einzig richtige und vollkommen genügende Anordnung des Stadtamts vorgebeugt werde, daß der Oberarzt unabweichlich darauf zu achten habe, daß als Stellvertreter der Ordinatoren nicht Ärzte vorgestellt werden, die den besonderen Eigenschaften ihrer Privatpraxis nach der Möglichkeit beraubt sind, sämtliche Kranke der betr. Abteilung zu besuchen. Die Zwecklosigkeit und Schädlichkeit des Beschlusses der Stadtverordneten wird dann folgendermaßen auseinandergesetzt:

„Der Zweck der Stadtverwaltung bestehe im gegebenen Falle darin: den Kranken zu richtiger und sorgfältiger Behandlung zu verhelfen und dieser Zweck kann durch eine solche formelle Maßnahme, wie die Nötigung der Ärzte, täglich in den in den Abteilungen ausgelegten Büchern ihre Namen einzutragen, nicht erreicht werden. Die einzige wirksame Nötigung zur sorgfältigen Behandlung kann für die Ärzte nur das Pflichtgefühl und die Hingebung an den Beruf sein und besteht die Aufgabe der Stadtverwaltung ausschließlich darin, nur solche Ärzte zum Dienst zu berufen und in demselben zu belassen, bezüglich deren sie auch nicht einen Augenblick daran zweifelt, daß sie diese Eigenschaften in genügendem Maße besitzen. Von diesem Gesichtspunkt wäre die Einführung der von Herrn Schneiders beantragten Kontrollbücher gleichbedeutend mit dem Ausdruck eines Zweifels daran, daß die Ärzte im Libauschen Krankenhause diese Eigenschaften besitzen und käme somit diese Maßnahme einer sehr empfindlichen und durch nichts verdienten Beleidigung gleich. Als Resultat würde die sehr wahrscheinliche Folge der Einführung der von Herrn Schneiders beantragten zwecklosen und für die Ärzte beleidigenden Maßnahmen die sein, daß der gegenwärtige Bestand der Ärzte des Krankenhauses, welcher volles Vertrauen genießt und der Stadtverwaltung durch seine nützliche Tätigkeit bekannt ist, um seinen Abschied einkommen würde und daß es der Stadtverwaltung nicht möglich sein dürfte, für dieselben würdige Nachfolger zu finden. Demnach schädigt die von der Stadtverordnetenversammlung einzuführende Maßnahme offenbar die Interessen der lokalen Bevölkerung." (Pkt 2, Art. 83 der Städteordn.)

Die Ärzte des Krankenhauses Dr. Dr. Johannsen, Lackschewitz, Meyer und Liedke suchen darauf um die Entlassung aus dem Dienst des Krankenhauses nach mit der Begründung, daß seit der Ernennung des Stadtrat Schneiders

zum Präses der Krankenhauskommission durch ihn und auf seine Veranlassung durch das Stadtamt und die Stadtverordnetenversammlung eine Einmischung in die Sphäre der ärztlichen Thätigkeit am Krankenhause stattgefunden habe, die sie als ungünstig für dieselbe und für unvereinbar mit der Würde des ärztlichen Standes ansehen.

Am 30. Okt. geben 21 Teilnehmer einer abends zuvor abgehaltenen Versammlung Libauer Ärzte in der „Lib. Ztg." die Erklärung ab, daß durch das Vorgehen der Kommunalverwaltung die Würde des ärztlichen Standes angegriffen und die Gewissensarbeit der Ärzte herabgesetzt werde. Dagegen erklärt der Libausche Arzt Dr. Waeber in seinem Namen und dem einiger andrer Teilnehmer der Versammlung, daß ohne eine eingehendere Prüfung des Verhaltens der Krankenhausärzte eine Stellungnahme zur Frage ihnen nicht möglich sei. Ganz im Sinne der Minorität der Stadtverordnetenversammlung und der Erklärung der 21 Libauer Ärzte spricht sich ein vom 14. Nov. datiertes, in der „Lib. Ztg." veröffentlichtes Gutachten des Vorstandes der Livländischen Abteilung des Petersburger ärztlichen Vereins zur gegenseitigen Hilfe aus, das von den Krankenhausärzten erbeten worden war, und verurteilt gleichzeitig das Vorgehen Dr. Waebers. Bedauerlicher Weise gibt der Umstand, daß das Gutachten von dem Präses des Vorstandes Dr. Truhart, dessen Unbefangenheit als Vater eines in die Affaire verwickelten Assistenzarztes bestritten wird, mitunterzeichnet worden war, Anlaß, den persönlichen Angriffen, die bei der Behandlung des Ärztekonflikts in der Presse ihre Rolle spielen, eine neue Nahrung zu geben.

Auf die in der „Lib. Ztg." sich bis in den Dezember hinein fortziehenden polemischen Erklärungen und das in Nr. 8 des „Lib. Sonntagsbl." veröffentlichte Aktenmaterial des Libauer Stadtamts näher einzugehn, erübrigt sich an dieser Stelle.

Der Kontrollbücherbeschluß der Stadverordnetenversammlung wird von der Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten nicht bestätigt und dieser Umstand veranlaßte die Ärzte des Krankenhauses, die ihre Stellung zum 1. Dez. gekündigt hatten, aber auf Bitten des Stadamts ihr Amt interimistisch noch einige Tage darüber hinaus versahen, ihr Entlassungsgesuch zurückzuziehen, worauf das Stadtamt aber nicht einging. Es wird darauf nach Abgang der alten Ärzte eine provisorische ärztliche Leitung für das Krankenhaus bestellt, die von der Stadtverwaltung zu definitiver Übernahme berufenen Ärzte lehnen aber entweder den Ruf ab oder werden vom Gouverneur nicht bestätigt.

Digitized by Google

Der Stadtrat Schneiders, dessen Wahlperiode abläuft, wird am 16. Dezember von der Stadtverordnetenversammlung mit nur 28 gegen 24 Stimmen wiedergewählt, aber vom Gouverneur nicht mehr im Amt bestätigt.

16. Okt. Libau. Die Grundsteinlegung zu einer griechisch-orthodoxen Kirche, die 900 Personen fassen soll, wird in der Festung vollzogen.

16. Okt. Jurjew (Dorpat). Die Stadtverordnetenversammlung beschließt, eine fünfte städtische Elementarschule im Januar n. J. zu eröffnen. — Vom Kurator ist eine Mitteilung eingetroffen, daß er den Stundenplan einer Selekta der Elementarschulen für 13 bis 15jährige Knaben nicht bestätigt habe und Stelle der obligatorischen 10 Stunden Estnisch und Deutsch nur drei Stunden Estnisch und drei fakultative Stunden Deutsch ansetze. Die Versammlung vertagt die Angelegenheit bis zur Entscheidung über die Petition der Stadt in Sachen des fakultativen deutschen Unterrichts in ihren Elementarschulen. — Das Gesuch des Kuratoriums des hiesigen Puschkin-Gymnasiums um Überweisung eines Grundstücks für ein Schulgebäude oder um Assignierung der für den Ankauf eines solchen Grundstückes erforderlichen Summe wurde angesichts dessen, daß dem Gymnasium von der Krone hundertunddreizehntausend Rbl. für den Bau eines neuen Schulgebäudes angewiesen sind und die Stadt alle verfügbaren Mittel für Elementarbildung verwenden wolle, einstimmig abgelehnt.

17. Okt.–2. Nov. In Mitau findet eine Heraldische Ausstellung im Museumsgebäude statt, die erste, die in den Ostseeprovinzen veranstaltet wird. Außer dem rein heralaldischen und sphragistischen Material sind Arbeiten des alten und des modernen Kunstgewerbes ausgestellt. Die Ausstellung ist von der Sektion für Genealogie, Heraldik und Sphragistik der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst veranstaltet worden, die in 10jährigem Bestehen anregend und erfolgreich auf den von ihr gewählten Gebieten der baltischen Geschichte gearbeitet hat.

17. Okt. Wie im Vorjahre werden in diesen Tagen von den Mittelschulen mehrtägige Schülerexkursionen nach Moskau

und Petersburg veranstaltet (s. Balt. Chr. 1902/3 S. 19). Die Exkursion der Libauschen Kommerzschüler nach Moskau nimmt ein unerwartetes Ende, da der Oberpolizeimeister den jüdischen Schülern den Aufenthalt in der Residenz verbietet, worauf die ganze Gesellschaft nach Hause reist.

18. Okt. Zum Reformationsfest stattet die Unterstützungskasse der evangelisch-lutherischen Kirche Rußlands den Bericht für 1902 ab. Die Gesammtausgaben beliefen sich auf 126,118 Rbl. und haben um 5000 Rbl. gegen das Vorjahr zugenommen. Der Kollektenertrag aus den Ostseeprovinzen ist ungefähr der gleiche geblieben wie 1901, und betrug ca. 29,000 Rbl., von denen die Hälfte von den Bezirkskomitees direkt für Bedürfnisse der hiesigen Gemeinden verausgabt wird. Vom Zentralkomitee wurden den baltischen Bezirkskomitees ca. 4600 Rbl. zugewandt, so daß der Beitrag der Ostseeprovinzen für die Diaspora nur ca. 10,000 Rbl. ausmacht.

20. Okt. Von der Gemeindelehrerwahl in Katzdangen (Kreis Hasenpoth) berichtet die „Rig. Aw." die typische Erscheinung, daß die Gemeindevertreter, da sich 10 Bewerber gemeldet hatten, die Gagen soweit herabsetzten, daß die Kandidaten sich dahin einigten, von der Bewerbung zurückzutreten. Nachdem die Konkurrenz so beseitigt worden war, erklärten sich zwei von ihnen doch bereit, auf die Bedingungen einzugehen und wurden dann natürlich gewählt. — Ein Gegenstück dazu bietet eine Verhandlung des Rigaschen Bezirksgerichts in Sachen einer Lehrerwahl in Lubahn (Kreis Wenden). Dort hatten 2 Gemeindedelegierte beim Bauerkommissar darüber Klage geführt, daß Agenten des schließlich gewählten Bewerbers, der nicht einmal die geforderte Lehrqualität hatte, die Delegierten am Wahltage derart mit Getränken bewirtet hätten, daß einige von ihnen keinen klaren Begriff von der Verhandlung gehabt hätten. Darauf strengten die Angeschuldigten eine Verläumdungsklage an; vor dem Bezirksgericht wurde indeß die Wahrheit der angeblichen Verläumdungen nachgewiesen und es erfolgte Freispruch. (Düna-Ztg. Nr. 261). — Nach den Zeichen ethischer Unreife, die bei den Lehrerwahlen zu Tage treten, wird

man nicht gern auch die Wahl der Pastoren schon jetzt in die Hände der Bauerschaft legen.

21. Okt. Zur Einführung der russischen Geschäftssprache in den baltischen Ritterschaftsinstitutionen bringen der „Rish. Westn.“ und die „Now. Wrem.“ die Notiz, daß einer der baltischen Gouverneure neuerdings die Frage angeregt habe, ob für die innere Geschäftsführung dieser Institutionen nicht die russische Sprache vorgeschrieben werden solle. — Nach der „Düna-Ztg.“ (Nr. 144) handelt es sich darum, daß für Livland die Frage angeregt worden ist, die russische Geschäftssprache nur für die Angelegenheiten einzuführen, die die Landesverwaltung betreffen, nicht aber für die ständischen Angelegenheiten der Ritterschaft. — Der „Rish. Westn.“ erhält seine Nachricht für Kurland aufrecht.

22. Okt. S. M. der Kaiser hat in Wiesbaden eine Zusammenkunft mit Kaiser Wilhelm. Am folgenden Tage stattet der Deutsche Kaiser einen Gegenbesuch in Wolfsgarten ab.

22. Okt. Walk. Vom Geiste der neuen Stadtverordnetenversammlung zeugt folgendes Referat des „Walk. Anz.“: Der Stadtverordnete Dr. Grauding hatte in einer die Freiwillige Feuerwehr betreffenden Verhandlung vorgeschlagen, die Hausbesitzer der Vorstädte zum Besten der Feuerwehr zu besteuern und falls sie diese Steuer nicht leisten, bei einem Brande in der Vorstadt die Feuerwehr nicht ausrücken zu lassen! — Der Verwaltungsrat der Freiwilligen Feuerwehr hat dagegen erklärt, daß die Besteuerung zwar sehr wünschenswert sei, daß die Feuerwehr aber bei jedem Brande, sei er in der Stadt oder in der Vorstadt, ausrücken müsse.

22. Okt. In der Wiek wird die erste Ministeriumsschule eröffnet, und zwar in Orrenhof, nachdem die Taibelsche Gemeinde ihren Beschluß hinsichtlich der Gründung einer solchen Schule in ihrem Gebiet rückgängig gemacht hat, — wie der „Rish. Westn.“ natürlich sagt, „unter dem Einfluß privater Überredungen“.

23. Okt. Das Notstandskomitee für Marienburg, Seltinghof und Oppekaln (s. Balt. Chr. 1903 Jan. 7.) hält seine Schlußsitzung ab, in der über den Überschuß von 1270 Rbl. bar und 518 Pud Korn Beschluß gefaßt wird. Das Geld wird

dem Marienburgschen Frauenverein und dem dortigen orthodoxen Wohltätigkeitsverein überwiesen.

23. Okt. Riga. Der evangelische Marien-Diakonissenverein beschließt sein bisheriges Immobil der Stadt zu verkaufen und auf dem neuen, bereits vor einigen Jahren erworbenen Grundstück ein neues Kranken- und Schwesternhaus für 154,000 Rbl. zu erbauen.

24.–25. Okt. Reval. Sitzungen des Ritterschaftlichen Ausschusses.

26. Okt. Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin treffen mit Höchstihren Kindern und dem Großherzog von Hessen mit der Prinzessin Elisabeth aus dem Auslande in Skiernewice ein.

27. Okt. Durch gerichtliches Urteil ist dem Besitzer von Dagoe-Großenhof das Eigentum am Lande zweier Gemeindeschulen mit allen darauf befindlichen Baulichkeiten zugesprochen worden. (Teataja).

Darob erheben sich im „Rish. Westn." die bekannten verlämderischen Klagen über die „schulfeindlichen" Gutsbesitzer.

30. Okt. Fellin. Unter den 104 gegenwärtig die orthodoxe Kirchenschule besuchenden Kindern befinden sich 30 Zöglinge evang.-lutherischer Konfession, die, — nach den dem „Fell. Anz." vom Schulleiter gemachten Angaben — ohne irgend welche Unterweisung in den Lehren ihres Glaubens zu genießen, den Religionsunterricht sowie die Kirchengesangstunden gemeinsam mit den Kindern griechisch-orthodoxen Bekenntnisses erhalten. Ao. 1901 betrug die Zahl der lutherischen Kinder in der orthodoxen Kirchenschule 100, Ao. 1902 — 70. — Der erfreuliche Rückgang auf 30 Zöglinge wird dadurch erklärt, daß neuerdings keine lutherischen Kinder mehr Aufnahme in der betr. Schule finden, — eine Maßnahme der Schulverwaltung, die nur Anerkennung verdient, da die griechisch-orthodoxe Kirchenschule nicht in der Lage war, lutherischen Kindern den ihnen zukommenden Religionsunterricht zu geben. — In Fellin ist in diesem Schuljahr eine neue Kronselementarschule mit 120 Kindern eröffnet worden.

31. Okt. Einweihung der estländischen Irrenanstalt „Seewald" bei Reval in Gegenwart des Gouverneurs Bellegarde, des Ritterschaftshauptmanns Baron Dellingshausen, des Landmarschalls von Livland, der Vertreter Revals und verschiedener

Kronsinstitutionen, des Verwaltungsrats und zahlreicher Mitglieder der Gesellschaft zur Fürsorge für Geisteskranke in Estland. Ein Priester vollzog einen Einweihungsgottesdienst nach orthodoxem Ritus, worauf Pastor Hesse die Weihrede hielt. Daran schlossen sich verschiedene Ansprachen und ein Rundgang durch die Anstalt.

Es sind zunächst 2 Krankenpavillons mit 120 Betten fertig, es fehlen noch zwei weitere, die Verwaltungs und Wirtschaftsgebäude sind aber bereits für die ganze Anlage vorhanden, die rund 235,000 Rbl. gekostet hat. Die ganze Summe ist durch Willigungen des Landtags und freiwillige Spenden aufgebracht worden bis auf 35,000 Rbl., die aufgenommen werden mußten; doch ist die Deckung dieser Summe durch den Beschluß der Krugsbesitzer Estlands sichergestellt, 3 pCt. der zu erwartenden Entschädigungssumme diesem Zwecke zuweisen zu wollen. Das Budget der Irrenanstalt balanciert mit ca. 40,000 Rbl. — Zum leitenden Arzt ist Dr. Ernst v. Kügelgen, zum 2. Arzt Dr. W. v. Holst bestellt.

31. Okt. Reval. Der Polizeimeister Kollegienrat v. Glasenapp wird verabschiedet.

31. Okt. Der „Rish. Westn." empfiehlt in einem Leitartikel den abenteuerlichen Vorschlag, die juristische und die historisch-philologische Fakultät von der Jurjewschen Universität abzutrennen und nach Riga überzuführen. Die zurückbleibenden Fakultäten würden in den freiwerdenden Universitätsräumen besser untergebracht werden können und die nach Riga versetzten Studenten hätten dort mehr Gelegenheit zur Beschaffung von Existenzmitteln, die Professoren aber würden ins graue und traurige Leben Rigas einen Strom von Neuheit, Frische und Gehobenheit bringen.

Der „Rish. Westn." verspricht auf dieses Projekt hundertmal zurückzukommen.

2. Nov. Wolmar. Die vereinigten Wolmarschen Handwerksämter begehen ihr 50jähriges Jubiläum.

7. Nov. Der Schulprozeß gegen Pastor Ernst Treu—Dickeln (s. Balt. Chr. 1903 Mai 8) wird auf die gegen das freisprechende Urteil des Rigaschen Bezirksgerichts eingelegte Berufung der Prokuratur vor dem St. Petersburger Appellhof verhandelt. Die Verteidigung führte der Rechtsanwaltsgehülfe Landesen. Der Appellhof bestätigt das freisprechende Urteil der ersten Instanz.

und Baumeister Pohlmann, zu Direktorsubstituten den Oberbauerrichter Parts und den Predigtamtskandidaten Männing. Da die Herren Bokownew und Pohlmann die Annahme der Wahl ablehnen, so treten die Substituten ins Direktorium. In die Revisionskommission werden lauter neue Persönlichkeiten gewählt, darunter nur vier Delegierte des Vereins. Gegen die Wahl von Nicht-Delegierten zu Vereinsämtern wurde, als den Statuten zuwiderlaufend, Protest eingelegt und der Protest zu Protokoll gegeben.

Sämtliche Verwaltungsbeamten des Vereins nehmen ihren Abschied.

In der „Nordl. Ztg." vom 28. Febr. erscheint folgende Annonce: Zur Klärung der Situation. Das hiesige deutsche Publikum wird seitens der deutschen Presse über die Bestrebungen in den estnischen Kreisen bedauernswerter Weise äußerst einseitig und tendenziös unterrichtet, infolge dessen sich innerhalb der deutschen Gesellschaft durchaus irrige Ansichten über die wahren Ziele und Maximen der Handlungsweise der estnischen Mitbürger gebildet zu haben scheinen. Man spricht von einer planmäßigen Verdrängung des deutschen Elements aus dem kommunalen und gesellschaftlichen Leben, von einer grundsätzlichen Ausrottung des deutschen Wesens usw.

Von alledem ist nichts wahr.

Auf estnisch-nationaler Seite wird streng in den Grenzen der Gesetzlichkeit lediglich dafür gearbeitet, daß die Einwohner unsres Landes deutscher und estnischer Zunge in der Sphäre des kommunalen und gesellschaftlichen Lebens in Grundlage der Gleichberechtigung ihre Kräfte der Förderung allgemeiner Interessen widmen dürfen. Dieses erscheint nur auf der Basis einer gesunden Gegenseitigkeit, keinesfalls aber unter den bisherigen Voraussetzungen möglich, wonach das deutsche Element trotz seiner Minorität in Stadt und Land die ausschließliche Herrschaft ausübte, während die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung unter Erfüllung schwerer Pflichten rechtlos in lähmender Passivität verharren müßte.

Daß es auf der andern Seite nicht ohne schmerzliche Empfindungen zur Entäußerung der bisherigen ausschließlichen Herrschaft in kommunaler und gesellschaftlicher Beziehung kommen kann, weiß man auf estnischer Seite sehr wohl zu würdigen, an der Sache selbst jedoch dürfen solche Erwägungen nichts ändern, ebensowenig wie Unmut atmende Drohbriefe, wie solche in letzter Zeit in verstärkter Anzahl an die Adresse des Unterzeichneten gelangen. Soviel sei doch betont, daß blinde Leidenschaftlichkeit und hetzerische Aktivität auf der andern Seite die estnisch-nationalen Kreise nicht zu gleichem Vorgehen veranlassen wird. Im Bewußtsein unsres Rechts und unsrer Pflichten werden wir im Geiste der Gerechtigkeit den berechtigten Forderungen der deutschen Mitbürger in jedem Falle Rechnung zu tragen wissen. J. Tönnisson, Redakteur.

Oktober 1904.

Beilage

zur

Baltischen Monatsschrift.

Baltische Chronik

1903/1904.

Grand Prix.
Höchste Auszeichnung auf der Rigaer Jubiläums-Ausstellung.

J. Tresselt,

Pianoforte-Fabrik, Riga

empfiehlt

Flügel und Pianinos

nach dem neuesten System
in allen modernen Stilarten und Hölzern.

Flügel von Rbl. 525 an.
Pianinos von Rbl. 360 an.

Telephon 609.

Digitized by Google

Es ist zu befürchten, daß die städtischen Wähler bei näherer Bekanntschaft mit ihren Führern die Erfahrungen unsrer nationalen Pastorenwähler ebenfalls machen werden."

2. Juni. Jacobstad, Finnland. Da es dem in Jakobstad stationierten Gendarmeriechef nicht möglich ist, ein passendes Privatquartier zu finden, haben die dortigen Stadtverordneten auf Vorschlag der Einquartierungskommission beschlossen, ein kleineres Gebäude mit den erforderlichen Räumlichkeiten zu Wohnungszwecken für den Gendarmeriechef anzukaufen. Sollte letzterer mit den in Aussicht genommenen Räumlichkeiten nicht zufrieden sein, so lehnen die Stadtverordneten jede weitere Vermittlung in dieser Angelegenheit ab und überlassen es dem erwähnten Chef, sich nach Empfang der gesetzlichen Quartiergelder selbst eine Wohnung zu suchen. (Rev. Ztg.)

2. Juni. Helsingfors. Anläßlich der Nichtbestätigung der beiden gewählten Stadtverordnetenvorsitzenden, Bankdirektor Norrmen und Protokollsekretär Animow, haben die Stadtverordneten in Helsingfors beschlossen, über die betr. Maßnahmen des Gouverneurs Kaigorodow beim Senat Beschwerde zu führen. Aus diesem Grunde ist auch die Aufforderung genannten Gouverneurs, vor dem 15. (2.) Juni neue Kandidaten für obige Ämter zur Bestätigung vorzustellen, ohne Folgen belassen worden. Die Sitzungen der Stadtverordneten, deren letzte vom Bankdirektor von Pfahler geleitet wurde, werden bis zum 13. (1.) September vertagt.

3. Juni. Pilten. Wegen Unkenntnis der russischen Sprache sind die Glieder der Piltenschen Steuerverwaltung Bruschewitz und Jakobson aus dem Amt entlassen worden. (Kurl. Gouv.-Ztg.)

3. Juni. Helsingfors. Der Generalgouverneur Bobrikow wird im Senatsgebäude von Eugen W. Schauman, einem Beamten der Oberschulverwaltung, erschossen. Der Attentäter entleibte sich unmittelbar darauf selbst. In einem hinterlassenen Schreiben erklärte Schauman, daß er keinerlei Mitschuldige habe, sondern aus eigenster Initiative gehandelt habe.

Der Mord wird auch in der finnländischen Presse allgemein verurteilt. In einem Teil der russischen Presse will man die Tat dem ganzen Volke, speziell dem schwedischen Teil desselben, zur Last legen und provoziert dadurch eine geharnischte Antwort: „In Anlaß des

Geschehenen!, die von allen in schwedischer Sprache erscheinenden Blättern veröffentlicht wird. Es heißt darin:

„Für das ruhig denkende Publikum ist jedes Wort über das Alibi des finnischen Volkes beim Geschehenen überflüssig. Da jedoch in den jeder Beherrschung baren Ausfällen der russischen Presse gegen Finnland mehr oder weniger direkte Insinuationen speziell gegen die gebildete schwedisch sprechende Klasse gerichtet wurden, wollen wir à conto dieser Blätter konstatieren, daß das Attentat laut den in Rußland publizierten offiziellen Nachrichten das Werk eines einzelnen, für die meisten bisher unbekannten Mannes war und daß die bewerkstelligte Untersuchung dargelegt hat, daß der Attentäter keine Komplicen hatte. Eine ganze Gesellschaftsklasse an den Handlungen eines einzelnen als mitbeteiligt stempeln zu wollen, ist ein Unterfangen, dessen Nichtberechtigung schon von einer russischen Zeitung, den „Peterb. Wjed.", betont worden ist. Während Finnlands bald 100-jähriger Vereinigung mit Rußland hat noch niemals ein Ereignis die allgemeine Meinung so sehr erregt, wie dieses. Unwillkürlich gedenkt man der Zeiten, wo Ihre Majestäten sich frei in unsern Ortschaften bewegten, absolut sicher, überall eines dankbaren Volkes tiefer und inniger Liebe zu begegnen. Jetzt ist der Stellvertreter der höchsten Regierungsgewalt als Opfer von der Hand eines Finnländers gefallen. So haben sich die Verhältnisse geändert. Unter allen Umständen darf man hoffen, daß die wirklichen Ursachen des Geschehenen, wo sie auch zu finden sein mögen, schonungslos aufgedeckt werden, der Zukunft zu Nutz und Frommen."

Auf Allerhöchsten Befehl wird die Untersuchung der Ermordung den finnländischen Gerichten entzogen und einem Untersuchungsrichter des St. Petersburger Bezirksgerichts Korobtschitsch-Tschernjawski unter der Kontrolle des Prokureurs des St. Petersburger Appellhofes übertragen. Das Resultat der Untersuchung soll dem Justizminister vorgestellt werden, der im Einvernehmen mit dem Minister-Staatssekretär von Finnland die Allerhöchsten Weisungen für die weitere Direktive erbitten werde. Der Vater des Attentäters General und dim. Senateur Geheimrat F. W. Schauman wird verhaftet und nach Petersburg gebracht. — Die Professoren der Jurisprudenz Baron Wrede und der Physik Homen werden nach Rußland exiliert, ebenso Dr. jur. Estlander und Bankdirektor Schybergson.

5. Juni. Der „Teataja", dessen Redakteur bekanntlich griechisch-orthodoxer Konfession ist, sagt in einem Bericht über die Beerdigung des Pastors zu Turgel zum Schluß, daß die Kirche und der Weg mit jungen Tannen geschmückt waren, und knüpft daran die Bemerkung: „Wozu opfert man so viele junge Bäume?"

Der „Rev. Beob." wird durch sie lebhaft an die Erzählung von der Salbung bei Matth. 26, 8 erinnert, wo die murrende Frage aufgeworfen wird: „Wozu dient diese Vergeudung?" (bei Luther: „Wozu dient dieser Unrat?) Nach Joh. 12, 4 war es Judas, der diese Frage tat.

6. Juni. Auf dem Gute Stomersee (Livland, Kreis Walk) wird eine von dem Besitzer des Gutes Hofmeister Baron Wolff erbaute griechisch-orthodoxe Kirche vom Erzbischof Agathangel eingeweiht. Bei der Feierlichkeit ist auch der Gouverneur von Livland anwesend, der im Anschluß daran eine Revisionsfahrt durch den Jurjewschen (Dörptschen) Kreis ausführt, die am 10. Juni beendet wird.

6. Juni. Mitau. Der Direktor der Realschule Kuhlberg stellt mit der Entlassung der Abiturienten seine Tätigkeit an der Schule ein, deren Russifizierung s. Z. von ihm geleitet worden ist.

7. Juni. Ein Reichsratsgutachten wird Allerhöchst bestätigt, das u. a. die evangelisch-lutherischen Predigtamtskandidaten von der Wehrpflicht befreit. Doch sollen diejenigen von ihnen, die innerhalb der nächsten fünf Jahre nicht ordiniert worden sind, zur Leistung der Militärpflicht, sowohl im aktiven Heer als in der Reserve, herangezogen werden („Reg.-Anz." Nr. 150).

13. Juni. Pastor W. Jucum zu Baltischport verabschiedet sich von seiner Gemeinde, um als Feldprediger im Auftrage des Generalkonsistoriums auf den Kriegsschauplatz zu gehen.

15. Juni. Riga. Die „Livl. Gouv.-Ztg." publiziert eine am 22. Mai c. Allerhöchst bestätigte Resolution des Ministerkomitees, durch die dem Gouverneur von Livland als zeitweilige Maßregel auf drei Jahre gestattet wird, für die Einwohner der Stadt Riga verbindliche Verordnungen zu erlassen, die Verletzungen der öffentlichen Ordnung und der staatlichen Sicherheit vorbeugen sollen, und für die Verletzung dieser Verordnungen auf administrativem Wege Strafen zu verhängen, die dreimonatigen Arrest und Geldbuße von 500 Rbl. nicht übersteigen. — Der Gouverneur erläßt darauf am 17. Juni zwei Verordnungen, von denen die erste jegliche Versammlungen ohne obrigkeitliche Genehmigung in Riga verbietet, die andere das Tragen von Feuerwaffen, Messern, Totschlägern u. dgl. untersagt, beides bei Vermeidung von Strafen bis zu dem oben genannten Höchstbetrage.

15. Juni. Die „Rigasche Eparchialzeitung", das Organ der griechisch-orthodoxen Geistlichkeit, redigiert vom Rektor des Priester-Seminars Aristow und zensiert von dem Protohierei der Kathedralkirche Pliß, bringt einen durch mehrere Nummern Nr. 12—15, 18, 19) gehenden, von G. Treugolnikow gezeichneten Aufsatz unter der Überschrift: Über die Politik der Pastoren unter den Esten.

Der Verfasser beabsichtigt, die Mittel, die von den Pastoren zur Verbreitung „ihrer Ideen" unter dem Volk angewandt werden, dann den Inhalt dieser Ideen und das Ziel der ganzen Tätigkeit der Pastoren darzustellen, und bezeichnet zunächst als die Mittel: „Druckschriften in estnischer Sprache, Heranziehung möglichst großer Volksmengen zum unmittelbaren Hören der Predigten der Pastoren und die Organisation von Agenten, die mündlich diese Ideen verbreiten."

Das Organ der estnischen Pastoren sei der „Postimees": „Die estnische Tageszeitung „Postimees" wird sowohl im Volke als in der estnischen Presse als die Zeitung der Pastoren angesehen. Bei den gebildeten Esten hält sich sogar die Überzeugung, daß der „Postimees" Eigentum einer Pastorengesellschaft, der offizielle Redakteur und Herausgeber aber eine besoldete Person sei und nur als Schirm zur Verbergung der Wahrheit diene. Die Zeitung „Olewik" schreibt: Die Jurjewsche estnische Zeitung „Postimees" ist die Börsenzeitung der Pastoren estnischer Herkunft." — Der „Post." leugne allerdings die Wahrheit dieser Annahme, aber sein Inhalt zeuge vom Gegenteil. Er eifere um die Ernennung estnischer Pastoren im Interesse des Luthertums, er eifere um die religiöse Aufklärung der lutherischen Esten, er bemühe sich, die Bedeutung des Protestantismus klar zu machen, und trete der Einmischung des Volkes in Dinge der Kirchenverwaltung entgegen usw. Er nenne das Luthertum unsere Kirche und suche Mittel, daß das Volk nicht mit ihr zerfalle infolge der kurzsichtigen Politik einiger Lenker der Kirche, die sich nur um den persönlichen Vorteil der Deutschen sorgen, indem sie vorzugsweise ihnen die Pastorenstellen zuwenden. Natürlich habe eine politische Tageszeitung auch andere Ziele, aber „die Aufrechterhaltung des Luthertums ist das oberste ideale Ziel des „Post." und die übrigen Seiten seiner Tätigkeit dienen nur als Schirme zur Verbergung des Hauptziels." (!!) — Der Richtung des „Post." schließen sich an der „Eesti Postimees" und das Journal „Linda", doch haben diese Blätter keine selbständige

Bedeutung, sondern folgen dem „Post." Außer ihnen gebe es noch zwei speziell lutherische Organe „Risti rahwa pühapäewa leht" und „Missioni leht", die indeß wenig verbreitet und ohne Einfluß aufs Volk sind. Dazu kommen aber eine Menge lutherischer Bücher und Broschüren in estnischer Sprache: „Die estnischen Buchhandlungen haben nur lutherische Bücher geistlichen Inhalts, andere geistliche Bücher nehmen sie nicht zum Verkauf. . . . Auch die historischen Arbeiten in estnischer Sprache haben die Tendenz, die Verdienste des Luthertums und der Pastoren herauszustreichen. . ."

Dann kommt Treugolnikow auf die lutherische Predigt zu sprechen:

„Die Pastoren treten mit ihren Reden offen vor das Volk hauptsächlich in den Kirchen. Daher ist es für das unmittelbare Empfangen der Pastorenideen aus dem Munde des Pastors am allerwichtigsten, daß man das Volk in die Kirche ziehe. Wenn auch nicht alle in der Kirche Versammelten die Meinungen des Predigers anhören und die Mehrzahl von ihnen sie nicht versteht, so wird doch allein die Ansammlung von Volk in größerer Menge schon dafür zeugen, daß das Volk keine andere Autorität habe, die zu hören es sich drängt. Wie aber das Volk in die Kirche ziehen? Bei den Esten breiten sich sowohl die orthodoxen als die lutherischen Kirchspiele über einen großen Flächenraum aus. Fast in allen Kirchspielen sind die Grenzen von der Kirche mehr als 10 Werst entfernt, und in vielen auch mehr als 20 Werst. Bei diesen weiten Entfernungen besucht das Volk an gewöhnlichen Sonn- und Feiertagen verhältnismäßig selten die Kirche. Nur die großen Feste und besonderen Feiern bei der Kirche ziehen mehr Volk an. Und auch dann erscheint das Volk in den Kirchen nicht soviel des Gottesdienstes wegen, als um anderer Interessen willen. . . . Das Interesse, fremde Leute und ihre Sachen zu sehen, mehr Neuigkeiten zu erfahren, für die Jugend neue Bekanntschaften zu vermitteln oder alte aufrechtzuhalten, zieht hauptsächlich das Volk zur Kirche. Eine große Volksansammlung hat an und für sich eine große Anziehungskraft für jeden Menschen: wo viele andere versammelt sind, dahin zieht es unwillkürlich jeden, wenn er auch keine Vorstellung davon hat, welches eigene Bedürfnis er durch den Anschluß an die Menge befriedigt; vielleicht zieht ihn Neugierde zur Menge, vielleicht auch ein unberechenbares Heerdengefühl. . ." Treugolnikow zitiert hierzu aus einer lutherischen estnischen Predigtsammlung eine Stelle,

die vom Besuch des Gottesdienstes aus Neugierde handelt, behauptet dreist, der zitierte Pastor erkenne an, daß **nur** Neugierde das Volk in großer Anzahl in die Kirche ziehe, und beschuldigt die Pastoren, diese Neugierde zu reizen: „Die Herren Pastoren bemühen sich auch um Mittel, die Neugierde des Volkes zu erregen und es wissen zu lassen, daß an einem gewissen Tage viel Volks in der Kirche sein werde. So laden sie oft fremde Pastoren zum Gottesdienst ein. Die bekannteren Prediger weilen oft mehrere Wochen außerhalb ihres Kirchspiels und predigen bald in der einen, bald in der anderen fremden Kirche. Es existieren besondere Kreis-Pastoren-Adjunkte (Pastoren ohne Kirchspiel), die herumfahren, um die verschiedenen Kirchen des Kreises während der Abwesenheit der Pastoren zu bedienen. Von der Ankunft eines fremden Pastors benachrichtigt man die Eingepfarrten schon lange vorher, damit das ganze Kirchspiel davon wisse und vor Neugierde brenne, ihn zu sehen und zu hören. Einige Sonntage nennen die Pastoren willkürlich Bibel- oder Missionsfeste. Nichts besonderes gibt es an diesen Festen. Auf den erstgenannten wird mitgeteilt, wieviel Bibeln seit dem letzten Bibelfest im Kirchspiel verkauft worden sind, auf den anderen wird Geld für die Leipziger und andere ausländische Missionen gesammelt. Da etwas Neues, die Neugierde der Menge Erregendes dargeboten wird, so wälzt sich das Volk wieder in Massen zur Kirche." Nach dem „Teataja", dessen Chefredakteur bekanntlich griechisch-orthodoxer Konfession ist, gibt Treugolnikow darauf unkontrollierbare Korrespondenzen über Ausschreitungen Trunkener auf den Kirchenfesten wieder und insinuiert weiter: „**Die Pastoren ergreifen keine Maßregeln gegen diese Zügellosigkeiten**, denn ihnen ist nur wichtig, daß das Volk sich in großer Anzahl sammele. . . . **Als Lockmittel für das Volk dient nicht geistige Speise, die sich in den Predigten der Pastoren größtenteils als nicht gargekocht für die geistigen Mägen des Volkes erweist**, sondern das Interesse, das in jedem Bauer durch eine große Volksansammlung erregt wird und durch alle Erscheinungen, die sie begleiten. Wahrscheinlich fürchten die Pastoren, daß die Bibel- und Missionsfeste selbst allmählich viel von ihrer Anziehungskraft für das Volk verlieren würden, wenn sie die Polizei bitten würden, die oben bezeichneten Zügellosigkeiten von den Festen zu entfernen und wenn das Volk dann in der Lage wäre, um die Kirche herum nur geistige Nahrung zu suchen ohne Aussicht auf interessante Schauspiele."

Ferner bedienten sich die Pastoren aller Vereine (der Nüchternheits- und landwirtschaftlichen, der Gesang- und Musikvereine) zur Durchführung ihrer „Politik". In Reden und im Privatgespräch ließen sich im Volk Ideen verbreiten, die man in der Kirche nicht aussprechen könne. Die Pastoren richteten es darum so ein, daß die Vereine sich Versammlungslokale bei der Kirche wählen, natürlich wieder, um mehr Volk in die Nähe der Kirche zu ziehen. „Es sind Fälle bekannt, wo Vereine sich einen nicht bei der Kirche gelegenen Ort für ihre Versammlungen und ihre sonstige Tätigkeit wählten. Dann bot der Ortspastor allen seinen Einfluß und alle Gewandtheit auf, um zu diesem Ort doch die Umgebung der Kirche zu machen. Wenn sie nicht hofften, davon Vorteil für die Ziele ihrer Politik zu erlangen, warum taten sie denn so?" . . . . Außer anderen Vorteilen mache ihre Tätigkeit in den Vereinen die Pastoren „in den Augen des Volkes zu Führern der estnischen nationalen Bewegung und die Führerschaft in den Vereinen kann dann nicht in andere Hände übergehen."

Werkzeuge der Pastoren seien die lutherischen Gemeindeschullehrer. Sie vollziehen an Stelle der Pastoren einen großen Teil der Beerdigungen und Taufen und halten Gottesdienste. Die Pastoren geben ihnen auch Weisungen für das innere Schulleben. „Der Inspektor kann nur den Leistungen in der russischen Sprache, in der Arithmetik usw. folgen; aber über den allgemeinen Geist, der in der Schule weht, kann er nicht wachen. Als allgemeiner Geist wird der eingeflößt, der den Pastoren genehm ist. Die Schullehrer werden angereizt, soviel als möglich die Forderungen der Lehrobrigkeit zu vernachlässigen". . . (Folgt ein Zitat aus dem „Postimees", in dem die Schullehrer vermahnt werden, den Unterricht in der Muttersprache nicht zu vernachlässigen, weil er angeblich nicht die Bedeutung habe wie andere Fächer.) „Jetzt ist uns verständlich, warum die lutherische Geistlichkeit so für die Beibehaltung der lutherischen Gemeindeschulen und gegen die Eröffnung von Schulen des Ministeriums der Volksaufklärung kämpft, deren Lehrer nicht ein so gefügiges Werkzeug in ihrer Hand sind, wie die Lehrer der lutherischen Gemeinde- und Parochialschulen. Die Lehrer der lutherischen Schulen verbreiten ihre Ideen im Volke und verrichten statt der Pastoren einen großen Teil der Amtshandlungen, ohne dafür irgend eine Entschädigung zu erhalten."

Des weiteren bezeichnet Treugolnikow als „Kampfeswaffe“ der Pastoren die sektirerischen „Leser“ (lugijad — vgl. Balt. Chr. 1901/2 S. 25) und endlich die Kirchenältesten. „Lehrer, Kirchenältesten und „Leser“ bilden die Kraft, die das Luthertum aufrechthält. Die Pastoren selbst halten sich ziemlich fern und abgesondert von dem Volke, um indirekt einen großen Einfluß auf die Strömung des Volkslebens zu haben. . . . „Damit das Volk etwas ausführe, sind Leute nötig, die es ihm beständig ins Ohr flüstern, die es lehren, diesen oder jenen Blick auf das Leben zu werfen, die die von den Pastoren oder in Preßorganen gemachten Vermerke deutlicher für das Volk auslegen, die den Verfehlungen des Volkes nachgehen und auf jedem Schritt auf die Abweichungen von den gepredigten Lehren hinweisen. . . . Wer da weiß, daß man dem Bauer alles einbilden kann, was man will, wenn man es ihm nur recht oft und eindringlich wiederholt, der versteht, welche gewaltige Macht über die Geister der Bauern die Pastoren durch Lehrer, Ältesten und Leser in ihre Hände gebracht haben. In den Augen des Volkes hat der Recht, der recht oft vor ihm von seiner Wahrheit schreit. Und die Pastoren schreien davon beständig durch ihre Agenten.“ . . . „Bei den Gebildeten wirken hauptsächlich Zeitungen und Bücher, bei den weniger gebildeten hauptsächlich Lehrer, Aelteste und Leser.“

Treugolnikow geht dann auf die Ideen ein, durch die die Pastoren das Volk zu gewinnen suchen: zunächst auf die nationale Idee. Das nationale Bewußtsein sei durch die Presse gewaltig gesteigert worden, man brüste sich mit großen Schriftstellern, Komponisten, Künstlern, Virtuosen und — Athleten. Jeder, dem es gelingt das Volk davon zu überzeugen, daß er ein „Kämpfer für Nationalität“ sei, werde daher zu einer gewaltigen Autorität; und man brauche nur jemand im Volke als Feind der Nationalität zu verdächtigen, um das Volk gegen jedes seiner Werke und Worte mißtrauisch zu machen. Die Pastoren machten sich unter diesen Umständen auch zu „Steuerleuten des politischen Schiffes der Heimat“. Sie sprächen von einer estnischen Nationalkirche als von einem Faktum, und allen müsse bekannt sein, daß das die lutherische Kirche sei. Treugolnikow zitiert hierzu einen Pastor W. R., der im „Postimees“ (Nr. 288, 1901) schreibt: „Ein Volk macht zum Volke: Liebe zum voreltlerlichen Lande und Volke, Achtung vor Sprache und Denkweise der Vorväter, Festhalten an Sitten und Glauben der Eltern“, und meint dazu spöttisch, nach der „Logik dieses

Pastors" müsse das gesamte estnische Volk in historischer Zeit schon zweimal seine Nationalität gewechselt haben, beim Uebergang vom Heidentum zum Katholizismus, und dann von diesem zum Luthertum!

Die Pastoren vindizieren sich, nach Treugolnikow, das größte Verdienst um die estnische Nation: „Die Partei der Pastoren bemüht sich, sich als den einzigen Erwecker des estnischen Nationalbewußtseins in der Vergangenheit hinzustellen, und als den einzigen Lenker und Verteidiger des nationalen Schiffes in der Gegenwart." — Besonders eingehend aber wendet sich Treugolnikow der Beschützerrolle zu, die der „Postimees" und die Pastorenpartei für die estnische Nationalität gegen Russifizierungsversuche übernommen hätten. Zum Eintritt in den Verein studierender Esten — dem die Studenten nur den Namen gäben, denn von den 150 Mitgliedern wären nur 30 Studenten, — der von der Pastorenpartei völlig geleitet werde, hätten sich auch neun griechisch-orthodoxe Studenten estnischer Nationalität gemeldet. „Sie waren von demselben Streben beseelt, wie die lutherischen Studenten; nur einen Unterschied gab es — die Konfession. Und die orthodoxen Studenten wurden nicht in die Zahl der Mitglieder des Vereins aufgenommen — mit dem Bemerken, die Einführung des russischen Elements in den Verein sei nicht wünschenswert." . . .

„Verrussung fürchtet die Pastorenpartei von zwei Seiten: von Seiten des rechtgläubigen Glaubens und der Schulen. Den rechtgläubigen Glauben nennen die Esten den russischen Glauben. Beim Auftreten der Rechtgläubigkeit hier zu Lande konnte eine solche Bezeichnung, wie oben gesagt worden, einfach zur Unterscheidung eines Glaubensbekenntnisses vom andern angewandt werden. Aber jetzt bemüht man sich, dieser Bezeichnung eine nationale Färbung zu geben. Man braucht auch in der estnischen Presse die Termina russischer, russisch-rechtgläubiger, griechisch-rechtgläubiger Glauben. Es gibt sogar Pastoren, die beim Aufgebot gemischter Paare das Wort rechtgläubig nicht in die estnische Sprache übersetzen, sondern das russische Wort nennen, was in den Ohren der Esten so klingt, als wenn man in der russischen Kirche sagen würde: „ортодоксосъ вѣры". Mit der Bezeichnung „rechtgläubiger Glauben" können sie sich nicht zufrieden geben, sondern nennen ihn beständig entweder direkt den russischen oder sie fügen zu dem Wort „rechtgläubig" die Bezeichnung der Nationalität hinzu, als wollten sie zeigen, daß dieser Glaube nicht estnisch ist, daß dieser Glaube anderen Nationen gehört. Sowohl das Volk als

die Pastoren nennen alle Rechtgläubigen „Russen". Von Seiten der Pastoren ist das eine bewußte, in das politische System hineingenommene Vermischung der Begriffe Nationalität und Religion, um im Kampf gegen die Prawosslawije das nationale Empfinden des Esten mit seinem religiösen Fanatismus zu verbinden. . . ."

Wie der russischen Kirche, so werfen die Pastoren auch der russischen Schule vor, daß sie das Estenvolk entnationalisiere. Sie suchen das Volk davon zu überzeugen, daß die Volksbildung vor 17—18 Jahren, „als sich nur die Pastoren um die Volksschulen kümmerten", bedeutend höher stand als jetzt und zwar, weil jetzt der Unterricht in russischer Sprache gegeben werde und die Schüler die estnische Sprache nicht genügend lernen: nur durch vollkommenes Erlernen der Muttersprache, glauben sie, sei es möglich, dem Volk Klarheit des Denkens und ökonomische Vorteile zu verschaffen. „Es fällt schwer, zuzugeben — sagt Treugolnikow — daß ein Mensch, der höhere Bildung erhalten hat, wirklich von solchen Anschauungen überzeugt sein kann." Mit dem bekannten Grenzstein ist er daher der Ansicht, die Pastoren wollen: *der Bauer muß dumm bleiben*. Darum erregen sie das Volk gegen die Schulen, veranlassen die Lehrer „abzuweichen von der strengen Erfüllung der Forderungen der Obrigkeit." Darum sind ihnen die Ministeriumsschulen unsympathisch, darum halten sie wahrscheinlich Kirchspielsschulen für einen „unnützen Luxus für das Volk", denn Kirchspielsschulen eröffnet die lutherische geistliche Obrigkeit nur „entweder auf Forderung der Schulobrigkeit oder um die Kinder ihrer Gemeindeglieder von Ministeriums- oder orthodoxen Kirchspielsschulen abzuziehen." — Speziell legt Treugolnikow den lutherischen Pastoren zur Last, daß ihre „Agenten" zu den Eltern ins Haus gehen und sie bereden, *ihre Kinder nicht in orthodoxe Schulen zu schicken*. Bei den Anschreibungen zum Abendmahl bestellen die Pastoren die Eltern, deren Kinder in einer orthodoxen Kirchspielsschule unterrichtet werden, zu sich und nötigen ihnen das Versprechen ab, ihre Kinder nicht mehr dorthin zu schicken, indem sie darauf hinweisen, daß sie andernfalls ihre und ihrer Kinder Seele ins höllische Feuer bringen können." — In den Schlußsätzen über die Ideen der Pastoren über die Schule heißt es: „*Das Volk muß dumm bleiben, damit man es an der Nase führen kann mit Glauben und Nationalität*. Man darf dem Volk nicht erlauben, Schulen zu besuchen, in denen ein freier Geist herrscht, besser wäre es, wenn es solche Schulen überhaupt nicht

gäbe. Das Volk darf nur die estnische Sprache kennen, wenn man es nicht die deutsche lehren kann, damit es sich nicht abseits geistige Speise verschaffen kann, es darf nur Erzeugnisse in unserem Geiste lesen und alles nur durch unsere Brille sehen. . ."

„Als unmittelbares Ziel der Pastoren dient der persönliche Vorteil: Herrschaft über die Gemüter des Volkes und reiche materielle Ernte, die dabei eingeheimst wird." Als ferneres Ziel der Pastorenpolitik erscheint aber die Beibehaltung der früheren deutschen Herrschaft und der Privilegien der Gutsbesitzer! Allerdings besteht anscheinend ein grundsätzlicher Widerspruch zwischen dem Endziel der Pastorenpolitik — der Konservierung der deutschen Herrschaft — und einem von den Mitteln zu seiner Erreichung — der Erregung der nationalen Leidenschaften der Esten. Der Widerspruch findet seine Auflösung darin, daß alle Pastoren eigentlich — deutsch sind, und die ganze nationale Politik nur ein Mäntelchen ist. Man mußte sich das Zutrauen des Volkes erhalten, und die deutsche Partei erkannte, „daß man vermittelst des religiösen Fanatismus über ein Volk nur bis zu einer gewissen Stufe seiner Entwicklung herrschen kann und daß das Nationalgefühl in einigen Fällen eine solidere und festere Grundlage für die Herrschaft ist, als das religiöse Gefühl. . . ." — „Dem Geiste nach sind alle Pastoren Deutsche und handeln im deutschen Interesse, nur legen viele von ihnen die Maske des estnischen Nationalismus sich vor". . . . „Indem sie ihre Leute an die Spitze der estnischen nationalen Bewegung stellt, kann die deutsche Partei sie nicht nur für sich selbst unschädlich machen, sondern auch aus ihr die größten Vorteile ziehen."

Treugolnikow schließt: „Bis zu den Reformen führten die Deutschen im baltischen Gebiet eine Offensivpolitik: sie germanisierten das Volk durch die Schulen und durch die einmal dem Volk eingeprägte Anschauung von allem Deutschen, als etwas höherem. Jetzt müssen sie aus allen Kräften die frühere Position behaupten, die ihnen aus den Händen gleitet. Früher gab es in bezug auf die Herrschaft der Deutschen, sozusagen eine beständige Vermehrung des Kapitals, jetzt nicht nur ein Aufhören der Vermehrung, sondern auch eine Verringerung des früher angehäuften Kapitals. Die deutsche Herrschaft über die Geister hält sich hier jetzt nur noch durch die Trägheit (inertia) und die Führer machen

alle Anstrengungen, um das Volk von der Bewegung zur andern Seite abzuhalten. Die Bewegung nach ihrer Seite fortzusetzen, ist nicht denkbar, so muß nun die Politik darauf gerichtet sein, die Bewegung nach der andern Seite aufzuhalten. Der estnische Nationalismus dient hier als eine der Hemmungen."

Die „Balt. Chronik" konnte an dem Artikel Treugolnikows nicht vorübergehen, weil er in dem oben genannten Organ erschienen ist. Es wird sich in einem geistlichen Blatte nicht leicht ein Aufsatz finden, der den Geistlichen einer andern christlichen Konfession die Verfolgung nicht nur weltlicher, sondern persönlichster materieller Zwecke mit einer solchen Ausschließlichkeit zuschreibt, ohne den Gedanken auch nur zu streifen, daß diesen Geistlichen das geistliche Wohl ihrer Gemeinden am Herzen liegen könnte. Wird hier nicht den Pastoren als „Politik" zum Vorwurf gemacht, was einfach ihre „Pflicht" ist? Oder ist es nicht Pflicht der estnischen Pastoren, darauf zu sehen, daß die Kinder ihre Muttersprache zu beherrschen gelehrt werden, damit sie die Lehren der Kirche, die sie in ihr empfangen, mit völligem Verständnis in sich aufnehmen? Und ist das nicht die Voraussetzung für jede wahre Bildung? Ist es nicht Pflicht lutherischer Pastoren, dafür zu sorgen, daß die Kinder ihrer Gemeinden nicht ohne Unterweisung in den Lehren ihrer Kirche aufwachsen? (Vgl. Balt. Chronik 1902/3, S. 30.) Ist es „Politik", wenn der Pastor durch die Personen, die durch ihre äußere oder innere Stellung dazu berufen sind, durch Lehrer, Kirchenälteste und eventuell auch durch „Leser" für geistliches Leben zu wirken sucht, oder ist es nicht seine Pflicht? — Und die Unterstellung, daß die Pastoren, wenn sie durch die Einladung von andern Pastoren zu Festpredigten ihren Gemeinden etwas andres an geistlicher Nahrung bieten wollen, nur auf die Neugierde des Volkes spekulieren! Was soll man da von den äußeren Mitteln sagen, durch die andre Kirchen auf das Volk zu wirken suchen? — Und endlich der überraschende Schluß des Pamphlets, nach dem die Deutschen hinter dieser Politik stecken: Als Endziel des „Postimees" die Herrschaft der Deutschen! Risum teneatis!

16. Juni. Die „Now. Wr." erhält eine Korrespondenz aus Reval zur Frage, ob die Städte in den Ostseeprovinzen Ausgaben zum Besten der lutherischen Kirchen machen dürfen. Der Artikel geht davon aus, daß die Stadtverordnetenversammlung von Weißenstein Anfang Juni d. J. beschlossen habe, über die estländische Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten bei dem Dirigierenden Senat Klage zu führen, weil diese Behörde eine für die Remonte der evangelisch-lutherischen Kapelle bestimmte Ausgabe aus dem städtischen Budget für 1904 gestrichen hatte. In der Begründung ihrer Klage beruft sich die Weißensteinsche Stadtverordnetenversammlung auf die Motive eines in Sachen einer Beschwerde der Stadt Libau ergangenen Senatsukases vom 31. Oktober 1903 (s. Balt. Chr. 1904 Jan. 22.), in dem die Städteordnung dahin interpretiert wird, daß den Stadtverwaltungen auch die Unterstützung andrer als der griechisch-orthodoxen Kirchen zustehe.

Die Korrespondenz der „Now. Wrem." weist nun darauf hin, daß diese Interpretation in striktem Gegensatz zu der von den hiesigen Regierungsbehörden stets vertretenen Ansicht stehe, beklagt die „Unsicherheit", in die die Behörden durch sie versetzt werden, und prophezeit die schlimmsten Folgen davon: „Wenn der Senat auch diesmal bei seiner Ansicht bleibt, daß die Ausgaben der Städte zum Besten andersgläubiger Kirchen völlig gesetzlich seien, so werden, wie man annehmen muß, in den Budgets der Städte des baltischen Gebiets binnen kürzester Zeit große Veränderungen (!) vor sich gehen: unter den Ausgabeposten wird ein neuer „für die Bedürfnisse der evangelisch-lutherischen Kirchen" mit mehr oder weniger bedeutenden Summen figurieren und die übrigen Ausgaben werden dementsprechend verkürzt werden. Zu dieser Erwartung nötigt nicht nur die Praxis der vorreformlichen Magistrate der baltischen Städte, deren Vermächtnisse und Traditionen sich im städtischen Leben des Baltischen Küstengebiets noch stark fühlbar machen, sondern auch die hartnäckigen Versuche der nachreformlichen Stadtverordnetenversammlungen, zu dem Rechte zu gelangen, städtische Mittel für den Unterhalt lutherischer Kirchen auszuwerfen. Diese Versuche sind vom 1. Januar 1878 bis zur jetzigen Zeit gemacht worden." — Diese Korrespondenz spiegelt in drastischer Weise die Befürchtungen jener Nörgelsucht wieder, von der die der Senatsentscheidung entgegengesetzte Anschauung genährt wird.

17. Juni. Die strittige Frage, wie viele Vertreter vereinigte Gemeinden auf die Kirchenkonvente zu entsenden haben, ist neuerdings durch eine Entscheidung der livländischen Gouvernementsregierung in dem Sinne geregelt worden, daß es ins Belieben des Gemeindeausschusses gesetzt ist zu bestimmen, ob ein einziger Delegierter zu wählen sei, der auf dem Konvent so viel Stimmen hat, als er Gemeinden vertritt, oder aber ob für jede einzelne der vereinigten Gemeinden ein besonderer Vertreter zu designieren sei. („Fell.-Anz.") —

Im ersteren Falle verliert die Einzelgemeinde das Selbstbestimmungsrecht in wichtigen Fragen.

18.—20. Juni. Reval. Sitzungen des Ritterschaftlichen Ausschusses.

20.—25. Juni. Im Revalschen und Wesenbergschen Kreise in Estland und im Jurjewschen (Dörptschen) Kreise in Livland werden infolge der partiellen Mobilmachung die Reserve-Untermilitärs der Linieninfanterie und Kavallerie und der Feldartillerie zum aktiven Dienst einberufen. Die Gouverneure begeben sich an die Sammelpunkte, wo auch Flügeladjutanten Sr. Majestät eintreffen.

Sämtliche Branntweinbuden und Handlungen mit berauschenden Getränken werden für die Dauer der Mobilisierung geschlossen, in Jurjew (Dorpat) sogar der Verkauf von starken Getränken in Klubs und Vereinen, wie der Handwerkerverein, verboten. Infolge übermäßigen Genusses eines alkoholhaltigen Wundwassers (Kunzenbalsam), das aus den Apotheken während dieser Tage in großen Quantitäten verkauft wurde, sterben in Jurjew (Dorpat) 13 Personen, darunter kein Reservist.

„Aus glaubwürdiger Quelle" will der „Postimees" erfahren haben, daß diese Todesfälle zu einer schändlichen Verdächtigung des estnischen Volkes benutzt worden seien, indem „von bekannter Seite" den höheren Regierungsvertretern und der Prokuratur denunziert worden wäre, im Volke herrsche eine reichsfeindliche Gesinnung, weshalb die estnischen Reservisten keine Lust hätten, für Rußland in den Krieg zu ziehen und sich lieber das Leben nähmen. . . . „Man muß sich immer vor Augen halten, mit welchen abscheulichen Angriffen wir es zu tun haben!" ruft das Tönissonsche Blatt aus — und versetzt einer unbekannten „bekannten Seite" einen unparierbaren Judasstoß.

20. Juni. In der Kursietenschen Kirche (Kreis Goldingen) wird die Repräsentationspredigt des Pastor Schulz-Zeymel, den das Konsistorium zum Prediger für Kursieten vorgeschlagen hatte, von einem Teil der Gemeinde durch eigenmächtiges Singen des Liedes „Ein feste Burg ist unser Gott" in frivoler Weise verhindert. Auch der stellvertretende Propst, Pastor Dr. A. Bielenstein-Doblen, der diese Störung nicht dulden wollte, wurde von den Zuhörern durch wiederholtes Absingen desselben Liedes am Reden verhindert. Da es nicht gelang, die Ruhestörer zum Schweigen zu bringen, mußten sich die Pastoren zurückziehen, nachdem der stellv. Propst in kurzen Worten von der Kanzel die Gemeinde

auf die Gesetzwidrigkeit ihres Vorgehens aufmerksam gemacht hatte.

22. Juni. Reval. Die estländische landwirtschaftliche Ausstellung wird eröffnet. Sie ist vielleicht im Ganzen nicht so reich beschickt wie in früheren Jahren, bietet aber im Einzelnen Sehenswertes.

22. Juni. Finnland. Die bei einem Allerhöchsten Reskript vom 17. d. Mts. erfolgte Ernennung des Generalleutnants von der Admiralität Fürsten Obolenski, früheren Gouverneurs von Charkow, zum Generalgouverneur von Finnland wird publiziert.

23. Juni. Das Rekrutenkontingent für 1904 ist durch kaiserlichen Befehl vom 7. Juni auf 447,302 Mann festgesetzt, auf über 100,000 Mann mehr als im Vorjahre.

24. Juni. Fellin. Zu einigen Mitteilungen über den „Russischen Klub" zu Fellin hatte der „Prib. Krai" gemeint: „Im allgemeinen muß angenommen werden, daß in den kleinen Städten des baltischen Gebiets wohl schwerlich russische gesellschaftliche Vereinigungen ihre Existenz werden fristen können, und zwar weil ihnen die Hilfsmittel, sowie die Kreditverhältnisse mangeln, für die sich die Quelle noch nicht hat ermitteln lassen.

Der „Fell. Anz." bemerkt dazu zutreffend, daß nicht nur die fehlende materielle Unterlage der russischen gesellschaftlichen Vereinigungen in den kleinen Städten schuld daran sei, sondern auch der häufige Wechsel der dorthin abdelegierten russischen Beamten, aus denen sich die russischen Gesellschaftskreise zusammensetzen. Nirgends bildet sich ein die Tradition vermittelnder Stamm.

26. Juni. Goldingen. Am 30. Oktober 1902 hatte die kurländische Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten verfügt, das stellv. Stadthaupt Hollihn wegen Überschreitung der Amtsgewalt vom Amte zu entfernen und aus demselben Grunde ein Kriminalverfahren gegen ihn anzustrengen. (Balt. Chr. 1902 Nov. 26.) — Nunmehr hat der Prokureur des St. Petersburger Appellhofs dem Herrn Hollihn die Eröffnung gemacht, daß die Kriminalverfolgung gegen ihn vom Appellhof eingestellt und aufgehoben sei. (Düna-Ztg. Nr. 142.)

27. Juni. Walk. Die konstituierende Versammlung eines Walkschen städtischen Feuerversicherungsvereins findet unter dem Vorsitz des Stadthaupts Maertson statt. Dem Wunsch der Versammelten entsprechend, werden die Statuten nur in lettischer und estnischer Sprache verlesen. Die Stadt als Kommune steht mit dem Verein in keinem vermögensrecht-

lichen Zusammenhang, obwohl er „städtischer" heißt und die Beamten der Stadtverwaltung zunächst für ihn tätig sind. — Da sich 126 Personen mit einer Versicherungssumme von 235,965 Rbl. zum Eintritt melden, so kann der Verein zustande kommen, denn die dafür geforderte Minimalsumme der angemeldeten Versicherungen muß 200,000 Rbl. betragen. Neun Zehntel des Risikos müssen bei dem sog. Pensaer Hilfsverbande rückversichert werden, so daß der Walksche Verein nur ca. $^1/_{10}$ der Versicherungsbeiträge für sich behalten darf. Wenn unter solchen Umständen nicht der größte Teil der Stadt dem neuen Verein beitritt, werden die Prämien sehr hoch sein müssen, und dennoch kaum die Kosten der Verwaltung bestritten werden können. Uns erscheint Walk zu klein für einen gegenseitigen Versicherungsverein, namentlich da schon die Zweite Rigaer Gesellschaft gegenseitiger Versicherung gegen Feuer in Walk Häuser für ca. eine Million Rbl. versichert hat, und wegen der anerkannt billigen Prämien der genannten Gesellschaft wohl kaum ein Hausbesitzer aus dieser in den Walkschen gegenseitigen Versicherungsverein übertreten wird. (Rig. Rundschau Nr. 151.)

28. Juni. Das Rigasche Polytechnikum muß bekanntlich statutenmäßig Personen baltischer Herkunft bestimmte Vorrechte bei der Aufnahme gewähren und die Direktion hatte in dieser Hinsicht unter der Bezeichnung „Eingeborene" (уроженецъ) der baltischen Gouvernements bisher Personen verstanden, die zu einer Ortschaft der Ostseeprovinzen verzeichnet sind. In höherer Sphäre ist indeß nunmehr die Erläuterung gegeben worden, daß unter „Eingeborenen" der baltischen Gouvernements die *in ihnen geborenen* Personen zu verstehen seien.

29. Juni. Der „Regierungsanzeiger" veröffentlicht einen längeren Bericht des Kollegen des Ministers des Innern, Geheimrats Sinowjew, über die von ihm vollzogene Revision der Moskauer Landschaftsinstitutionen. Der Bericht gipfelt darin, daß zwar einzelne Resultate der Landschaftsverwaltung, z. B. auf dem Gebiet des Unterrichtswesens, befriedigend seien, — was zum größten Teil auf die reichen Mittel zurückzuführen sei, die der Landschaft aus der Stadt Moskau zufließen, — die *allgemeine* Richtung ihrer Tätigkeit aber den Anforderungen des Gesetzes und dem Nutzen der Sache schwerlich entspreche. Als besonders schädlich bezeichnet der Ministerkollege den vorwaltenden Einfluß, den sich die Gouvernementslandschaft auf die Angelegenheiten der Kreislandschaften verschafft habe. Diese Zentralisation habe die Bildung einer „landschaftlichen Bureaukratie" veranlaßt, die um so schädlicher sei, als ihr das Verständnis für die nötige dienstliche Disziplin abgehe. Die landschaftliche Bureaukratie habe

November 1904.

Beilage

zur

Baltischen Monatsschrift.

Baltische Chronik

1903/1904.

Grand Prix.

Höchste Auszeichnung auf der Rigaer Jubiläums-Ausstellung.

J. Tresselt,

Pianoforte-Fabrik, Riga

empfiehlt

Flügel und Pianinos

nach dem neuesten System

in allen modernen Stilarten und Hölzern.

Flügel von Rbl. 525 an.

Pianinos von Rbl. 360 an.

Telephon 609.

Englisches Magazin

J. Redlich, Riga.

Gegründet 1857.

Abteilung für Stahlwaren.

Sämtliches Handwerkzeug für alle Gewerbe.
Fabrik-Bedarfs-Artikel.
Bau-Beschläge.
Ventilations-Dauerbrand-Öfen.
Gartengeräte und Gartenmöbel.
Bienenzucht-Artikel.
Metall-Grabkränze.
Transportable Sparkochherde.

Küchen- und Wirtschafts-Einrichtungen.

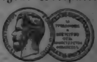
Das Lager ist stets assortiert in Neuheiten für Haus und Küche.

Eiserne Betten und Matratzen.
Waschtische und Waschgarnituren.
Kinderwagen und Kinderstühle.
Plättöfen und Waschmangen.
Petroleum-Heizöfen.
Reinnickel-Kochgeschirr aus der Fabrik Arthur Krupp.
Feuerfeste Porzellan-Tongeschirre.
Nickel-Kaffeeservice und Kaffeemaschinen.
Teemaschinen und Zubehör.

Sport-Artikel.

Rennwölfe. Schneeschuhe, sowie sämtliche Artikel für den Wintersport.
Lawn-tennis. — Ping-Pong. — Croquet. — Golf.
Fischerei-Geräte. Turn-Geräte. Revolver und Jagd-Zubehör.
Schlag- und Stoß-Rapiere und Fechtzeug.

Spezial-Abteilung u. eigene Werkstätte f. Musik-Instrumente.

Prämiiert Riga 1901 mit der  Silbernen Staatsmedaille.

Solo-Instrumente für Schule und Haus.

Reichhaltiges Lager in alten eingespielten Geigen, Bratschen, Cellis.

Neubau von Streich- und Blas-Instrumenten.

Kunstgerechte Reparat. an Geigen u. all. Streich-Instrumenten, allen Blas- u. Schlag-Instrumenten, allen mechanisch. Instrumenten.

Depot der Grammophone-Company.

Alle mechanischen Musik-Instrumente. Kinder-Musik-Instrumente. Akkordeons. Mundharmonikas.

Musik-Preiskurante gratis und franko.

sich der wichtigsten Zweige der Selbstverwaltung bemächtigt und die orts-eingesessenen Landschaftler verdrängt.

Zur Abstellung der bemerkten Mißstände wird natürlich vorgeschlagen, die Mittel der Gouvernementslandschaft durch Ausschluß der Stadt Moskau aus ihrem Kompetenzenkreis soweit zu reduzieren, daß sie nicht mehr in der Lage ist, durch große Zuwendungen die Kreislandschaften von sich abhängig zu machen.

30. Juni. Die Mobilmachung der gesamten Flottenreserve beginnt und vollzieht sich im Laufe der nächsten Tage. Die Reservisten der Ostseeprovinzen werden über Reval nach Kronstadt befördert.

1. Juli. Des 100. Geburtstags des weil. Generalgouverneurs der Ostseeprovinzen Fürsten Suworow wird in der baltischen deutschen Presse in mehr oder weniger ausführlicher Weise mit dem Zoll aufrichtiger Dankbarkeit für den einsichtigen und wohlwollenden Staatsmann gedacht. Sein Regiment beruhte in Wahrheit auf gegenseitigem Vertrauen zwischen Regierung und Bevölkerung.

1. Juli. Riga. Die Navigationsschule des Rigaer Börsenkomitee wird in ein Institut nach der Organisation der staatlichen Schiffahrtsschulen für weite Fahrten umgewandelt.

1. Juli. Pernau. Zum Chef des Handelshafens ist der dim. Oberst des Flottensteuermannskorps Denissow ernannt worden.

2. Juli. Das Gesetz über die obligatorische Versicherung der Arbeiter gegen Unfall tritt in kraft.

2. Juli. Die „Rishskija Wedomosti“ des Herrn Witwizki bekommen es fertig, die Opferwilligkeit der baltischen Bevölkerung den Forderungen des Krieges gegenüber auf die „Reformen“ der letzten 15 Jahre zurückzuführen. Das Blatt schreibt (Nr. 156 v. 30. Juni): „Der Krieg hat in bedeutendem Grade dazu beigetragen, die unter dem Eindruck der in den letzten Dezennien im Gebiet vorgegangenen Veränderungen entstandene Gesinnung der hiesigen Bevölkerung an den Tag zu legen und hat uns in dieser Beziehung viel Erfreuliches und Tröstliches gebracht.“ Nachdem dann der zahlreichen Spenden für das Heer aus dem Lande gedacht worden, faßt der Artikel das Resultat des Umschwungs zusammen: „Wir haben gesehen, daß man auch hier die Ehre und Würde des Vaterlandes, seinen Ruhm und seine Macht sich so nah zu Herzen nimmt, wie im angestammten Rußland selbst.“

Dieser „Beleidigung“ der vorreformatorischen Balten gegenüber greift der „Rishski Westnik“ zur Feder gegen den „taktlosen“ Publizisten der „Wed.“: „Kein einziger wirklich russischer Publizist hat

jemals behauptet, daß die Ehre und Würde des Vaterlandes, sein Ruhm und seine Macht der hiesigen Bevölkerung nicht teuer gewesen sind, denn die Publizisten kennen die Geschichte und daher ist ihnen bekannt, daß die hiesige Bevölkerung in allen Kriegen Rußlands selbstverleugnend alle Kriegslasten in gleicher Weise wie das angestammte Rußland getragen hat, und wenn die jetzige patriotische Gesinnung der hiesigen Einwohner auch für den Redakteur der „Rish. Wed." etwas Unerwartetes ist, ein Umschwung, so kann jeder hiesige Einwohner, fortfahrend ein Patriot zu sein und für den allgemeinen Nutzen arbeitend, verachtungsvoll den Publizisten dieser Sorte mit den Worten eines deutschen Dichters sagen:

Und Ihres Bellens lauter Schall
Beweist nur, daß Wir reiten. . .

Der „Rish. Westn." wäre wohl nicht so bereit gewesen, der Wahrheit die Ehre zu geben und die selbstverleugnende Loyalität der Ostseeprovinzen zu verteidigen, wenn es nicht gegen den früheren Genossen gegangen wäre. Er tat wie jener Wunnensteiner, „der gleißend Wolf genannt", den ein andrer deutscher Dichter sagen läßt:

„Ich stritt aus Haß der Städte und nicht um Euren Dank."

Auch nicht um der Wahrheit willen!

2. Juli. Für die Untersuchung und gerichtliche Verhandlung von Staatsverbrechen wird dieser Tage ein neues Gesetz publiziert (Regierungsanzeiger Nr. 146 vom 26. Juni), nach welchem Aufruhr gegen die Staatsgewalt, Verbrechen gegen das Staatsoberhaupt und Staatsverrat nach den Bestimmungen des neuen Strafgesetzbuches vom 22. März 1903 geahndet werden sollen. Das neue Gesetz verfügt ferner, daß alle Staatsverbrechen mit wenigen Ausnahmen den ordentlichen Gerichten zur Verhandlung zu überweisen sind, während bisher solche Angelegenheiten auf administrativem Wege entschieden wurden. Das Verfahren wird dadurch mündlich und teilweise öffentlich. Zugleich wird für die Voruntersuchung bei Staatsverbrechen das nach dem Projekt der neuen Strafprozeßordnung für alle Verbrechen überhaupt vorgesehene Verfahren vorgeschrieben; darnach kann die Staatsanwaltschaft sich mit den von der Gendarmerie geführten Erhebungen begnügen oder eine gerichtliche Voruntersuchung verfügen, die letztere ist aber nicht mehr obligatorisch, wie bisher.

2. Juli. Dem Redakteur des „Walgus", ehemaligem Schullehrer Jakob Körw, ist es nicht gestattet worden, neben seinem Wochenblatt in Reval auch ein neues Tagesblatt herauszu-

geben. Ebenso hat Dr. K. A. Hermann die nachgesuchte Konzession zur Herausgabe eines wöchentlich dreimal in Jurjew (Dorpat) herauszugebenden Blattes „Sõnumid" (Nachrichten) nicht erhalten. Auch das Gesuch des Herausgebers des „Eesti Postimees", dieses Wochenblatt täglich erscheinen lassen zu dürfen, ist abschlägig beschieden worden.

Die Esten haben bisher 29 Zeitschriften gehabt, von denen eben noch 16 erscheinen. Die Letten können 51 aufweisen, von denen gegenwärtig noch 27 herausgegeben werden. (Nordlivl. Ztg. nach den „Uudised" und dem „Eesti Post.")

2. Juli. Finnland. Die Untersuchung der Ermordung des Generalgouverneurs Bobrikow ist nach einem Bericht des Minister-Staatssekretärs Plehwe über die Art und Weise, wie sie bisher geführt worden war, am 13. Juni Allerhöchst dem Polizeidepartement übertragen worden. — Der Finnländische Senat hat infolgedessen verfügt, daß alle Regierungsorgane den in dieser Sache abkommandierten Beamten des Polizeidepartements Unterstützung angedeihen lassen. (Finl. Gas.)

3. Juli. Riga. Der Börsenkomitee überreicht dem Gouverneur von Livland eine Spende von 25,000 Rbl., die die Börsenkaufmannschaft am 25. Juni dem Fonds zur Verstärkung der Kriegsflotte darzubringen beschlossen hat.

4. Juli. Reval. Der ehem. Bürgermeister von Reval August v. Husen †, 81 Jahre alt, in Graz.

5. Juli. Riga. Das ehem. Stadthaupt Ludwig W. Kerkovius † in Riga.

4. Juli. Ein Korrespondent Grigorjew schreibt aus Riga der von dem jüngeren Ssuworin herausgegebenen Zeitung „Russj", es würden angesichts der häufigen Kuratorenwechsel im Rigaschen Lehrbezirk Wünsche rege, daß der neuernannte Kurator — den der Schreiber übrigens wohl infolge eines Schreibfehlers Lukjanow statt Uljanow nennt — länger auf dem Posten bleibe, als seine Vorgänger Schwarz und Jswolski, von denen jeder nur ca. zwei Jahre Kurator in Riga gewesen sei. „Diese berechtigten Wünsche werden nicht deswegen gehegt, weil man fürchtete, daß bei einem so schnellen Wechsel der Leiter des Unterrichtswesens im baltischen Gebiet die Grundlagen dieses Unterrichtswesens sich ändern könnten — die Grundlagen bleiben unverändert russisch und können niemals nicht solche sein, denn sie sind ins Leben gerufen durch den Gang unsrer Geschichte —, sondern weil der öftere Wechsel der leitenden Persönlichkeiten besonders in der Hinsicht schädlich ist, daß er sich merklich ungünstig in Detailfragen äußert, in Kleinigkeiten, aus denen sich bekanntlich nicht unwesentliche Teile des Ganzen zusammensetzen. Das

kurze Verweilen auf einem so wichtigen Posten ist auch deshalb schädlich, weil es im Mechanismus des Wesens keine kräftigen Traditionen entstehen läßt und dem Leiter nicht die Möglichkeit gibt, den wichtigsten Teil des Unterrichtswesens — das Lehrpersonal — kennen zu lernen, was für den Leiter so sehr notwendig ist."

An dieser Korrespondenz ist natürlich auszusetzen, daß der Schreiber generaliter jede längere Besetzung des Kuratorpostens durch dieselbe Persönlichkeit für wünschenswert hält; im allgemeinen aber kann wohl zugestanden werden, daß eine solche nicht nur für das Staatsinteresse, sondern auch für das Wohl der hiesigen Bevölkerung durchaus wünschenswert wäre. Denn nicht nur die Bekanntschaft mit dem Lehrpersonal läßt sich bei kurzer Anwesenheit auf dem Posten nicht erreichen, sondern auch nicht die mit den Bedürfnissen einer verschiedensprachigen und verschiedenstämmigen Bevölkerung, denen das Schulwesen doch gerecht werden soll. — Fraglos sind das keine „Details" und „Kleinigkeiten", sondern Lebensfragen — bewußtermaßen für den gebildeten Teil der hiesigen nichtrussischen Bevölkerung, unbewußtermaßen auch für den Rest.

7. Juli. Riga. Der Präsident des Rigaschen Bezirksgerichts Tschebyschew wird als Präsident an das St. Petersburger Bezirksgericht versetzt.

7. Juli. Die Regierung beginnt der Bewegungsfreiheit der Juden im Reich Konzessionen zu machen, indem ein am 7. Juni Allerhöchst santioniertes Gesetz publiziert wird (Regierungsanzeiger 1904 Nr. 154), welches den Juden in den westlichen Gouvernements und in Bessarabien gestattet, sich auch in der innerhalb der ersten 50 Werst von der Grenze belegenen Zone anzusiedeln, was ihnen bisher verboten war.

7. Juli. Im „Zirkular f. d. Rig. Lehrbezirk" wird eine Vorschrift des Ministeriums der Volksaufklärung über die Anwendung der sog. natürlichen Methode des Sprachunterrichts in den „fremdstämmischen" Elementarschulen publiziert. Der Minister der Volksaufklärung hat ein Gutachten des Gelehrten Komitees zu dieser Frage bestätigt, das sich dahin ausspricht, daß „die Anwendung der natürlichen Methode des Unterrichts in der fremdstämmischen Schule nur im ersten Schuljahr, falls solches unumgänglich ist, von Erläuterungen des Lehrers in der Muttersprache der Schüler begleitet sein darf, in den übrigen zwei oder drei Jahren aber ausschließlich in russischer Sprache vor sich gehen muß." — Die sog. natürliche Methode des Sprachunterrichts setzt bekanntlich, wenn sie mit Erfolg betrieben werden soll, ein besonders gutes Lehrpersonal voraus.

9. Juli. Riga. Der Polizeimeister ordnet durch Tagesbefehl in der Stadtpolizei an, daß die Stadtteilspristaws über Verwundungen, die in ihren Bezirken vorkommen, nicht später als innerhalb 24 Stunden ihm Mitteilung zu machen haben zur Bestrafung der Schuldigen auf administrativem Wege.

10. Juli. Der „Balt. Westn." (Nr. 37 und 42) bespricht in einem Artikel: „Das Wachstum der Städte und deren wirtschaftliche Unternehmungen" die öffentlichen Angelegenheiten Rigas in einer Weise, die charakteristisch ist für die zukünftigen lettischen Verbesserer der Stadtverwaltung. Der Verfasser wirft der Stadtverwaltung vor, daß sie sich scheue, wichtige große Unternehmungen in eigne Regie zu nehmen, und den Vorteil daraus privaten Unternehmern überlasse; wenn es aber darauf ankommt, diese Behauptung durch Tatsachen zu erhärten, so ergibt sich, daß die Stadt schon recht viele solcher Unternehmungen in Händen hat, wie Wasserleitung, Gasanstalt, Schlachthaus, Diskontobank, Sparkasse, Dünadampfer usw., und als in den Händen von privaten Unternehmern befindlich kann der Verfasser des Artikels namentlich nur Straßenbahnen, Badstuben und — Friedhöfe (!) anführen, und späterhin die Telephonkonzession.

Ebenso schlecht, wie für das materielle Gedeihen der Stadt, wird nach Ansicht des Artikelschreibers in Riga für das geistige Wohl der Einwohner gesorgt. Weder gebe es hier unentgeltliche Schulen und Vorlesungen, noch allen zugängliche Bibliotheken, unsre Theater seien keine Volkstheater. . . .

„Besserung in dieser Hinsicht ist nur von dem Einströmen neuer Elemente in die Stadtverordnetenversammlungen zu erwarten, also, daß in ihnen nicht allein Hausbesitzer, Großkaufleute, Mieter großer Quartiere Vertretung haben, sondern auch diejenigen, die das Gros der städtischen Bevölkerung bilden."

Ein Mitarbeiter der „Düna-Ztg." weist diesem Artikel gegenüber nach, daß die möglichste Ausdehnung der städtischen Regie für Betriebe monopolartigen Charakters seit langer Zeit von der Stadtverwaltung intendiert werde. Ausnahmen von der Regel sind stets besonders motiviert worden. Die Überlassung der Straßenbahn an eine Privatgesellschaft geschah bekanntlich deshalb, weil der Kontrakt mit der Pferdebahngesellschaft nur unter sehr ungünstigen Bedingungen hätte gelöst werden können, und daß die Stadt bei Vergebung der Telephonkonzession nicht konkurrierte, hat seinen Grund hauptsächlich darin, daß die Stadt einer sehr lästigen Kontrolle unterworfen werden sollte. Ein guter und billiger Betrieb durch Private war außerdem durch die Konzessionsbedingungen gesichert.

Wenn die Stadtverwaltung so die materiellen Interessen der Stadt wahrgenommen hat, so hat sie es, wie in der „Düna-Ztg." des weiteren nachgewiesen wird, auch an sozialpolitischen Maßnahmen nicht fehlen lassen

und dem niederen Schulwesen, soweit es in ihrer Macht steht, gerade in letzter Zeit besondere Aufmerksamkeit zugewandt. — Ein Rest an Wünschen und Ansprüchen des lettischen Blattes geht über das hinaus, was von der Kommune billigerweise verlangt werden kann.

Jedenfalls ist der Mitarbeiter der „Düna-Ztg." im Recht, wenn er der Hoffnung des „Balt. Westn." auf eine „Besserung" in seinem Sinne durch das Einströmen neuer Elemente aus dem „Gros der Bevölkerung" in folgenden Schlußworten entgegentritt: „Da dieses Gros der Bevölkerung bekanntlich ein relativ noch wenig gebildetes ist, so gibt also der „Balt. Westn." der Unbildung den Vorzug vor der Bildung und traut dieser mehr Einsicht und ein besseres Urteil in kommunalen Dingen zu, als gebildeten Elementen, eine Ansicht, die schwerlich von irgend einer andern Seite gebilligt werden dürfte. Die Zulassung relativ wenig gebildeter Elemente in kommunale Körperschaften mag wohl im Falle der Not in kleinen Kommunen geduldet werden, erscheint aber jedenfalls für einen komplizierten Verwaltungsorganismus, wie die Stadtverwaltung Rigas, nicht am Platze." („Düna-Ztg." 1904 Nr. 154.)

13. Juli. Der bei der Jurjewschen Universität bestehenden Naturforscher-Gesellschaft ist die Regierungssubvention um ein Beträchtliches, bis auf 2500 Rbl. jährlich erhöht worden. (Gesetzsammlung Nr. 108.)

13. Juli. Jurjew (Dorpat). Der 200. Gedenktag der Einverleibung der Stadt in das Russische Reich. (Vgl. Balt. Chr. vom 5. Mai 1904.)

15. Juli. Eine Korrespondenz des „Rishanin" aus Riga an die „Now. Wremja" führt aus, daß das kürzlich verstorbene ehemalige Stadthaupt L. Kerkovius den Boden für die „kühnere und breitere" Tätigkeit seines Nachfolgers vorbereitet habe. „Diese Tätigkeit — fährt der Korrespondent fort — des neuen Stadthaupts wird auch noch dadurch erleichtert, daß er mit einer Stadtverordnetenversammlung von ziemlich bedeutend erneuerter Zusammensetzung arbeitet: nicht nur die Kadres der deutschen Stadtverordneten sind „aufgefrischt", sondern in die Versammlung sind auch russische und lettische Stadtverordnete eingetreten. Man muß allerdings gestehen, daß diese neuen Glieder der Versammlung fast durch garnichts ihre Anwesenheit in der Versammlung bezeichnet haben; aber schon das Faktum, daß sie sich in der Zahl der Stadtverordneten befinden, hat eine gewisse Wirkung auf die Stimmung derselben und gibt ihr ein anderes Kolorit."

In welcher Weise die jetzige Zusammensetzung der Stadtverordnetenversammlung, im Gegensatz zur früheren, dem neuen Stadthaupt seine Tätigkeit erleichtert hat, dafür wird der „Rishanin" den Beweis schuldig bleiben. Eine „Auffrischung" der Kadres der Deutschen ist bei der letzten Wahl nicht nötig gewesen und hat auch nicht stattgefunden. Die neuen russischen und lettischen Elemente haben aber dem Stadthaupt, wie die

Korrespondenz ja auch zugibt, keine Anregung gegeben und ihre Zustimmung zu Vorschlägen des Stadtamts ist auch nie ausschlaggebend gewesen. Von seiten einiger lettischen Stadtverordneten sind sogar einige Anträge des Stadtamts angegriffen worden, allerdings in so deplacierter Weise, daß der Angreifer meist ganz allein blieb.

15. Juli. Der Minister des Innern und Ministerstaatssekretär für Finnland W. K. von Plehwe wird vormittags auf der Fahrt zum Bahnhof das Opfer eines Bombenattentats. Der Attentäter Ssosonow ist ein seinerzeit aus Moskau nach Tomsk verschickter ehemaliger Student, der nach eigenmächtiger Rückkehr aus der Verbannung im Süden Rußlands als Journalist und im Eisenbahndienst tätig gewesen war.

Die Persönlichkeit des verstorbenen Ministers findet in der russischen Presse folgende Würdigung:

Ssuworin charakterisiert ihn in der „Now. Wrem." als einen „zweifellos klugen, außerordentlich tätigen Menschen, der die Mängel des russischen Lebens gut kannte. Vieles wurde angefangen, und vieles geplant, wie vielleicht bei keinem andern Minister; es galt aber sich zurechtzufinden in dem komplizierten Organismus, in dem er zu arbeiten hatte. Und was kann man in zwei Jahren vollenden? Bei uns wird überhaupt auf einen fähigen Menschen zu viel Arbeit gehäuft." . . .

Die „Russj" spricht sich dahin aus, daß „W. K. Plehwe unzweifelhaft eine große und geschlossene Persönlichkeit gewesen ist, von großem persönlichen Einfluß, der sich weit ausdehnte. Das Programm des verstorbenen Ministers war ein Programm der Einbürgerung von Ordnung und System auf allen Gebieten des russischen Lebens, die der Kompetenz des Ministeriums des Innern unterstehen. Die Einbürgerung von Ordnung und einer beständigen Regierungskontrolle hielt er auch für unumgängig in den Sphären unsrer lokalen Selbstverwaltung." . . . Weiter sagt das Blatt: „Eines sprechen W. K. Plehwe auch seine unversöhnlichsten Feinde nicht ab: er war ein Mann der Pflicht, der Verstandesdisziplin und von unbeugsamer, ungeheurer Arbeitsamkeit."

Die „Birsh. Wed." sagen, Plehwe habe ein „festes, zielbewußtes System der inneren Politik gehabt, das mit solcher Konsequenz nur ein Mann durchführen konnte, der außer mit eisernem Willen mit umfassendem Verstand, vielseitiger Bildung und reicher administrativer Erfahrung ausgerüstet war."

Fürst Meschtscherski bedauert im „Grahdanin", daß Plehwe die Provinz nicht gekannt habe, daß er nur aus dem Arbeitskabinett in Petersburg heraus urteilte.

Der „Sswet" aber klagt: „In W. K. Plehwe haben wir einen unersetzlichen Staatsmann verloren. Das russische Volk hat einen Freund verloren und der Zar seinen besten Untertan und Ratgeber."

Und die „Rishskija Wedomosti" sagen: „Der Tod W. K. Plehwes ist auch ein großer Verlust für unser Gebiet, mit dessen Angelegenheiten der Verstorbene ausgezeichnet bekannt war. Bekannt ist seine Teilnahme, als Präsident einer besonderen Kommission, an der Beurteilung der Frage der Verfassungsreform im Gebiet. (S. Balt. Chr. 1902 April 4.) Später hat er als Minister, trotz der außerordentlichen Überbürdung mit andern Arbeiten, auch die baltischen Angelegenheiten nicht aus dem Auge gelassen, wobei er in der Beurteilung hiesiger Verhältnisse und Bedürfnisse dieselbe Klarheit und Schärfe des Blickes offenbarte, die diesen hervorragenden Staatsmann immer auszeichneten."

15. Juli. Reval. Das 25jährige Jubiläum des Barons Etienne Girard de Soucanton als Präses des Revaler Börsenkomitees wird von der Kaufmannschaft festlich begangen.

16. Juli. Der Gouverneur von Kurland hat ein Zirkular an die Veterinärärzte, Kreischefs und Polizeimeister erlassen, in dem darauf hingewiesen wird, daß die Meldungen der Beamten der Veterinärpolizei überaus mangelhaft seien und der Gouvernementsregierung kein brauchbares Material für die von ihr angeordnete Bekämpfung der Epizootien geben. Der Gouverneur schreibt daher den genannten Beamten aufs strengste vor, beim Auftreten einer Tierkrankheit eingehende Meldung zu machen mit genauer Angabe der zur Bekämpfung ergriffenen Maßnahmen. (Kurl. Gouv.-Ztg.)

Auch die Publikationen über Epizootien in den Gouvernementszeitungen erscheinen mit solchen Verspätungen, daß sie allenfalls für die Statistik, für die Praxis aber nicht mehr von Wert sind.

16. Juli. Der „Praw. Westn." publiziert die Verteilung des diesjährigen Rekrutenkontingents. Es entfallen darnach u. a. auf die Gouvernements: Petersburg 4038 Mann, Moskau 6338 Mann, Livland 3998 Mann, Kurland 2407 Mann und Estland 1390 Mann.

19. Juli. Die diesjährigen Remontemärkte in den Ostseeprovinzen beginnen. Sie finden statt am 19. in Mitau, am 21. in Walk, am 23. in Fellin, am 26. in Reval, am 28. in Wesenberg und am 30. in Jurjew (Dorpat). Im ganzen waren auf diese Märkte 1754 Pferde gebracht worden, von denen 163 für den Gesamtpreis von 44,250 Rbl. von der Kommission angekauft wurden. Der geringe Prozentsatz der abgeschlossenen Käufe im Verhältnis zum angebotenen Material wird zum Teil dadurch erklärt, daß sich bei den Bauern das

Gerücht verbreitet hatte, des Krieges wegen müßten sämtliche Pferde vorgestellt werden. Ferner wird von einigen Züchtern behauptet, die Ansprüche der Kommission seien diesmal besonders rigoros gewesen, während von andern, z. B. vom Präsidenten des estländischen landwirtschaftlichen Vereins, betont wird, daß die Pferdezucht bei uns noch viel Arbeit übrig lasse.

17.—20. Juli. Riga. Der Chef der Hauptgefängnisverwaltung Stremouchow inspiziert die ihrer Vollendung entgegengehenden Arbeiten an der Zentralgefängnisanlage in Riga, die zunächst ein Zuchthaus für Männer, ein Frauengefängnis und ein Krankenhaus mit den erforderlichen Nebengebäuden für die Beamten und die Ökonomie umfaßt. Geheimrat Stremouchow befiehlt die Arbeiten soweit zu beschleunigen, daß sämtliche Gebäude im Oktober c. bezogen werden können, da sich im Innern des Reiches, als Folge der Einstellung des Abschubs von Arrestanten nach Sibirien, eine fühlbare Überfüllung der Gefängnisse bemerkbar macht.

18. Juli. Finnland. Eine am 8. Juli Allerhöchst bestätigte Verordnung wird publiziert, durch die die Bestimmungen über die Zensur inländischer und ausländischer Preßerzeugnisse und über den Verkauf von Drucksachen verschärft werden.

18. Juli. Die estnische Presse, geführt diesmal vom „Eesti Postimees", hatte gegen die im Juni vollzogene Wahl des Pastors Speer zum Prediger von Turgel (Estland) in der bei fast jeder derartigen Gelegenheit beliebten Weise gehetzt, indem sie behauptete, „die Gemeinde" wolle diesen Prediger nicht und hätte gesucht, ihn bei der Abhaltung des Gottesdienstes zu stören.

Die zu ihren Agitationszwecken von den bezeichneten Blättern gänzlich entstellten Tatsachen werden von dem Gutsbesitzer A. Frey-Torri in einer Zuschrift an die „Rev. Ztg." (Nr. 160) dahin klargestellt, daß innerhalb der gesetzmäßigen Frist von 14 Tagen nach Publikation der Wahl (§ 164 (415) des Gesetzes f. d. luther. Kirche in Rußland) keine Beschwerde gegen die Wahl erhoben worden sei, ein Beweis für die Unwahrheit, die Gemeinde wolle den Pastor nicht. Ferner heißt es in der Zuschrift: „Die gänzlich haltlosen Ausstellungen einzelner berufsmäßig Unzufriedener und deren gedankenloser Mitläufer können ebensowenig als Meinungsäußerung der Gemeinde hingestellt werden, wie der kindische Bubenstreich einiger zuchtloser Subjekte, die durch Verderben der Kirchenschlösser den Gottesdienst zu stören und das Bekanntwerden der Gemeinde mit dem erwählten Prediger durch dessen nochmalige Predigt zu hindern versuchten, oder ein anreizendes Plakat an der Kirchentür."

19. Juli. Riga. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt ihre Zustimmung dazu zu geben, daß das der Schiffswerft von Lange und Sohn gegenüberliegende Südende der Dünainsel Badeholm für Rechnung der Krone weggebaggert wird, wodurch der Werft die Möglichkeit zum Bau größerer Schiffe gegeben wird. Die Krone verpflichtet sich dafür auf dem Badeholm einen Ladequai für die Stadt herzustellen und zu unterhalten. Die Arbeiten werden sofort ausgeführt. Das Personal der Werft wird durch die Anwerbung von gegen 100 Ingenieuren, Meistern und Arbeitern aus Stettin verstärkt. — Die Versammlung beschließt ferner die Annahme einer vom Stadtamt ausgearbeiteten neuen Bauordnung für die Stadt mit den von der Gouvernementsregierung geforderten Änderungen, da sie nicht belangreich genug sind, um eine Verzögerung der Einführung der neuen Bauordnung zu rechtfertigen. — Endlich werden Beschwerden beim Senat beschlossen über die livländische Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten wegen Befreiung eines Zirkus von der städtischen Pferdesteuer und über den Gouverneur von Kurland wegen Verweigerung der Beitreibung von Kurkosten zu gunsten der Stadt von einer kurländischen Landgemeinde.

20. Juli. Die Gesellschaft zur Bekämpfung der Lepra in Livland hat nach ihrem Rechenschaftsbericht im Jahre 1903 für den Unterhalt von vier Leprosorien 26,704 Rbl. verausgabt. Das Kapital der Gesellschaft beträgt 4729 Rbl., das Kassensaldo 895 Rbl. Aus der livländischen Landeskasse ist der Gesellschaft eine einmalige Subvention von 3624 Rbl. erteilt worden und ferner wird die Zahlung pro Kranken aus der Landeskasse hinfort von 8 auf 10 Rbl. monatlich erhöht werden. Da aber die Mitgliedsbeiträge (960 Rbl.) fast auf ein Drittel dessen zusammengeschmolzen sind, was noch vor 5 Jahren gesammelt wurde, so hat sich der Verwaltungsrat entschlossen, das Leprosorium zu Nennal vom 1. Januar 1904 zeitweilig zu schließen und die Kranken ins Asyl nach Tarwast überzuführen. Zum 1. Januar 1904 befanden sich in den Anstalten der Gesellschaft 177 Lepröse: in Muhli 16, in Nennal 22, in Wenden 57, in Tarwast 82. Die Zahl der in den Leprosorien verpflegten Kranken vermindert sich,

obwohl die Insassen der Aussatzhäuser die Pflege als eine Wohltat empfinden, stetig, und es ist anzunehmen, daß sie in der nächsten Zukunft nicht zunehmen wird. Denn solange die ministerielle Einwilligung zur Anstellung eines speziellen Lepraarztes für Livland, um die die Gesellschaft schon im J. 1901! nachgesucht hat, noch aussteht, wird die Abfertigung der Aussätzigen in die Leprosorien nur mangelhaft vor sich gehen. (Nordlivl. Ztg. Nr. 160.)

21. Juli. Das in der „Livl. Gouvernementszeitung" Nr. 116 unter dem 18. Oktober 1891 veröffentlichte sogenannte livländische Wegepatent verordnet in § 7, daß die Kirchspielsvorsteher, falls sie bei der Revision der ihrer Aufsicht unterstellten Wege befinden, daß die Reparatur entweder garnicht ausgeführt oder nicht in der festgestellten Weise bewerkstelligt worden ist, sich dieserhalb an den Kreischef zu wenden haben, welcher auf Grund des § 34 der Landgemeindeordnung vom J. 1866 den betr. Gemeindeältesten einer Pön unterzieht. — Gemäß Zirkularvorschrift der Gouvernementsregierung vom 13. Febr. 1901 Nr. 1437 wurde der Kreispolizei jene disziplinare Strafgewalt entzogen und die Kirchspielsvorsteher hatten sich nunmehr mit ihren Strafanträgen gegebenen Falles an den Bauerkommissar zu wenden.

Gegenwärtig hat die besondere Kommission in Wegeangelegenheiten unter dem 21. Juli c. Nr. 534 ein Zirkular an die livländischen Oberkirchenvorsteherämter erlassen, in dem darauf hingewiesen wird, daß der Dirigierende Senat die den Kreischefs durch die obige Zirkularvorschrift entzogene Strafgewalt wieder in Kraft gesetzt hat. Infolgedessen haben sich die Kirchspielsvorsteher mit ihren Klageanträgen wegen Bestrafung säumiger Gemeindeältester, wie seit alters her üblich, an die Kreispolizei zu wenden. (Fell. Anz.)

22. Juli. Jurjew. Über die Universitätsbibliothek macht ein Korrespondent der „St. Pet. Ztg." folgende Mitteilungen: „Ohne Zweifel steht die Universitätsbibliothek an der Spitze der wissenschaftlichen Anstalten in der Embachstadt. Die Verwaltung der Bibliothek hat sich stets in den richtigen Händen befunden und es verstanden, mit knappen Mitteln dieses Institut zu einer Blüte zu bringen, so daß es imstande ist, mit hervorragenden Bibliotheken des In- und Auslandes zu konkurrieren. Ja, nicht selten läuft hier die Nachfrage nach dem einen oder andern wissenschaft-

lichen Werk ein, das in ausländischen Bibliotheken nicht zu finden war. Doch diese Vollkommenheit in der Bibliothek ist jetzt unnütz geworden. Abgesehen davon, daß die Nachfrage nach Büchern überhaupt geringer geworden ist, sind es jetzt zum großen Teil Lehrbücher (учебники), die die studierende Jugend entleiht, nicht aber wissenschaftliche Werke, die zu einem selbständigen Studieren notwendig sind. Es handelt sich um „учебники", die nach dem offiziellen Examenprogramm zusammengestellt sind und welche der Studiosus zur Vorbereitung zu einer Prüfung nötig hat. Da es aber jetzt an der Jurjewschen Universität genügend ist, viele Fächer nur nach „Konspekten" durchzuarbeiten, so ist es doch unter diesen Umständen richtiger, unabhängig von der Bibliothek auch eine Sammlung von Konspekten anzulegen, in der jedes dieser Bücher durch viele Exemplare vertreten ist und die Bibliothek selbst nur für wissenschaftliche Werke zu reservieren. Es wäre das eine bedeutende materielle Hilfe für den unbemittelten Studenten und die Universitätsbibliothek brauchte sich nicht die Bücher anzuschaffen, die nur so lange taugen, wie das betreffende Prüfungsprogramm unverändert bleibt, später aber wertlos werden, vollständig wertlos; ihre Mittel aber könnte sie zu dem Ankauf rein wissenschaftlicher Werke verwenden, deren materieller Wert mit der Zeit nicht fällt, sondern steigt."

23. Juli. Bis zu welchem Grade anmaßenden Korrespondenzen der „Rishskij Westnik" seine Spalten öffnet, zeigt eine aus Jurjew (Dorpat), in der der Verfasser sich darüber beklagt, daß in einigen Läden Telegramme vom Kriegsschauplatz in estnischer oder deutscher Sprache in den Schaufenstern ausgelegt würden ohne ein russisches Original: „Besser ist's, solche Telegramme in den Fenstern überhaupt nicht auszustellen, aber wenn man sie ausstellt, so muß auch ein Original in russischer Sprache, die als Reichssprache im Gebiet erscheint, ausgelegt werden. Juristen versichern, daß man dazu nicht nur auf administrativem, sondern auch auf gerichtlichem Wege zwingen kann."

23. Juli. In den Residenzblättern erscheint folgende Notiz: Im Finanzministerium ist die Frage, ob die Operationen der Reichs-Baueragrarbank auf die baltischen Gouvernements ausgedehnt werden sollen, angeregt worden. Vor einer endgültigen Entscheidung der Frage wird sie der Administration am Ort zur Begutachtung übergeben werden, den Gouverneuren und den Organen des Finanzministeriums.

Die Expektorationen des „Rish. Westn." und andrer zu diesem Thema veranlassen die „Rig. Rundschau" (Nr. 165) zu dem Wunsch, daß die Frage endlich so oder so entschieden werde, „da sie in ihrer jetzigen Lage ein bequemes Agitationsmittel für diejenigen bildet, denen daran gelegen ist, beim hiesigen Kleingrundbesitz und namentlich bei den

sog. „Landlosen" immer irgend welche Wünsche und Hoffnungen auf eine „Verbesserung der Lage" zu nähren, und deshalb die Bauerbank als eine Art Popanz behandeln, mit dem sie einen eingebildeten Jemand in Furcht und Zittern versetzen könnten."

23. Juli. Die Instruktion für die Schätzung der ländlichen Immobilien in Livland für die Besteuerung wird in Nr. 79 der „Livl. Gouv.-Ztg." publiziert.

24.—26. Juli. In Wenden, wo die Ausstellung des südlivländischen Vereins in diesem Jahr ausgefallen war, arrangiert der Arraschsche landwirtschaftliche Verein in Gemeinschaft mit andern Kirchspielsvereinen der Umgegend eine Ausstellung des Kleingrundbesitzes, die als besonders gelungen bezeichnet wird. Sie war von 300 Ausstellern beschickt und am Sonntag von 5000 Personen besucht. Die 110 ausgestellten Pferde waren größtenteils englisches Halbblut, die Rinderabteilung hat 114 Haupt Angler Halbblut.

25. Juli. In Taps war in diesem Sommer (15. Juni) eine griechisch-orthodoxe Kirche Johannis des Täufers durch den Erzbischof Agathangel von Riga und Mitau eingeweiht worden, die in drei Jahren mit einem Kostenaufwand von 16,000 Rbl. in Stein aufgeführt worden war. Zur Einweihung der Kirche, die 350 Personen faßt, waren 11 Geistliche anwesend.

Von der Wirkung des Festgottesdienstes auf das Volk sagt die „Rigasche Eparchialzeitung" (Nr. 21): „Der Tempel konnte alle Andächtigen nicht fassen; eine Menge Volks stand auf dem Kirchhof und konnte sich nur durch den Anblick des prächtigen Umzuges mit den heiligen Gebeinen um die Kirche trösten lassen, der am Ende der Tempelweihe stattfand. . . .

Es war sichtlich, wie die Herzen der hiesigen Einwohner, besonders derjenigen, die noch keinmal einen feierlichen erzbischöflichen Gottesdienst unter Assistenz einer zahlreichen Geistlichkeit gesehen hatten, inbrünstig beteten und entbrannten vor Freude über den Herrn und aus Dankbarkeit zu unserm gnädigsten Erzhirten, der ihnen eine wahrhaft christliche Tröstung verschafft hatte!"

28. Juli. Friedrichstadt. Die Stadtverordnetenversammlung vollzieht zum zweiten Mal die Wahl eines Steuerältesten, da der zu diesem Amt gewählte bisherige Stellvertreter des Steuerältesten Krisch Pluhme nicht die obrigkeitliche Bestätigung erhalten hatte. Die Wahl fiel diesmal auf den Haus-

besitzer Eduard Leeping, der ebenfalls nicht bestätigt wird. Die Stadtverordneten wählen daher im November den bisherigen Steuerältesten G. Gutmann wieder.

28. Juli. Der Gouverneur von Livland hat den Behörden eine Verfügung des Ministeriums des Innern mitgeteilt, wonach die Ausreichung neuer Pässe an Personen, die nicht am Ort ihrer Hingehörigkeit wohnen, nicht mehr durch die Polizei geschehen soll, sondern durch Vermittlung der Post. Der Paßwechsel, der für die meisten der unzähligen, nicht in ihrer Heimatgemeinde lebenden Steuerpflichtigen sich alljährlich vollzieht, war lange Jahre von der durch Botendienste aller Art überlasteten Polizei vermittelt worden, bis sich nunmehr herausgestellt hat, daß ihre Inanspruchnahme für diesen Zweck völlig überflüssig ist. (Wortlaut im „Rishsk. Westn." Nr. 166.)

29. Juli. Die „Rishsk. Wedom." des Herrn Witwitzki machen die zutreffende Bemerkung, daß das Zeitungslesen unter den Letten sehr verbreitet sei und die lettischen Blätter von großem Einfluß auf ihre Leser wären. Sie könnten in Gutem und Schlechtem vieles bewirken. Es sei daher notwendig, mit besonderer Vorsicht die Auswahl der Leiter der hiesigen nationalen Zeitschriften zu treffen, sowohl beim Erscheinen neuer als auch bei der Wiedererneuerung alter, aus irgendwelchen Gründen inhibierter Zeitungen (die Suspendierung der „Deenas Lapa" läuft in nächster Zeit ab) und ebenso beim Wechsel von Redakteuren und Verlegern der Zeitschriften.

Die „Rishsk. Wed." nehmen hierbei wie schon öfters Gelegenheit, ihrer Sympathie für das Weinbergsche Organ, die „Rig. Awise" Ausdruck zu geben.

30. Juli. Dem Kaiserpaar wird ein Thronerbe geboren, der den Namen Alexei erhält. — Ein Allerhöchstes Manifest vom 1. August bestimmt für den Fall des Ablebens Sr. Maj. des Kaisers, bevor der Zessarewitsch Alexei Nikolajewitsch die Großjährigkeit erreicht hat, zum Regenten den Großfürsten Michael Alexandrowitsch und zum Vormund der kaiserlichen Kinder Ihre Majestät die Kaiserin Alexandra Feodorowna.

30. Juli. Der Gouverneur von Livland hat den Behörden eröffnet, daß der Herr Minister des Innern für notwendig erkannt hat, die von dem geltenden Postreglement geforderte polizeiliche Legitimierung und Attestierung der Unterschrift des Adressaten

auf den Postanzeigen abzuschaffen. In Zukunft soll der Paß den Adressaten in ausreichender Weise zum Empfang jeder Postsendung legitimieren. (Wortlaut der Publikation im „Rishsk. Westn." 168.)

30. Juli. Mitau. Der zum Stadthaupt gewählte Cand. jur. Gustav Schmidt wird vom Minister des Innern für den Rest des laufenden Quadrienniums im Amt bestätigt. (Reg.-Anz. v. 4. August.)

30. Juli. Nach einer Allerhöchsten Verordnung vom 7. Juni können Leute, die auf Gemeindebeschluß verschickt worden sind, wenn sie sich gut geführt haben, unter Zustimmung der Gemeinden von den Chefs des Verbannungs- und des Heimatsgouvernements die Erlaubnis zu zeitweiliger oder dauernder Rückkehr erhalten; letztere erst nach fünfjähriger Dauer der Verschickung. (Gesetzsammlung Nr. 115.)

1. August. Im Ministerium der Volksaufklärung wird ein neues Departement errichtet, dem speziell das Unterrichtswesen zugewiesen wird. Zum Direktor dieses Departements wird der Rektor der Universität Moskau Dr. zool. Tichomirow ernannt, zum Vizedirektor der Petersburger Realschuldirektor Bilibin. Zum Chef der Abteilung für Gewerbeschulen wird der Ingenieurtechnologe Professor Mag. chem. Tawildarow ernannt, das Departement für allgemeine Angelegenheiten des Ministeriums verbleibt dem Direktor Rachmanow. — Der Verweser des Ministeriums der Volksaufklärung Generalleutnant Glasow wird zum Minister ernannt.

2. August. Libau. Für den Libauschen Hafen tritt eine Verschärfung der Aufsicht über die Handelsschifffahrt in kraft, wie sie für einige Häfen, vorzugsweise Kriegshäfen, als temporäre Maßnahme während des Krieges angeordnet werden kann. Es wird eine Zone festgesetzt — für Libau 5 Meilen ins Meer hinaus, 9 Meilen nach Norden und 5 Meilen nach Süden an der Küste —, vor der jedes Handelsschiff halten muß, um die Erlaubnis der Hafenverwaltung zum Einlaufen zu erbitten, die erst nach Befragung des Kapitäns und nach Durchsicht der Ladung erteilt wird.

5. August. Ein Allerhöchster Ukas ordnet eine weitere partielle Mobilisation an. Von den Ostseeprovinzen werden durch sie

der Jurjewsche (Dörptsche) Kreis in Livland und der Revalsche und Wesenbergsche in Estland betroffen, wo die Reserveuntermilitärs der Artillerie zu Fuß, der reitenden Artillerie und der Artillerieparks einberufen werden. Als erster Tag der Mobilisation gilt der 7. August. — Auch Artilleriepferde werden requiriert.

5. August. Finnland. Der zum Generalgouverneur ernannte Fürst Obolenski trifft in Helsingfors ein. — In einem Begrüßungsartikel erinnert die „Helsingfors Posten" daran, daß das die Ernennung des Fürsten begleitende Allerhöchste Reskript betone, daß das Großfürstentum Finnland schon seit seiner Einverleibung in das Russische Reich eine besondere Form für seine Verwaltung und die lokale Gesetzgebung genießt. Die von Kaiser Alexander I. bei der Vereinigung Finnlands mit Rußland festgelegte Auffassung in bezug auf die Verwaltung des Landes hätte im Verein mit der von ihm und von allen seinen Nachfolgern bestätigten Unverletzlichkeit der Grundgesetze sich unauslöschlich in dem Rechtsbewußtsein des finnländischen Volkes eingewurzelt und lebendig erhalten. Mit dieser Rechtsauffassung und den Privilegien des Landes vor Augen seine Aufgabe erfolgreich zu erfüllen, ohne eine Seite des dem Generalgouverneur von Finnland gegebenen Allerhöchsten Auftrags zu vernachlässigen, bedürfe es hoher staatsmännischer Fähigkeiten. Alexander I. baute sein Werk der Annäherung zwischen dem finnländischen und russischen Volk auf den festen Grund der Gesetzlichkeit, des gegenseitigen Vertrauens, der Gerechtigkeit und Ergebenheit. Auf diesem Wege stehe das finnische Volk noch heute, bereit, ihn zu wandern usw. — In ähnlicher Weise spricht sich die übrige finnländische Presse aus.

Fürst Obolenski macht eine Rundreise durch das Land, auf der er sich von liebenswürdiger Seite zeigt und u. a. äußert, daß der nationalen Selbständigkeit Finnlands keine Gefahr drohe.

7.—9. August. Jurjew (Dorpat). Ausstellung des estnischen landwirtschaftlichen Vereins. Das Vieh- und Pferdematerial macht diesmal keinen hervorragenden Eindruck. Manches interessante weist die Molkereiausstellung sowie die Abteilung für Garten- und Forstkultur und Bienenzucht auf. Sehr reich beschickt ist die Abteilung für landwirtschaftliche Geräte und Maschinen und gelobt werden die Produkte des Hausfleißes. — Die Ausstellung leidet unter ungünstiger Witterung.

8. August. Riga. Der Großfürst Alexander Michailowitsch, Chef der Hauptverwaltung der Handelsschifffahrt und der Handelshäfen, besichtigt die Schiffswerft Lange und Sohn, auf der

Dezember 1904.

Beilage

zur

Baltischen Monatsschrift.

Baltische Chronik

1903/1904.

Grand Prix.

Höchste Auszeichnung auf der Rigaer Jubiläums-Ausstellung.

J. Tresselt,

Pianoforte-Fabrik, Riga

empfiehlt

Flügel und Pianinos

nach dem neuesten System

in allen modernen Stilarten und Hölzern.

Flügel von Rbl. 525 an.

Pianinos von Rbl. 360 an.

Telephon 609.

Schiffe für Rechnung des Fonds zur Verstärkung der Kriegsflotte gebaut werden, und nimmt die Baggerarbeiten am Badeholm in Augenschein.

9. August. Ein Anonymus W. greift in der „Rig. Awise“ (Nr. 163) einen K. Bieland an, der in einem Vortrage die Frage: „Findet in den baltischen Provinzen ein Niedergang des Kleingrundbesitzes statt?“ nach längeren Auseinandersetzungen bejaht hatte. W. führt ganz zutreffend aus, daß viele Grundbesitzer ihre Gesinde schon bezahlt haben und immer mehr die Zahl derer wachse, die nahe daran sind, ihrem Gutsherrn oder dem Kreditverein gegenüber schuldenfrei dazustehen. Die Statistik und das Leben beweisen, daß der Kleingrundbesitz nicht herabkomme. Wohl wäre der hohe Kaufpreis der Gesinde recht schwer belastend gewesen, wer aber strebsam war, hätte ihn doch in Terminen ausgezahlt und „so hoch war er doch nicht, daß man sie jetzt nicht zu noch höheren Preisen verkaufen könnte!“ Im allgemeinen habe die Wohlhabenheit der Kleingrundbesitzer zugenommen: vor 20—30 Jahren besaßen sie nur ein unbedeutendes Inventar; jetzt haben sie Erbbesitz mit wohlgepflegten Gebäuden und meistens wohlgepflegtem Inventar. — „Wenn auch das Faktum unbestreitbar ist, daß die Gesinde auf Grund gegenseitiger Vereinbarung teuer gekauft worden sind und auch der Kredit ein teurer war, so bleibt doch die Wahrheit bestehen, daß der Preis für die Gesinde noch immer steigt.“ (Referat in der „Düna-Ztg.“ Nr. 183.)

Hoffentlich werden auch die lettischen Beurteiler des Bauerlandverkaufs allmählich aufhören, wie es hier wiederum geschieht, im Tone des Vorwurfs von den angeblich hohen Kaufsummen zu sprechen, obwohl die Erfahrung lehrt, daß sie durchschnittlich nur angemessen gewesen sind. Es ist ja keineswegs die Absicht gewesen, der Bauerschaft mit dem Lande ein Geschenk zu machen und kein Gutsbesitzer hat das je behauptet; sie sollte es titulo oneroso besitzen und den Segen der Arbeit erfahren. Und sie hat es ja auch getan.

Im übrigen ist aus den Ausführungen W.'s hervorzuheben, daß er die Schaffung von Häuslerwirtschaften auf dem Lande verwirft und Wirtschaften mit 3—5 Pferden für den kleinen landwirtschaftlichen Betrieb bei uns für die angemessensten erklärt. Um das Weiterblühen des Kleingrundbesitzes zu sichern, verlangt W. Aneignung und Befolgung der modernen Landwirtschaftslehren.

10. August. In der Kirche des Großen Palais in Peterhof findet die feierliche Taufe des Großfürsten-Thronfolgers Alexej Nikolajewitsch statt. — Zu diesem Tage erscheint ein Allerhöchstes Manifest, das eine große Zahl von Gnadenerweisungen mitteilt. Die Körperstrafen, die für die Bauern von den Gemeindegerichten noch verhängt werden konnten, werden abgeschafft, ebenso die Prügelstrafen in der Armee und der

Marine. Den Bauern werden die bis zum 1. Januar 1904 angelaufenen Rückstände der Auskaufszahlungen und andrer Staatssteuern erlassen, vorausgesetzt, daß sie nicht bis zum 30. Juli bezahlt waren; ferner werden eine ganze Reihe andrer rückständiger Abgaben, nicht geleisteter Strafen und Pönzahlungen gestrichen, Pensionsberechtigungen gewährt, insbesondere auch Amtspersonen, die sich Verbrechen oder Vergehen zu schulden kommen ließen, die Strafen verkürzt und gemildert, einigen Kategorien die entzogene Berechtigung zur Wiederanstellung im Staatsdienst wieder gewährt usw. — Das Manifest stellt anderseits auch die Versorgung und Erziehung der verwaisten Kinder von Offizieren und Untermilitärs, die ihre Hingabe an das Vaterland mit dem Tode besiegelt haben, durch kaiserliche Fürsorge in Aussicht.

11. August. Finnland. Der finnländische Militärbezirk wird aufgehoben und das Territorium, die Truppen und die Militärinstitutionen dieses Bezirks dem St. Petersburger Militärbezirk einverleibt.

12. August. Ein Allerhöchster Befehl vom 5. August wird publiziert, der in Sachen der Versorgung der Familien von zum Kriegsdienst einberufener Reservisten und Landwehrleute die Errichtung von besonderen Gouvernements- und Kreiskomitees anordnet. Der Befehl bezieht sich nicht auf Livland und Estland, für das der Versorgungsmodus aus Mitteln der Landeskasse bereits vorgesehen ist.

15. August. Pastor Ernst Moltrecht tritt nach Ablauf der über ihn verhängten Suspension wieder das Pfarramt zu St. Matthiae im Wolmarschen Kreise an. Die Kirche war festlich geschmückt und die Gemeinde schien freudig erregt zu sein. („Balt. Westn.")

Durch das Manifest vom 11. August werden auch die Vergehen lutherischer Prediger gegen das Strafgesetz getilgt, die sich auf Amtshandlungen an von der griechisch-orthodoxen Kirche reklamierten Personen beziehen. Zweien des Amtes verlustig gegangenen livländischen Pastoren ist dadurch der Wiedereintritt in den Dienst der Kirche ermöglicht und eine erst kürzlich wider einen Pastor erhobene Anklage niedergeschlagen worden.

Digitized by Google

15. August. Finnland. Ein Allerhöchstes Reskript wird publiziert, das den Landtag zum 23. November (6. Dez.) einberuft.

17. August. Riga. Die Börsenkaufmannschaft beschließt zum Gedächtnis der Geburt des Großfürsten-Thronfolgers Alexej Nikolajewitsch Kapitalien von 50,000 Rbl. und 25,000 Rbl. den Unterstützungsfonds für verarmte Börsenkaufleute und für Handlungskommis zu überweisen.

17.—19. August. XVI. livländischer Ärztetag in Jurjew (Dorpat). Zum Präses wurde gewählt Professor Dr. Dehio, zum Vizepräses Dr. Ströhmberg, zu Sekretären Dr. Engelmann-Riga und Dr. Anderson, zum Kassaführer Dr. Pfaff.

Von der Gesellschaft zur Bekämpfung der Tuberkulose wird von dem Präses Dr. Max Schmidt-Riga berichtet, daß die Gründung von Filialvereinen im Mai die obrigkeitliche Bestätigung erhalten hat und daß die Absicht besteht, von den Filialvereinen bloß die Hälfte der ordentlichen Mitgliedsbeiträge für die Hauptgesellschaft in Anspruch zu nehmen, während die übrigen Einnahmen den Filialvereinen zur Disposition verbleiben sollen, damit sie auch selbständige Wege gehen können. Das Projekt mit der Stadt Riga ein Sanatorium in Oger zu errichten, hat sich zerschlagen. Vom Grafen Medem ist ein geeigneter Platz unter Stockmannshof zu einem Sanatorium angeboten worden, doch besitzt die Gesellschaft zunächst ein Kapital von nur 8200 Rbl. und die Kriegszeit mit ihren Anforderungen läßt die Aufbringung größerer Mittel für den Sanatoriumsbau (erforderlich sind ca. 125,000 Rbl.) gegenwärtig unerreichbar erscheinen. Die Kommission in Sachen des Hebammenwesens auf dem Lande schlägt in dem vom Präses Dr. Keilmann-Riga erstatteten Bericht zur Besserung der herrschenden Zustände vor: 1) die Errichtung von Wiederholungskursen für Landhebammen, 2) die Begründung einer Hebammenzeitung in den Landessprachen, 3) die Verpflichtung der Hebammen zu obligatorischer Berichterstattung und 4) Ausgabe eines Lehrbuches in lettischer Sprache; eine estnische Übersetzung eines brauchbaren deutschen Lehrbuches existiert bereits. Dementsprechende Anträge sollen vom Präsidium des Ärztetages der livl. Ritterschaft unterbreitet werden.

Beim livländischen ärztlichen Rechtsschutzverein wird eine Unterstützungskasse für Ärzte und deren Familien nach dem Prinzip der Gegenseitigkeit begründet.

Die zahlreichen wissenschaftlichen Vorträge und Debatten des Ärztetages werden als sehr befriedigend bezeichnet.

18. August. Reval. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt, zum Gedächtnis der Geburt des Großfürsten-Thronfolgers 5000 Rbl. für das vom „Roten Kreuz" auf der Insel Nargön für kriegsverwundete Offiziere und kranke barmherzige Schwestern zu errichtende Sanatorium zu spenden.

19. August. Zur griechisch-orthodoxen Kirche sollen im J. 1903 in der Rigaschen Eparchie übergetreten sein: 661 Lutheraner, 58 Katholiken, 1 Baptist, 20 Altgläubige, 17 Juden und 1 Mohammedaner, im ganzen 758 Personen. Von den Lutheranern entfielen auf die Letten in Livland: 64 Männer und 102 Frauen, in Kurland: 32 Männer und 56 Frauen, zusammen 254, während von Esten 151 Männer und 256 Frauen, zusammen 407 Personen übergetreten sein sollen. — Darnach wäre kein deutscher Lutheraner übergetreten. (Angaben des „Rig. Garigais Westnesis".)

20.—23. August. August-Ausstellung des Vereins zur Förderung der Landwirtschaft und des Gewerbefleißes in Jurjew (Dorpat). Trotz der ungünstigen Witterung des Sommers und der ungünstigen Zeitlage ist die Rinderabteilung (ca. 300 Stück) noch nie so reich beschickt gewesen, Pferde sind aber weniger zahlreich (125 Stück) als in den letzten Jahren vertreten; die Qualität ist aber in beiden Abteilungen sehr befriedigend. — Die geplante hygienische Spezialausstellung ist nahezu völlig gescheitert.

22. August. Reval. Das von der Stadt zur Erinnerung an den Besuch des Kaisers im Jahre 1902 erbaute Elementarschulgebäude wird feierlich eingeweiht.

25.—30. August. Livländische Provinzialsynode in Werro, geleitet vom Rigaschen Stadtpropst Oberpastor Th. Gaethgens an Stelle des kranken Generalsuperintendenten. — Die auf der vorigen Synode von dem Universitätsprediger Mag. Hahn angeregte Frage von der Aufhebung des Konfirmationszwanges und die von P. Rechtlich-Gutmannsbach gemachten

Vorschläge zur Teilung der übergroßen Gemeinden, die von den Sprengelskonferenzen behandelt worden sind, wurden nach umfangreichen Debatten zur Sichtung und Klärung des Materials besonderen Kommissionen überwiesen. — Lebhaft wurde der ebenfalls auf der vorigjährigen Synode vom Fellinschen Sprengel eingebrachte Antrag auf Wiederaufnahme der Tätigkeit der Volksschulbehörden diskutiert, zu dem meist sehr ausführlich motivierte Sprengelsvota eingelaufen waren. Oberpastor E. Kählbrandt führte in einem Vortrage die Entwicklung des livländischen Landschulwesens von seinen ersten Anfängen an vor Augen. Die Synode fällte noch keine Entscheidung zu dem Antrage, sondern überwies die Materie nochmals an die Sprengel zur Durchberatung. — P. Graß-Katlakaln bekämpfte in einem Vortrage die Forderung des Einzelkelchs beim Abendmahl; Propst Falck-Kannapäh sprach gegen die Konfirmation von Kindern deutscher Eingepfarrten der Landgemeinden bei einem fremden Pastor; Mag. Hahn erstattete den Missionsbericht, auch die übrigen üblichen Berichte wurden vorgelegt. — Nekrologe hielten P. Willigerode dem Professor Wilhelm Volck und P. Neuland-Wolmar dem Pastor P. Kügler-Roop.

27. August. Die Ernennung des Generalgouverneurs von Wilna, Kowno und Grodno Generaladjutanten Fürsten Sswjatopolk-Mirskij zum Minister des Innern wird publiziert.

28. August. Die im Dezember v. J. auf 8 Monate suspendierte lettische Zeitung „Deenas Lapa" soll nach einem Besitzwechsel nunmehr wieder herauskommen. Eine am 28. August ausgegebene Probenummer wird von J. Jakobson und M. Osoling als Herausgeber und dem vereidigten Rechtsanwalt Becker als verantwortlichem Redakteur gezeichnet. Regelmäßig beginnt das Blatt am 15. September zu erscheinen. Die Redaktion bezeichnet als ihre Aufgabe die kulturelle Entwicklung der Letten zu fördern und dazu behilflich zu sein, daß die Letten ein achtungsgebietender Faktor im öffentlichen Leben werden.

28. August. Jurjew (Dorpat). Auf der Generalversammlung des Handwerkervereins wird Bericht erstattet über die Schwierigkeiten, welche sich der Bestätigung eines harmlosen gemein-

nützigen Unternehmens entgegenstellen. Das zur Bestätigung vorgestellte Statut der lange bestehenden Zeichenkurse für Lehrlinge ist, wie der Präsident mitteilt, vom „Gelehrten Komitee" in mehreren Punkten beanstandet worden, indem u. a. verlangt wird, daß die Kurse auch den Lehrlingen von Nichtmitgliedern zugänglich sein sollen, daß die den Kursen gewährten Geldmittel definitiv festgelegt würden und daß die Kurse nicht am 10. Oktober, sondern am 1. September beginnen.

Der Präsident betonte, daß nach Meinung des Vorstandes mit den beanspruchten Änderungen direkt die Frage um Sein oder Nichtsein der so lange fortgeführten Zeichenkurse gestellt sei. Was die erste Bestimmung anlange, so könne darin vielleicht noch ein Ausweg gefunden werden, daß, entgegen dem vom Verein eingehaltenen Grundsatz, in Zukunft auch Lehrlingen von Nichtmitgliedern der Eintritt gestattet werde, jedoch nur so weit, als die Ansprüche der Lehrlinge der Mitglieder berücksichtigt seien. In bezug auf den Punkt 2 aber lasse sich schlechterdings kein Mittelweg finden: der Handwerkerverein verfüge über keinerlei Mittel zur Sicherstellung der Kurse und könne nur auf Grund des alljährlich zu bewilligenden Jahresbudgets für die Kurse die erforderlichen Summen auswerfen oder aber versagen. Auch die dritte Forderung sei nicht zu realisieren, da der Verein die nötigen Räume erst zum Oktober zur Verfügung habe. — Daraufhin beschloß die Generalversammlung den Vorstand zu beauftragen, mit einer neuen Eingabe an das Gelehrte Komitee zu gehen.

31. August. Im „Grashdanin" schreibt ein ungenannter Autor (Jss.):

„Es ist an der Zeit, daß wir uns selbst und unsre nächste Umgebung kennen lernen; es ist an der Zeit, daß wir aufhören, durch das Prisma des atavistischen, historischen Hasses, des engherzigen Patriotismus und gleichgültigen Egoismus zu schauen.

Werden wir wirklich auch jetzt trotz der furchtbaren Lehre, die uns Gott gegeben, nicht einsehen, wo das zersetzende Gift steckt, das uns so weit gebracht hat?

Es ist an der Zeit, daß wir aufhören, die Nichtrussen und Nichtorthodoxen, die durch unzerreißbare Bande mit uns verknüpft sind, als ein unwürdiges und schädliches Element anzusehen, das entstellt, umgeschaffen, umgetauft oder erdrosselt werden muß.

Wir sind Zeugen einer überaus seltenen Erscheinung: die Zeitungen und der Telegraph berichten uns täglich über die Details von Schlachten, Rekognoszierungen und heldenmütigen Taten, wobei immer wieder die Namen unsrer Nichtorthodoxen und Nichtrussen auftauchen,

die in denselben Kämpfen, mit derselben Tapferkeit, um desselben Zweckes willen sterben, wie wir! Und dieselben Leute, die wir ins Feuer schicken, wollen wir im Alltagsleben nicht uns gleichstellen; sterben sollen sie neben uns, die Beschwerden, Gefahren, unsagbaren Entbehrungen und Schrecknisse, die wir in diesem Augenblick durchmachen, sollen sie mit uns teilen, aber mit uns die Rechte und Privilegien des gemeinsamen Vaterlandes genießen, für das sie mit uns den Heldentod starben, — sollen sie nicht! Das geht nicht, für sie ist ein andres Gesetz geschrieben: stirb, wie ich sterbe, aber lebe, wie ich es will, nicht wie es deine Religion, deine Nationalität, deine Seele und deine Neigungen verlangen!

Rußland ist durch seine historische Kraft groß genug, um die Freiheit der andern Nationalitäten nicht zu fürchten, zu gleicher Zeit ist es aber nicht stark genug, um nicht den Schaden zu fürchten, den die Verschwörungen dieser Nationalitäten, die durch ihre Verfolgung hervorgerufen sind, seiner Entwicklung bringen müssen. Das sind schöne Worte voll unstreitiger, tiefer Wahrheit, in die sich jeder hineindenken müßte, der Rußland aufrichtig wohl will. In der Tat, kann man wirklich annehmen, daß irgend eine von unsern Grenzmarken dadurch zu einer Gefahr für Rußland werden könnte, daß man ihr die allgemeinen russischen Rechte verleiht, ihr die Möglichkeit gewährt, frei ihren Glauben zu bekennen; ihre Kirchen zu bauen; ihre Kinder nach ihrem Bekenntnis zu taufen, nicht aber nach jenem, dem sie „hartnäckigen Widerstand" leisten; ihre Muttersprache zu sprechen und in ihr den Unterricht zu erteilen (dabei aber die Kenntnis der russischen Sprache obligatorisch zu belassen); ihre Güter, in Ermangelung direkter Erben, zu vermachen, wem sie wollen, statt sie an den Fiskus fallen zu lassen; dort Land zu kaufen, wo sie aufgewachsen sind und ihre Vorfahren beerdigt haben, nicht aber dort, wo es der russischen Politik genehm ist usw.? Es ist an der Zeit, daß man endlich jene Bedrückungs- und Strafmaßregeln abschafft, die möglicherweise bei der Niederwerfung von Aufständen notwendig sind, aber in normaler und ruhiger Zeit unmöglich, schädlich und sittlich zersetzend sind und die feste und dauernde Annäherung aller heterogenen Untertanen Rußlands unbedingt hindern. Kann man wirklich annehmen, daß es für uns gefährlich wäre, wenn diese Untertanen — ebensolche Menschen wie wir — Rußland dankbar sind, wenn sie in moralischer und materieller Beziehung unter dem Schutze der russischen Macht gut und

friedlich leben? Kann man wirklich ganz aufrichtig beweisen wollen, daß unterdrückte Menschen mehr Anhänglichkeit und Ergebenheit haben werden, als solche, die dankbar sind und fest an ihrem heimischen Herde hangen, der von der Regierung beschützt wird? Als Leute, die nicht nur ihrer glücklichen Lage bewußt sind, sondern auch fürchten, ihrer durch Unbotmäßigkeit, Verrat und Aufruhr verlustig zu gehen? Gegen wen würden sie sich empören? Gegen ihren Wohltäter und folglich auch gegen ihre eigene glückliche Lage! Häßliche und unsinnige Ausnahmen sind natürlich immer möglich, immer sind Leute möglich, die Wirren und Unordnungen wünschen, ohne Zweifel würde es sich aber nur um vereinzelte Fälle handeln, und die Masse der verständigen und praktischen Leute würde diesen Vorfällen rasch ein Ende machen.

Leider gehen bei uns die einen deshalb auf diese Fragen nicht ein, weil ihnen alles gleichgültig ist, und die andern deshalb, weil sie im Trüben fischen wollen, und weil sie bei einer völligen Klärung aller Mißverständnisse, bei der Herstellung gesunder und dauerhafter Beziehungen zwischen uns und unsern Nichtrussen unendlich viel dienstliche und materielle Vorteile einbüßen würden. (Übersetzung der „St. Pet. Ztg.")

Ende des 8. Jahrg. der Baltischen Chronik.

Personen- und Sachregister

zur Baltischen Chronik 1903/4.

Ackerbauschule in Kafferitz 46.
Adolphi, Armin 75.
Adolphi, Hermann 33.
Ärztetage:
— estländ. 31.
— livländ. 155.
Agathangel, Erzbischof 106, 110, 123, 149.
Agrarbank, Petersburg-Tulaer 56.
Agrarverhältnisse 1, 56, 59, 60, 73, 76, 77, 86, 91 ff., 96, 148, 153.
Albertuskirche in Riga 43.
Alexander Michailowitsch, Großfürst 152.
Alexej Nikolajewitsch, Großfürst-Thronfolger 150, 153, 155, 156.
Alwer, Stadtrat 94.
Anderson, Dr. 155.
Andrejewski, Postchef 56.
Arent, Priester 81.
Aristow, Rektor 124.
Aronstamm, Redakteur 3, 54.
Auning, Feldprediger 117.
Ausstellungen:
— estn. landwirtschaftl. in D. 152.
— des estl. Gartenbauvereins 2.
— für Gartenbau in Riga 6.
— heraldische in Mitau 35.
— nordlivl. August- 32, 156.
— landwirtsch. in Reval 135.
— landwirtsch. in Wenden 149.
Auswanderung, lett. u. estn. 95.

Baschilow, Kameralhofspräsident 118.
Bauer agrarbank 92, 148.
Bauergemeinden, Verschmelzung 1, 50 f., 87.
Bauerlandverkauf 91.
Bauerrentenbank, livl. 47.
Bauerverordnung, estl. 3.
Behr, Baron, Polizeimeister 46.
Behr, Dr. 48.
Becker, Redakteur 157.
Bellegarde, Gouverneur 38, 100, 101.
Bernewitz-Neuenburg, Pastor 1.
Bibliothek, russ., in Wenden 2.
Bielenstein, Pastor Dr. 2, 134.
Bienemann, F. Prof. † 2.
Bienemann, Konst. 112.
Bilbassow, Kameralhofspräsident 118.
Bilibin, Vizedirektor 151.
Birilew, Oberkommandierender 116.
Blumberg, Dr. 105.
Blumberg, StV. 112.
Bobrikow, Generalgouverneur 102.
v. Bock, Dr., ehem. Stadthaupt 104.
v. Bodisco, Sekretär 3.
de Boer, Steuerältester 86.
Börsenkomitee, Rigaer 75, 139, 155.
Boettcher, Dr. 100.
Bokownew, Stadtrat 87, 98.
v. Brackel, Dr. 104.
Brackmann, Stadthaupt 40, 79.
Brandstifterprozeß, Marienburg 11 ff., 114.
Branntweinmonopol 10, 46, 47.
v. Broecker, Rechtsanwalt 98, 103.
v. d. Brüggen, Ernst Baron † 49.
Bruschewitz, Kommunalbeamter 121.
Budberg, Baron 86.
Büschmann, Landwirt 77.
Buxhöwden, Baronin 86.

Chwolson, Rechtsanwalt 19, 22 f., 26.
Czepinski, Schuldirektor 117.

Dahl, v., ehem. Stadthaupt 44.
Dehio, Prof. 155.
Dellingshausen, Baron, Ritterschaftshauptmann 38.
Demokratismus, lett. 54 f.
Denissow, Hafenchef 137.
Dezentralisationsbeschlüsse 87.
Diakonissenverein zu Riga 38.
Döbner, Präsident 48.
Dreyersdorff, StV. 32.
Druckschrift, litauische 110.
Düna-Aakanal 99.

Einschränkung geschäftl. Beziehungen in D. 60 f., 75.
Eisenbahnen:
— Bologoje-Sjedletz 70.
— Orenburg-Taschkent 70.
— Petersburg-Wjatka 70.
— Smolensk-Walk 29, 95.
Engelhardt, Baron, Stadthaupt 28.

Engelmann, Dr. 155.
v. Engelmann, dim. Stadthaupt 117.
Epizootien, Meldung von 144.
Erdmann, Pastor 48.
Estlander, Dr. jur. 122.

Falck, Propst 157.
Feiertagsarbeit 117.
Feldlazarett:
— evangelisches 113.
— libausches 113.
— russisch-holländ. 116.
Feuerversicherung, nationale 58.
Feuerwehrangelegenheiten 37.
Fideikommißgesetz f. Estland 93.
Finanzen des Reichs 69, 99.
Finnländische Angelegenheiten 31, 57, 108, 121, 135, 139, 145, 152, 154, 155.
Fischzucht 76.
Fölkersahm, Baron 60.
Fraternitas Veterinar. Dorp. 100.
Frey, Gutsbesitzer 145.
Friedenstein, Dr. 105.

Gaehtgens, Stadtpropst 156.
Gaigal, Pastor 49.
Gefängnisanlage in Riga 145.
Gemeindebeamtenwahl 71 f.
Gemeindemagazine 76.
Gemeindeschreiberverein, lett. 6.
— estn. 104.
Genossenschaft, I. estl. landw. 54.
Gesangfest, estn. 43.
Gesellschaften:
— lettisch-literar. 48.
— f. Fischzucht 76.
— livl. f. Flußverb. 99.
— Naturforscher- in D. 142.
— z. Bekämpfung d. Tuberkulose 155.
Gestüte 47.
Gewerbesteuer in Kurland 104.
Gewissensfreiheit in d. Ostseepr. 59.
Girgensohn, Oberpastor 68.
Girard de Soucanton, Baron Etienne 144.
Gläser, Propst 2.
v. Glasenapp, Polizeimeister 39.
Glasow, Minister 102, 117, 115.
Gobi, Professor 6.
Gogolewsky, Polizist 42.
Goldberg, Dr. 111.
Golubew, Revident 94, 114.
Gouvernementskonferenzen für Agrarreform 73.
Grauding, Dr., StV. 37.
Grenzstein, Redakteur 130.
Grigorjew, Korrespondent 139.
Grödinger, Gerichtspräsident 114.
Groß, Pastor 157.
Großmann, Stadtrat 98.
Grüner, Pastor 1.
Grünerwald, Otto 113.
Grundsteuerreform, estl. 52.
— livl. 47 f., 103, 107, 149.
Grusenberg, Rechtsanwaltsgeh. 19 ff., 114.
Gutmann, Steuerältester 150.

Hahn-Platon, Baron 113.
Hahn, Mag. theol. 68, 156 f.
Haller, Pastor 99 f.
Handel, Export- und Import-
— Libau 64.
— Pernau 67.
— Reval 64 f.
— Riga 62 f.
— Windau 66.
Handwerksämter in Wolmar 39.
Harmonie, Klub in Reval 60.
Hauptverwaltung für prov. Wirtschaftsangelegenheiten 101.
Hebammenwesen 155.
Heerwagen, Dr. Stadtrat 110.
Heil, StV.-Kand. 1.
Hermann, Dr. K. A. 139.
Hesse, Pastor 39, 68.
Hesse, Prokureur 11, 18, 25.
Hetzpolitik 85, 89 f., 95, 98, 99, 122, 124 ff., 145.
Heymowski, StV. 33.
Hildebrand, Dr. 113.
Hochschulwesen 48.
Hörschelmann, Generalsuperint. 85, 93.
Hoffmann, Propst † 75.
Hoffmann, Viehzuchtinspektor 77.
Hohlbeck, Dr. 100.
Hollihn, stellv. Stadthaupt 135.
v. Holst, Dr. 39.
Homen, Prof. 122.
v. d. Howen, Schulvorsteherin 75.
v. Husen, dim. Bürgermeister † 139.

Jakobson, Kommunalbeamter 121.
Jakobson, Zeitungsverleger 157.
Japanischer Krieg 79, 80, 95, 99, 103, 104, 114.
Jassinski, Prof. 10.
Jewreinow, Vizepräsident 10 f.
Johannsen, Dr. 33.
Irrenpflege 38, 48, 51, 95, 107.
Iss., Anonymus 158.
Iswolskij, Kurator 8, 10, 30, 101.
Jucum, Feldprediger 117, 123.

Judenfrage 140.
Jünglingsverein in Mitau 50.
Jürgens, Stadtrat 110.
Jürmann, Ortsältester 89.

Kaehlbrandt, Oberpastor 157.
Kärp, St.V.-Kand. 1.
Kalinkinski, Seminarlehrer 2.
Kapeller, Stadtältester 4.
Kartell d. kurl. Spargenossenschaften 58.
Katterfeld, Dr. 113.
Keilmann, Dr. 155.
Kerkovius, ehem. Stadthaupt † 133, 142.
Kiel, Witwe 110.
Kirche, evang.-luth. Landes-
— Angriffe gegen die 95, 124 ff.
— lett. Agitation in Riga 83 f.
— Kirchenbauten 49, 110.
— Kirchenkonvente 133.
— Konsistorialexamina in Estl. 44, 107.
— Küsterlandprozesse 82.
— Küsteramt 69.
— Opposition gegen Pastorenwahlen 134, 145.
— Pastorenprozesse 7, 28, 103, 154.
— Sektirer 108.
— Synoden 1, 68, 118, 156.
— Zuwendungen der Städte 78 f., 133.
Kirche, kathol. in Mitau 118.
Kirche, griechisch-orthodoxe:
— Baltische Bratstwo 10 f.
— Bericht des Oberprokureurs 105 f.
— Eparchialkonferenz von 1899 81.
— Jsidortag 72.
— Kirchenbau 35, 123, 149.
— Kirchenschulen 4, 32, 38, 42 f., 75, 89, 100, 109 f.
— neues Kirchspiel 99.
— Peter-Paul-Bratstwo 71, 81.
— Uebertritte 4, 105, 156.
— Verbreitung 41.
Kiwastik, Uhrmacher 77, 87.
Klagen beim Senat 78 f., 80, 82, 85, 112 f., 113 f., 133, 146.
Klub, russ., in Fellin 135.
Kluge, Pastor 2.
Koch, Dr. Stadtarzt 55.
Körw, Redakteur 138.
Kokowzew, Finanzminister 83.
Koltschak, Leutnant 71.
Komarow, Redakteur 86.
Konferenz:
— in Volksschulangelegenheiten 8 f.
— d. livl. Steuerinspektoren 86.
— f. d. Bedürfn. d. Landwirt. 91, 96.
Kongreß:
— für professionelle Bildung 59.
— russ. Gartenbauer 6.
— Schiffahrts-, in Wilna 75.
Kontrollvereine für Milchvieh 54, 77.
Koppel, Dr. 77, 87.
Korobtschitsch-Tschernjawskij, Untersuch.-Richter 122.
Korostowetz, Vizegouverneur 6.
Koschko, Chef der Detektiv-Abteil. 14, 18, 24.
Koselewski, Privatanwalt 80.
Kreutzwald, Dr. F. R. 51.
Kriegsspenden 81, 84, 87, 93 f., 101, 104, 105, 111, 113, 118, 137, 139.
v. Krüdener, Baron 60.
Krylow, StV. 116.
v. Kügelgen, Dr. 39.
Kügler, Pastor P. 157.
Kuhlberg, Schuldirektor 123.
Kupffer, Dr. 31.
Kuropatkin, Kriegsminister 84.
Kusik, Oberbauerrichter 80.

Lackschewitz, Dr. 33.
Landespräftanden, livl. 96.
Landschaftsordnung:
— Einführung in Livland 92.
— Revision in Moskau 136.
— Revision in Twer 72.
Landtag, estländ. 93 f.
Lebedinski, Gerichtspräsident 11.
Leeping, Wahlamtskandidat 150.
Leistungen f. Gefängnisse in Estland 52.
Lemm, Oberpastor 93.
Lepraangelegenheiten 48, 146.
Lewitzki, Rektor 28.
Lezius, Pastor 28.
Libau, Festung 10.
Liedke, Dr. 33.
Lieven, Fürst, Landesbevollm. 49.
Lieven, Fürst Paul 104.
Lieven, Prinzessin Marie 104.
Locher, Kreischefsgehilfe 13.
v. Loudon, Baron 5. 26.
Lues, Kampf gegen die 48.
Luther-St. Katharinen, Pastor 93.
Luther, Firma A. M. 105.

Männig, Predigtamtskandidat 88.
Märtson, Stadthaupt 135.
Malama, Bauerkommissar 13.
Manifest vom 11. August 153 f.
Manteuffel-Katzdangen, Baron 113.

Digitized by Google

Margens, StV. 98.
Marienburg, Brandstifterprozeß 11ff., 114.
Marienhof, Blödenheim 9.
Martschewski, Bauerkommissar 103.
Maydell-Krüdnershof, Baron 76.
Medem, Graf 155.
Medem, Baron, Polizeimeister 46.
Medizinalverwaltung, Reorganisation 102.
Melville, Stadtrat 78.
Merkuljew, StV. 51.
Meyendorff, Baron, Landmarschall 38, 49.
Meyer, Dr. 33.
Michael Alexandrowitsch, Großfürst-Thronfolger 3, 31.
Mickwitz, Pastor 68.
Mickwitz, Redakteur 60.
Mobilisierungen 99, 134, 137, 151.
Moltrecht, Pastor 154.
v. z. Mühlen-St. Petri, Pastor 93.

Naritz, Ortsältester 4.
Navigationsschule in Riga 137.
Nehring, Redakteur 3, 54.
Nekljudow, Vizegouverneur 100.
Neobaltia, Studentenkorporation 116.
Neuland, Pastor 157.
Neumann, Dr. phil. 17.
Nikolai II., S. Maj. der Kaiser 3, 37, 38, 45.
Nolcken, Baron 60.
Norbekow, Polizeimeister 45.
Notstandskomitee f. Marienburg 38.

Oberpahlen 4, 89.
Obolenskij, Generalgouverneur 135.
Oehlkers, Pastor 1.
Oehrn, Generalsuperintendent 9, 49, 68.
v. Oettingen, Herren 98.
v. Oettingen, Dr. W. 104.
v. Oettingen, Frau Dr. 104.
Oppokow, Gymnasialdirektor 30.
Ojoling, Zeitungsherausgeber 157.

Pachtgesetzgebung 92, 96.
Paldrock, Dr. 77.
Panck, Generalsuperintendent 1.
Parts, Oberbauerrichter 88.
Paschkow, Gouverneur 91, 123.
Paßwesen 150.
Pawassar, Pastor 68.
Peet, Redakteur 8.
Pfaff, Dr. 155.
Pferdeausfuhrverbot 87.
Pferdezucht 47.
Pilar v. Pilchau, Landrat 77. 80.
Pilten 121.
Pingoud, Generalsuperintendent 95.
Plamsch, Pastor 7, 12.
Plates, Dr. phil. 49.
v. Plehwe, Minister 143.
Pleske, Finanzminister 45, 83, 107.
Pliß, Protohierej 124.
Pluhme, Wahlamtskand. 149.
Plutte-Olaw, Redakteur 74, 83, 90.
Pohlmann, Baumeister 88.
Pohrt, Pastor, Schulrat 68.
Polizeiwesen 28, 29, 42, 46, 47, 50, 52, 80, 123, 140, 150 f.
Polytechnikum, Rig. 136.
Postwesen 150.
Propaganda, sozialdemokrat. 71, 90, 95.
Propinationsfrage 46, 47, 118.
Provinzialsynode, kurländ. 1.
— livländ. 68, 156.

Rachmanow, Departementsdir. 151.
Raue, Dr. 13.
Raupach, Direktor 30.
Rechtlich, Pastor 68, 103, 156.
Reimann, Pastor 68.
Rekrutenkontingent 135, 144.
Remontemärkte 144.
v. Rennenkampff, Dr. 116.
Reservistenfamilien, Versorgung 108, 154.
Riekhoff, Pastor 68.
Ritterschaften:
— estländ. 3, 38, 51, 80, 94, 134.
— kurländ. 101.
— livländ. 47, 49, 73 f., 80, 87, 98, 107.
Ritterschaftsabgaben, livl. 102.
Röhrich, Steuerältester 85.
Romanow, stellv. Finanzminister 45, 69.
v. d. Ropp, Bischof 85.
Rothberg, Dr. 116.
Rudolphi, Revident 94, 114.
Rujen, Stadtrechte 72.

Sacranowicz, Präsident 49.
v. Saenger, Minister 79.
Sängerfest, lettisches 51, 89.
Sahlit, Brandstifter 11 ff.
Sahlit, Dr. phil. 49.
Sajontschkowski, Bezirksinspektor 100.
v. Samson, E., Agronom 2, 54, 77.
Samuel, Rechtsanwalt 58.
Sanitätskolonne, estländ. 104.
— kurländ. 113.
— livländ. 104.

Digitized by Google

Schablowsky, Rechtsanwaltsgeh. 19, 22.
Schachkongreß, baltischer 100.
Schaumann, dim. Senator 122.
Schaumann, Eugen 121.
Schiemann, Dr. 113.
Schießstellungen 108.
Schiffahrt, Kontrolle 151.
Schiffsbau s. Kriegszwecke 146, 152.
Schilling, Baron 105.
Schistowskij, Ingenieur 75.
Schmidt, G. Stadthaupt 117, 151.
Schmidt, Dr. M. 155.
Schneiders, Stadtrat 32 ff., 35, 78.
v. Schroeder, Pastor Dr. 68.
Schröter, Architekt 49.
Schulangelegenheiten:
— Geschichtsunterricht 10, 95.
— Gymnasialreform 117 f.
— Knabenschule in Windau 10.
— Kommerzschulen 6.
— Kuratorenwechsel 139.
— Mädchengymnasium in Windau 6.
— Privatunterricht 5.
— Schülerexkursionen 55 f.
— Schulprozeß 39.
— städt. Schulkuratoren 106.
— in der Walk. StV.-Vers. 116.
— Wehrpflichtsexamina 112.
Schulz-Zeymel, Pastor 134.
Schutz, verstärkter in D. 50.
v. Schwanebach, Ministerkollege 57.
Schybergson, Bankdirektor 122.
Seeberg, Astronom 71.
Seesemann, Propst 1.
v. Sehrwald, Anwalt 13.
Serafim, Wundertäter 71.
Seraphim, Dr. 61.
Simson, Stadtsekretär 80.
Sinowjew, Ministerkollege 136.
v. Sivers-Euseküll 77.
Skalon, Gardekapitän 104.
Sozietät, livl. ökonom. 60, 77 f.
Sparkassen 97.
Speer, Pastor 145.
Sprachenfragen 9, 37, 84, 103, 148.
Ssacharow, Kriegsminister 84.
Ssasonow, Attentäter 143.
Ssurowzow, † Gouverneur 92.
Sswerbejew, Gouverneur 4, 112.
Sswjatopolk-Mirskij, Minister 157.
Staatsverbrechen, Aburteilung 138.
Stadtanleihe, D. 43.
Stadtverordnetenversamml. zu
— Fellin 28.
— Friedrichstadt 149.
— Jurjew (Dorpat) 5, 35, 44, 80, 98, 111.
— Libau 32 f., 78, 85, 111.
— Mitau 117.
— Reval 1, 29, 46, 55, 111, 119, 156.
— Riga 41, 51, 84, 89, 100, 110, 113 f., 141, 142, 146.
— Walk 7, 37, 44, 55, 94, 110, 116.
— Weißenstein 133.
— Wenden 85, 115.
— Windau 31.
Stegmann, Dozent 77.
Stender, Dr. 105.
Stepanow, Fleckenbeamter 89.
Steuergemeinden, städt. 44 f., 80 f.
Strads, Brandstifter 11 ff.
Strautmann, Direktor 48.
Stremouchow, Geheimrat 145.
Ströhmberg, Dr. 155.
v. Stryk-Tignitz 8.
Studentenkorporation, lett. in D. 46.
Suworow, weil. Generalgouv. 137.
Szembek, Erzbischof 85.

Tawildarow, Geheimrat 151.
Theater, Rigaer Stadt- 7.
— in D. 108, 117.
— russ. in Riga 105.
— estn. in Reval 120.
Tichomirow, Departementsdir. 151.
v. Tiesenhausen, Kameralhofspräs. 118.
Tönnisson, Redakteur 40, 43, 61, 77, 88, 98.
Toll, Baron, Polarforscher 71.
Treu-Dickeln, Pastor 39.
Treugolnikow, G. 124 ff.
Treuland, Volksschulinspektor 90.
Truhart, Dr. 34.
Tschebyschew, Gerichtspräsident 140.

Uljanow, Kurator 102, 139.
Unfallversicherungsgesetz 137.
v. Ungern-Sternberg, Dr. Baron 104.
Universität, Jurjewsche:
— Ärzteexamen 103.
— Bibliothek 147.
— Personal 40 f.
— Privatdozenten 77.
— Rektor 28.
— Theol. Fakultät 90.
— Universitätswechsel seitens Stud. 58.
— Vater-Rhein-Prozeß 98.
— Verlegung nach Riga 39.
Unterrichtswesen, Departement für 151.
Unterstützungskasse d. luth. Gem. 36, 49.

Digitized by Google

Verbrechen, Zunahme 3, 28, 29, 42.
Vereine:
— Anzenscher landw. 46.
— Bauskescher Gewerbe- 103.
— D. Handwerker- 157 f.
— estländ. landw. 2, 54.
— Estonia in Reval 119 f.
— kurl. Kredit- 56.
— Liedertafel in Reval 118.
— livl. z. Förd. der Landw. 32, 156.
— livl. Stadt-Hypotheken- 40, 61, 75, 87, 94, 114 f.
— „Lyra" 44.
— Mitauscher landw. 58, 60.
— Rig. lett. 51, 57, 60, 90.
— Rig. f. schnelle ärztl. Hilfe 89.
— „Rodnik" 30.
— Rujenscher landw. 60.
— städt. gegens. Feuervers.- in D. 91.
— stud. Esten 120, 129.
— Walkscher landw. 48.
— Walkscher städt. Feuervers.- 135.
— „Wanemuine" 43.
— Wendenscher lett. 85.
— Wilnascher lett. 32.
Verordnungen des Gouverneurs für Riga 123.
Verschickte, Rückkehr 151.
Versicherungswesen 93.
Veterinäraufsicht für Pferdehandel 43.
Vierhuff, Dr. 104.
v. Vietinghoff-Marienburg, Baron 12.
Volksschulbehörden, ritterschaftliche 157.
Volksschule, evang.-lutherische:
— Konferenzen 8.
— Lehrerseminare 2.
— Lehrerwahl 36.
— Religionsunterricht 58 f.
— Repetitionsschule 68.
— Schulland 38.
— Schullehrer 29 f.
Volksschule, ministerielle 5, 8, 29, 37, 55 f., 68, 76, 91, 113.
Volksschulen in Rußland 100, 102.
Volkszählung 10.

Waeber, Dr. 34.
Waeber, Redakteur 83, 84.
v. Wahl, Ministerkollege 70.
Wahlreform, städtische 1.
Waisengerichtsglieder, Bestätigung 112.
Walter, Pastor 12 ff.
Walter, Dr. G. 104.
„Warjag", Kreuzer 104.
Wassiljew, Kameralhofspräsident 115.
Wegebau 107, 147.
Wehrpflichtsangelegenheiten 123.
Weinberg, Redakteur 57 f., 74, 75, 84, 90, 99.
Weiß, Dr. 31.
Wjärat, Priester 81.
Wijup, Brandstifter 11 ff.
Wilddieberei 58.
Wiljew, Volksschulendirektor 8.
Willigerode, Pastor 157.
Windau, Verkehrsanlagen 115.
Winter, Stadtrat 80.
v. Wistinghausen, Dr. 31.
Witte, Minister 6.
Witwitzkij, Redakteur 52, 73, 75, 99.
Wizinski, Steuerältester 4.
Wolff-Stomersee, Baron 123.
Wolkonskij, Fürst 59.
Wrede, Baron, Prof. 122.
Wyssotzki, Redakteur 8.
W., Anonymus 153.

Zeichenkurse f. Lehrlinge in D. 158.
Zeitungen (Journale):
— Balss 83, 84, 90.
— Balt. Monatsschrift 99.
— Balt. Westnesis 55, 60, 141, 151.
— Birshew. Wed. 143.
— Deenas Lapa 49, 55, 157.
— Düna-Zeitung 2, 7, 25 f., 36, 37, 42, 44, 55, 61, 71, 76, 84, 85, 89, 98, 99, 100, 135, 141 f., 153.
— Eesti Postimees 124, 139, 145.
— Estl. Gouv.-Ztg. 44, 85, 101.
— Felliner Anzeiger 38, 133, 135, 147.
— Finl. Gaseta 13, 139.
— Graßhdanin 143, 158.
— Kurl. Gouv.-Ztg. 32, 72, 144.
— Lib. Zeitung 34, 78.
— Lib. Sonntagsblatt 3, 34, 54.
— Lib. Nedelja 54.
— Linda 124.
— Livl. Gouv.-Ztg. 50, 89, 115, 123, 147.
— Missioni leht 125.
— Moskowskija Wedomosti 8, 72.
— Nordlivl. Zeitung 4, 5, 28, 41, 49, 61, 88, 114, 139, 147.
— Nowoje Wremja 7, 37, 99, 102, 133, 142, 143.
— Olewik 85, 124.
— Postimees 4, 44, 49, 61, 75, 102, 108, 116, 124 ff., 134.
— Pribaltijskij Kraj 113, 135.

Digitized by Google

— Regierungsanzeiger 3, 73, 85, 87, 96, 100, 101, 117, 118, 123, 136, 138, 140, 144, 151.
— Revaler Beobachter 122.
— Revalsche Zeitung 30, 60, 95, 145.
— Rewelskija Iswestija 76.
— Rigas Awise 32, 36, 50, 54 f., 57, 60, 74, 75, 84, 89, 90, 95, 99, 103, 150, 153.
— Rig. Eparchialzeitung 4, 81, 89, 109, 124, 149.
— Rig. Kirchenblatt 27, 83.
— Rig. Rundschau 2, 46, 50, 55, 56, 60, 97, 118, 136, 148.
— Rig. Tageblatt 1, 10.
— Rig. Garigais Westnesis 81, 156.
— Rishsk. Wedomosti 52, 58, 59, 71, 73 f., 75, 76, 137, 144, 150.
— Rishskij Westnik 4, 8, 9, 25, 30, 37, 38, 39, 40, 42 f., 52, 56, 59, 90, 99, 107, 110, 112, 137, 148, 150, 151.
— Ristir. Pühap. leht 95, 126.
— Russj 139, 143.
— Sakala 8, 89.
— Sönumid 139.
— Sswet 86, 143.
— St. Petersb. Ztg. 56, 86, 147.
— St. Peterb. Wedomosti 122.
— Teataja 38, 46, 56, 75, 80, 91, 95, 120, 122, 126.
— Uudised 46, 61, 98, 99, 139.
— Uus Aeg 29.
— Waimulik Sönumetooja 81.
— Walgus 138.
— Walkscher Anzeiger 37.
— Windausche Ztg. 115.
— Zirkular f. d. Rig. Lehrbez. 58, 83, 140.
Zentralinstitutionen des Minister. des Innern 118.
Zerrin, Kirchenvormund 17, 28.
Zirkulare d. Volksschulinspektoren 98.
Zoege v. Manteuffel, Prof. 100.

Berichtigungen.

S. 83 Zeile 11 von unten lies — Januar 12. statt Januar 15., ebenso auf S. 84 Zeile 13 von oben.

S. 109 lies in der zweiten Tabelle — 11,751 statt 11,715.

S. 116 Zeile 11 von oben lies Birilew statt Berilew.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064478751

Digitized by Google

Forrestal
Digitized by Google

Digitized by Google